No 6891.10
J32.B.2
1904
Vol 64

Deutsche

Roman-Bibliothek

Zweiunddreißigster Jahrgang

Zweiter Band

Stuttgart und Leipzig
Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt
1904

PUBLIC LIBRARY
OF THE
CITY OF BOSTON

Inhalts-Verzeichnis

I. Romane und Novellen

Der Ueberkater. Von Johannes Richard zur Megede 529. 549. 569. 589. 609. 629. 649. 669. 689. 709. 729. 749. 769. 789. 809. 829. 849. 869. 889. 909. 929. 949. 969. 989. 1009. 1029.

Liebe und Ruhm. Von Leonard Merrick 537. 558. 581. 600. 618.

Der Ehrentag. Von E. Lysell-Kilburger 577.

Am Ellwurth. Erzählung von Thusnelda Kühl 637. 656. 678. 702. 716. 742. 763. 783. 804. 817.

Unter den Föhren. Novelle in Briefen von Olga Cordes 695.

Die Geschichte der kleinen Lene. Von Lotte Gubalke 735. 755. 775. 795.

Die weiße Weste. Roman von Teo von Torn 836. 856. 877. 899. 916. 937. 957.

Die Flucht nach Italien. Humoreske von Karl v. Heigel 976. 996.

Die St. Michaelskinder. Eine rheinische Geschichte von Julius R. Haarhaus 999. 1017. 1035.

II. Gedichte

Knabe Zarathustra. Von Richard Zoozmann 548.

Der Garten. Von A. Bessell 628.

Schöne Fahrt. Von Richard Hoisel 628.

Einem Dichter. Von Käte Cajetan-Ailner 677.

Vorwärts. — Grab der Mutter. — Bohnenblüten im Hausgärtlein. Von Christian Wagner 748.

Alte Geschichte. Von Karl Bienenstein 828.

Du hast es gut. Von Marie Wöhler 828.

Karl. Von Wilhelm Lobsien 898.

Könnt' ich das Glück wohl sein. — Nachsommer. Von Helene Svoboda 1008.

DEUTSCHE ROMANBIBLIOTHEK

Wöchentlich eine Nummer | № 27 | Alle 14 Tage ein Heft

Der Ueberkater

Von

Johannes Richard zur Megede

(Alle Rechte vorbehalten)

Erster Teil

Erstes Kapitel

Ich weiß, daß ich sogenannte berühmte Kollegen habe: Murr, Hiddigeigei — Deutsche. Es mögen sogar weitläufige Vettern von mir sein. Die Fürsten dieser Erde nennen sich ja auch ohne Unterschied cher frère, cher cousin. Sie tun recht daran. Denn die Großen jeder Gattung und aller Zeiten eint eine tief innerliche Seelengemeinschaft, und die geistige Einsamkeit trennt sie von dem gemeinen Volk. — Ich verleugne euch also nicht, chers cousins allemands!

Ich habe die Aufzeichnungen des einen, die Lieder des andern gelesen. Sehr humorvoll, sehr tief empfunden! Ich war auch sofort heimisch in dem fremden, harten Idiom. Ich konstatierte mit Genugtuung, daß eminente Gefühle, eminente Gedanken unter dem Katzengeschlecht trotzdem in jenem Volapük niedergelegt sind, die nur die Auserwählten verstehen. Ich habe mit Hiddigeigei gesungen, mit Murr philosophiert. Aber innerlich sind diese Vettern doch nicht frei, sie bleiben Deutsche. Hiddigeigei halte ich für einen poetischen Wolkenkuckucksheimer aus dem Neckartal, und Murr ist zu Zeiten ein ganz engherziger Berliner Lokalpatriot. Und das Schlimmste — sie haben einen Herrn, sie sind treu und schämen sich dessen nicht ... Was sind das für Katzen? — Unser Geschlecht ist das bedeutendste, zielbewußteste, eigenartigste ... Wann waren Könige, Staatsmänner treu? Wann bestand eine wirklich vornehme Ehe anders als auf dem Papier? — Solche Gefühle sollten meine guten Vettern der Plebs überlassen, der Bande, die Mäuse aus Hunger fängt und nicht zum Vergnügen ... Einige Lieder sind gewiß echt! Zum Beispiel über die Liebe philosophiert Hiddigeigei entzückend, und Murr, wenn er in einer Sturmnacht zum Kampf auf die Dächer steigt, hat jenes dämonisch grüne Augenglitzern, das furchtbare Wunden weissagt. Dennoch — jenseits der gleißenden Schneemauern des Monte Baldo, dessen Glanz mir die Augen beißt, lebt ein andres Geschlecht. Der Himmel kann dort nicht so blau sein, die Sonne nicht so prickeln. Es sind törichte Gefühlskatzen mit wilden Instinkten, weiter nichts ...

Ich habe lange gezögert mit diesen Aufzeichnungen, und sie sind doch so sicher nötig! — Ja, es gehört einmal unter euch wahllose Gefühlsphantasten eine Machiavelli-Natur, ein kühler Staatsmann, ein scharfer Menschenkenner, meine hochseligen Herren Vettern ...

Ich bin Italiener, Diplomat, Hotelkater.

Geboren bin ich natürlich auf klassischem Boden — in Rom unter dem Dach des Palazzo Farnese: Der edelste Sproß aus heißer Liebe und weiser Politik. Ich sollte gewissermaßen in meiner Person

die Macht Frankreichs und die Schönheit Italiens vermählen. Mein Vater war Römer, ein wilder, schöner, hochfahrender Nobile. Meine Mutter Vollblutpariserin aus dem legitimistischen Uradel des Quartier St. Germain, pikant, geistreich, mit den anmutigsten Formen, der wohllautendsten Stimme. Ein hoher Beamter der Botschaft hatte diese Vermählung inszeniert — ein diplomatischer Schachzug, der überaus glückte. In dem Wäscheschrank dieses hohen Beamten wurde ich geboren. Von meinem Vater weiß ich nur aus den Erzählungen meiner Mutter. Es war eine Herrennatur von leidenschaftlicher Frauenliebe, aber nur vorübergehender Gattentreue. Meine Geschwister starben früh und keines natürlichen Todes. Ich erinnere mich dunkel der gemeinen, heimtückischen Faust — einer Faust, von der auch noch später die Rede sein wird —, die unsre Familie ausrotten zu wollen schien. Es waren Erwägungen intimster Natur, wie ich jetzt begreife, denn ein spanischer Prätendentenstreit unter uns Brüdern hätte leicht die schwersten Verwicklungen nach sich ziehen können. — Bei Katzen gibt es keine engherzige Nationalität. Wir optieren.

Als mir meine Mutter zum ersten Male von der schwindelnden Höhe des Botschaftshotels die ewige Stadt zeigte mit einem blinzelnden Seitenblick auf den Quirinal und auf den Vatikan, begriff ich sofort, was sie damit ausdrücken wollte. Da das republikanische Frankreich seine großen legitimistischen Söhne zu verbannen beliebt, blieb mir nur noch die Wahl zwischen den langen schwarzen Priesterröcken Seiner Heiligkeit und den funkelnden Bajonetten des nationalistischen Königtums. Ich überlegte lange — und wählte keines von beiden. Das war sehr weise von mir. Diplomaten größten Stils sind keine Pfaffenknechte, aber noch weniger gehorsame Diener des Advokatenkonvents auf dem Monte Citorio . . . Für sie heißt es, zwischen beiden lavieren.

Einige Zeit verblieb ich noch in der Botschaft, scheinbar ohne eine bestimmte diplomatische Mission, obgleich ich behaupten kann, daß kein lebendes Wesen über die Geheimnisse des berühmten Palazzos vom Dach bis zum Keller genauer orientiert war als ich. Wenn es mir beliebt hätte, die Archive zu durchstöbern, Dokumente zu entwenden — Kinderspiel! Ich will die Eisenstangen sehen, zwischen denen mein schlanker Körper nicht geschmeidig hindurchgleitet oder den Botschaftssekretär, dem ich nicht unbemerkt überall nachzuschleichen vermöchte! . . . Aber ich stehle niemals — Nicht, daß mich die Moral daran hinderte! Es gibt nach Machiavelli und Talleyrand, meinen menschlichen chers cousins, keine Diplomatenmoral, und Bismarcks sogenannte geniale Ehrlichkeit war nur eine vorübergehende Verfehlung. Sie wird nie Schule machen und höchstens seinen Nachfolger zu Plumpheiten verleiten. Aber ich hasse platte Gemeinheiten! Ich möchte niemals hinabsteigen zu den berufsmäßigen Mausefängern oder gar den Tölpeln von Hunden, die vor jedem Fleischerladen wie gebannt stehen bleiben. Wenn ich meine köstliche Sahne zierlich ausgeschleckt habe und danach noch etwas Bratenappetit verspüre, gehe ich direkt zum Botschaftskoch und gebe ihm in sanft verführerischen Tönen zu verstehen, daß ich ein auserlesenes Stück wünsche — zur Kritik natürlich, und weil ich die Diners Sr. Exzellenz des bevollmächtigten Ministers höflich, aber streng überwachen muß. Ich verschlinge darum nie einen Knochen, ich lecke ihn fein säuberlich ab, und der Küchenchef hat die richtige Ueberzeugung, daß ein Kater von Welt gourmet, nie aber gourmand sein kann. Die Deutschen, die Hunde so sehr lieben, verwechseln diese beiden Begriffe noch immer.

Zuweilen sehne ich mich nach jener ersten Jugendzeit zurück, obgleich es auch widerwärtige Dienstboten gab, die meinen intimen Schlafzimmervisiten mit einem muffigen Besen entgegentraten — und schlecht erzogene Attachés mit gemein kläffenden Forterrier[illegible] offenbar unfähige Diplomaten, die mit Bismu[illegible]rd dem Reichshund kokettieren wollten. Zum Di[illegible]n gehört nun einmal die Katze in irgend einer [illegible]. Aber plötzlich wandte sich das Blatt. Je[illegible] Beamte, der meine Eltern zusammengekuppe[illegible] und eben beschäftigt war, meiner untröstlichen [illegible] einen zweiten Gatten zuzuführen, lockte mich e[illegible] Tages vom Dachfirst, wo ich gerade andächtig de[illegible] Frühlingsgesang einiger Zugvögel lauschte, mit allerlei süßlichen Komplimenten, deren zudringlicher Beflissenheit ich berufsmäßig nicht traute. Aber er hielt in der Hand einen jungen Sperling, dessen Banditengezwitscher mich magisch anzog. Den Vogel bekam ich allerdings nicht, aber ich selbst wurde in einen freundartigen Käfig gesteckt, den ich später als hengepolsterten Bastkorb erkannte. Ich war wohl an alle diplomatischen Winkelzüge, aber nicht an so grobe Treulosigkeiten gewöhnt, und erst im letzten Augenblicke versetzte ich darum einen sanften Biß jener heimtückischen Hand, die meine Brüder gemeuchelt hatte und die sich jetzt wie zum Abschied liebkosend zu mir ins Gefängnis streckte. Von da ab weiß ich nur, daß es auf einmal sehr dunkel wurde und daß später ein furchtbares Rütteln anfing. Ich war empört, auf jeden weiteren Schurkenstreich gefaßt, aber ich erkannte sofort, daß Toben sinnlos sei. Ich hielt ohne wilde Klage einen Tag und eine Nacht in dem schaurigen Verlies aus. Nur wenn meinem Korbe ein plumper Schritt nahte, erging ich mich in den sanftesten Mians, einem wahren Sirenengesange. Einige Male lachten

darauf grobe Menschenstimmen, ein andres Mal bohrte sich ein Finger durchs Geflecht. Ich benahm mich wie die Sanftmut selbst. Aber als sich mein Käfig endlich öffnete, sprang ich dem ersten besten dieser vermeintlichen Verräter an die Kehle. Ich glaubte sicher, einer diplomatischen Intrige zum Opfer gefallen zu sein, und das Schicksal der eisernen Maske stand mir vor Augen. Ich hatte mich geirrt ...

Es ist der Unterschied zwischen großen und kleinen Geistern, daß die kleinen ihre Fehler nicht einmal sich selbst eingestehen, während die großen dies sogar aller Welt offen kundtun. — Ich hatte in der Tat einen Fehler begangen: Der Mann, an dem ich vor Wut fauchend mich festkrallte, war ein mächtiger Mann, der Besitzer des Hotels, und wahrscheinlich in der Lage, mich mit Hilfe seiner Leute sofort in dem See zu ertränken, dessen duftigblaue Kristallflut keine hundert Schritt von unserm Kampfplatz recht unangenehm einladend herüberleuchtete. Es war also kein Diplomatenkniff gewesen, dem ich zum Opfer fiel — ich war einfach für schnödes Geld verkauft worden. Verkauft — und wahrscheinlich sehr teuer! Erst drückte mich diese häßliche Tatsache wirklich nieder, und es bedurfte einer exzellenten Fischpastete und mehrerer Sahnentöpfe, um mir wenigstens körperlich das Gleichgewicht wiederzugeben nach einem Fasten zu so unpassender Zeit. Bald merkte ich, daß auch die Gemütsdepression nicht unbedingt vonnöten ... Ein staatsmännischer Geist muß klug mit den Zeitläuften rechnen, ohne dabei irgendwie seine Persönlichkeit aufzugeben. Man kauft und verkauft nun einmal Katzen — und diese menschliche Gewohnheit ist eigentlich für mich sehr schmeichelhaft. Man bezahlt doch nur Schönheit oder Geist, und bloß beides zusammen mit so ungeheuerlichen Summen, wie sie ohne Frage nur für mich angelegt worden sind.

So bin ich also Hotelkater geworden, eine Stellung, die alle Mäusefänger ersehnen, die aber nur von zünftigen Diplomaten ausgefüllt werden kann. Es gehört neben der untadeligen Geburt, den Aristokratenallüren, jene kluge Mäßigung dazu, die alles weiß, aber nichts mit Namen nennt. Ein Hotelkater muß sich mit gleicher Grazie an den parfümierten Seidenrock einer Prinzessin schmiegen, wie den plumpen Nagelstiefel eines Brillenprofessors umschnurren. Auch der unbedeutendste Gast darf mich streicheln, bevorzugte Persönlichkeiten dürfen mich sogar auf den Schoß nehmen, aber ich gleite sofort mit einem kühlen Miau zur Erde, wenn die Liebkosung zudringlich wird. Ich bin darum aller Welt öffentlicher Liebling, aber niemandes unbedingter Freund. Ich würde mich zum Beispiel doch ganz gewiß weniger leicht von dem Wirt, dem Oberkellner, dem Koch und allen jenen guten Leuten, die mich mit Recht verehren, trennen, als von einem englischen Griesgram oder den nervösen alten Tanten, die sich an meinem Sammetfell ihren staubigen Lodenrock zu verderben fürchten. Ich werde die törichte Schwäche der einen und die Brutalität der andern gleichmäßig belächeln und zu meinen Zwecken benutzen. So delektiert sich mein Geist immer, und meine Seele belastet sich niemals unnötig. In Wahrheit bin ich in meiner weißen Mäßigung vollkommen frei. — Das ist eben der Sohn der Botschaftskatze. Wie würde sich meine kluge französische Mutter freuen! ... Doch gibt's auch Zeiten, wo das heiße italienische Blut meines schönen Vaters leidenschaftlich wallt.

Ich heiße hier schlechtweg Carlo wie ein Prinz von Geblüt, heimlich füge ich hinzu: Macchiavelli, der Staatsmann. Innerlich stehe ich dem großen Florentiner doch wohl am nächsten.

Wir haben jetzt Anfang Februar — und die Saison sollte beginnen. Unser Hotel ist natürlich das erste in einer kleinen, dumpfigen, entzückend winkligen Stadt mit ganz auserlesenen Straßengerüchen Wir liegen an einer blauen Bucht des Gardasees, dessen Wasser vielleicht besser täte, weniger nahe zu sein. Sonst ist der See riesengroß, und ich blinzle mir vergebens die Augen aus, um ihn in seiner ganzen Breite zu überblicken. Ringsum Hügel, Berge, Schneegipfel. Wer ein Deutscher und treu ist und eine grandiose Natur liebt, wird bei jeder Beleuchtung und jedem Wetter auf seine Kosten kommen. Mir genügt der Sonnenschein des Hotelgartens; die Froschjagd auf den geschorenen Wiesen und zwischen den immergrünen Bosketts hindurch ist ein so reizender Sport, der meine Anmut in bestem Licht zeigt. Auch ist nichts behaglicher, als in der Mittagsglut auf der Kaimauer zu träumen. Ich schlummere, phantasiere, schaue und habe zur Zugzeit den Vogellaut wirklich gern — lieber allerdings noch das warme Blut der freundlichen Sänger selbst. Wenn der Dampfer bei uns anlegt, geruhe ich entweder in scheinbarer Apathie im Grase zu blinzeln oder ich gehe auch wohl den Gästen höflich entgegen. Es freut mich doch immer wieder das menschliche Verständnis für Katzenschönheit.

Bei Regen oder Wind hüte ich das Haus. Natürlich ist es auch kein großes Haus. Die Riesenhotels der Weltstädte sind im Grunde nur auflackierte Karawanserein ohne Traditionen, ohne Eigenart, jeder Gast im besten Falle so viel wert wie die Zimmernummer an dem geschmacklosen Riesenbrett, wo die unzähligen Schlüssel hängen.

Unser Hotel hat einen ganz kleinen, einfachen Speisesaal mit dem Blick auf den Garda, ein dämmriges Vestibül, gemütliche Zimmer und so viel Treppen und Korridore, daß seine maßvolle Größe nur intim

wirkt. Zurzeit sind wir etwas verwaist. Eine Stangen-Gesellschaft reiste gerade ab — ein toller Mischmasch von alten bildungswütigen Kanzleiräten, reich gewordenen Fleischern, schutzlosen Jungfrauen u. s. w. Die guten Leute rackerten sich zu Fuß und zu Wagen maßlos ab, und ich hatte die lächelnde Ueberzeugung, daß die ewig wechselnden Figuren eines Kaleidoskops in meiner Seele bedeutend schärfer haften würden, als in diesen Geistern das Bild der sogenannten schönen Gegenden. Der geschäftige Reisekurier rannte mich beinah um. Pöbel! Sonst haben wir wohl Tagestouristen, die sich erst die Brille umständlich aufsetzen, um die lächerlich kleine Rechnung zu studieren und denen der Hausdiener stets wehmütig enttäuscht von der Landungsbrücke nachsieht. So was zählt für mein Gefühl nicht.

Auf längere Zeit scheint sich nur ein einziger Herr hier eingerichtet zu haben. Deutscher, brünett, sehnig, verbrannt wie ein Mohr und weder hübsch noch häßlich, aber mit ein Paar großen, grauen, klugen Augen, die selbst über unsern unvergleichlichen Garda mit einer gewissen Geringschätzung zu gleiten scheinen. Er hält was auf sich und erscheint auch zu seiner einsamen Mahlzeit immer im Diner-Jackett. Er heißt Robert Rin und wird von unserm Oberkellner höflich M. de Rin (französisch gesprochen) tituliert. Ich wußte nicht, was ihm diese Standeserhöhung eintrug, denn er bewohnt ein mäßiges Zimmer und trinkt nur Landwein — aber Oberkellner haben oft richtige Instinkte. Der Mann ist Mitte Dreißig und kraxelt viel in den Bergen herum. Er ist wohl Reisender, Naturwissenschaftler oder etwas ähnliches. Anvertraut hat er mir's nicht; denn er trägt eine äußerste Reserve und Schweigsamkeit zur Schau, und ich traue seinem energischen Munde zu, daß er kurz befehlen kann und daß ihm schlennigst gehorcht wird. Doch er bekommt täglich Korrekturen zugeschickt, in denen unnötig viel von Kamelen und Pflanzen die Rede ist, und zwischen die er mit einem Bleistift ziemlich undeutlich hineinkritzelt. Vielleicht will er sich auch von einer großen Expedition erholen und nebenbei die äußerst seltene Flora unsrer Riviera di Gargnano studieren. Ich habe mich ihm gewissermaßen attachiert, weil er der einzig wirkliche Herr hier ist und mich nicht mit wahllosen Schmeicheleien langweilt. Seit einigen Tagen regnet es wie auf Stiefkinder, und auch einem philosophischen Staatsmann möchte das Leben grau erscheinen.

Wir beide sitzen jetzt häufig zusammen im Konversationszimmer. Er schreibt, und ich strecke mich harmlos blinzelnd auf demselben Tisch. Er beginnt gleichfalls eine Art Tagebuch, und das vielleicht aus denselben Motiven wie ich. Der Originalität halber flechte ich von seinen Aufzeichnungen hier ein. Uebrigens sind und bleiben auch kluge Menschen Phantasten.

*

Ich habe meine Korrekturen glücklich beendet. „Die Sahara und ihre Pflanzenzonen" wird in die Welt gehen, aber schwerlich den Erfolg ernten, den mein junger Verleger erhofft. Vielleicht ist's meine Schuld, denn der dürre Titel dürfte nie ein großes Publikum finden, und der Autorname „Robert Rin" ist nicht aufregend. Natürlich hätte es besser geklungen: „Die große Wüste, Karawanenritte durch die Sahara" von Robert, Grafen zu Rhyn. Aber erstens war ich niemals selbständiger Führer einer Expedition, sondern nur ihr wissenschaftlicher Begleiter, und zweitens möchte ich meinen Namen nicht als Reklameschild benutzen. Ich bin keineswegs reich und habe nur die Prätensionen jedes anständigen, ernsten Menschen. Mein Vater schon, der, aus mir unbekannten Gründen, in die Schweiz auswanderte, nahm die ältere Schreibweise: „Rin" wieder an und hatte selbst kein Interesse, in einem republikanischen Lande mit einem deutschen Grafentitel zu paradieren. Ich [illegible]e mich Robert Rin wie er schlechtweg, und [illegible]mal nach den Grafen zu Rhyn gefragt w[illegible]h immer gewissenhaft erklärt, daß ich mein[illegible] der einzig lebende Graf zu Rhyn sei. Es [illegible] unbewußte Eitelkeit in diesem gewöhnlichen Versch[illegible] liegen — aber dann ist diese Eitelkeit älter als i[illegible] und ich habe sie nur von meinem Vater überkommen.

Ich sollte mich allmählich an die Winterflora dieser Riviera oder des Monte Baldo machen, aber es regnet, regnet ... Die langjährige schlechte Gewohnheit, ein Reisetagebuch zu führen, verleitet mich dazu, diese müßigen Stunden mit Plaudereien über mich und für mich auszufüllen. Der Garda ist mein ältester südlicher Bekannter, und ich habe ihn immer von allen oberitalienischen Seen am meisten geliebt.

Alter, blauer Garda, du benimmst dich deinem alten Freunde gegenüber infam! Sollte deine Wiedersehensfreude wirklich so triefend naß, so frostig kühl sein? — Das letztemal vor sechs Jahren lächeltest du wenigstens matt, und eine frische Brise kraute deine stahlgrauen Wasser, als die kleine prustende Bergbahn sich bis zur Höhe von Nago durchfauchte und du in einem ganz heimlichen Sonnenblinken für einen Moment den Mann wiedererkanntest, dem du als jungen Studenten so tief und schön zugelächelt hast ... Ja, das waren andre Zeiten! ... Es ist so lange her, daß es beinahe schon nicht mehr wahr ist — sechzehn Jahre. Auf dem Brenner lag der Tannenwald noch in Schnee begraben, und dicke Eiszapfen wuchsen aus dem grauen gesträubten Schnurrbart des Tiroler Streckenwärters. Es war ein Bummelzug, und der Eiswind blies uns

fast von der Paßhöhe. Aber schon hinter Gossensaß begann der Süden silberflutend über die Schneewächten zu rinnen, bei Bozen versuchte die Sonne vorzeitig den Magdalener Wein zu kochen, und in Rovereto stach mir der heiße Glanz der Firngipfel in die Augen. — Und erst als ich in Mori in die klapprige italienische Diligence stieg mit dem Rucksack, dem Plaid, der fiebernden Erwartung des Südens! — Ich vergesse es nie — und wie jung ich noch war! ... Ach, wenn doch noch einmal dieses Kinderentzücken wiederkäme, dieser Jugendglaube, diese Torenhoffnung, die eine fast mönchisch strenge Erziehung nicht vernichtet, nur gestärkt hatte! ... Und wie sich der Wagen durch die Berge wand, das braune, starre, rissige Felsgestein, so wundervoll grell leuchtend — wie Loppio auftauchte inmitten enger, stummer Riesenwände — der kleine, kühle, melancholisch grüne See. Und wie weiterhin der Monte Baldo seine Trümmerfelder ausschüttete, diesen gewaltigen Moränensturz, der in zahllosen verwitterten, unmöglichen Gigantenbrocken das wilde Hochtal übersäte — eine grandiose Wüstenei, die mich umstarrte, erschreckte, mir das Bild der Urgewalten, des Eises erkaltend widerspiegelte. Und darüber die Bastowand heiß, weiß, flimmernd, mir das siegende Leben zu zeigen, die Kräfte des Werdens, die Sonne ... Damals kam mir der Gedanke, Naturwissenschaften zu studieren, der Knabenwunsch, wissend in jene Tiefen des großen Gebärens, Sterbens zu schauen, das auch später uns immer reizt, lockt und um so unnahbarer sich verschließt, je leidenschaftlicher unser Verlangen zu seinen Mysterien hinabsteigen möchte ... Es war die himmelstürmende Jugend, der unbewußte Drang der inneren Kräfte — allmählich wandelte sich der Geologe dann zum Pflanzengeographen. — Es war damals doch ein feierlicher Moment, ein ehrfürchtiges Erschauern, das ich noch in der Erinnerung spüre! ... Dann kam Nago, das schwarze, schmutzige, verfallene Banditennest, über dessen Vignenmauern mich die erste schwermütige Zypresse und der erste goldige fruchtschwere Orangenbaum zugleich grüßten. — Es war auch ein Wunder: der Grabwächter dicht bei den Aepfeln der Hesperiden. Ich war gerade Student geworden und suchte hier dem geheimnisvollen Pfade zu folgen, der Tod und Leben so unmittelbar verbindet — heute gebe ich mich mit so unfruchtbaren Dingen nicht mehr ab, — da rief plötzlich ein zerlumpter italienischer Arbeiter neben mir: „Ecco, Signore, la Garda!“ ... Da sah ich dich zum erstenmal von Angesicht zu Angesicht: blauer, tiefer, ernster See — ganz unten die glückselig leuchtende Azurflut zwischen schroffen, stummen, grauen Alpenketten gebettet. Da lief die Ponalestraße wie eine Schlange die Steilküste entlang, da dräute der vielzackige Riesenhang des Monte Giumella, da schob sich wie ein Kap der starre Fels von Tremosine weit in die Flut! — Und darüber hinaus leuchtete, glänzte, blitzte aus dunstiger Bläne der Süden, das Licht. Es war wirklich ein Wunder! Und ich eilte, auf den Dampfer zu kommen: ich hatte das Gefühl, als wenn ich den Inseln der Seligen entgegenführe.

Und neulich? — Die Felsmauern türmten sich ebenso starr und gewaltig wie einst, aber der See zeigte das trübe, grünölige Grau, die Kielwelle zuckte schmutzig weiß am Gestein empor. Kein Licht, kein Leben — nur der wie Nebel niederrieselnde Regen. Limone mit seinen sonderbaren Schutzhütten für die Zitronen, kahl, frostig, — Malcesine und sein Venezianer Kastell nur düster. Als wir wieder nach dem Westufer hinüberdampften, kreuzte eine große Segelbarke, das braunrote geflickte Segel trübselig, der Kurs schwer ... Das ist doch keine Südenfahrt! Und als endlich hinter Tremosine der breite üppige Vegetationsgürtel der Riviera auftauchte — auf sanft ansteigendem Vorland die grauernsten Olivenwälder, die Limonenterrassen, die wuchernde Agave am Fels —, da erkannte ich in der ekelweichen Regenluft, die auf das reiche, alte Gartenland drückte, in dem schläfrigen Dunst, der um die Küstenberge wallte, so daß nur die gigantische Ungestalt des Monte Castello tot, wie ein Riesensarg, durch diese Tagesdämmerung starrte — das Land nicht mehr wieder, das mir einst als der Inbegriff von südlicher Kraft und sonniger Gestaltenfülle erschienen war ... Maderno, dessen weite, sanfte Bucht sonst wie ein Traum blaut, Gardone, das ein riesiges Schwindsuchtshotel hinter hohen, frohen Palmengängen versteckt, Salò, dessen bröckelnde, bunte, sorglose Armut sich so malerisch in dem schmalen, blauen, tiefen Golf spiegelt: sie alle haben sich zum Norden bekehrt, zu schwermütigem Sinnieren, zu farblosem Schweigen.

Ich ging sofort auf mein Zimmer und fühlte keine Versuchung, noch einmal auf den See zurückzuschauen, dessen mächtig weites Becken im Regen und Dunst mit dem Himmel verschwimmt ... Ich kenne die ganze Welt ungefähr — ich habe Gewaltigeres gesehen an Bergen, Reicheres an Vegetation, vielfältigere Formen, sattere Farben, in einem intensiveren Licht, als es jemals der alte Garda auch bei bester Laune zu spenden vermag —, aber es war doch nun einmal der erste, unbefangene Eindruck des Südens, den ich hier empfing und nicht vergaß. Wo Rins fühlen, sind sie treu. Du solltest deine wirklichen Freunde freundlicher empfangen, lieber See, und dein mißmutiges Gesicht wahlloseren Bewunderern zeigen. Ich hoffe, du bekehrst dich beizeiten. Es könnte sonst dir mit mir so gehen, wie mit meinem Vater, der die drei

Orte Rovereto-Riva-Salò, die mir in so köstlicher Erinnerung sind, einstmals liebte und dann mit einer mir unverständlichen Konsequenz haßte. Er mochte überhaupt Erinnerungen nicht . . .

Es ist heute der Todestag meines Vaters. Sein Wahlspruch hieß: ‚Nicht die Toten sind zu beklagen, sondern die Lebenden‘ . . . Aber wenn du auch Erinnerungen verachtetest bei Lebzeiten — an deinem Sterbetag will ich doch erst recht des hohen Prinzips gedenken, in dem du mich erzogen und außerhalb der Durchschnittsreihe gestellt hast: ‚Gib niemand Rechenschaft als dir selbst!‘ — Dem Kinde war das hohler Klang, dem Knaben dunkle Weisheit, dem Manne Erleuchtung. Denn wer sich gewöhnt hat, unbedingt Rechenschaft zu geben sich selbst, der kann auch Gott und den Menschen Rechenschaft geben zu jeder Stunde.

*

Allmählich beginnt sich das Hotel zu füllen. — Ein großer Satiriker, der ausgesprochen sänft, ein kleiner Komödiant, der nur den Namen mit einer großen Nichte gemein hat. Der Satiriker ist ein Charakterkopf: aufgeschwemmtes Gesicht, Wippnase, mit einem halb eingekniffenen Auge, das sicherlich sehr scharfe Porträts aufnimmt. Sonst ist ihm wohl auf dieser Welt alles Wurst, ausgenommen seine Frau. Frau und Insel — manchem geht's nun einmal nicht ohne beides. Der Komödiant ist älterer Elegant, hübsch, der flachste Spaßmacher und der geborene Picknickarrangeur. Er stellt sich aller Welt vor und spricht mit allen, und alle sagen ehrfürchtig: „Ah, der Onkel von der berühmten . . .“ Auch ein Ruhm! . . . Also der große Mann säuft, der Komödiant trällert. Nächstens könnten auch weniger berühmte Leute kommen. Vorläufig ist mir noch der hiesige Hotelkater der interessanteste Genoß. Ein wirklicher, weißer Prachtkerl mit ganz blauen, kühlen Augen und auf seine Art sicher äußerst hochmütig und exklusiv. Wie ja auch sonst die Erfahrung zeigt, daß Edeltiere und Prachtpflanzen sich gern absondern. Jedenfalls ist es ein Kater von tadellosen Manieren, der sich ganz selbstverständlich auf meinen Schreibtisch pflanzt und von dem ich die instinktive Ueberzeugung habe, daß er nie das Tintenfaß umwerfen oder mein Papier beschmutzen würde. Etwas Größenwahn hat er . . . Ob er am Ende lesen kann? — Von der kindlichen Ansicht, daß Tiere nur Instinkt haben, ist heutzutage doch jeder Gebildete frei.

*

Es regnet nicht mehr. Der feuchtgrüne Lorbeer im Garten schüttelt sich. An den schwarzen Edeltannen zittert der kristallene Tropfen. Aber kein Duft, kein Leben! Die Berge hüllen sich in schweren Dampf. Der See ist matt, grämlich, ohne Laut, ohne Farbe. Wo sonst der breite Buckel des Monte Baldo sammetweiß das Wasserblau grenzt — ein träge wallender Nebelvorhang. Das lang hingestreckte, duftig geheimnisvolle Feeneiland der Isola Lecchi, anzuschauen wie ein dunkles stummes Riff — eine wirkliche Toteninsel. Und dazu bimmeln die ganze Riviera lang die Kirchenglocken, italienische Glocken mit den eigentümlich hastenden Operettenmelodien. Ich absolviere gewissenhaft täglich die bodenlose Seepromenade nach Gardone. Die Wolken kriechen längs der Uferberge, die Olivenhänge in mürrischem Grau, die Zypressen kohlschwarz; die schönen Parkgärten am Ufer träumen von Sonne und Frühling. In Bozen soll's noch schlimmer sein. Das ist der Hoteltrost.

Dabei kommen immer neue Gäste. Ich könnte fast alle entbehren. Da ist die übliche Rivierawitwe mit den Perlenboutons im Ohr und dem Falkenblick für unverheiratete Männer. Einer von uns wird daran glauben müssen — hoffentlich nicht ich. Sie besitzt ein so energisches Kinn wie die Herzogin Hadwig und hat ihren ersten Gatten wahrscheinlich rasch totgepflegt, damit die zweite, die vierzigjährige Jugendblüte nicht ungenützt verstreiche. Ich gönne die sehr respektable Dame meinem neuen Nachbarn, einem österreichischen Pensionär, der mit dem steinernen Gast eine verzweifelte Aehnlichkeit hat. Vielleicht ehelicht sie auch der Maler mit den Storchbeinen und dem Dorschkopf. Die Genialität sitzt ihm wahrscheinlich in den Ledergamaschen und die Höflichkeit nicht auf der Zunge. Aber man täuscht sich. Ich beneide ihn um sein tadelloses Italienisch und die Ungeniertheit, mit der er sich auf jeder Chaiselongue lümmelt . . . Am unheimlichsten ist mir ein preußischer Major, der immer unruhig auf und ab wandert. Er hat die Schießinstruktion für die Infanterie mit auf die Reise genommen. Hätte er sie zu Hause gelassen, wäre seinen Nerven das jedenfalls dienlicher gewesen. Es bilden sich die bekannten Sympathiekreise. Die Neulinge scharen sich voll Ehrfurcht um den Komödianten, die alten Bäderkenner sondieren erst. Ich lebe in einer Todesangst, daß die energische Witwe nächstens singt, und daß ich zuhören muß. Ich spreche kaum mit jemand. Es ist eine Gesellschaft, die gleich persönlich wird und einen ausfragt. Vielleicht guckt auch auf einmal der Graf 'raus, der leidenschaftlich gern mit jedem übelriechenden Negerhäuptling Blutbrüderschaft macht, aber in Europa auf keinen Fall unter seinem Stande verkehren möchte. — Es sind aber auch in der Tat wenig interessante Leute hier. Selbst der große Satiriker guckt für einen anständigen Menschen viel zu tief ins Marsalaglas. — Wirklich sympathisch ist mir nur die Frau des preußischen Majors, eine sehr junge, sehr feine Frau mit einem

hübschen Kinde, die beide höflich gegen jedermann sind. Es ist das die gute, deutsche Erziehung. Ich weiß nicht, warum mir die Frau leid tut. Er hat mir in den wolkigen Augen so was unheimlich Unstetes, und sie sieht ihn immer ängstlich an. Der Mann ist wohl kränker als er aussieht — und die wirklich barmherzige Schwester schläft bei guten Frauen ja nie ... Am Ende ist diese junge Frau das Genre, das ich am meisten liebe, weil es uns, wenn wir alt geworden, die Heimat, die Ruhe, den Frieden bedeutet. Bei gutem Wetter — was braucht man da ein Heim? Aber bei schlechtem ... Ja, Robert Rin, wir sind vierunddreißig Jahre, und es wird uns doch erst ein wenig spanisch vorkommen, wenn wir zehn Jahre später unbedingt zum alten Eisen gerechnet werden!

Aber ich schreibe ja Unsinn. Ich bin doch ein verständiger Mensch, der sich nicht nach etwas sehnen soll, das nicht zu seinem Berufe paßt. Wem eine Frau gehört, der gehört nicht mehr sich selbst. Und ich habe mich selbst sehr nötig! Mein Beruf war freie Wahl, und er verlangt mich ganz. Er hat mir andre Wege gewiesen als andern, er hat mir aber auch andre Freuden gegeben als andern. Mir wird's im Alter auch mal eine Hausdame tun ... Im übrigen, Rins sollen nicht heiraten.

Und wie der Teufel immer geschäftig ist, hat er uns gleich heute zwei Ehepaare beschert: das Geld und die Liebe ... Geldheiraten sind ja die Vernunftheiraten par excellence. Aber wie fabelhaft teuer sich auch einer verkauft, er verkauft sich doch lächerlich billig. Auf das Glück warten bis nichts mehr vorhanden? — Denn dann beginnt doch erst das Eheglück solcher Leute. Aber für diese Weisheit ist selbst die Wissenschaft nicht kühl genug.

Das nennt sich nun Hochzeitsreise, Flitterwochen! — Er ist Oesterreicher, Offizier mit der geölten Frisur, dem hübschen Kadettengesicht! Der Wiener Schick, die Kellnergrazie — Mädchen fürs Herz findet so einer übergenug.... Und dagegen sie, weder jung, noch hübsch, noch liebenswürdig. Und dennoch — sie essen apart. Gleich nach den Früchten brennt er sich die Virginia an, verbarrikadiert sich hinter der „Neuen Freien Presse". — Sie liest auch, aber wie eine Frau liest, die einem Manne gegenübersitzt — zerstreut, nervös. Er dagegen ist die satte Ruhe selbst. Zuweilen sieht sie auf, fragt etwas, leise, schüchtern, sie kennt ihn schon. Und er antwortet auch — achselzuckend, kurz zwischen den Zähnen durch, mit schlecht verhehlter Abneigung. Wenn man das Geld sicher hat, braucht man ja keine Gefühle mehr zu heucheln ... Dann schweigen sie wieder. Ihr ist das Zeitungsblatt auf den Tisch gesunken. Sie weiß alles — und hofft noch noch alles. Da tut mir die Frau furchtbar leid. Die fahlen Augen haben den Charme des Leidens, der Resignation — und die törichte Liebe zuckt doch durch ... Nach fünf Minuten fragt sie wieder. Dasselbe suchende Lächeln, dieselbe geärgerte Antwort. Um halb zehn gehen sie: gelangweilt er, öde sie, eigentlich schon uralte Menschen auf der Hochzeitsreise. Was Takt hat, sieht ihnen nicht auffällig nach. Und erst an der Tür erinnert er durch den chevaleresken Schwung, mit dem er ihr den Vortritt läßt, an die fade, wortlose Höflichkeit des Friseursalons. Er mag sein, wer er will, er mag heißen, wie er will — ein gemeiner Kerl bleibt er doch. Vor allem diese Kavaliersbewegung an der Tür — solche Form ist keine gute Gewohnheit, nur schlechte Kulisse. Und wenn ich irgend etwas auf der Welt hasse, so ist es die Kulisse, das unwürdige Theater der Herzensroheit. Ich mag nun ein besonders parteiischer Mensch sein oder ein besonders übelwollender Beobachter, aber bei einem solchen Anblick wie heute schäme ich mich immer meines Geschlechts. Das wollen Männer sein und sind nicht einmal Schurken. Ich danke für die Ehre!

Die Liebe auf der andern Seite präsentiert sich freilich ganz anders. Sie haben wohl auch die allerersten Freuden hinter sich. Er wird norddeutscher Dozent sein und trinkt gern echtes Bier. Aber sie ist reizend — jung, frisch, hübsch, mit den schelmisch neugierigen Augen der Hochzeitsreise. Sie lacht viel und zeigt dabei die weißen Zähne. Sie sieht sich ungeniert um. Es ist die grüne Wissenschaft der jungen Ehe, das Hochgefühl des vollen Besitzes ... Und wie nett sich die beiden unterhalten! — Sie essen auch apart, und ich sitze ihnen gerade gegenüber. Er ist sicher Germanist oder so etwas. Sie sprechen immer viel und lebhaft über Literatur, die sogenannten Größen — aber halblaut, nur für sich. Sie urteilt frei von der Leber weg, sie urteilt so köstlich jung! Natürlich interessiert sie von uns am meisten der Satiriker. Sie studiert das fettige Trinkergesicht, die humoristisch eingekniffenen Augen. Dann beugt sie sich zu ihrem Manne und tuschelt und lacht. Und er hebt beschwichtigend die Hand: „St . . st . ." Der große Mann darf nicht erzürnt werden. Was sie sagte, war ganz sicher eine unvorsichtige Bosheit! — Den großen Mann würde es aber nicht anfechten. Der ist Alkoholphilosoph, und er trinkt seinen Rum am Garda so unentwegt wie in Berlin. Neben ihm hat sich die Rivierawitwe eingeschunggelt. Nachdem sie der Reihe nach uns Unverheiratete interviewt und keine Gegenliebe gefunden hatte, will sie jetzt wenigstens einen Gedankensplitter für ihr Poesiealbum herausschlagen ... Das junge Ehepaar empfiehlt sich selten vor elf. Dazu sind ihr Table d'hote-Säle viel zu interessant — und weiß Gott, ob die Kinder noch

jemals eine Italienreise gestatten werden. Darin sind junge Frauen oft kluge Realisten. Und wenn sie dann zum Abschied die flüchtige Verbeugung nach unserm Eßtisch machen — er, der forsche, etwas korpulente Herr mit der martialischen Quart und dem besänftigenden Professorenkneifer, etwas eckig; sie, die schlanke Gestalt in dem grauen Reisekleid, etwas schnippisch und doch sicher die beste Frau, der beste Kamerad zugleich — dann sehen wir Männer ihnen neidisch nach.

Mich packt dann urplötzlich die blasse Angst vor dem rheumatischen Alter der mürrischen Einsamkeit. Ich sollte wirklich auch eilen, unter die Haube zu kommen . . . Hinterher muß ich mich belächeln. Frauen sind doch nur Surrogat, sie füllen niemals die Tiefen des Lebens ganz aus. Und eine Geliebte — eine, die man wirklich lieb hat? — Das ist eine kostspielige Neigung erstens. Auf meinen kleinen Reisen hielte sie mich nur ab; auf größeren Expeditionen könnte sie mich doch nicht begleiten. Und dann würde ich auch Treue von ihr verlangen, eine unverhältnismäßige Treue, die ich ihr in jahrelanger Abwesenheit doch nicht halten könnte trotz aller Wissenschaft, und die sie mir unentwegt halten soll in der Langenweile, der Einsamkeit, der Armut vielleicht . . . Und dann komme ich am Ende gar nicht mehr zurück — es sind verlorene Tage. Das sündige Leben hat doch schließlich auch sein Recht! Aber schade ist's, daß ich mich niemals ernstlich engagierte. Es war immer längst beendet, noch ehe es eigentlich begann. Ich habe schöne und häßliche, immer etwas brutale Erinnerungen aus aller Herren Ländern — aber kaum eine flache, prickelnde, angenehme, wie sie der preußische Leutnant zu Dutzenden hat . . .

*

Die beiden Ehepaare sind wieder abgedampft. Das „Geld" mit einem kostbaren Riesenbukett, die „Liebe" mit einem selbstgepflückten, noch tropfenden Myrtenzweig. Jetzt fangen dafür die Klageweiber beiderlei Geschlechts in unserm Hotel zu jammern an. Der preußische Major starrt in seine Schießinstruktion, der steinerne Gast schlürft mit einem wahren Mephistolächeln seinen Morgenkaffee. Die Witwe mit den Perlenboutons und dem Poesiealbum packt wütend ihre Koffer — sie braucht wirklich Sonne und Liebe, und mit vierzig Jahren ist jeder Tag unwiederbringlich. Der große Satiriker hat sich noch nicht geäußert, ihm ist das trübe Kneipenwetter gerade so recht. Der Komödiant trällert weiter. Ich aber habe mich nachträglich geärgert, wegen so einem bißchen Regen und Dunst dem alten Garda schon böse geworden zu sein. Das ist das Zeichen einer mangelhaften Erziehung, einer bedenklichen Geistesleere, wenn man zum Wohlbefinden immerfort den Widerschein von Licht und Farbe braucht. Ich habe in Afrika und Asien jahrelange Geduld üben müssen — in Europa sollte ich sie schon während zweier Wochen verlieren? Und wie die Natur die Vernunft, die Geduld selbst ist, so leiht sie auch nur ruhiger Ergebung ein williges Ohr.

*

Noch ist der Himmel grau und tief, aber schon wallen die Nebelschleier zurück, der braune Fuß des Monte Baldo drüben schaut durch — dürr, freudlos noch, die ansteigenden italienischen Ortschaften inmitten ihrer kahlen Kastanienwälder, verschnittenen Weingärten, wie die winzigen Lehmkegel einer Biberkolonie. Rechts drüben wird das Doppelkap von Manerba sichtbar — die riesigen Totenmasken von Kaiser Friedrich, dem alten Goethe. Und hinter der verschwimmenden Halbinsel Sirmione reckt sich geisterhaft der schlanke Turm von San Martino. Und ganz nah, ganz dunkel steigt jetzt die Isola Lecchi vor uns auf. Das ist allerdings kein gutes Wetterzeichen. — Ich halte es darum auch lieber mit unsrer Küste, wo die Wolken hochgezogen sind — die stumpf-grünen Olivenwälder wie aufatmend, der schöne Lorbeerweg auf halber Höhe sattgrün, feucht schimmernd; über Toscolano entwölkt dicht neben dem schroff schwarzen Gruftfelsen des Monte Castello der König unsrer Berge, der rissige Pizzoccolo seine überhängende Schneespitze. Auf den Bergen muß über Nacht frischer Schnee gefallen sein. Das Weiß schaut so weich flaumig, und auch tiefer hinein in die Alpen zeigen die Zacken eine neue Nachtmütze.

Trotzdem — ich habe eben mein Herbarium mit den wenigen hier gesammelten Pflanzen durchblättert — und wenn sie der Wissenschaft auch noch so viel wert wären, mir sind sie doch tote Pflanzen. Das Herz im Frühling sehnt sich nun einmal nach lebendigen Blütenformen . . . Erst muß ein Gewitter die lauernden Wolken davonjagen, ein scharfer Wind die widerlich weiche Schwindsuchtsluft hier reinigen. Ich muß erst den ganzen Monte Baldo-Buckel schneeweiß und eisklar leuchten sehen! Poeten mögen meinetwegen von der Lenzfee träumen, die aus Sonnenaugen lächelt, den tiefblauen Mantel über den ganzen See nachschleifend, die Firngipfel, der Hermelinbesatz und das Ganze besät mit glitzernden Brillanten, leuchtenden Saphiren. — Die nüchterne Wissenschaft wird wohl mal wieder recht behalten, aber die Lenzfee der Poeten braucht darum noch kein unebenes Frauenzimmer zu sein.

Morgen wird eine ganz vornehme Gesellschaft erwartet. Der Oberkellner flüsterte es mir geheimnisvoll beim Bratenservieren zu, während mir der Piccolo die Sauce über den Arm goß. *

Sie sind gekommen. Nach dem Koffergepolter auf den Treppen unbedingt Fürstlichkeiten; nach den hochgeröteten Stubenmädchengesichtern wenigstens anspruchsvolle Weltdamen. Ich sah sie noch nicht, und sie kümmerten mich auch nicht. Ich saß während der Zeit im Konversationszimmer und schrieb; die Glastür zum Eßsalon war angelehnt. Mein weißer Carlo mit den Vergißmeinnichtaugen, den ich nächstens für einen Ueberkater zu halten beginne, liegt unbeweglich auf meinem Schreibtisch und blinzelt und sieht zu, und ich glaube wahrhaftig, daß er mein Tagebuch auswendig lernt. Er ist ganz entschieden unter seinesgleichen der staatsmännische Philosoph. In Italien wird ja die Katze verhätschelt und der Hund mißhandelt, darum sind die ersteren hier gebildeter und bei uns die letzteren. Ich hielt meinen Ueberkater anfänglich für feige, doch er bewies mir das Gegenteil. — Einmal, an dem historischen Tage, wo ich schrieb und wo die Fürstlichkeiten kamen, war es mir, als wenn ein Mensch durch die Glastüre hineinguckte. Gleich darauf schnupperte etwas — ein leises Kß! Und plötzlich tanzt mit einem rasenden Gekläff der blutdürstigste Terrier um meinen Schreibtisch, und das in so rennmäßigen Sprüngen, daß entweder der Kater oder mein Tagebuch nächstens ernstlich gefährdet ist. Mein Ueberkater erhebt sich ohne Eile, macht den berühmten Buckel, schlägt mit dem Schweif — ein Augenblick des ruhigen Ueberlegens —, und wie eben der Terrier atemlos von einem mißglückten Versuche zurückfällt, sitzt er ihm auch schon auf dem Rücken. Und ein Gefauche, ein Gewinsel, Gebelfer! Innerlich war ich auf seiten meines Freundes, der doch angegriffen war und auch jetzt nicht mal nach den Augen hackte ... Da wieder ein Glasklirren — ein heiserer Ton — ein wahrer Hindernissprung: und zur Abwechslung sitzt diesmal der zweite Terrierkollege meinem Kater an der Kehle. Ich liebe ungleiche Kämpfe nicht. Ich erwische glücklich meinen Freund beim Schopf, wobei ich eine Katzenkralle und einen Hundezahn gleichzeitig voller Freundschaft in meiner Hand fühle — und die beiden Köter bereiten sich jetzt zu einer Attacke auf mich vor, so daß ich nachher den einen mit einem gediegenen Fußtritt wieder durch die Glastür befördern mußte, während der andre sich kampfbereit zurückzog. Mein Kater hatte sich derweilen an meiner Schulter festgekrallt und miaute wütend. Es muß eine äußerst komische Situation gewesen sein... Und da erscheint denn zum ganzen Glück noch eine junge, hübsche Dame und sagt hochmütig: „Das sind meine Hunde!"

Ich erwidere präzis: „Gewiß. Aber warum hetzen Sie sie denn auf fremde Katzen?"

„Ach Katzen!" Darauf dreht sie sich mit einem Achselzucken um, und ich höre sie nebenan provokant ihre schlechterzogenen Terriers bedauern und liebkosen. — Wenn sie zu jener fabelhaft vornehmen Gesellschaft gehört, so habe ich da von vornherein verspielt. Ich denke, ich werde es noch ertragen können ... Aber das Mädel hat ein wunderhübsches Organ — selbst bei dem heimtückischen „Kß", was fraglos von ihr herrührte. Ich liebe schöne Stimmen sehr. Und diese Stimme hat wirklich Metall.

Während ich dies auf meinem Zimmer schreibe, diesmal ohne Kater, beginnt's über dem See zu wetterleuchten. Das Goetheprofil starrte einen Augenblick in einem wunderbar bläulichen Leichenlichte. Doch die Donner rollen sehr vorsichtig, sehr ferne. Vielleicht kommt der Frühling, vielleicht auch nicht. (Fortsetzung folgt)

Liebe und Ruhm

Von

Leonard Merrick

(Fortsetzung)

Georgina war ein sehr angenehmes, nettes Mädchen; sie hatte treuherzige braune Augen und einen sehr hübschen, entschlossenen Mund.

„Du hast mich also gefunden," rief sie aus, nachdem sie ihn mit einem herzlichen Händedruck begrüßt hatte; „die Mutter hat mir geschrieben, daß du hier bist, und ich habe gefürchtet, daß du mich in meiner Abwesenheit aufsuchen könntest; leg deinen Hut hin und erzähl mir alle Neuigkeiten. Wenn du dich sehr vorsichtig auf diesen Sessel hinsetzen willst, so wird er nicht zerbrechen. Was ist das für eine Stelle, die du bekommen hast? ‚Pariser Korrespondent', das klingt ja großartig!"

„Es steckt nicht so viel dahinter, als man nach dem Namen vermuten würde," antwortete Lingham, „aber zwei Pfund die Woche sind doch nicht zu verachten."

„Das ist ja riesig viel," sagte sie herzlich, „ich

hab' mir noch nie zwei Pfund in einem ganzen Jahr verdient! Und für dich war es doch sehr wichtig, ein Fixum zu bekommen, damit du in Ruhe schreiben kannst! Wann erscheint denn dein nächstes Buch?"

„Im Frühjahr. Ich hab' es eben untergebracht und bereits hundert Pfund als Vorschuß darauf bekommen, ich bin ganz geblendet von meinem Reichtum! Aber, im Ernst, ich habe jetzt wirklich mein anständiges Auskommen, seit ich für ‚Die Fackel' arbeite. Vorläufig sind zwar meine journalistischen Leistungen noch sehr mittelmäßig, aber Uebung macht den Meister."

„Und das Buch?" fragte Miß Blair, „wird das gut werden?"

„Ich hoffe, ja. Es kommen ein paar originelle Typen darin vor, zum Beispiel ein Jude, der weder ein Wucherer, noch ein Hausierer, sondern ein gebildeter Mann ist, wie man ihnen ja häufig begegnet, das ist eine neue Romanfigur."

Sie lächelte.

„Wo wohnst du?" fragte sie ihn.

„In einem kleinen Hotel in der Rue de l'Arcade, aber ich werde ausziehen, ich wollte nur so lange dort bleiben, bis ich mich ein wenig umgeschaut haben würde. Und wie geht es denn dir? Du bist doch nicht allein hier? Oder doch? Sollte die Emanzipation schon dieses Stadium erreicht haben?"

„Nicht ganz. Ich bin mit einem Mädchen herübergekommen, das ich bei Heatherley kennen gelernt habe; der Mutter gefällt sie, und so geben wir uns gegenseitig die Gardedame ab."

„Und wie steht's mit deiner Arbeit?"

Sie fuhr sich mit den Fingern durch das Haar und runzelte ein wenig die Stirn.

„So so. Ich arbeite tüchtig, und ich glaube, daß ich Fortschritte mache, aber heutzutage haben so viele Leute Talent, — es ist ordentlich entmutigend. In zwanzig Jahren werde ich vielleicht etwas Anständiges leisten."

„Das sind genau meine Gefühle," sagte Lingham, „nur kann ich es nicht erschwingen, zwanzig Jahre zu warten: in zwanzig Jahren werde ich fünfundfünfzig sein."

„Ach, du," lachte sie, „du bist ja ein gemachter Mann! Von mir hat aber die Welt noch nichts gehört. Wenn die Kritiker so über mich urteilten, wie über dich, wär' ich unendlich glücklich!"

„Weil du nichts weiter brauchst als Anerkennung, ich aber brauche auch Geld; Gott weiß, daß ich die Rezensionen, die meinen Büchern zuteil geworden sind, nicht unterschätze, aber ich möchte auch etwas Greifbares davon haben. Das kannst du mir aufs Wort glauben, daß es einem gewissenhaften Schriftsteller viel leichter fällt, eine gute Kritik zu erlangen, als sich sein Brot zu verdienen. Deshalb hab' ich auch die Zeitungsgeschichte so gern angenommen! Du, Georgie!"

„Was?"

„Ich möchte dich um etwas bitten."

„Deshalb also hast du mich besucht!" rief sie aus.

„Nicht ganz und gar deshalb," antwortete Lingham, und dann erzählte er ihr die ganze Geschichte.

Sie hörte ihm zuerst belustigt zu, aber als sie den Ernst der Situation erkannte, verschwand das Lächeln auf ihrem Gesicht, und sie fuhr sich wiederholt mit den Fingern durch das Haar. Als er sie darum ersuchte, Meenie als Modell zu verwenden, erkannte er an ihrer Gebärde, noch bevor sie sprach, daß dieser Plan aussichtslos war.

„Mein lieber Ralph," sagte sie, „ich brauche keine Modelle, da müßte sie sich an einen fertigen Künstler wenden, nicht an eine Studentin: ich arbeite ja bei Colarossi. Ich würde es mit Vergnügen tun, wenn es möglich wäre, aber ich habe keine Verwendung für ein Modell. Wenn ich etwas andres für sie tun könnte —"

„Mit einer Fünfpfundnote ist ihr nicht gedient, das heißt, sie würde kein Geld annehmen, sie ist — so unwahrscheinlich das auch klingen mag, wenn man weiß, wo ich sie getroffen habe — ein feines Mädchen, aber wenn man mir das erzählte, ich würde es auch nicht glauben, — so etwas glaubt man nur dann, wenn man es selbst erlebt."

„Ich glaube es, ja ich interessiere mich sogar für sie und würde ihr gern helfen. Ob Madame Pigeonneau sie nicht brauchen könnte?"

„Ich würde ihr nicht erlauben, jedermann Modell zu stehen," entgegnete er rasch; „ich hätte überhaupt nicht an so etwas gedacht, das hab' ich nur getan, weil ich der Meinung war, du könntest sie dazu verwenden."

„Madame Pigeonneau," erklärte Miß Blair, „ist keine Künstlerin, sondern die Inhaberin dieser Pension; sie ist kränklich, und ihre Tochter, die sich um alles zu kümmern pflegte, hat soeben geheiratet. Ich weiß, daß die alte Dame gern eine Hilfe haben möchte, — spricht das Mädchen Französisch?"

„Keine Silbe," antwortete Lingham, „das bildet sie sich nicht einmal ein."

„Das ist schade," meinte Miß Blair.

„Das ist wohl ein unüberwindliches Hindernis?"

„Es ist ein Fehler, aber wenn sie intelligent ist — Madame Pigeonneau spricht ein wenig Englisch. Es ist eigentlich eine englische Pension, und wir sind nur acht, lauter angehende Genies aus dem perfiden Albion und aus Amerika. Wenn du willst, spreche

ich mit ihr und teile dir dann mit, was sie gesagt hat; ich glaube nicht, daß sie viel zahlen würde — die Pension ist auf sehr bescheidenem Fuße eingerichtet —, aber die Stellung, die sie hier hätte, wäre sehr angenehm, und sie würde sich darin viel heimischer fühler als bei jeder andern Beschäftigung."

Diese Lösung der Schwierigkeit schien Lingham eine so wünschenswerte, daß er Georgina bat, ihren ganzen Einfluß aufzubieten, um es durchzusetzen, und sie versprach, ihm am Abend noch eine Zeile zu schreiben, ob es ihr gelungen sei oder nicht.

Als er in das Hotel zurückkehrte, sagte er Meenie natürlich, daß sie nicht darauf rechnen dürfe, daß aber doch Aussicht vorhanden sei, und sie sprachen lebhaft darüber.

Als er ihr am folgenden Morgen einen Brief zeigte, in dem sie aufgefordert wurde, sich vorzustellen, wurde sie blaß; ihre Sehnsucht, daß sie die Stelle erhalten möchte, hatte sich über Nacht nicht vermindert, aber sie zitterte bei dem Gedanken, mit der Nachricht zu ihm zurückzukommen, daß sie abgewiesen worden sei. Es war schon schlimm genug, wenn sie in London unverrichteter Sache heimkehrte, wo sie sich selbst erhalten hatte, hier, wo Lingham für ihre Bedürfnisse sorgte, mußte sie ein Mißerfolg, das fühlte sie, noch weit härter treffen. Sie erwähnte ihm gegenüber etwas davon.

„Wenn sie nichts von mir wissen will," sagte sie, „so werde ich nicht den Mut haben, zurückzukommen und es Ihnen zu sagen; und ich glaube absolut nicht, daß sie mich engagieren wird. Ich bin schon so an Enttäuschungen gewöhnt, daß ich immer ein enttäuschtes Gesicht mache, wenn ich mich um etwas bewerbe; bevor ich eintrete, bemühe ich mich immer, fröhlich auszusehen, aber das ewige Warten in den Theateragenturen hat mir auch diese Elastizität geraubt."

„Ich bin auch darauf gefaßt, daß nichts daraus wird," erwiderte Lingham in heiterem Tone, „das hab' ich doch gestern oft genug betont."

„Das war, bevor der Brief kam," widersprach sie, „das war etwas ganz andres, jetzt aber kommt es darauf an, ob ich ihr gefalle oder nicht. Sie hätten viel besser getan, mich in den Dampfer zu setzen und mich so los zu werden. Denken Sie nur, wie das werden soll, wenn ich eine Absage nach der andern bekomme! Diese Angst lähmt mich fast. Wenn Madame Pigeonneau sagen wird, daß sie mich nicht brauchen kann, so werden wir versuchen, uns nichts daraus zu machen; mir wird zwar nicht leicht ums Herz sein, aber Sie werden sehr liebenswürdig sein und mich trösten, daß es nicht zu erwarten war, daß man nicht so schnell etwas finden kann, und dergleichen mehr. Aber der Fall wird sich öfter erneuern, und endlich werden Sie sich fragen, warum in aller Welt Sie so großmütig gewesen sind."

„Ich hab' immer geglaubt, daß ich ein Schwarzseher bin, aber mit Ihnen verglichen, bin ich ja der reine Mark Tapley in ‚Martin Chuzzlewitt'!"

„Ich wäre ja ein abscheuliches Geschöpf," rief sie aus, „wenn ich mir keine Sorgen machte. Sie sind ein Mann, Sie verstehen das nicht; ein Mann glaubt immer, daß ein Mädchen zufrieden ist, in Geldsachen wie ein Kind behandelt zu werden. Können Sie sich nicht in meine Lage versetzen? Können Sie sich nicht vorstellen, daß ich ganz krank bin vor Angst, Sie zu —"

Er tätschelte ihren Arm, die plötzliche Erregtheit, die sich in ihrer Stimme verriet, machte ihn verlegen.

„Jawohl, ich muß es Ihnen sagen," fuhr sie fort, „Sie sollen nicht glauben, daß Sie einer Unwürdigen so viele Wohltaten erwiesen haben! Sie halten mich für ein schwaches, törichtes Geschöpf — Sie haben das Recht dazu, denn, wie Sie ganz richtig sagten, ich hab' mich wie ein neugeborenes Kind benommen —, aber so dumm bin ich nicht, um nicht zu wissen, daß Sie mich im Vertrauen auf mein ehrliches Gesicht aus meiner furchtbaren Lage befreit haben. Nun möchte ich Ihnen gern beweisen, daß Ihr Vertrauen in keiner Beziehung übel angebracht war, in keiner Beziehung, Mr. Lingham; ich möchte Ihnen beweisen, daß Sie kein Mädchen aufgelesen haben, das etwa damit zufrieden ist, Sie auszusaugen! Ich drücke mich nicht sehr fein aus, aber es sagt ganz genau, was ich denke!"

Mit gesenktem Haupt schlich sie sich davon, bevor er ihr antworten konnte. Sie schämte sich ihrer Heftigkeit, und sie hatte mehr als je die Empfindung, daß die Antwort Madame Pigeonneaus ungünstig ausfallen würde, so daß sie sich ohne die geringste Hoffnung auf Erfolg auf den Weg machte. Wie überrascht und glücklich war sie, als sie die Stelle dennoch erhielt!

Lingham legte sich inzwischen einige tröstliche Redensarten zurecht, — da kam sie zurück, lachend, atemlos.

„Ich bin angenommen!" rief sie aus, „ach, ich bin so unaussprechlich dankbar! Ihre Cousine ist ein Schatz, sie war eigens zu Hause geblieben, um mich Madame Pigeonneau vorzustellen! Ich glaubte, ich würde Madame Pigeonneau im Bett finden, aber sie ist nicht bettlägerig, ihr Herz ist nur ein wenig angegriffen, aber welch ein gutes Herz hat sie! Sie war sehr liebenswürdig gegen mich und sagte, ich sei très gentille! Haben Sie das gewußt, daß ich très gentille bin? Ich soll schon morgen eintreten, und — aber ich werde Ihnen alles ordentlich erzählen.

Als ich hinkam, fragte Madame Pigeonneau: ‚Das ist also die junge Dame?‘ Ihre Cousine sagte ja, und ich sagte ebenfalls ja, und dann trat eine kleine Pause ein, und ich zitterte und bemühte mich, recht gesetzt und würdig auszusehen. Dann fragte mich Madame Pigeonneau, ob ich einige Erfahrung in der Wirtschaft hätte, und darauf konnte ich mit gutem Gewissen antworten, daß ich seit meinem sechzehnten Lebensjahre meinem Vater den Haushalt geführt habe. Das hat Eindruck gemacht! Sie fragte mich noch, ob ich zeitig aufstehen und mit Julie auf den Markt gehen wolle — Julie ist das Dienstmädchen —, und ob ich in meiner freien Zeit französische Vokabeln lernen würde, zum Beispiel, wie Rindfleisch, Hammelfleisch, Blumenkohl, Kartoffeln auf französisch hießen. Als ich darauf erwiderte, daß meine Kenntnisse des Französischen sich bereits auf diese Vokabeln erstreckten, da war die Ueberraschung ungeheuer. Unangenehm ist nur, daß ich in den ersten drei Monaten kein Gehalt bekomme, und Ihnen also vorläufig noch nicht bezahlen kann, was ich Ihnen schuldig bin, aber ich hab' die Stelle, und ich möchte am liebsten aus Leibeskräften ‚Hurra!‘ schreien.“

Das war im Moment nicht gut tunlich, und am Abend, als er sie zur Feier des Triumphs in den Nouveau Cirque führte, hatte sich ihre Erregung schon gelegt. Trotzdem war es ein sehr glücklicher Abend; nie zuvor hatte er sie so anziehend gefunden, so bereit, auf einen Scherz einzugehen oder selbst einen zu machen. Er bedauerte, daß der innige Verkehr nun zu Ende ging, und bei dem Gedanken, daß sie morgen schon fort sein würde, geriet er in eine etwas sentimentale Stimmung. Meenie fühlte, daß sie Linghams Gesellschaft viel mehr vermissen würde, als sie nach der kurzen Bekanntschaft mit ihm für möglich gehalten hätte; es gewährte ihr einigen Trost, daß Miß Blair bei Madame Pigeonneau wohnte: so würde sie ihn doch manchmal zu sehen bekommen.

„Wir werden uns oft sehen,“ sagte Lingham, als wenn er ihre Gedanken erraten hätte.

Sie hatten im Café Schokolade getrunken und schlenderten nun langsam nach Hause; die Laternen auf den Boulevards verbreiteten ein klares Licht, und die braunen, entlaubten Bäume beugten sich im Winde.

„Das hoffe ich,“ antwortete sie; „aber bevor ich zu Madame Pigeonneau gehe, werden wir uns nicht mehr sehen, denn ich möchte sehr früh hinkommen. Wenn wir uns also heute gute Nacht sagen, werden wir gleichzeitig Abschied voneinander nehmen.“

„Ich werde zeitig aufstehen und Ihnen das Geleit geben,“ sagte er.

„Es wäre mir lieber, wenn Sie das unterließen,“ erwiderte sie; „das Abschiednehmen am frühen Morgen ist immer so traurig; finden Sie das nicht auch? Ich —“ sie zögerte. „Ich muß Ihnen heute abend noch einmal sagen, wie —“

„Ach nein,“ rief er, „bitte, nicht! Ich weiß alles, was Sie sagen wollen, und es ist wirklich so überflüssig! Ich wollte, ich hätte mehr für Sie tun können. Sie sind ja ein Prachtmädchen, daß Sie so tapfer in Ihren neuen Wirkungskreis gehen und dazu noch so guten Mutes sind, Sie dürfen aber nicht glauben, daß ich nicht weiß, wie schwer es Ihnen im Grunde doch ankommt, Ihren Beruf aufzugeben.“

„Nein, nein,“ antwortete sie, „das ist wirklich nicht der Fall. Früher freilich, — aber jetzt nicht, wahrhaftig nicht.“

„Ich werde Sie oft besuchen,“ wiederholte er, „und wenn Sie einen freien Tag haben, müssen Sie mir die Freude machen, ihn mit mir zuzubringen, — Sie werden doch hie und da einen freien Tag haben?“

„Ich hab' Madame Pigeonneau nicht gefragt, aber ich glaube schon. Es ist so sonderbar, daß ich nun in Paris bleiben soll, vielleicht bleibe ich jetzt jahrelang hier, nicht? Vielleicht kehre ich nie wieder zur Bühne zurück, — warum sollt' ich auch? Ich bin nur zum Theater gegangen, um mir mein tägliches Brot zu verdienen, und das werd' ich jetzt auch so haben.“

„Man sagt, daß es sehr schwer ist, die Bühne zu verlassen,“ meinte er, „fast so schwer, als dahin zu gelangen.“

„Mir wird es nicht schwer fallen,“ entgegnete das junge Mädchen; „da wir gerade von der Bühne sprechen — ich wollte Sie etwas fragen: haben Sie je ein Stück geschrieben? Als ich Ihr Buch las, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, welch prächtiges Stück ‚Angela Brown‘ geben müßte.“

„Ich werde mich vielleicht einmal in einem Theaterstück versuchen,“ sagte er, „‚Angela Brown‘ zu dramatisieren, daran hab' ich freilich noch nie gedacht... Sie wollen also durchaus nicht, daß ich Sie morgen noch begrüße?“

„Es wäre mir lieber, wenn Sie es unterließen,“ wiederholte sie; „Madame Pigeonneau hat mich ersucht, so früh wie möglich zu kommen, und ich möchte gern um sieben Uhr fortgehen.“

„Wenn es denn sein muß, — Sie können es ja gar nicht erwarten, von mir fortzukommen.“

„Das sicherlich nicht, aber — ich kann es nicht erwarten, Ihnen nicht mehr zur Last zu fallen,“ erwiderte sie.

„Sie sind sehr unfreundlich; wissen Sie, daß Sie mich heute früh sehr gekränkt haben? Das dürfen Sie nicht sagen, daß Sie mir zur Last fielen.“

„Der Ausdruck war schlecht gewählt,“ gab sie zu, „ich hatte nicht die Absicht, Sie zu kränken.“

Unter Tränen und Lächeln blickte sie von ihm weg.

„Ich werde Sie morgen sehr vermissen," sagte Lingham bewegt; „mir ist, als wären wir schon sehr lange miteinander bekannt, Miß Weston. Ist ‚Weston' Ihr wirklicher oder Ihr Künstlername?"

„Mein wirklicher," erwiderte sie.

„Und — und ‚Meenie'?"

„Meenie auch."

Sie waren vor dem Hotel angelangt, aber sie mußten ein wenig warten, bis das Tor geöffnet wurde. Nachdem sie zweimal geläutet hatten, zog der Portier an der Schnur, und sie traten ins Haus ein, das durch eine einzige blaue Gasflamme nur spärlich beleuchtet war.

Meenie zog den Handschuh von der rechten Hand ab.

„Gute Nacht, Miß Meenie Weston," sagte Lingham, indem er ihr ins Gesicht blickte.

„Gute Nacht und — auf Wiedersehen," erwiderte sie.

Einen Augenblick begegneten sich ihre Blicke, dann entzog sie ihm langsam ihre Hand und ging die Treppe hinauf.

Als etwa zehn Minuten vergangen waren, schlich sich Lingham in den vierten Stock hinauf und klopfte leise an ihre Tür.

Ihre Stimme drang gedämpft an sein Ohr.

„Ich bin's," sagte er, „ich habe ein Billett unter die Tür geschoben, sehen Sie es? Es bedarf keiner Antwort. Gute Nacht."

„Gute Nacht."

Sie war schon im Nachtkleid und das Haar hing ihr aufgelöst über die Schultern; beim Schein der Kerze las sie das Billett; es stand nichts darin als: „Taschengeld." Zwei Louisdor fielen aus dem Kuvert.

Die Treppe knarrte, als er hinunterging.

Sie faltete die Hände über der Brust und lauschte, bis der letzte Schritt verhallt war.

„Ein allerliebstes Geschöpf!" murmelte Lingham, als er zur kahlen Zimmerdecke emporblickte.

Dreizehntes Kapitel

In der Pension befanden sich neun Mädchen, von denen einige sehr hübsch waren; jede von ihnen hatte ihre Freuden und ihre Leiden und war die Heldin einer Geschichte, wir haben es aber hier nur mit dem Leben einer einzigen von ihnen zu tun. Sechs studierten in der Rue de la Grande Chaumière bei Colarossi, zwei arbeiteten bei Delècluse in der Rue Notre-Dame des Champs, und eine blieb zu Hause und gab Kerzen und Seife heraus; wenn Madame Pigeonneau genötigt war, ihr Zimmer zu hüten, so thronte sie am obersten Tischende und legte das Ragout vor.

Dieses Mädchen war nicht unglücklich. Wenn Hunger der beste Koch ist, so ist Tätigkeit entschieden die beste Medizin. Als sie ihre Pflichten zu verstehen begann, gewann sie ihnen auch Vergnügen ab, und wenn sie auch gelegentlich etwas zu tun verabsäumte, was ihr zukam, so bot sie dafür wieder durch andre Leistungen Entschädigung, die ihr eigentlich nicht oblagen: sie machte z. B. die Betten. Aber sie bereitete auch den Tee, den die jungen Mädchen mit lautem Beifall entgegennahmen, und so heiter ging es dabei im Salon zu, daß Colarossi und Delècluse innerhalb der nächsten vierzehn Tage zwei neue Pensionärinnen zu Madame Pigeonneau schickten. Diese konnte sie zwar nicht bei sich aufnehmen, weil das Haus ganz besetzt war, aber sie wußte die Reklame doch zu schätzen.

In dieser Umgebung künstlerischen Strebens und schlichten Lebens sorgte dieses neunte Mädchen auch dafür, daß das Liebeselement nicht fernblieb. Linghams Cousine, nach der er bei jedem Besuch fragte, war die erste, die gleich merkte, wem sein Besuch eigentlich galt, und wenn er ihrer Einladung Folge leistete und den Abend mit Meenie und den acht andern jungen Damen verbrachte, befand sich nicht eine einzige unter ihnen, die nicht einen Roman gewittert hätte. Sie persönlich gingen der Liebe aus dem Wege; da sie ehrenwerte Jungfrauen waren, standen Ehe und Liebe bei ihnen im innigen Zusammenhang, und kein Mädchen, das es ernst nahm mit seiner Kunst, konnte an das Familienleben denken, ohne einen hysterischen Anfall zu bekommen. Vier von den englischen jungen Damen waren sogar Mitglieder der „Anti-Ehe-Liga," eines Vereins, der im Britischen Museum zu dem Zwecke gegründet wurde, die weiblichen Studenten vor der Versuchung zu bewahren. Doch erschien ihnen die Liebe für solche, die keine so bedeutende Mission im Leben zu erfüllen hatten wie sie, nicht unbedingt verderbenbringend. Eine Liebelei, die ihnen Unterhaltung bot, entschuldigten, ja billigten sie sogar; wenn man sicher im Parkett sitzt, klatscht man der Waghalsigkeit auf dem Trapez Beifall. Man riet hin und her, wie sich Miß Weston zu den Aufmerksamkeiten Linghams verhielt; die Studentinnen von der Akademie Delècluse erklärten, daß sie bei Meenie keine Spur von närrischer Liebe merkten, während die allgemeine Ansicht der sechs Colarossischen Jüngerinnen dahin ging, daß sie in ihn vernarrt sei.

So verhielt sich das Publikum. Was Meenie selbst betrifft, so war sie verliebt und wußte es auch; Lingham ditto, nur widerstrebte es ihm noch, es sich einzugestehen. Er sagte sich, daß sie ihm sehr gut gefiel, daß er gern in ihrer Gesellschaft sei, ein Gefühl der Dankbarkeit empfand, wenn er mit ihr allein blieb. Wenn seine Cousine sich erinnerte, daß sich oben ein

Brief oder eine Photographie befand, die sie ihm gern zeigen wollte und ihn fünf Minuten mit Meenie allein ließ, so rechnete er ihr dies hoch an.

Georgina war sehr eingenommen für das junge Mädchen. In einem Roman wäre sie ihre Nebenbuhlerin gewesen und hätte sie entweder feierlich davor gewarnt, Linghams Karriere zu vernichten, oder sie hätte beiden mit einem tapfern Lächeln Glück gewünscht und im geheimen heiße Tränen vergossen. In Wirklichkeit sagte sie sich, daß Miß Weston ein sehr nettes Mädchen und daß es jammerschade sei, daß Ralph sich nicht in bessern Verhältnissen befand.

Meenie ging nicht nur in Begleitung Juliens aus, noch einzig und allein zu dem Zwecke, Einkäufe zu besorgen: sie machte manchmal auch einen Spaziergang; das erfuhr Lingham mit der Zeit, und so wanderten sie denn öfters zusammen im Quartier umher. In diesem Stadium erkannte er, daß er sie sehr gern hatte, denn ein Mann wartet nicht eine halbe Stunde an einer Straßenecke, um einem jungen Mädchen zu begegnen und lügt sich dann etwas vor. Nun fragte er sich strenge, was für Absichten er hatte; wenn er sie nicht bitten wollte, seine Frau zu werden, so war sein Benehmen abscheulich. Er war entschieden nicht in der Lage, zu heiraten, und wenn jemand behauptet hätte, daß er bei einem Barvermögen von siebzig Pfund und einem Einkommen von hundert Pfund jährlich daran denke, in den Ehestand zu treten, so hätte er gesagt, daß der Betreffende einen Rausch habe.

Seine Ueberzeugungen erlitten plötzlich eine Störung; die Bilder, von denen er in seinem Ehrgeiz geträumt, verlockten ihn nicht mehr, und er schwelgte in Eindrücken, vor denen er früher geschaudert hätte. Die Chippendale Büchergestelle, die besten Bücherausgaben, der Parkettsitz im Theater, welchen Wert hatte all das? Man konnte auch mit Chippendale Büchergestellen an die Vergangenheit zurückdenken und sich unglücklich fühlen. Ein winziges Kämmerchen unter dem Dache, wenn er nur die Geliebte in den Armen halten konnte und ein Manuskript im Drucke hatte, bot viel mehr Glückseligkeit; und er mußte ja weiterkommen, es war — in seiner gegenwärtigen Stimmung — ja gar nicht anzunehmen, daß ihm die öffentliche Anerkennung immer versagt bleiben würde. Sie konnten geduldig warten und sparen, bis es ihm gelang, ein Buch zu schreiben, das dem Geschmack des Publikums zusagte; vielleicht war gar der Roman, der im Frühjahr erscheinen sollte, ein materieller Erfolg? Er konnte ein paar hundert Pfund daran verdienen, vielleicht sogar mehr. Andre Autoren brachten es fertig, den Kritikern und dem Publikum zu gefallen: warum nicht auch er? Und er könnte sich auch an einem Lustspiel versuchen. Ihr Vorschlag, daß er „Angela Brown" dramatisieren möchte, hatte in seinem Hirn Wurzel geschlagen, und er sah im Geiste bereits das Szenarium vor sich. Ohne den Korrespondentenposten bei dem Londoner Blatte „Die Fackel" würde er es natürlich nicht wagen, so Hals über Kopf zu heiraten, aber wenn auch seine Einnahmen lange nicht reichten, so konnten sie doch damit und mit dem Bargelde auskommen, bis er von neuem eine größere Summe verdiente.

Aber vielleicht liebte sie ihn nicht? Sie war ihm dankbar und — er täuschte sich nicht — es mischte sich in dieses Gefühl entschieden eine persönliche Empfindung für ihn, aber vielleicht zog sie eine Anstellung, die sie der bittersten Sorgen enthob, einer unüberlegten Heirat vor! Es wäre eine köstliche Ironie des Schicksals, wenn er mit den eignen Waffen geschlagen würde! Ein blaues Augenpaar hatte alle seine Theorien in alle Winde verstreut; wenn der Mund dazu noch Klugheit predigte, dann war die Situation vollständig. Wie hatte er den Gedanken an Liebe „in der kleinsten Hütte" für lächerlich gehalten, ihn verachtet, einen Abscheu davor empfunden! Er kannte die Hütte; verschiedene von seinen Bekannten hatten eine solche gemietet und ihn dorthin zu Tische eingeladen. Sie war größtenteils mit Hochzeitsgeschenken möbliert, und wenn man die Haustür hinter sich schloß, roch man bereits gekochten Kohl und hörte Kindergeschrei. Und doch — er konnte nicht gerade sagen, daß er eine heiße Sehnsucht nach einem Baby empfand, aber ein Häuschen in der Vorstadt draußen wollte er sich mit Freuden gefallen lassen, wenn er Meenie nur unter diesen Umständen sein nennen durfte.

Als sie etwa einen Monat in der Pension gewesen war, gestand er ihr dies zwar nicht mit diesen Worten, wohl aber in den gewähltesten Ausdrücken, deren er habhaft werden konnte. Sein Geständnis war nicht künstlerisch, und obgleich er ein Realist war, so hätte er es sich doch überlegt, einen solchen Heiratsantrag in einem seiner Bücher auszusprechen; dies ist auch mit ein Grund, warum sein Heiratsantrag in dieser Erzählung nicht wiedergegeben wird. Er erklärte ihr ungeschminkt, in welcher Lage er sich befand, und fragte sie, ob sie seine Frau werden wolle.

Sie befanden sich gerade auf dem Boulevard Saint-Michel — ein armseliger Ort für eine Liebeserklärung, trotzdem eine Million Romane dort Anfang und Ende gefunden haben. Die Dämmerung brach rasch herein, die Fenster der Bier- und Kaffeehäuser waren hell erleuchtet, und die Blumenmädchen, Olivenverkäufer und malerischen Türken mit ihren Brettern voll Süßigkeiten und Bonbons bewegten sich geschickt im Zickzack unter der Menge.

„Ja," sagte sie.

Lingham überkam ein tiefes Bedauern, daß er sie nicht an sich pressen und mit Küssen bedecken konnte; Meenie, die ebenso hingerissen war, empfand noch nicht das zwingende Bedürfnis nach physischen Liebkosungen. Ihm wurde die Menschenmenge, die ihm wehrte, sie in seine Arme zu schließen, mit jedem Augenblick lästiger und unangenehmer; ihr war sie unfühlbar, ein Traum, nur sie und er waren auf der Welt.

Da streckte ihm eine Hand einen Blumenstrauß entgegen, eine Stimme bat ihn, seinem Schatz ein kleines Bukett zu kaufen — „seulement trente centimes!“ Er griff nach den Blumen, die ihm wie eine günstige Vorbedeutung erschienen, und zog Meenie aus dem Gewühl an einen Tisch, wo man ihnen etwas vorsetzte, was sie nicht zu kosten vermochte.

Da beugte er sich ganz nahe zu ihr hinüber und flüsterte ihr etwas zu. Sie blickte ihn an.

„Es ist so wundervoll,“ sagte sie mit einer Stimme, als befände sie sich in der Kirche.

„Genau denselben Gedanken hab' ich jetzt auch gehabt.“

„Ich wollte sagen, wie wundervoll es ist, daß Sie mich lieb haben.“

„Seize sous, m'sieu,“ sagte der Kellner rasch, „merci bien, m'sieu.“

Er fuhr mit der Serviette über das Teebrett und eilte geschäftig zum Büfett.

„Und ich, wie wundervoll es ist, daß du meine Frau werden willst, Schatz.“

„Ich hoffe, daß Sie um meinetwillen keine Torheit begehen?“ fuhr sie nach einer kleinen Pause fort; „vielleicht werden Sie eines Tages wünschen, daß wir einander nie begegnet wären!“

„Du weißt, daß mir der Gedanke nie kommen wird; du bist's, die sich übereilt.“

„Ich?“

„Jawohl, denn wir werden es ungeheuer knapp haben.“

„Ich hab' es mein ganzes Leben lang sehr knapp gehabt.“

„Vielleicht bringen wir es zu einer Dachkammer!“

„Dann werd' ich sie wunderhübsch einrichten — mit einem Blumentopf und einem Vogelbauer.“

„Ein Vogel würde mich wahnsinnig machen, wenn ich arbeite — ich hab' ein abscheuliches Temperament.“

„Und ich erst — ein wütendes!“

„Du? Du bist ein Engel!“

Sie lachte leise.

„Sie kennen mich noch nicht, warten Sie nur, bis Sie mich ergründen.“

Die Aussicht erfüllte ihn mit Entzücken, das Herz schwoll ihm dabei vor Glückseligkeit. Verstohlen, mit einem Blick auf den Rücken des Kellners, ergriff er ihre Hand.

„Meenie!“

„Jawohl?“

„Sag, wie ich heiße!“

„Mr. Lingham!“

„Ich hab' dich vor meinem Temperament gewarnt.“

„Also „Ralph“ — weil ich mich fürchte!“

„Meenie!“

„Jawohl?“

„Nichts — ich hab' das Bedürfnis „Meenie“ zu sagen ... Meenie, heut abend werd' ich doch nicht eine Zeile schreiben können; wär' es nicht möglich, daß du dich freimachst und mit mir irgendwohin gehst?“

„Heut abend wieder? Nein, das geht nicht!“ rief sie aus, „das kann ich nicht! Aber Sie könnten ja zu uns kommen, wenn Sie — wenn Sie wirklich Sehnsucht nach mir haben.“

„Das ist nicht ganz dasselbe; ich kann es nicht leiden, wenn die dummen Mädel im Zimmer herumsitzen und jedes Wort mit anhören, das ich zu dir spreche, aber ich werde es wohl noch ein Weilchen in den Kauf nehmen müssen. Du wirst doch die Stellung bald aufgeben, Meenie? Wann wirst du mich heiraten, mein Lieb?“

„Später einmal,“ murmelte sie, „wenn wir bis dahin nicht klüger geworden sind.“

„Willst du mich nächste Woche heiraten, Meenie?“

„Nächste Woche?“ wiederholte sie; sie spielte mit dem Kaffeelöffel, während ihr Busen sich stürmisch hob und senkte.

„Monsieur ees not reading ze Figaro?“ fragte ein Kellner, der sehr stolz auf sein Englisch war, und wies auf die Zeitung, die auf dem Tische lag.

„Nein,“ sagte Lingham ungeduldig, „nein, nehmen Sie ihn weg!“

Er lehnte sich ganz nahe zu ihr hinüber.

„Warum sollten wir warten?“ drang er in sie; „arme Leute müssen praktisch sein. Nächste Woche werden wir 1750 Franken haben, in der Woche darauf wird es schon weniger sein, eine Verzögerung wäre also absolut unklug — vernünftig wäre es, sich sofort trauen zu lassen.“

Das Schlagen einer Uhr riß sie aus ihren Himmeln und brachte sie wieder auf die nüchterne Erde herab.

„Ich muß gehen,“ sagte sie und stand auf; „ich wußte gar nicht, daß es schon so spät ist; Madame Pigeonneau wird sich wundern, wo ich so lange bleibe. Sie kommen also heute abend?“

„Natürlich,“ erwiderte er, „aber jetzt begleit' ich dich bis in deine Straße; du brauchst nicht so zu laufen, Aschenbrödel, schau, deine Equipage ist schon bereit.“

„Wir können keine erschwingen, Prinz,“ antwortete sie lächelnd.

Es entzückte ihn, daß sie im Plural sprach, aber ungeachtet ihrer Einwendung nahm er einen Wagen und fuhr mit ihr in ihre Straße; die Menschenmenge auf dem Trottoir wäre hinderlich gewesen — im Dunkel des Wagens war ihnen niemand im Wege ...

Vierzehntes Kapitel

Die erste Freude, die einem Mädchen die erste Liebe gewährt, ist das Bewußtsein, einen Herrn gefunden zu haben, die nächste, die Offenbarung ihrer eignen Macht. Dies setzt sie in Erstaunen: ihr Gott kniet und sie nimmt den Thron ein! Anfangs ist sie ein wenig atemlos, ein wenig verblüfft; sie hat keine Vorstellung davon, wie sie ihm erscheint. Sie macht die Entdeckung, daß sie eine Macht besitzt, von der sie keine Ahnung hatte: die Macht, zu bezaubern. Sie hat bisher niemand bezaubert, weder ihre Brüder, die gar kein Weib in ihr sehen, noch ihre Schwestern, die ihr sagen, daß sie ganz hübsch wäre, wenn sie nicht eine so lange Nase hätte. Sie erbebt bei der Wahrnehmung, daß ihre Hände, die so sicher das Brot schneiden und streichen, die Macht haben, bei der geringsten Berührung ein leises Zittern in dem Manne hervorzurufen, der sie liebt; daß jedes einzelne Haar auf ihrem Kopfe, das sie bis nun, ohne das geringste dabei zu empfinden, gebürstet und aufgesteckt hat, imstande ist, die gleiche Wirkung auszuüben. Sie hat jahrelang ihre Gesichtszüge am Morgen und am Abend prüfend betrachtet, aber die Augen des Liebenden verraten ihr, daß ihr Gesicht einen Zauber besitzt, den ihr der Spiegel nie gezeigt. Sie ist erstaunt, sie stellt Versuche an, sie frohlockt; seine Bewegung überrascht sie, wie ein Papierstückchen, das vom Siegellack angezogen wird, das Kind überrascht: sie findet es entzückend, diese Bewegung aufleuchten zu sehen. Bald aber nimmt sie diese Göttlichkeit hin, als wäre sie ihr Erstgeburtsrecht, und die Ihrigen, denen sie immer noch als Sterbliche erscheint, sind starr vor Staunen über sie.

Meenies Brautzeit unterschied sich von der andrer junger Mädchen nur dadurch, daß sie viel kürzer war. Sie erklärte sich natürlich damit einverstanden, sich in der folgenden Woche mit ihm trauen zu lassen, und die paar Tage benutzten sie zum Wohnungsuchen. Er fand als Bräutigam einen Abend im Salon, in dem acht Augenpaare jedes „Symptom" sorgfältig studierten, ziemlich peinlich, und auch die Braut war ein wenig verlegen, so daß sie nun jeden Nachmittag die Erlaubnis erhielt, auszugehen, und es war geradezu rühmenswert, wie viele schlumpige Wohnungsvermieterinnen sie an einem solchen Nachmittag aufsuchten. Nichts schien leichter, als eine Wohnung zu wählen, aber die schmückenden Eigenschaftswörter in Annoncen sind gar zu irreführend. Es kam so weit, daß das junge Brautpaar einen glühenden Haß für „reizende" Wohnungen empfand, die so zahlreich waren wie deren Besitzerinnen, sich aber alle als schmutzig über jeden Begriff erwiesen.

Aber so müde und enttäuscht sie auch oft waren, so fehlte es diesen gemeinschaftlichen Reisen, die sie viele Treppen hoch unternahmen, doch nicht an Anregung; sie teilten sich ihre Vermutungen darüber mit, was sie wohl oben erwartete, und sie besichtigten nicht ohne Beben die Zimmer, in denen sie vielleicht bald, unlöslich miteinander verbunden, zusammenleben würden. Es war so ungewöhnlich — mariage au Quartier Latin — aber es war köstlich, sich so innig vertraut miteinander zu fühlen.

Sie suchten zwei hübsch möblierte Zimmer mit Klavier und Bedienung und schöner Aussicht zu mäßigem Preise — konnte man weniger verlangen? Und doch standen sie nach langem Suchen vor der Wahl, sich entweder eine kleine möblierte Wohnung zu nehmen und selbst einen Dienstboten zu halten, der auswärts schlief, oder in eine Pension zu gehen.

Ihre Flitterwochen wollten sie in Paris verbringen, vom Standesamt direkt in ihre Wohnung fahren; Lingham hatte vorgeschlagen, für vierzehn Tage aufs Land zu gehen, aber das junge Mädchen weigerte sich hartnäckig, ihre Zustimmung zu geben.

„Du bist verschwenderisch genug gewesen," sagte sie; „wenn wir verheiratet sind, müssen wir gleich so zu leben beginnen, wie wir es uns vorgenommen haben."

Unter den Umständen sehnten sie sich danach, rasch ihre Wahl zu treffen, damit ihr Heim traulich aussehe, wenn sie es als verheiratete Leute betraten; Lingham wollte seine Bücher zuvor auspacken, Meenie träumte von ihren Blumen und Noten.

Endlich stießen sie auf eine ausgezeichnete Wohnung, die sich über einem Laden in der Rue Poncelet befand; das Klavier brauchte nur gestimmt zu werden, und die Wirtin war nicht nur freundlich, sondern — für eine Pariser Wirtin — sogar reinlich. Sie bot ihnen zwei Zimmer samt Pension und Wein für neunzig Franken wöchentlich an, und die Wohnung sah ganz danach aus, als könnte sie sehr gemütlich werden, wenn sie erst ihre Sachen — Bücher, Blumen und so weiter — darin untergebracht hatten. Die Hausfrau war bereit, einen Tisch beizustellen, an dem Monsieur arbeiten konnte, und fest davon überzeugt, daß „Madame" ihre Küche vorzüglich finden würde. Mehr konnte man nicht verlangen. Lingham gab Madame Goigoux sofort ein Angeld, und sie gingen vergnügt die Treppe hinab.

Fortab pilgerten sie täglich in die Rue Poncelet; am Montag brachten sie einen Blumentopf hin und am Dienstag einige Büchergestelle, die sie in Les Ternes aufgegabelt hatten. Georgina war ihnen sehr wohlgesinnt und hatte so übertriebene Begriffe von einem Hochzeitsgeschenk, daß sie gewaltsam unterdrückt werden mußten. Lingham hatte sie zu einem Frühstück nach der Trauung eingeladen, dann aber wurde beschlossen, daß er lieber tags zuvor ein kleines Diner gebe, und so gingen sie denn vorher in ihre Wohnung, um die letzte Hand an ihre Ausschmückung zu legen.

Sie waren soeben mit ihren Koffern angekommen, und es schien fast, als wären sie schon Mann und Frau, wie das Gepäck in den Salon getragen wurde und sie zusammen auf demselben Teppich niederknieten, um es auszupacken. Die Bücherkiste war schwer zu öffnen, aber als der Deckel endlich aufging und zwischen dem braunen Packpapier der verlockende Golddruck auf dem Rücken der Bücher sichtbar wurde, da steckte das junge Mädchen seinen blonden Kopf lustig hinein, wie ein Entlein ins Wasser taucht. Rasch staubte sie sie ab und dann arrangierten sie ihre kleine Bibliothek in vier Reihen, die geradezu bestrickend aussahen. Nun nahm Meenie die Photographien ihrer Eltern heraus und stellte sie auf den Kaminsims, darauf kam ein Bild von ihr zum Vorschein, das sie als zwölfjähriges Mädchen darstellte und unverzüglich von Lingham mit Beschlag belegt wurde, der erklärte, es müsse auf seinem Schreibtisch stehen. Madame Goigoux hatte ihnen zur Ausschmückung der Wände einen ganzen Stoß uneingerahmter Oelgemälde zur Verfügung gestellt, die von einem ehemaligen Mieter herrührten, und sie stürzten sich förmlich darauf: das würde dem Ganzen Farbe, künstlerisches Gepräge, kurz, einen idealen Anstrich verleihen.

Zusammen, Wange an Wange, betrachteten sie die italienischen Studien, die Tänzerinnen; unter diesen kehrte eine so oft wieder, daß sie daraus ihre Schlüsse zogen, und einige „Akte“ ließ er rasch verschwinden, bevor Meenies Wange sich an die seine lehnte — später, wenn sie verheiratet waren, konnte man sie aufhängen. Er stand oben auf der Leiter, und Meenie unten, die Hand voll Nägel; so oft sie ihm einen reichte, küßte er ihre Finger, auf die Gefahr hin, den Hals zu brechen — unter solchen Umständen ging das Aufhängen der Bilder nur sehr langsam vonstatten. Als sie endlich aufs vorteilhafteste untergebracht waren, sah der Salon auffallend schöner aus; ja, er war geradezu einladend mit den Büchern, den Skizzen, den Blumen im Fenster. Mit ungemischter Freude betrachteten sie das Resultat ihrer Tätigkeit, und Madame Goigoux, die hereinkam, um zu sehen, wie weit sie wären, wurde so enthusiastisch bei dem Anblick, daß das junge Paar die Befürchtung hegte, sie würde den Mietzins steigern.

Aber ihr Wohlgefallen war nichts im Vergleich zu der Seligkeit, mit der sie am folgenden Abend die Tür zu dem kleinen Salon öffneten: die ganze Atmosphäre atmete Willkommen. Die Vorhänge hielten die Außenwelt ab, freundliches Lampenlicht beschien den goldenen Pfropfen der Champagnerflasche, die Gläser schimmerten auf dem weißen Tischtuch.

Meenie zog die Nadel aus ihrem Hut; sie war unendlich bewegt: nun würden sie immer, immer miteinander zusammenbleiben, sie und er — es war unfaßbar.

„Erlaube, daß ich dir die Jacke ausziehe,“ bat er.

Es durchschauerte ihn, als er ihr dabei half, ihr die Handschuhe auszog, sie zum erstenmal in ihrem eignen Heim in seine Arme schloß. Sie raffte die Sachen zusammen und trug sie ins Schlafzimmer, er wanderte ruhelos auf und ab, sehnsüchtig ihrer Rückkehr wartend. Das Diner war in einem nahen Restaurant bestellt worden, und Madame Goigoux trat im nächsten Moment mit der Suppenschüssel ein. Da rief er seine Frau, und sie antwortete ihm von drinnen. Ach, diese Seligkeit! Seine Frau antwortete ihm! Er zitterte vor ungewohnter Freude.

Einen Augenblick später kam sie endlich, und siehe da! Sie war verwandelt, eine strahlende Erscheinung in einem weißen, schimmernden Seidengewande! Lingham stockte der Atem.

„Ich konnte nicht anders!“ flüsterte sie errötend; „es ist unser Hochzeitstag, da wollte ich hübsch aussehen!“

Er verzehrte sie mit seinen Blicken, so daß sie die Augen davor niederschlagen mußte, aber ihr Busen hob und senkte sich stürmisch vor Jubel.

„Wie schön du bist!“ flüsterte er; „und wie viel größer du aussiehst! Wie hab' ich nur den Mut finden können, dich um deine Hand zu bitten?“ Er bot ihr den Arm an: „Gestatten Sie, Mrs. Lingham, daß ich Sie zu Tische führe?“

Sie setzten sich zu Tische, der Champagnerpfropfen knallte einen Salut, und er schob die Lampe ein wenig zur Seite, damit sie einander besser sehen konnten.

„Sag das noch einmal,“ befahl sie, „das war so hübsch.“

„Was? Daß du schön bist?“

„Nein, nein, meinen neuen Namen.“

„Er wiederholte also: „Mrs. Lingham! Aber mir klingt ‚Meenie‘ viel besser.“

„Mir ist ‚Meenie‘ nichts Neues.“

Er schenkte ihr von neuem ein.

„Ich erlaube mir, einen Toast auf das Wohl des Brautpaares auszubringen! Ich sage aus tiefstem Herzen, daß die Braut ein himmlisches Wesen ist; was sie an dem Bräutigam gefunden hat, weiß der Himmel, ich nicht, aber so wenig er ihrer auch wert ist — —"

„Nein, nein!" rief sie aus.

„Trotz der ungeziemenden Unterbrechung fahre ich fort: so wenig er ihrer auch wert ist — —"

„Das ist nicht wahr!" unterbrach sie von neuem.

„So danke ich Gott doch, daß er ihr Herz gewonnen hat, und ich trinke auf ihre Gesundheit. Stoß an, Schatz!"

Und sie stießen an, während er den Arm um ihre Taille legte; da trat Madame Goigoux mit dem Fisch ein.

Eigentlich kam sie ihnen stets sehr ungelegen, denn es gab so viele Gänge, und ihr Appetit war gering. Als sie beim Entree angelangt waren, wurde dem Diner, dessen einzelne Gänge Lingham doch so sorgfältig ausgewählt hatte, so oberflächlich zugesprochen, wie einem Bankett auf der Bühne; alles sah sehr hübsch aus, und wie auf der Bühne tat man, als dinierte man, aber die Speisen wurden nicht gebührend geschätzt. So zart auch das junge Huhn duftete, so hätte es, was Meenie betrifft, ebensogut in der Requisitenkammer hinter den Kulissen fabriziert worden sein können, und wenn der Bräutigam jeder Eingebung gefolgt wäre, die ihn trieb, ihre Hände zu ergreifen und in den seinen zu halten, so hätte das Diner nie ein Ende erreicht.

Aber er wartete geduldig, bis der Tisch abgeräumt worden war. Dann zwang sie ihn zu rauchen, indem sie sagte, sie wolle nicht wie ein Gast behandelt werden. Sie dachte im stillen, daß er vielleicht gern in die Pantoffeln schlüpfen würde, mochte ihn aber nicht fragen, obwohl sie überzeugt war, daß es ihm unangenehm sein müsse, die Stiefel, die er den ganzen Tag getragen, nicht ausziehen zu können.

Nach einem Weilchen bat er sie zu singen und öffnete das Klavier; er blieb bei ihr, um ihr die Blätter umzuwenden, aber sie litt es nicht und verbannte ihn in den Lehnstuhl. Nie hatte ihm ihre Stimme so seelenvoll geklungen, und sie hatte doch noch nie so schlecht gesungen wie heute; er beneidete den Komponisten um seine Macht, in einem Vers mehr auszudrücken, als ein Schriftsteller in tausend Worten zu sagen vermag.

Sie stand auf und lehnte sich auf den Fenstersims; er sah, daß sie jetzt nicht sprechen mochte. Die Straße versank in tiefes Schweigen, die kleinen Läden vis-a-vis schliefen hinter den geschlossenen Läden. Sie blickte zum Himmel empor und gedachte der vielen Wendepunkte in ihrem Leben, da sie schweigend die Sterne betrachtet, die stets unwandelbar blieben! Dann kam ihr ganz unvermittelt ihre Mutter in den Sinn, und ihr Gatte hinter ihr war ihr plötzlich ein wildfremder Mann.

Fünfzehntes Kapitel

Das allgemein bekannte Bild des Clowns, der den Kopf durch ein Pferdekumt steckt und über das ganze Gesicht grinst, während die Tränen ihm in den Augen stehen, hat auf die Phantasie des Publikums einen solchen Eindruck gemacht, daß viele Leute den Beruf des Clowns für den bittersten auf Erden halten. Aber es gibt viel weniger Clowns auf der Welt als Journalisten, und während der bekümmerte Clown mit seinen Beinen Kapriolen schlagen muß, ist der schwergeprüfte Journalist gezwungen, Geistessprünge zu machen, was viel schwieriger und noch einmal so grausam ist. Wenn auch die Angstrufe seiner Frau, die sich in Schmerzen windet, ihn so erschüttern, daß die Feder in seiner Hand zittert, so darf er sich darum doch nicht mit seinem Leitartikel verspäten; es mag sich ein Sarg in dem stillen Hause befinden, darum muß die Zeitung doch zur gewohnten Stunde in den Druck gehen; ist er auch, erstarrt an Leib und Seele, soeben vom Friedhof heimgekehrt, er muß die Spalte „Tagesbericht" zusammenbringen, bevor der Briefkasten ausgehoben wird: in Kummer oder Freude, am Krankenbett oder auf der Hochzeitsreise ist es stets die allererste Pflicht des Journalisten, sein Manuskript rechtzeitig abzuliefern, und so mußte auch Lingham am folgenden Morgen nach dem Frühstück sich mit seiner „Causerie" abquälen, wenn er sie auch noch nie mit mehr Widerstreben in Angriff genommen hatte als heute.

Meenie sah ihrem Herrn und Gebieter mit ehrfurchtsvollen Augen zu, und wenn er in den Federstiel biß und trostlos zur Zimmerdecke emporblickte, tat ihr das Herz weh. Unter solchen Umständen war nicht zu erwarten, daß die Arbeit rasch vonstatten ging, und es ereigneten sich mehrere Episoden à la Paul und Virginie.

Nach dem Lunch machten sie einen Spaziergang auf die Boulevards und kauften sich eine englische und mehrere französische Zeitungen — sie war ganz überrascht bei der Entdeckung, wie viele französische Zeitungen er gezwungen war, zu durchfliegen — und am Abend gingen sie ins Theater.

Die Küche der Madame Goigoux war zwar nicht „vorzüglich", aber doch annehmbar, und sie hatten keinen Grund zur Klage, während ein Tag um den andern verging. Nach und nach schwand das Gefühl des

Ungewohnten, daß sie so beständig zusammen waren; Ralph brachte es zuwege, zu arbeiten, ohne seinen Kopf jede Minute umzuwenden, und Meenie war imstande, noch mehr als die Titel ihrer Bücher zu lesen. Natürlich würdigte sie nichts so sehr als Linghams Beiträge für die „Fackel", die sie mit wahrer Andacht las; manche Stelle kam ihr geradezu wunderbar vor. Und wenn er anderthalb Stunden dazu gebraucht hatte? Sie hätte sie nicht zustande gebracht, wenn sie ihr ganzes Leben darauf verwendet hätte.

Wie gern ergriff sie die Gelegenheit, ihm zu helfen, wenn er zum Beispiel eines Zitats nicht ganz sicher war! Dann eilte sie zu ihrer kleinen Bibliothek und brachte ihm das Buch, das er zu Rate ziehen wollte.

Als vierzehn Tage des neuen Jahres ins Land gezogen waren, begann Lingham ernstlich an die Dramatisierung der „Angela Brown" zu denken. Dieser Gedanke war ihr viel interessanter als seine journalistischen Arbeiten, denn sie hatte den Anstoß dazu gegeben, und, was noch viel wertvoller war, sie konnten das Szenarium zusammen entwerfen.

Viele Tage lang wurde es gründlich erörtert, mehr als einmal ging die Lampe aus, während sie die Schwierigkeiten besprachen, und sie blieben im Dunkeln sitzen. Die Notwendigkeit, viele ausgezeichnete Stellen des Buches im Drama zu opfern, erschütterte sie beide, dann wieder schwindelte es ihnen bei dem Gedanken, daß ein ganzer Akt notgedrungen im Comptoir Angelas spielen mußte.

„Ich weiß nicht, wie ich es anstellen soll, daß die Leute in das Comptoir kommen, nachdem der Held fort ist," sagte er, „und doch muß ich unbedingt das Comptoir vorführen. Welchen Grund soll ich für das Erscheinen all der Leute angeben? Sie können doch nicht alle Romane geschrieben haben, die Angela in ihrem Verlag erscheinen lassen soll? ... Natürlich müssen neun Zehntel des Dialogs, in dem von Literatur die Rede ist, für das Drama gestrichen werden; ich darf nur erklären, wie es kam, daß Angela das Geschäft übernahm, wes Geistes Kind sie ist und muß dann einfach in ihrer Geschichte fortfahren."

„Es könnte — nein, das geht nicht!" sagte Meenie.

„Was wolltest du sagen?"

„Daß es ihr Geburtstag sein könnte, und daß aus diesem Grunde die andern alle erscheinen."

„Ja, aber sie hat ja ein Heim, und es ist nicht anzunehmen, daß sie ihren Geburtstag in ihrem Comptoir feiern wird."

„Das dacht' ich mir auch und hielt es deshalb für unzulässig. Gesetzt — nein, das geht ebensowenig."

Er sog an seiner Pfeife und versank in tiefes Nachdenken.

„So viel steht fest," sagte er endlich in etwas gekränktem Tone, „daß ein Ausweg gefunden werden muß, um die Leute hinzubringen; sie kann doch nicht mit dem Helden einen ganzen Akt hindurch über sein vermaledeites Manuskript schwatzen. Warte, warte! Ich hab's, ich hab's! Sprich jetzt nicht — ich hab's, es wird gehen!"

Und so ähnlich ging es immer. Es gab Abende, an denen sie einander verzweifelt anblickten, aber es kamen andre, an denen sie sehr schlagfertig und scharfsinnig waren, so daß die Hindernisse fielen wie die Kegel. Sie konnte nicht drei Zeilen schreiben — sie versuchte es einmal des Spaßes wegen —, aber nachdem sie eine Ahnung von Stil hatte, gelang es ihr oft rascher als ihm, eine Schwierigkeit zu überwinden.

Doch er hatte ein Auge für das Wesentliche. So schwer ihm die Arbeit auch manchmal fiel, so sah er doch bald, daß das Szenarium, das meisterhaft war, viel rascher der Vollendung entgegenging, als er angesichts der vielen Mühe und Widerwärtigkeiten, die ihm sein neues Buch bereitete, erwartet hätte. Das Szenarium — das Gerippe des Dramas — machte ihm am meisten Sorge; vor dem Dialog fürchtete er sich nicht ein bißchen. Er arbeitete so unermüdlich, daß eine andre junge Frau in den Flitterwochen, eine, die kein solches Interesse an den Arbeiten ihres Mannes nahm, sich vernachlässigt gefühlt hätte. Meenie sagte ihm einmal, daß sie ihn nie ohne Feder in der Hand sehe, ausgenommen, wenn er in Eile die französischen Zeitungen durchflog. Da zog er sie an sein Herz und antwortete: „Ich muß ja Geld verdienen für Meenie!" Aber noch am selben Abend führte er sie in das Palais de Glace und machte sich im stillen Vorwürfe, so gefühllos gewesen zu sein.

Als das letzte Glied in das Gerippe eingefügt und die letzte Feile angelegt worden war, wurde es wohlverpackt nach London geschickt, um dort von einem Sachverständigen geprüft zu werden; Lingham zitterte, wie er noch nie im Leben gezittert hatte, denn er hatte das Gerippe liebgewonnen. Er adressierte es an „Wohlgeboren Herrn Spencer Parlett" und legte einen Brief bei, in dem er um eine rückhaltlos aufrichtige Antwort bat.

Spencer Parlett — das wollen wir gleich sagen — war ein sehr beliebter dramatischer Autor und — was nicht unerwähnt bleiben darf, denn beliebte dramatische Autoren lesen keine Manuskripte aus Gefälligkeit — ein intimer Freund Ralphs. Er gehörte zu den wenigen, die in Lingham einen Romanschriftsteller von ungewöhnlichem, hervorragendem Talent sahen. Dieser Glaube war älter als ihre Freundschaft. Obgleich

sie nie zusammengearbeitet hatten, so war es doch ihrem intimen Verkehre zuzuschreiben, daß Ralph mehr Kenntnis von der Bühnentechnik hatte, als er noch vor ein paar Wochen geahnt, und er hatte genug gelernt, um zu wissen, daß es töricht wäre, den Bau fortzusetzen, wenn das Gerüst mißgestaltet war, aber da er das Gerippe liebte, erwartete er die Antwort mit nervöser Unruhe.

Sie kam vier Abende später. Meenie stellte sich auf die Zehen, um sie über seine Schulter hinweg zu lesen, aber sie war mit Bleistift gekritzelt, und Parlett hatte eine teuflische Handschrift. Lingham las langsam und laut — dazwischen murmelte er kritische Bemerkungen, die nicht im Briefe standen. Volle zwanzig Minuten vergingen, bevor er den Sinn erfaßte, und selbst dann blieben noch zwei oder drei Worte übrig, die er mehr erriet als entzifferte.

„Mein lieber Benedikt!

Wie ist es nur möglich, daß ein Mensch, der eine so hervorragende Stellung unter den modernen Romanschriftstellern einnimmt, mir mein bescheidenes Plätzchen auf der Bühne mißgönnt? Schlimmer als ein Schlangenbiß ist ein Freund, der einem ins Gehege geht.

Hab' ich dazu eine Schlange an meinem Busen genährt, daß sie einem mitten im Kampf ums Dasein begriffenen Schauspieldichter das Geld aus der Tasche stiehlt? Nur so weiter, alter Junge — ich glaube, es wird ein prächtiges Stück. Dein

getreuer S. P."

„Er ist ein guter Kerl," bemerkte Lingham, der vor Aufregung glühte. „‚Prächtig' sagt er, wie? Mehr kann man doch nicht wünschen. Ich hab' Parlett sehr gern. Wenn wir mit dem Stück unser Glück machen, Meenie, dann ist es dein Werk, denn ohne dich hätte ich nie daran gedacht. Wer weiß! Es kann ein Riesenerfolg sein, wir können daran —" Es schwindelte ihm. „Parlett hat mit seinem Stück ‚Die Macht des Mammons' gegen dreißigtausend Pfund verdient. So ein Bombenerfolg im Theater bedeutet ein gesichertes Einkommen fürs ganze Leben. Ach, mein Schatz, welche Freude würde es mir bereiten, dir schöne Kleider und Diamanten und einen Wagen zu schenken! Du wärst bezaubernd in einem Landauer!"

„Du törichter Mensch!" sagte sie, aber im Geiste sah sie sich bereits in der Equipage. „Was ist Parlett für ein Mensch? Ist er noch jung? Wie himmlisch muß es sein, mit berühmten Leuten zu verkehren!"

„Ich verkehre nicht mit vielen berühmten Menschen. — Jung? Na, so jung wie er war, oder wie er sich fühlt, ist er längst nicht mehr. Er hat, wie du weißt, sehr viel in Kompanie mit andern Dramatikern geschrieben, und anfangs waren die ‚Väter' in seinen Lustspielen stets kraftlose Greise von — fünfzig Jahren. Als die Zeit verging, ärgerte sich Parlett, wenn sein Mitarbeiter schrieb: ‚Ein alter Mann — fünfzig Jahre.' Da pflegte er zu sagen: ‚Fünfzig Jahre? Das ist lächerlich — sagen wir fünfundfünfzig.' Und so blieben die ‚Väter' in Parletts Lustspielen eine Zeitlang fünfundfünfzig Jahre alt. Aber es kommt auf den Standpunkt an — jetzt plädiert er immer für einen sechzigjährigen Alten, so daß seine Mitarbeiter es recht schwer mit ihm haben. Er sagte mir einmal: ‚In meinen Lustspielen sind die Fünfzig der Höhepunkt des Lebens, sehr bald wird der ritterliche Jüngling von fünfzig Jahren der erste Liebhaber sein!'"

(Fortsetzung folgt)

Knabe Zarathustra

Von

Richard Zoozmann

Als der Knab' Herdusch geboren,
Der zum Heil und Trost der Welt
Vom Geschick ward auserkoren —
Nächtlich, stern-erhellt,
Stand's am Himmelsrund zu lesen,
Daß dem alten Trug- und Heuchelwesen
Nun ein Ziel gestellt!

Auch ans Ohr der Pharisäer
Drang der frohen Kunde Schall;
Bangend sah'n sie nah und näher
Ihres Ruhmes Fall.
Und man sprach: „Laßt ihn uns töten,
Ehe seines Geistes Morgenröten
Leuchten durch das All!"

Und auf einen Scheiterhaufen
Trug das Kind die Priesterschaft,
Doch den Tod ihm zu erkaufen,
Hat die Glut nicht Kraft.
Sie vernichtet nur Gemeines,
Aber klärt und läutert Himmlisch-Reines,
Das nicht schlackenhaft!

Unverletzt in Glutgestiebe
Strahlt des Knaben heilig Haupt,
Und sein Aug' blickt jene Liebe,
Die nicht Haß erlaubt.
Aus den Flammen gleich dem Phönix
Steigt er mit dem Lächeln eines Königs,
Der verzeiht und glaubt.

Und die Menge, in Verehrung,
Neigt die Stirn dem Göttersohn:
„Laß nicht unsers Sinns Verkehrung
Deine Strafe droh'n.
Laß uns folgen deinen Bahnen,
Bis uns eignet, was wir jetzt nur ahnen,
Ewigen Lichtes Lohn!"

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Wöchentlich eine Nummer | № 28 | Alle 14 Tage ein Heft

Der Ueberkater

Von

Johannes Richard zur Megede

Zweites Kapitel

Wenn ich gemein veranlagt wäre, ich würde diese kläffenden Schurken einzeln überfallen, einzeln abwürgen. Es wäre mir ein leichtes. Aber ich bin nicht gemein! Ich würde, fürchte ich, das ekelhafte Hundeparfüm nie loswerden. Und man soll sich überhaupt weder im Guten noch im Schlimmen mit dem Pöbel amalgamieren; man soll ihn belächeln, auf ihn herabschauen, vielleicht auch mit einer ganz leisen Bewegung der Schwanzspitze zeigen, wie wenig er in Wahrheit für uns existiert. Der kriegerische Geist meines Vaters war neulich in mir viel zu mächtig. Ein eleganter Sprung hinab — zwei haarscharfe schmerzende Durchzieher — derselbe elegante Sprung wieder hinauf: dann hätte ich imponiert, mir nichts vergeben. So aber siegte das römische Temperament, ich kam in eine wirkliche Gefahr, ich mußte von einem Menschen gerettet werden. Das ist mir peinlich ... Aber es war doch wenigstens ein Graf. Es ist immerhin angenehmer, die Gefühle maßvoller Dankbarkeit dem Standesgenossen zu schulden, als sie an Untergebene zu verschwenden. Außerdem wünsche ich auch mit diesem Manne persönlich gut zu stehen. Sein Tagebuch interessiert mich, obgleich daraus mehr der Naturfreund und Gefühlsschwärmer als ein umfassender Geist spricht. Aber er hat mich einen „Ueberkater" genannt. Diese Bezeichnung ist mir sympathisch, sie entspricht der Wahrheit, und ich gedenke sie auch auf meiner Visitenkarte zu führen. „Mein lieber Rhyn, es war wirklich ein guter Gedankenblitz! Es freut mich für Sie, dies hier feststellen zu können."

Sofort nach der Katastrophe kam eine Deputation der Angestellten des Hotels, um mir in einer Entrüstungsadresse ihre Verwunderung über diesen infamen Hundeübergriff auszusprechen. Es lag darin ein schönes Vasallengefühl, eine echte Dienertreue, die jeden Mausejäger zu den erkenntlichsten Mians gerührt hätte — ich nahm nur einige Sardinen wohlwollend entgegen. Es war in dem dämmerigen Vestibül, und einige Hotelgäste standen auch dabei. Bei den meisten Deutschen glaubte ich ein stummes Mißvergnügen zu erkennen, als wenn sie mich weit lieber auf dem Blachfeld gesehen hätten. Ich werde diese unsicheren Kantonisten im Auge behalten.

Meine Stellung als Hotelkater hat sich in nichts geändert. Hunden ist der Speisesaal anstandshalber verboten, ich aber sitze bei allen Mahlzeiten in dem geräumigen Glasverschlag am Speisesaal, wo das Büfett steht, wo die Pikkolos mit ihren duftenden Schüsseln vorübereilen, wo die Büfettdame mir von Zeit zu Zeit dienstfertig eine kleine Leckerei überreicht. Die Table d'hote läßt sich hier am leichtesten übersehen, die Fleischgerüche dringen anmutig durch die beiden stets geöffneten Glastüren. Ich kann die essende

Menschengesellschaft genau beobachten und ganz gefahrlos, da zwei Sprünge bis zum obersten Büfettaufsatz mich auch vor den plumpen Schlächterattacken eines Neufundländers sichern würden. Ich bettle nie nach Hundeart. — Nur wenn ein besonders pikantes Ragout serviert wird, ertappe ich mich dabei, behaglich schnurrend an den Röcken der hübschesten Damen herumzustreichen. Das sind aber nur Phantasieverirrungen: denn die Inspizierung der Küche vor und nach jeder Mahlzeit gehört ja zu meinen dienstlichen Obliegenheiten ... Also meistens sitze ich auf dem Stuhl, träumend, schauend, und Mäusejäger mögen denken, daß von hier aus ganz besonders glänzende Studien zu machen sind. Für Durchschnittsintelligenzen ja — für mich nicht. Ich beobachte meine Leute höchstens auf ihre äußere Anständigkeit: Ob einer nicht mit dem Messer ißt, oder beim Weintrinken schlürft. Mit den Manieren geht es erträglich ... Ich suche mir wohl hier auch die dankbarsten Typen aus, die ich später zu beobachten gedenke. Aber ernstlich bei der Table d'hote Menschenseelen sezieren zu wollen, fällt mir nicht ein. Die Leute sind ja zu Tisch extra gewaschen, besser angezogen und je nachdem als gute oder schlechte Schauspieler frisiert, denen man zwar oft das Kostüm mit einem einzigen Ruck gewaltsam abstreifen könnte, die sich aber doch viel natürlicher geben, wenn sie sich ihr Kostüm selbst ausziehen.

Der Tag der Menschen ist Lüge, aber in der Nacht wandelt die nackte Wahrheit ...

Ich beginne meine Hotelpromenaden gewöhnlich 'ne Viertelstunde nachdem der letzte Hotelgast dem gansaugigen Kellner du jour sein unzufriedenes „Gute Nacht" zugebrummt hat. — Vor Kammerdienern gibt es bekanntlich keine Helden — vor Kellnern keine Kavaliere — vor Katzen keine Menschen ... Die Korridore liegen stumm, muffig, ein einsames Glühlicht flammt. Ich schleiche auf lautlosen Diplomatensohlen über den Teppich, das allgemeine Bild zu gewinnen. Schon die Schuhausstellung ist sehr lehrreich. Der zierlich helle Chevreauschuh der koketten Achtzehnjährigen, der auch sonst gern gezeigt wird und unerfahrenen Jünglingen die Illusion eines wunderbar symmetrischen Fußes vorspiegelt — die Lackstiefelette des Dandy, die noch im Traum drückt — der ungeheuerlich breite, dick ehrliche Professorenstiefel, der außerdem Schiffahrtszwecken zu dienen scheint, dicht neben dem prätentionslosen Zeugschuh der alten Dame, die nur noch Gartenpromenaden unternimmt. Es kommen sogar Sandalen vor, die immer herzhaft ausgetreten sind und meistens verbissenen Vegetariern gehören. Auf dem geölten Touristenstiefel liegt noch der dicke Staub der Tagestour, von ausgeschnittenen Maroquinschuhen steigt das sündhaft süße Parfüm eines reizenden Müßigganges auf. Ich habe sogar den Argwohn, daß besonders reizlose Weltdamen allabendlich besonders reizvolle Schuhe als Lockspeise für spionierende Herren vor die Tür stellen. — Bei den Zugvögeln beider Geschlechter gibt es natürlich nur gemeines Wichsleder. Und was mich außerordentlich wundert, der Hausknecht behandelt alle diese Eigenarten mit der gleichen demokratischen Geschäftsmäßigkeit. Jeder einseitige Beruf verflacht eben oder macht stumpf.

Während ich meine Beobachtungen über die Mißgestalt menschlicher Füße und die künstliche Unnatur ihrer Bekleidung fortsetze, öffnet sich zuweilen eine Stubentür, ein hemdärmeliger Männerarm streckt sich heraus, Stiefel poltern, ein langgezogenes Gähnen folgt; zuweilen zeigt sich auch im Türspalt eine ältliche Nachtfrisur des schönen Geschlechts, die aber mit dem jugendlichen Tagestoupet nichts gemein hat. Gestern kam ich gerade dazu, als die junge, schlechterzogene gewisse Dame gerade in ganzer Figur aus ihrem Zimmer trat: seidene Matinee, Saffianpantöffelchen. Es ist wirklich schade um dies vielversprechendste Mädchen unsers Hotels. Ich wende mich nur gleichgültig ab.

Später horche ich die einzelnen Türen ab. Der österreichische Pensionär schnarcht, der preußische Major kommandiert im Schlaf: „Zu einem rechts schwenkt ... Batterie ..." Er geriert sich wie ein Unteroffizier auf einem römischen Kasernenhof. Auf dem großen Satiriker dürfte ein großer Alp gelastet haben, denn er stöhnte und wälzte sich und mußte von der Gattin geweckt werden, worauf sich ein besorgtes Flüstern und ein unzufriedenes Murren abwechselten.

Bei sorgfältigen Studien vertieft man sich leicht zu sehr. Ich inspizierte darum nur noch schnell den Maler. Die Tür zu seinem Atelier war angelehnt, drinnen Gewisper. Sollte dieses Dorschgesicht am Ende einem feurigen Liebhaber oder skrupellosen Lebemann gehören? Am Tage macht er keine Toilette, vielleicht macht er sie in der Nacht. Und ich erinnerte mich auch gleich eines jungen, zarten Mädchens, das immer verschämt und gänzlich unbeachtet beim Lunch sitzt, die Augen höchstens mal zur Stubendecke aufgeschlagen. Ich schlüpfe mit einem unhörbaren Entschuldigungsmiau hinein. Dürre Beine und braune Ledergamaschen scheinen schuldlose Mädchenherzen magisch anzuziehen — denn da standen sie wirklich alle beide, und ihre bleichsüchtigen Lippen zuckten noch bedenklich. Ich bin nicht neugierig, ich will nur lernen ... Entweder heiraten sich nun die beiden nächstens oder sie heiraten sich auch nicht; ich würde sie an seiner Stelle mit nach Düsseldorf nehmen, aber als Modell und zwar für eine Personifikation der Tugend ... Solche Begegnungen

habe ich oft, aber mehr auf den Korridoren selbst, im Garten, auf der Kurpromenade bei Vollmond. Zuweilen bekomme ich einen Teil Liebe mit ab — natürlich von Frauen. Und wenn ein sehr hübsches Mädchen mich plötzlich besonders innig und dauernd umarmt, dann sehe ich mich immer nach dem dazugehörigen Galan um, dem diese Zärtlichkeiten eigentlich gelten. Und merkwürdig — die jungen verführerischen Menschen, die leicht gefährdet sein könnten, treiben niemals unnötigen Mißbrauch mit dem Zimmerschlüssel, aber die alten griesgrämigen, die sicher niemand wegträgt, verriegeln und verschließen sich jeden Abend hermetisch.

Gestern war ich zu meiner Fensterpromenade etwas zu spät gekommen. Natürlich bin ich kein Mondscheinjüngling und promeniere sentimental unten im Garten oder draußen auf der Straße — das sind rein menschliche Jugendeseleien —, aber ich gleite sanft von Fensterkopf zu Fensterkopf, von Balkon zu Balkon. Heute war fast alles schon stockfinster, die Läden zugekrampt, das Licht ausgeknipst; höchstens hier und da ein sanfter Nachtlichtschein, der mich aber nicht interessiert, denn da schnarchen entweder müde Philister, oder alte Ehepaare hüsteln; ist's zufällig ein Kranker, dann hat die barmherzige Schwester an seinem Bett meistens auch keinen psychologischen Reiz. — Nur bei der neuen Gesellschaft war's noch ungewöhnlich hell, die Stimmen laut, die Balkonfenster weit offen. Sie sind mir gleichgültig, absolut gleichgültig. Aber ein Hotelkater darf unter keinen Umständen einseitig sein, und man studiert ja auch seine Feinde am besten im eignen Lager. Eine nächtliche Balkonvisite hat immer gewisse Konsequenzen ... Jedenfalls sind es wohlhabende Leute, die am liebsten unter sich sein wollen und eine gewisse Bildungstünche auch um Mitternacht noch zur Schau tragen. Vom Persönlichen sehe ich ganz ab. — Sie hatten zwei Salons und drei Schlafzimmer telegraphisch bestellt, deren Einrichtung ich sorgfältig beaufsichtigte. Sie haben sich's auch gleich am ersten Abend behaglich gemacht. Blumenvasen, Bilder, jedenfalls geschmuggelte Havannazigarren, auf dem Kaminaufsatz eine allerliebste Onyxpendule. So sieht wenigstens der eine Salon aus, dessen Chaiselongue sie überdies noch mit weichen Reisedecken und seidenen Kopfkissen dekoriert haben, wohl der Ansteckungsgefahr wegen, die aber in unserm Hotel nicht existiert, weil wir grundsätzlich keine Kranken aufnehmen, ausgenommen die schon da sind oder die noch kommen. Sie haben eine Teemaschine, die höchst behaglich summt, daneben eine Kakesbüchse, die nach Form und Inhalt sich so einladend präsentiert, daß ich unter andern Umständen einen sanften Griff hinein riskieren würde. Es ist wirklich bedauerlich, denn diese Leute sind zwar schlecht erzogen, aber sie haben offenbar Geschmack. Sonst würde ich ihnen eine gelegentliche Tee-Einladung nicht abgeschlagen haben. — Die beiden Terrierunholde trieben gerade eine schamlose Abgötterei mit der Kakesbüchse, die diese atheistische Gesellschaft noch zu belustigen schien. Die beiden Herren lachten und die gewisse junge Dame kramte sogar zwei besonders leckere Stücke heraus. Nachdem die beiden Götzendiener unter unanständigem Schmatzen ihren Bauch zum Gott gemacht hatten, begannen sie auf einmal in die Luft zu schnuppern und fuhren dann wie auf Verabredung kläffend gegen das Balkongitter los. Ich salvierte mich durch einen spielenden Sprung auf das nächste Fensterbrett. Da mochten sie nun nach Belieben den Neumond ankläffen oder mich.

Im Zimmer sagten die Herren mit verständiger Geringschätzung: „Die sehen mal wieder Gespenster!"

Dagegen die gewisse junge Dame: „O nein, es wird wohl wieder die gräßliche weiße Katze sein, die im Garten 'rumspioniert. Wenn sie den glatten Heuchler doch mal tüchtig faßten!"

„Aber Kind, sei doch nicht so grausam! Katzen können fast so klug und anhänglich werden wie Hunde."

„O nein, Mama! Sie sind und bleiben unter allen Umständen falsch und heimtückisch. Ich habe sie nie gemocht. Peter mag sie auch nicht. Und wenn er nächste Woche Urlaub bekommen sollte, wird doch gehetzt. Peter erzählt immer so wunderhübsch von seinen schottischen Fuchsjagden, und ich möchte wenigstens sehen, wie einmal eine Katze hallali gemacht wird ... Nicht wahr, ihr beiden guten Hündchen freut euch auch schon?

„Aber Josefa ..."

Unter diesen Verhältnissen verzichte ich natürlich auf jeden Verkehr mit den „Neuen". — Ich warf auch nur einen halben Blick in das nächste Zimmer, das Schlafzimmer einer verwöhnten Prinzessin.

Seitdem ist es mir ein besonderes Vergnügen, beim Grafen Rhyn auf dem Fensterbrett zu liegen. Er schreibt, ich sonne mich und kontrolliere dabei seine Schreibereien. Ich bin im Hotel maßgebend, mein Verkehr entscheidet über wirkliche Hoffähigkeit, und ich nenne meinen Freund darum jetzt konsequent: Herr Graf! Ich wünsche dadurch diesen Pseudogräflichkeiten da drüben, die für mich nicht existieren, ihre Schranken zu bezeichnen. Ich erkenne unerzogene Komtessen grundsätzlich nicht an. — Verstehen Sie mich? ... Außerdem liegt das Zimmer so günstig, daß die beiden Kläffer mich immer in meiner klassischen Gelassenheit bewundern können. Sie werden sich nächstens die Augen aus dem Kopfe starren, die beiden Verbrecher; heiser sind sie schon.

Ich gebe mich, wie ich bin ... Wenn ich irgend

etwas auf der Welt hasse, so ist es die Kulisse, das schlechte Theater der Herzensroheit . . .

Beim sorgfältigen Durchlesen meiner Aufzeichnungen, die ich im Gegensatz zu meinem Freunde und Standesgenossen, dem Grafen Rhyn (nicht M. de Rin) immer noch einmal durchfeile, kommt es mir vor, als wenn sich mein Stil dem seinigen zuweilen attachierte. Das mag eine gewisse Geistesverwandtschaft sein, viel mehr aber noch das geniale Akkomodationsvermögen, das uns befähigt, da untergeordnet zu scheinen, wo wir es am wenigsten sind.

Ich richte mich auf mit einem liebenswürdigen Gähnen. Die Sonne meint's wirklich gut. „Nun, Herr Graf, wollen wir?" — Und schon tobt drüben die Terrierbande.

*

„Verzeihen Sie, unsre Terrier haben neulich Ihre Katze beinahe totgebissen. Es tut mir leid . . . Die Hunde machen uns in allen Hotels Unannehmlichkeiten, aber meine Tochter trennt sich nun einmal nicht von ihnen."

„Bitte. Uebrigens war's nicht meine Katze, sondern der Hotelkater."

„Aber er saß doch auf Ihrem Tisch, während Sie schrieben. Er scheint sich demnach Ihnen besonders attachiert zu haben."

„Das wohl. Es ist ein selten schönes Tier. Und ich würde auch heute dagegen sein, daß man es ohne weiteres unnütz abwürgen läßt."

„Ich selbstverständlich auch . . . Meine Tochter wird sich noch bei Ihnen entschuldigen!"

Diese Unterhaltung fand unvermittelt auf der Treppe statt, die vom Vestibül zum Speisesaal hinabführt. Es war die ältere Dame der „vornehmen Gesellschaft", die ihre Höflichkeit an mich verschwendet. — Ich habe mich nicht vorgestellt, wie's korrekt gewesen wäre. Ich weiß das — aber ich will nicht. Was habe ich auch für ein Interesse an einer Gesellschaft, die uns alle beharrlich schneidet, im Nebenzimmer ißt und ihre Sonderstellung bis zur Ungezogenheit markiert? — Ich heiße hier Rin, aber schließlich bin ich doch auch Graf . . . Wenn sich die Leute nach acht Tagen entweder aus Langweile oder aus Neugier endlich entschließen, mit uns gewöhnlichen Sterblichen an der gleichen Table d'hote zu essen, und wenn dabei die erste deplazierte Annäherung zufällig auf mich fällt, so empfinde ich wenigstens den esprit du corps und lehne ab. Was die andern Leute, die ich ja eigentlich auch nicht kenne, tun werden, ist mir gleichgültig. Leider hat der überschlaue Oberkellner aus unserm oberflächlichen Treppendialog gestern sich eine gewisse Zusammengehörigkeit zwischen mir und den „Neuen" zurechtkonstruiert. Als ich heute viel zu frühzeitig zum Lunch herunterkam und auf meinem alten Platz nach etwaiger Post suchte, fand ich mich versetzt — ob heraufgekommen oder hinabgestiegen, das weiß ich noch nicht. Jedenfalls liegt der Serviettenring von M. de Rin an dem andern Ende der Tafel und neben dem Kuvert einer Gräfin Josefa von Angern. Der Name ist mir unbekannt wie der meiste deutsche Adel überhaupt. Die Dame braucht über den Platz nicht selig zu sein, sie dürfte schon weniger schweigsame Nachbarn gehabt haben. Ich hatte fast Lust, mich zurückplazieren zu lassen unter Gesichter, die mir zwar ebenso egal, aber wenigstens bekannt sind. Nachher tat ich's doch nicht. Wer auf Reisen lebt, darf sich nicht plötzlich an neuen Gesichtern stoßen. Zur griesgrämigen Junggesellenisolierung bin ich eigentlich noch zu frisch und zu jung.

Wir haben gegessen, wir haben geschwiegen — und das wird wohl noch eine Weile so fortgehen . . . Ich vergesse dabei allerdings das granum salis.

„Mein Hund hat neulich Ihre Katze attackiert. Ich wußte nicht, daß es Ihre Katze war!"

„Es war auch nicht meine Katze."

„Dann um so besser."

Das war die einzige Konversation mit meiner Komtesse; der Rest, wie gesagt, Schweigen. — Es ist eine andre Welt, als ich sie kenne. Ist sie darum schlechter? — Es ist eine andre Unterhaltung, als ich sie liebe. Ist sie darum weniger interessant? . . . Ich werde warten, ich werde beobachten.

Eins haben uns die „Neuen" wenigstens gebracht: Den Frühling, den Süden.

Schon morgens, wenn ich aufwache . . . Die grünen Gitterläden sind noch geschlossen, das Zimmer nächtlich kalt. Aber schon spielen auf der Wand die neckischen Reflexe — das helle, weiche, verwirrende Flimmern, das durch jede Ritze bricht! Die Wasserkaraffe opalisiert, der Türgriff vergoldet sich. Und wenn ich einen Fensterladen öffne, wenn das Frühlingslicht in den kühlen Raum strömt, wenn die Lenzwärme uns umschmeichelt, wenn der junge Tag aus Sonnenaugen lacht! Auf den dicken Magnolienblättern des Gartens blinkt der Tau, das feuchte Gras duftet, das Insektenleben arbeitet summend . . .

Ich setze mich mit meinem Morgenkaffee an das offene Fenster und freue mich wie ein Kind des Lichtes, der Farbe, des Lebens. Der See blaut tief, der Baldo leuchtet weiß. Ich habe die Empfindung, daß bei solcher Sonne die Sorge flieht, die Träne trocknet. — Ja, es ist doch eine Lust, Mensch zu sein!

*

Bei der Table d'hote bleibe ich der gleiche langweilige Gesell. Ich bin den „Neuen" nicht um eine Linie nähergekommen in einer weiteren Woche. Ich

glaube, es ist auch nicht nötig. Wer im Sand wühlt, wird nur Sand finden.

Es sind also ihrer sechs: Gräfin Angern und Tochter, Graf Quedenberg mit Gemahlin, Geheimer Kommissionsrat Rose nebst Nichte. Unsre Tischseite ist rund, und bis auf meine Nachbarin, die mir meistens nur das Profil zeigt, kann ich alle Gesichter mit Gemütsruhe studieren. Der Graf Quedenberg jung, blond, unbedeutend. Er hat Diplomat werden wollen, und das ist ihm wohl nicht geglückt. Darum spricht er wenig und das Wenige näselnd. Seinen kleinen Schnurrbart mißhandelt er unnötig; der Flaum wächst doch nicht ... „Ja, damals, als ich noch Gardeducorps war ...“ Nächstens weiß ich das auch. — Seine kleine Frau ist klug, mager, hübsch, die geborene Botschafterin mit ihrer unpersönlichen Liebenswürdigkeit, ihrer sicheren norddeutschen Art. In dem kleinen Finger der ringbedeckten Hand wohnt mehr Verstand als in seinem ganzen kurzgeschorenen Schädel ... Sie hat den Ehrgeiz, den Geist, er die Langweile, das Vermögen. Auf Kinder wird verzichtet. Wenn ich ihre blauen Augen zuweilen nachdenklich auf ihm ruhen sehe, begreife ich das. Dann wünsche ich der Frau einen klügeren Mann und dem Mann eine dümmere Frau. Nach Tisch musiziert sie. Sie spielt sehr gut und keineswegs nur Alltägliches. Manchmal denke ich bei einer besonders feurigen Passage: ‚Wer da wecken könnte — am Ende lohnt sich's!‘ Aber dann kommt wieder der harte, spröde Anschlag ... ‚Es lohnt sich doch wohl nicht.‘ Das sind Leute, die beim besten Willen das Herz nicht öffnen können, das sie nicht haben. — Der Geheime Kommissionsrat ist eine ganz andre Sorte. Er sieht aus wie ein alter Nager: wimpernlose Augen, schmale Nase, die hagere Gestalt stets in einem altmodischen Gehrock; korrekt, wohlwollend, Gott und die Nächstenliebe auf der Zunge. Er würde für jeden christlichen Zeitungsaufruf anständige Summen zeichnen, niemals mit Namen, aber wissen muß es jeder. Ich für meine Person würde ihn um die kleinste Geldgefälligkeit erst angehen, nachdem ich mich als Graf zu Rhyn legitimiert hätte. Denn er ist bei aller protestantischen Demut und einer bei einem Sechziger allerdings bequemen, überfließenden Moral typischer Parvenü und kindisch eitel. Dem Dialekt nach ist er aus Schleiz, Greiz oder Lobenstein. Und wenn er stets süßlich sich den Damen gegenüber in ethischen Vorträgen ergeht, oder Standespersonen aufzählt, oder aus einem Notizbuch Gedankensplitter verzapft, die immer stumpf sind, aber ein gläubiges Kindergemüt gerade darum erfreuen — dann glaube ich in dem vorsichtigen Flüstertone, der devoten Nackenbiegung unbedingt den servilen deutschen Kleinstaatler zu erkennen, der die Erinnerung an Serenissimus und an den ersten Kratzfuß nie los wird. Zuweilen muß ihm die adlige Nichte eine besonders vornehme Bekanntschaft beiläufig bestätigen, und sein Eichhörnchenauge blinzelt dann eitel und schlau. Die Nichte ist ein recht appetitlicher Bissen, eine etwas untersetzte Juno mit klarem Teint und weißen Zähnen. Vielleicht ist er doch ein frommer Vokativus. — Und Angerns? Sie sind vielleicht die Creme dieser Gesellschaft, äußerlich jedenfalls: auffallend hübsche Menschen, schlanke, ebenmäßige Gestalten, scharfe, feine Gesichter. Die Mutter, die aus ihren sechsundfünfzig Jahren niemals ein Hehl macht und auch nicht zu machen braucht, denn das Alter liegt kaum wie ein Puderhauch auf dem vollen Haar, der rosig welkenden Haut. Aber noch immer zieht sich die Profillinie klassisch scharf, wenn sie zur Seite blickt, und der Mädchencharme fliegt um ihre Lippen, wenn sie lächelt. Nur die Augen sind farbloser geworden, matt. Aber als die Frau noch jung war, herzensjung — haben diese sicher einst schönen und ausdrucksvollen Augen immer nur erlaubten Freuden geleuchtet und nie in sündiger Neigung geflammt? Schöne alte Frauen sind wie schöne alte Gesangbücher. Man erwartet etwas Besonderes von ihnen, vielleicht einen vergessenen Zauberspruch, und wundert sich, wenn aus vergilbten Blättern nur gewöhnliche Litaneien tönen ... Ich glaube nicht an Ahnungen und dauernde Sympathien oder Antipathien auf den ersten Blick, wie sich auch nur törichtes Gefühl an einem schönen Auge krankhaft schnell entzündet. Und doch müßte ich bei dieser Frau eine Ausnahme machen. Ich habe immer die Empfindung, daß wir eigentlich schon uralte Bekannte sind. Und ich habe sie in meinem Leben noch nie gesehen ... Die Tochter ist die Mutter — und nicht die Mutter. Der gleiche fast klassische Schnitt des Profils, die gleichen weichen Lippen, das gleiche großgeformte Auge. Die dreiunddreißig Jahre Altersunterschied mögen ja allmächtig sein — aber das hellbraune, kühle, hochmütige Auge der Tochter hatte die Mutter niemals! ... Und innerlich? — Es ist gewiß die echte Frau, die echte Witwe, für die später innerlich nur noch das einzige Kind existiert; es liegt eine köstliche Einseitigkeit der weiblichen Natur darin, das den Generationen scheinbar ihre Zukunft garantiert — aber gerade die liebevollsten Mütter sind mit sehenden Augen blind.

Das Mädchen ist übrigens glücklich verlobt mit einem preußischen Kavallerieoffizier, der Rennen reitet und täglich schreibt. Sie trägt nur Sportschmuck, am Hals die rubinbesetzte Peitsche, das Armband ein schwerer, goldener Steigbügel, an dem als Portebonheur eine Freiherrnkrone klappert. Sie spricht auch viel von dem Bräutigam, kurz, frisch, der nach-

lässige Salonton, mit dem schneidigen Rotwelsch der Rennbahn gemischt.

„Wenn Peter in Hoppegarten diesen Sommer die ‚Armee' gewinnt, bekommt er einen Knuß extra . . ."

„Nur einen?" lächelt die Gräfin Quedenberg.

„Es werden wohl einige mehr werden, wie ich Josefa kenne," meint freundlich die Mutter.

„O nein! Wollen wir wetten? — Sonst wird der gute Peter nämlich übermütig."

„In der Ehe wird sich das schon ausgleichen," witzelt höflich sächsisch der Kommissionsrat.

„Ausgleichen? Wie meinen Sie das? — Da muß er erst recht kurz gehalten werden." Plötzlich stockt sie . . . „Ich dachte eben: wenn er dann vielleicht gar das Rennreiten aufgäbe und dick und behäbig würde wie sein jetziger Rittmeister. Um Gottes willen, dicke Männer! — Wenn er jemals mehr als siebzig Kilo in den Sattel bringen sollte, lass' ich mich von ihm scheiden."

Unsre Ecke lacht belustigt, auch einige andre lächeln. Das Mädchen ist wirklich jung und natürlich mit ihren zweiundzwanzig Jahren. Aber der Verlobungsring sitzt ihr merkwürdig lose. Sie spielt mit dem schmalen Goldreif während der ganzen Table d'hote, läßt ihn die schlanken Finger auf und ab gleiten. Es ist ihr einziger Ring, und sie behandelt ihn mit einer reizenden Pietätlosigkeit. Zuweilen entschlüpft er ihr, rollt übers Tischtuch. Einmal schwankte er sogar unentschlossen hinüber bis zum Grafen Quedenberg, der ihn scherzend ergriff und an den kleinen Finger zu stecken versuchte.

„Wollen Sie ihn behalten, Graf?"

„Ich möchte schon, Komtesse."

„Nein, geben Sie ihn wieder her! — Ich will Ihre Frau nicht unglücklich machen . . . und auch sonst . . ." Und sie steckte ihn gleichmütig wieder an den Finger. Es ist wirklich 'ne reizend elegante Art, so mit einem Kleinod zu spielen, das man immer wegwerfen kann und das doch immer gehorsam zu uns zurückkehrt . . . Aber, ich habe bei dem Ringspiel zugleich das dunkle Gefühl, als wenn der Reif auch in Wirklichkeit nicht fest säße, im Ernst abgestreift werden könnte ohne ein tieferes Bedauern. Und kennen sich eigentlich solche Brautleute? Können sie sich überhaupt kennen? — Ich denke über Verlobungen und Entlobungen recht kühl, aber junge Bräute sollten doch weniger mit Eheringen spielen. — Aber keine Angst, lieber Robert! Die Ehe wird recht glücklich werden. Es ist die Gesellschaft dazu, es sind die Herzen dazu. Und wenn je einmal die Frau dazu kommen sollte, heimlich und in der Nacht die schwere Fessel abzustreifen: öffentlich und bei Tage wird sie das hübsche Symbol eifersüchtig hüten. Denn innerlich — die Mutter Angern wird bei aller Liebe immer nur die Welt und die Tochter Angern bei aller Natürlichkeit immer nur den Spiegel fragen.

Und diese sechs Menschen, die im Herzen wahrscheinlich nichts gemein haben, fanden sich wohl auch ganz zufällig, erkannten sich sofort mit dem Freimaurerhändedruck der guten Gesellschaft — und bilden jetzt die scheinbar sehr fest gefügte Tafel der Namen, der Formen, der unbedingten Mittelmäßigkeit. Angerns sind Süddeutsche. Sie mögen mit den norddeutschen Gräflichkeiten in einem eleganten Seebade bekannt geworden sein. Das junge, hochmütige Mädchen schloß sofort mit der energischen jungen Frau den himmelnden Herzensbund für die Saison. Der liebevollen Mutter war der blonde Ehemann, dessen ganze Diplomatie wahrscheinlich in einem erträglichen Französisch bestanden hätte, dem Französisch der Oberkellner — sehr sympathisch, eine höfliche Null, eine geschlossene Persönlichkeit, die eine verlobte Tochter höchstens zu sehr wenig schmeichelhaften Vergleichen mit dem Bräutigam reizt. Der Kommissionsrat stieg wahrscheinlich in München in denselben Wagenabteil erster Klasse, mit einem Gedankensplitter, mit einem vornehmen Namen sie alle erobernd. Eine gemeinsame Bekanntschaft, ein serviles: „Verzeihen, Frau Gräfin" — und die heilige Allianz ist fertig. Ich wundere mich jetzt nicht mehr, wie's passieren konnte, daß ein französischsprechender Abenteurer niedrigster Sorte in Berlins vornehmsten Klub eindrang, einem süddeutschen Prinzen spielend die Millionen abnahm und erst höflich herauskomplimentiert wurde, als die Polizei einen verblüffend ähnlichen Grafen im Verbrecheralbum entdeckte. Das letztere war eigentlich eine Roheit, denn der Hochstapler, der die Formen der großen Welt so unbedingt beherrschte, daß er einem wirklichen Prinzen die Macaohörner aufsetzen konnte, hatte doch wohl ein geistiges Anrecht auf das Geld. Berlin schwieg die Affäre tot, aber historisch bleibt sie. In jedem Weltbade ereignen sich übrigens jährlich gleiche Skandale, nur daß zuweilen ein wirklicher Graf als Falschspieler ertappt wird. — Mit unsrer Gesellschaft haben die nun allerdings nichts zu tun. Unsre „Neuen" sind alle nur zu Gesundheits- oder Zerstreuungszwecken gekommen. Sie waren acht Tage einsame Olympier; dann wurde ihnen die himmlische Langweile zuviel, sie stiegen hinab zu den Sterblichen, immer verbindlich, immer sie selbst. Sie besahen sich mit vorsichtiger Neugierde den großen Satiriker und fanden vielleicht, daß er selbst zur Satire herausforderte; sie strichen höflich grüßend an der Familie des preußischen Majors vorüber, fanden sie akzeptabel, aber zu sehr mit sich selbst beschäftigt; sie wandten sich direkt an mich, wahrscheinlich verführt durch das Oberkellner-„de" in

meinem Namen — und Adel und Adel zieht sich keineswegs unbedingt an —, sie salvierten sich, als ich mich salvierte, erst recht. Jetzt bilden sie die Insel, die uns allen im Grunde unsers Herzens höllisch imponiert — mir auch. Wir wären also gern aufgenommen auf diesem Eiland —, aber ich bin wirklich zu ungelenk dazu ... Ich bin allerdings, wie's in der Natur der Sache liegt, auf meinen Reisen oft mit sehr vornehmen Leuten zusammengekommen — ich saß zweimal beim Bankett neben englischen Herzögen, also der äußerlich untadeligsten Gesellschaft. Wir wurden auch nie liebevoll, aber wir wurden wenigstens lauwarm, es gab immer einen festen Punkt zwischen uns: ein gemeinsames wissenschaftliches Interesse, eine strittige politische Idee, die uns schließlich einte oder schied; aber wir hätten uns doch beide ins Gesicht gelacht, wenn wir erst mit Gesellschaftsfloskeln begonnen hätten, uns höflich die Nasen aneinandergerieben, wie es mir unbekannte Wilde tun sollen, die sich darauf mit dem fremden Stamm entweder anbiedern oder ihn massakrieren. Uns galt eben die Sache, nicht das Wort. Ausnahmen gab es wohl auch —, aber es blieben immer Ausnahmen. Ich habe niemals neben einem absolut leeren Kopf länger ausgehalten als unbedingt nötig. Dabei bin ich nicht wählerisch. Der Kameltreiber, der mir im gurgelnden Arabisch die Eigenschaften seiner Lasttiere auseinandersetzt — mein Mann. Der Schmied, der mir schwerfällig erklärt, warum er gerade ein breites Hufeisen auflegt — mein Mann. Es gehört nicht direkt zu meinem Beruf, aber ich bekomme von ihnen ein Bild des Lebens, ich lerne. Ich kann in einem maurischen Café stundenlang unbeweglich hocken wie die Araber, obgleich mir die ekelhaften Verrenkungen der Bauchtänzerinnen, das monotone Tumtum der Negertrommel keineswegs berauschend sind, aber ich sehe doch Menschen, Gesichter, ich versuche in eine Gefühlswelt einzudringen, die ich nicht verstehe — und endlich doch verstehe.

Und hier? — Die Leute haben sicher auch ihren Kern. Der Kommissionsrat wird sich ein Riesenvermögen auch nicht durch tiefsinnige Gedankensplitter oder ethische Gemeinplätze erworben haben, — hinter dem Nagergesicht steckt eine Intelligenz; Quedenberg ist der Sohn eines großen Generals; Mutter und Tochter Angern werden sich allein wohl Dinge zu sagen haben, die des Sagens wert sind — und was ich an ihnen nicht liebe, ist doch nur die gleichmäßige Maske, die langweilige Alltäglichkeit der Formen, die mich als etwas Leeres mit Recht abstößt. Und doch möchte ich auch mal in diese Menschen hineinsehen, zu konstatieren, daß, wie das Chlorophyll beim Blatt die Farbe, auch hier das Blut das Leben ausmacht. Aber ist es nun geistiger Hochmut — gesellschaftliche Ungelenkigkeit — ich kann mich gerade diesen Leuten so schwer anbequemen. Ich bin ich — und dieses Ich ist leider hart und spröde. Ich könnte wohl einmal, zweimal, aber nicht zehn Tage hintereinander wie der Kommissionsrat mich besorgt nach dem Schlaf der Damen erkundigen, wo sie doch alle sichtlich gut geschlafen haben; ich kann auch nicht mit vagem Interesse Trainierberichte aus Hoppegarten anhören, während mir Trainer wie Pferde gleich unbekannt sind. Das alles will gelernt sein — und ich habe es nicht gelernt. Das ist tatsächlich ein Fehler der Erziehung, eine Einseitigkeit, über die ich nur mit eisigem Schweigen herrischer Geringschätzung hinwegkomme. Ich bin kühl höflich, aber ich bin niemals lächelnd gewandt. Und wenn ich mich ernstlich unter die Lupe nehme, konstatiere ich, daß R. Rin und Graf zu Rhyn ganz besonders anspruchsvolle Gesellen sind, sie wollen immer respektiert sein.

Es mag nun kommen, wie es will — als Aristokrat entpuppe ich mich hier nicht mehr. Und wenn ich direkt lügen sollte ... Komme ich noch einmal mit den „Neuen" im guten zusammen — meinetwegen! — Sie mögen mich dann taxieren wie sie wollen, aber nicht nach einem leeren Namen.

*

Wahngebilde erzeugen Wahngebilde. — Neulich — ich saß gerade im Hotelgarten und nahm mal zur Abwechslung Pflanzen unter die Lupe und nicht mich — da kam die Gräfin-Mutter, mir Gesellschaft zu leisten. Sie hat noch immer einen leichten Gang und hübsche Bewegungen.

„Störe ich Sie, Monsieur de Rin?"

„Rin, gnädigste Gräfin. Ich bin Deutscher."

„Es war neulich darüber ein Streit zwischen uns. Ich war der Ansicht, daß Sie am Ende doch Franzose sein könnten, und schon drauf und dran, mit Ihnen von jetzt an französisch zu konversieren. Danken Sie Gott, daß ich es nicht tat! Sie kennen ja Damenfranzösisch: sehr fließend und sehr inkorrekt ... In Deutschland muß es auch eine Familie Ihres Namens geben, aber sie schreibt sich, soviel ich weiß, ganz anders."

„Ich glaube nicht, daß es in Deutschland sonst noch Rins gibt."

„Es gibt doch noch — es gab wenigstens ... Aber warum ich eigentlich Ihre Unterhaltung gesucht habe? — Wir müssen uns sicher schon einmal begegnet sein, Herr Rin."

„Ich wüßte nicht."

„Aber ich hatte in dem Augenblick, wo wir uns sahen, die Empfindung, daß wir uns kennen müßten."

„Ich hatte dasselbe Gefühl, Frau Gräfin."

„Merkwürdig."

„Wir müssen demnach beide einen Doppelgänger haben."

„Ja, das müssen wir wohl ... Und Sie sind ganz sicher, mit den Grafen zu Rhyn auch nicht weitläufig verwandt zu sein? Das heißt: der Graf zu Rhyn, den ich einmal flüchtig gesehen, ist Ihnen auch nicht die Spur ähnlich. Es war eine nichtige Frage."

„Ich habe keinen einz'gen Verwandten."

„Dann tun Sie mir aber leid! Und wie ich sehe, sind Sie auch nicht verheiratet. Das müssen Sie aber noch tun! ... Einmal alt und einsam und ohne wirkliche Erinnerungen — nein."

„Ich kann mir wohl vorstellen, gnädigste Gräfin, wie gewisse Erinnerungen einem das Alter vergällen können, aber weiter nichts."

„Ja, Sie sind eben Mann, Sie sind jung ... Ich bin schon verhältnismäßig früh Witwe geworden und habe nur ein Kind. Ohne ein Kind, ohne die Erinnerungen würde ich mich unendlich arm fühlen ... Sie lieben auch den Garda?"

„Ich liebe ihn sehr."

„Ich kenne ihn schon seit beinah vierzig Jahren, er ist für mich voller Erinnerungen, und ich kehre immer getreulich zu ihm zurück. Riva, Salò ..."

„Sie waren mit Ihrem Herrn Gemahl hier?"

„Mein Mann hat den Garda nie gesehen, aber ich hatte hier liebe Menschen, sehr liebe Menschen ... Sie haben sich nachher von mir abgewandt, hohnlächelnd, mich jeder Heuchelei, jeder Gemeinheit vielleicht für fähig gehalten. Ich habe nicht Gleiches mit Gleichem vergolten. Die Erinnerung an jene Tage bleibt mir doch heilig."

Ich schreibe diese Unterhaltung nur nieder, weil sie nichts sagt, und weil sie doch charakteristisch ist. Es sind immer nur Worte, hübsche Worte. Dahinter steht der Altar mit dem eignen Bild, den Weihrauch streut man sich selber ... Indessen spielt die Tochter auf dem Rasen mit den Hunden, läßt sie springen, springt selbst. Die hohe, schlanke Gestalt mit der biegsamen Taille, den kraftvoll runden Bewegungen der brillanten Tennisspielerin — das helle Kleid, die warme Sonne, der weiche Rasen: die schlechteste Garda-Erinnerung wäre das Mädchen allerdings nicht. Der Geheime Kommissionsrat mit den Quedenbergs wandelt derweilen sittsam auf Kieswegen. Sie streiften uns einmal fast, und der gute Mann machte dabei ganz elegische Augen, als wenn er sagen wollte: „Versteht auch solcher Durchschnittsmensch so viel gräfliche Güte zu würdigen?" Josefa, die verschiedene Male ungeduldig zur Mutter herübergesehen hatte, kam endlich selbst: „Verzeihen Sie ... Weißt du schon, Mama, daß Peter für Iffezheim nachgenannt hat? Wir müssen auf alle Fälle hin."

„Ja, Kind, wir werden sehen ... Aber wann kommt er denn eigentlich?"

„Ich denke, übermorgen. Er wird uns überraschen wollen ... Ich freue mich doch rasend auf ihn, Mama! ... Verzeihen Sie ..." Sie geht wieder mit der gleichen höflichen Mißachtung, die ich verdiene.

Wir beide sehen unwillkürlich nach.

„Und so was soll man nun in sechs Monaten hergeben, ganz hergeben?"

„Ihr Fräulein Tochter heiratet dann?"

„Ja. Und mir wird damit eigentlich ein Herzenswunsch erfüllt. Sie passen so gut zusammen, sie haben dasselbe Temperament, die gleichen Passionen. Mein Schwiegersohn ist mir schon jetzt der rücksichtsvollste Sohn. Aber verlieren muß ich mein Kind dann doch. Sehen Sie, das wird dann auch nur eine Erinnerung ... Und wenn ich diese Erinnerung je missen müßte?"

„Ich verstehe vollkommen, Frau Gräfin," antwortete ich mechanisch.

Aber da antwortet sie rasch: „Sie verstehen ja doch nicht! Sie können gar nicht verstehen! Niemand kann ahnen, was mir dieses Kind immer gewesen ist ... Ich habe es seit seinem dritten Jahr allein erzogen, ich habe es, soviel ich konnte, vor allem Bösen behütet ..." Und erfüllt von dem Muttergefühl, wie sie nun einmal ist, beginnt mir die Frau ihre Erziehungsgrundsätze auszukramen. Wie man den jungen Baum nur biegen, niemals beschneiden dürfte, wie sich dann die jungen Zweige ganz von selbst harmonisch formten; wie man ihm niemals das Böse zeigen dürfte, um es dem Guten allein zu bewahren... Und so zieht sich der kleinumschriebene hübsche Zauberkreis, den die Mutter wohl nach besten Kräften einst selbst ausgefüllt hat, weil sie selbst eine sanfte, lenksame Natur, deren vorsichtigen Instinkten schon die Aufschrift: Verbotener Weg! genügt, und sie wich Schritt für Schritt zurück. — Es mag das gut für Frauen sein, für Menschen, die nichts weiter wollen, als lächelnd und unerkannt sich durchs Leben winden, der großen Sünden, aber auch der großen Gefühle bar. Aber die anders geartet sind, die widerstreitenden Naturen, die Menschen, denen es nicht genügt, nur eine gleichgültige Nummer zu sein, die sich ihren Weg durch Versuchungen, Sünden, vielleicht Laster erst bahnen müssen, um sich ganz zu finden? Die werden ihre Zweige nur scheinbar willig biegen lassen, die werden Kämpfe suchen, Konflikte — und ich weiß noch gar nicht, ob aus dieser kapriziös spielenden Josefa sich nicht einmal eine Eigenart herausentwickelt, die lieber bricht, als daß sie sich biegt. Und dann wird sie diese weiche mütterliche Erziehung verfluchen ... Denn man kennt die Menschen doch nicht! Auch diese Leute haben ihre Tiefen und

Untiefen. Nur Gemälde hören auf Gemälde zu sein, wenn man ihnen die Farbe abkratzt, aber bei Marmor kommt man dann erst recht auf Marmor.

Es war wie gesagt Sonnennachmittag. Der See so blau duftig, der Grund so kristallklar, daß der Kies unten wie mattes Silber heraufleuchtet, bis es sich dann weiter in stumme Tiefe verlor. Die nahe Isola hob ihre grünen Felsgestade aus dem tiefen Blau in träumerischer Melancholie. Alles sanft, weich, duftumflossen — auch der weiße Monte Baldo-Rücken rundet sich, die Schrunden und Zacken im Schnee verborgen. Die ganze Natur in ihrer milden Frühlingsfeier will von scharfen Linien auch nichts wissen. Als ich von der Hotelterrasse noch einmal in den Garten zurücksah, standen gerade Mutter und Tochter zärtlich wie zwei Schwestern nebeneinander. Der Süden gibt diesen Leuten recht.

Ich aber stieg gleich darauf in die Berge — durch die Olivenhänge, wo die Sonnenlichter zugleich mit den Eidechsen spielen und der Himmelsschlüssel gelb üppig aus dem dürren Gestein sprießt — über den Lorbeerweg weg, wo es schwül nach Süden und Ruhm roch: bis ich endlich an der letzten kümmernden Olive vorbei die Zone des braunen toten Grases betrat. Da wehte die frische, scharfe, feuchte Luft der wirklichen Berge, die den Frühling erst im Sommer kennen, da sah ich hinein in die Hochalpen, auf die trotzig gebogenen Hörner, die wilden Zinken, auf diese Härte und Starrheit und steinerne Wucht, die den Frühling und den Kompromiß überhaupt nicht kennt ... Und da habe ich lange gestanden und geschaut und mich vom scharfen Firnhauch anwehen lassen.

Und ich habe doch recht! Das ist meine Welt, meine Anschauung des Lebens. Die harten Linien haben recht, die großen Bilder; der Garda, der da tief unten so wonnig blaut, erfaßt das Leben doch nicht in seinem Kern.

Und wieder muß ich an meinen Vater denken, der mich so eisern streng erzog ... Ich hab's ihm nachgetragen manches Jahr und schwer die Mutter vermißt, die bei meiner Geburt starb. Aber der alte Mann hat gut daran getan, daß er den schwachen Baum zwang, sich im Wetter zu stählen. — Und als wir nach meinem Abiturium zusammensaßen, der Mann mit dem Mann, und mein Vater, vielleicht angeregt von der Freude und vom Wein, aus seiner Jugend erzählte, der leichtsinnigen Düsseldorfer Ulanenzeit, von seinen großen Reisen später ...

Und ... wir sahen uns an, und es ging plötzlich nicht mehr. Da wurde dem verschlossenen Mann das verwitterte Gesicht hellrot und er trank den Sektkelch auf einen Zug herunter. „Mein Junge, wir sind Männer, und es soll keine Lüge zwischen uns sein: Du bist kein Kind der Liebe. Frag nicht, sag nicht, grämi dich auch nicht — wir sind am Ende doch nur wir selbst! ... Und deine Mutter war die beste Frau, die's gibt ... Ich habe mein Leben genug gewüstet und genug gelogen. Und wenn ich dich sehr hart erzogen habe, wie wohl sonst kaum ein Vater seinen einzigen Sohn, den er von Herzen lieb hat, so habe ich es getan, weil ich mich und meine Fehler kannte. Du sollst einmal im Leben den schnurgeraden Weg gehen, gleichviel wie steinig er ist, und der Wahrheit ins Gesicht sehen, gleichviel wie sie aussieht. Denn es gibt auf dieser Welt nur einen richtigen Weg, das ist der gerade Weg, und nur eine Diplomatie, das ist die Ehrlichkeit, und nur eine Tugend, das ist die Kraft ... Du bist jung, du kennst von der Welt bis jetzt nichts, aber du bist so bedürfnislos gewöhnt, daß du nicht an jedem Kiesel dich wundzustoßen brauchst und nicht zeitlebens dahinzusiechen an irgend einer großherzigen Gefühlsduselei. — Und die Hauptsache: Gib niemand Rechenschaft als dir selbst! Wer das richtig erfaßt, der haut sich durch jedes Gedränge durch oder er stirbt anständig im Gedränge ... Mein Junge, raube und senge meinetwegen im Leben, sei ein ganzer Schuft, aber werde niemals feige oder lächerlich — niemals, hörst du, um keinen Preis! Dein Vater hat sich lächerlich gemacht und deine Mutter unglücklich. Von der Lächerlichkeit kommt man nicht mehr los, der Makel bleibt ... Und wenn du mein Sohn bist, so werden auch die Frauen in deinem Leben ihre Rolle spielen. Gebrauche sie! Und laß niemals die leichten Engagements der Sinne zur schweren Verpflichtung des Herzens groß wachsen. Dann bist du der Reingefallene, wie ich der Reingefallene gewesen bin. Dabei erinnere dich, aber auch nur dabei, daß du ein Graf Rhyn bist, und daß die besser unvermählt zu Grabe gehen. Denn wir sind allzeit Schwärmer und Frauenknechte gewesen und haben's danach getrieben. Aber wir haben auch allzeit ein Herz gehabt und haben unser Bestes freudig hingegeben — und sind mit Hundelohn davongejagt worden. Solche Leute finden in der Ehe nie das, was sie suchen. Denn das Leben ist lang und der Werktag nüchtern. Aber wenn dich der Teufel doch mal reitet, dann suche ihm bei guter Gelegenheit auf den Rücken zu kommen und setze ihm erbarmungslos die Sporen ein und reite ihn dahin, wo du willst. Dann wird dir vielleicht das Leben glücken. Mir ist's nicht geglückt. Also hüte dich vor der Frau! ... Und nun, mein Junge, sollst du ein Jahr reisen, wohin du willst und wie du willst. Aber meide allzu weiche Luft! Dann sage mir, was du werden willst.

Ein freier Beruf — wenn du auf mich hörst. Er ist das beste für unsereinen. Man bleibt, wer man ist. — Und in bezug auf Aeußerlichkeiten: den anständigen Mann kennt man an der anständigen Wäsche . . ."

Ich bin gereist, bin zurückgekommen, aber mein Vater war gestorben derweilen. Es ist mir natürlich erst langsam klargeworden, welch tiefe Lebenserfahrung und Selbsterkenntnis in dem steckte, was er mir gewissermaßen als Geleitbrief ins Leben mitgab. Welche Frau ihm sein Leben vergiftet, weiß ich nicht. Ich habe in seinem Nachlaß eigentlich nur einen wichtigen Brief derart gefunden. Er muß von dieser Frau gewesen sein. Ein matter Brief! Aber zwischen den Zeilen konnte der Sohn lesen, wie unsinnig der Vater diese Frau geliebt haben muß.

Ich möchte auch nicht mehr wissen. Man kennt die Menschen nie. Und ich will jemand, der mir stets groß vorschwebt, nicht klein sehen. — Freilich, ich vergesse dabei einen Moment in seinem Leben — und werde ihn doch nie vergessen! — Aber das ist ein Geheimnis zwischen Vater und Sohn. Und es stirbt mit mir.

(Fortsetzung folgt)

Liebe und Ruhm

Von

Leonard Merrick

(Fortsetzung)

Am folgenden Morgen nach dem Frühstück schrieb Lingham die ersten Zeilen des Dialogs; es litt ihn nicht länger nach der Ermutigung, die ihm zuteil geworden war. Trotzdem verhehlte er sich nicht, daß sein neuer Beruf Gefahren in sich barg; wie gut das Stück auch immer ausfallen mochte, so war es doch immer eine Ware, für die er einen Käufer finden mußte, während, wenn er sich zu einem Roman hinsetzte, der Kunde ihm bereits sicher war. Sie hatten oft davon gesprochen, und eines Morgens wendete er sich mit diesen Bedenken zu Meenie.

„Es geht viel langsamer, als ich mir dachte," rief er aus; „ich kann nicht so schnell schreiben wie Parlett, und es ist vielleicht wahnsinnig von mir, viele Monate auf ein Experiment zu verwenden. Nehmen wir den Fall, daß die Arbeit umsonst ist, daß niemand es annimmt? Bin ich in der Lage, mich in etwas Neuem zu versuchen?"

Er wußte es nicht, aber aus der erregten Stimme klang es auch wie eine leise Klage, die auf Widerspruch zu stoßen hofft. Ihr angeborener Takt gab ihr die richtige Antwort ein.

„Das Experiment ist einmal gemacht worden," erwiderte sie rasch, „und wir haben uns nie vor dem Dialog gefürchtet, sondern nur vor dem Aufbau — der aber ist fertig, und Parlett hat ihn gelobt!"

„Parlett hat aber kein Theater," wendete er ein, „und sein Lob wird das Stück, wenn es fertig ist, nicht auf die Bühne bringen. Wenn ich von meiner Zeitung die neunzig Franken wöchentlich bekäme, die wir brauchen, so würde ich mir's nicht weiter überlegen, so aber leben wir bereits von unserm Kapital. Wie lange wird das reichen? Ich hab' mich nie sehr gut auf das Rechnen verstanden."

„Ach, eine Ewigkeit," erwiderte sie, „und dann wird ja dein Buch bald erscheinen, für das du auch eine größere Summe bekommen wirst."

„Es wird vielleicht nicht viel und möglicherweise erst später etwas tragen."

„Etwas," verharrte sie, „muß doch bald eingehen, du vergißt das Uebersetzungsrecht."

„Du bist eine reizende kleine Geschäftsfrau," antwortete er lächelnd, „du denkst an alles!"

„Ach ja, so etwas Wichtiges vergesse ich nicht. Uebrigens," fuhr sie fort, indem sie sich zu ihm hinüberbeugte und den Hauptgrund ins Treffen führte, „würdest du nur Zeit verschwenden, wenn du das Lustspiel jetzt ad acta legtest. Du bist voll davon und könntest jetzt ebensowenig einen neuen Roman erfinden wie ich, du würdest einfach nichts zusammenbringen, wenn deine Phantasie von etwas anderm überschäumt."

Die Wahrheit dieser Behauptung war entscheidend, und er stürzte sich Hals über Kopf in die Arbeit; da die Lampe jetzt manchmal auch die halbe Nacht hindurch brannte, bezahlten sie Madame Goigoux wöchentlich einen Franken mehr. Oft fiel ihm ein glücklicher Gedanke ein, wenn er schon zu Bett gegangen war, und wenn er dann morgens beim Frühstück saß, zerquälte er sich sein Gehirn, um sich ihn in Erinnerung zu rufen, und glaubte aus der Haut fahren zu müssen, wenn ein Löffel leise klirrte. Er befestigte einen Bleistift und Block über dem Bette, und oft setzte er sich, gerade wenn sie eingeschlafen war, auf und kritzelte im Dunkeln einen Einfall aufs Papier.

Einmal erwachte sie in der Nacht und stahl sich aus dem Schlafzimmer in den Salon, da saß er mit gesträubtem Haar über seine Arbeit gebeugt — der Zeiger wies auf fünf. Aber wie weise sie war! Es fiel ihr nicht ein, zu sagen: „Weißt du auch, wie spät es ist, lieber Mann?“ Als sie sah, wie rasch die Feder über das Papier flog, hielt sie den Atem an und schlich sich so leise wieder ins Bett zurück, daß er sie gar nicht bemerkte. Wahrlich, die Frau, an der ein Schriftsteller nichts auszusetzen hatte, verdiente ein besseres Los!

Sechzehntes Kapitel

So verging der Winter, und die Knospen und Sessel kamen auf den Boulevards zum Vorschein, während Ralph an seinem Lustspiel arbeitete; der Sommer erschien mit seinen Gluten, und immer noch saß er an seinem Schreibtisch und schrieb, während er laut deklamierte, denn ein dramatischer Schriftsteller kann ebensowenig schweigend einen Dialog schreiben, wie ein Schauspieler sitzend eine Rolle studieren kann.

Parlett hatte das Szenarium Ende Februar zurückgeschickt; als der Briefträger Ralph zwei mit der Maschine geschriebene Exemplare des Stückes ablieferte, war es fast Ende Juli geworden. Die vier Akte sahen sehr hübsch aus mit dem rotlinierten Rande und den rosa Bändern, die sie zusammenhielten, und sie bereiteten ihm fast das gleiche Vergnügen wie vor drei Monaten die sechs Freiexemplare seines neuen Romans, der die Widmung trug: „Meiner Frau“. Welcher neugebackene Lustspieldichter hätte Einwendungen dagegen erhoben, daß die zweite Kopie von „Angela Brown“ in Leinwand gebunden werden müsse, wie die junge Frau, die in seinen Augen die schönste der Welt war, es verlangte? Lingham wäre der letzte gewesen, der dieses Verbrechen beging, trotzdem die zweite Abschrift eigentlich nur angefertigt worden war, um bei der Hand zu sein, wenn die erste auf ihren abenteuerlichen Reisen in Verlust geraten sollte.

Sie machten sich unverzüglich ans Werk und schickten das Lustspiel an die Direktion des Pall Mall-Theaters in London — die Frau des Direktors war die erste Liebhaberin —, und nachdem eine Woche vergangen war, die Ralph verhältnismäßig untätig verbrachte, begann er an ein neues Buch zu denken. Das letzte war ebenso glänzend rezensiert worden wie die früheren, und Meenie riß stets ganz aufgeregt die grünen Kuverts auf und verschlang die eingeschlossenen Zeitungsausschnitte. In solchen Augenblicken kam ihr die Situation so unwirklich vor; denn die materielle Lage, in der sie sich befanden, war geradezu erstaunlich ungünstig. Der Name „Lingham“ in den Zeitungskritiken klang so erfolgreich, so sicher und geschützt, schien so weit entfernt vom Kampfe ums Dasein; wenn sie, bevor sie ihn kannte, Rezensionen über seine Bücher gelesen hätte, wie ganz anders würde sie sich die Umgebung vorgestellt haben, in der er lebte! Die Kritiker selbst würden Augen und Ohren aufreißen, wenn sie erführen, worin sein Kapital bestand, und was würden erst die jungen Schriftsteller sagen, die am Beginn ihrer Karriere standen und ihm so verzweifelte Briefe schrieben, in denen sie ihm ihre Bedrängnis haarklein schilderten und um ein Darlehen baten! Unter den Briefschreibern befanden sich viele Anfänger mit grauen Haaren, deren Phrasen nach der Schenke rochen, aber auch Jünglinge, deren Worten man es förmlich anmerkte, daß sie nur unter Erröten niedergeschrieben worden waren. Manche dieser Bettelbriefe machten einen furchtbaren Eindruck auf Meenie und rührten sie zu Tränen.

Die Plaudereien, die Ralph für seine Zeitung schrieb, waren um diese Zeit besser als je; anfangs waren sie ein wenig steif gewesen, wenn auch nie so schlecht, wie er geglaubt hatte, dann, in der Zeit, da er so sehr in sein Lustspiel vertieft war, hatte er sie ein wenig vernachlässigt — jetzt aber verdiente er das Geld, das sie ihm eintrugen, redlich, so daß er aus dem Ereignis, das nun eintrat, keine Moral ableiten konnte: er erhielt nämlich seine Entlassung. Ein Neffe des Zeitungseigentümers erhielt seine Stelle, weil er es verstanden hatte, der Tochter seines Onkels ein mehr als verwandtschaftliches Interesse einzuflößen. Das erfuhr Ralph natürlich nicht; er erhielt nur das höfliche Schreiben des Chefredakteurs, der „bedauerte, infolge eingetretener Umstände der Beiträge Mr. Linghams nur noch bis zum dritten des folgenden Monats zu bedürfen“. Das „Bedauern“ eines Redakteurs ist etwas sehr Mechanisches; er „bedauert“, daß er eine Geschichte nicht bringen kann, die ihm nicht gefällt; er „bedauert“, daß das Manuskript, das bereits seit einem Jahre in seinen Händen ist, noch nicht hat erscheinen können — gleichzeitig teilt er dem Verfasser mit, daß die Bezahlung des Honorars am letzten Tage des zweiten Monats nach dem Erscheinen des Beitrags erfolgt.

Der Verlust der zwei Pfund wöchentlich hätte kaum für jemand ein schwererer Schlag sein können; er kam wie ein Blitz aus dem heiteren Augusthimmel niedergesaust, als das Kapital Linghams auf fünfunddreißig Pfund zusammengeschrumpft war. Es hatte Zeiten gegeben, in denen er viel weniger besessen und sich trotzdem nicht für arm gehalten hatte, aber damals war er Junggeselle gewesen. Fünfunddreißig Pfund, ein Lustspiel im Pall Mall-Theater, das höchst wahrscheinlich zurückgewiesen wurde, und den unreifen Plan zu einem Roman im Kopfe — damit sollte er eine Frau ernähren! Er sog heftig an seiner Pfeife.

„Wieviel Zeit brauchst du wohl zu deinem neuen Buch?“ fragte sie ihn, nachdem sie sich ein wenig gefaßt hatte.

„Neun Monate, fürcht' ich, ich hab' noch nie eins in weniger Zeit geschrieben. Natürlich, wenn das letzte einen guten Absatz gefunden hat, so können wir uns die neun Monate noch fortfretten — im Oktober bekomme ich ja die Tantiemen —, wenn das aber nicht der Fall gewesen ist, so weiß ich im Augenblick nicht, was wir anfangen werden. Sehr eingeschlagen hat es offenbar nicht ... Doch brauchen wir vorläufig nicht zu jammern. Ich muß halt den Entwurf zu dem neuen Roman so rasch als möglich herauskriegen, und inzwischen werden wir uns in Hoffnungen wiegen ... Was glaubst du, lieber Kamerad, wär's nicht besser, wir gingen nach London? Hier braucht uns niemand.“

„Jedenfalls haben wir hier nichts, was uns fesseln könnte,“ stimmte sie langsam zu. Bis nun war sie auf dieses Ereignis nicht vorbereitet gewesen, und es traf sie doppelt schwer.

„Nichts. In London kann ich außerdem vielleicht etwas für die ‚Angela‘ tun und etwas am Porto ersparen. Wer den Pfennig nicht ehrt und so weiter.“

„Gewiß,“ gab sie zur Antwort, „nun, da das Lustspiel fertig ist, solltest du an Ort und Stelle sein. Und in London könntest du vielleicht bei einer andern Zeitung ankommen.“

„Dazu ist wohl wenig Aussicht vorhanden, der letzte war ein reiner Glücksfall. Ich kann ja den Versuch machen, aber wenn man in Fleetstreet ein Netz auswirft, so kriegt man auf einen einzigen Zug einen Haufen besserer Journalisten als ich, und alle in Not.“

„Es wird schon gehen,“ sagte Meenie; „wenn wir nach London kommen, werde ich es versuchen, irgend ein Engagement zu bekommen. Wenn ich auch nur dreißig Schilling die Woche bekomme, so ist es doch immerhin etwas.“

Lingham verbrannte sich die Finger an dem Streichholz, das er eben anzündete.

„Was wirst du?“ rief er aus; „kein Direktor ist reich genug, um dich auf die Bühne zu bekommen. Nein, nein, mein Schatz, ich werde schon das Brot für uns beide verdienen, und wenn ich einen Redakteur umbringen müßte — so eine Tat wäre übrigens doppelt lobenswert. Wenn ich ein Potentat wäre, ich schickte Kundschafter aus, um Redakteure zu sammeln, und die würde ich dann auf einem Freudenfeuer in meinem Park verbrennen.“

„Bedenke doch,“ erwiderte sie, „was es für uns bedeuten würde, wenn ich dreißig Schilling wöchentlich verdiente! Es gibt eine Menge verheirateter Frauen im Chor, Ralph, und sehr anständige!“

„Kann schon sein. Ich zweifle nicht daran, daß es eine Menge Frauen auf der Bühne gibt, deren Männer ganz zufrieden sind, wenn sie nichts arbeiten müssen. ‚Der Mann von Milly de Vere!‘ Nicht mein Fall. Sei nicht töricht, Baby! Im allerschlimmsten Fall geh' ich zu Alport und laß mir auf die ersten zwei Kapitel einen Vorschuß geben. In der Ehe wie in der Not gibt es kein Gebot! Gott sei Dank, daß wir nur für uns zwei zu sorgen haben!“

Nach dieser Unterredung kauften sie sich täglich den „Telegraph“ und lasen sorgfältig die Spalten unter der Ueberschrift „Zu vermieten“. Die Hitze war unerträglich geworden, und so ungern sie auch Paris verließen, so tat es ihnen doch nicht so leid, wie es vor drei Monaten der Fall gewesen wäre. Als die peinliche Empfindung, die das unangenehme Ereignis in ihnen hervorgerufen, sich ein wenig gelegt hatte, gewannen sie ihre Heiterkeit wieder. Nur Madame Goigoux war untröstlich; sie beteuerte, daß sie sie nie vergessen würde, und wenn sie die Zimmer je wieder brauchen sollten — „C'est ce que me rendrait contente — mais contente!“ Es bedurfte nur einer Zeile, und die Wohnung würde ihnen zur Verfügung stehen, ja, selbst wenn sie vermietet wäre zu „un avantage incroyable!“

Als ihre Pläne greifbare Gestalt annahmen, beschlossen sie, für einige Tage in ein Boardinghaus zu gehen und inzwischen Wohnung zu suchen. An dem Abend vor ihrer Abreise gaben sie zehn Franken aus; sie konnten es eigentlich nicht erschwingen, aber es war ihr letzter Abend in Paris, und sie würden an etwas zu zehren haben! Sie gingen zu den Ambassadeurs und tranken Eislimonade unter den Bäumen, dann machten sie ihren letzten Spaziergang auf den Boulevards und gingen ins Café de la Paix.

„Wir werden wieder zurückkehren,“ sagten sie sich, als sie dort saßen, „wahrscheinlich sogar sehr bald.“ Und als sie am „Grand“ vorbeikamen, dachten sie: ‚Vielleicht wird uns die „Angela“ Tausende einbringen, dann kommen wir im Frühjahr her und wohnen im „Grand“!‘

Auch in London war es heiß, als sie ankamen, wenn auch kühler als in Paris. Nachdem der Schweizer Jüngling den Kaffee herumgereicht hatte, verließen sie das Boardinghaus und gingen nach Bedford Place. Der Mond schien genau so wie die Nacht zuvor; hätte er anders ausgesehen, so wären sie vielleicht weniger traurig gewesen. Sie fühlten sich sehr einsam in den langen, ärmlichen Straßen; sie waren heimgekehrt, und doch hatten sie Heimweh. Sie waren beide gedrückt, aber sie verbargen es voreinander, und böse Ahnungen stiegen in ihnen auf. Wie farblos alles war! Schon auf dem Wege von Victoria

hatte sie den Eindruck gehabt. Die finsteren Häuserfronten, die unschönen, flachen Fenster, die verdrießlichen Gesichter der Leute, die sich auf den schlechtbeleuchteten Straßen befanden! Ach, ihr traulicher, kleiner Salon in der Rue Poucelet! Heute war er öde und dunkel!

Lingham konnte unmöglich auf dem Toilettentisch im Schlafzimmer arbeiten, und die Zeit drängte, sie beeilten sich also, eine passendere Wohnung zu suchen. Der Anstand verbot es den Leuten, die ihre Wohnungen im „Telegraph" annoncierten, auch gleich den Preis zu nennen, und das erschwerte die ohnehin schwierige Aufgabe, zu mäßigem Preise eine zusagende Wohnung zu finden, um ein Beträchtliches, und „mäßig" in London erwies sich so trügerisch wie „reizend" in Paris. Sie waren übereingekommen, zunächst in der Nähe des Boardinghauses zu suchen, wo sie zu Fuß hingehen konnten, anstatt erst nach Clapham oder Shepherds Bush zu fahren, und so gingen sie denn nach Gower Street. Die Bedingungen waren ungefähr die gleichen wie in Paris bei Madame Goigoux, nur sollten sie hier ihre Mahlzeiten im Zimmer der Hausbesitzerin nehmen; dagegen hatten sie aus dem Grunde nichts einzuwenden, weil Ralph so noch ungestörter arbeiten konnte, als wenn im gleichen Zimmer gedeckt wurde. Mrs. Kisch — sie selbst nannte sich, da sie eine Ungarin war, „Kiß" — war eine hübsche, kleine, nettgekleidete Brünette, die vielleicht ein ganz klein wenig Schminke auflegte; ihr Englisch war, obwohl es ihm an Adverbien gebrach, fließend, und sie erklärte lebhaft, daß sie mit drei Pfund zehn Schilling zufrieden sein würde, und zwar aus dem Grunde, weil sie die Absicht habe, das Boardinghaus zu verkaufen, und deshalb nicht gern ihr Haus leerstehen haben möchte.

Sie übersiedelten sofort und bezogen zwei miteinander korrespondierende Zimmer im ersten Stock. Die Einteilung war lächerlich: der Salon war nämlich so klein, daß man nur schwer am Tisch vorüberkonnte, während das Schlafzimmer, das nach hinten in den Garten ging, so lang war wie das Haus und drei große Fenster hatte. Aber die Bedingungen waren für Gower Street sehr mäßig.

Als sie zum ersten Male zum Diner hinuntergingen, legte Mrs. Kiß in einem ausgeschnittenen Kleide den Weißfisch vor; neben ihr saß ein Mann in so verkleinertem Maßstabe, daß man den Eindruck hatte, man sähe ihn durch ein umgekehrtes Opernglas an. Das war Mr. Friedman, der Mrs. Kiß ins Theater führen wollte. Am folgenden Morgen vertraute die Dame Meenie an, daß sie ihn heiraten würde; seine Eltern, die in Hamburg lebten, hielten es für unrecht, daß er vor der Hochzeit in ihrem Hause wohne, sie jedoch hoffte — dies mit einem flehentlichen Blick —, daß Meenie nicht dieser Ansicht sei; der arme Mensch war fremd in London und „tat ihr so entsetzlich leid!" Das Stubenmädchen, Emmie, wußte eine ganz andre Geschichte zu erzählen, aber man soll nichts auf Dienstbotentratsch geben.

Am folgenden Tage begab sich Ralph zu seinen Verlegern, um sich zu erkundigen, auf welche Summe er im folgenden Monat rechnen dürfe. Zu seinem Schmerze erfuhr er, daß der Absatz ein so geringer gewesen sei, daß die Firma nicht einmal die hundert Pfund hereingebracht hatte, die sie dem Autor vorausbezahlt. Es war also eine dringende Sache, sich des Schicksals zu vergewissern, das dem Lustspiel im Pall Mall-Theater beschieden war, und Ralph schrieb sofort an den Direktor, teilte ihm seine neue Adresse mit und fragte bei ihm an, ob er schon Zeit gefunden habe, es zu lesen.

Die Frage blieb unbeantwortet, aber am folgenden Nachmittag kamen die vier Akte mit den rosa Bändchen zurück.

„Er hat es offenbar nicht gelesen," sagte Meenie.

Sie packte sie unverzüglich wieder ein, und sie wurden an die Direktion des Königlichen Theaters geschickt.

Auf Meenies Stirn zeigte sich an diesem Abend, als sie zum Diner hinuntergingen, eine kleine Falte, und Ralph blickte gedankenvoll drein. Mrs. Kiß war mit Blumen geschmückt, die ihr Mr. Friedman, der in der Stadt zurückgehalten worden war, geschickt hatte, um sie zu trösten. Sie erzählte ihnen in ihrer naiven, unschuldigen Weise, daß sie den Rotwein von einem Bekannten beziehe und daß sie ihnen die Flasche zu einem Schilling überlassen wolle, aber sie dürften nicht sagen, was sie dafür bezahlten, denn ihrem Bräutigam rechne sie die gleiche Flasche mit einem Schilling und neun Pence auf.

Nach Tisch ging Ralph die Arbeit nur langsam von statten.

Die Verhältnisse waren für die Erfindung eines Romanstoffes nicht günstig, und das Bewußtsein, daß sie in etwa sechs Wochen ihr letztes Pfund ausgegeben haben würden, wenn sich nicht etwas Unerwartetes ereignete, war für die Phantasie nicht gerade anregend. Das Anfangskapitel des Romans machte so geringe Fortschritte, daß er im Geiste viel mehr bei dem Lustspiel verweilte, das bereits vollendet war, als bei der Arbeit, die erst getan werden mußte. Er hatte nie zuvor einen Roman begonnen, bevor nicht das Ganze ihm klar vor Augen stand, und es flößte ihm Schrecken ein, Menschen sprechen zu lassen, bevor er genau wußte, welche Rollen sie spielen würden.

Er hatte von Bedford Place aus das andre

Exemplar der „Angela", das eigentlich Meenie gehörte, an Parlett geschickt, und nun sehnte er sich danach, sein Urteil darüber zu hören. Am folgenden Morgen begab er sich selbst zu dem Freunde, von dem er sich ein wenig Ermutigung erhoffte.

Siebzehntes Kapitel

Parlett wohnte in Belsize Avenue. Er hatte sich mit seinen Stücken ein großes Vermögen erworben und es verschwendet; jetzt hatte er ein bedeutendes Einkommen, das er ebenfalls aufbrauchte. Sein Coupé war die vollendetste kleine Equipage, die man sich vorstellen konnte, seine Pferde erregten den Neid der Nachbarschaft, und der Kutscher sah in seiner Livree so imposant aus, daß Parlett, obwohl jener nie den Bühneneingang finden konnte und auf die Vorstellungen seines Herrn stets zu erwidern pflegte, daß er gewohnt sei, in Belgravia zu fahren, nicht den Mut hatte, ihn zu entlassen.

Im Hause gab es nur weibliche Dienerschaft, und die Mädchen waren so schmuck und nett, das Silber so tadellos rein, die Blumen vor den Fenstern so wunderbar gepflegt, daß kein Fremder geglaubt hätte, sich in einer Junggesellenwohnung zu befinden.

Als das Stubenmädchen Ralph die Haustür öffnete, rief sie aus: „Ah, Mr. Lingham, welche Ueberraschung! Der gnädige Herr ist im Studierzimmer und läßt sich gerade rasieren. Wird er sich aber freuen!"

„Wie geht es ihm, Annie?"

Sie schüttelte betrübt ihr Spitzenhäubchen.

„Doktor Hutton ist drin, er kommt gerade so häufig wie früher, der gnädige Herr war neulich sehr krank."

Parlett saß in einem Sessel; er hatte ein Handtuch um den Hals geschlungen, und während der Barbiergehilfe ihm den Bart stutzte, hörte der Arzt mitfühlend einen Bericht des Lustspieldichters über dessen gestörte Verdauung an — seit zehn Jahren bekam er das regelmäßig ein- oder zweimal wöchentlich zu hören. Als Lingham eintrat, blickte Doktor Hutton erleichtert auf. Parlett streckte ihm mit einer Mattigkeit die Hand entgegen, die seltsam mit der Freude, die in seinen Augen aufleuchtete, kontrastierte, und begann einige Fragen an ihn zu richten. Er hatte die Gewohnheit, intime Angelegenheiten vor Fremden ganz ungeniert zu erörtern; einige Fragen, besonders diejenigen, die er Ralph stellte, nachdem der Arzt sich entfernt hatte, brachten den Freund geradezu außer Fassung.

Aber er hatte eine gute Meinung von „Angela Brown", und das war Lingham eine ungeheure Freude.

„Was hast du damit angefangen?" fragte Parlett.

„Es ist jetzt im Königlichen Theater, nachdem ich es neulich vom Pall Mall-Theater zurückbekommen habe. Glaubst du, daß es angenommen wird?"

„Wie soll ich das wissen?" erwiderte der erfahrene Mann; „meines Erachtens soll man nie ein Stück schreiben, wenn man keinen Auftrag bekommen hat. Alle Direktoren haben schon für zwei oder drei Jahre voraus ihre Vorkehrungen getroffen. Man muß sehr auf dem *Laufenden* sein, wenn man ein Stück unterbringen soll." Eine seiner Manieriertheiten war, Worte, auf die er Nachdruck legen wollte, in Fistelstönen zu sprechen. „Wenn du nicht eingeweiht bist, so mußt du dich tüchtig umsehen, um herauszufinden, wo etwas nicht ganz stimmt, und einzuspringen, wo etwa ein *Fiasko* war. Ein Stück kann man nicht wie einen Roman per Post anbringen . . . Adieu, Sweeneys Tod."

Der Barbier entfernte sich grinsend.

„Warum hast du mir dann geraten, es zu schreiben?" fragte Lingham.

„Ach, sei kein Narr," antwortete Parlett; „wenn ich dich abgeschreckt hätte, was hättest du dann gesagt? Du hättest mir ewig Vorwürfe gemacht, daß es ein großer Erfolg gewesen sein würde, und daß ich dich es nicht habe schreiben lassen."

„Unsinn!" entgegnete Lingham bitter. „Aber wie geht's dir?"

Parlett schlug sich auf den Bauch.

„Ich bin geschwollen," sagte er, „geschwollen! Wie ich etwas esse, bin ich so aufgebläht. Schau dir meine Weste an, ich kann keinen Finger drunterkriegen, aber als ich sie heute früh anzog, schlotterte sie. Kein Mensch kann sich vorstellen, was ich leide: mein Leben ist ein Fluch! Ich habe in allernächster Zeit eine komische Oper abzuliefern, und nicht die Hälfte davon ist fertig. Die Sänger und Sängerinnen sind bereits engagiert, der Komponist wartet auf den Text, und ich kann nicht einen Vers schreiben — ich kann nicht *denken*! Wie soll ich arbeiten, wenn ich den ganzen Tag Schmerzen habe? Du leidest nicht an Verdauungsstörungen, nicht wahr, nein?"

Lingham schüttelte den Kopf.

„Nein, daran leid' ich nicht," antwortete er.

Parlett blickte ihn enttäuscht an.

„Ich weiß nicht," sagte er stöhnend, „ich weiß nicht wie das enden wird. Ich stehe vor dem *Nichts*. Wenn einer seine Gesundheit verloren hat, dann ist es aus mit ihm — ich werde noch im Armenhaus sterben, ach Gott, ja, ich werde im Armenhaus sterben. Da ist nichts zu lachen, hier ist eine Rechnung auf fünf Pfund — ich werde nie wieder fünf Pfund *verdienen*. Es steht sehr schlimm, mein Junge, sehr schlimm mit mir. Du hast freilich keine Sorgen, du hast nicht solche Ausgaben wie ich; gestern erst

hab' ich Bird hundert Pfund bezahlt, das ist sehr viel Geld."

„Welchem Bird? Deinem Mitarbeiter?"

„Ja. Das Stück, das ich mit ihm zusammen geschrieben habe, wird jetzt in New York gespielt; ich hab' neulich eine Anweisung auf zweihundert Pfund bekommen, einen Teil meines Honorars. Gestern hab' ich Bird hundert Pfund bezahlt."

„Das heißt, für seine Arbeit. Mit andern Worten, er und du, ihr habt eine famose Woche gehabt!"

„Gestern hab' ich Bird hundert Pfund bezahlt," wiederholte Parlett, der in düstere Gedanken versunken schien; „hundert Pfund, das ist sehr viel Geld. Du hast freilich keine Sorgen, du führst ein ideales Leben!"

Lingham antwortete nicht.

„Ein ideales Leben! Eine hübsche Wohnung, eine kleine Frau, zu der du am Abend reden kannst — wunderbar! Ein echtes Künstlerdasein! Meine Mittel erlauben mir's nicht, zu heiraten, ich sehe niemand, gehe nirgends hin; im Café Royal bin ich seit einem Monat nicht gewesen." Seine Stimme sank aus den höchsten Fisteltönen zum tiefsten Pathos herab. „Ich bin die ganze Nacht allein, Ralph, allein in dem großen, stillen Haus, und der Wind heult im Kamin, und ich denk' mir oft, daß ich mein ganzes elendes Leben opfern möchte, wenn ich nur einmal, nur eine Stunde lang das Glück hätte, gesund zu sein und — geliebt zu werden."

Er vergaß, den Arm, den er mit einer dramatischen Bewegung ausgestreckt hatte, zurückzuziehen: es war klar, daß seine Worte ihm etwas Angenehmes in Erinnerung gebracht hatten. Ein Lächeln überflog sein Gesicht, und im nächsten Augenblick war er ein Kind — so frisch und liebenswürdig.

„Wart, ich muß dir ein Lied vorlesen, das ich für die Oper gedichtet habe," rief er eifrig aus, „ich muß hören, was du darüber denkst."

Er verstreute eine Menge Manuskripte, konnte aber nicht finden, was er suchte. Das Stubenmädchen und die Stenographin wurden herbeigerufen, um danach zu fahnden, endlich wurde es im Schlafzimmer in einer Rocktasche gefunden.

Wie Lingham, so liebte auch er die Musik leidenschaftlich, aber er hatte weder musikalisches Gehör, noch Stimme. Er sang das Lied mit einer mißtönenden, tremolierenden Stimme, dann blickte er Ralph fragend an.

„Die Verse sind sehr hübsch; ist der Dialog auch so gut?"

„Wart, ich muß dir auch noch mein patriotisches Trinklied singen; die zweite Strophe hab' ich noch nicht fertig, die erste lautet folgendermaßen:

„Wir sangen des Seemanns Gefahren und Taten,
Wir tranken auf unseren roten Soldaten,
Doch zu dem, was er ist, hat die Frau ihn gemacht,
Und dies hier sei unsern Frauen gebracht!
In Alt-England wohl tönende Lieder gebühren
Jenen Helden, die unsre Kanonen führen,
Doch mit einem Zweiglein des Lorbeers bedenken
Laßt die Frauen uns, die ihm die Söhne schenken!"

Jetzt kommt der Refrain:

„Den Frauen von Engelland!
Dem ganzen Land!
Vor den Frauen in Engelland
Den Hut in der Hand!
Denn sie sind treu und sind voll Mut
Und bilden die Knaben in ihrer Hut.
Groß machen die Frauen das kleine Land!"*)

„Der Vers ‚Den Hut in der Hand!' gefällt mir nicht ganz," sagte Lingham.

Parlett, der ganz rot im Gesicht geworden war, denn er hatte das Lied nicht nur gekrächzt, sondern auch gespielt, machte ein Kreuzchen bei dem Vers; die fast kindliche Bescheidenheit, mit der er jede Kritik seiner Arbeit und seiner persönlichen Fehler entgegennahm, war einer seiner liebenswürdigsten Züge.

„Er ist auch nicht gut," sagte er, „aber ich konnte keinen bessern Reim auf ‚Land' und ‚Engelland' finden, aber im ganzen wird's da doch Dakaporufe geben, was? Das wird den Frauen gefallen:

„Groß machen die Frauen das kleine Land!"

schrie er von neuem.

„Wo wird diese Oper aufgeführt werden?" fragte Lingham.

„In Liverpool, mein Junge, im November, wenn ich's erlebe! Na, aber jetzt sag, wie es dir geht. Wann werde ich deine Frau zu sehen bekommen?"

„Besuch uns, sobald du kannst."

„Ich gehe nie aus," schrie Parlett, „ich hab' nie Zeit! Ich hab' meine Pferde seit einer Woche nicht gesehen, und sie fressen mich arm. Der verdammte Kutscher hat sich auch noch dazu die Stallungen herrichten lassen; ich erlaubte ihm nur, sich seine Zimmer frisch tapezieren zu lassen, und da hat er sich, bei Gott, sein Wohnzimmer in Rosa und Gold tapeziert! Ich kann das ja nicht bezahlen! Da racker' ich mich, geschwollen, todkrank, der reine Schatten, bis drei Uhr morgens, um nur die Steuern bezahlen zu können — die Steuern, Ralph! — und der Kutscher läßt sich sein Wohnzimmer in Rosa und Gold tapezieren! Ach, es ist unerhört, unerhört, unerhört! Es ist herzbrechend!"

Und er schlug die Hände zusammen und sprach etwas Unverständliches vor sich hin.

*) Freundlichst übersetzt von H. Richter, Wien.

„Wenn du deine Pferde nie siehst und es dir so schlecht geht, warum verkaufst du sie nicht?“ fragte Lingham.

„Ich hab' noch nie in meinem Leben einen Hund oder ein Pferd verkauft. — Möchtest du deine Frau nicht heut zum Lunch herbringen? Ob ich aber heute auch zu Hause mein Lunch nehme? Wo ist Annie?“

Während seines fünfjährigen intimen Verkehrs mit Parlett hatte Lingham ihn nicht ein einzigesmal die Glocke ziehen sehen, und so ging der Lustspieldichter auch jetzt zu der Treppe hinaus, die zur Küche hinabführte, um zu fragen, ob er sein Lunch heute zu Hause nehme. Diese Mahlzeit war eigentlich ein Diner, das er gewöhnlich in einem Restaurant nahm, denn um sechs Uhr abends setzte er sich zu seiner Arbeit nieder, und eine reiche Mahlzeit hätte ihn des Abends träge gemacht.

Er erfuhr, daß er am Abend zuvor die Absicht ausgesprochen hatte, wenn es nicht regnen sollte, außer Hause zu speisen, und so bat er Ralph, er möge mit seiner Frau zu Dolibo kommen. Trotzdem Lingham fürchtete, daß Meenie wegen ihrer Toilette Befürchtungen hegen würde, willigte er doch ein, und Parlett telephonierte seinem Kutscher, daß er sofort den Landauer einspannen solle. Annie knöpfte ihm, wie gewöhnlich, die Schuhe zu.

Sie fuhren zusammen nach Gower Street — die „Angela“ auf dem Rücksitz — und Lingham war ganz stolz, als er sah, welchen Eindruck Meenie auf Parlett machte, nachdem sie sich von der ersten Ueberraschung ein wenig erholt hatte. Parlett schwärmte zwar von jeder Frau auf den ersten Blick, aber dies war offenbar mehr als ein flüchtiges Wohlgefallen. Auch vom Salon, in dem es von Gebrechen wimmelte — der Fußboden knarrte einem unter den Füßen und krachte manchmal, wie wenn man einen Flintenschuß abgefeuert hätte; der Tisch stöhnte, wenn man darauf schrieb —, war er entzückt. Die junge Frau, die ihn noch nicht kannte, hielt es einfach für übertriebene Höflichkeit, als er neidisch beteuerte, daß hier seine Gedanken wie Wein aus einem Fasse fließen würden, aber er war ganz aufrichtig — während er sprach — und glaubte beinahe wirklich, daß seine Pferde und sein Haus und der ganze Luxus, um dessentwillen er sich rackerte und abplagte und seine Gesundheit zugrunde richtete, völlig wertlos für ihn seien.

Nach dem Lunch bestand er darauf, daß sie mit ihm zum Tee in die Belsize Avenue zurückkehrten; dort trafen sie den Komponisten Vanderhoff an. Für Meenie war es ein aufregendes Ereignis, in Parletts Salon zu sitzen und Albert Vanderhoff zuzuhören, wie er Bruchstücke aus seinen Opern summte. Sie lächelte, wenn sie sich vorstellte, mit welch ehrfurchtsvoller Scheu sie die beiden vor einem Jahre angesprochen hätte. Und nun reichte ihr Albert Vanderhoff den Kuchenteller! Sie waren beide ganz einfache Menschen, ganz wie alle andern! Im stillen fragte sie sich gerade, ob Parlett wohl wisse, daß sie auch vom Theater sei, da richtete er gerade die Frage an sie, ob sie singe, woraus sie schloß, daß Ralph ihm nichts davon gesagt hatte.

„Jawohl,“ antwortete sie, „aber hier nicht!“

Er machte eine komische Gebärde, die Flehen ausdrückte, Vanderhoff erbot sich, sie zu begleiten, und da Lingham offenbar wünschte, daß sie einwillige, erhob sie sich und trat ans Klavier; der Moselwein bei Dolibo war ausgezeichnet gewesen und ihr Erfolg in der Gesellschaft hatte sie in heitere Stimmung versetzt. Als der Komponist sie fragte, was sie zu singen wünsche, hatte sie den Mut, eine Ballade aus einer Operette Parletts und Vanderhoffs zu nennen; der Komponist war sofort ganz Ange und Ohr, und Parlett, der — nicht mit Unrecht — überzeugt war, daß dieses Lied das Beste sei, das er je geschrieben, legte ein Interesse an den Tag wie ein Kind bei einer Kindervorstellung im Theater.

Es war entschieden ein Triumph, selbst wenn sie den Beifall der Herren mit Vorsicht aufnahm und ihre Höflichkeit in Rechnung zog. Vanderhoff machte ihr in seinem gebrochenen Englisch Komplimente, und Parlett, der sie natürlich vom Standpunkt des Librettisten beurteilte, war ganz begeistert.

„Das Gefühl,“ rief er Lingham zu, „die Empfindung! Jedes Wort kommt zur Geltung, hat seine Bedeutung. Es ist ein Vergnügen, sie singen zu hören, eine Wonne. Sie sollte zur Bühne gehen. Was sagst du, Albert, würde sie nicht Furore machen? Wär' es nicht ein Hochgenuß, für sie zu schreiben?“

Vanderhoff gab zu, daß Madame eine sehr sympathische Stimme habe.

„Aber sie ist ja eine Schauspielerin!“ rief Parlett aus und wendete sich zu Meenie; „Sie wissen es vielleicht nicht, aber ich hab' Ihr Gesicht beobachtet, während Sie sangen, und es war beseelt, wie nur das eines Künstlers sein kann. Sie sind ein großes Talent, das ist angeboren!“

„Meine Frau war beim Theater,“ murmelte Lingham, „aber nicht lange, nur ein oder zwei Jahre.“

„Aha,“ sagte Parlett und breitete die Arme aus, wie wenn er sagen wollte: Seht da, mein prophetischer Blick!

„Aber ich hab' es zu nichts gebracht,“ lachte Meenie; „die andern Leute waren andrer Ansicht als Sie!“

Parlett tippte sich auf die Brust und hielt drei Finger in die Höhe.

„Drei!“ rief er, „drei Sängerinnen sind bereits durch mich aus der unbedeutendsten zur höchsten Stellung gelangt. Das ist meine spezielle Gabe. Wissen Sie, wenn eine Statistin über die Bühne geht und sie hat Talent, so erkenn' ich das auf den ersten Blick; diese wunderbare Gabe hab' ich. Hast du das gewußt, Ralph? Die besitzen nicht viele Leute — es ist ein sehr feines, hochgradig entwickeltes Empfindungsvermögen, ich reagiere sozusagen auf Talent. So hab' ich auch die ungewöhnliche Gabe, andern eine Gemütsbewegung mitzuteilen. Hast du das gewußt, Albert? Das ist angeboren, das kann man nicht erwerben — es verblüfft alle.“

In diesem Augenblick schlug Mr. Vanderhoff, der als Musiker auch seine persönliche Eitelkeit hatte, einige mächtige Akkorde an, um die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf sich zu lenken, und sang mit tiefer Empfindung, aber unbedeutender Stimme eine andre von seinen Kompositionen.

Obwohl Lingham und Meenie die ersten waren, die sich erhoben, um Abschied zu nehmen, entfernte Vanderhoff sich doch noch vor ihnen; Parlett begleitete ihn in den Vorsaal hinaus, wo er noch eine kurze Besprechung mit ihm hatte, die etwa fünf Minuten währte, und als er in den Salon zurückkehrte, überkam ihn plötzlich die Lust, noch einen kleinen Spaziergang zu machen, bevor er sich an seinen Schreibtisch setzte.

So wanderten sie denn alle drei im milden Dämmerlicht auf die Heide hinaus. Parlett bezauberte Meenie so sehr durch sein irisierendes Wesen, daß sie, wenn sie nicht verheiratet gewesen wäre, sich sicher in ihn verliebt hätte. Das Entzücken, mit dem er von den Werken andrer Männer sprach, die Bescheidenheit, mit der er seine eignen Leistungen beurteilte, waren so erstaunlich, daß sie anfangs glaubte, er scherze. Die poetische Begabung Parletts, seine schwärmerische Begeisterung machten seine Gesellschaft in manchen seiner Stimmungen zu einer geradezu idealen; weit belesener als viele, die sich stolz für gebildete Menschen ausgeben, erschien er ihr überraschend au fait in der Literatur aller Völker und Zeiten, und dabei war er das reine Kind. Wenn er etwas zitierte, so geschah es nie in der Art des Gelehrten, der belehren will, sondern es sprudelte nur so hervor wie aus einem echten Künstler, der jung, die Brust von Idealen geschwellt, vor innerer Erregung glühend, vom Fenster seines Dachstübchens aus auf die Stadt hinunterblickt.

Lingham fühlte sich oft angeregt, wenn er mit seinem Freunde plauderte — so auch diesen Abend. Als sie in ihre Wohnung zurückkehrten, stürzte er sich mit großer Arbeitslust auf das erste Kapitel seines neuen Romans, überwand die Schwierigkeiten darin in einem Nu und vollendete es zu seiner Zufriedenheit, bevor er sich zur Ruhe begab. Auch war er entschlossen, seine Verleger unverzüglich um einen Vorschuß von fünzig Pfund zu bitten. Wozu damit warten? Es war ein höchst unangenehmer Gang, aber früher oder später mußte er wohl getan werden, und das Bewußtsein, für ein paar Monate über Wasser zu sein, würde ihm neuen Mut einflößen.

„Ich fürchte zwar, daß selbst die fünfzig Pfund Vorschuß nicht so lange reichen werden, bis das Buch fertig ist. Mit dem, was wir noch übrig haben, werden wir — wie lange auskommen, Kamerad?“ wendete er sich an Meenie.

Sie war in der Kunst des Rechnens noch weniger bewandert als er; ihr Bleistift war nie gespitzt, und ihre Börse war immer in der Tasche eines andern Kleides als dessen, das sie gerade anhatte. Doch meldete sie ihm nach zehn Minuten, daß sie mit einem Vorschuß von fünfzig Pfund noch etwa fünf Monate reichen würden.

„Und was kann sich in fünf Monaten nicht alles ereignen!“ sagte sie; „übrigens würden sie dir wohl auch mehr als fünfzig Pfund geben, wenn du mehr verlangtest?“

„Da sie bei dem letzten Buche Geld verloren haben, werden sie schwerlich wieder mit hundert Pfund herausrücken wollen; dann war das andre auch fertig, als ich die hundert Pfund darauf erhielt — nein, ich glaube nicht, daß ich mehr als fünfzig verlangen kann, aber fünfzig werden sie mir wohl geben.“

Des Abends ist man oft zuversichtlich; als Ralph sich am folgenden Morgen rasierte, war er schon weniger sicher. Es tat ihm leid, daß er seinen Verlegern die Bitte um einen Vorschuß nicht vorgetragen hatte, als er anfangs der Woche dort gewesen war; gesprächsweise läßt sich so ein Thema eher berühren, nun mußte er direkt damit herausplatzen. Das Frühstück schmeckte ihm nicht; Meenie machte sich immerfort um ihn zu schaffen und wünschte ihm endlich Glück auf den Weg.

Als er in das Kontor der Firma Messrs. Alport & Sohn kam, telephonierte einer der Kontoristen an den Chef und bat ihn, Platz zu nehmen, bis Mr. Alport jun., der jetzt beschäftigt sei, frei sein würde; Mr. Alport sen. kam jetzt selten in die Stadt. Ein blasses Mädchen, das ein Paket in der Hand hielt, wartete gleichfalls: offenbar eine Anfängerin voller Illusionen; sie zitterte vor Erwartung und hielt ihren ersten Roman in stummem Gebet umklammert.

Da kam der Kontorist und lud Ralph ein, einzutreten; das Mädchen warf ihm, als sie seinen Namen nennen hörte, einen neugierigen Blick voll Bewunderung und Neid zu. Es war geradezu mitleiderregend, und Lingham fragte sich im stillen, ob sie noch schlechter dran war als er.

Mr. Alport war ein Mann, der ungefähr in Ralphs Alter stand und sich in Oxford seinen literarischen Geschmack gebildet hatte. So wie das junge Mädchen Lingham, so hatte Lingham oft seinen Verleger beneidet; aber dieser reiche junge Mann hatte auch mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen: sein Temperament gab ihm nämlich oft zu schaffen. Seine Bestimmung war, ein Geschäft nach rein kaufmännischen Prinzipien zu leiten, und dabei wußte er sehr wohl, daß er hinter seinem Rücken von Schriftstellern geschmäht wurde, die er gern seine Freunde genannt hätte.

Er bot Lingham eine Zigarette an und wies auf einen Lehnstuhl, der in seiner Erinnerung mit vielen peinlichen Unterredungen verbunden war. Lingham räusperte sich.

„Sie haben wohl nicht erwartet, mich so bald wiederzusehen, Mr. Alport?“ fragte er, indem er seinen Hut auf dem Knie hin und her schob.

„Es freut mich immer, wenn Sie mich besuchen, Mr. Lingham,“ antwortete Mr. Alport.

„Ich habe vorgesprochen, um Ihnen zu sagen, daß ich an einem neuen Buche arbeite. Der Himmel weiß, ob es guten Absatz finden wird, ich hoffe, es wird ein Erfolg.“

„Darf der herzlose Zwischenhändler fragen, was der Hauptgedanke sein wird?“

„Ja, ich will es Ihnen sagen.“

Und er skizzierte in großen Umrissen die Geschichte, die ihm sehr dürftig vorkam, so daß er oft stockte; aber Mr. Alport hörte aufmerksam zu und nickte wiederholt.

„Wie Sie selbst sagen,“ ließ sich Mr. Alport vernehmen, nachdem Ralph geendet hatte, „kann niemand für das Publikum einstehen! Natürlich ist es ganz ausgezeichnet, Sie treffen den Kern der Sache, wie immer, und ich freue mich schon darauf, es zu lesen. Wenn jedermann Ihre Bücher so bewunderte, wie ich, Mr. Lingham, so würden Sie an mir einen idealen Verleger haben.“

„Wollen Sie, daß ich es für Sie schreibe?“ fragte Lingham, indem er seinen Hut glattstrich — gegen den Strich.

Mr. Alport zuckte unmerklich zusammen und zeichnete eine geometrische Figur auf die Löschpapierunterlage.

„Wir werden es doch zu sehen bekommen?“ entgegnete er, „Sie werden es doch uns, hoff' ich, zuerst anbieten?“

Sein Ton drückte die Bitte aus, Lingham möge nichts weiter sagen; dieser verstand ihn sehr wohl und verwünschte seine Armut, die ihn zwang, fortzufahren.

„Es wäre mir lieber, Sie erteilten mir den Auftrag. Um es geradeheraus zu sagen, ich möchte nach Unterzeichnung des Kontrakts fünfzig Pfund Vorschuß haben. Dabei können Sie doch nicht verlieren; ob nun der Roman guten Absatz findet oder nicht, die fünfzig Pfund werden Sie doch sicher wieder hereinbringen.“

Alport schüttelte den Kopf.

„Wenn Sie es fertig haben, unterliegt es kaum einem Zweifel, daß wir Ihren Wünschen entgegenkommen,“ murmelte er, „Sie wissen, daß wir Ihnen gegenüber stets tun, was in unsern Kräften steht, aber jetzt —“

„Jetzt müssen Sie mich abschlägig bescheiden?“

„Ich fürchte, ja, ich kann beim besten Willen, Ihnen entgegenzukommen, nicht anders. Verzeihen Sie, wenn ich es sage, aber vielleicht verlieren Sie die Gewandtheit, mit der Sie sonst erzählten; der Entwurf ist ja schließlich nur der Pflock, an den man seine Gedanken und Ideen hängt. Wenn Sie uns das fertige Manuskript bringen, Mr. Lingham, so verspreche ich Ihnen binnen drei Tagen eine Antwort.“

Er erhob sich und fügte hinzu: „Ich hoffe, daß wir Ihnen dann einen bessern Vorschlag machen werden, als was Sie jetzt verlangen.“

Das blasse Mädchen wartete noch immer draußen, und wieder betrachtete sie Lingham mit eifersüchtigen Blicken.

In der glühendsten Mittagshitze kehrte er nach Gower Street zurück; seine Frau stand am Fenster und erkannte sofort an seinem gebeugten Gange, daß sein Versuch gescheitert war. Den ganzen Vormittag hatte sie sich vorgestellt, daß er so nach Hause kommen würde; den ganzen Morgen hatte sie ihren Mut angefeuert, seine Einwendungen zu bekämpfen und den Knoten zu durchhauen.

„Es ist nicht zustande gekommen,“ sagte er, „aber gräm dich nicht, Schatz, wir werden schon machen!“

„Keiner von uns darf sich darum grämen,“ erwiderte sie heiter; „es ist nur eine momentane Schwierigkeit, und wenn wir vernünftig sind und gute Kameraden und zusammenarbeiten, wird es uns schon gelingen, sie zu überwinden. Ralph, du mußt Parlett bitten, mir in seiner Oper eine Rolle zu geben; bemüh dich nicht erst, nein zu sagen, du mußt es unbedingt tun. Du hast gehört, was er gesagt hat: bitt' ihn, mich in seiner Oper zu beschäftigen. Wenn alles wieder glatt geht, so werde ich es dann gern

aufgeben, wenn du es wünschest: ich bin nicht mehr ehrgeizig. Aber ich werde nicht müßig dasitzen, wenn du vor Sorgen grau wirst; wenn du nicht zu Parlett gehst, so tu ich's!"

Er küßte sie und sagte ihr, daß die Sänger und Sängerinnen bereits engagiert seien, daß Parlett, auch wenn dies nicht der Fall wäre, einer Anfängerin nie und nimmer eine Rolle geben würde, selbst wenn sie ihn darum bäte, aber sie blieb fest.

„Mach den Versuch!" bat sie.

„Meenie!" rief er verdrießlich aus, „ich will nicht, daß du zur Bühne zurückkehrst!"

„Aber es muß sein, Geliebter. Sag selbst," fuhr sie fort, indem sie sich an ihn hing, „ist das gerecht von dir? Du nennst mich deinen Kompagnon, deinen Kameraden, und willst mir nicht erlauben, dir zu helfen! Und doch ist es das einzige Mittel, aus unsrer Verlegenheit zu kommen, siehst du denn nicht ein, daß es das einzige Mittel ist? Laß uns doch als treue Kameraden durchs Leben gehen, Geliebter!"

Er zog sie an seine Brust, aber er weigerte sich noch immer.

„Es ist nicht das einzige Mittel," sagte er; „es darf nicht das einzige Mittel sein! Wir haben noch fünf Wochen vor uns, hab' ich einmal das Buch fertig, so hab' ich auch sofort das Geld dafür. Nun denn, in fünf Wochen muß es fertig sein! Und wenn ich Tag und Nacht arbeiten, wenn ich nicht essen und schlafen soll, bei Gott, das Buch wird in fünf Wochen fertig sein!"

„So hab' ich mir unsre Ehe nicht gedacht!" stammelte sie.

„Aber ich bin einmal so," rief er aus; er war ganz blaß geworden. „Hilf mir, Meenie, versprich mir, daß du mich nicht abhalten, mir nicht wehren wirst! Das haben auch schon andre Zwerge zuwege gebracht, warum sollt' es mir nicht gelingen? Gib mir dein Wort, Meenie, daß du ohne meine Einwilligung keinen Schritt tun wirst!"

Sie versprach es ihm, aber im stillen fragte sie sich, warum doch die Liebe des Mannes so grundverschieden sei von der der Frau.

Achtzehntes Kapitel

Neben der Tür, die in ihren Salon führte, hing eine Glocke, die ihre Wirtin zu läuten pflegte, wenn sie Emmie, das Stubenmädchen, unten brauchte. Diese Glocke betäubte Ralph den ganzen Tag hindurch, während er die Feder über das Papier gleiten ließ, das Gehirn; es schien ihm, als wäre sie fünf Wochen lang nicht einen Augenblick ruhig gewesen; denn wenn er endlich einschlief, hörte er das Geklingel noch im Traume. So schrieb er bei dem unaufhörlichen Geläute dieser verwünschten Glocke seinen Roman an dem Tische, der beständig stöhnte und quietschte; aber da er geschworen hatte, nicht zu Bett zu gehen, bevor er die erforderliche Anzahl Seiten geschrieben, wurde das Buch zur bestimmten Zeit fertig — da dankte er Gott und verfluchte das Buch.

Es war fertig, und wenn es seiner auch unwürdig war, wenn er auch die seelische Vertiefung der Schnelligkeit hatte opfern müssen, so brauchte er sich doch der Arbeit nicht zu schämen. Er schickte es mit der Schnellpost an Mr. Alport und schrieb eine Zeile dazu, in der er ihn an sein Versprechen erinnerte.

Das Buch war fertig! Was lag daran, daß er es zeit seines Lebens um der Leiden willen, die er dabei ausgestanden, verabscheuen würde, was lag daran, daß es mit seinem Schweiß und Blut geschrieben war, daß er bei seinem bloßen Anblick sich schaudernd davon abwenden würde! Nur bei dem Gedanken, daß die Kritiker ihn nun verhöhnen würden, weil er fürs tägliche Brot schrieb, zuckte er zusammen. „Mr. Lingham ist schlau, er weiß dem Geschmack des Publikums zu frönen!" hörte er einen im Geiste sagen. Ja, es ist leicht, über die Bedürfnisse andrer die Nase zu rümpfen — von der Gunst des Publikums hing es ab, ob er seine Frau ernähren konnte!

Kein Mensch in dieser Welt hat von seinem Standpunkt aus unrecht, es gibt keine Handlung, die der Beteiligte nicht zu rechtfertigen vermöchte, und keine Trauungsformel wird imstande sein, den Unterschied zwischen dem Standpunkt von Mann und Frau aufzuheben. Auch Meenie hatte in den fünf Wochen viel gelitten: sie mußte zusehen, wie der Mann, den sie liebte, sich mit einer Arbeit abmühte, unter der er fast zusammenbrach, und all das, weil er zu stolz war, ihre Hilfe anzunehmen. Zum erstenmal erschien er ihr kleinlich, er dagegen hatte die Empfindung, daß er das Richtige tat, das einzige, das eines Mannes würdig war. Der Gedanke, daß seine Frau zur Operettenbühne zurückkehren, daß sie mit ihrer Stimme und einem Tingeltangelkostüm die Unbilden des Lebens abwehren sollte, war ihm fürchterlich; daß er immer wieder auf das Kostüm zurückkam, war nur natürlich: das war doch ein handgreiflicher, berechtigter Grund zur Klage.

Wie aber kein Mensch vor sich selbst im Unrecht ist, so ist auch keiner ganz aufrichtig gegen sich: er schreckte nicht nur davor zurück, daß sie im kurzen Kleid erscheinen sollte, die Einbuße an Manneswürde tat ihm weh. Es ist viel leichter, ein Geschenk liebenswürdig anzubieten, als es würdig entgegenzunehmen, viel leichter, mit Herzlichkeit zu leihen, als ohne Verlegenheit zu borgen; nicht der hat eine starke Seele,

der großmütig sein kann, sondern vielmehr derjenige, der ohne Groll und Empfindlichkeit Großmut annimmt. Solcher starker Seelen gibt es, wenn man alle Geheimnisse lüften könnte, nur sehr wenige; der Mann von Ehre zürnt seinem Geschick, und das Geschick ist verkörpert durch den Freund. Es war Lingham nicht schwer geworden, sich Meenie aus Armut und Not herauszuholen und den Helden zu spielen; aber bevor sie noch ein Jahr verheiratet waren, das Brot zu essen, das sie verdiente — dazu konnte er sich nicht entschließen.

Das Stubenmädchen brachte zwei Briefe, und er griff hastig danach. Mr. Alport hielt Wort und antwortete, bevor die drei Tage um waren. Er schrieb nicht, was er dachte, daß der Roman Linghams unwürdig sei, sondern, „daß er darin von seinem gewohnten Stil abgewichen sei". Aus diesem Grunde hege die Firma leise Zweifel bezüglich der Aufnahme des Buches von seiten des Publikums, erbiete sich aber trotzdem, es unter denselben Bedingungen wie das letzte zu veröffentlichen, bedaure jedoch aufrichtig, ihm keinen Vorschuß für die Tantiemen bewilligen zu können.

Er las den Brief mit heiserer Stimme; als er fertig war, schwiegen beide. Er faltete den Brief wieder zusammen, ging quer über das Zimmer und legte ihn auf das Kaminsims. Sie fand immer noch keine Worte; schweigend legte sie ihre Arme um seinen Hals und lehnte ihre Wange an seine. Weil sie ihn früher getadelt hatte, schmerzte sie sein Mißerfolg nun um so heftiger; sie litt mit ihm. Der Schlag war auch unmenschlich — all die furchtbaren Wochen, die harten, unerbittlichen Wochen umsonst! Immer leiser erklang aus der Ferne das Klopfen des Briefträgers ...

„Er ist ein Gentleman," sagte Ralph endlich; „natürlich ist das Ding ein erbärmlicher Schund — und er sagt es nicht!"

Das liebende Weib in ihr fand endlich Worte.

„Er ist ein schäbiger Knauser," rief sie aus; „er will nicht mit dem Geld herausrücken!"

Sie standen am Fenster und blickten auf die Hansoms und Laufburschen auf der Straße hinab; beide waren von einem Gedanken beherrscht, den sie noch nicht aussprechen mochten. Er konnte sich nicht überwinden, seine Hilflosigkeit einzugestehen, sie wußte, daß sie jetzt mit den Worten: „Du mußt es mir nun erlauben, Liebster," in seinen Wunden wühlen würde.

„Du hast den andern Brief noch nicht gelesen," murmelte sie.

„Oeffne ihn," sagte er.

„Geehrter Herr," begann sie zu lesen, „ich habe soeben Ihr Buch ‚Angela Brown' gelesen. Ich bin ein junger Mann, der sich abquält, mit seiner Feder sein Brot zu verdienen, und ich wage es, Sie, einen Schriftsteller in sicherer, dauernder Lebensstellung, um ein Darlehen von einigen Pfund zu bitten, die es mir ermöglichen würden —"

„Du lieber Gott!" sagte Lingham mit schwacher Stimme, „leg den Brief hin, Meenie!"

Sich an einen Strohhalm klammernd, schrieb er seinen Verlegern, daß er ihnen das Buch ohne Vorbehalt, ein für allemal verkaufen wolle, war aber am folgenden Tage nicht einmal enttäuscht, als ihre ablehnende Antwort eintraf: er hatte nichts andres erwartet. In der folgenden Nacht, im Dunkeln, sprach sie flüsternd den Gedanken aus, und frühmorgens ging er zu Parlett.

Als Annie ihm öffnete, fiel ihm auf, wie blaß sie war.

„Sehen Sie nur her, Mr. Lingham," stammelte sie, indem sie ihm eine zerbrochene Scheibe in der Schwingtüre zeigte. Glassplitter lagen überall umher. Zu seinem Pech mußte er gerade in der ärgsten Zeit einen Dienst von Parlett verlangen.

„Hat das Mr. Parlett getan?" fragte er.

Das Mädchen nickte zitternd.

„Auch im Studierzimmer hat er eine Menge Sachen zerbrochen; jetzt ist er im Speisezimmer — so arg hat er's seit vielen Jahren nicht getrieben."

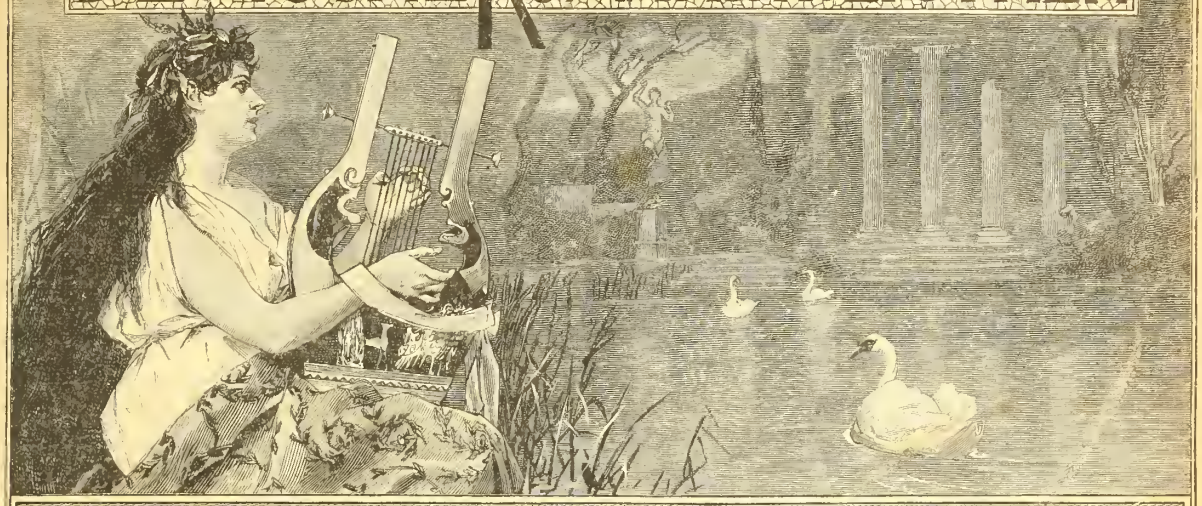
Lingham trat ein; der Lustspieldichter hielt die Hände auf dem Kopf verschränkt und raste um den Tisch herum, sein Gesicht war purpurrot, die blauen Augen sahen aus, als ob er geweint hätte. Bei dem Eintritt seines Freundes verlangsamte er seine Schritte ein wenig und versuchte zu lächeln.

„Grüß Gott, Ralph!" sagte er mit matter Stimme, „wie geht's dir, alter Freund? Setz dich und — und kümmere dich nicht um mich, ich werde bald wieder ruhig sein, wenn ich's erst abgelaufen habe."

(Fortsetzung folgt).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

DEUTSCHE ROMANBIBLIOTHEK



Wöchentlich eine Nummer | № 29 | Alle 14 Tage ein Heft

Der Ueberkater

Von

Johannes Richard zur Megede

Drittes Kapitel

Mein lieber Graf — es ist Frühling am Garda — hüten Sie sich! ... Die Luft so weich, der Duft so würzig. Man blinzelt, man träumt, man spürt ein süßes Sehnen in allen Gliedern und plötzlich — man weiß wirklich nicht wie — ist man in den Banden irgend eines zärtlich flötenden Kätzchens, das weder besonders geistvoll, noch besonders schön, noch besonders liebenswürdig ist; aber sie lief uns gerade im gefährlichsten Moment über den Weg, das kapriziöse Wiegen ihrer Schwanzspitze bezauberte uns, sie war jung, sie schien tugendhaft — wir mußten sie haben um jeden Preis! Ich kenne diese Delirinmsintervalle, die unsre ganze Natur verkehren. Wir erhitzen unsre Phantasie unmäßig, wir sehen Wahngebilde, wir würden wahrscheinlich auch des Teufels Großmutter zu ehelichen wünschen, nur weil sie ein Weib ist. Aber unser Wahnsinn hört doch wenigstens immer auf — es ist intermittierender Wahnsinn —, eine Woche später fühlen wir uns ernüchtert, deplaciert, wir gedenken voll Sehnsucht unsrer kühlen Diplomatengewohnheiten, unsrer tadellosen Hotels, wir haben uns wieder, der Tod auch der treuesten Geliebten würde uns jetzt nicht 'mal mehr eine Krokodilsträne entlocken. So bin auch ich — der Olympier, der weitschauende Diplomat, der Ueberkater! Aber glücklicherweise bedeutet in meinem Leben die Liebe nur eine Fieberwallung.

Wir dagegen, mein lieber Graf zu Rhyn, sind, wie ich aus Ihren Aufzeichnungen ersehe, leider kein — Uebermensch. Wir mögen ein tüchtiger Forschungsreisender sein und Pflanzengeograph — die angenehmen Baldriandüfte, die neulich an Ihrem Herbarium aufstiegen, fanden meine wissenschaftliche Anerkennung —, aber wir sind viel zu jung phantastisch in bezug auf die Natur und viel zu ernst wählerisch in bezug auf die Menschen. Diese „Neuen" haben mich doch beleidigt, nicht Sie — und gute Formen müssen sonst unter allen Umständen anerkannt werden. Der Geheime Kommissionsrat versuchte mich neulich zu streicheln und redete dabei in einem höchst einschmeichelnden Dialekt ... Sie sollten die Menschen und die Dinge ein wenig leichter auffassen, mein lieber Graf — spielender, denn mit schwerblütigen Tröpfen wird sonst gespielt! Und was mir gar nicht gefällt: Sie sitzen auffällig lange jetzt in der Sonne und im Freien in jener Rivieraluft, deren sanft mousssierendes Prickeln Ihnen nicht bekommen wird. Sie werden immer galliger in Ihren Aufzeichnungen. Nachher steigen Sie so hoch hinauf in die Berge, daß Ihnen kein vernünftiger Kater folgen kann, Sie atmen auf bei dem unangenehm scharfen Höhenwind und wollen nur noch von schroffen Spitzen und steinigen Wegen etwas wissen. Das ist falsche Schätzung, lieber Rin. Sie vergessen völlig, daß Ihresgleichen allerdings im Hochgebirge keine Gefahr droht, daß Sie aber um so leichter

auf den weichen Kieswegen unsers Parkes unten stolpern können, weil Sie die Augen überall hin, nur nicht auf Ihre Füße richten. Und daß Sie auf einmal so unnatürlich hoch steigen, fast bis in die Eisluft, ohne Pflanzen zu sammeln, nur um zu steigen, darin liegt ein Symptom, über das Sie sich selbst am wenigsten klar sind, das mir aber ernstliche Sorge macht. Das gewisse Sehnen fängt schon an. — Aber mein lieber Graf, wir sind kein Jüngling mehr, wir dürfen darum auf keinen Fall in Jünglingstorheiten verfallen. Graf sein heißt Weltmann sein! Man muß auf Reisen dieser Art gewandt auftreten, leicht sich geben, verbindlich lächeln. Man verpflichtet dadurch doch nicht etwa sich, man verpflichtet nur andre ... Warum die Marotte mit dem „Rin"? Man hält allerdings nicht jedem Kurgast die Visitenkarte mit der Neunzackigen ins Gesicht, aber man verleugnet sie auch nicht, man läßt klug durchschimmern. Damit imponiert man am meisten den Bädermenschen, die immer unnötig erhöhen oder erniedrigen, weil sie nun einmal klatschen müssen, weil sie gern nach Hause schreiben, weil ihnen die Wahrheit nur interessant ist wegen der Lüge, die sie darum spinnen können. — Durchschimmern lassen, lieber Graf! Man traut Ihnen dann am Ende einen heimlichen Fürstenhut zu. — Sage ich vielleicht bei jeder Begrüßung: Carlo Macchiavelli, der Katerdiplomat aus dem Palazzo Farnese? Ich begnüge mich mit dem simpeln Carlo. Aber jeder, der mich zwischen den Fleischtöpfen der Küche herumsteigen sieht, oder meine aristokratische Gelassenheit bei der Table d'hote bewundert, denkt heimlich: ‚Carlo?' Dahinter steckt ein Geheimnis, mindestens ein Kater von Geblüt, ein Prinz wahrscheinlich. Und ich weise es gar nicht zurück, wenn man mich in Katzenkreisen wegen meiner blauen Augen und meiner feinen Nase einer illegitimen bourbonischen Abstammung beschuldigt. Die Welt verlangt nun einmal Namen, Formen, Aeußerlichkeiten. Und so häßlich es klingt, auch der schönste Kater hat seine Rolle ausgespielt, sobald er abgezogen ist . Ich liebe diese „Neuen" gar nicht, aber ich habe mich überzeugt, daß meine Meinung nicht durchdringt. Selbst in der Küche neulich versuchte der Küchenchef der Jungfer der Gräfin Angern liebevoll in die Backen zu kneifen. Leute mit Namen, die wahrscheinlich Monate bleiben, sind bestimmte Größen, mit denen man rechnen muß. Man darf nicht gegen sie losfahren wie ein tollwütiger Hund mit unversöhnlichem Kläffen oder gar gefletschten Zähnen. Das ist unklug. Seine wahren Gefühle soll man nie bei der Ankunft, nur bei der Abfahrt zeigen. — Die ältere Gräfin lockte mich mit einem etwas altbackenen Kake, — ich nahte ihr schmeichlerisch, obgleich mir die Dame vollkommen gleichgültig ist. Als dieser blödsinnige Quedenberg gestern im Salon allein seine buntseidenen Strümpfe beliebängelte, fand ich mich wie durch Zufall ein und beliebängelte gleichfalls die schottischen Carreaux, die wahrhaft menschlich geschmacklos sind. Ich hatte dabei die Krallen nur scheinbar eingezogen und war außerdem bereit, einen gelegentlichen Fußtritt mit einem gediegenen Biß zu beantworten. Der junge Mann hat Diplomat werden wollen und sucht jetzt wohl meine Protektion — leider zu spät ... „Die gewisse junge Dame", die das nervös machende „Kß, kß" nicht lassen kann, zwang mich, Dienstag im Garten, eine Edeltanne als Aussichtsturm zu benutzen — nicht bevor ich dem widerwärtigsten Terrier eine sanfte Prim über die Nase versetzt hatte. Es wäre mir nun ein leichtes gewesen, die junge Dame selbst als Edeltanne anzusehen und bei der Gelegenheit ihr Gesicht mit den Schmissen eines deutschen Korpsstudenten zu verzieren. Ich tat es aber nicht! Man hätte mich dann mit Recht für toll gehalten, und mein Leben hätte wahrscheinlich wie das einer unbotmäßigen Haremsodaliske in einem Sack und auf dem Seegrunde geendet.

Ich benehme mich so gemäßigt keineswegs aus Egoismus allein. Ich möchte bei der Gelegenheit auch meinen gräflichen Protegé in die Gesellschaft introduzieren. Denn da ich irrtümlicherweise als sein Protegé gelte, während er doch der meine ist, wird man sich verständig sagen: wer einen so wohlerzogenen Kater besitzt, muß selbst sehr wohlerzogen sein. Und dieses gräfliche Original ist wirklich wohlerzogen! — Es ist mir kein Vergnügen, wenn ich bei meinen nächtlichen Fensterpromenaden sehen muß, wie sich die gewisse junge Dame über Herrn Rin (einfach Rin) lustig macht, ihn den mißvergnügten Nobile nennt und dabei von den aufmerksamen Augen der Nichte und den servilen Klatschereien des Geheimen Kommissionsrats unterstützt wird, während die ältere Dame ihn aus unbekannten Gründen begönnert. Dann lachen Quedenbergs laut auf, während die Frau zugleich das Hotelklavier in einer jeden Katzenmusik hohnsprechenden Weise mißhandelt. — Mein Schützling hört eben nicht. Ich fürchte, daß er zu den Starrköpfen gehört, die alle Erfahrungen unbedingt selbst machen wollen. Ich weiß noch nicht, ob die Komtesse Angern oder die Gräfin Quedenberg seine Delilah werden wird. — Eine wird es gewiß! Dazu ist es zu ausgesprochen Frühling am Garda.

*

Bei den Menschen ist der Mai der Wonnemond — in meinem Katzenkalender ist allernächstens der erste Mai. Es geht ein wundervolles Ahnen durch unser Herz. Die wilde Unruhe überkommt uns, wir üben uns in klagenden Ritornells. Wir können es

zu Hause nicht mehr lange aushalten. So fängt's immer an — ich weiß das. Ich gehe schrecklichen Wunden, aber auch süßen Tändeleien entgegen ... Vorläufig regt sich nur die Wanderlust. Ich muß durchaus unsre Stadt durchstreifen, die köstlich engen Straßen mit ihrem anheimelnd feuchten Moderduft, den Prachtgerüchen nach verfaulten Orangen und frischem Fleisch. Es gibt so viel köstlich verschwiegene Torbogen mit einem Blick auf die poetisch bröckelnde Hofmauer; ein verwachsenes Stück Gemüsegarten lockt. Und dann die blinden, geheimnisvollen Fenster, die zerbrochenen, buntgeflickten Scheiben, die dunkeln Luken! Es gibt so viel malerische Dachvorsprünge, so viel düstere Winkel, so viel duftige Trümmerstätten. Kein Gartentor schließt, kein Zaun hat ganze Latten. Man baut prachtvoll neu im sonnigen Italien, aber man repariert grundsätzlich nie. Und immer gerät man in Sackgassen, kommt an verschlossene Bodentüren. Heute befand ich mich ahnungslos plötzlich in einem Schuhladen, wo gerade die Verkäuferin den feilschenden, deutschen Damen bei allen Heiligen unsrer Kirche beschwor, daß sie bei vierzehn Lire mindestens zwei Lire verliere, während ihr doch der dümmste Teufel nachweisen kann, daß sie dabei immer noch vier gewinnt. Eine Katze, eine ältere, noch recht begehrenswerte Jungfrau, saß auf dem Ladentisch und blinzelte mich ganz eigentümlich an, sie gefiel mir nicht übel — das Mädchen hat offenbar Glück! — Ich wollte mich nur vorstellen, ein wenig sondieren, aber ich wurde unhöflich vermittelst eines ganz abgetragenen Pantoffels herausbefördert, weil man mir Absichten auf gewöhnliche Makkaroni im Nebenzimmer zutraute, was einem Hotelkater wohl recht fern liegt. — Einmal lief ich direkt einer Italienerin in die Arme, die wie selbst der Adel hierzulande noch am Nachmittage schlecht frisiert und malpropre angezogen war. Die Leute, vornehm wie gering, leben eben nur für die Straße oder das Theater.

Zuweilen dehne ich meine Reisen über das Weichbild aus, ich sitze dann träumerisch auf einer Vignenmauer, während die Sonne köstlich prickelt, blinzle das gelbe Kap Manerba an, die dunkle Isola, den weißen Monte Baldo und versuche wohl, an den Felsvorsprüngen unsrer Küste vorbeizuschielen, wo Gargnano und der stolze Palast Bettoni liegt. Ich frage mich, wenn die schönste Katze der Welt in dem Borgheseschlosse der Gardainsel schmachtete, oder auf jenem Schneebuckel ihre kokette Toilette machte, ob ich nicht doch am Ende durch diesen gruselig nassen See schwimmen oder in eine schauernde Eisspalte mich klemmen würde ... Der Palazzo Bettoni lockt auch mächtig. Weit ist er allerdings: Aber wenn ich dem süßen, goldhaarigen Kinde dort unrecht getan hätte? — Es wäre immerhin möglich, und es täte mir furchtbar leid. Die größten Lügen erweisen sich später so oft als die lautersten Wahrheiten ... Und während ich so träume, überkommt mich eine wunderbare Milde. Ich liebe den See, die Berge, die Menschen, ich möchte die ganze Welt in einem alles umfassenden Mian an mein Herz drücken.

Heute werde ich noch zur Table d'hote gehen — aber morgen?

Mein lieber Graf Rhyn, verfallen Sie niemals in solche Stimmungen, denn Sie kämen niemals wieder heraus.

*

In Badeorten wird man klätschig. Es liegt wohl in der Luft, dieser zu lauen Frühlingsluft, die uns umfächelt, in uns hineinkriecht und, glaube ich, in kürzester Zeit aus Männern Weiber macht. Wirklich arbeiten können hier nur Dichter. Die brauchen das Lasche, Sanfte ... Sonst muß man entweder sich sonnen und singen wie diese bei allem Augenrollen und Messerstechen im Grunde doch weibischen und äußerlichen Italiener oder aus Gesundheitsrücksichten faulenzen und sich dabei dem Herdentrieb hingeben wie meine deutschen Landsleute, die das Reisemonopol für den Garda zu besitzen scheinen ... Es blühen auch leider noch so wenig interessante Pflanzen. Derweilen tröste ich mich, daß nach Goethe der Mensch ja des Menschen würdigstes Studium sei.

*

Bei den „Neuen" ist eitel Lust und Freude.

Als gestern der Nachmittagsdampfer von Desenzano hier anlegte — es ist mit der aufregendste Moment des Tages, zu dem sich persönlich Wirt, Oberkellner, Hausdiener und die gelangweilten oder sehnsüchtigen Hotelgäste einfinden. Ein junger, eleganter Herr stieg aus, dem man sofort den preußischen Offizier ansah. Eine junge Dame lief auf ihn zu, eine ältere rief: „Ach, da ist er endlich, unser Peter!"

Es war natürlich der sehnsüchtig erwartete Bräutigam. Die junge Dame besah ihn äußerst kritisch, ehe sie ihn küßte: „Du siehst famos aus in Reisezivil! Was macht die ‚Armee', Peter?"

„Läßt untertänigst grüßen wie alles. Fusijama, dein Liebling, ist noch immer der gleiche unqualifizierbare Verbrecher, und Josefa refüsiert vorläufig den Karlshorster Sprung."

„Aber sie muß die ‚Armee' gewinnen! — Ich sage dir, Peter ..."

„Aber, Schatz!"

Dazwischen der respektvolle Handkuß für die Gräfin Angern, die verbindliche Verbeugung für die übrige „Insel", die sich beeilt, mit Reserve zu lächeln.

Jetzt der Bräutigam: „Uebrigens, Graf Quedenberg, wir müssen uns kennen und zwar vom Korps aus."

„Glaube auch, Herr von Lasowitz. Kann aber nur im Vorkorps gewesen sein."

„Natürlich. Ich stoppte auch vor Lichterfelde ab ... Und mein Vetter Bosenthin läßt Sie bestens grüßen und fragen, ob Sie jetzt etwas milder über den Briefadel dächten."

„Scherz ... Bosenthins sind aber wirklich nur Briefadel."

„Na, verehrter Graf Quedenberg, ein paar Jahrhunderte mehr oder weniger — das macht's doch nicht; Bosenthin bleibt trotzdem ein famoser Kerl."

„Selbstverständlich!"

Ich war auch am Landungssteg und hatte Mühe, mich der Vorstellung und Unterhaltung zu entziehen. Nachher wurde noch ein Begrüßungskaffee auf der Veranda serviert. Es ging sehr lustig zu, und bis zu meinem Zimmer drang das Lachen.

Seitdem promeniert das Brautpaar eingeärmelt und selig auf den Kieswegen des Parkes. Hübsche Menschen! Vernünftige Zuchtwahl ... Das Mädel hat jetzt den federnden Gang der jungen Frau, das feine Lächeln der Erwählten, sie weiß ganz genau, daß die Augen des Hotels auf ihr ruhen. Und er, der richtige Sportsman, hundemager, gewandt, ein scharfes, trockenes Gesicht, glatt rasiert — die hellen Soldatenaugen, die bei einem schlecht geputzten Knopf sich unwillkürlich kühl zusammenziehen, aber bei Wein und Frauen recht ausgelassen blitzen können. Ueberhaupt die kecke Mischung von Stallknecht und Kavalier, die den Rennreiter macht. — Jetzt sind nun die beiden allein, sie reden laut, sie reden leise, sie sehen sich an, sie sehen sich wieder an; sie sind diese festgeschlossene Welt, aus der später wieder eine Welt entsteht. Ob sie nur den Liebesunsinn reden? — Meistenteils wohl. — Aber wenn sie ernst zu debattieren scheinen, ist auf einmal der Reiz weg, es sind urplötzlich Leute geworden, die nur zufällig per Arm gehen, die auch auf ganz verschiedenen Wegen wandeln könnten ... Sind Liebe, Jugend, Torheit die große Dreieinigkeit, aus der sich allein die Menschheit wieder neugebiert?

Wenn man so zwei hübsche, törichte, junge Menschen sieht, die zwischen Blumenrabatten schlendern — und wer dann selbst, wie ich zurzeit, auf seinem Zimmer vor vertrockneten Pflanzen hockt, den packt doch ein gelinder Zweifel am Wert dieser toten Wissenschaft, die nur hochmütig auf dies schwellende Leben hinabsieht, weil sie selbst eine dürre Mumie ist. — Das Leben allein hat immer Recht! Die tollen Streiche eines Knaben sind der Natur mehr wert als die Weisheitsworte eines Greises. Warum schaut die Jugend immer vorwärts, das Alter immer zurück? ... Und doch muß es auch da Stufen geben. Das, was den beiden da unten vielleicht fürs ganze Leben frommt, das frommt mir höchstens für einen Augenblick. Ich verlange mehr, viel mehr! — Und eine Josefa Angern könnte mir dies Mehr beim besten Willen nicht geben.

Aber da ich den Menschen und den Dingen gern gerade ins Gesicht sehe, vor allem mir selbst — ein unverständlicher Narr ist man auch. Ich habe mich keineswegs mit der Betrachtung dieser beiden Glücklichen begnügt. Ich ertappte mich auf einmal, wie ich im Zimmer auf und ab ging, dann vor dem Schrankspiegel stehen blieb und mich auf das genaueste beobachtete wie der fadeste Dandy. Ich bin gut gewachsen. Meine Verbeugung ist steif, aber nicht eckig. Und ich habe einen Schädel, über den man nicht einfach zur Tagesordnung übergeht ...

Ich habe im Leben noch alles erreicht, was ich ernstlich wollte, warum sollte ich nicht auch einmal ein ernstlicher Tor sein? Es gibt doch auf der Welt nicht nur Josefen, es gibt auch Frauen, die etwas mehr vom Manne verlangen als nur die „Hoppegartener Armee".

*

Man muß erst an den Garda gehen, um sich selbst zu entdecken! — Ich bin Neidhammel — und zwar schlimmster Sorte. Die armen Schwindsüchtigen im Hotel Gardone tun mir herzlich leid, aber die beiden Glücklichen hier erregen fortgesetzt meine Galle. Und diese mißgünstigen Regungen eines alten Junggesellen übertünche ich pharisäisch mit allerlei sittlichen Betrachtungen: ... ‚Die beiden kennen sich nicht ... aber wenn sie sich erst kennen. — Wo alles so vortrefflich zueinander paßt, da paßt's schon ganz gewiß nicht. — Sie sollten nicht zu früh heiraten, die beiden!' Als wenn mir das Seelenheil dieser Leute wirklich am Herzen läge! — Als wenn ich nicht lieber heimtückisch nach dem wunden Punkte suchte, der natürlich existiert, weil sie Menschen sind — als wenn es mir nicht sehr sympathisch wäre, wenn ich ihn plötzlich entdeckte. Ich merke, wie dünkelhaft und pedantisch ich bin, wie ich gravitätisch nach Art der Marabus am Weißen Nil herumstolziere und immer recht behalten möchte als echter Bildungsphilister. — Aber mich ändern? — Kuchen!

*

Die „Insel" hat's also glücklich zur heiligen Zahl gebracht. Das fehlte gerade noch zur absoluten Vollkommenheit. Der gute Peter Lasowitz sitzt seiner Angebeteten gegenüber, und ich habe das Vergnügen, seine zärtlichen Blicke mit aufzufangen und seine Sportanekdoten mit anzuhören. Die Gräfin Angern, die mir dabei wohl eine freundliche Anstandslehre erteilen

wollte, stellte ihn mir bei der Table d'hote vor. Dabei gab's von der Tochter einen verwunderten Blick, ein innerliches Achselzucken: ‚Wozu eigentlich?' — worüber er auch mit einer etwas flüchtigen Verbeugung quittierte. Der Mann ist keineswegs uneben. Keck, frisch, mit einem kritischen Augenblinzeln, das weder Pferd noch Mensch jemals übertaxiert. Er erzählt leicht, witzig, er ist ganz gewiß kein geistiger Zwillingsbruder von dem braven Quedenberg. Aber er erzählt eigentlich nur von Pferden. Seine Josefa wünscht das gerade. Sie ist eine so leidenschaftliche Rennreiterin, daß sie einen Gaul höchst eigenhändig durchs Ziel peitschen würde, koste es, was es wolle. Da wird gekantert, gepacet, da springt der „Fulmensohn" mit der Führung vom Start, da schießt ein verlorener Outsider in Front: Ein komplettes hippologisches Wörterbuch, das die ehrgeizige Komtesse auswendig kann. Und das Leitmotiv: „‚Josefa' kann und muß die ‚Armee' gewinnen!"

„Wird sie auch, Schatz — schon weil sie nach dir getauft ist."

Es ist mir eine fremde Welt der Interessen, des Ehrgeizes. Sie wird auch ihr Recht haben, obgleich ich nicht verstehe, wie man ganz drin aufgehen kann. Ich sah wohl Rennen, ich verstand die Aufregung der Wettenden, aber das begeisterte Hurra für den kenchenden Sieger und das harte Greisengesicht seines ausgedörrten Widerristjockeis schien mir nur der Gefühlsausbruch des Arenapöbels. Ich halte es mit dem Schah von Persien, der zwar höchlichst interessiert zuschaute, wie man einen, der ein Attentat auf Seine Sonnenmajestät begangen, langsam totpfählte, aber von Rennen mit orientalischer Gelassenheit urteilte, daß sie ihn kalt lassen würden, weil von zehn Pferden doch wahrscheinlich eins zuerst ankommen würde ... Und dabei ist diese Sportunterhaltung laut, der ganze Tisch kann, wenn er will, davon profitieren. Und er profitiert auch! Selbst dem großen Satiriker blieb neulich der Mund offen. Josefa wünscht zu glänzen, sie will ihr junges Glück und ihre junge Wissenschaft zeigen, die Spießbürger sollen ehrfürchtig denken: ‚Was für ein Tausendsassa doch nächsten Juni die „Armee" gewinnen wird! — Und wenn er sich das Genick bricht — für welch bildhübsche Gräfin hat er sich's doch gebrochen'... Im übrigen sind wir der jungen Dame höllisch gleichgültig, wir stehen tief unter ihr, sind höchstens Publikum, das allenfalls Beifall klatschen darf. Die Gräfin-Mutter sieht voll Glück ihre beiden glücklichen Kinder. Ich aber zucke auch nicht mit der Wimper. Und das ist weder höflich noch wahr.

*

Seinem Schicksal entgeht man doch nicht.

Das kam nämlich so: Er erzählt, wie gesagt, gut, und die Augen einer Braut elektrisieren. Es handelt sich um die vorjährige „Armee".

„... Und an der letzten Hürde — der Prinz, mit zwei guten Längen vor, kam allein noch in Frage —, und da setze ich ein. ‚Josefa' noch ganz frisch. Ich, ohne überhaupt die Hände zu rühren, Sprung für Sprung zu dem Braunen auf. Knappe halbe Länge noch — der Prinz muß schon höllisch reiten ... Ich habe das Rennen mit ungezählten Längen in der Tasche. Da reitet den Kerl der Deuwel, will in die Flachbahn abbiegen. Ich rufe noch: ‚Hoheit, Sie reiten falsch!' Das war rein instinktiv, das Rennen konnte er sowieso nicht mehr machen. — Und da reißt er im letzten Augenblick den Schinder noch halb 'rum —, ich pariere, damit er meiner Stute nicht die Vorderhand abreitet — und liege auf dem grünen Rasen."

„Ich hätte nicht pariert, Peter, ich hätt's riskiert!"

„Nein, liebe Josefa, dafür war mir aber die ‚Josefa' zu viel wert ... Ich habe mich natürlich furchtbar geärgert, als der Prinz vor einem ganz unplacierten Felde als erster einkam. Die Kerls auf dem zweiten Platz, die auf meine Stute gewettet hatten, beschimpften mich noch gröblich, als wenn ich wie ein Gauneriockei mit Absicht 'runtergefallen wäre... Aerger hat man überhaupt haufenweise! Aber der einzig wahre Sport bleibt's doch! Da wird ein ganzer Kerl verlangt. Da muß man noch viel mehr mit dem Kopf als mit den Beinen reiten, denn es gibt Ueberraschungen und Ueberrumpelungen jeder Sorte. Man muß eben auf alles gefaßt sein. Und der Training — namentlich für jemand, der Anlage hat, dick zu werden! Ich habe diese Anlage nicht, aber ich komme auch immer oberschlapp aus dem Dampfbade ... Das anstrengendste Metier bleibt's ... Die meisten Leute haben, glaube ich, keinen blassen Schimmer, was so ein Rennreiter für positive Anstrengungen und Strapazen durchmachen muß. Zum Beispiel die Afrikaner, die ich von einem Frühschoppen bei Pschorr oberflächlich kenne, behaupten, das sei gar nichts, und sie hätten ganz anders hundertmal durchhalten müssen. Dabei trinkt jeder von den Kerls 'ne Flasche Kognak allein aus. Ich glaube auch, wenn die dann so loslegen mit ihren Erlebnissen, das ist alles maßlos übertrieben. Da sind sie da verhungert und da verdurstet, und dann klapperten sie vor Fieber und waren zu allem unfähig — und haben's mit einer rasenden Energie endlich doch noch geschafft. Mumpitz größtenteils! — Es mag ja wohl anstrengend sein, und so 'n Tagesritt in der Tropenglut gehört wahrscheinlich nicht zu den Annehmlichkeiten ... Aber dafür haben sie auf Antilopen gebirscht oder 'n Löwen geschossen, und wenn sie

morgens abreiten, wird noch schnell etwas Morphium gespritzt, damit die gute Laune für den Tag anhält. Von dem eigentlichen Durst und dem eigentlichen Hunger, da werden wahrscheinlich die armen Träger weit mehr erzählen können, die gleich halbtot gepeitscht werden, wenn sie mal hinterm Rücken eine kleine Anleihe bei der Kognakflasche des Expeditionsführers machen. Mir lügen, wie gesagt, die Kerls, die Afrikaner, zu haarsträubend! Und ich glaube, wir haben genau so viel Geistesgegenwart und Energie nötig wie sie. Nur daß sie mehr Alkohol trinken und bei ihren Legenden viel weniger kontrollierbar sind."

„Das glaube ich auch, Peter."

Ich muß bei der Wendung wohl ein recht gekniffenes Gesicht gemacht haben. Denn Herr von Lasowitz sah mich auf einmal mit einem verlegen stechenden Blick an und brach die Unterhaltung sofort ab. — Und ich war tatsächlich geärgert! — Was man uns Afrikanern auch nachsagen mag, wir übertreiben vielleicht unwillkürlich, wir legen da hundert Kilometer zu, wo wir sie besser abziehen sollten, aber die Ernsthaften von uns haben während einer Expedition doch mehr auf den Schultern, als sich so ein junger Dachs überhaupt träumen läßt.

Einen Moment zögerte ich noch — und Schweigen wäre unbedingt das Richtige gewesen. Doch wo man an unsre liebe Eitelkeit tippt, da sind wir toll.

Ich fragte erst eisig höflich: „Verzeihen Sie, Herr von Lasowitz, haben Sie jemals wirklich gedurstet?"

„Ob! Zum Beispiel im Manöver."

„Ich meine so, daß sich Ihnen das Herz von achtzig auf vierzig Schläge reduzierte, daß Ihnen alles vor den Augen schwamm, daß Sie die Wahnvorstellungen kommen fühlten — und daß diese Wahnvorstellungen tatsächlich kamen?"

„Nein. Aber haben Sie das durchgemacht?"

„Allerdings — und zwar in Afrika."

„Dann wundere ich mich, daß ich überhaupt noch den Vorzug habe, Herr Rin . . ."

„Und ich sage Ihnen: es war so! Hier sitzt Ihnen zufällig mal ein Afrikaner gegenüber, der nicht übertreibt . . . Aber gestatten Sie weiter! . . . Und wenn Sie in diesem Zustand endlich den ersehnten Brunnen erreichen, und dieser Brunnen existiert nicht mehr?... Ihre Karawane ist dezimiert, der Expeditionsführer ringt mit dem Tode und zählt also nicht mehr. Vom weichlichen Sudanneger bis zum durstgewohnten Teda sind sie alle fertig, der eine tobsüchtig, der andre stumpf; die Alten hocken sich betend nieder im Sand, um wenigstens in ihrem Glauben zu sterben. Ihre besten Kamele sind schon vor Wochen krepiert, und was noch übrig, sieht selbst wie ein Wahngebilde aus. Die Unglücksschatten liegen oder stehen herum, ausgemergelt, Verschmachtende — und die dummen, großen, traurigen Kamelaugen werden immer trüber, brechen... Und von dieser todgeweihten Gesellschaft, die vielleicht absichtlich irregeführt wurde von dem Tubu, der gestern desertierte, sind Sie der einzige, der noch einigermaßen vernünftig denken kann, weil er muß. Denn er hängt auf dem letzten Rennkamel der Tuaregs, das bisher ausgehalten hat. Es ist freilich ein trostloser Schemen, der sich gleich den Menschen niedertun möchte zum Verenden, und der nur unter den unmenschlichsten Züchtigungen weiterkriecht. Und da stehen Sie an diesem verschütteten Brunnen und wissen ganz genau, daß das Schicksal aller besiegelt ist, wenn Sie nicht auf diesem verendenden Kamel doch noch die nächste Oase oder die nächsten Beduinenzelte erreichen. Sie möchten vielleicht auch lieber sich in den Wüstensand einwühlen und da ruhig sterben. Aber Sie dürfen es nicht! Der letzte der beiden Europäer, die überhaupt bei dieser Expedition waren, hat mehr zu tun als nur zu verschmachten . . . Es ist wahrhaftig nicht der wissenschaftliche Ehrgeiz allein, die Furcht, daß die Ausbeute von Jahren hier unter Wüstendünen langsam begraben wird, es ist vielmehr die Empfindung, daß man das, was man einmal angefangen, auch durchführen muß um jeden Preis . . ."

„Und haben Sie's denn wenigstens glücklich durchgesetzt?"

„Allerdings . . . Aber ich wünschte Ihnen solchen letzten Ritt nie . . . Als ich zur Besinnung kam, war mein Kamel tot. Aber der Tuaregscheich, dem ich mich doch wohl vorher verständlich gemacht haben muß, rettete wenigstens einen Bruchteil unsrer Karawane."

Wenn Leute, die sonst nicht überflüssig reden, auf einmal loslegen, tagt's meistens fürchterlich. Ich weiß noch jetzt Wort für Wort, was ich sagte, und ich log wahrhaftig nicht. Aber als die Leute an der Table d'hote feierlich verstummten und alle Köpfe sich nach mir drehten, wurde ich vernünftig und hörte auf. Ich war durch alles Interesse der „Neuen" nicht zu weiteren Erzählungen zu bewegen. Ich sprach für mich, nicht für die Table d'hote . . . Als wir aufstanden, merkte ich an der Verbeugung, daß die vage Null zwischen Braten und Eis zu einer positiven Zahl geworden war. Das ärgert mich noch jetzt. Renommieren liegt nicht in meiner Art — und das war Renommage. Ich ärgere mich überhaupt über die ganze Sache. Den Leuten bin ich mit einem Schlage zu dem interessanten Mann geworden, der wahrscheinlich noch viel wunderbarere Dinge zu erzählen hat. — Die „Neuen" wünschen mich durchaus zu den Ihren zu zählen, wenigstens für diese Saison. Graf Quedenberg stellte sich nach Tisch mir vor, und

ich mußte anstandshalber für mich ein gleiches bei seiner Gemahlin erbitten. Der Geheime Kommissionsrat sagte wiederholentlich voll serviler Bewunderung: „Ja, ja, die Herren Afrikaner! — Das war wirklich höchst interessant ...“ Ich wundere mich nicht, wenn er mir nächstens einen besonders ethischen Gedankensplitter versetzt. Die Leute werden mich natürlich im Konversations-Lexikon nachschlagen, und da sie mich dort keinesfalls weder unter den berühmten Reisenden noch sonst wo finden, werden sie wenigstens über mich phantasieren können ... Ich hasse Komödien — nun bin ich selbst als Komödiant entlarvt. Es war ganz unnötig: weder die Komödie des Schweigens noch die Demaskierung in diesem Renommistenton.

*

Und da haben wir den Salat! — Ich bin nämlich zum Neunurtee eingeladen. Nicht etwa zu jenem gemeinen Tee im Speisesaal, den sich schließlich jeder für sein Geld servieren lassen kann, sondern zu dem intimen Tee im Angernschen Salon, der dem ganzen Hotel als das Exklusivste des Exklusiven gilt, der sich allabendlich, aber nur Auserwählten öffnet, und von dem auch ich neulich, als der Geheime Kommissionsrat auf Zehen hineinging, die Empfindung hatte, daß sich da alles mögliche besonders Vornehme ereignen müsse. Die Gräfin Angern stellte mich selbst auf dem Korridor.

„Aber gnädigste Gräfin ...“

„O, kein Aber! Sie müssen einfach kommen. Wir sitzen zusammen, wir gehören zusammen. Und dann sind wir alle furchtbar neugierig. Sie werden so viel Interessantes zu erzählen haben, und Sie werden es hoffentlich erzählen.“

„Ich erzähle sehr ungern, Frau Gräfin.“

„O, wenn Sie davor Angst haben, Herr Rin — ich verspreche Ihnen, daß auch nicht das Wort Afrika von mir oder meiner Tochter erwähnt werden wird ... Es ist allerdings sehr schade, aber kommen müssen Sie! ... Und da Sie mißtrauisch zu sein scheinen, so kann ich Ihnen für meine Person nur wiederholen, daß ich Sie noch immer für einen ganz alten Bekannten von mir ansehe und ja auch immer so zu Ihnen gesprochen habe. Man bittet nicht etwa den berühmten Reisenden, man bittet Herrn Rin, uns diesen Abend zu schenken. Sie sind sicher auch Ihrer Gesundheit wegen hier, und unsre leichte Geselligkeit wird Ihren Nerven besser tun als grüblerische Einsamkeit.“ — Die Dame sagt dies wie alles mit einer jugendlichen Liebenswürdigkeit, der man schwer widersteht und die doch wohl nicht leere Form allein ist.

Ich wollte nicht ja sagen — und ich mußte doch! — wer die Exklusivität belächelt, darf doch nicht selbst exklusiv sein.

Und es war wirklich ein netter Abend! Der Salon selbst voll Blumen und Kleinigkeiten, aus denen Frauen im Umsehen ein kahles Hotelzimmer zu einem gemütlichen Heim machen. Wir standen erst unschlüssig umher und besahen und befaßten hinter dem Rücken der Hausfrau die niedlichen Nippes. Der gute Quedenberg wurde energisch von einem Briefbeschwerer angezogen, der den Gardedukorps-Helm des verstorbenen Grafen Angern en miniature darstellt. Er lächelte dabei etwas wehmütig: „Mein Regiment, Herr Rin, famoses Regiment!“ — Der Geheime Kommissionsrat lobte besonders die Onyxpendule auf dem Kamin und erging sich in sächselnden Tiraden. Er muß wohl eine Uhrenfabrik oder so was Aehnliches gehabt haben, obgleich er immer von vornehmen Bekannten, aber niemals von der Industrie, die ihn reich machte, sonst redet. Mich fesselte am meisten ein kleines, altmodisches Glasmedaillon an der Wand, ein gemaltes Wappen: der gewundene blaue Fluß im roten Feld. Es ist mein Wappen, und ich wußte nicht, daß auch noch eine andre Familie es führt. Aber als ich mich vorsichtig bei dem Bräutigam danach erkundigte, nannte er deutlich einen fremden Namen. — Wappen wiederholen sich oft, werden so gern angemaßt, namentlich wenn sie uralt sind, wie das meine. Und ich wüßte auch nicht, warum sich gerade mein Wappen hier hinter Glas und Rahmen vorfinden sollte, denn unter den Namen aus Vaters Jugenderzählungen, die mir noch sehr erinnerlich sind, befanden sich weder Angern noch Gundingen (die Gräfin Angern ist eine geborene Gräfin Gundingen).

Aber trotzdem — das Wappen gab mir eine Art Heimatsgefühl, ich fühlte mich nicht mehr so fremd unter diesen fremden Menschen.

Nachher gruppierten wir uns zwanglos, tranken Tee und aßen Konfitüren. Die leichte Salonunterhaltung flatterte. Aber sie war nicht aufdringlich, sie paßte gewissermaßen in diese Umgebung. Und man war sehr höflich gegen mich, versuchte gewissermaßen frühere Kalendertage durchzustreichen ... Das Hotel, der See, und wie man jetzt in Deutschland bei Schneegestöber den guten Kachelofen preisen würde, während hier im Kamin die Olivenscheite nur aus malerischen Gründen zu lodern schienen. Das beschäftigte uns in der Hauptsache, bis der Bräutigam plötzlich sagte: „Du, Josefa, Mittwoch hat dein Patenkind in Hoppegarten einen tadellosen Kanter absolviert.“

„Peter, was habe ich dir gesagt? — Du solltest nie mehr ...“

„Ach so! Bitte um Vergebung.“

Die Gräfin Angern lächelte mir dabei liebenswürdig zu. Wir verstanden uns nicht ganz. Warum ist jetzt auf einmal jede Sportunterhaltung ein Verbrechen?

Die Braut selbst begann wieder mit ihrem Ring zu spielen. Fang Peter, fang!" rief sie lustig.

Und der Bräutigam fing auch galant. Aber als er den Goldreif zurückgeben wollte, rollte der auf den Teppich. Wir bückten uns. Ich haschte ihn.

„Danke." Und sie spielte nicht mehr.

Die junge Dame scheint überhaupt die einzige, die sich mit meiner veränderten Position noch nicht ausgesöhnt hat. Sie ist unbedingt liebenswürdig zu mir, aber mit außerordentlich kühlen, hellbraunen Augen.

Später wurde für uns Herren noch Spatenbräu serviert. Unten im Hotelvestibül konzertierte derweilen eine italienische Musikbande. Sie spielten deutsche Walzer. Fremde Klänge dennoch! Die schmeichelnde Mandoline, die dumpfe Gitarre und der kokette, südliche Hauch über dem deutschen Tanz. Wir horchten auf, und die Frauenköpfe bewegten sich leise im Takt.

„O Mama, ich muß mit Peter mal tanzen!"

„Aber, Josefa, ihr könnt doch unmöglich 'runtergehen . . ."

„Brauchen wir auch nicht, Mama. — Der Kellner nimmt einfach den Teppich weg, wir machen die Tür ein wenig auf . . ."

„Ja meinetwegen, Kind! Wenn du durchaus willst . . ."

Während der Tanzsaal präpariert wurde, standen wir Herren in den Ecken 'rum. Der Kommissionsrat kam zu mir und klagte über seinen Magen: „Nein, Herr Rin, wenn nicht diese wirklich ganz famose Gesellschaft wäre, ich bliebe keinen Tag länger. Diese Oelküche und mein Magen! Die Gräfin Quedenberg hat sich von den Fleischpastetchen gestern auch noch nicht erholt . . . Aber nicht wahr, die Gesellschaft einzig, einfach einzig?" Und er begeisterte sich wieder unnötig. — Auch der Bräutigam sprach bei dieser Gelegenheit allein mit mir: „Kannten Sie Quedenberg auch schon per Renommee? — Er ist ein Schaf, aber ein gutmütiges. Und wenn sie ihm mal Hörner aufsetzen sollte, so schadet das weiter nichts. Er merkt's ja doch nicht . . . Aber sie ist ein famoses Weib, nicht wahr? Ja, die dümmsten Bauern haben eben die größten Kartoffeln. Ich gehöre übrigens auch dazu . . . Sagen Sie mal wie reitet sich's auf so 'nem Kamel? Hohe See?" — Und wie Frauen immer merken, wenn man sich über sie oder über ihre Männer unterhält, interviewte mich auch gleich darauf die Gräfin Quedenberg selbst. Sie sprach mit mir über Afrika, und wie gern sie einmal nach Algier gegangen wäre. „Es muß sehr interessant sein, und über die Skorpionen grassieren wohl nur Fabeln . . ." Sie sprach gewandt und liebenswürdig, die blauen Augen hatten dabei den eigentümlich starren Glanz der klugen, kühlen, unbefriedigten Frau. Sie ist ihrem Grafen schon treu, aber nur aus Ueberlegung. Und wenn dieser Kopf sich einmal auf das Herz besinnen sollte, dann müßte es mindestens ein berühmter Mann sein.

Das junge Paar trat zum Tanze an.

„Aber nur einmal 'rum Peter — und nur mit dir!" Beim zweiten Pas verstummte unten die Musik. „Aber ich will tanzen!" Sie sah sich unschlüssig im Kreise um: „Graf Quedenberg, Sie pfeifen ja wie ein Virtuos, pfeifen Sie uns einmal die Washingtonpost! — Es ist zwar ein in England verpönter Tanz, aber ich bin keine Engländerin, und ich habe gerade mal Lust."

Der Graf pfiff. Er pfiff wirklich wie ein Virtuos. Das Paar tanzte. Wir lächelten — das Mädchen tanzt wunderhübsch. Man ahnt doch gar nicht, welch federnde Kraft in solch jungen Frauenkörpern schlummert! Ein Geigenstrich, ein Pfiff nur — und sie ist entfesselt.

Sie tanzten zweimal, dreimal. Es war wirklich ein Genuß, das Mädchen tanzen zu sehen. Ich sah ernsthaft spöttisch zu. Als sie wieder vorüberkamen, sahen das Mädchen und ich uns wie auf Verabredung an. Es liegt ein tiefer Ernst im kind'schen Spiel. — Da ließ sie ihren Tänzer los. „Genug, Peter!"

Unten begann die Musik wieder. Diesmal ein gezierter Opernsingsang. Die ausgesungene Stimme der Italienerin, die das Tamburin schlug und sang, klang unangenehm schrill.

Wir blieben bis gegen Mitternacht. Die Fenster wurden geöffnet, wir durften rauchen. Die Treibhausgerüche des Südens zogen aus dem Hotelpark herein. Draußen war es windstill, lau. Ich sah von meinem Platz aus einen Streifen See mit dem flimmernden, lockenden, geheimnisvollen Aufleuchten, wenn der Neumond übers Wasser schleicht. Daneben die Edeltannen des Gartens, eigentümlich fahl, wie mit Schnee bestreut. Ueber ihnen im Hintergrund starrte ein scharfer, dunkler Felsgrat. — Sogar mein weißer Kater erschien urplötzlich mit einem Sprung auf dem Fensterbrett, verschwand aber sofort wieder. Er hat überhaupt seit einiger Zeit so was Wildes, Unstetes. Die Terrier, die im Nebenzimmer auf ihrem Betteppich gekränkt seufzten, weil sie Zurücksetzung und lange Gesellschaften nicht lieben, fuhren natürlich wie rasend durch den Türspalt zu uns herein. Die junge Dame rief ihnen ein herrisches: „down." Da trollten sie wieder zurück.

Als Quedenbergs sich bedeutungsvoll ansahen, war es auch für mich Zeit. Es gab ein freundschaftliches Händedrücken für alle und für mich die besondere Versicherung, daß ich zu jedem Teeabend willkommen sei. Josefa begleitete uns bis an die Tür, während Mutter und Bräutigam zurückblieben. Der letzte, von dem sie sich ohne Händedruck verabschiedete, war ich. Dabei

sagte sie: „Uebrigens so oberflächlich, wie Sie annehmen, sind wir Frauen nicht."

„Aber ich halte Sie gar nicht für oberflächlich, Gräfin."

„O, ich hab's vorhin ganz genau gemerkt beim Tanzen!"

„Dann haben Sie eben Gespenster gesehen."

„Kaum, Gespenster gibt's nicht ... Später sage ich Ihnen vielleicht noch mal mehr."

„Warum nicht jetzt?"

„Weil ich noch keineswegs weiß, Herr Rin, ob ich's Ihnen jemals sagen werde ..."

Das junge Mädchen irrt sich. Ich halte sie weder für oberflächlich noch tief, ich halte sie nur für die Tochter ihrer Mutter. Aber ihre Stimme liebe ich, weil sie Metall hat. Ich muß noch jetzt daran denken, wie wunderhübsch sie doch tanzte. Das Bild schwebt mir immerfort vor — diese knospende Jugend, diese spielende Kraft. Warum verpuffen eigentlich Frauen immer ihr Bestes in nichts?

Heute ist große Trauer! Der Bräutigam ist durch ein Telegramm abberufen worden. Sein Inspekteur kommt eine Woche früher. — Mir liegt nichts Besonderes an dem Mann. Ich wäre wohl auch zum Abschied an der Landungsbrücke gewesen, wenn ich mich nicht zufällig beim Botanisieren verspätet hätte. Auf meinem Zimmer fand ich dann seine Visitenkarte. Die ist mir eigentlich lieber als der Mann.

(Fortsetzung folgt)

Der Ehrentag

Von

C. Eysell-Kilburger

(Alle Rechte vorbehalten)

„Wach auf, Alterchen, die Sonne deines Ehrentages guckt dir schon blitzblank ins Zimmer. Fix! Die Gratulanten werden demnächst erscheinen. Hier ist schon der erste. Alles Gute einstweilen noch, dann aber bald ein behagliches Ausruhen." Dabei beugte das kleine alte Frauchen sich auf den Gatten nieder, um ihm einen herzhaften Kuß auf den Mund zu drücken. „Mein gutes Alterchen."

„Ach du, du," versetzte er, noch etwas schlaftrunken, und legte ihre Hand an seine Wange, „dieser sogenannte Ehrentag will mir gar nicht recht in den Kopf. Wenn man recht bedenkt, eine Puppenkomödie. Wer feiert denn heutzutage ein fünfzigjähriges Geschäftsjubiläum, wenn es sich nicht gerade um ein ganz bedeutendes industrielles Unternehmen handelt! Aber meine ‚Fabrik' mit den sechs oder sieben Arbeitern — das lohnt ja wahrhaftig nicht, macht einen beinahe lächerlich, noch dazu, da ich's doch gar nicht gewesen, der dieses Riesenetablissement ins Leben gerufen hat."

„Na, dann ehrt man dich und deinen Vater, den Begründer, in einem. Die Hauptsache bleibt doch, daß man dir überhaupt etwas Liebes antun will, dich nun doch noch langen will, da du deinen Siebzigsten so schnöde unterschlagen hast. Und darüber wollen wir uns sonnen, man sieht doch, wie beliebt und geachtet mein Alterchen dasteht."

„Ich bin nun mal nicht fürs Angefeiertwerden, deshalb war ich ja auch dafür, vom Siebzigsten gar nicht zu sprechen. ‚Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens': nein, das wäre nicht mein Fall gewesen."

„Es wird aber nun wirklich höchste Zeit," mahnte das Frauchen und zog strenge die hellen Augenbrauen hoch. „Ich gehe nicht von der Stelle, ehe ich nicht sehe, daß du ernsthafte Anstalten machst."

„Na also, dann: ‚Brich auf, Lommelin!'" zitierte Herr Donnenberg und setzte sich mit einem so straffen Ruck im Bette hoch, als wolle er seine siebzig Jahre und drei Monate verleugnen.

„Vom Donnerstagstische geht ja die ganze Sache aus, die werden sich natürlich mächtig anstrengen, ist ja nun auch ihre einfache Pflicht und Schuldigkeit, und dann glaube ich, daß auch die Stadtverordneten ihren Stadtrat nicht vergessen werden, irgend eine Adresse oder dergleichen, und die Arbeiter können nun auch selbstredend gar nicht anders, als etwas tun," meinte Frau Donnenberg im Vorgeschmack der Ehrungen des Tages, indem sie die Toilette des Gatten überwachte.

„Die armen Kerle, um die tut's mir am meisten leid, die sind nun wirklich quasi dazu gezwungen. Hoffentlich hast du was Ordentliches für sie zu Mittag?"

„Aber Mann! Rinderbraten und Kartoffelsalat, und dazu von deinem guten Lorcher. Und in der Packkammer essen sie, die ist schon gestern dafür geräumt worden, aber das alles haben wir doch schon alle die Tage über bis ins kleinste besprochen."

„Richtig! Wirr war mein Kopf, wirr war mein Denken, das heißt nur für einen Augenblick. Das kommt davon, wenn man eine allzugute Hausfrau hat, die einem alles Ueberlegen abnimmt. Und für die andern Gratulanten ist auch etwas Trinkbares da? Verzeihe die Frage, aber da wir beide im Trinken so gar nichts leisten, darf man vielleicht fragen, ob du auch dafür vorgesorgt hast."

„Aber selbstverständlich!" warf sie, schon ein bißchen ungeduldig, hin. „Und zum Bescheidtun werden wir uns schon bequemen müssen. Wenn es dir nur bekommt, Alterchen."

„Liebes Kind! Es heißt zwar: ‚Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann.' Dann bin ich eben keiner gewesen."

„Na, na, das wollen wir nicht so schroff hinstellen," meinte die Frau und sah ihn überseits an.

„Aber Berta, du meinst doch nicht etwa? Du willst mich doch heute an meinem Ehrentage nicht etwa an diesen einzigen kleinen Schwibser meines Lebens erinnern? Ich dächte, darüber wäre nun Gras gewachsen. O über euch Weiber — für eine einzige Schwäche noch nach zweiundvierzig Jahren einer tadellosen Ehe zu hadern."

Sie schwieg und neigte lächelnd das Haupt.

„Was meinst du? Zu einer hellen Krawatte müßte ich mich wohl schon am frühen Vormittag dem Ehrentag zu Ehren versteigen?" lenkte er ab.

Mit flinken Händen hatte sie schon ein stolzes weißseidenes Exemplar aus dem Vorrat herausgesucht und schnallte es ihm nun geschäftig im Nacken zu. Und während ihre molligen Hände an ihm herumarbeiteten, so gütig und liebevoll, ging wie eine Vision die Erinnerung an den „einzigen Schwibser seines Lebens" an seinem Auge vorüber: ein junges Brautpaar bei der Verlobungsfeier. Sie halten sich bei den Händen, der Maiwein perlt in den Gläsern, man trinkt ihr Wohl: „Auf eine glückliche Zukunft!" immer wieder und wieder. So viel Glück! Er muß Bescheid tun; die Augen seiner Braut leuchten, ihre Schulter lehnt an der seinen. Ein entzückender kleiner Rausch aus Liebe und Maiwein zusammengesetzt packt ihn. Die Vergangenheit, der es auch nicht an Glück und Liebe gefehlt, vermischt sich mit der Gegenwart, golden ist das Leben, wie der Wein in dem Glase. Aber das Glas ist leer, eben hat er Bescheid tun müssen, er ergreift es, reicht es der Braut, und in einer bösen Reminiszenz stammelt er: „Laura, mein Schatz, fix einen frischen Krug!" Sie hat es ihm verziehen, natürlich, aber die Erinnerung ist geblieben, und jetzt rührt es ihn förmlich, daß die Lebensgefährtin nicht noch einmal darauf zurückkommt, sondern mit frohem Stolz sagt, als sie ihn nun fertig zurechtgemacht vor sich stehen sieht: „Wie ein Bräutigam — oder sagen wir, wie ein Silberbräutigam."

Herr Donnenberg war in der Tat eine vornehme, stattliche Erscheinung, von einem Hauch des Gepflegten umgeben, von der hohen, glänzenden Stirn bis herunter zu den schmalen, gut beschuhten Füßen. Sein weißes, seidenglänzendes Haar, das zwar etwas dünn geworden war, trug er, von hinten her geschickt nach vorn, über den Ohren mit einem kühnen Schwung gebürstet, und diese Anordnung, im Verein mit dem weißen, über dem Kinn ausrasierten, energisch zu beiden Seiten gewöhnten Bart gab ihm eine leise Aehnlichkeit mit unserm alten Kaiser, die noch durch ein Paar guter blauer Augen erhöht wurde, die aussahen, als ob sie an allem Häßlichen in der Welt einfach vorüberguckten. Seine Gesichtshaut war noch ziemlich straff, die Farbe blaß, wer ihn nicht kannte, würde ihn eher für einen Offizier oder Diplomaten, als für einen Geschäftsmann genommen haben.

„Meine gute Berta," sagte nun auch er zärtlich und in jener Rührung, die das Bewußtsein, einen besonderen Tag zu erleben, so leicht ohne weitere Veranlassung gibt, „meine gute Berta, so Gott will, werden wir beide noch einen wirklichen Ehrentag miteinander verleben, in acht Jahren unsre goldene Hochzeit. Wer so wie wir in Arbeit und Liebe zusammen alt geworden ist, und ohne daß ihn ein großes Unglück getroffen hat, der hat allen Grund, Gott dankbar zu sein. Nicht das große Wollen und große Erleben bringt das Glück, aber das herzliche Sich-lieb-haben und Sich-eins-fühlen." Und er zog den Kopf der Lebensgefährtin, ohne jede Rücksicht auf den schön gewellten grauen Scheitel zu nehmen, an seine Brust und hielt ihn dort lange und zärtlich fest.

Die beiden hatten keine Kinder, und die alte Erfahrung, daß Kinderlosigkeit der Gatten sie entweder trennt, oder nur doppelt fest zueinander zieht, bewahrheitete sich auch hier wieder einmal nach der guten Seite hin. Was in den Zeiten ihrer Jugend wohl einmal als heißer Wunsch, dann als ein schmerzliches Verzichten in ihnen wach gewesen, hatte sich nun besänftigt und zu einer dankbaren Erkenntnis dessen geführt, was sie aneinander besaßen.

Vor ungefähr vierzig Jahren hatte Herr Donnenberg von seinem Vater die Mostrichfabrik übernommen, nachdem er schon zehn Jahre unter dessen Leitung und für ihn darin tätig gewesen war. Man fragte ihn dabei nicht, ob dieser Beruf ihm behage, ob nicht möglicherweise ein Talent, ob seine ausgesprochene Neigung für die Klassiker ihn auf einen andern Weg wiesen. Für den einzigen Sohn war es selbstverständlich, daß er das gesicherte Geschäft des Vaters übernahm, um so mehr, da es noch zwei unverheiratete

ältere Schwestern gab, für die gesorgt werden mußte. Es wäre Herrn Donnenberg bald ein leichtes gewesen, den ursprünglichen Kleinbetrieb der „Fabrik“ der Neuzeit entsprechend ins Großartige, mit komplizierten Maschinen und vielen Arbeitern zu übersetzen, aber als Kind der Kleinstadt, in der er stets gelebt hatte, fürchtete er das Risiko, und dann war da wieder die Sorge um die Schwestern, deren geringes Kapital nach dem Tode des Vaters in der Fabrik arbeitete und auf keinen Fall gefährdet werden durfte. So begnügte er sich denn damit, im Laufe der Zeit die Arbeiterzahl zu verdoppeln und einen bescheidenen Motor anzuschaffen, womit die Leistungsfähigkeit der Fabrik genügend gesteigert war, um ihm und seiner Eheliebsten behagliche Tage und ein sorgenfreies Alter zu gewährleisten. Er wartete nur auf einen geeigneten Käufer, um sich zur Ruhe setzen zu können, aber selbst wenn dieser ausblieb, hatte er es nicht übel. Schon vor Jahren, bei ihrer Vergrößerung hatte er die Fabrik aus der Stadt hinaus ins Freie verlegt, und hier, in dem angrenzenden Garten, an dessen Spalieren die edlen Birnen zu so märchenhaftem Umfange gediehen, in der langen Weinlaube, eigentlich ein ganzer überdachter Gang, in der man so gut abends mit ein paar Freunden beim leichten Mosel zusammensitzen konnte, ließ sich das Rentnersglück der ganz alten Tage schon vorausahnen. Nun gönnte sich Herr Donnenberg auch schon die Zeit für seine geliebten Klassiker — von der neueren Literatur, namentlich der realistischen wollte er nicht viel wissen, — und mit der immer gründlicheren Kenntnis seiner Lieblinge wuchs auch die Lust, sie zu zitieren. Es gewährte ihm stets ein besonderes Lustgefühl, seine eignen Gedanken durch den Mund eines Größeren in vollendeter Form ausgedrückt aussprechen zu können, genau als wenn er zu dem Größeren persönliche Fühlung gewänne. Er war als der Typ strengster Rechtlichkeit, Mäßigkeit, Hilfsbereitschaft und Güte in der ganzen Stadt geschätzt, wurde geachtet und geliebt, und die Ehrenämter häuften sich nur so auf seinem Scheitel: Stadtverordneter und später Stadtrat, Schiedsmann, Armenvater, Beisitzender im Kunstverein und Verschönerungsverein, dazu noch die verschiedensten Vormundschaften. Eigentlich war es kein Wunder, daß, nachdem er seinen Freunden den Tort angetan, kurz vor seinem siebzigsten Geburtstag zu verreisen und den Tag erst zu erwähnen, nachdem Wochen darüber hingegangen, sie sich nun dafür schadlos halten wollten und nach einem Vorwande suchten, um dem beliebten Manne nachträglich seinen Ehrentag auszurichten.

Er verlief programmgemäß, genau so, wie Frau Donnenberg es sich ausgemalt hatte: Zuerst die zwei ältesten Arbeiter der Fabrik als „Deputation“ mit einem sehr bunten und sehr großen Strauße von Herbstblumen in einer grünen Majolikavase und einem sehr langen Huldigungsgedicht, in dem ein bezahlter Gelegenheitsdichter alle Götter des Olymps, Merkur an der Spitze, ihr unheimliches Spiel treiben ließ. Auf die Uebergabe folgend: Speisung des Personals im Packraum, wobei das kleine Fräulein, das sonst für den Detailverkauf den Mostrich in die Gläser und hochfüßigen Pokale füllte, die Honneurs machte. An Stelle des fauchenden kleinen Benzinmotors tönten freudige Eßgeräusche, der würzige, weinartige Duft des Donnenbergschen Fabrikates verband sich mit dem Bratengeruch zu einer warmen, anheimelnden Atmosphäre, in der sich's wohl sein ließ. Dann eine Abordnung der Stadtverordneten mit einer Adresse, in der sehr viel Erhebendes von des Stadtrats Donnenberg Verdiensten um die öffentlichen Angelegenheiten, von seinem nimmermüden Interesse, seiner Hilfsbereitschaft und Güte gesagt wurde. Zuletzt die Mitglieder des Donnerstagstisches allesamt. Sie überreichten einen schöngeschliffenen Glaspokal, dessen weitbauchige Form bei etwas Phantasie einige Aehnlichkeit mit einer Mostrichkruke aufwies; sie war anstatt mit der üblichen Widmung dicht mit eingeschliffener Schrift versehen, allen den Lieblingszitaten des Gefeierten, soweit es der Raum gestattete: „Die schönen Tage in Aranjuez sind nun zu Ende.“ — „Der Lord läßt sich entschuldigen; er ist zu Schiff nach Frankreich.“ — „Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen!“ — „Es irrt der Mensch, solang' er strebt.“ Und: „Brutus ist ein ehrenwerter Mann, das sind sie alle, alle ehrenwert.“

Zwischen diesen offiziellen Huldigungen eine Menge privater Gratulanten, die den Ehrentag gern wahrnahmen, Herrn Donnenberg ihrer Freundschaft und Hochschätzung zu versichern. Es war fast zu viel, und dem bescheidenen Jubilar wahrhaftig Ernst damit, wenn er immer wieder versicherte: „Nehmen Sie herzlichen Dank für Ihre Teilnahme. Aber so viel Wohlwollen verdiene ich alter Mann ja gar nicht, so ehrt man einen Gott, nicht einen Menschen.“ Als sich zu Mittag dann noch einige ganz Intime eingefunden und man recht anhaltend sein Wohl in einem guten Bernkastler Doktor getrunken hatte, fühlte er sich doch am Ende seiner Leistungsfähigkeit. Solange alles im Geleise ging und keine Anforderungen an seine Kräfte gestellt wurden, vergaß er wohl seine Siebzig, sobald aber irgend etwas Außergewöhnliches auf ihn einstürmte, was freilich selten genug vorkam, so meldeten sich seine Jahre, und er wurde unliebsam daran erinnert, daß er in der Tat ein alter, müder Mann sei. Da griff dann Frau Berta, die sich bei ihren Zweiundsechzig noch beneidenswerter Körper- und Nerven-

kräfte erfreute, tapfer ein. „Unsre lieben Gäste werden entschuldigen, aber wir müssen doch nun unserm Alterchen einen gründlichen Nachmittagsschlaf gönnen, damit er am Abend, für die Feier des Donnerstagstisches wieder frisch ist," und mit zärtlicher Energie drängte sie den leise Widerstrebenden von seinem Stuhle hoch und hielt, damit er am Ende doch nicht rückfällig werde, seinen Arm unter den ihren gepreßt.

„Na, dann helpt dat nich," meinte er jovial. „Also nochmals, meine lieben Freunde, meinen herzlichsten Dank für alle Ihre Güte, Sie wissen ja, wie es mir vom Herzen kommt, wenn ich auch nicht verstehe, viele Worte zu machen. Und nun lassen Sie sich nicht stören, meine Frau wird ja für alles sorgen — ich denke einen langen Schlaf zu tun, denn dieser Tage Last, — meine Freunde — war groß." — —

Es war reichlich zwei und eine halbe Stunde später, als Frau Donnenberg ihren Gatten weckte. Er hatte sich sein liebes, feines Greisengesicht ganz rosig geschlafen, und war nun wieder vollkommen frisch.

„Das war doch noch ein Tag! Da fürchtet man sich zuvor vor solchem Ehrentag, und schließlich ist es so wohltuend, zu sehen, wie viel Achtung und Liebe man sich in seinem langen Leben erworben hat." Es schimmerte nun doch eine starke Eitelkeit hindurch, als er sich an die Ereignisse des Tages erinnerte, aber sie trat vollkommen naiv zutage, liebenswürdig wie überhaupt fast jede Aeußerung des alten Herrn. „Das war alles echt, ohne Phrase, man merkt doch, daß man den Leuten etwas ist — was, Berta?"

„Aber gewiß. Für den Abend mache dich aber bloß auf etwas weniger Hochtrabendes gefaßt. Wetten, daß Rektor Klein dich mit einem ulkigen Tafelliede angedichtet hat, oder daß sie dich gar mit Bildern, im Liede von der Schnitzelbank feiern?"

„Du verfügst über eine großartige Prophetinnengabe, Berta. Kassandra: ‚Meine Blindheit gib mir wieder und den fröhlich dunklen Sinn'— —"

„Na ja — aber nun noch das eine: laß dich von den Brüdern nicht allzulange festhalten. Ganz darfst du deine siebzig Jahre doch nicht vergessen."

Er versprach's, und sie half ihm in den Ueberzieher. Vom Fenster aus sah sie ihn noch, wie er mit seinem vorsichtigen, ein bißchen zitterigen Greisenschritt auf dem Bürgersteige hinging, alle Augenblicke von diesem oder jenem festgehalten. Dann gab es ein langes Glückwünschen, ein kräftiges Händeschütteln. Es dauerte eine ganze Weile, bis er in die Querstraße, die zu seinem Stammlokale führte, eingebogen war. — —

Frau Donnenberg wußte nicht, wie lange sie schon geschlafen hatte, als das Ratschen des Schlüssels im Haustürschloß sie erweckte. Sie setzte sich im Bett auf und horchte, ihr Gatte war für gewöhnlich die Rücksicht selbst, und an den zwei Abenden der Woche, wo er nach zehn zu Hause kam, glitt der Hausschlüssel wie dreimal geölt ins Schloß, so daß sie nie davon erweckt wurde. Heute spielte sich der Vorgang unter vielem Geräusch und erst nach mannigfachen, vergeblichen Versuchen ab. Lege dich aufs Ohr und stelle dich schlafend, riet ihr der Instinkt, nachher gibt's doch nur ein großes Erzählen, das uns beide um die Nachtruhe bringt.

Nichtsdestoweniger lag sie wach und wartete. Das dauerte doch so unheimlich lange, ehe von innen zugeschlossen wurde, nachdem die Haustüre sich zuerst glücklich geöffnet hatte. Eine Minute, zwei Minuten — nun endlich, wiederum nach verschiedenen glücklichen Versuchen war das Werk vollbracht — und doch brannte die Korridorlampe, sie selbst hatte sich noch einmal davon überzeugt, ehe sie sich legte.

Nun zündete sie doch die Kerze an und setzte sich vollends hoch, im Ueberlegen: gehst du hinunter oder nicht? Aus den Eheerfahrungen andrer Frauen wußte sie, daß ein spät heimkehrender Gatte am liebsten gänzlich unbeobachtet sein Lager aufzusuchen pflegt; sie selbst war nie in die Lage gekommen, die Probe auf die Richtigkeit dieser Erfahrung anzustellen, ihr Alterchen war nun einmal die verkörperte Solidität, war sie von jeher gewesen, würde sie auch bleiben.

Das Herz begann ihr zu hämmern, ihr Ohr schärfte sich, ob sie noch immer nicht Schritte auf der Steintreppe des Flurs höre. Da, ein dumpfer Ton, wie ein Fall, hinterher ein Stöhnen, ein leises Wimmern.

Im Nu war sie aus dem Bett und in die notwendigsten Kleidungsstücke gefahren.

Da hockte ihr Mann, der Jubilar, auf der Steintreppe im verunglückten Versuch sich aufzurichten und Haltung zu gewinnen. Mit der Stirn war er offenbar im Stolpern auf die scharfe Kante der Stufe aufgeschlagen, das Blut sickerte ihm aus einer winzigen aufgescheuerten Wunde über das Gesicht und die Hände, mit denen er versucht hatte, es abzutrocknen. Hilflos sah er zu seiner Frau auf: „Es war eben zu viel, zu viel der Ehre für mich alten Mann," stammelte er mit schwerer Zunge, dann lachte er verlegen, während er wieder nach der Wunde tastete.

Frau Berta, vom Jammer und Mitleid überwältigt, bückte sich über ihn, um ihn aufzurichten, aber er ergriff nur ihre Hände, um sie dankbar zu drücken: „Ich danke Ihnen, danke Ihnen herzlich für Ihre Teilnahme — ach, es war zu viel — so ehrt man einen Gott, nicht einen Menschen."

Großer Gott, der erste Rausch während ihrer ganzen Ehe, nun am Abend des Ehrentages! Das ist in der Tat zu viel. — —

Aber Frau Berta blieb keine Zeit, um über die Tragikomödie dieses Zusammentreffens zu philosophieren. Das Geburtstagskind hatte sich nun aufgerichtet und gab sich Mühe, sich als flotten Lebemann aufzuspielen. Er schlang den Arm um die Eheliebste, während er den andern gebieterisch ausstreckte: „Laura, mein Schatz, flink einen neuen Krug", und dann als Frau Berta im Entsetzen über dieses Vorkommnis instinktiv von ihm zurückwich, und er damit den äußeren Halt verlor, in kläglicher Erkenntnis: „Alter Sünder du, alter Sünder." — —

Sie rechnete es ihm nicht an. Mit ihren mitleidigen und doch so resoluten Händen faßte sie zu, richtete ihr Alterchen auf, legte seine Arme um ihren Nacken und schleppte ihn so die zehn Stufen hinauf bis in das gemeinschaftliche Schlafzimmer, in sein sauberes weißes Bett. Sie kühlte ihm die Wunde und verklebte sie mit Heftpflaster, es war eine Verletzung kaum der Rede wert und fast unbemerkbar, nachdem sie sachgemäß behandelt war. Dann ging sie leise hinaus, um den kleinen dunkeln Blutfleck auf der Treppenstufe wegzuwaschen: niemand soll davon erfahren, was hier geschehen. Ein leises, zärtliches Mitleid für dieses ruhende große, alte Kind war in ihr, das durch diese einzige Hilflosigkeit seines Lebens ihrem Herzen fast noch näher gerückt war als zuvor.

Der Jubilar lag in den Kissen glückselig wie ein Kind am Abend des Geburtstages und rekapitulierte die Ereignisse dieses Ehrentages, die seinem unverwöhnten Gemüt so starken Eindruck gemacht hatten. Die Episode mit der Kellnerin war zurückgetreten, er war wieder der würdige Jubilar, empfing die Deputationen wiederum als der Gefeierte unter den Brüdern des Donnerstagstisches, er schüttelte Hände, stieß an: „Ich danke — auf Ihr Wohl, Verehrtester, bitte sehr, die Ehre ist ganz auf meiner Seite, ich bin es, der zu danken hat. — So viel Freundlichkeiten! Wissen Sie, zuerst wollte ich gar nichts von diesem Ehrentag wissen und war dem Rektor eigentlich böse, der diesen Achtundzwanzigsten ausbaldowert hatte, doch ‚nun ward der Winter unsers Mißvergnügens glorreicher Sommer, durch die Sonne Yorks'! Aber ich danke Ihnen, danke Ihnen allen, meine verehrten Freunde, herzlich für Ihre Teilnahme," und er drückte gerührt die Hand der Lebensgefährtin, die neben seinem Bette Wache hielt.

Liebe und Ruhm

Von

Leonard Merrick

(Fortsetzung)

Der Frühstückstisch war gedeckt, aber die Tasse war unberührt, die Schüssel noch zugedeckt. Lingham stellte keine Fragen, sondern stopfte sich die Pfeife und rauchte verstimmt, während sein Freund im Zimmer umherraste und zu einer dritten Person sprach, die gar nicht da war. Der Anblick wäre urkomisch gewesen, wenn Parlett nicht zuweilen laut aufgeschluchzt hätte; seine gewölbte Brust hob und senkte sich heftig, die Nasenflügel bebten; von Zeit zu Zeit versuchte er es, dem hysterischen Anfall Einhalt zu tun, um dann wieder Hals über Kopf aufs neue darauf loszurasen.

„Sie haben in der besten Absicht in diese Szene einen Einzeltanz eingefügt, Mr. Bedbrooke? Ihrer Meinung nach ist diese Szene sehr geeignet zur Aufführung eines Tanzes? Elender Lügner, der meine geistige Arbeit zugrunde richtet, um für sich Beifall zu erschleichen! Warum haben Sie mir denn nichts davon geschrieben, bevor ich Ihnen auf Ihre Schliche kam, he? Du Schuft, du elender, gottverlassener Schuft wolltest, daß ich nichts davon erfahre! Wenn ich die Kritik nicht gelesen hätte, wüßt ich's ja heut noch nicht! Ihrer Meinung nach, wie? Also Sie haben auch eine Meinung, Mr. Bedbrooke, Sie wollen auch eine Meinung haben? Wie du noch der Kannibalenkönig Wang-Tang-Too vor einer Marktbude warst, der ein Stück roher Leber für einen Penny in der Hand hielt — hast du da auch eine Meinung gehabt, he? Was soll das heißen?"

Er blieb vor der Kredenz stehen, schrieb drei Telegrammformulare voll, ohne jedoch die Mitteilung zu vollenden und warf den Bleistift in den Kamin.

„Geben Sie mir ein wenig Tee!" sagte er, indem er sich in einen Sessel sinken ließ. Durch Linghams Gegenwart kühner gemacht, hatte sich das Mädchen hereingewagt und gab ihm mit zitternder Hand eine Tasse Tee; sie suchte ihn leise zu überreden, auch von dem Bückling zu kosten, aber er wollte nicht und stürzte nur den Tee hinunter.

Die ganze Zeit über hörte er nicht auf, mit Mr. Bedbrooke zu streiten, bis Lingham, der den Kopf von seiner eignen Angelegenheit voll hatte und gern

zur Sache gekommen wäre, ungeduldig ausrief: „Wenn dir jemand dein Stück verdirbt, warum sagst du ihm nicht einfach, daß er es anständig spielen soll oder gar nicht?“

Parlett sah den Freund an, als ob der Gegenstand in eine neue Beleuchtung gerückt worden wäre.

„Jawohl,“ rief er aus, „entweder er spielt es anständig oder gar nicht! — Oder gar nicht, verstehn Sie mich, Mr. Bedbrooke? Ich entzieh' es dir, du Spitzbub — heut abend schon wirst du es nicht mehr spielen! — Ich hab's ihm überlassen — und so billig dazu! — weil er herkam und mich flehentlich darum bat, ich wollt' dem Männlein einen Freundschaftsdienst damit erweisen! Und nun betrügt er mich, ruiniert er mich! Macht eine Operette aus meiner Oper, der Arbeit von Monaten! Von qualvollen Tagen und schlaflosen Nächten!“ Die Adern auf seiner Stirn schwollen ihm an. „Dieser elende, feige, heuchlerische Kerl! Aber so sind sie alle, alle! Nicht einen einzigen Freund hat man auf der Welt, nicht einen aufrichtigen Menschen, nicht einen, dem man vertrauen kann! Zum Teufel mit dem ganzen höllischen Pack!“

Er riß den Bückling von der Schüssel und schleuderte ihn durch die Luft; der fuhr in ein Landschaftsgemälde hinein, streifte eine Marmorbüste und fiel zu Boden, einige Teilchen davon hatten den Spiegel bespritzt. Er ließ den Kopf auf die Hände sinken und stöhnte laut auf; eine lange Stille trat ein. Annie schlich, eine Serviette in der Hand, leise im Zimmer umher und sammelte die einzelnen Stückchen, aber sie waren zahllos und klebten überall fest. Plötzlich hob er den Kopf und betrachtete Annie mit tränenfeuchten Augen.

„Ach ja, Ralph,“ murmelte er, „mit mir steht's schlecht; es wird immer ärger, ich werde noch im Irrenhaus meine Tage beschließen. Ich hab' die Türscheibe zerbrochen und eine schöne Vase. So arg hab' ich's früher nie getrieben, ich hab' immer nur billige Sachen zertrümmert, aber jetzt — jetzt acht' ich nicht darauf!“

„Wenn du nur wolltest, könntest du dich schon beherrschen,“ sagte Lingham.

„Ich kann's nicht,“ erwiderte Parlett; „meine Mutter ist kurz vor meiner Geburt in ihre Garderobe gegangen und hat alle ihre Kleider zerrissen. Ich war schon als Kind so, und dann schlug sie sich an die Brust und sagte: „Armer kleiner Spencer! Daran bin ich schuld!“ — Einmal warf ich meiner Kinderfrau einen heißen Apfelpudding an den Kopf — das war schrecklich! Aber nicht so einen Apfelpudding, wie ich ihn hier in meinem Hause bekomme; diese Leute“ — mit einem verächtlichen Blick auf das Stubenmädchen — „verstehen ja nicht, wie man einen Apfelpudding machen muß! Ann Fidgin, unsre alte Köchin zu Hause, was die für Puddings machen konnte! So ein mürber, goldgelber Apfelpudding“ — seine Stimme klang honigsüß, doch sprach ein leises Bedauern daraus — „und der Saft, der herauskam, hatte genau die Farbe der gelben Narzissen und war so süß, so klar! Seit damals hab' ich keinen ordentlichen Apfelpudding mehr gegessen ... kannst du dir vorstellen, Ralph, was die Frauen von uns denken, die uns einst lieb gehabt haben und nach ihrem Tode auf uns herniederschauen? Ich hoffe sehnlichst, daß meine Wutausbrüche meine Mutter nicht mehr so aufregen wie einstens, denn sie würde sich nicht gerade im Himmel fühlen, wenn sie sich immerfort Vorwürfe machen müßte, daß sie vor meiner Geburt alle ihre Kleider zerrissen hat. Ich stelle mir die Toten gern vor, wie Maeterlinck sich Gott vorstellt, „als einen Gott, der lächelnd auf einem Berge sitzt und dem unsre schwersten Vergehen nicht anders vorkommen wie die Ungezogenheiten junger Hündchen, die auf einem Teppich spielen.“ So will sich ein Mann die Toten denken — eine Frau macht sich freilich andre Begriffe. Das hat Browning so wunderbar geschildert!“

Und er zitierte ein Gedicht von Browning und machte begleitende Gesten dazu. Da er sich eben ein Stückchen geröstetes Brot mit Butter bestrichen hatte, hielt er das Messer noch in der Hand; doch die Inbrunst, der tiefe Ernst, mit dem er sprach, ließ ihn durchaus nicht lächerlich erscheinen. Seine krampfhafte Aufregung war vergessen, er gab sich ganz und gar dem reinen poetischen Genuß hin.

Er warf das Messer, mit dem er sich die Weste beschmutzt hatte, fort und zündete sich eine Zigarre an.

„Na, und wie geht es denn dir?“ fragte er liebenswürdig, „warum sprichst du denn gar nicht?“

„Bis jetzt war's nicht gut möglich,“ antwortete Lingham, „obwohl ich nur zu dem Zwecke hergekommen bin, mit dir über eine sehr ernste Angelegenheit zu sprechen: ich will dich um etwas bitten.“

Parlett war sichtlich verstimmt; in der Angst, Lingham würde ihn anpumpen, und in dem Bestreben, natürlich zu erscheinen, zog er ein Gesicht und zwang sich zu einem Lächeln, das einen peinlichen Eindruck machte.

„Etwas schief gegangen?“ fragte er.

„Ich möchte, daß du meiner Frau in deiner Oper ‚Rosenketten‘ eine Rolle verschaffest. Für mein Buch kann ich keinen Vorschuß bekommen, Gehalt besitz' ich keines, Kapital ebensowenig. Ich befinde mich in einer schönen Lage und ich bin viel stolzer auf mich, als ich in Worten ausdrücken kann, aber wir können nicht verhungern — und wenn ich selbst dazu bereit wäre, so kann ich sie doch nicht gut dazu auffordern —, ich muß sie also etwas verdienen lassen.“

„Lieber Freund," sagte Parlett, indem er die Schultern in die Höhe zog, „mein lieber Freund, die Rollen sind bereits seit Wochen alle vergeben, die Proben beginnen ja bereits am Donnerstag. Das hättest du mir früher sagen müssen."

„Du hast sie für sehr begabt erklärt," murmelte Lingham hartnäckig, „warum solltest du ihr also in deiner Oper keine Rolle anvertrauen können?"

„Ich bitt' dich, red keinen solchen Unsinn zusammen," sagte Parlett aufbrausend, „ich sag' dir doch, daß die Gesellschaft komplett ist! Natürlich hätt' ich ihr eine kleine Rolle anvertraut — das weißt du ganz gut — das heißt, wenn Vanderhoff nichts dagegen gehabt hätte. Aber jetzt ist nur noch der Chor zu engagieren, und das ist doch nichts für sie."

„Ich weiß nicht, ich denke, es ist besser als nichts."

„Fünfunddreißig Schillinge die Woche!" sagte Parlett lächelnd.

„Zum Teufel noch einmal," rief Lingham aus, „ich sag' dir ja, daß wir gar nichts haben, du scheinst nicht zu verstehen, in welch verzweifelter Lage wir uns befinden; bei fünfunddreißig Schillingen wöchentlich kann sie wenigstens nicht verhungern."

„Im Chor kann sie morgen ankommen, wenn du willst."

„Wenn ich will? Ich will nicht, lieber Freund, ich würde lieber die Straßen pflastern! Aber dazu kann man mich nicht brauchen, und selbst wenn man mich nähme, würde es uns beide nicht erhalten. Wenn sie fünfunddreißig Schillinge wöchentlich bekommt, so ist sie versorgt, solange das Stück gegeben wird; ich muß sehen, wie ich fertig werde. Gibt es etwas Seligeres als junges Liebesglück? Sie hat eine gute Partie gemacht, nicht? Ende nächsten Monats wird es ein Jahr, daß wir verheiratet sind, und ich muß sie auf die Straße setzen, damit sie sich ihr Brot verdiene ... Natürlich, jeder Stümper, der sich von seiner Frau erhalten läßt, geht zu seinen Freunden hin und jammert ihnen vor, wie grausam das Schicksal ist — mich wird man wohl auch für einen solchen Hundsfott halten?"

„Du bist ein hyperempfindlicher Esel," antwortete Parlett nachdenklich; „ich werde sehen, daß deine Frau morgen mit dem Regisseur sprechen kann, damit sie nicht Donnerstag mit den andern zusammen draußen stehen muß. Ich werde dir noch heute abend eine Zeile schreiben."

Jetzt erst fiel Lingham ein, daß Parlett ja schließlich nicht schuld sei an seiner Armut.

„Ich danke dir, alter Freund," sagte er mit einem Anflug von Herzlichkeit, „ich danke dir vielmals. Ich darf also meiner Frau ausrichten, daß sie darauf rechnen kann?"

„Jawohl, sag ihr auch, daß ich sie, wenn noch eine Rolle frei gewesen wäre, mit Vergnügen dafür vorgeschlagen hätte. Was wirst du aber anfangen, während sie fort ist?"

„Ich werde mir irgendwo eine Schlafkammer nehmen und versuchen, bei einem Blatte anzukommen, vielleicht kann ich auch Rezensionen schreiben, aber es wird sehr schwer sein, da ich keine Redakteure kenne. Du kannst mir wohl keine Empfehlung geben?"

„Redakteure sind nicht mein Fach," antwortete Parlett, „ich bin kein Journalist — dazu mußt du dich an einen Journalisten wenden. Wenn du ein Doktor wärst, hättest du Beschäftigung genug bei mir. Ach, lieber Freund, wenn du wüßtest, wie krank ich bin! Geschwollen! Ganz geschwollen! Schau dir meine Hände an — ganz gichtisch."

Er erging sich in ausführlichen Klagen über seine Leiden und hatte eine Minute später die schweren Sorgen Ralphs ganz vergessen; zwei Minuten später seufzte er, daß Lingham „ein ideales Dasein" führe.

Als er Lingham sagte, daß er noch nie einen Hund oder ein Pferd verkauft habe, hätte er sehr gut hinzufügen können, daß er noch nie sein Wort gebrochen habe; Lingham kehrte mit der Ueberzeugung zu Meenie zurück, daß Parletts Wort genau so viel wert sei, wie ein Wechsel von ihm.

Neunzehntes Kapitel

In dieser Ueberzeugung wurde Lingham nicht getäuscht: Mrs. Ralph Lingham wurde für die Gastspielreise engagiert und befand sich nun täglich auf der Opernbühne, wo geprobt wurde, während ihr Mann in Fleet Street auf der Suche nach einer Beschäftigung war.

So war denn die junge Frau wieder eine Choristin und führte wieder den Namen „Miß Meenie Weston". Sie hatte anfangs davon geträumt, für sich und Ralph genug zu verdienen, und war bitter enttäuscht, als sie erfuhr, daß alle Rollen bereits besetzt waren. Doch wußte sie aus Erfahrung, daß sie mit einem Pfund wöchentlich auskommen konnte und gedachte Ralph jede Woche fünfzehn Schillinge zu senden, trotzdem er darauf bestand, daß sie die ganze Gage für sich verwenden sollte.

Sie zogen von Mrs. Kiß aus und mieteten sich ein kleines Schlafzimmer in Guilford Street, und Ralph versetzte Uhr und Kette für zehn Pfund. Wenn er imstande gewesen wäre, diesen Wendepunkt in ihrem Leben mit den Augen seiner Frau zu betrachten, so hätten sie sich die vierzehn Tage hindurch, die sie in dem Zimmerchen unter dem Dache verlebten, trotz der bevorstehenden Trennung recht glücklich fühlen können; ganz trostlos war es ja auch nicht, trotzdem er einen

andern Standpunkt einnahm. Er vermochte es nicht, sie als das anzusehen, was sie ihm sein wollte: ein Kamerad, der die gleiche Pflicht und Verantwortlichkeit hatte wie er selbst; aber er bewunderte ihre Ueberlegenheit zu sehr, um aufrichtig zu sein, jetzt, wo seine Aufrichtigkeit nichts mehr nutzte.

Die Gesellschaft reiste an einem Sonntag nach Liverpool, und er ging auf die Kings Croß Station, um ihr bei der Abreise das Geleite zu geben. Ihm waren die zwanzig Minuten auf dem Perron viel schmerzlicher als ihr; ihr war eine solche Abreise nicht ganz ungewohnt, ihm unangenehm fremd. Die Horde schreiender Frauen und schäbiger Männer, das Gaffen der Zuschauer, die großgedruckten, scharlachroten Ankündigungen der Oper auf sämtlichen Fenstern des bereitstehenden Zuges — all das brachte ihm seine Erniedrigung lebhaft zum Bewußtsein. Ein unmanierlicher Beamter wies ihr kurz ihren Platz in einem Coupé an, in welchem sich bereits sieben junge Mädchen befanden — ihre Kolleginnen; sie trugen insgesamt billigen Schmuck, und keine hatte Handschuhe an. Ein Riesenlärm und das schlechteste Englisch drangen aus dem Coupé hervor, an dessen Tür Ralph stand, um seiner jungen Frau noch einmal Adieu zu sagen. Während er wartete, sahen ihn zwei von den jungen Mädchen mit verliebten Blicken an. Meenies Liebe war tiefer als die seine, obwohl er sie sehr gern hatte, und sie hatte sehr wohl alles gesehen, was er sich zu verbergen bemühte, — aber wie sehr er sich schämte, als er so dastand, das konnte sie nicht ermessen, sie konnte auch nicht erraten, wie wenig dazu fehlte, daß er alle Vernunft in den Wind schlug und sie aus dem Zuge riß, bevor er sich in Bewegung setzte.

Die Fahne wehte. Er zwang ein Abschiedslächeln auf seine Lippen und behielt es bei, bis sie den Kopf zurückzog. Sie war fort, denn er war nicht imstande, sie zu erhalten. Gedrückt kehrte er unter seinem Regenschirm nach Hause zurück. Wenn nicht das erniedrigende Gefühl seiner Armut gewesen wäre, so hätte er sich in seine Junggesellenzeit zurückversetzt fühlen können. Er hatte fünfzehn Jahre in Guilford Street gewohnt, die das alte, gewohnte Aussehen hatte: die Straße wurde auf-, Häuser wurden niedergerissen. Das Zimmer für einen „alleinstehenden" Herrn, in das er nun, da er allein war, übersiedelte — wie oft hatte er ein solches Zimmer bewohnt! Ja, er liebte sie, aber die Beweise, daß seine Heirat ein Wahnsinn gewesen, waren überwältigend. Er gehörte wahrhaftig nicht zu den Männern, die die Vorteile der Ehe genießen und sich ihren Pflichten entziehen wollen.

Dienstag abend erhielt er einen Brief von Meenie und ein Paket, das Mrs. Kiß ihm nachgeschickt hatte. Aus dem Briefe erfuhr er, daß die Oper einen Riesenerfolg gehabt hatte, aus dem Paket, daß der Direktor des Königlichen Theaters keine Verwendung für sein Lustspiel habe. Er las es noch einmal: er konnte nicht finden, daß es schlecht war.

Neben ihm, nur durch eine Tür getrennt, wohnten zwei Ladenschwengel aus Regent Street, die sich den ganzen Abend hindurch, während er sein Lustspiel las, mit lauter Stimme lustige Anekdoten erzählten und dabei mit den Füßen scharrten. Dieses Scharren machte ihn rasend, und er fragte sich, wie er um Gottes willen bei dieser Nachbarschaft schreiben sollte. Am nächsten Morgen richtete er jene Frage an seine Wirtin, die ihm darauf zur Antwort gab: „Jugend will austoben."

Mrs. Watkins war nur in einer Beziehung ungewöhnlich: sie war ehrlich — sie war nämlich noch nicht lange beim Geschäft. Eines Tages machte Lingham — es regnete unaufhörlich seit drei Wochen — die Bemerkung: „Ein abscheuliches Klima!" Darauf sagte sie: „Wissen Sie, Mr. Lingham, daß man Sie gar nicht für einen Engländer halten möchte, wenn man hört, wie Sie auf England schimpfen?"

In dem Krämerladen in Lambs Conduit Street, dessen Inhaber auch die Post versah, schickte er das unglückselige Lustspiel an das Stadttheater, einen Glückwunsch an Parlett und schrieb seiner Frau einige heitere Unwahrheiten.

Die Zeit war vorüber, da sich die Schriftsteller bei einem Glase Bier in einer Bierstube trafen, und Linghams Bekanntenkreis war nicht groß; es fiel ihm also nicht leicht, regelmäßige Beschäftigung zu finden. Er war zu erfahren, um nicht zu wissen, daß er sich mit unverlangten kurzen Novellen sein täglich Brot unmöglich verdienen konnte, und wenn er sie nur so aus dem Aermel hätte schütteln können; und auf einen Auftrag für eine längere Erzählung in Fortsetzungen hatte er kaum Hoffnung. Ein einzigesmal nur hatte er so eine Bestellung erhalten — von einem Blatte „Der gute Ton", und das Honorar hatte zehn Schillinge betragen — für dreitausend Worte.

Als Meenie eine Woche fort war, wechselte er das letzte Pfund, und immer noch war er gerade so weit davon entfernt, eine Stelle zu erhalten, wie früher. Montag erhielt er wieder ein zärtliches Briefchen von Meenie; diesmal lag eine Anweisung bei. Sie hatte also ihren Entschluß ausgeführt — es schnürte ihm die Kehle zu. Er konnte ihr Geld nicht annehmen, das sie sich mühsam erworben und abgespart hatte, er konnte nicht; aber er sah, wie glücklich sie war, es ihm senden zu können, wie sie sich fürchtete, ihn zu ärgern, und es war schwer, ihr eine abschlägige Antwort zu geben, ohne sie zu verletzen.

Nachdem er die überzeugendste Antwort, die er

zuwege bringen konnte, ersonnen hatte — eine Antwort, die viele Liebesworte, aber auch die Anweisung enthielt, die sie ihm mit solcher Freude geschickt hatte —, entschloß er sich, bevor er den Brief aufgab, sein Glück beim „Guten Ton" zu versuchen; vielleicht erhielt er dort gegen einen Hungerlohn einen Auftrag für eine Novelle mit Fortsetzungen. Wenn es ihm glückte, so wollte er die Antwort an Meenie zerreißen und ihr schreiben, daß er eine Beschäftigung gefunden und ihre Unterstützung gern angenommen hätte, wenn es nötig gewesen wäre.

„Der gute Ton" war kein so angesehenes Blatt, wie man nach dem Namen vermutet hätte; es war ein untergeordnetes Wochenblatt, der Besitzer und Herausgeber ein Mann, der journalistische Neigungen hatte und seine Einnahmen einem Pfandleihgeschäft verdankte. Mr. Hunt war trotz der Widersinnigkeit seiner beiden Beschäftigungen ein sehr liebenswürdiger Mann mit sehr feinen Manieren, und seine Mitarbeiter verrieten — wenigstens war's zu Linghams Zeiten so gewesen — niemals, daß sie den Zusammenhang ahnten, der zwischen dem Namen „Hunt" auf dem Schilde unter den drei goldenen Kugeln weiter unten in der gleichen Straße und dem freundlichen Chefredakteur bestand, der ihre Manuskripte im Redaktionslokal des „Guten Ton" prüfte; mit einem Takt, der ihrer Hochachtung vor Mr. Hunt entsprang, versetzten sie ihre Uhren stets in einem andern Pfandleihgeschäft.

Als Lingham in die Redaktion kam, freute sich Mr. Hunt sehr, ihn wiederzusehen.

„Ich hab' immer schon so gern wissen wollen, ob der Romanschriftsteller ‚Ralph Lingham' und der ‚Ralph Lingham', der unsre Feuilletons schrieb, ein und dieselbe Person seien," sagte er; „sind Sie der Verfasser von ‚Angela Brown' und den andern Büchern, die denselben Autor haben?"

„Ich bin diese Berühmtheit," antwortete Lingham.

„Dann gratuliere ich Ihnen von Herzen! Sie haben es weit gebracht in der kurzen Zeit."

„Sie sind sehr liebenswürdig ... Sie sehen, alte Liebe rostet nicht."

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie wieder für uns schreiben wollen?"

„Warum nicht?" antwortete Lingham; „ich bin sogar mit diesem Gedanken hergekommen."

Aber es stellte sich heraus, daß Mr. Hunt keinen Mangel hatte an kurzen Novellen. Er setzte in jedem Blatte einen Preis für die beste kurze Novelle aus, und das Ergebnis war, daß nicht nur eine Menge von seiner Ansicht nach ganz guten Beiträgen einliefen, sondern daß die Schriftsteller aus Liebhaberei regelmäßig das Blatt kauften, um das Resultat der Preisverteilung zu erfahren.

„Dazu kommt noch," erklärte Mr. Hunt, „daß der Gewinner des Preises zwei Drittel der erhaltenen Summe darauf verwendet, die betreffenden Nummern anzukaufen, um sie Freunden und Bekannten zu senden; das erlebt man bei einem Schriftsteller von Beruf nie, es wäre denn, man bringt seine Photographie und eine vier Spalten lange Biographie über ihn! — Aber ich würde mich sehr freuen, Sie wieder als Mitarbeiter zu haben. Was möchten Sie denn — etwas Fixes? Muß es unbedingt etwas auf dem Gebiet der Novelle sein?"

„Ich bestehe nicht auf einer Novelle. Ist etwas frei in der Redaktion?"

„Möchten Sie die Theaterkritik übernehmen?" fragte Mr. Hunt.

„Was zahlen Sie dafür?"

Mr. Hunt gestand, daß das Honorar nicht groß sei.

„Aber es würde Ihnen nicht viel Zeit rauben," betonte er; „ich weiß nicht, ob Sie gern ins Theater gehen, aber Sie könnten jedes Stück in der ersten Woche der Aufführung sehen, ein oder zwei Theater schicken uns sogar ein Billett zur Premiere. — Dreißig Schillinge die Woche?"

„Das kann ich wohl nicht annehmen," sagte Lingham, seine Bereitwilligkeit verbergend.

„Es tut mir leid, daß ich Ihnen nicht mehr anbieten kann," erwiderte Mr. Hunt, „aber die Zeitung trägt nicht so viel."

Lingham drehte sich den Schnurrbart.

„Es ist sehr wenig," murmelte er.

„Ueberlegen Sie sich's," sagte Mr. Hunt.

„Meinetwegen denn," entgegnete Lingham achselzuckend, „ich nehm' es an."

Sie besprachen die nötigen Einzelheiten, dann entfernte sich Lingham, und Mr. Hunt, der ebenfalls fortging, fragte Ralph, ob es nicht zu früh sei für ihn, ein Gläschen mit ihm zu trinken.

In gehobener Stimmung kehrte er, nachdem er einen Kognak getrunken, nach Hause zurück, und Meenie erhielt tags darauf eine lustige Epistel, die von seinen glänzenden Aussichten berichtete. „Ich werde im Parkett sitzen," schrieb er ihr, „und noch dafür bezahlt! Meine einzige Sorge ist der Gedanke an die Waschrechnung für so viele Ballhemden. Nimm sie zurück, die fünfzehn Schillinge, und schwelg im Luxus, Schatz!"

Als der Dramatiker, dessen Lustspiel nicht aufgeführt wurde, etwa vier Wochen Theaterkritiker gewesen war, erhielt er ein langes Telegramm von Meenie. Sie teilte ihm darin mit, daß eine Sängerin ihrer Truppe die Bühne verlasse, und bat ihn, Parkett

zu beschwören, ihr die Rolle zu geben. Daß sie so ausführlich telegraphierte — ein Wort kostete einen halben Penny —, bewies ihm, wie ernst es ihr war, und so ging er denn, sobald er ihre Bitte überlegt hatte, nach Belsize Avenue. Er zeigte Parlett das Telegramm seiner Frau, und nachdem der Dichter ihm mehrmals versicherte, daß er davon überzeugt sei, der Direktor hätte schon eine andre Sängerin im Auge, telephonierte er dem Direktor in Liverpool, um zu erfahren, was damit sei.

„‚Flora' ist eine sehr bedeutende Rolle," wiederholte er immer wieder, als sie wartend am Telephon standen, „und deine Frau sagt, eine ‚kleine' Rolle? Sie spricht wie eine Primadonna! Es ist keine kleine Rolle! Wenn sie mehr Routine hätte, so wäre es etwas andres, aber so — doch ich werde tun, was ich kann! Ich kann sie aber nicht engagieren, ich kann sie nur vorschlagen!"

Als die Verbindung mit dem Direktor endlich hergestellt worden war, hörte Lingham aufmerksam zu.

„Sind Sie's selbst?" schrie Parlett, „wie ... Jawohl, ich bin's, Parlett ... Jawohl. Wie steht's mit ‚Flora'? Haben Sie schon einen Ersatz ... Wie? ... Ah!"

„Hat er schon eine andre?" fragte Lingham atemlos.

„Nein," antwortete Parlett; „was soll ich ihm also jetzt sagen?"

„Sag, daß sie für die Rolle wie geschaffen ist."

„Ich übernehm' da eine große Verantwortung," knurrte Parlett. Er sprach wieder ins Telephon: „Sie haben ja eine sehr geeignete Sängerin in Ihrer Truppe! Meenie Weston nämlich, sie ist Choristin! ... Wie? ... Meinen Sie?" Er wendete sich wieder Lingham zu: „Er sagt, sie ist zu klein und zart, sieht nach zu wenig aus!"

„Sag ihm, daß sie sehr begabt ist!" erwiderte Lingham hastig, der sich vorstellte, wie sie nach dieser Rolle verlangte.

„Es ist abscheulich!" murmelte Parlett ... Ins Telephon sprach er: „Sie hat riesig viel Talent, lieber Freund, verlassen Sie sich auf mich, ich weiß, was ich sage ... Was? ... Ich möchte glauben, sie wird —" Er blickte über die Schulter zu Lingham hinüber. „Was für Gage wird deine Frau verlangen?"

„Das wissen die Götter!" sagte Lingham; „was hat die jetzige Sängerin?"

„Die hat sieben Pfund die Woche; wir wollen sagen: viereinhalb Pfund?"

„Sag fünf!" bat Lingham.

„Fünf Pfund die Woche," rief Parlett durchs Telephon, „das ist verflucht billig, nicht? ... Was? ... Für das Geld bekommen Sie nicht so leicht eine andre ... Was? ... Jawohl, sie ist eine Akquisition! ... Sie haben ganz recht. — Wie hoch war die Einnahme gestern?" Er kicherte. „Adieu!"

So erhielt Meenie ihre erste Rolle. Ihre Aufregung war unbeschreiblich, die Freude so groß, daß sie ihr fast weh tat. Aber es fehlte auch nicht an Widerwärtigkeiten. Ihre Proben begannen am folgenden Morgen und dauerten volle vierzehn Tage; nun ärgern sich Schauspieler und Sänger immer, wenn sie einem neuen Mitglied zulieb proben müssen, wenn sie auch einsehen, daß es notwendig ist — wenn aber das neue Mitglied eine Choristin ist, die Karriere gemacht hat, so ärgern sie sich noch viel mehr. Die Truppe bezeigte ihr, mit wenigen Ausnahmen, ganz offenkundig ihre Verachtung; sie spielten ihre Rollen mit in die Höhe gezogenen Augenbrauen, und einige von den Choristinnen, die ihre Rendezvous versäumen mußten, um sich über die neue Sängerin zu ärgern, kicherten über ihr Spiel, so laut sie wagten.

Sie hatte nämlich auch zu spielen — sie allein. Es war eine furchtbare Aufgabe, auf der Bühne herumzuspringen und Bewegung und Entzücken zu heucheln mitten unter einer teilnahmlosen Menge, die leise ihre Antworten murmelte und dabei ihre Hände im Muff behielt. Meenie hatte das Gefühl, als drücke eine schwere Last ihre Glieder zu Boden, und wenn sie die Mädchen auch haßte, die sie auslachten, so mußte sie sich doch sagen, daß sie einen lächerlichen Eindruck machte.

Der Regisseur war ziemlich rücksichtsvoll, aber der Komiker — ein gemeiner Mensch, dem man in einem Boardinghaus in Manchester die Tür gewiesen, weil er seinen Hund halbtot geschlagen hatte — schüchterte sie mehr ein, als alle andern zusammengenommen. Es genügte ihm nicht, höhnisch zu sein, er war immerfort erbittert; sie hatte eine Szene mit ihm zu spielen und konnte nicht eine Zeile sprechen, ohne daß sie einen ungeduldigen Verweis zu hören bekam. Sie wurde ganz dumm vor lauter Furcht. Endlich, als er sagte, daß er nicht dazu zwanzig Jahre beim Theater gewesen sei, um sich von einer Choristin seine Glanzszene verpatzen zu lassen, kam ihr der Regisseur zu Hilfe. Von nun an ließ sie der Komiker in Ruhe, aber sie wußte, daß sie einen Todfeind an ihm hatte, und daß er mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, sich bemühen würde, sie vor dem Publikum zu blamieren.

Fortan wurde sie von Alpdrücken heimgesucht: es träumte ihr fortwährend, daß sie hinter den Kulissen stand und eine Rolle geben sollte, die sie nicht gelernt hatte. Sie wurde ohnmächtig vor Angst; jetzt würde bald ihr Stichwort ertönen, im nächsten Augenblick mußte sie auf die Bühne, ohne eine einzige Silbe

hervorbringen zu können. In Todesangst erwachte sie jedesmal, bevor ihr Stichwort kam, aber den bösen Traum wurde sie, wenn er ihr auch später seltener erschien, nicht mehr los, solange sie lebte.

Ihr Debut sollte in Newcastle stattfinden, und an jenem denkwürdigen Montag erblickte sie auch auf den Theaterzetteln zum erstenmal ihren Namen, der ihr größer erschien als jeder andre, der förmlich in die Augen sprang. Welchen unbedeutenden Eindruck machten dagegen die Namen unten: „Brautjungfern, Höflinge, Bauern ... Misses Nelson, Erroll, Vandaleur, Norise", und der Druck schien, seit sie nicht mehr darunter war, viel kleiner geworden zu sein. Sie ließ einen Theaterzettel an Ralph abgehen. Um sieben Uhr begab sie sich zitternd ins Theater und war von Herzen froh, daß sie die Garderobe mit den beiden ersten Sängerinnen teilen sollte: die neidischen Bemerkungen der andern Choristinnen hätte sie heute nicht zu ertragen vermocht. Auch so wurden verschiedene Bemerkungen laut; auf der Treppe gab es einen Streit zwischen einer von den beiden ersten Sängerinnen und dem Regisseur. Die Dame beklagte sich, daß ihr eine große Beleidigung durch diese Einteilung zugefügt worden sei, und sie dämpfte ihre Stimme nicht im geringsten, als Meenie näher kam.

„Eine Choristin in meiner Garderobe! Jawohl, eine Choristin! Sie ist ja doch eine. Ich erhebe Einspruch dagegen! Meine Stellung in der Truppe —"

„Miß Weston singt die ‚Flora', und Sie haben die Garderobe bisher ja immer mit ‚Flora' geteilt!" antwortete der Regisseur.

„Jawohl, als die Rolle noch von einer Künstlerin gegeben wurde. Aber eine Choristin? Sonst gar nichts? Das ist ja unerhört! Morgen abend —"

Meenie eilte an ihr vorüber, und die Sängerin, die jetzt endlich schweigen mußte, ignorierte sie mit einer Unhöflichkeit, die sie selbst für Würde hielt.

Die andre war recht freundlich gegen Meenie; aber während diese sich schminkte, zitterten ihr die Hände vor Aufregung, und als die Zimbeln und Pauken zu ertönen begannen, war ihr Herz von Entsetzen erfüllt. „Flora" hatte erst im zweiten Akt zu erscheinen.

„Zweiter Akt!" rief die gellende Stimme des Jungen aus, der die Schauspieler auf die Bühne zu rufen hatte, und Meenie schlich sich hervor; sie glaubte vor Angst ersticken zu müssen. Der Regisseur betrachtete sie besorgt — der Zwischenfall auf der Treppe hätte auch eine routiniertere Schauspielerin aus der Fassung gebracht.

„Ein bißchen befangen, wie?" fragte er sie.

Sie versuchte zu lächeln.

Er sah sie an und sprach kein Wort weiter.

„Platz da!"

Die Kulissenschieber, denen der Schweiß von der Stirne troff, entfernten sich eiligst von der Bühne. Der Chor atmete tief auf und stellte sich in Positur, zum Tanz bereit. Meenie hatte noch drei Minuten Zeit.

Sie bewegte sich langsam gegen den Eingang hin, aus dem sie auf die Bühne treten sollte; die Musik ertönte von neuem, und sie konnte sehen, wie der Vorhang in die Höhe ging. Während sie auf ihr Stichwort wartete, durchzuckte sie ein Gedanke: der Gedanke, was alles für sie auf dem Spiele stand. Sie durfte sich selbst, sie durfte Ralph, sie durfte Parlett, der sich für sie eingesetzt hatte, keine Enttäuschung bereiten!

„Das ist der große Moment meines Lebens, den ich so heiß ersehnt, der zeigen soll, was ich kann! O Gott, laß mich's vollbringen, steh mir bei, es gilt!"

Das Stichwort ertönte, der Regisseur berührte ihren Arm.

„Jetzt, liebes Kind," sagte er.

Zwanzigstes Kapitel

Ihr ganzes Leben lang war sie dem „Newcastler Tagblatt" dankbar; hatte es ihr doch das erste Lob gespendet, das sie zu sehen bekam. Alle Kritiker sprachen sich sehr günstig aus; sie lachte vor Freude, als sie die Kritik in den Londoner Theaterzeitungen, der „Bühne" und der „Zeit", las, aber das Lob des „Newcastler Tagblatt", das sie frühmorgens auf dem Frühstückstische fand, brachte ihr Tränen ins Auge.

Als sie das Theater verließ, wußte sie, daß der Direktor mit ihr zufrieden war, wie sehr, erfuhr sie erst aus dem Antworttelegramm auf ihre glückliche Depesche, die sie nach Schluß der Vorstellung nach Guilford Street geschickt hatte; in Ralphs Depesche standen die Worte: „Parlett hat die Nachricht bekommen, du seist grandios gewesen!"

In jeder neuen Stadt wurde sie der Liebling des Publikums; ihre Stimme sowohl als ihr Gesicht — auf der Bühne war sie eine Schönheit — gefiel jedermann. Dann sah sie auch in dem Kostüm, das sie als „Flora" trug, und mit offenem Haar überraschend jung aus, und alte Damen im Parterre pflegten zu sagen: „Was für ein liebes kleines Ding! Wenn sie nur bald wieder krankäme!" Der Billettabnehmer hatte es gehört und erzählte es seiner guten Bekannten, der Garderobiere, und die Garderobiere sagte es dem Theaterdirektor, und so kam es zur höchsten Stelle. Und es war nicht länger die Rede davon, ob andre Sängerinnen die Garderobe mit ihr teilen wollten, wenn auch viele sie immer noch verachteten, weit mehr, als wenn sie durchgefallen wäre.

Im Februar ging das Gerücht um, daß die „Rosenketten" auch in London aufgeführt werden sollten; sobald Meenie davon hörte, schrieb sie Lingham einen aufgeregten Brief, in dem sie bei ihm anfragte, ob sie, wenn das Gerücht sich bewahrheitete, auch im Westen von London die Rolle der „Flora" geben würde, aber Lingham war nicht imstande, ihr eine bestimmte Antwort darauf zu geben.

Im März war es entschieden: die „Rosenketten" gelangten im April im Piccadilly-Theater zur Aufführung; bevor man die Londoner Kritik herausforderte, wurden zahlreiche Veränderungen in der Truppe vorgenommen; die Primadonna wurde durch eine Sängerin ersetzt, die vierzig Pfund wöchentlicher Gage erhielt, und ein berühmter Komiker kam an die Stelle des alten, der seinen Hund halbtot geprügelt hatte, Doch entschloß sich die Direktion, die es für eine unnötige Ausgabe hielt, eine Berühmtheit für die Rolle der „Flora" zu engagieren, wenn sie an Meenie eine vortreffliche „Flora" hatte, die sie nur fünf Pfund wöchentlich kostete, Miß Weston zu behalten, und so befand sich diese wie auch die Sängerin, die gelegentlich ihres Debüts freundlich gegen sie gewesen war, unter den wenigen, die im Verbande der Truppe blieben.

Die genannte Sängerin, Miß Stewart, war Meenies einzige Freundin und hatte ebenfalls einen Gatten in London, der eine Buchhalterstelle in der City bekleidete; sie erzählte Meenie unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß sie nur so lange beim Theater bleiben würde, bis sie einige kleine Schulden, die sie gemacht hatten, bezahlen konnte, sobald sie so viel erspart hatte, würde sie zu Hause bleiben, in ihrem reizenden Heim. Es machte ihr großes Vergnügen, Meenie davon zu sprechen, und diese hatte ihr versprochen, sie in London zu besuchen.

Meenie hatte, bevor sie für die „Flora" zu proben begonnen hatte, den großen Vorteil gehabt, ihre Vorgängerin jeden Abend vier Wochen lang studieren zu können; jetzt, bevor sie vor das Londoner Publikum und die Londoner Presse trat, hatte sie die Rolle drei Monate lang Abend für Abend gespielt; die Verhältnisse, unter denen sie auftrat, waren also sehr günstige, und so kam sie in bester Stimmung auf der St. Pancras Station an.

Lingham war auf dem Perron. Sie hatte ihm geschrieben, er möge von Mrs. Watkins den ganzen ersten Stock mieten, denn bei mehr als sechs Pfund, die sie wöchentlich zusammen verdienten, konnte von Dachzimmern keine Rede sein. Als sie in den Salon traten, war der Tisch zum Diner gedeckt, und ein Veilchenstrauß, den Ralph gekauft hatte, um sie damit willkommen zu heißen, stand in einer Vase auf dem Tisch.

Der große Salon mit der Ledergarnitur, die schon ein ganz klein wenig abgenutzt war, mit dem Klavier und dem drapierten Kaminsims erschien ihm verschwenderisch eingerichtet. Nach dem kleinen Lämpchen, das in seinem Dachzimmerchen brannte, war der Gaskronleuchter von blendender Helle. Bei Tische hatte sie ihm sehr viel zu erzählen, es gab so viele Dinge zu berichten, die ihr nicht recht in die Feder gewollt hatten; er dagegen hatte ihr nicht viel mitzuteilen. Nach Tische schloß sie ihren Koffer auf und brachte ihm eine Meerschaumpfeife, eine silberne Zündholzschachtel und ein Papiermesser mit einem Engelskopf auf dem Griff — lauter kleine Geschenke, die sie auf ihren Reisen für ihn gesammelt hatte. Sie war so vergnügt, wieder bei ihm zu sein, daß sie in einem Atem lachte und plauderte; und auch er war glücklich, sie wieder zu haben, aber er konnte ihr keine Geschenke geben, weil er kein übriges Geld gehabt hatte, und als er ihr dankte, kamen ihm die Veilchen so armselig vor.

Sie sprachen nicht mehr davon, daß das Lustspiel ihm die Gunst des Publikums erschließen sollte; es war viel zu oft zurückgewiesen worden, und es schien ihr auch, als setze er wenig Hoffnung auf das Buch, das er begonnen hatte, trotzdem dies keine überstürzte Arbeit war, die er um des Geldes willen schrieb, sondern ein Buch, zu dem er ein volles Jahr brauchen würde. Bis nun hatte es immer etwas gegeben, auf das sie sich zusammen gefreut hatten — irgend ein Irrlicht, das ihre Sonne sein sollte —, und sie vermißte die fröhlichen Anspielungen an ihm, die immer mit „Wenn" begonnen hatten; als die erste Seligkeit über die Wiedervereinigung sich ein wenig gelegt hatte, kam es ihr vor, als ob er gedrückt wäre und sich bemühte, heiter zu erscheinen.

Als Lingham das nächste Mal mit Parlett zusammenkam, gratulierte dieser ihm stürmisch zu dem Talent seiner Frau; er befand sich gerade in begeisterter Stimmung.

„Du bist ein verteufelt glücklicher Kerl, so eine gescheite kleine Frau dein zu nennen," sagte er ihm; „es wird nicht lange dauern und sie wird ein Heidengeld verdienen, wart nur, wenn du sie bei der Premiere sehen wirst!"

Lingham antwortete, er freue sich, daß Parlett zufrieden sei.

(Fortsetzung folgt)

Für die Redaktion verantwortlich Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Wöchentlich eine Nummer | № 30 | Alle 14 Tage ein Heft

Der Ueberkater

Von

Johannes Richard zur Megede

Viertes Kapitel

Und nun sind wir glücklich mitten drin im Badeleben und unter den Bademenschen, deren drei Lebensfragen heißen: Was wird morgen für Wetter sein? Was werden wir anziehen? Was für eine Partie werden wir machen? . . . Das Schlimmste, was der Himmel schicken könnte, wäre eine Regenwoche. Wir beten darum allabendlich um helle Sonne, blauen Himmel, neue Spaziergänge. Ich bereue keineswegs. Ich gehöre überhaupt nicht zu den Menschen, die bereuen. Das überlasse ich den Frauen, die am Fasching so heiß sündigen und am Aschermittwoch so zerknirscht büßen. Wir Männer handeln und tragen die Konsequenz. Was wären die Religionen ohne die Sünden der Männer und die Buße der Frauen?

Und wir „Neuen" sind keineswegs schlecht! Wir sind gut erzogen, noch besser angezogen, und eine häßliche Wahrheit würde uns weit unangenehmer sein als die schönste Lüge. Wir unterhalten uns ganz natürlich, wir lachen frei, aber wir kennen sehr genau die Grenze, über die unsre Moral spielend hinwegkommt, die unser Anstand jedoch unbedingt respektiert. Wie die Hoteliers mit der Sauce piquante auch die Schuhsole schmackhaft machen, so gießen wir eine weiße Sauce über alles, Gutes und Böses, Vornehmes und Gemeines. In dieser Sauce wandeln wir, und niemand frazt, ob derweilen unsre Füße auf ehrlich festem Grunde stehen oder durch den zweifelhaftesten Schlamm waten: die weiße Sauce deckt alles. Wir sind darum weder dümmer, noch verlogener, noch kühler als andre, wir sind nur gleichmäßigere Komödianten. In bessere oder schlechtere Komödianten schied sich doch seit Anbeginn die Welt . . . Wir würden uns die kapitolinische Venus bei einem Galeriegang mit Damen recht genau ansehen, aber scheinbar zerstreut mit einer umwölkten Stirn, wir würden das klassische Profil bewundern, aber niemals bei einer nackten Göttin über den goldenen Schnitt disputieren. Die Plebs stößt sich bei solchen Gelegenheiten heimlich an, kichert, dreht das Marmorbild nach allen Seiten. Das letzte würden wir auch tun, doch erst, nachdem wir uns mehrmals überzeugt haben, daß wir allein sind mit dem formenfrohen Griechentume. — Ich meine doch, in der Schranke, die sich die Gesellschaft zieht, liegt auch eine gewisse Gewähr, daß man sie nicht überklettert.

In solcher Gemeinschaft hält man gut einen Monat aus, dann findet man entweder Geistesverwandte, mit denen man sich absentiert, oder man wandelt allein auf eignen Wegen. Denn wir sind wahrscheinlich alle Eigenarten, mögen uns nur nicht damit lästig fallen. Es liegt ein Reiz drin, bei einer Artusrunde niederzusitzen, die den Helmsturz immer nur scheinbar lüftet. Es müssen doch auch Menschen sein, Herzen, die schlagen! — Aber was für Herzen?

Vorläufig habe ich keinen Grund zur Skepsis.

Warum auch? — Wer in Sommerfrischen geht, will Sommerfrischler kennen lernen ... Und schließlich — der Quedenberg ist nicht dümmer als die Polizei erlaubt, seine Frau nicht kühler, als eine Vernunftehe befiehlt, der Kommissionsrat mit seinen Gedankensplittern und seinen Magenschmerzen nicht aufdringlicher als ein sehr vornehmer Uhrenfabrikant a. D. es nötig hat; seine Nichte mit der etwas untersetzten Junogestalt, den weißen Zähnen treibt keinen Mißbrauch mit ihren gutbürgerlichen Tugenden. — Und Angerns? — Ja, über dies Genre bin ich mir allerdings noch nicht ganz klar. Die Liebenswürdigkeit der Mutter ist so natürlich, die kecke Art der Tochter so graziös, daß ich mir sagen muß: die tragen keine Maske, die sind vom Grunde ihres Herzens so ... Aber sind das eigentlich jemals Menschen, können sie es überhaupt sein? Hat nicht auch das offenste Herz einen geheimen Winkel, in den es sich von Zeit zu Zeit zurückzieht und hohnlächelnd denkt: Wenn ihr ahntet, welches Heiligtum ich hier hüte, oder vor welcher Leiche ich hier knie! — Wenn das bildhübsche Mädchen, die Josefa, an mir nachmittags vorübergeht mit dem täglichen Brief des Bräutigams in der Hand — sie vermißt ihren Peter ganz sicher und sagt das auch; oder wenn sie so schweigsam bei unserm Nachmittagskaffee sitzt — die Augen haben dann etwas warm Verschleiertes; und wenn sie auf einmal kurz auflacht und die hellbraunen Augen zeigen zuweilen ein recht ungutmütiges Flimmern: dann frage ich mich doch, wann eigentlich solche Frauen die Maske tragen. Wenn sie schweigen oder wenn sie lachen?

*

Dieses helle Auflachen hat übrigens seinen speziellen Grund.

Wir debattierten nämlich an besagtem Kaffeetisch ernsthaft, ob man den Beruf den Menschen unbedingt ansehen müsse! — Ich erklärte: das sei bei außergewöhnlichen Menschen schwer, weil ihre Eigenart im allgemeinen unabhängig sei von dem, was sie gerade treiben; daß aber der Durchschnitt sich unwillkürlich assimiliere, weil er nun einmal das Produkt von Verhältnissen und Umgebung sei, und daß der länger geübte Beruf fast jedem von ihnen auf der Stirn geschrieben stehe. Daher die ganz typischen Handwerksgesichter: der fipsige Schneider, der weibische Friseur, der brutale Fleischer ... Ob man den Volksschullehrer nicht immer an der halbgebildeten Selbstgefälligkeit, den Subalternbeamten am pedantischen Brillensitz, den Professor an seiner Verbohrtheit erkennen könne? Und nun gar der Pianist mit seiner Haarfrisur! Die Musik wirkt überhaupt meiner Ansicht nach außerordentlich fördernd auf den Haarwuchs ... Was sich über das Handwerksmäßige des Berufs irgendwie erhebe, habe auch nicht mehr das Handwerksgesicht, die Handwerksart! — Ich sagte das alles natürlich nur scherzhaft und klassifizierte mit Absicht grob. Aber tatsächlich haben sogar die verschiedenen Zeiten ihre verschiedenen Gesichter; was sie hauptsächlich bewegt, ist ihnen aufgedrückt. Die Gesichter passen beinahe zum Möbelstil ihrer Epochen. Man kann sich die kühl wollüstigen Borgiaphysiognomien schwer in der steif spielenden Unnatur eines Rokokosalons vorstellen; auf einem schweren Renaissancesessel würde die geschnürte Schönheit der Dubarry zur geschminkten Puppe. Aber das wüst geniale Pockengesicht Mirabeaus paßt ebenso gut und ebenso schlecht in die Spiegelgalerie von Versailles, wie zu der blutbesudelten Bank einer Vorstadtkneipe von St. Antoine. Er trug den Galanteriedegen an der Seite, die Jakobinermütze auf dem Kopfe, und auch der Ausdruck seines Gesichtes gehörte zwei Zeitaltern. Das haben die großen Uebergangsmenschen so an sich, daß sich bei ihnen auch äußerlich die Vergangenheit und die Zukunft widerspiegelt ... Wenn wir die Geschichte etwas naturwissenschaftlicher betrachteten, würden wir die großen Fragen der Zeit breiter, verschwommener behandeln, wie sie's ja auch in der Tat sind — die großen Männer aber schärfer erfassen, weil sie allein die ragenden Entfernungsmarken auf den langen Wegen der Menschheit sind. Wir würden dann sehen, wie die neue Idee des einzelnen ganz natürlich zu den neuen Formen der Allgemeinheit fortschreitet. Die Kinder in der Schule sollten weniger von den Schlachten des Mittelalters, aber mehr von dem Pendelversuch Galileis wissen. Wir behandeln den kleinen Peleponnesischen Krieg aufs umständlichste: daß der große Perikles an der Pest starb, wird nur ganz nebenbei erwähnt ... Das Handwerksgesicht unsrer Erzieher guckt da unverkennbar durch ...

So weit ging ich natürlich bei der Debatte nicht, sonst hätten sie mich am Ende selbst für einen Schullehrer gehalten.

„Und für was haben Sie uns gehalten?" fragte darauf vernünftig die Gräfin Quedenberg.

„Für das, was Sie sind, meine Herrschaften."

Da sah die Braut von ihrem Brief auf, den sie scheinbar sehr eifrig studiert hatte. „Also auch für Durchschnitt? — Das ist ja sehr schmeichelhaft!"

Die Mutter begütigte sofort: „Aber Josefa, das sind wir doch auch und wollen auch gar nichts andres sein, als Durchschnitt im besten Sinne."

„Das weiß ich aber noch gar nicht, Mama, ob ich das sein will!" — Auf einmal fing sie an zu lachen. „Und wissen Sie denn, für was wir Sie gehalten haben, Herr Rin?"

Die Herrschaften sahen sich dabei ziemlich verlegen

an. Die junge Dame aber fuhr triumphierend fort: „Einer hat Sie für einen nervösen Amtsrichter gehalten, einer für einen verbissenen Oberlehrer, einer sogar für einen Lothringer, der alles Deutsche haßt — keiner hat Sie erkannt. Das wäre ja nach Ihren Theorien auch nicht möglich gewesen ... Ich aber sagte sofort: Das ist der mißvergnügte Nobile, wie er im Buch steht! — Und Herr Rin, wenn Sie ganz ehrlich sind ... im Grunde Ihres Herzens sind Sie eigentlich schrecklich hochmütig und sehen niemand als Ihresgleichen an." —

Da ist allerdings ein Körnchen Wahrheit drin. Der Insel ist diese Auseinandersetzung sehr plaisierlich.

Ich kann aber auch höflich sein. „Und nun will ich Ihnen etwas sagen, Gräfin: Ich habe von sämtlichen Herrschaften hier sofort eine bestimmte Vorstellung gehabt, wenn ich das aber von Ihnen auch sagen sollte, müßte ich lügen — heut noch."

Sie sah mich darauf kühl spöttisch an. „Also auf deutsch: ich bin noch nicht fertig? Ich kann noch etwas ganz andres werden als ich bin? ... Ich glaube, Herr Rin, da irren Sie sich doch. So wie ich bin, bin ich mir gerade recht, niemand zuliebe, niemand zuleide. Mir wär's ein schrecklicher Gedanke, wenn ich mich mit meinen zweiundzwanzig Jahren noch wirklich ändern sollte ... Denn sehr viel besser werden? — Ich glaube zur Heiligen habe ich keine Anlage ... Oder sehr viel schlechter? — Das möchte ich wenigstens auf keinen Fall ... So lange ich jung bin, werde ich leben, und wenn ich alt bin, werde ich andre für mich leben lassen. So ungefähr weiß ich doch meine Zukunft, und was anders kommt, das trägt man eben."

„Es kommt manches anders, liebes Kind," sagte die Mutter."

„Ja, ja, Frau Gräfin," echote der Kommissionsrat im besten Sächsisch. „Wenn man dabei nur nicht den innerlichen Halt verliert."

Die Gräfin Quedenberg zuckte die Achseln. Die älteren Herrschaften fühlten darauf die Neigung, noch im Hotelgarten auf und ab zu gehen, auch der Graf absentierte sich mit einer Zigarette.

Als wir allein waren, sagte die Quedenberg ruhig: „Ja, Herr Rin, wir sind tatsächlich Durchschnitt, nur Durchschnitt. Aber que faire?"

Josefa stritt dagegen: „Das möcht' ich nicht! Durchschnitt, ganz gemeiner Durchschnitt? — Das will ich erst abwarten. Nicht zu weit rechts, nicht zu weit links, aber nicht gerade direkt auf der Landstraße ... Wenn Peter auch nicht Generalstäbler wird, auf Reitschule muß er unbedingt!"

Die Quedenberg schwieg. Ich kenne den gewissen Blick bei Frauen, der auf einmal so kühl über irgend einen bestimmten Menschen hinweggleitet. Der Graf war eben wieder in die Verandatür getreten. Seine Gemahlin mochte denken: sei nur erst verheiratet, liebes Kind, dann wirst du schon den Durchschnitt kennen lernen, den ganz gemeinen Durchschnitt. Sie stand auf und lächelte recht freundlich: „Komm Fritz, wir müssen noch unser Promenadenpensum bis Gardone absolvieren!" Wenn wohlerzogene Frauen einmal mit den Augen die Wahrheit sagen, müssen sie auch gleich eine Lüge der Lippen daraufsetzen.

Unser Kaffeetisch löste sich damit in Wohlgefallen auf. Josefa, die nach dem Kaffee immer ihren Brautbrief schreibt, sagte im Vorbeigehen zu mir: „Damit Sie auch über neulich orientiert sind, Herr Rin: Ich habe mich über Sie geärgert und habe das auch sofort Mama gesagt ... Warum blieben Sie eigentlich nicht der mißvergnügte Nobile? Nun muß ich umstudieren. Und das tue ich schrecklich ungern."

„Ja, Gräfin, ich muß bei Ihnen vielleicht gleichfalls umstudieren."

„Ich hoffe keinenfalls ... Aber warum ich mich neulich geärgert habe, das können Sie doch nicht verstehen."

„Und wenn ich es nun zufällig doch verstände?"

„Dann verständen Sie's erst recht nicht!"

Das Mädchen ist ein eigentümlich widerspruchsvolles Geschöpf, aber weder dumm noch flach. Vielleicht gehört sie zu den Frauen, die erst geweckt werden müssen, um sich auf sich selbst zu besinnen ... Lohnt's? — Ich glaube doch nicht.

*

Auf die Berge steigen wir auch. Es liegt jenes prickelnde Mousseux in der weichen klaren Luft, das entweder hinaus auf den blauen See zieht oder hinauf auf die blauen Berge.

Ich mache mit. Warum sollte ich nicht? — Wir benehmen uns ja auch so gesittet.

Erst geht's die Landstraße nach Gardone mit dem aufgeschütteten Promenadenweg, den Ruhebänken der Stazione climatica. Am Steilhang kleine Zypressen, wie aus einer Spielzeugschachtel aufsteigend, in den Villengärten die sanft plätschernde Fontäne, die so wundervoll zu den helleuchtenden Rasenbosketts, den dunkeln, glänzenden, immergrünen Blattgewächsen des Südens stimmt. Der Park von Versailles hat für mich immer etwas Schwermütiges, Gewesenes — er ist doch nordisch, trotz seiner künstlichen Pracht, trotz der prunkenden Schloßfront, die ihn so souverän beherrscht, wie der Sonnenkönig Frankreich. Er ist eben nur noch Geschichte. — Hier aber wirkt auch das Künstliche natürlich, und der südliche Duft erzählt nur von Gegenwart. Das nagelneue Landhaus eines italienischen Edeln paßt sich merkwürdig gut den

dumpfigen Steingemäuern an der Straße an — in diesem Land der Widersprüche, die die Sonne doch versöhnt ... Und dazu blaut ein Stück See herauf, so aufdringlich leuchtend wie ein Farbendruck, und doch so wunderbar echt wie dieser ganze lachende Süden in seinem tiefernsten Gebirgsrahmen. Das ist eben der Unterschied zwischen Kunst und Natur, daß die eine nur ahnen lassen darf, was die andre frei verkündet.

Hinter Gardone, am Hotel, biegen wir gewöhnlich ab. Nach der Landstraße heraus liegen die Küchenräume des Schwindsuchtshotels, das sich hier schmucklos streckt wie eine endlose Limonenmauer. Das Tellerklirren, die Eßgerüche, die weiße Mütze des Kochs — man denkt an die Table d'hote, aber nicht ans Sterben. Und keine zehn Schritt davon, jenseits der Landstraße, in dem sanft ansteigenden Garten die Kranken in ihren Liegestühlen, die Verwelkten, Alten, die aufgeschminkt Jungen — die gezeichneten Gesichter. Zuweilen schleicht ein Rekonvaleszent vorüber, und man sieht es den Augen an, wie gierig die Lungen die milde Luft trinken, oder im halblauten Gespräch geht ein Paar vom Hotel zum Berggarten hinüber: die Mutter in Schwarz, weil sie vor Jahren den Sohn verlor, die Tochter in Weiß, weil sie glückliche Braut ist und so gern heiraten möchte. Aber die zehn Pfund mehr, die der Arzt zur Bedingung macht, wollen nicht kommen trotz allen Ruhens, allen Milchtrinkens. — Und wir sehen das alles und sehen's auch nicht, und unser Mitleid verflüchtigt sich in dem Trost, daß wir, Gott sei Dank, noch sehr gesunde Lungen haben.

Bis zur Kirche von Gardone di sopra, die auf halber Höhe so malerisch und so bequem liegt, gehen wir unter den üblichen Gesprächen gemeinsam im Trupp, und jeder kann die Tugend des andern genau konstatieren. Aber dann wollen die Gräfin Angern und der Kommissionsrat gemächlich die Aussicht genießen, und die Gräfin Quedenberg, die die Natur nur scheinbar liebt, schließt sich an. Josefa aber wird regelmäßig ungeduldig. Je höher sie steigt, desto wärmer werden die Augen, desto rascher steigt sie. Und sie hat ihren besonderen Freund, zu dem es sie drängt, den Lorbeerweg, der sich etwas höher hinauf sanft schlängelnd bis hinüber nach Fasano di sopra zieht. Da geht's sich so bequem. Man kann den See unten blauen sehen, und die Schneekoppen oben schimmern, während man selbst unter veritabeln Lorbeerbäumen wandelt. Da macht es sich, daß wir den andern immer weit voran sind. Und anstatt uns der Landschaft zu freuen, hecheln wir unsre Freunde durch.

„Der Kommissionsrat?" antwortet sie schnippisch auf meine Frage. „Ich könnte ihn entbehren. Aber die Nichte ist wirklich ein nettes Mädchen ... Ist er Ihnen auch so lästig?"

„Ich höre nicht hin, Gräfin."

„Aber die Gedankensplitter! Denen können Sie doch nicht entgehen ... Uebrigens bin ich undankbar. Gerade die Gedankensplitter sind manchmal furchtbar amüsant. Und wenn er etwas ganz Tiefsinniges aus dem Daheimkalender oder so woher zitiert hat, muß er es mir immer noch ein zweites Mal genau wiederholen. Ich berichte dann nämlich wortgetreu an Peter. Er lacht sich, glaube ich, tot. Und er läßt auch immer den Kommissionsrat besonders herzlich grüßen, und der Arme hat keine Ahnung, warum er uns eigentlich so sympathisch ist... Er ist jedenfalls ein echter Parvenü, obgleich das Mama in ihrer Güte nicht wahrhaben möchte. Denn wer wenigstens so viel Grafen und Fürsten zu intimen Freunden haben will, wie ich ungefähr Menschen bis jetzt gesehen habe im Leben — der hat entweder mal hinter dem Ladentische eines Juwelengeschäfts gestanden und daher die Bekanntschaften, oder er schläft jede Nacht mit einem Almanach de Gotha unter dem Kopfkissen."

„Ich habe Ihr gutes Herz bis jetzt mißkannt, Gräfin."

„Ach so, weil ich bösartig bin! ... Ich behandle doch den guten Mann sehr freundlich, und wenn er mich langweilt, ist es mein gutes Recht, mich über ihn zu mokieren. Anständige Manieren hat er. Das ist aber auch alles."

„Und wenn ich noch heute hingehe und ihm das alles wortgetreu berichte?"

„Bitte! Aber stürzen Sie sich lieber nicht in Ungelegenheiten, denn er glaubt's Ihnen ja doch nicht.... Bleiben Sie übrigens mal einen Augenblick stehen!" Sie mißt mich mit einem scharfen, schnellen Blicke: „Nein, Sie petzen nicht!"

Es macht mir eigentlich Spaß, wie sich allmählich das Wahngebilde von der fest gefügten „Insel" verflüchtigt. Die Leute halten nur äußerlich so fest zusammen, weil sie sich innerlich so wenig engagieren ... Und eine Eigenart ist das Mädchen doch. Wer ihr in die Finger gerät, der kann sich gratulieren.

Ueber Quedenbergs äußerte sie sich ähnlich.

„Sie ist klug, und ich mag sie riesig gern. Nur ihr Klavierspiel gefällt mir nicht. Ich bin allerdings unmusikalisch. Aber wenn jemand so glänzend spielt, müßte er leidenschaftlicher spielen. Ich kann ihr auch unrecht tun. — Doch was ich wirklich bewundere, ist, daß sie es überhaupt so weit gebracht hat. Ich glaube, sie sind ganz arm, ihre Eltern, preußische Offiziersfamilie, doch sehr guter Adel. Und wenn sie sich nicht verheiratet hätte, dann würde sie sich zur Pianistin oder so etwas ausgebildet haben. Die Energie dazu

hat sie. Ich denke auch, es wäre vielleicht besser gewesen. Es muß ja schon schrecklich sein, für Geld vor Leuten zu spielen — und ich brächte es nie fertig! — aber einen Quedenberg könnte ich erst recht nicht heiraten. Für meinen Geschmack schlimmer als der Tod. — Ein Mann muß doch etwas im Leben sein oder es wenigstens werden wollen! Aber nichts weiter als Lackschuhe, seidene Strümpfe und den Riesenbrillanten auf dem kleinen Finger wie dieser Quedenberg ... Wenn ich jemals Gott auf den Knien gedankt habe, daß wir wohlhabend sind, nein, daß wir sogar reich sind, sehr reich, daß ich nicht zu warten brauche, bis mich einer nimmt ..."

„Aber Gräfin, die beiden Leute sind wahrscheinlich ganz zufrieden miteinander ..."

„Wahrscheinlich!"

„Kluge Menschen finden sich überraschend schnell in neue Situationen. Und was noch wichtiger ist: sie halten darin aus."

„Nun, ich hielte nicht darin aus!" Dann bleibt sie einen Augenblick nachdenklich stehen. „Es ist mir allerdings aufgefallen, wie merkwürdig streng Jeanette Quedenberg über die Ehe denkt. Ich denke natürlich auch streng über die Ehe und kann mir gar nicht vorstellen, wie man neben seinem Mann jemals noch einen andern Mann gern haben könnte ... Aber in solcher Ehe wäre das ja die einzige Rettung."

„Dann, Gräfin, ist die Quedenbergsche Ehe eben eine Lüge, wie so viele Ehen."

„Das soll sie aber nie sein! ... Ich glaube übrigens nicht, daß Jeanette alles ausspricht, was sie denkt. Es sind eben nicht alle so offene Bücher, wie ich."

„Offene Bücher?"

„Zu Ihnen natürlich nicht, Herr Rin! Aber ich kann wohl sagen, daß ich vor meiner Mutter auch nicht das kleinste Geheimnis habe, obgleich wir uns manchmal nicht verstehen. — Sie ist so engelsgut und schließlich behält sie auch immer recht."

„Und meinen Sie, Gräfin, daß das ewig so bleiben wird?"

„Ja. — Ich wüßte wenigstens nichts auf der Welt, was mich von meiner Mutter trennen könnte."

Damit hatte sie genug Moral gepredigt. Plötzlich blieb sie stehen und wandte sich um. Der Rest der Gesellschaft folgte in großen Abständen. „Graf Quedenberg — Herr Geheimrat! ... Wir warten schon so lange auf Sie." Sie rief das sehr natürlich.

„Aber können Sie lügen, Komtesse!" drohe ich scherzhaft mit dem Finger.

„Gewiß. Und es macht mir Spaß, daß die beiden guten Leute das gar nicht ahnen. Warum soll man nicht Schafen gelegentlich das Fell krauen? — Ich lüge, wenn mir's gerade paßt, weil ich will — aber niemals, weil ich muß." Und dabei haben die hellbraunen Augen wieder den kaltspöttischen Glanz.

Ich weiß jedenfalls nur, daß dies schöne Geschöpf wunderbar jung und frisch ist, und daß sie vieles ungestraft tun oder sagen dürfte, was andre nicht dürfen.

Nach dem Lorbeerwege wandeln wir wieder hübsch gemeinschaftlich durch das hübsche Bergnest Fasano di sopra, um dann nach Fasano hinabzusteigen und auf der Terrasse von Gigula unsern Kaffee zu trinken. Dem hübschen Mädchen sieht dann niemand an, wie sie lügt, wenn sie lächelt. Die Lüge gehört nun einmal zur Gesellschaft, und ich lüge bei allen Tugenden auch. Die Rücktour geht dann sehr schnell. Josefa muß noch ihrem Bräutigam schreiben und drängt nach Hause.

Ich möchte lieber nicht wissen, welche Rolle ich in diesen Briefen spiele.

*

Ich fürchte, daß das Wetter abflaut.

Und wir haben dadurch auf einmal den Wagemut von Touristen bekommen, die dem Gewitter noch schleunigst entreißen möchten, was sie an guten Tagen bequem zu nehmen unterlassen haben. Die Menschen sind nun einmal so. Irgendwo muß das Schicksal mit gehobenem Finger ins Leben hineinschauen, ehe sie sich besinnen. Dann tun sie's — und gewöhnlich zu spät.

Die heutige Partie nach Gaino geschah unter diesem Druck. Der Wind fächelt einen bald von rechts, bald von links um die Nase, zu guter Letzt schläft er gänzlich ein. Die langen, grauen, öligen Streifen, die sich quer über den See ziehen, haben auch so etwas Ahnungsvolles. Der Monte Baldo schaut wehmütig. Aber sie haben schon ihren Reiz, diese weichen, sich verschleiernden Küstenlinien.

Gaino ist weit. Gut anderthalb Stunden. Wagenfahrt über Gardone, Maderno, Toscolano, immer durch diese üppige Riviera, wo sich eigentlich Ortschaft an Ortschaft schließt. Heute erscheinen mir die eingestreuten Millionärsvillen etwas aufdringlich in ihren auflackierten Fassaden. Aber ohne Kulisse geht's nun einmal nicht in diesem Lande. Ich hätte die Fahrt wahrscheinlich mitgemacht, wenn auch auf dem Pizzocolo gerade die seltenste Blume geblüht hätte. Und es ist auch eine schöne Fahrt, immer die Küste entlang. Der dumpfige Geruch der engen, langen Dorfstraßen hat etwas Anheimelndes, gerade weil durch jedes Seitengäßchen ein Stückchen blauer See lugt, ein Schneeblitz vom weißen Monte Baldo bricht. In Toscolano, das sich wirklich endlos lang streckt, ließen wir die Wagen warten, um noch nach der Kirche am Wasser hinabzugehen. Die Gräfin-Mutter hat nun ein-

mal eine Passion für Kirchen. Die andern Damen dachten wohl mehr an die Seidenfabrik schräg gegenüber, wo die Toscolanerinnen ihre Kopftücher kaufen. Die Kirche roch nach Weihrauch, aber der Blick von der Terrasse davor wunderhübsch. Die einschlummernde Wasserbläue, der matt und matter blinkende Schneeberg — es war wie ein Abschied. Und wehmütig sahen wir auch auf den Kirchenplatz, wo die Boccia-kugel rollte. Dann fuhren wir weiter zwischen hohen Vignenmauern durch, an grauen Olivenhängen vorüber — die blaugrüne Agave starrt, ein überquellender Blütenbusch winkt. Das Gebirge tritt dann nahe an den See. Zwischen beiden schlängelt sich die eingesprengte Landstraße — jäher Abfall oben und unten. Bis Gargnano scheint dann die Vegetationskraft der Riviera unter einem dünnen Olivenschleier zu schlummern.

Hier zweigt der Weg nach Gaino ab. Wir haben Zeit. Es ist kaum drei Uhr. Die Gräfin Angern, der die Mietspferde leid tun, der Kommissionsrat, der dem abschüssigen Gelände nicht traut, stimmen für den Fußweg. Kein mühsamer Aufstieg etwa, auch keine großartigen Fernblicke unterwegs! Aber schon das Gefühl, wie langsam alles kleiner wird, niedertaucht, versinkt, bis der Berg direkt aus der Flut aufzutauchen scheint und nur der spitze Kirchturm von Toscolano auf grünem Vorsprung wie von einer Insel hinaufgrüßt. Man wächst unwillkürlich beim Steigen, wird freier, und die Welt unten kleiner, gebundener. Das junge Mädchen neben mir hat wohl eine ähnliche Empfindung. Sie ist immer voran und wartet nie an den Wegbiegungen. Das macht nicht etwa die Kirche von Gaino, die bald hervorlugt, bald sich versteckt im Grün, auch nicht etwa die Vegetation, dieser etwas dürre Olivenwald, der mit dem Gestein kämpft; es ist vielmehr der Wunsch, höher zu kommen, freier zu schauen. Man ist jung und frisch, und liebt die Welt von den Höhen. Später kommen die Täler-wünsche, die bescheidene Freude am Kleinen, Intimen. Das Alter weiß, daß alles begrenzt ist, begrenzt sein muß im Leben, es bescheidet sich und liebt schließlich im Tal die malerischen Linien, die seine Gefängnismauer markieren, am meisten. Die Jugend meint gläubig, daß alles grenzenlos sei, grenzenlos sein müsse, und daß nirgends sich die Unendlichkeit besser begreifen lasse, als auf den Höhen. Das ist eben der Kraft-, der Lebensinstinkt, der uns hinauftreibt. Wir stammen von der Sonne, wir wollen nach der Sonne!

Ich war noch nie im Gaino. Die Maler reden viel davon. Und ich mag eigentlich nicht die Orte, von denen viel geredet wird. Aber schön war's! Gerade heute in der verschleierten Stimmung. Der See grau, bleiern, so ruhig, daß sich die Kielwelle des kleinen Dampfers überhaupt nicht verlor — die paar winzigen Fischerboote wie eingeschlafen. Die ganze Küste bis Dezensano zu weich, stumm, wie umflort die scharfen Gebirgslinien. Die riesige Totenmaske Goethes bei Kap Manerba, die traumhaft fern vorspringende Halbinsel Sirmione, der schlanke Turm von San Martino, alles verschlafen, verschwommen, der Hauch von sanfter Melancholie, der gleichmäßig die blaue Flut, die schroffen Uferberge überschattet. Die Isola di Garda schwimmend wie ein langes, dunkles Floß. Nur der Monte Baldo weiß, mächtig, aber auch wie im Schlummergewand. Drüben bei San Vigilio soll Böcklin seine Toteninsel gefunden haben. Von hier ist's nur ein gelber, winziger Vorsprung. Aber Toteninseln gibt's bei solcher Stimmung genug am Garda.

Die Herrschaften besahen die Kirche, besahen die Aussicht. Ob sie eigentlich die große, schlummernde Natur verstehen? Ich weiß es nicht. Ich habe persönlich nur die Empfindung, als wenn wir uns gegenseitig unwillkürlich anstießen. Unter sich ist's bei denen wohl anders. Es ist auch da wahrscheinlich das höfliche Aneinandervorübergleiten, Anpassen. Nur um Gottes willen nichts tun oder sehen, was andre nicht schon längst getan oder gesehen haben!

Josefa separierte sich auch hier. Sie stand hinter der Kirche an einem steilen Hang und hatte eigentlich nur Augen für den Monte Baldo und was sich an Bergen hinter ihm ahnen läßt. Da blieb sie sehr lange. Später kam sie zu mir: „Sagen Sie, Herr Rin, wie mag es eigentlich kommen, daß mir der See von hier oben gar keinen so überwältigenden Eindruck macht? Er liegt so dumpf, so eingeschlossen, ich gönne es ihm ordentlich, daß er sich da hinten endlich ins lombardische Hügelland verliert. Ich frage mich vielmehr: Was mag da alles hinter dem breiten Monte Baldo-Buckel liegen, im Schnee begraben und eiskalt ...? Aber hin möchte ich doch! Wenn ich einen Luftballon hätte, ich gondelte jetzt auf der Stelle. Es wird sich wahrscheinlich viel weniger großartig aus solcher Vogelperspektive machen, aber man wäre mindestens dort gewesen, hätte was andres gesehen, als alle Leute sehen ... Wissen Sie, ich habe jetzt so oft denken müssen: Warum lockt eine Bergspitze ganz hinten, die kaum 'rausragt, eigentlich immer mehr als der ganze, große Bergriese davor? ... Was kann das zum Beispiel da links am Monte Baldo vorbei für ein Zinken sein, der jetzt eben aufleuchtet, und von dem ich nicht mal unterscheiden kann, ob es Firnschnee ist, der so glänzt, oder nur kahler Fels? ... Natürlich wissen Sie es auch nicht! ... Aber ich möchte hin, gleich hin ... Ob's furchtbar weit sein mag?"

„Das läßt sich gar nicht taxieren," antwortete ich nüchtern.

Aber dieser Ton ärgert sie. „Ach, Sie sind immer so absprechend, Sie sind überhaupt ein echter Mann! ... Warum sollen Frauen eigentlich zeitlebens große Kinder bleiben, die Dummheiten tun oder sprechen, solange nicht ein Mann für sie denkt?"

„Wie kommen Sie darauf, Gräfin?"

„Weil uns bei jeder Gelegenheit wieder und immer wieder gesagt wird: ‚Das tut man nicht, Josefa, das sagt man nicht. Dazu sind Frauen nicht da. Du mußt dich anpassen lernen, mein Kind!' — Aber ich bin nun einmal, wie ich bin. Und wenn's auch noch so töricht ist, ich sage Ihnen, wie ich so jetzt auf Ihren Garda gesehen habe, habe ich eigentlich von der ganzen Aussicht nichts gehabt, weil mich jetzt erst die Berge ärgern, auf die ich nicht kann ... Sie hätten mich nicht nach Gaino bringen sollen! Ich liebe den See von unten leidenschaftlich, aber nicht von oben. Er liegt so tot, so stumm. Er ist so groß und tief, und kann sich doch nicht aus seinen Bergen rühren. Denn er ist ein Gefangener und noch dazu ein ergebener, wie ich sie gar nicht mag. An seiner Stelle würde ich's mit haushohen Wellen versuchen, zwischen diesen Bergen 'rauszukommen." Und dabei schlägt sie so energisch mit dem kleinen, eleganten Dandystöckchen auf den Boden, daß der silberne Griff mit der Widmung von „Peter" wirklich plötzlich abbricht. Sie sieht's ohne Bedauern. „Er war schon lange lose. Ich hätte ihn reparieren lassen sollen, schon vorige Woche. Aber wann werde ich mal so gescheit wie meine andern Freundinnen, denen das nie passieren könnte? Ich tue eben alles erst, wenn's zu spät ist. Und dann tut mir's nicht mal leid."

Darauf geht sie zu ihrer Mutter in die Kirche. Sie hat wohl auch die Ueberzeugung, daß die dumpfe Luft da drinnen größere Wunder tun könnte, als der frische Gebirgshauch hier draußen.

Später gingen wir nach dem Dorfe Gaino selbst, das einen Kilometer tiefer ins Gebirge hinein liegt. Ein muffiges Steinnest, in dem man unwillkürlich Briganten wittert. Wir tranken dort in einer sehr reinlichen Osteria spottbilligen Wein. Das Kupfergeschirr an der Wand glänzte. Die Wirtin spülte selbst die Gläser aus. Vor dem Kamin stand der Padrone, der eben heimgekommen war, ein alter Graukopf mit dem zerlumptesten Mantel, dem verwegensten Hut von der Welt. Wie er so stand und auf die kohlenden Holzscheite starrte mit seinen erloschenen Augen, nahm er sich aus wie ein alter Räuber, dem hier die Jugenderinnerungen verglimmen. Und wir modisch angezogenen Leute im Kreise da 'rum: es war wie eine Szene aus Fra Diavolo. Der Kommissionsrat belehrte uns auch gleich flüsternd, daß die Gegend keineswegs geheuer sei, und ... dabei wurde seine Stimme zum Hauch, weil er den alten Briganten nicht kränken wollte ... daß neulich in Tremosine jemand beinahe überfallen worden sei ... Die Damen sahen sich wohl auch schon im Geiste gefangen in die Berge abgeführt. Josefa nahm's weniger tragisch.

„Aber, Mama, so sehen sie doch alle hierzulande aus! Der alte Mann hat so wenig Menschenleben auf dem Gewissen wie du."

„Der Kommissionsrat machte darauf eine vielsagende Handbewegung, die das Ungeheuerlichste vermuten ließ.

Die Herrschaften lachten, aber sie zogen es doch vor, zu gehen. Und bei dem Bemühen, möglichst schnell aus dem unheimlichen Ort zu kommen, passierte es, daß sie sich verliefen und auf einmal am Ende eines Gäßchens standen mit einem köstlich wilden Ausblick auf die überhängende Schneespitze des Pizzocolo, und die düstere Gruftpyramide des Castello; dazwischen, tief unten die mächtig eingerissene Toscolanerschlucht, finster und eng, als könne man sie überspringen.

„Wir könnten auch hier zur Not hinunter," sage ich.

Aber es wurde allerseits bestens gedankt. Sie wollten den bequemen Weg gehen, den sie gekommen. Nur Josefa war andrer Meinung. „Nun haben Sie uns den Mund wässerig gemacht, Herr Kommissionsrat, man könnte vielleicht ein Abenteuer erleben. Sie aber gönnen's einem nicht. Ich möchte gerade den Weg gehen!" Es wurde lebhaft hin und her debattiert, bis endlich ein zerlumpter Bengel für einen Soldo zum Schiedsrichter erklärt wurde. Danach war der Weg steil, aber sicher.

Und jetzt kommt das Wunder. „Nun, wenn niemand will, so gehen wir eben allein, Herr Rin," erklärte Josefa.

Und wir sind auch gegangen, wir beide. Was das Mädel will, das setzt sie durch. Wiedersehen in Toscolano. — Die Stunde, die Sie uns geben, dürfte etwas lang sein, Frau Gräfin!

Aber nach hundert Schritten wäre die eigensinnige junge Dame beinahe umgekehrt. —

„Peter kommt aber um seinen Brief!"

„Daran möchte ich allerdings nicht gern schuld sein, Gräfin."

„Ich auch nicht. — Aber schließlich — eine Todsünde ist's auch nicht ... Nun gerade! Er riskiert bei jedem Rennen den Hals, und ich muß mich um ihn ängstigen mit Grund, mag er sich auch mal vierundzwanzig Stunden um mich ängstigen ohne Grund ... Ich verwöhne ihn überhaupt zu sehr."

„Das scheint so."

„Haben Sie eigentlich Peter gern?“ fragt sie unvermittelt.

„Ich kenne ihn nicht, Gräfin.“

„Ich kenne ihn nicht! So urteilen nur Herren. Wir mögen auf den ersten Blick jemand, oder mögen ihn nicht. Sonst heißt's: gleichgültig. Und das ist entweder eine große Lüge oder eine bittere Wahrheit. Wir urteilen instinktiv und kommen, glaube ich, genau so weit wie Sie. Denn erst wirklich kennen lernen! — Wer kennt sich überhaupt? ... Ich kenne Peter eigentlich auch nicht ... Man sieht sich, man gefällt sich, man verlobt sich. Ich lernte meinen Bräutigam vorigen August in Baden-Baden kennen, nachdem ich schon zahllose Körbe ausgeteilt hatte. Die Herren denken zuweilen: sehen und siegen müßte immer eins sein. Es ist aber nicht eins! Es war auf dem Rennplatz, wo ich ihn zuerst sprach. Er ritt nicht selbst, aber Pferde von ihm liefen. Und da wir nur noch acht Tage bleiben wollten, beeilte er sich natürlich sehr. Ich liebe Pferde und alles, was irgendwie damit zusammenhängt, leidenschaftlich. Ich bin auch nicht ängstlich und habe sogar mit eignen Augen gesehen, wie Peter mit seinem Pferde am Doppelnick kopfüber ging. Mir wurde ganz grün vor den Augen — und ich hatte ihn furchtbar lieb! ... Aber daß ich gerade sagen könnte, ich kenne ihn genau — nein. Wenn Herren verliebt sind, reden sie einen fabelhaften Unsinn zusammen, und wir hören's fabelhaft gern. Und was man sich täglich schreibt — es sind ja eigentlich auch nur Alltäglichkeiten, über die man sein Herz ausschüttet. Man versichert mit hundert Worten hundertmal dasselbe. Aber was wirklich Vernünftiges steht nie drin. Da ist zum Beispiel mein erster, den er immer bei sich trägt. Ich habe ihn, als Peter neulich da war, wieder gelesen, und ich mußte erst kniefällig gebeten werden, daß ich ihn nicht zerriß, so unglaublich töricht war er. — Trotzdem, die Torheit ist doch das Beste an der ganzen Brautzeit! Man will ja gar nicht zur Vernunft kommen. Die Vernunft kommt schon von selbst in der Ehe und früh genug ... Und ist denn die Ehe eigentlich unter allen Umständen so was furchtbar Ernstes? — Natürlich ist sie's! — Aber wissen? — Wissen tu' ich's wahrhaftig nicht!“

Ich erkundigte mich darauf, wo ihr Bräutigam steht, nach dem Regiment und Dingen, die mir sonst fernliegen.

„Er ist Kürassier, wie Papa, aber Linie. Und denken Sie mal, an seiner wunderhübschen Uniform habe ich mich beinahe gestoßen. Es war kindisch! ... Aber ich habe Papa doch eigentlich gar nicht gekannt, ich wurde geboren, nachdem meine Eltern zehn Jahre kinderlos, und, glaube ich, sehr trostlos darüber gewesen waren, namentlich Mama — und Mama hat immer gesagt, daß Ulanen für ihren Geschmack die hübscheste Waffe seien. Jetzt kann sie sich absolut nicht mehr daran erinnern. Aber ich erinnere mich genau! Und ich habe mich so in diesen Kinderwahn eingelebt, daß ich noch Peter neulich überreden wollte, sich doch zu den Garde-Ulanen versetzen zu lassen. Der Tschako ist und bleibt doch die hübscheste Kopfbedeckung.“

Noch ist's ein schmaler, aber sanft absteigender Weg, auf dem wir nebeneinander gehen — zwischen verschnittenen Rebstöcken und windschiefen Oliven führt er abwechselnd. Kein rutschendes Geröll, kein Abgrund, keine Absturzgefahr! Der Weg genau so angenehm, wie sie sich den Lebenspfad vorstellt. Und ich denke dabei sehr ernsthaft über die merkwürdigen Gegensätze in diesem Frauencharakter nach. Sie denkt klug, sie denkt frei, sie hätte das Zeug, trotz aller Kinderei in wirkliche Tiefen hinabzusteigen, wie sie auf wirkliche Höhen steigen möchte. Aber Klippen darf's nicht geben! Vor Klippen kehrt man um, ohne den Versuch zu machen, darüber hinwegzukommen — eben weil's Klippen sind. Und schließlich entscheidet in solchem Leben zu guter Letzt doch nur die vagste Aeußerlichkeit. Zum ganzen Glück fehlt, daß ihr Peter Ulan wäre wie mein Vater. Vielleicht wird ihr auch noch der Herzenswunsch erfüllt. Und dabei ertappte sich der kluge Herr Rin dabei, daß er selbst an Aeußerlichkeiten klebt wie eine Klette! Das bildhübsche Mädchen neben mir, das so graziös und so wenig zimperlich schreitet, hält deshalb meine Sinne gefangen. Die schlanken, biegsamen Formen dieser hohen Gestalt sind mir weit wichtiger als der Inhalt ihrer Rede. Ich könnte vielleicht für einen warmen Blick aus diesen kühlen Augen eine Torheit begehen. Vielleicht! — Es ist ja auch nicht die Seele, es sind die Lippen eines schönen Kindes, die wir gern küssen möchten ... Doch ich denke, bei mir hat das keine Gefahr.

Der Weg ist abschüssig geworden, die kleinen Kiesel rollen, wir müssen vernünftigerweise hintereinander gehen. Am scharfen kurzgrasigen Felshang entlang gleitet der Blick in die schwimmende Tiefe. Mir macht's nichts. Aber wer kennt die Nerven verwöhnter Menschenkinder? — Ich wechselte darum den Platz zuletzt, ging am äußersten Rand neben ihr, um die gefahrlose Innenseite freizuhalten für meinen Schützling. Das behagte ihr scheinbar nicht. Dann aber merkte ich, wie ihr die Augen beim Schauen in die Tiefe leer wurden. Ich kenne den wehen Reiz der Kopfnerven nicht, denen der übrige Körper sofort zittrig nachäfft, doch sie lernte ihn jetzt kennen. Sie sagte auch hastig: „Verzeihen Sie — wir sind sonst

im Sommer auf unserm Gut, und da gibt's nur Hügel. An einem wirklichen Abgrund entlang gehe ich heute vielleicht das erstemal in meinem Leben ... Es ist ungemütlich!" Dann ging sie nur noch mühsam Schritt für Schritt und mit aufeinandergebissenen Lippen.

Ich beruhigte sie natürlich und erklärte ihr, daß dies überhaupt kein Abgrund wäre, sondern nur ein Abhang, den ich zur Not noch hinabklimmen könne, freilich nicht sie. „Halten Sie sich nur dicht an mich und sehen Sie geradeaus!"

Sie gehorchte, aber offenbar nur ungern. Sie befiehlt lieber selbst.

Als wir endlich vorbei waren, auf eine sanfte Halde abgebogen, blieb sie aufatmend stehen. „Es war scheußlich! Ich habe gezittert, reell gezittert. Allein wäre ich sicher umgekehrt ... Es war zu dumm ..." Und sie geht eine Weile eigensinnig stumm. Sie kann mir's nicht vergeben, daß ich sie schwach gesehen.

Plötzlich fragt sie: „Kraxeln Sie eigentlich von Jugend auf gern?"

„Ich bin zwischen Schneebergen groß geworden — und mein Beruf bringt's mit sich ... Ich bin auch sonst ganz respektabel geklettert, und in Südamerika wollten die Eingeborenen nicht mehr mit, weil sie bergkrank wurden."

Sie sieht jetzt in die Schlucht hinunter, aber ohne Grauen, wo im ausgewühlten Bett der Fluß zwischen großen Steinen durchschäumt.

„Warum haben Sie eigentlich solch sonderbaren Beruf gewählt?"

„Weil's mir Spaß machte."

„Warum sind Sie nicht Offizier geworden? — Ich kenne zum Beispiel zwei sehr nette Feldartilleristen aus Wiesbaden."

Dazu kann ich nur lächeln. „Des Dienstes ewig gleich gestellte Uhr, Gräfin? — Dazu tauge ich nicht."

„Aber Sie hätten doch Offizier werden sollen!" beharrte sie eigensinnig.

Ich erklärte ihr darauf, daß es der direkte Wunsch meines Vaters gewesen sei, daß ich nicht Berufssoldat würde.

„Ach so, ich vergaß — Sie sind ja Schweizer!"

„Nein. Nur meine Mutter war Genferin, mein Vater dagegen sogar kurze Zeit preußischer Offizier."

„Und das sagen Sie mir erst jetzt?"

„Mein Vater legte auf diese Tatsache nie besonderes Gewicht, und ich tue es auch nicht."

Darauf inquiriert sie in komischem Mißtrauen weiter: „Sagen Sie mal, heißen Sie denn nun überhaupt Rin? — Bei Ihnen bin ich nächstens auf die wunderbarsten Ueberraschungen gefaßt ... Uebrigens, ich habe Sie auch noch von einem Grafen Bloome zu grüßen. Es ist ein guter Bekannter von Peter in der Schutztruppe, der gerade auf Urlaub ist und einem Kameraden zufällig erzählt hat, daß er mit Ihnen in Windhuk mehrere Tage zusammen gewesen sei."

Von da ab wurde mir die Inquisition peinlich. Dieser Bloome war ein netter Mensch, und ich erinnere mich seiner genau, aber ich habe die dunkle Empfindung, daß ich ihm in einer Sektnacht mehr von mir und meinen Familienverhältnissen erzählt habe, als es sonst meine Art ist. Und wie gesagt, hier möchte ich nicht Graf Rhyn sein. Es war ein Unsinn, den Leuten, die auf Namen so viel geben, nicht gleich meinen wirklichen Namen zu nennen und hinzuzufügen, daß mir dieser Name gleichgültig sei. Aber ich habe nun einmal Komödie gespielt, und ich will sie weiter spielen.

Schließlich stiegen wir als gute Freunde hinab in die Schlucht. Es ist wirklich eine wilde, schöne Schlucht, die nur leider durch eine Menge häßlicher Fabrikanlagen entstellt wird. Es ist zwar, glaube ich, das elektrische Licht unsers eignen Hotels, das wir von hier beziehen, aber ich gäb's gern drum, wenn der Fluß sich einmal zur Schneeschmelze ermannte, sein ganzes, tiefes Bett ausfüllte und diese ganze Kultur wegschwemmte in den Garda. Dann wär's die Natur, die ich liebe. Aber ich fürchte, er tut mir den Gefallen nicht.

Fünftes Kapitel

Ich habe beschlossen, doch einen Abstecher nach meinem Hotel zu machen. Meine Geliebte erscheint mir zwar immer noch recht begehrenswert, aber das Herzblut des grauen Bäckergesellen gehört nicht mehr zu meinen schönsten Träumen. Wenn er seinen Wunden erliegen sollte —, werde ich es ertragen. Sonst mag er seine Brote backen, wo er will, in Gargnano oder Salò — mir ist's völlig gleichgültig. Meine geliebte Isolde ist doch zu romantisch, und mit der priesterlichen Sanktion unsrer Gefühle hat es auch keine besondere Eile, will im Palazzo Bettoni bleiben, obgleich ich ihr eine vakante Hauskatzenstelle in meinem Ort vorschlug. Man könnte sich da sehen, so oft man wollte, und wäre sich anderseits auch nie im Wege. Denn die tägliche Chausseewanderung bis Gargnano? — Auch die Liebe muß ihre vernünftigen Grenzen haben. Daß die vielleicht etwas zu purpurblonde Schöne so sehr an ihrem Haus und ihrem Gargnano hängt, ist ja das Zeichen einer sinnigen Gemütsart, aber in der Diplomatie liebt man nun einmal keine züchtigen Hausfrauen, man verlangt die

große Dame, die beim Botschaftsdiner präsidiert, elegant cansiert, und große Damen haben kein kleines Heimatsgefühl. Ich weiß überhaupt nicht, ob mein Entschluß, hierher überzusiedeln, nicht ein wenig voreilig war. Meine Marchesa hat doch seltsame Gewohnheiten. Es degoutierte mich direkt, als sie neulich vor meinen Augen eine große Eidechse nicht nur gewandt fing, sondern sogar gierig verschlang. Auch für rohe Froschschenkel schwärmt sie.

Ueberhaupt läßt Palazzo Bettoni alles zu wünschen übrig. Der Marchese selbst weilt noch in Brescia, alle Fensterläden sind geschlossen, und wenn ich diesem schmutzigen Portier auch nur in den Polentatopf gucke, knurrt er. Ich vermisse meinen Betteppich, meine ragouts fins. Die Liebe kann doch unmöglich verlangen, daß ich ihretwegen zum Mäusefänger werde. Mäuse gibt's ja allerdings genug, aber sie existieren für unsereinen doch nur zu Jagdzwecken. Meine Geliebte verspeist sie mit Haut und Haar. Was mir anfangs als reizende Marquisenlaune erschien, stellt sich jetzt als ganz gemeiner Hunger heraus ... Wenn es meiner Freundin einfallen sollte, nach der Isola di Garda überzusiedeln, ich schwämme ihr jedenfalls nicht sofort nach. Ich muß sowieso mit meinen Kräften rechnen ... Als ich neulich an einem Stehspiegel vorüberstrich, fand ich meine Bewegungen etwas zu verheiratet eckig. Meine Freundin findet mich nur würdig. Ich habe aber schon früher die Ueberzeugung gehabt, daß die Würdigkeit des Alters hauptsächlich in der Steifheit seiner Beine besteht. Das widerstrebt mir. Talleyrand hinkte allerdings, aber war keineswegs würdig.

Wie gesagt, die Verhältnisse in Gargnano passen mir nicht mehr auf die Dauer. Ich vermisse in diesem verödeten Palast jene geistigen Anregungen, die mir ein volles Hotel auf jeden Fall bietet.

Also ich gehe —, und zwar wähle ich den französischen Abschied. Auf dieser Welt gibt's ja auch keine Entfernungen mehr ... Addio, Isolde!

Es war ein Traum, ein schöner Traum, aber haben Sie die Güte, ihn allein weiterzuträumen.

Ich kann gar nicht sagen, wie schwer und leicht zugleich mir dieser Riesenweg nach dem Hotel geworden ist. Es war die höchste Zeit, daß ich nach diesen frugalen Jagdfrühstücken meinem verwöhnten Magen wieder etwas französische Küche zuführte. Meine menschlichen Freunde werden mich sicher auf das schmerzlichste vermißt haben. Das gräfliche Tagebuch verlangt dringend nach einem geistreichen Korrektor. Die Terriers sind auch lange nicht mehr geärgert worden.

Auf einen Abschiedsbrief mit den bekannten Floskeln, den ich anfangs an meine Freundin schreiben wollte, verzichte ich doch besser. Ich bin als glänzendes Meteor in diesem Frauenleben erschienen, ich gedenke auch als solches glänzend, aber spurlos zu verschwinden. Ich fühle nur leisen Trennungsschmerz. Die Diplomatie, das Hotel, die Wissenschaft heischen mich. Ich erteile mir hiermit feierlich selbst Absolution, indem ich zur Buße vom plumpen Sinnenrausch zu rein geistigen Sphären zurückkehre.

*

Der Empfang war geradezu großartig. Dem verlorenen Sohne in der Bibel wurde ein Kalb geschlachtet, mir servierte man ein äußerst zartes Lammkotelett. Die ganze Küche, das dienstfreie Hotelpersonal sahen voll Andacht zu, wie ich besagtem Kotelett noch einen Kapaunflügel und etwas Biskuit hinzufügte. Man merkte es diesen Gesichtern deutlich an, wie sehr die Hotelwirtin beneidet wurde, die mich mit den zärtlichsten Kosenamen ans Herz drückte und mir sogar einen Kuß stahl. Ueberströmende Gefühle sind zwar immer etwas lästig, aber sie beweisen doch auch unsern Wert. Zuletzt wurde mir noch ein blaues Seidenband umgebunden, das mir vorzüglich steht und mit seinem melodischen Glöckchen wohl die Komthurklasse des Annunziatenordens bedeuten soll. Eigentlich dürfen an Bourbonensprößlinge nur Großkreuze verliehen werden — man sah wegen der unbequemen Tragart über die Brust mit Recht davon ab. Das silberne Glöckchen wird mir vielleicht bei der Rattenjagd hinderlich sein, dann lege ich den Orden eben ab, vorläufig empfinde ich nur den wohltuenden Gegensatz zu den verschwitzten Lederhalsbänden und schrillen Kuhglocken der beiden Terriers. Die Unholde werden jetzt übrigens abgerufen, wenn sie wie sinnlos gegen die Gartenmauer, auf der ich gerade sitze, toben. Orden muß man zeigen, und ich halte darum am liebsten im Angesicht des ganzen Hotels Siesta.

Ueber etwaige Neulinge im Hotel orientierte ich mich sofort durch eine Korridorpromenade und einen Balkongang. Es ist ausnahmslos Gelichter, dessen Geld der Hotelwirt freundlich einstreicht, dessen Name aber zugleich mit ihnen selbst aus der Fremdenliste des Gardaboten verschwindet. Gräflichkeiten werden dagegen noch bis ins übernächste Jahr, Freiherren nur bis zum Schluß der Saison als Hotelgäste geführt, mögen sie nun wirklich einen Tag dagewesen sein oder sich auch nur telegraphisch nach Zimmern erkundigt haben. Dem großen Satiriker und dem kleinen Komödianten, zwei auserlesenen Brennpunkten der sensationsbedürftigen Deutschen am See hier, wird im Unterhaltungsteile der Zeitung allwöchentlich noch ein besonders geschmackloses Weihrauchfanal entflammt — dem einen vermutlich wegen seiner berühmten Nichte, für die er doch eigentlich nicht verantwortlich ist, dem andern wegen seiner Morgenkognaks, für die er doch

eigentlich mehr verantwortlich sein sollte. Die Menschen sind im Grunde Fetischdiener, sie müssen nun einmal anbeten, selbst wenn der betreffende Götze recht menschlich schwatzt, oder recht unmenschlich trinkt ... Der Maler wird vermutlich das bleichsüchtige Mädchen heiraten, und der preußische Major seinen nächsten Erholungsurlaub in einer Gummizelle zubringen.

Und der Graf Rhyn? — Leider, leider! Ich habe das Unglück vorausgesagt ... Mehr Weltmann sein, mehr spielen, Herr Graf! — Hübsche Gesichter sollen behandelt werden wie hübsche Bücher: man blättert sie mit Interesse durch und gibt sie schnell weiter. Aber so wird es nichts! — Man promeniert wohl mit hübschen Bräuten, man sagt ihnen Elogen, verdreht ihnen den Kopf, und nachdem man sie geküßt hat, überläßt man sie der Reue und der Ehe. Jedoch man spricht nicht ernsthaft mit ihnen — schwere Sachen, die schwere Gedanken wecken. Man schreibt vor allem kein Tagebuch über sie! Und wenn man nun gar in demselben Tagebuch mit Bleistift ein gewisses Profil möglichst gut zu fassen sucht, und es auch wirklich erfaßt, dann aber den Bleistift wegwirft, und sich an die Stirn tippt: so ist die betreffende junge Dame wohl um eine schmeichelhafte Erinnerung, man selbst aber um eine schwere Erfahrung reicher zum Schluß ... Und in dem Tagebuch ist noch nicht mal das ganze Herz ausgeschüttet. Wir sind scheinbar nur verliebt in das schöne Gesicht, aber wir verachten um so tiefer die seichte Seele. — Damit steht der Teufel erst recht hinter uns, faßt uns am Kragen ... Reisen Sie ab, Graf Rhyn, reisen Sie ab! Sie sind kein Ueberkater ... Je mehr Sie sinnieren, desto mehr verstricken Sie sich. Vorläufig haben Sie freilich noch keine richtige Ahnung von Ihrem Seelenzustande. — Ihr Empfang meiner Persönlichkeit war zwar etwas kühl, Sie streichelten mich wie geistesabwesend —, und Sie haben eine Hand, die durchgreift, die sogar eine Handschelle bricht. — Aber was sind Handschellen im Vergleich zu dem feinmaschigen Netz, das Sie sich so sorgfältig spinnen? Der Salm schnellt sich über das höchste Wehr, im Fischnetz bleibt er mit den Kiemen hängen. Die wilden Schwanzschläge nützen ihm gar nichts. Und es muß schon ein ganzer Kerl sein, der sich mit einem energischen Stoß nach vorn befreit, anstatt nach allen Seiten erfolglos zu zappeln. Sind Sie dieser ganze Kerl? — Manchmal hoffe ich es, in Ihrer Hand liegt so etwas.

Ich war auch der Orientierung halber heute im Zimmer der jungen Dame. Ein unbeendigter Brief an ihren Bräutigam lag auf dem Schreibtisch. Sie hatte allerdings merkwürdigerweise an der gleichen Stelle aufgehört, wo sie von Ihnen hätte sprechen sollen. Aber machen Sie sich darum keine Illusionen! Es handelt sich um ein sehr korrektes, junges Mädchen, das mich heute tothetzen lassen würde, nur weil Peter es wünscht, und weil er ihr Bräutigam ist ... Sie amüsiert sich mit Ihnen, sogar sehr gut mit Ihnen! Sie sind eine andre Männersorte, und das interessiert die Frauen ... Und weil es Frühling am Garda ist, und Sie Ihrer selbst nicht mehr sicher sind, Herr Graf, so sage ich Ihnen: Stände auch die Tür zu Josefas Toilettenzimmer offen, lugen Sie nicht hinein, auch wenn Sie können! Ein Mädchen, das bei der Toilette weit verführerischer aussieht als nach der Toilette, ist der gefährlichste Kumpan, den's gibt. Denken Sie lieber, daß sie sich schnürt, etwas rouge auflegt, aber glauben Sie nicht an einen Körper, der von Natur so schön ist! Ich bin wie alle Diplomaten auch Aesthetiker —, und dieser Körper ist tatsächlich eine Sünde wert! Aber Sie wollen ja leider gar nicht sündigen, lieber Graf ...

Ich stattete auch dem Kommissionsrat eine Balkonvisite ab. In Pantoffeln, mit einer Meerschaumspitze, gibt sich der alte Herr gar nicht so würdig trotz seiner steifen Beine. Er ist des Hotelklatsches merkwürdig kundig, und die Liebesgefühle des Malers sind ihm keineswegs verborgen. Er klatscht auch in diesem Moment, aber wie immer mit vorsichtig gedämpfter Stimme. Die Nichte hört ihm gehorsam zu. Sie muß wohl, denn sie ist arm wie eine Kirchenmaus. Und obgleich sie der Onkel nur zu Dekorationszwecken mit auf die Reise zu nehmen scheint, so traue ich dem Frieden doch nicht. Warum beschenkt er sie eigentlich ausschließlich mit Schmuckstücken für den Hals? — Der Hals ist wirklich sehr appetitlich, und ich verstehe Ihre Freude, verehrter Herr, an diesem feindurchbrochenen, venezianischen Goldkollier sehr gut. Alter Schwede!

(Fortsetzung folgt)

Liebe und Ruhm

Von

Leonard Merrick

(Fortsetzung)

Die Oper sollte zum erstenmal im Piccadillytheater an einem Mittwoch gegeben werden, und Lingham mußte seine letzte Kritik für den „Guten Ton“ stets am Mittwoch nachmittag abliefern. Weder er noch Meenie wollten, daß das Blatt erscheine, ohne eine Kritik der „Rosenketten“ zu bringen, er konnte aber nicht zur Generalprobe gehen; so erzählte sie ihm den Inhalt, und er schrieb die Kritik über die Aufführung schon Mittwoch früh nieder.

Er gab sich große Mühe, über die Leistung seiner Frau zu berichten; es ist viel leichter, eine oberflächliche als eine lobende Kritik zu schreiben, und er kam trotz dem besten Willen nur langsam von der Stelle.

„Einen ausgesprochenen Erfolg hatte Miß Meenie Weston zu verzeichnen, eine junge Dame, deren Name uns ganz unbekannt war,“ las er ihr vor; „was meinst du zu dem Anfang?“

„Sehr gut,“ antwortete sie, indem sie sich an seine Schulter lehnte.

„Glaubst du wirklich? Mir gefällt's nicht sehr ... Nein, das werd' ich nicht schreiben, es ist zu einfach ... ‚Aber die größte Ueberraschung wurde uns durch eine Künstlerin zuteil, deren Name uns fremd war ...‘ Das ist auch schlecht. Na, es macht nichts; gib mir eine Idee, was tust du zuerst?“

„Ich laufe über die Bühne; ich rufe den Chor herbei und teile ihm die Neuigkeit mit.“

„Welche Neuigkeit?“

„Nun, daß die Heldin entführt wurde, du Närrchen. Ich habe ein paar sehr hübsche Verse zu sprechen und lache.“

„Ah, nun versteh' ich. Wo sind wir stehen geblieben? ‚Deren Name uns fremd war.‘ Schreib du lieber, und ich diktiere dir — ich kann besser denken, wenn ich auf und ab gehe. Bist du bereit?“

Sie kaute an dem Federstiel und nickte.

„‚Plötzlich eilte ein junges Mädchen über die Bühne, das von Heiterkeit und Lachen übersprudelte; sie klatschte in die Hände und winkte die andern ganz nahe zu sich heran, um ihnen eine Neuigkeit mitzuteilen.‘“

„Aber ich klatsche nicht in die Hände,“ wendete sie ein.

„Dann solltest du es tun! Ich kann mir doch deshalb die Schilderung nicht verderben! Laß es nur stehen ... ‚Neuigkeit mitzuteilen. — Sie hatte eine der schönsten Stellen im ganzen Textbuch zu sprechen — und das Libretto Mr. Parletts muß als ein sehr gelungenes bezeichnet werden —, aber es war nicht die Geschichte, die uns überraschte — es war die Erzählerin. Das junge Mädchen war von solch unwiderstehlicher Heiterkeit, ihre Fröhlichkeit war so ansteckend, daß ein rauschendes Lachen durch die erwartungsvolle Zuhörerschaft ging. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich sage, daß alle Anwesenden sich unwillkürlich ein wenig nach vorwärts neigten und auf die Worte der unbekannten Sängerin lauschten, die ihre Kunst vollkommen beherrschte.‘“

„Ach, Ralph,“ sagte sie, indem sie die Feder niederlegte, „das ist entzückend! Aber es ist zu viel,“ fügte sie seufzend hinzu, „‚die ihre Kunst vollkommen beherrschte‘ ... ist zuviel, Liebster.“

Er hielt das überhaupt nicht für Kunst, aber wenn er es ihr gesagt hätte, so würde es wie Eifersucht ausgesehen haben.

„Ich möchte für dich tun, was ich nur kann,“ erwiderte er gedrückt, „aber wie du willst — ich werde diese Stelle ändern. Was soll ich über deine Stimme sagen?“

In diesem Augenblicke wurde eine große Schachtel abgeliefert; sie hatte tags zuvor Einkäufe für die Premiere in einem Laden gemacht, der zumeist Schauspielerinnen zu Kunden hatte. Sie flog darauf zu und bemühte sich vergebens, die Schnur aufzubinden; sie hatte nie zuvor so kostbare Wäsche besessen. Lingham schnitt den Knoten durch, und sie nahm einige Strümpfe heraus und betrachtete sie lächelnd. Es waren drei Paar von verschiedener Farbe, zu den Kostümen passend, die sie trug. Dann befanden sich noch verschiedene Wäschestücke in der Schachtel, wie er sie noch nie gesehen hatte; er befühlte sie neugierig.

„Sie sind sehr schön gemacht,“ sagte sie leise, indem sie die Augen niederschlug.

In dem Augenblick fiel ihm ein, daß die ganze Welt sie an ihr zu sehen bekommen würde, und er wurde fast so weiß wie die Spitzen.

Nach dem Lunch, das aus belegten Brötchen und einem Glas Sherry bestand — das Diner wurde Meenies wegen immer um fünf Uhr genommen — trug er seine Rezension in die Redaktion; unterwegs mußte er daran denken, um wie vieles ehrerbietiger Mrs. Watkins ihn behandelte, seit er die größere Wohnung gemietet und sie erfahren hatte, daß seine

Frau eine der ersten Schauspielerinnen im Piccadillytheater sei.

Er hatte ein Billett für den ersten Rang, und als der Vorhang aufging, war er froh, daß die Rezension bereits geschrieben und er nicht gezwungen war, der Vorstellung mit gespannter Aufmerksamkeit zu folgen. Beständig quälte ihn der Gedanke, daß Meenie sich irgendwo hinter den geheimnisvollen Rampenlichtern befand — daß sie nun bald mitten unter der phantastischen Menge erscheinen würde, die auf der Bühne Pirouetten schlug.

Sie war so begierig, zu lernen, sich zu vervollkommnen, daß er ihr hatte versprechen müssen, ihr seine Empfindungen genau zu beschreiben; indes das erste Gefühl, das ihn erfüllte, als sie auf der Bühne erschien und von dem Publikum angeglotzt wurde, war eine so tiefe Scham, daß ihm fast übel geworden wäre. Aber das wollte er ihr nie sagen. An ihrem Kostüm war, wenn man davon absah, daß es ein Operettenkostüm war, nichts Unanständiges; nichts Unfeines an ihrer Rolle, wenn es nur die Rolle einer andern gewesen wäre! Aber sie war seine Frau! Und das Kleid, das nur bis zu den Knien reichte, und die koketten Blicke, die sie dem Publikum zuwarf, und die Liebenswürdigkeit des geschminkten Tenors verletzten ihn tief.

Sie nannte den komischen Zuckerbäcker „Schatz", und sie waren miteinander verheiratet; er schlang den Arm um ihre Taille und küßte sie. Der Kuß war nicht wirklich, wohl aber die Umarmung; Ralph hätte sich sagen müssen, daß jeder Tänzer im Ballsaal seinen Arm so um die Taille seiner Frau gelegt hätte, aber er war in furchtbarer Aufregung. Ein so ordinärer, hirnloser Possenreißer, dieser „Zuckerbäcker"! Aber der verdiente fünfzehnhundert Pfund im Jahr und konnte die Frau, die er geheiratet hatte, auch erhalten! Nur er, der berühmte Autor, war unfähig, seine Frau zu ernähren! Welchen Wert hatte sein Talent? Es war eher ein Unglück für ihn, denn es machte ihn unfähig für brauchbare Arbeit. Was hatte er davon, daß er sich der Anerkennung der gebildeten Presse erfreute? Der „Zuckerbäcker" kümmerte sich einen Pfifferling um die ganze gebildete Presse.

In der Pause nach dem zweiten Akt ging er ins Büfett. Er hatte nun schon einige Bekannte unter den Theaterkritikern, und er hätte sie gern gebeten, so freundlich als möglich über Meenie zu schreiben. Aber er konnte es nicht über sich gewinnen; konnte sich nicht entschließen, einzugestehen, daß er seiner Frau so etwas gestattete. Was würden sie sagen? „Gewiß, lieber Freund!" Aber hinter seinem Rücken? „Das muß doch eigentlich ein charakterloses Individuum sein!"

Jawohl, er war ein charakterloses Individuum — er fühlte es, daß er es war oder wenigstens schien; aber er war machtlos. In welchem Beruf konnte er mehr verdienen als jetzt? Konnte er von ihr verlangen, ihre Gage und ihre Aussichten für die Zukunft fahren zu lassen und mit ihm für dreißig Schillinge wöchentlich sich einzupferchen und zu vegetieren? Er drückte sich in eine Ecke und lauschte den Bemerkungen der Leute, die hereinkamen, um einen Kognak zu trinken oder eine Zigarette zu rauchen. —

„Gar nicht übel! Die Musik gefällt mir! Sie ist sehr einschmeichelnd . . ."

„Ja, wahrhaftig! Finden Sie das nicht auch?"

„Welche meinen Sie?"

„Das Mädel, das die ‚Flora' gibt — ach, Sie wissen doch, welche! Wie heißt sie denn nur?"

„Meenie Weston . . ."

„Sehr armselig! Ich hab' noch nicht eine anständige Melodie gehört! Vanderhoff ist ein Schwindler!"

„Nimm dich in acht! Das ist sein Schwager hinter dir!"

„Du, Meenie Weston ist ein netter Käfer, nicht? Wo kommt sie denn eigentlich her? — Ich werde einen Likör trinken."

„Hast du bemerkt, daß sie keine Ringe trägt?"

„O doch, einen Trauring."

„Ach, der zählt nicht."

Nach Schluß der Vorstellung ging er in das Seitengäßchen und wartete beim Bühnenausgang auf sie. Es standen noch einige junge Leute im Frackanzug dort, die auf einige Damen warteten; sie fanden es offenbar unterhaltender als er, und es wurde ihm klar, daß sehr viel von dem Verhältnis abhing, in dem man zu den Erwarteten stand.

Endlich kam sie — sie zitterte förmlich, sein Lob zu hören, und sie fuhren in einem Hansom nach Hause. Er starrte wie geistesabwesend vor sich hin.

„Also?" stammelte sie.

Was sollte er ihr sagen?

„Hab' ich's gut gemacht?"

„Sehr gut, liebe Meenie," antwortete er, „wirklich sehr gut," aber seine Stimme war matt.

Alle Freude, die sie an ihrem Erfolge hatte, schwand, mit der gehobenen Stimmung war es vorbei. Sie hatte geglaubt, er würde sie an sich ziehen und ihr sagen, daß sie ihn überrascht habe; all die Monate hindurch, die sie auf der Gastspielreise zugebracht, hatte sie sich auf diesen Augenblick gefreut. Sie erinnerte sich seiner Ansichten vom letzten Jahr her noch viel zu deutlich, um sich zu wundern, aber sie fühlte sich verletzt. Die Not hatte ihn gezwungen, endlich einzuwilligen, und sie tat, was in ihren Kräften stand, und hatte ihn mit vielen unangenehmen Einzel-

heiten verschont, die ihn peinlich berührt hätten. Sie war die Zeit über nicht gerade auf Rosen gebettet gewesen, wenn sie ihm auch die Dornenstiche verborgen hatte; sie hätte sich mit Freuden die Hände für ihn blutig gearbeitet, aber er sollte diese Hände wenigstens küssen.

Das Cab hielt, und sie stiegen schweigend die dunkle Treppe hinauf. Während er mit der Rezension beschäftigt war, hatte sie sich vorgestellt, wie vergnügt sie heute nach der Vorstellung zu Abend essen würden, und der Wirtin Geld gegeben, um eine Flasche Champagner zu kaufen. Als Lingham das Gas anzündete, fiel sein Auge auf die Flasche, und nun überkam es ihn wie eine Offenbarung; tiefes Mitleid mit ihr und sich selbst erfüllte ihn, und der Gedanke, wie furchtbar er sie enttäuscht hatte, schnürte ihm die Kehle zusammen.

„Was? Champagner?" rief er aus und versuchte es, einen lustigen Ton anzuschlagen.

Ihre Antwort war undeutlich, und sie entfernte sich von ihm, ein Schluchzen unterdrückend; hatte schon der Anblick des Tisches einen wehmütigen Eindruck auf sie gemacht, so verschlimmerte ihn sein Ausruf noch.

„Meenie! Was ist denn geschehen?"

„Ich hab' Kopfschmerzen," antwortete sie, indem sie den Hut ablegte, „und bin müde, ich mag nichts essen."

„Nichts essen? Ein Bankett, und du magst nichts essen? Unsinn! Bedenke doch die Veranlassung! Komm, Meenie, und setz dich her!"

Sie sank in einen Sessel neben dem Kamin, den Rücken ihm zugekehrt; langsam ging er auf sie zu und streichelte ihr Haar.

„Ach, Ralph!" rief sie aus, indem sie sich an seine Brust lehnte, „muß es so sein?"

Reumütig hielt er sie in seinen Armen; er konnte keine Antwort finden.

„Ich — ich hab' viel zu wenig gesagt," stammelte er endlich, „aber ich dachte mir, es sei überflüssig, es waren ja alle entzückt."

„Nein, nein, das ist es nicht, sondern die Art und Weise, wie du überhaupt darüber denkst. So also ... Wie soll es in Zukunft nur werden, wenn du — wenn dir immer so zumute sein wird?"

Es versetzte ihm einen Stich ins Herz, daß sie diesmal nicht wie sonst hinzufügte: „Es ist ja nur für kurze Zeit!" Seit sie zum letzten Male diese tröstenden Worte gesprochen, hatte sie Erfolge gehabt und er — Mißerfolge.

„Ich werde schon vernünftig werden," antwortete er, mit Anstrengung einen leichten Ton anschlagend, „ich werde schon artig sein; hab Geduld mit mir — es ist ein wenig schwer, sich von seiner Frau erhalten lassen zu müssen und sich dabei wohlzufühlen."

„Von seiner Frau erhalten —?" erwiderte sie mit weitgeöffneten Augen, „ach, du bist entsetzlich!"

„Mein liebes Kind, es ist so. Ich — Gott weiß, was für ein Engel du bist — ich rechne es dir ja hoch an, und du könntest nicht taktvoller sein. Ich bemerke sehr vieles, wenn ich auch nicht davon spreche; du tust, was du kannst, um mir nicht zu zeigen, wo meine dreißig Schillinge aufhören und deine fünf Pfund anfangen, aber Tatsachen sind Tatsachen. Ohne dich wäre ich jetzt in meiner Dachkammer und würde für einen Schilling zu Mittag essen, mit dir —! Du kannst doch nicht erwarten, daß ich bei dem Stand der Dinge noch stolz sein soll!"

„Ist es dir so ganz unmöglich," sagte sie mit undeutlicher Stimme, „dir vorzustellen, daß Mann und Frau wirklich eins sind? Mir nicht. Ich fühlte mich nicht gedemütigt, als du mich aus der Pension herausholtest, mir Nahrung und Kleider gabst. Wenn du sagst, es sei schmerzlich, daß ich mit meinem Beruf mehr Geld verdiene als du mit deinen Büchern, so stimm' ich dir aus tiefstem Herzen bei; aber es wird auch die Zeit kommen, da du Triumphe feiern wirst — wir wissen, daß sie kommen wird — kannst du dich inzwischen nicht mit mir über meine kleinen Erfolge freuen?"

Sie hatten einander geheiratet — was vorher war, ging sie jetzt nicht an. Sie sah der Notwendigkeit des Jetzt mit Zärtlichkeit, mit Teilnahme, mit Klugheit ins Auge.

Nun überlegte sie. Daß sie verdienen mußte, war unleugbar, und sie wußte, daß jeder Bissen Brot, den sie aus ihrer Tasche bezahlte, selbst wenn sie eine Stelle in einem Geschäfte annähme, ihm einen bitteren Geschmack im Munde zurücklassen würde; sie sagte sich auch, daß er sie und sich unglücklich machen mußte, wenn er sich nicht in das Unvermeidliche fügte, aber — nun war sie seine Frau — es kam ihr nicht in den Sinn, daß er sie nicht hätte heiraten sollen. Ralph dagegen kam dieser Gedanke in seiner Gedrücktheit immer wieder. Er hätte ledig bleiben sollen, sagte er sich, dann hätte er seine Selbstachtung nie verloren; und er hatte die Empfindung, daß er durch seine Heirat sich an ihr und sich selbst versündigt hatte.

Aber er wies den Gedanken von sich; dann zog er sie an den Tisch heran und entkorkte mit erheuchelter Fröhlichkeit ihren Champagner.

Einundzwanzigstes Kapitel

Die Oper wurde einen Abend nach dem andern flott aufgeführt, und so oft es Lingham seine Pflichten als Theaterkritiker gestatteten, holte er seine Frau des-

Abends ab. Um dreiviertel elf legte er die Feder hin — und wenn er mitten in einem Gedanken war — und eilte ins Piccadillytheater, um sie zu erwarten. Er bestand darauf, obwohl sie ihn versicherte, daß es überflüssig, daß sie daran gewöhnt sei, allein aus dem Theater nach Hause zu gehen. Sie sagte ihm nicht, daß die Beleidigungen, vor denen er sie zu bewahren suchte, sie gar oft im Theater erwarteten und erzählte ihm auch von den Billetts nichts, die sie in ihrer Garderobe zerriß, ohne sie auch nur ordentlich zu lesen.

Sie hatten beide nicht wieder von seiner Unzufriedenheit gesprochen; das war an jenem Abend so gründlich geschehen, daß der Gegenstand fortan nicht mehr berührt wurde. Ihre Unterredung hatte damit geendet, daß sie einander in die Arme sanken, und sie versuchte es, sich einzureden, daß es jetzt immer so bleiben würde.

Ralph hatte sich ein paar Tage hindurch bemüht, unbefangen zu erscheinen, und er hatte durchaus nicht die Absicht, die Maske fallen zu lassen: er streifte sie unbewußt ab. Er merkte es anfangs auch nicht, daß er nun so oft in gereiztem Tone zu ihr sprach und sie dadurch sehr verletzte. In seinen zornigen Gedanken war er stets sorgfältig darauf bedacht, ihre Person von den Umständen zu trennen, in seinem Benehmen aber zeigte es sich nicht, daß er diesen Unterschied machte. Es ist gerade so lächerlich, einem Menschen zu sagen, er solle einen Gedanken von sich fernhalten, wie wenn man von ihm verlangte, er solle die hereinbrechende Flut zurückdrängen; tagtäglich überkam Ralph von neuem der Gedanke, den zu unterdrücken er sich zugeschworen hatte: seine Heirat war für beide ein Irrtum gewesen. Sie war dadurch nicht reicher geworden, er war arm geblieben; die Tatsache, daß sie seiner Empfehlung ihr Engagement verdankte, unterschätzte er; er war überzeugt, daß sie auch ohne seine Vermittlung es so weit gebracht hätte, daß sie durch die überstürzte Heirat nichts gewonnen hatte — außer einem Gatten, der von ihrem Verdienst lebte.

Er dagegen — er empfand vollkommen das Tragische in ihrem gegenseitigen Verhältnis, aber darüber war er sich klar, daß sie ihm nun, da sie ihre besten Kräfte für ihn einsetzte, nicht mehr so teuer war, als in den Tagen, in denen sie nur sein liebendes Weib war und sonst nichts; die Armut hatte sich eingestellt und entmutigte ihn darum nicht weniger, weil seine Frau sie einigermaßen abwenden konnte, und ihre Gesellschaft entschädigte ihn nicht für die Demütigung. Der geheime Gedanke beeinflußte ihn wie ein geheimes Laster, der gereizte Ton steigerte sich zu heftigen Worten und diese zu übereilten heftigen Antworten.

Vielleicht war Meenie, obwohl sie sich dessen nicht bewußt war, äußerlich etwas weniger nachsichtig als früher; sie hätte sich verabscheut, wenn sie nur im entferntesten geglaubt hätte, daß das Glück ihr zu Kopfe gestiegen sei, aber es war nur natürlich, daß ihre Selbstachtung sich gesteigert hatte, daß sie nicht mehr so bereit war wie sonst, den Nacken unter seinen Verweisen und seiner üblen Laune zu beugen.

Nach Verlauf einiger Monate war er beständig übler Laune. Er bedauerte, sie geheiratet zu haben, bevor er den Unterhalt für sie beide erschwingen konnte; er erkannte alle ihre Tugenden an, sah ein, daß sie ein viel sanfteres Gemüt, einen viel edleren Charakter hatte als er, aber er bedauerte trotzdem, geheiratet zu haben, und es gibt wenige Männer, die ein solches Bedauern mit der liebenswürdigen Verstellung einer Frau verbergen können.

Es war an einem Samstag im Juli; Meenie war gerade im Begriff, ins Theater zu fahren und trat zuvor noch für einen Augenblick auf den Balkon hinaus. Drinnen hatte Lingham sich gerade zu seinem Roman hingesetzt. Es war ein furchtbar heißer Tag gewesen, und als Meenie die trostlose Guilford Street hinunterblickte, überkam sie plötzlich eine Sehnsucht nach der See. Es war acht Uhr; in den benachbarten Boardinghäusern hatte man vor einer Stunde das Diner genommen, und nun waren an allen Fenstern, auf der Treppe vor dem Hause die trüben Gesichter der Kontoristen zu sehen, die sich in der beginnenden Dämmerung fächelten. Sie dachte, wie schön die See aussehen würde, wenn der Mond aufging, die Sehnsucht nach diesem Anblick wurde immer stärker in ihr, und sie trat, von einem plötzlichen Impuls bewegt, in das Zimmer zurück.

„Ralph!“ rief sie aus, „heute ist Samstag; könnten wir nicht heute nach dem Theater irgendwohin fahren und den morgigen Tag an der See zubringen?“

Er empfand einen physischen Schmerz bei der Unterbrechung, jeder Nerv bebte in ihm. Der Gedanke, den er eben gehabt, zerrann in nichts, sein Gehirn war mit einem Male so leer wie das Papier vor ihm, mit einer tragischen Gebärde der Ergebung legte er die Feder hin und lehnte sich in seinen Sessel zurück.

„Irgendwohin fahren?“ wiederholte er; aus seinem Tone hätte man vermutet, daß sie ihm eine Reise um die Welt vorgeschlagen hatte. „Was meinst du damit, ‚irgendwohin fahren?‘“

„Es ist so entsetzlich heiß,“ murmelte sie, „und es geht ein Nachtzug nach Brighton; ich könnte auf meinem Wege ins Theater in ein Hotel telegraphieren, und wir brauchten erst Montag nachmittag zurückzukommen, das würde nicht viel kosten und uns beiden sehr gut tun.“

„Brighton? Im Juli? Gewiß, das würde uns

ungeheuer gut tun. Hast du auch eine Ahnung, wie heiß Brighton im Juli ist? Du redest so unüberlegt wie ein Kind. Es ist in Brighton heißer als hier."

Sie biß sich auf die Lippen.

„Also anderswohin — es ist mir ja egal, wohin."

„Wozu willst du überhaupt fortfahren? — Wir haben keinen Fahrplan — ich glaube nicht, daß so spät noch irgendwo anders hin ein Zug geht. Uebrigens hab' ich ja zu tun. Weißt du denn nicht, wie langsam ich vom Fleck komme? Ich hab' keine Zeit, Vergnügungsreisen zu machen."

„Schon gut," erwiderte sie heftig; „als ob so viel daran läge, wenn du anderthalb Tage opferteſt!"

Ein Fluch drängte sich ihm auf die Lippen, er ballte die Fäuste und schlug damit auf den Tisch.

„Es sind nicht anderthalb Tage!" schrie er, „du weißt es gerade so gut wie ich, wenn ich zu unrechter Zeit einen Tag opfere, so kostet mich dieser Tag eine Woche. Wie merkwürdig, daß ein Frauenzimmer doch nie etwas lernen will! ... Meinetwegen, meinetwegen fahren wir! Wohin willst du? Nach Brighton? Gut. Pack dir deine Handtasche ein, und ich pack' mir meine hernach."

„Nein, nein," sagte sie, „ich danke, ich bleibe zu Hause."

„Sei nicht kindisch," erwiderte Lingham, „du wollteſt fahren, das ist jetzt abgemacht, ich fahre mit dir!"

„Ich will nicht mehr fahren, reden wir nicht mehr davon."

„Ah! —" krachend ließ er die Faust auf den Tisch niedersausen, „du kannst einen rasend machen! Wahrhaftig, rasend machen! Du überfällst mich mit irgend einer dummen Laune, vertreibst mir jeden Gedanken aus dem Kopf, und wenn ich sage — wenn ich sage — daß ich fahren will, dann willst du nicht! Was liegt mir jetzt daran, ob wir fahren oder nicht? Du scheinst zu glauben, daß ich jetzt in meiner Arbeit fortfahren kann, als wenn du gar nichts gesagt hätteſt? Aber ich bin keine Maschine, ich kann mir meinen Lebensunterhalt nicht dadurch verdienen, daß ich auf der Bühne herumtanze und hersage, was ein andrer geschrieben hat: ich muß allein denken und schreiben! Ich weiß nicht, worüber ich schreiben wollte, ich weiß nicht, was ich schreiben wollte, alles ist weg! Ob ich nun nach Brighton gehe oder ob ich hier bleibe, den Abend hast du mir einmal zerstört. Ueberleg dir um Himmelswillen früher, was du willst, bevor du davon sprichst. So ein Dasein ist ja unerträglich, das bringt einen ja um."

„Du hast recht," antwortete sie schwer atmend, „es ist unerträglich. Jeden Tag — zehnmal im Tag, wenn ich darauf achtete — sprichst du in einer Weise zu mir, als wär' ich dein ärgster Feind. Ich kann es nicht länger ertragen, Ralph. Ich glaub' nicht, daß du weißt — ich kann nicht glauben, daß du es weißt — wie du dich benimmst. Du wirst einer Kleinigkeit wegen rasend, du hast beständig etwas an mir auszusetzen — es scheint dir Vergnügen zu bereiten, mich zu tadeln, es scheint deine Hauptfreude zu sein. Ich kann ja gar nicht mehr zu dir sprechen, ich fürchte mich ja, den Mund aufzutun."

„Ach ja, du hast sehr viel von mir auszustehen," sagte Lingham bitter.

Eine kleine Pause trat ein. Auf der Straße schlug ein wandernder Harfenspieler die Saiten und sendete ein Liebeslied zu ihnen empor.

„Was ich auch immer tue oder sage, ist verkehrt. Frage ich dich, wie es dir mit deinem Buche geht, so ist es dir nicht recht; frag' ich dich nicht, ist es dir auch nicht recht. Gott weiß, wie ich mich bemühe, das Rechte zu tun, aber wir sind jetzt nie eines Sinnes — es ist fast, als könnten wir nicht mehr in Eintracht miteinander leben! Ich hab' dir schon früher gesagt, daß du uns durch deine Reizbarkeit das Leben verbitterst."

„Ja, ein- oder zweimal!"

„Empfunden hab' ich es viel öfter!"

„Es tut mir leid," sagte er ein wenig beschämt, „aber ich weiß wirklich nicht, was da zu machen ist, ich fürchte, ich bin schon zu alt, um mich zu bessern."

„Ich bin ja auch keine Maschine. Wenn du das nur bedenken wollteſt, so könnten wir viel glücklicher sein. Ich habe auch Nerven, wenn ich mir auch meinen Lebensunterhalt dadurch verdiene, daß ich auf der Bühne hersage, was ein andrer geschrieben hat."

„Ich hab' nicht dich gemeint!"

„O doch!" rief sie; „du hast mich verhöhnt — manchmal hab' ich das Gefühl, daß du mich hasseſt, seit ich beim Theater bin."

„Ach, rede doch nicht so einen Unsinn zusammen! Du machst aus einer Mücke einen Elefanten!"

„Ja, ich weiß, wenn du fertig bist, dann ist es immer ein Elefant! Ich darf keine Antwort geben, ich hab' kein Recht, zu fühlen — du allein hast Nerven, du darfst in Zorn geraten, mir Vorwürfe machen. Und wenn du fertig bist, wenn du auf mir herumgetreten, mir das Herz zermalmt hast, dann hab' ich aus einer Mücke einen Elefanten gemacht. Ich bin eine Frau — du hätteſt ein Kind heiraten sollen!"

„Oder gar niemand!" preßte er zwischen den Zähnen hervor.

„Oder gar niemand," wiederholte sie; „das wäre das Beste gewesen."

Leidenschaftlich erregt, starrte sie über ihn hinweg,

ins Leere hinaus. Das sentimentale Geheul des Harfenspielers drang wie ironisch ins Zimmer.

Lingham schritt mit gerunzelter Stirn im Zimmer auf und ab.

„Diese Szenen sind mir gerade so peinlich wie dir," rief er aus; „du sagst mir, daß ich ein roher Mensch bin: ich bin es nicht vorsätzlich. Ich — aber es wird spät; geh und pack dir das Nötige rasch ein, ja? Ich werde das Telegramm schon aufgeben."

Sie schüttelte den Kopf.

„Warum nicht?" fragte er.

„Es wäre kein Vergnügen mehr."

„Dann trotze nur!" schrie er, „meinetwegen. Zuerst redest du Hölle und Teufel zusammen, dann willst du die Märtyrerin spielen! Ich wollt', ich wär' tot und begraben. Und du bist doch einmal so sanft und verträglich gewesen!"

„Ich bin, wozu du mich gemacht hast," antwortete sie.

Laut aufschluchzend eilte sie aus dem Zimmer, er blickte ihr wütend nach.

Der Harfenspieler an der Straßenecke brüllte:

„Kann ich nur in deine Augen sehn,
Mögen Sonn' und Mond vergehn."

„Hol dich der Teufel!" sagte Lingham und schlug das Fenster zu, daß es klirrte.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Wenn die Frau immer häufiger ausruft: „Wir können nicht mehr miteinander auskommen!" und der Mann an seiner Fessel zerrt, dann können nur Familienrücksichten eine Katastrophe verhindern. Ralph und Meenie hatten keine Familie, auf die sie Rücksicht hätten nehmen müssen; sie besaßen keine Verwandten, die ihre Trennung als einen Skandal betrachtet hätten. Lingham dachte oft, daß er eine gütliche Trennung als eine unendliche Erlösung betrachten würde, wenn er nur den Mut hätte, ihr den Vorschlag zu machen. Aber er konnte sich nicht dazu entschließen; er zögerte aus dem Grunde, weil diese Maßregel, trotzdem kein Tag ohne Reibungen verging, doch ein zu gewaltsames Heilmittel für ein verhältnismäßig kleines Uebel war, als daß er es ihr hätte vorschlagen können. Noch ein andrer Grund hielt ihn davon ab, und zwar gerade die Tatsache, die ursprünglich den Wunsch nach der Trennung in ihm wachgerufen hatte — der Umstand nämlich, daß sie beim Theater war. Sie gehörte einem Beruf an, in dem es von Versuchungen wimmelte, und sie war mit seiner Zustimmung dahin zurückgekehrt, es war also seine Pflicht, sie mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, zu unterstützen, sie nicht zu verlassen und zu warten, bis die Zeit kam, da er genug verdiente, um beide zu erhalten. Ja, selbst wenn diese Zeit wirklich einmal kam und sie dann den Beruf, den wieder aufzunehmen er sie gezwungen hatte, nicht aufgeben wollte, selbst dann war es seine Pflicht, bei ihr zu bleiben.

Jawohl, es war seine Pflicht, so unangenehm und verhaßt sie ihm auch erschien, sie täglich aus dem Theater abzuholen, ihr Geld mit ihr zu teilen, sich darein zu ergeben, daß ihre Büste und ihre Knöchel wertvollere Artikel seien, als sein Verstand — kurz und gut, der „Mann Meenie Westons" zu sein. Aber er war zu stark und gleichzeitig zu schwach. Man konnte die Sache schließlich auch anders auffassen. Als sie die Gastspielreise in die Provinz unternahm, ging sie nicht zum Theater, sondern sie kehrte dahin zurück! Sie war kein Neuling, als seine Armut sie dazu trieb, es war ihr Beruf, bevor sie ihn kennen lernte, und ihre überstürzte Heirat hatte die Nachteile der „Welt", zu der sie gehörte, durchaus nicht vermehrt, ihr Leben würde dasselbe sein, das sie geführt hatte, als der Zufall sie miteinander bekannt machte. Im Gegenteil! Damals hatte sie den Boden unter ihren Füßen verloren, und sein Arm hatte sie gerettet! Und jetzt hatte sie eine hohe Gage, nicht wie damals eine armselige. Als er soweit gekommen war, verweilte er einen Augenblick bei der Empfehlung, die ihr „Sesam, tu dich auf!" gewesen war, und er kam zu dem Schlusse, daß sie keinen Grund haben würde, ihre Heirat zu bereuen, besonders dann nicht, wenn er den Mut fand, aufrichtig gegen sie zu sein, bevor ihre Schönheit unter ihren Tränen gelitten, wenn er den groben Fehler, den er begangen, nicht fortsetzte, bis er ihnen zum Fluche wurde.

Die „Rosenketten" begannen zu welken, und die Truppe wurde verständigt, daß die Vorstellungen in vierzehn Tagen zu Ende sein würden. Wenige Tage später erhielt Meenie einen Engagementsantrag von der Direktion des Gaiety-theaters.

Ihre Gage betrug acht Pfund wöchentlich, und sie dachte daran, wenn das Stück, in dem sie auftreten sollte, ein Erfolg würde, das möblierte Stockwerk zu mieten, das „Miß Stewart", ihre einstige Kollegin, ihr so gern überlassen wollte. „Miß Stewarts" Gatte, der Buchhalter in der City, war gestorben; ihre Träume von einem reizenden Heim hatten durch seine Erkrankung ein jähes Ende erfahren, und plötzlich stand sie allein da und war nicht imstande, die Miete zu bezahlen. Meenie überlegte, daß Ralph in einer eignen Wohnung mehr Ruhe zum Schreiben haben würde, daß bei einem eignen Dienstboten viele Unannehmlichkeiten, die man in einem fremden Hause durch Trinkgelder nur mildern konnte, ganz wegfallen

müßten. Auch sie war von bösen Ahnungen erfüllt, es gab Stunden, in denen sie mit Zittern und Beben an die Zukunft dachte. Als sie seine Frau wurde, war er ein Fremder, der ihr infolge der eigentümlichen Umstände als ein Ideal erschien, jetzt war er alltäglich, menschlich, ein Teil ihrer selbst. Die Liebe jeder Frau zu ihrem Gatten hat etwas Mütterliches an sich; dieses Element war in Meenie stärker entwickelt, weil sie kein Kind besaß und weil Ralph so hilflos war ohne sie. Obwohl er verdrießlich und verbittert geworden war, kam sie ihm viel öfter mit Geduld als mit Vorwürfen entgegen; obgleich sie nicht ohne Schrecken an die Zukunft denken konnte, wäre es ihr doch niemals eingefallen, ihm eine Trennung vorzuschlagen.

An dem Abend, als sie ihm ihren Plan mitteilte, entrang sich ihm plötzlich die Wahrheit. Es war nach dem Abendessen. Es war die letzte Woche der Parlettschen Oper, und die Proben zu „Japonica Jones" hatten bereits im Gaietytheater begonnen.

„Meenie," sagte er, „ich glaube, du wirst ohne mich viel glücklicher sein. Wir können nicht in Frieden miteinander leben — es hat keinen Sinn, sich das zu verhehlen — du sagst es ja selbst, und es ist wahr, wozu also weiter so leben?"

Ihre Lippen bewegten sich, aber kein Laut drang hervor, und er sah sie nicht an.

„Es ist nicht deine Schuld," fügte er nervös hinzu, „die Verhältnisse sind schuld daran, ich kann mich einmal nicht darein ergeben, mich von dir erhalten zu lassen, ich werde es nie können! Das ist die Ursache unsrer Streitigkeiten — wozu also weiter so leben?"

„Du willst, daß wir uns trennen?" stammelte sie.

„Wäre das nicht besser für uns beide? Laß es uns vernünftig erwägen, wir müssen ja keine Tragödie daraus machen, ich möchte, daß wir Freunde bleiben... Ich hatte nicht das Recht, dich zu heiraten, ich hatte nicht das Recht, überhaupt zu heiraten, am allerwenigsten eine Schauspielerin. Ich kann bis zu meinem Tode arbeiten, und ich werde nicht so viel verdienen, als du dir schon jetzt verdienst — und mit jedem neuen Engagement wird deine Gage noch steigen."

„Das nächstemal kann sie auch wieder kleiner sein," wendete sie traurig ein.

„Ich habe nichts erreicht," rief er aus, „und ich bin siebenunddreißig Jahre alt; du bist vierundzwanzig, und es glückt dir alles. Was haben wir da von der Zukunft zu erwarten? Die Frau, die Geld verdient, der Mann, dem nichts gelingt! Ich gehöre nicht zu denen, die so etwas ertragen können — ich hab's versucht. Ich bin zu kleinlich, zu unedel, zu — was du willst, aber ich kann nicht. Was erwartet uns also? Wir werden uns immer weniger vertragen."

„Jawohl, wir werden uns immer weniger vertragen."

„Ich kann dir leider deine Freiheit nicht zurückgeben — du mußt meine Frau bleiben, aber wenn wir uns trennen, so wirst du wenigstens Ruhe und Frieden haben; es ist immer noch besser, an einen Mann gekettet zu sein, mit dem man nicht zusammen leben muß, als an einen, mit dem man in stetem Zank und Hader lebt."

„Viel besser," antwortete sie.

„Jetzt bist du — böse auf mich?"

„O nein, du hast ganz recht."

Sie erinnerte sich, mit welchen Gefühlen sie zu ihrem alten Leben zurückgekehrt war, als sein treuer Kamerad, seine Gehilfin, mit Freuden bereit, alles zu tun, was in ihren Kräften stand. Und das hatte sie damit erreicht! Er selbst sagte, daß ihre Liebe, ihre Treue das Unglück herbeigeführt hatte; daß er es sagte, machte die Erkenntnis nur noch bitterer. Heftiger Zorn stieg in ihrem Herzen auf.

„Du hast ganz recht," wiederholte sie; „wir haben einen Irrtum begangen, es ist das beste, ihn einzugestehen."

„Wenn wir die Sache in richtigem Lichte betrachten," sagte Ralph etwas ruhiger, „so werden wir beide froh sein, uns ausgesprochen zu haben. Jawohl, wir haben einen Fehler begangen, aber es liegt gar kein Grund vor, warum wir in Feindschaft von einander scheiden sollen, ich möchte mich dir immer gern nützlich erweisen ... Wenn wir unter einem Dach nicht miteinander auskommen können, so müssen wir uns darum doch nicht als Fremde begegnen? ... Natürlich muß ich mich da ganz nach deinen Wünschen richten, aber es wäre mir ein beruhigendes Gefühl, zu wissen, daß du dich an mich wenden wirst, wenn ich imstande bin, dir in irgend einer Weise zu nützen."

Sie schwieg; er stopfte sich die Pfeife und tat einige heftige Züge.

„Natürlich muß ich mich da ganz nach deinen Wünschen richten," wiederholte er, indem er sie von der Seite betrachtete.

„Ich weiß nicht, was du meinst," sagte sie wie versteinert, „wenn du sagst, daß wir uns nicht als Fremde begegnen müssen."

„Ich meine, daß wir darum doch manchmal miteinander sprechen könnten, ich — wir können die Vergangenheit nicht ungeschehen machen, wir sind einmal verheiratet, du kommst vielleicht in die Lage, die Hilfe eines Mannes zu brauchen. Warum sollten wir uns nicht manchmal — als Freunde — sehen?"

Sie tat einen tiefen Atemzug.

„Nein, Ralph, das ist kein Kinderspiel. Ich habe mich bemüht, dir eine gute Frau zu sein, ich habe in der letzten Zeit viel mehr gelitten, als du weißt, zu viel, um nicht einzusehen, daß dein Vorschlag vernünftig ist, wenn ich ihn auch nie hätte machen können. Uebrigens, vielleicht wäre auch ich — ich weiß es nicht — mit der Zeit darauf gekommen. Es gab eine Zeit, da hätte ich nicht geglaubt, daß ich je so rasch darauf eingegangen wäre. Wir trennen uns also, weil ich dich unglücklich gemacht habe —"

„Nein — du nicht," stammelte er, „die Verhältnisse!"

„Ach, laß mich das Kind beim rechten Namen nennen — weil ich dich unglücklich gemacht habe. Meinetwegen denn, laß uns voneinander scheiden. Du wirst dein Leben leben und ich das meine; du brauchst um mich keine Sorge zu haben: ich war kein Kind mehr, als wir uns kennen lernten, und ich hab' seither viel gelernt. Du brauchst dir auch keine Sorge zu machen, weil ich, wie du sagst, meine ‚Freiheit' nicht wieder haben kann, du meinst wohl damit, daß ich mich nicht wieder verheiraten kann? Ich will nicht wieder heiraten, Ralph."

„Du hast an dem einen Mal genug," sagte er, „nicht wahr?"

„Jawohl, ich hab' an dem einen Mal genug."

Sie nahm ein Buch in die Hand und legte es wieder hin — ergriff ein andres und öffnete es, um ihr Gesicht dahinter zu verbergen. Eine lange Stille trat ein. Sie hörten, wie der Zimmerherr, der zuletzt nach Hause kam, die Sicherheitskette am Haustor vorschob, die Treppe hinaufstieg und seine Stiefel in den Korridor warf.

„Wann soll's denn sein?" fragte sie plötzlich.

Lingham fuhr zusammen.

„Es hat ja wohl keine Eile? Du — es wird wohl das Beste sein, wir ziehen gleichzeitig von hier aus? Nicht? Wenn du die Absicht hast, das möblierte Stockwerk bei Miß Stewart zu nehmen, so könnte ich das für dich besorgen."

„Dabei hast du nichts zu besorgen," sagte sie, „ich werde zu Miß Stewart ziehen, die mich sehr gern aufnehmen wird; je früher es geschieht, desto besser, ich werde morgen früh zu ihr hingehen."

„Wie du willst," antwortete er.

Die Uhr schlug eins. Sie legte das Buch nieder und stand auf.

„Ich gehe schlafen," sagte sie; „gute Nacht."

Er stand auf und öffnete ihr die Tür — etwas, das er in ihrem Zusammenleben sehr oft unterlassen hatte und was er nun instinktiv tat. Nachdem etwa zwei Stunden vergangen sein mochten, streckte er sich auf das Sofa hin. Aber als er schon schlief, unterdrückte sie gewaltsam ihr Schluchzen, aus Angst, er könnte erwachen und es hören.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Als er die Augen aufschlug und die Erinnerung an das Geschehene ihm langsam aufdämmerte, sah er, daß seine Uhr stehen geblieben war, aber es mußte noch sehr früh sein; er war furchtbar müde, aber trotzdem froh, daß er erwacht war, bevor das Dienstmädchen hereinkam, um die Rouleaux heraufzuziehen.

Er brachte die Sofakissen und Schutzdeckchen in Ordnung, dann ging er auf die Straße hinaus. Die gestrige Szene lastete schwer auf seinem Herzen, und er wünschte sehnlichst, daß das Scheiden schon vorüber wäre, daß er das Haus nicht wieder betreten müßte. Er bebte feige zurück vor dem Gedanken an das gemeinsame Frühstück, er fürchtete sich davor, die Szene mit kaltem Blute zum Abschluß zu bringen.

Er gehörte keinem Klub an, in den er hätte gehen können, und so ging er in einen öffentlichen Waschraum, wo er sich für zwei Pence wusch. Als er endlich zurückkehren mußte, fand er sie schon auf; er war betroffen, als er ihr totenblasses Gesicht sah, und er blickte weg, als er „guten Morgen" sagte.

„Guten Morgen," murmelte sie.

Da wurde der Tee gebracht, und sie setzten sich zu Tische; sie reichte ihm den Tee, und er bot ihr die Schüssel mit dem gerösteten Speck an. Es war jämmerlich, wie sie sich zum Essen zwangen; das tiefe Schweigen wurde nur unterbrochen, wenn eins von ihnen „Danke!" sagte. Ralph, der doch wußte, daß er die Situation herbeigeführt hatte, war es noch etwas beklommener zumute als Meenie, der ihr Groll ein ganz klein wenig Widerstandskraft gewährte.

Nach etwa zehn Minuten erhob sie sich und ging ins Schlafzimmer; als er ihr dahin folgte, setzte sie sich gerade ihren Hut auf. Verlegen blieb er beim Kleiderschrank stehen, die Hände in den Taschen.

„Wohin gehst du?" fragte er sie.

„Zu Miß Stewart," antwortete sie, indem sie den Hut feststeckte.

„Aber hör einmal!" rief er aus, „warum willst du heute durchaus hingehen? Ich denke, wir trennen uns, weil wir beide es für das Beste halten? Du aber tust, als ob ich dir die Tür gewiesen hätte! Das ist ungerecht. Laß uns doch ruhig ein paar Tage die Sache durchsprechen, aber so aus dem Haus zu rasen, das ist ja ein kolossaler Unsinn, das ist ja lächerlich!"

„Was ist da durchzusprechen?" entgegnete sie unsicher, „es ist doch eine beschlossene Sache."

„Beschlossene Sache? Wir können doch nicht in einer Stunde auseinandergehen! . . . Nimm deinen

Hut ab; wenn wir uns trennen sollen, so können wir es doch auf vernünftige Art tun!"

„Es hat doch keinen Sinn, daß ... wir sind doch heute desselben Sinnes wie gestern" — sie hielt einen Augenblick inne — „wenn also Miß Stewart mich aufnehmen will — und ich bin davon überzeugt, daß sie es tun wird — so möchte ich lieber sofort übersiedeln. Ich tue durchaus nicht, als hättest du ... Aber es ist nichts mehr darüber zu reden, da wir beide doch die Empfindung haben, daß es das beste ist, was wir tun können. Wir haben niemand um Rat zu fragen, wir haben nur an uns zu denken; wenn wir zögerten, so würde jeder Tag — warum sollten wir schwach sein? Du mußt doch einsehen, wie fürchterlich es sein würde — das mußt du doch einsehen?" Ihre Stimme zitterte.

Er sah es ein, er mußte daran denken, während er sprach, aber trotzdem er nichts sehnlicher wünschte, als daß sie schon fort wäre, ließ er sie doch nur mit Widerstreben so plötzlich ziehen. Er blickte zu Boden und wußte nicht, was er sagen sollte, da klopfte es an die Tür und Mrs. Watkins steckte den Kopf herein und fragte, ob sie das Bett machen könnte.

Meenie sagte: „Jawohl, Mrs. Watkins, kommen Sie nur herein."

Er wußte nicht, ob er sich ärgerte oder froh war, und ging in den Salon zurück.

Der Nachmittag war unaussprechlich peinlich. Er scheute sich, ihr beim Packen seine Hilfe anzubieten, und so ging er im Salon auf und ab und horchte ins Schlafzimmer hinein, während er sich erinnerte, wie ungern sie immer gepackt hatte; endlich läutete er, und als das Dienstmädchen erschien, gab er ihr einen Schilling und schickte sie hinein, um Meenie zu helfen.

Selbst wenn man auf niemand sonst Rücksicht zu nehmen hat, als auf die Hausfrau, sucht man den Schein zu wahren; er hätte so gern gewußt, welchen Kündigungsgrund Meenie Mrs. Watkins angegeben hatte, und entschloß sich, kein Wort darüber zu sagen, aus Angst, es könnte im Widerspruch zu dem stehen, was Meenie ihr mitgeteilt hatte. Der Gedanke war ihm sehr peinlich, daß er jetzt, in einer solchen Krisis, an eine solche Kleinigkeit denken konnte, aber er beschloß trotzdem, sich zu entfernen, bevor er durch Fragen in Verlegenheit gebracht werden konnte.

Meenie kam aus dem Schlafzimmer; sie hatte bereits Hut und Handschuhe an und trug einen Schleier, was sonst nicht ihre Gewohnheit war.

„Adieu," sagte sie.

„Adieu."

Er blieb stehen, und sie sahen einander an; ihre Hand bewegte sich, und er streckte die seine aus.

Sie wünschten beide aus tiefstem Herzen, daß sie schon fort wäre.

Er folgte ihr die Treppe hinab, und sie stieg rasch in den Wagen, während sie im stillen betete, daß er nur nicht noch einmal zu ihr spräche. Das Dienstmädchen wiederholte dem Kutscher die Adresse, und Lingham fragte sich im stillen, ob Meenie wohl so taktvoll gewesen sei, eine Eisenbahnstation zu nennen, oder ob sie direkt zu Miß Stewart fahre.

Mrs. Watkins war im Hausflur, und als er hineinging, sagte sie: „Das ist aber plötzlich gekommen, Mr. Lingham, nicht?"

„Ja, sehr plötzlich," gab er zur Antwort und ging beschämt an ihr vorüber. Er hörte noch das Rädergeräusch des davonfahrenden Wagens.

Er sagte sich, daß es nur Empfindsamkeit sei, daß er morgen schon ein Gefühl der Erleichterung haben würde — aber die Kehle war ihm zugeschnürt, das Zimmer schien mit einem Male so leer und öde. Er sah sich im Schlafzimmer um, um seine Lippen zuckte es. Er verabscheute sich; mit welchem Rechte schnürte es ihm die Kehle zusammen, stieg es wie ein Nebel vor seinen Augen auf? Er hätte Gott gedankt für das Recht — er hätte Gott gedankt, wenn er die Empfindung gehabt hätte, daß die Ergriffenheit bei dem Anblick von Dauer sein würde, daß es nicht eine vorübergehende Empfindsamkeit war.

„O Gott," sagte er, „was bin ich für ein Mensch? Nicht einmal mir selbst bin ich treu geblieben!"

Aber er war sich von Anfang bis zu Ende treu geblieben, denn kein Mann kann sein Temperament verleugnen.

Sein Temperament war es auch, das ihn aus dem Hause trieb, bevor eine Stunde vergangen war, das ihn des Abends aus einer Dachkammer in Doughty Street ins Piccadillytheater führte. Da sah er die Frau, von der er sich heute fürs Leben getrennt hatte, und sie, deren Leben heute entzweigerissen worden war, sang Couplets, daß die Zuhörer in schallendes Gelächter ausbrachen.

Er ging nicht wieder ins Theater. Nach einigen Tagen stellte sich, wie er es vorausgesehen hatte, ein Gefühl der Ruhe ein — eine halbe Meile entfernt, im vierten Stockwerk eines Hauses, richteten sich die beiden Frauen, die ihre Gatten verloren hatten, ihr Heim ein.

(Schluß folgt)

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Wöchentlich eine Nummer | № 31 | Alle 14 Tage ein Heft

Der Ueberkater

Von

Johannes Richard zur Megede

(Fortsetzung)

Es ist jetzt eine weiche Regenluft, der Garda blickt wie verschleiert. Alle Augenblicke könnten sich die Himmelsschleusen wieder öffnen, und man bleibt besser zu Haus. Darum sah ich auch wie von ungefähr zu Quedenbergs ins Fenster, die gerade Table d'hote-Toilette machten. Der blonde Graf kann sich wirklich freuen, daß nur zur Hofgala Eskarpins befohlen sind und schräg abfallende Schultern als Zeichen von besonderer Vornehmheit gelten. Sie ist trotz ihrer Magerkeit recht gut gewachsen und streift sich eben sehr energisch die Chevreaustiefelette über den schmalen Fuß. Sie unterhalten sich lebhaft, aber einseitig. Denn während sie ihm recht kränkende Bemerkungen über seine mißlungene Diplomatie sagt, streicht er sich schweigend unter seiner Schnurrbartbinde Haar für Haar zurecht. Die Dame predigt offenbar einer Puppe:

„Warum bist du eigentlich nicht Gardedukorps geblieben?"

Schweigen.

„Warum kaufst du dir nicht wenigstens ein Gut?"

Schweigen.

„Etwas muß der Mensch doch tun! — Ich habe geweint, bitterlich, als der Bescheid vom Auswärtigen Amt kam; du hast dir nur wie geistesabwesend die Nägel poliert ... Ich habe einen Mann geheiratet — einen Mann! Verstehst du? ... Ich habe es nächstens satt. — Und habe die Güte, den Spiegel mir für einen Augenblick zu überlassen, wenn du endlich mit deiner Schnurrbarttoilette fertig bist. Du gebrauchst zur Toilette ungefähr die doppelte Zeit wie ich."

Schweigen.

Während sie sich vor dem Spiegel rasch den blonden, griechischen Knoten schlingt, schnippt er sich mit dem Fingernagel unsichtbare Fasern vom Rock. Darauf sie wieder: „Du machst mich ganz nervös! Du bist wirklich angezogen! Es gibt an deinem ganzen Anzuge nichts, was diese Falte auf deiner Stirn rechtfertigen könnte! ... Und sei doch so liebenswürdig, Gedankenblitze wie neulich in der Kirche zu Gaino bleiben zu lassen ... Dem Kommissionsrat wirst du ja wahrscheinlich damit, wie mit deiner Toilette, imponieren, aber mir nicht und auch keinem andern! Ich war heilfroh, daß der Afrikareisende dich nicht hörte, der dich jetzt ja auch nicht mal mehr über die Achsel ansieht ... Wenn du's nicht merkst — die Josefa Angern, das hochmütige Ding mokiert sich stets über dich, ihre Mutter lächelt ... Und wie dir damals der Lasowitz von dem Filou, dem Bosenthin, bestellte ..."

„Ach was Bosenthin! — Bosenthins sind Briefadel." Da wurde er wirklich ärgerlich.

Einige Minuten später fand man sich in dem zweiten Salon zusammen, um langsam zur Table d'hote hinabzugehen. Angerns waren noch nicht zur Stelle und mußten also herhalten.

„Meine hochverehrte Frau Gräfin, der Herr Rin hat sich doch sehr zu seinem Vorteil verändert," das sagt der Kommissionsrat, der gern aushorcht, in einem mir sehr sympathischen Sächsisch.

„Daß ich nicht wüßte!" erwiderte die Gräfin. „Mir hat er immer gefallen."

„Mir auch —, natürlich!... Es war ja wirklich zu reizend, als neulich die Komtesse die große Tour nach Toscolano mit ihm allein machte... Ich finde dabei nichts, absolut nichts. Im Gegenteil, es ist überhaupt eine ganz reizende Dame."

„Na, die gemeinschaftlichen Partien haben ja scheinbar aufgehört..."

„Es war auch die höchste Zeit, Frau Gräfin! Und sie ist doch eine sehr kluge Dame."

„Wie meinen Sie das, Herr Kommissionsrat? — An Stelle der Gräfin Angern würde ich jetzt um so mißtrauischer sein."

„Aber, Frau Gräfin!"

Darauf erklärte die Nichte, daß die gewisse junge Dame unter allen Umständen ein entzückendes Geschöpf sei, und daß ihr nie etwas passieren könnte.

Menschliche Gesichter sind doch recht interessant. — Ich strich mir nachdenklich über die Nase und ging. In demselben Augenblicke kamen nämlich Angerns und wurden besonders herzlich bewillkommnet... Als wenn ihr Katzen jemals belügen könntet!

Lieber Graf Rhyn, ich sage es Ihnen noch einmal in allem Guten: Reisen Sie! Es wird bald eine Regenwoche kommen. Und die ist nach so viel Sonnenschein am Garda ganz besonders gefährlich.

*

Ich habe mich eifrig in den Bergen getummelt, die letzten Tage — allein, natürlich. Die Küste hier hat wirklich eine interessante Flora, namentlich in den Schluchten. Als Botaniker dürfte man vernünftigerweise vor Mai nicht hierherkommen.

Die Trennung von den Neuen gab sich übrigens ganz von selbst.

Ich war einen Tag in Brescia, der Stadt der Brunnen gewesen, um einen anständigen italienischen Schneider ausfindig zu machen, denn bis Berlin dauert es am Ende doch zu lange. Uebrigens eine hübsche Fahrt über das Gebirge, mit der kleinen fauchenden Dampfbahn, von Tormini ein Prachtblick auf den Garda, der sich immer mehr verschleiert. — Ich fand auch gleich, was ich wünschte... Bei meiner Rückkehr am nächsten Tag war über meinen Table d'hote-Platz anderweitig verfügt worden. Der Saison halber essen wir jetzt an zwei Tischen, und ich bin ausersehen, dem zweiten Tische zu präsidieren. Wer mich weggelobt, weiß ich nicht, will's auch nicht wissen. Für eine Oberkellnerwillkür halte ich es nicht, denn die „Insel" grüßte allzu freundlich zu mir hinüber! Sie sind wohl heilfroh, mich los zu sein, bis auf die Gräfin Angern, deren liebenswürdiges Lächeln ich für keine Lüge halte. Wir wären also auseinander, die Neuen und ich. Mir schon recht! — Ich war auf dem Punkte, mich beinahe zu vergessen.

Die junge Gräfin Angern gefällt mir bei dieser Gelegenheit gar nicht. Schon äußerlich: Warum eigentlich immer diese rubinbesetzte Rennpeitsche, dies schwere, goldene Hufeisen? Sie könnte auch mal andern Schmuck tragen, den sie doch ohne Frage besitzt. Und nun gar die Trainierberichte aus Hoppegarten, die jetzt plötzlich wieder angefangen haben, und die ich mitmachen muß! Sie erzählt, glaube ich, für mich extra laut. Ich soll mir nur um Gottes willen nichts einbilden, und ich bilde mir auch nichts ein. Mag sie mit ihrem Lasowitz glücklich werden, sehr glücklich!... Wenn ich Düsseldorfer Ulan geworden wäre, wie mein Vater, was mir immerhin freigestanden hätte, denn arm bin ich nicht, würde ich wahrscheinlich auch Rennen reiten und Ehrenpreise einheimsen. Der Rennstall sonst ist doch weiter nichts als eine Geldfrage... Was mich aber besonders reizt, ist, daß das Mädchen auf einmal so kühl tut, ablehnend. Ich habe ihr doch, weiß Gott, innerlich und äußerlich mehr gegeben, als bis jetzt irgend einer andern Frau. Ich nehme auch alles zurück, bis auf die Tatsache, daß sie wunderhübsch ist... Mir bleibt von dieser Bekanntschaft weiter nichts, als der Kater in des Wortes weitestgehender Bedeutung.

*

Aber höfliche Menschen bleiben die Neuen doch.

Zu der Tombola im Hotel Gardone gestern lud mich die Gräfin Angern sogar persönlich ein und auf ihre Art, der man schlechterdings nicht ausweichen kann. Sie schenkte mir sogar das grüne Billett, das sowohl zum Eintritt als zum Hauptgewinn berechtigt. Der Himmel hängt voll Wolken, es kann jeden Augenblick losregnen. Wenn ich mich mit meiner Botanik entschuldigen wollte, könnte man mit Recht über mich die Achseln zucken. — Außerdem gilt es einen guten Zweck. In Gardone soll eine deutsche Schule errichtet werden, und der patriotische Klingelbeutel wandert auf diese Weise. Ich bin schon Deutscher trotz meiner Genfer Mutter. Und wenn ich auch keine chauvinistischen Anschauungen kenne, so liebe ich doch die feige Art meiner Landsleute sehr wenig, die sich um jeden Preis und in jedem Weltteil dem Fremden akkomodiert. Ich dächte, wir bedeuten jetzt etwas in der Welt, und hätten ein gutes Recht, den Kopf hochzutragen. Doch wir sind nun einmal eine merkwürdig weibische Nation. Man muß schon fanatischer Alldeutscher oder internationaler Graf sein, um den

natürlichen Gegensatz zwischen Nord und Süd nicht als unüberbrückbare Kluft zu empfinden. In Stuttgart nennt sich noch heutzutage der Hoftischler Hofebeniste — und in dem einen Mischwort liegt unsre ganze Krähwinkelei und Weltbürgerei zugleich. Im Ausland ist der Deutsche das willige Mädchen für alles, bei sich zu Hause wird er eine engherzige alte Jungfer. Zwischen den beiden Polen schwankt auch unsre Politik.

Die Tombola war nicht übermäßig pläsierlich. Ueberhaupt das ganze Hotel mit seinem wattierten Doppelturm, seiner stickigen Glashalle, seinem Palmengarten hat etwas Unnatürliches, Krankes. Ich möchte da nicht wohnen. Aber unsre Insel sollte hin. Die liebt doch vom Grunde ihres Herzens diese schlechte, laue, gleichmäßige Treibhausluft ...

Zuerst in einem überfüllten, kleinen Saal der Singsang, den ein mir unbekannter Kurgast sehr sicher, aber sehr schlecht absolvierte. Es wirkt doch nichts unangenehmer, als wenn ein eleganter Herr mit souveräner Gelassenheit aufs Podium tritt und ebenso singt. Dabei die gewisse künstlerische Hoffahrt um die Nasenspitze. Dilettanten sollen bescheiden sein und doch gut singen. Jedoch lauschten die Damen aufs andächtigste und waren fast gerührt, als der Sänger auch ein weißes Batisttaschentuch kokett flattern ließ. Wir Herren drängten uns indessen am Ausgang. Ein wirklicher Dichter, der seine Villa am Garda hat, wurde erwartet, statt seiner kam die Frau, eine noch immer sehr stattliche Erscheinung. Sie kam zu gleicher Zeit mit einer noch stattlicheren, wirklichen Bühnengröße. Aber bei beiden Frauen nichts Talmi —, nur der etwas flüchtige Blick berühmter Leute über die andern Sterblichen hinweg ... Dann folgte die rührende Deklamation des deutschen Knaben, der für die deutsche Schule bittet, eigentlich der Clou, wo die Frauenaugen feucht werden sollen, und die Frauenhände nach dem Taschentuch im Ridikül tasten. Das hübsche Kind sprach sein deutsches Gedicht gebrochen, wie ein echter Italiener. Wenn man eine Rührszene inszeniert, soll man sie geschickt inszenieren. Ich hatte das Gefühl der Farce. Mit italienischer Klangfarbe weckt man doch noch keine deutschen Herzen. Oder weckt man sie gerade dadurch?

Unsre Damen waren jedenfalls nur Lob, und der Kommissionsrat kniff die Augen zu, als habe er eine besonders schmackhafte, ethische Frucht verspeist, und weide sich jetzt an dem angenehm weichen Nachgeschmack ... Später nahmen wir unsern Kaffee in der Glashalle unten, den Blick auf den grangrünen, schlummernden See, der gerade noch die dunkeln Konturen der Isola di Garda enthüllt, die Kellnerin, die uns bediente, eine fast königliche Gestalt, mit dem herb geschnittenen Profil der Antike. Edles Blut war's trotzdem nicht. Denn als sie die schmalen Lippen öffnete, kam der trostlos nüchterne, schweizerische Gaumenton zum Vorschein. Josefa, die allen Bewegungen des schönen Geschöpfes mit kühlen Augen gefolgt war, sagte in dem gleichen Augenblicke, wo ich es dachte: „Schade! jammerschade! Das Mädchen sollte nie den Mund auftun ..." Dann aber wandte sie sich endgültig ab von der freien Schweiz ... Es waren viel Menschen da, es wurde geraucht, Bier getrunken, der überheizte Glaskasten hauchte eine geradezu klassische Luft für kranke Lungen aus. Die junge Braut erregte sich in dieser Luft aufs angenehmste. Sie sprach unermüdlich über die Menschen, das Fest, sie fällte im Konversationstone jene halben Urteile, die zu nichts verpflichten. Ich habe das Mädchen niemals so gewollt oberflächlich gesehen. Auch über Pferde sprach sie wieder zum erstenmal, und dabei streiften sich ganz zufällig unsre Blicke. Sie sah gleich weg und redete unermüdlich weiter. Sie war im Zug heute, sie hörte auch nicht auf, als derselbe Kurgast, der gesungen, auf einen Stuhl stieg, und die Tombolaresultate verkündigte. Vorher hielt er noch eine kleine Auktion von freiwilligen Gaben ab, jeder Gegenstand zugleich ein hübsches bon mot. Es war wirklich witzig, und die Aquarellkarten einer hübschen blonden Malerin erzielten eine respektable Summe. Unser Kommissionsrat bot eifrig mit, jedoch immer nur bis zu einer gewissen Höhe. Es ist jedenfalls ein kluger Mann. Wenn der Zuschlag fiel, war „der Geheime", wie Europa im Jahre 1871, nirgends zu finden, und die junonische Nichte hatte wieder vergebens auf ein wirkliches Künstlerandenken gehofft. Kluge Leute engagieren sich eben nur scheinbar. Der Tombolagewinne, die in einem großen Zimmer nebenan aufgebaut lagen, gab es unverhältnismäßig viel. Ich hatte drei Nummern und gewann dreimal: einen Olivenholzrahmen, einen Seidensachet mit dem Mailänder Dom, ein paar Strumpfbänder vom zartesten Rosenrot. Ich wurde allgemein beglückwünscht. Obgleich ich nicht die Spur abergläubisch bin, in rosenroten Damenstrumpfbändern für Herren liegt doch wohl eine gewisse Ehegarantie des Schicksals. Sehr freundlich! jedoch muß ich leider ablehnen. Die junge Braut gewann nichts, und trug ihr Pech leichten Herzens.

Von all den Menschen und dem Rauch war es stickend schwül geworden. Wir gingen darum in den anschließenden Palmengarten, der als schmale Terrasse direkt aus dem See heraufsteigt. Schöne Exemplare, auch echte Zedern vom Libanon dazwischen, aber alles so trostlos regelmäßig, wie vor dem berühmten Kasino zu Monte Carlo. Und die Luft so lau, der See so träge —, sanfte Kulisse. Wer die Prachtpalmen von

El Cantara über duftenden Lorbeerbüschen direkt zu beiden Seiten des tief ausgewaschenen Flußbettes aufsteigen sah, dahinter, wie eine rote Mauer, der Atlas, der vermißt hier unter Palmen die Palmen um so schmerzlicher. Es ist eben der Ton, der die Musik macht. Ich erzählte den Herrschaften auch davon, und sie beneideten mich auch um meine Reisen, die ich nicht hergeben möchte. Die Braut warf derweilen Steine in den See, und freute sich, wie die Wassermännchen hüpften. Wir gingen, noch ehe das Fest beendet. Wir sind eben vornehme Leute, die spät kommen, aber sich zeitig empfehlen. Auch harmlose Genüsse soll man weise temperieren.

Als wir hinaustraten, bot uns die Natur ein letztes Schauspiel. Ueber Salò sank die Sonne: breit, rot, dunstig, wie eine Fata Morgana ihrer selbst schien sie in der Luft zu schwimmen. Der See gab matt blinkend die Berge, die Bäume des Ufers in rosigem Duft zurück. Auf der Landungsbrücke drängten sich die Menschen, die nach dem Monte Baldo sahen. Denn je verschwommener, träumerischer hüben die unbewegten Wasser sich jetzt dehnten, die Reflexe violett aufgleißend, weich, opal schimmernd, perlgrau verrinnend, um so leichenhafter begann der Schneeberg drüben zu leuchten, immer weißer, immer näher, als wenn er von innen heraus glühe. Die Skala der Farbentöne vom bläulichen Zucken zur heißen Purpurflamme mählich sich erhitzend. Indes der See, die Ufer in bleierner Dämmerung hinabtauchten, entzündete sich die Glut des Gipfels, die aus brauner Tiefe emporzusteigen schien, bis sie die Wolken berührte. Auf Momente starrte der ganze Buckel weiß glühend, die Schneefelder blitzend, strahlend flossen wie Lavaströme zu den dunkeln Tälern hinab. Es war, als wenn im nächsten Augenblicke die Erde sich öffnen müsse, den See, uns alle hinabzuziehen in ihren gärenden Schoß. Und trotzdem hatte ich dabei die Empfindung, daß die Glut dieses weißen Gipfels eiskalt sei, erstarrend. Niemand sprach ein Wort. Das Ahnen der großen Natur ging durch die kleinen Menschen. Dann begann es rasch zu verglühen, die Schneefelder schimmerten gelblich, verfärbten sich stumpfgrau, schauten aschfarben zuletzt. Eine dumpfe Leichenstarre schien über sie hinwegzugleiten, stumm und unerbittlich wie das Verhängnis. Nur der äußerste Gipfel des Altissimo brannte noch. Langsam erlosch auch er. See und Berge, grau in grau.

Es war ein wirklich schönes Schauspiel gewesen, und doch atmeten die meisten wie befreit auf. Ein italienischer Bettler drängte sich an mich, die Komtesse Angern kaufte einem kleinen Mädchen Himmelsschlüssel ab. Den ganzen Abend war sie schweigsam, und Mutter und Tochter gingen eng verschlungen wie zwei Schwestern. Den Rückweg machten wir zu Fuß. Ich sprach hauptsächlich mit der Gräfin Quedenberg, die sehr liebenswürdig war und sich sofort erkundigte, warum ich mich eigentlich weggesetzt habe. Sie war verwundert, als ich ihr den Grund ebensowenig anzugeben vermochte.

„Ich verstehe nicht."

„Ich auch nicht."

„Von uns kann es eigentlich niemand gewesen sein. Denn wir haben stets nur sehr freundlich von Ihnen gesprochen, Herr Rin. Sie müssen auch wieder 'rüberkommen."

Ich lehnte entschieden ab. Die Dame überlegte einen Augenblick und lächelte gleich darauf ein wenig.

„Es kann nur die Gräfin Angern gewesen sein, Herr Rin."

„Das glaube ich auf keinen Fall."

„Und ich bin jetzt meiner Sache ziemlich sicher ... Sie werden schon noch darüber hören, Herr Rin."

Sie sprach überhaupt vernünftig offen, daß ich ihr alles abbat, was ich über korrekte Herzenskühle gefabelt hatte. Wenn solche Frauen einmal den Sprung ins Ungewisse wagen, dann tun sie ihn wenigstens bewußt und zucken nicht vor den Folgen. Sie stehen unter keinem Torenbann, darum lassen sie sich von keiner Torengewohnheit betören.

*

Ich bin der echte Sohn meines Vaters, wie ich zu meinem Leidwesen immer mehr merke. Ohne die Frau geht's doch nicht im Leben. Die Wissenschaft ist palliativ, nicht die Frau. Wer die Quellen des Lebens gern schauen möchte, der soll auch nicht die natürlichen Quellen seines Wesens verstopfen. Wir sind doch für die Frauen geboren, und die Frauen für uns. Es wäre sehr töricht, auch geistig ein Element auszuschalten, was körperlich die Zukunft der Menschheit repräsentiert. Die Frau ist die natürliche Trägerin des Lebens. Sie hat darum ein Recht auf das Beste von uns. Die Orientalen, die sie zum Spielzeug, zum Arbeitstier, zur einseitigen Gebärerin herabwürdigen, kranken auch politisch an dieser verkehrten Auffassung des Lebens. Sie versumpfen zwischen Despotie und Sklaventum. Wo wir nur das Produkt von Paschalaunen sind, werden wir auch aus Paschalaune selbst weiterzeugen ... Ich weiß wahrhaftig nicht, warum ich mich gerade jetzt zur Moral bekehre, wo mir die Unmoral doch viel näher liegt! Ich schwanke hin und her. Ich möchte schon mein Bestes geben, aber ich muß auch das Beste dafür haben ... Ich habe mir die Nichte des Kommissionsrats angesehen, meinen Sinnen würde dieser Körper genug tun; ich habe die Quedenberg genau studiert, mein Kopf würde bei dieser Frau nicht leer ausgehen ... Und wenn ich diese

beiden Weiber zusammenschweißen könnte in eins, ich möchte sie doch nicht. Es fehlt das dritte, das Herz, dessen Schlag ich unbedingt an dem meinen fühlen muß. Und was in drei Teufels Namen trieb mich dazu, dies Herz schließlich doch bei einer Josefa Angern suchen zu wollen? Denn gerade da habe ich's in der Tat gesucht, unbewußt vielleicht, doch mit der Stärke eines Triebes. Und jetzt, wo ich weiß, daß ich dies Herz nicht zu finden vermochte, weil's eben schlechterdings nicht zu finden war, fühle ich es erst, wie sehr ich dieses Herz gesucht habe. Es war ein Wahn! So blank man auch Kupfer putzt, Gold wird's doch nicht. Und es ist eine ganz gemeine Niedertracht des Schicksals, daß es uns gerade da Gold suchen heißt, wo man nur Kupfer finden kann.

*

Ich habe eine starke Neigung, diese Aufzeichnungen zu verbrennen. Sie sind Papier, schlechtes Papier. Ich tu's aber doch nicht. Ich bin nicht feige und will's auch nicht scheinen. Wer Torheiten begangen hat, soll sie ruhig eingestehen. Es kam schnell, lieber Robert, es ging aber auch Gott sei Dank schnell vorbei! ... Ich möchte lächeln. Was beabsichtigte ich eigentlich? Wäre meines Vaters Sohn wirklich überselig gewesen, wenn er diesen Kupfergroschen besessen hätte? Kupfer, lieber Robert, nur Kupfer! Man müßte schon den Stein der Weisen gefunden haben, um aus so etwas doch noch Gold zu machen.

Doch ich bin noch nicht am Ende, das weiß ich. Doch ich werde nie feige sein, das weiß ich auch.

*

Es müssen längere Aussprachen bei der Insel stattgefunden haben. Mehr weiß ich auch nicht. Aber es herrscht seit der Tombola eine etwas gespannte Stimmung da drüben. Die Braut ist miserabler Laune. Und von Angerns ging sogar das Gerücht, daß sie plötzlich abreisen müßten, was mir nicht unangenehm gewesen wäre. Aber sie reisen doch nicht! Heute sprach mich sogar die Gräfin-Mutter wieder an. Sie ist unendlich liebenswürdig, und es ist undenkbar, daß gerade sie gegen mich heimlich intrigiert hätte. Ihr bekommt offenbar der Garda diesmal nicht. Sie möchte viel lieber nach Nizza oder Cannes ausfliegen, aber die Tochter hat das Veto eines verzogenen Kindes dagegen gesetzt und gesiegt. Sie sagte mir das natürlich nicht direkt, aber ich fühlte es durch. Sogar Tränen sind geflossen ... Es kann mir gleichgültig sein, und es ist mir auch gleichgültig, ob von Mutter oder Tochter.

Die feste Fügung der Insel ist jedenfalls gelockert. Die Gräfin Angern und der Kommissionsrat bleiben im Hotelgarten, Quedenbergs machen ihre tägliche Gardonepromenade, die Nichte aquarelliert im Ort italienische Buben. Die Komtesse steigt in den Bergen 'rum. Wir begegneten uns sogar einmal auf dem Lorbeerweg und sprachen miteinander. Und wir waren wahrhaftig beide verlegen! Ich kann nun einmal keine Phrasen machen, und sie kann's eigentlich auch nicht. Sie war in Gaino, in der Toskolaner Schlucht und weiß Gott sonst wo noch gewesen, aber sie hatte nicht einmal Blumen gepflückt, was doch sonst junge Mädchen nie lassen können. Ich beglückwünschte sie zu diesen Touristenfähigkeiten. Sie zuckte nur die Achseln. Wir trennten uns. Aber unwillkürlich mußte ich ihr nachsehen, wie sie leichtfüßig direkt am Abhang entlang ging, und dabei mit ihrem kleinen Spazierstock den Gräsern die Blütenrispen abschlug. Eine sehr selbständige Dame ist sie bei aller Wohlerzogenheit doch, denn ich fand sie bei meiner Rückkehr auf der Terrasse des Grand Hotel Fasano sitzen, wo sie mutterseelenallein Milch trank, und ihre beiden Terriers mit Weißbrot fütterte. Die neugierigen Herrengesichter, die sie vom Hotel aus beobachtete, waren ihr sehr gleichgültig. Im Grunde des Herzens liebt sie jedoch wohl wie alle Jugend die Abenteuer und die Opposition. Man hat sie offenbar geärgert, und sie ärgert die Menschen wieder. Mit ihrem Verlobungsring spielt sie erst recht. Ob es ihr Peter leicht mit ihr haben wird, bezweifle ich aufs äußerste. Als ich kam, ging sie. Sie sah mich ganz bestimmt, aber sie kann mit ihren hellbraunen, hochmütigen Augen so gut über die Menschen wegsehen. Was will sie von mir? Ich habe ihr nichts getan.

Noch immer herrscht in der Natur die verschleierte Stimmung. Der Himmel hängt und drückt, durch die Oliven geht von Zeit zu Zeit das schwermütige Säuseln. Aber der Regen bleibt aus. Und gerade diese Luft macht so schlaff! Die Menschen werden einem gleichgültig, man möchte Regen oder Sonne.

Mein Ueberkater benimmt sich auch sehr zeremoniell, erscheint höchstens, um mein Tagebuch zu kontrollieren. Aber da bei mir nichts für ihn zu holen ist, hält er sich jetzt lieber zur Gräfin Angern, die ihn mit Biskuit füttert. Hunde sind doch nicht solche Egoisten wie Katzen. Dabei macht mir der weiße Prachtkerl Spaß. Er benimmt sich wie ein tadelloser Gesellschaftsmensch, der genau so viel gibt, wie er bekommt, auf keinen Fall mehr. Man kann von Tieren immer lernen.

*

Gibt's nun eigentlich eine Vorsehung, die uns ihre weisen Schlängelwege führt, oder ist alles nur stockblinder Zufall, der wie der Ziegel vom Dach das unschuldige Kind erschlägt und den ergrauten Verbrecher daneben gewissermaßen heiligt?

Ich war mit dem Frühdampfer nach Gargnano hinübergefahren. Gargnano ist ja bekanntlich der

schönste Punkt am See, die Limonengärten am üppigsten, der Fels am steilsten. Es ist auch tatsächlich ein wunderbarer Gegensatz, wenn das Auge die Wolken wie Qualm die grauen Schneeschrunden hinaufkriechen sieht und die Hand gerade nach einem blühenden Myrtenzweig im Park Bettoni hascht. Ich war auf den halsbrecherischsten Pfaden bis zur Höhe geklettert, hatte wenig interessante Pflanzen gefunden, und handelte darauf um einen Wagen zur Rückfahrt auf der Piazza. Das Pferd war ausgemergelt; in Italien gewöhnt man sich an ausgemergelte Pferde. Der Kutscher verlangte einen so bescheidenen Preis, daß ich mich wunderte. Das klärte sich später dahin auf, daß ich als blinder Passagier auf dem Bock mitfahren sollte, während die abwesende Dame, die den Wagen schon in Maderno gemietet, im Fond sitzen wird. Ich dankte natürlich und ging hinüber in den Cervo, um mich für die Fußwanderung noch zu stärken. Ich wollte mich dabei noch nach einem andern Afrikaner erkundigen, einem Botaniker aus Passion, der hier stets den Mai verbringt. Das Haus war noch ganz leer, und die sehr propre, deutsche Wirtin zeigte mir gleich dienstbereit alle Logierzimmer. Ich dachte wirklich einen Augenblick daran, hierhin überzusiedeln. — Die Einsamkeit, die Ruhe, vor allem keine Menschen. Und um gewissermaßen ihren letzten Trumpf auszuspielen, führte mich die Wirtin auf die Außengalerie des ersten Stockes. Das Hotel steht direkt im See, und das klare tiefe Wasser blinkte herauf. Und auch sonst, der kleine Schiffshafen nebenan, mit braunen, geflickten Segeln, die bemalte Säulenvilla eines Mailänder Patriziers, und über die Fischerboote hinweg, die fern und unbeweglich wie große Wasserspinnen draußen im See lagen, der freie Blick auf den braunen Fuß des Monte Baldo, dessen Gipfel in Dunst gehüllt war. Es war alles so recht italienisch, und ich stellte mir vor, wie wunderbar ein einziger Sonnenblitz dies Bild vergolden müsse... Und da stand auch in der entgegengesetzten Ecke meine Komtesse, und schaute über die Eisenbrüstung gelehnt hinab, wo die Fischbrut spielte und die Möwen kreischten. Wir konnten uns nicht ausweichen und tranken auch später unsern Kaffee zusammen. Sie bot mir sogar einen Platz in ihrem Wagen an, natürlich denselben, um den ich eben gehandelt hatte, ich lehnte aber ab. Ich möchte von diesen Leuten auf keinen Fall Liebenswürdigkeiten, die ich nicht erwidern kann.

Sie begriff das wohl und kniff die Lippe. „Sie wollen also nicht?"

„Nein, ich möchte lieber gehen."

Ich tat das auch sehr bald, denn von Gargnano sind es zwei Meilen Weg. Gleich hinter der Stadt überholte mich ihr Wagen. Die Dämmerung begann schon herabzusinken, und ich freute mich eigentlich auf den langen Weg die einsame Küstenstraße entlang, keine weiteren Begleiter, als rechts die Berge und links den See. Es sollte anders kommen.

Einige Kilometer weiter an einem Felsvorsprung stand eine Gestalt. Es war die Komtesse, die offenbar in den See hineinträumte. Als ich näher kam, fuhr sie zusammen. Dann grüßte sie und sagte achselzuckend: „Es ist ein Skandal mit diesen italienischen Pferden! Dem Gaul waren meine sechsundfünfzig Kilo schon zu viel. Ich habe darum den Wagen weggeschickt und erwartete Sie."

Wir gingen eine Strecke, und sie mißhandelte mit ihrem Modestöckchen die Steinbrüstung.

Auf einmal blieb sie stehen. „Sie sind böse auf mich, Herr Rin?"

„Ich habe keinen Grund dazu."

„Und Sie sind mir doch böse! Aber unter anständigen Menschen lügt man ja immer. Ich will ehrlicher sein. Ich war Ihnen böse, und bin's eigentlich noch... Sie hätten sich nicht wegsetzen sollen, Herr Rin!"

„Ich habe mich nicht weggesetzt."

„Das weiß ich. Aber Sie hätten sich doch nicht wegsetzen sollen! Aus diesem Grunde bin ich eigentlich hier abgestiegen. Ich wollte einmal mit Ihnen offen sprechen... Und damit Sie es wissen: meine Mutter ist's gewesen. Ich bin unschuldig daran und erfuhr's erst nach einer Unterhaltung mit Jeanette Quedenberg auf meine direkte Frage bei Mama. Sie meinte, daß es Ihnen so unbedingt lieber, und daß Ihnen unsre Gesellschaft doch nur zur Last sei. Das mag stimmen. — Ich denke, Mama hat dabei noch ihre andern Absichten gehabt. Wir haben nämlich zu viel miteinander gesprochen. — Haben wir das?"

„Jedenfalls nichts, was nicht jeder hätte hören können."

„Das meine ich auch... Ich habe mir nichts dabei gedacht."

Wir gingen wieder eine Strecke.

„Und gerade darum hätten Sie sich nicht ohne weiteres wegsetzen dürfen, Herr Rin! Sie hätten zuerst mit mir darüber sprechen müssen, anstatt mit der Gräfin Quedenberg, die die ganze Sache gar nichts angeht. Wenn Mama am hellen Tage Gespenster sieht, so kann ich nichts dafür."

„Ich doch noch weniger, Komtesse."

„Ich habe mit Mama darauf eine Szene gehabt, die erste, so lange ich zu denken vermag, nicht etwa Ihretwegen! Ich liebe Mama über alles, ich liebe sie mehr als jeden Menschen auf der Welt, meinen Bräutigam nicht ausgeschlossen. Aber ich bin zweiundzwanzig Jahre, und wenn ich vor meiner Mutter

keine Geheimnisse habe, so darf sie auch keine vor mir haben. In weniger als einem halben Jahre bin ich verheiratet und in derselben Lage wie sie... Hätte Mama mir nichts verheimlicht, sondern offen zu mir gesprochen — ihre Angst vor etwaigen Klatschmäulern verstehe ich nicht —, ich hätte ohne Frage geantwortet: Alles was du bis jetzt im Leben getan hast, Mama, war gut, und das ist auch gut... So jedoch zwingt sie mich in die Opposition. Ich bin kein Kind mehr und brauche nicht erzogen zu werden... Mama wollte nach dieser Aussprache durchaus abreisen. Ich glaube selbst, daß ihr der Garda diesmal weniger bekommt als sonst, und ich versichere Sie, ich wäre auch am liebsten abgereist. In Nizza habe ich eine Masse Bekannte, auch Freunde von Peter, und ich würde mich viel besser amüsieren als hier... Aber ich habe auch meinen Eigensinn: Und jetzt bleibe ich genau so lange, wie Sie hier bleiben, Herr Rin."

„Und warum haben Sie mir das eigentlich nicht schon vor acht Tagen gesagt, Komtesse?"

„Ja, das sagen Sie so!... Ich habe mich über Mama geärgert, ich habe mich über Sie geärgert, ich habe mich über die ganze dumme Gesellschaft geärgert, und ich bin doch noch nicht klar, ob ich nicht am Ende die einzige Schuldige bin... Wollen wir wieder gute Kameraden sein, Herr Rin?"

„Gern, Komtesse."

Sie gab mir ehrlich die Hand, und ich, der ich eigentlich Frauen niemals die Hand küsse, fühlte die lächerliche Versuchung, gerade diese Hand zu küssen.

„Nein, küssen Sie mir die Hand lieber nicht! — Es steht Ihnen nicht."

Es war dämmeriger geworden, ungefähr dieselbe Stimmung wie neulich in Gaino, nur daß der Tag später, die Luft dunstiger, die Natur stummer. Zur Rechten türmte sich gerade der Fels mit seinen stacheligen Agaven, seinen trostlosen Oliven, so starr, so leblos, der Castello dahinter, das alte, schwarze, böse Menetekel. Und zur Linken der See stumpfgrün, lichtlos, wie erblindet, die Felsplatten vom Ufer her ins Wasser vorgeschoben wie riesige Tintenfische, die aus der Tiefe heraufgekrochen waren und lauerten, schattenhaft, gespenstisch. Auch nicht die leiseste Welle raunte. Und wir dazwischen auf der eingesprengten Küstenstraße, die grau, gewunden in der Ferne in den See zu tauchen schien, dessen Wasser sich immer düsterer verschleierten, schemenhafter dehnten —, Luft und Meer in trüber Dämmerung sich vermählend. Es war ein Abend, so ahnungsschwer, daß ich allein von Zeit zu Zeit stehen geblieben wäre, irgend eine Regung des Lebens zu haschen, und dann rasch weiter gegangen wäre, Menschen und Licht zu finden.

Wir hatten's besser, wir waren zu zweien. Und wie immer in solcher Stimmung unterhielten wir uns besonders laut, besonders lustig. — Ein Eselkarren schlich vorüber, der Führer schlief lang ausgestreckt. Als das letzte Knirschen der großen Räder verklungen war, sagte die Komtesse: „Es ist unheimlich — aber es ist doch schön!... Ob hier schon Menschen überfallen worden sein mögen?"

„Die Küste ist, soviel ich weiß, absolut sicher, was auch der Kommissionsrat in Gaino neulich gefabelt haben mag."

„Lieben Sie solche Abendstimmung?"

„Ich liebe alle Stimmungen." Ich erzählte ihr dann, wie ich nächtelang in solcher graulichten Dämmerung durch die Atlasschluchten in Marokko geritten sei, ganz allein mit einem arabischen Diener — und kein andrer Laut als das Gleiten der Hufe auf dem Fels, kein ander Bild als die trostlos dürren Steilhänge.

„Und Sie haben natürlich nie Angst gehabt?"

„Ich glaube nicht. Es war allerdings nicht ganz sicher, und ich knackte zuweilen an meinem Revolverhahn, um den Mann hinter mir nicht allzu sicher zu machen. In meinem Metier muß man seiner Nerven doch sicher sein, sonst ist man eines Tags verloren."

Sie interessierte das scheinbar sehr. Sie wollte mehr hören von meinen Reisen, vom Reisen überhaupt, sie schien vollständig vergessen zu haben, daß nach einem Pakt zwischen der Mutter und mir schon der Name Afrika verpönt ist.

Als hinter einem grünen Felsvorsprung die Lichter von Toscolano auftauchten, sagte sie plötzlich: „Ich habe nicht etwa Angst gehabt, Herr Rin, höchstens ein unheimliches Gefühl, als Sie von Afrika erzählten, und wie sehr man da auf sich angewiesen sein muß... Sie gehen doch wieder nach Afrika?"

„Wahrscheinlich."

„Bald?"

„Das weiß ich noch nicht."

„Sie möchten, glaube ich, am liebsten schon morgen reisen."

„Wie so?"

„Weil Mama doch recht hat. — Das ist Ihnen hier alles zu zahm. Und nun gar unsre Gesellschaft! Sie genügt mir kaum. — Und sie sollte Ihnen genügen?"

Ich versuchte sie zu überzeugen, daß dies keineswegs der Fall, daß diese Gesellschaft mir schon darum interessant, weil sie mir neu, ich gestand ihr sogar offen, daß ich von Anfang an jene gewisse Verlegenheit empfunden habe, gegen die man sich nur mit falscher Ueberlegenheit schützt. Aber sie glaubte mir nicht, sie schüttelte nur immer den Kopf.

„Von Verlegenheit habe ich nichts gemerkt, Herr

Rin. Und daß Sie sich verschlossener geben wie andre, daß sehr schwer jemand in Sie hineinsieht? — Seien Sie doch froh, daß Sie so sind, so sein dürfen! ... Wir Frauen können Dutzendware sein und kommen dabei doch auf unsre Rechnung. Aber Männer? Die dürfen das unter keinen Umständen sein! Infanterieleutnants, wenn sie auch noch so nett sind, haben niemals für mich gezählt. Regiment Nr. 180! Wer so aufdringlich den Dutzendstempel auf seinen Achselstücken trägt ... Sie können mir schon glauben, der Leutnantspreis ist schrecklich gefallen, seitdem es so schrecklich viel Regimenter gibt. — Peter ist natürlich Kavallerist, hat natürlich keine Nummer, sondern einen Namenszug, und er wird hoffentlich niemals in die Verlegenheit kommen, zu einem Regimente zu gehören, das sich nur durch die Zahl von den andern unterscheidet. Auch sonst nicht! ... Dazu reitet er Rennen, dazu hat er für Baden-Baden nachgenannt, dazu muß er unbedingt die ‚Armee' gewinnen. — Wir dürfen Durchschnitt sein, Sie niemals!"

Sie war bei dem Exposé ordentlich warm geworden, die hellbraunen Augen leuchteten, und ich konnte nicht einmal lächeln. Kommen solche Menschen eigentlich nie von den Aeußerlichkeiten los? — Ihr Peter ist auch nur gute Durchschnittsware, etwas vornehmer gestempelt, aber im Grunde dasselbe gleichmäßige Metall. Daß die Frauen doch immer Wesen und Schein verwechseln! Es ist nicht die Regimentsnummer, es ist der Mann, der sie trägt! Und Psychologe werde ich nie.

Dieselbe Frau, die sich noch eben erst so leidenschaftlich für die Etikette der Dinge begeisterte, springt auf einmal ab. „Und denken Sie vielleicht, Herr Rin: ich kennte Sie nicht, ich wüßte nicht, was Sie gerade in diesem Augenblicke denken? — Sie fällen ein Verdammungsurteil, wie nur Sie es fällen können. Aber diesmal haben Sie unrecht! Ich habe die acht Tage nicht gefeiert. Ich bin wirklich immer in den Bergen herumgeklettert, immer an Abhängen entlang gegangen, ich hatte sogar die größte Lust, auf den Pizzocolo zu steigen. Aber es dauert einen ganzen Tag, und Mama hätte sich zu Tode geängstigt ... Den schönen See habe ich dabei absichtlich recht stiefmütterlich behandelt, es war mir sogar lieb, daß er grau und farblos zu mir aufstarrte. Und der Garda ist tatsächlich auch ein langweiliger Geselle, den man sich über sieht. Er hat keine Kraft mehr, er ist schlapp! Er müßte mal so rasen, daß er unsre Landungsbrücke zerschlägt, unsern schönen Hotelgarten verwüstet. Es sind zwar Ihre geliebten Pflanzen, die er entwurzeln würde, aber ich gebe sie willig preis für den Anblick. Da hätte er sich bei mir rehabilitiert, der blaue Garda ... Doch so! ... O, ich weiß jetzt ganz genau, mein Herr, warum Sie so hoch steigen, warum Ihnen eigentlich die Pflanzen am liebsten sind, die dicht beim ewigen Schnee wachsen! Sie lieben nun einmal die Kraft, ob sie schlummert oder sich regt. Und als wir vorige Woche in der Toscolaner Schlucht waren, da hielt Sie nicht etwa das grandiose Bild gefangen, Sie weideten sich nur an der Unsumme von Kraft, die hier seit Jahrtausenden verschwendet ist. Und dasselbe Gefühl haben Sie, wenn Sie hoch oben auf einem Berge stehen, und die Zacken und Hörner ringsum sehen, und sich ausrechnen, wie viel Jahre, wie viel Kräfte hier gearbeitet haben, um ein so gewaltiges Trümmerfeld zustande zu bringen. — Und Sie kommen sich dabei nicht etwa kleiner vor, im Gegenteil, Sie fühlen sich stärker, wachsen selbst mit und haben die geheime Ueberzeugung, daß das alles nur für Sie geschehen ist."

Ich widerstritt dem letzten aufs äußerste. Diese geheime Ueberzeugung habe ich nie gehabt. Und wenn ich auch in der Natur am meisten die Kraft liebe, die Ehrfurcht vor dieser Kraft ist darum gerade das stärkste Gefühl in mir. Und das glaubt sie mir erst recht nicht.

„Und Sie haben doch diese Ueberzeugung, müssen sie haben! ... Die Pflanze ist's Ihnen nicht, es ist der Moränensturz, auf dem sie wächst ... Ich habe Sie früher nicht verstanden. Botanik hat für mich etwas Dürres, Schulmeisterliches. Meine Erzieherin mit ihrem Linnéschen System war so langweilig, wie dieses System selbst. Kommen Sie mir um Gottes willen niemals mit dem Linnéschen System, oder ich widerrufe alles, was ich gesagt habe oder noch sagen werde! ... Aber gerade, weil ich Sie nicht verstand, und mehr noch, weil ich Ihnen böse war, habe ich's versucht, Ihnen nachzuempfinden. Ich bin eigentlich nur so hoch hinaufgeklettert, um mir zu beweisen, daß Sie doch weiter nichts sind als ein dünkelhafter, pedantischer Schulmeister. Und dabei habe ich begriffen, daß Sie das ganz gewiß nicht sind! Das hat mich eigentlich noch mehr erbost ... Ich habe mir zur Toscolaner Schlucht später einen besonders schwierigen Abstieg gesucht, und Mama würde, glaube ich, bei dem Anblick noch heute ohnmächtig, aber ich wollte nun einmal! Ich wollte wissen, ob das Pflanzeninteresse allein Ausschlag gibt in Ihrem Fall ... Ich tät's jedenfalls nie der dummen Pflanzen halber! Mir wär's im Grunde immer um den Nervenreiz, der erst jeden Abgrund so schauerlich schön macht. Es ist doch eigentlich was Wunderhübsches, auf einem Pfade zu wandeln, wo das geübte Maultier allerdings niemals, aber der ungeübte Kletterer mit Leichtigkeit hinabstürzen könnte auf Nimmerwiederaufwachen ... Und dabei kam ich auf den Geschmack, wollte höher und immer höher, und hatte dann ganz oben die

Empfindung, daß erst von der Höhe die Welt so aussieht, wie sie wirklich ist. Ich sage Ihnen, ich bin immer mit Widerstreben wieder hinabgeklettert. Oben ist der ganze Mensch so leicht, unten wird der Fuß so schwer! ... Aber gesagt hätte ich das Ihnen auf keinen Fall, auch heut nicht, wenn nicht gerade heut bei der Rückfahrt mir der schlafende Garda auf einmal so unheimlich vorgekommen wäre. O, er ist schon tief, und seine Kraft schlummert nur! — Dabei kam ich mir auf einmal so kindisch vor, mit meinem Bösesein, meinem Eigensinn; ich stieg eigentlich extra aus, um Ihnen zu sagen, daß ich verstehe, was Sie überall suchen: die Kraft ... Und Sie werden ganz gewiß wieder nach Afrika zurückgehen, Herr Rin! Sie passen nicht hierher, Sie passen vor allen Dingen nicht für uns. Ich habe mir auch überlegt, ob mir ein Leben wie Ihres nicht am Ende auch gefallen könnte, nirgends zu Haus, und nur sich selbst verantwortlich ... Vierzehn Tage würde ich's gut aushalten, zur Not auch vier Wochen. Aber länger? Sehen Sie mal," und sie verzog dabei die Lippen in komischer Resignation, „ich bin doch wohl eine treulose Natur, die schnell warm wird, aber noch schneller erkaltet. Wenn der Garda morgen wieder lächelt, falle ich sicher ab, schlendere lieber bequem am See, beschaue mir die Berge von unten und oberflächlich, die römischen Schals in Gardone aber von oben und sehr gewissenhaft, und das Gestern war nicht mehr ... Ich bin dazu geboren, dazu erzogen, eigne und einsame Wege zu meiden. Wenn ich's anders tue, ist's doch schließlich nur Laune ... Männer sollen eigne Wege gehen unbedingt, und hoffentlich enttäuscht mich in dem Punkt mein Peter nicht allzu sehr. Denn sonst ... Ich habe wohl keine Lust, Durchschnittsware zu sei, aber ich bin's darum schließlich erst recht ... Und nun verachten Sie mich einmal vom Grunde Ihres Herzens, Herr Afrikareisender! Doch tun Sie's lieber erst, wenn ich weg bin. Dann sehe ich's nicht mehr, ich kann's nämlich für den Tod nicht ausstehen, wenn auf einmal Ihre Nasenflügel so eigentümlich zu zucken anfangen. Damals mit dem weißen Kater, dem ich längst nicht mehr gram bin, taten Sie es auch, und Sie wiesen mich sogar recht scharf zurecht. Sie wissen doch noch?"

Ob ich weiß! — Aber ob ich jemals werde verstehen können, jemals? ... Mein Instinkt betrog sich doch nicht: Das Mädchen hat Herz, viel Herz, so sehr sie sich auch Mühe gibt, es zu verschleiern. Dieser verwünschte Peter! Warum fällt Unsereinem nicht auch einmal solche Frucht in den Schoß? — Und dabei bin ich am Ende mit meiner Lehre von der Kraft und vom Kampf. Mein Herz zieht sich, während ich neben diesem Mädchen gehe, so eigentümlich zusammen, ich fühle wie ein Junge, der zum erstenmal liebt. Es mag ein Spättrieb sein, der kein Recht mehr hat ... Unsinn! Ich habe ihn nicht gerufen, er ist von selbst gekommen. Die Natur hat Recht, immer Recht!

Aber ich bin deswegen noch lange kein Narr. Und was mir recht ist, ist dem Mädel noch lange nicht billig ... Ehe ich weiter denke, mich weiter verspinne, muß ich noch etwas wissen. Ich muß wissen, ob Josefa von Angern ihren Peter von Lasowitz wirklich liebt.

Wenn ...

Wenn nicht ...

Ich werde es unter allen Umständen wissen! Und bis dahin keine Torheit, keine Illusionen! Echte Gefühle sind ein Geschenk des Himmels, sie kommen über uns auch, ohne unser Gebet. Ich will auch ihrem geheimnisvollen Quell nicht nachforschen, ich will nur Gewißheit haben, ob der Strom später stark genug sein wird, mich zu tragen.

In Toscolano trennten wir uns. Sie bestieg ihren Wagen, der am Eingang des Ortes wartete, und forderte mich nicht zur Mitfahrt auf.

„Soll ich eigentlich Mama sagen, daß wir zusammen gegangen sind, und was wir miteinander gesprochen haben?" fragte sie mich aus dem Wagen heraus.

„Tun Sie ganz nach Belieben, Komtesse."

Sie überlegte einen Augenblick. „Nein, ich tu's doch nicht! Jetzt will ich auch mal ein Geheimnis haben ... Ich bin kindisch?"

„Nein."

„Und ich bin's doch! ... Adieu, Herr Rin." Sie hielt den Finger auf den Mund und lächelte.

„Adieu, Komtesse."

Dann fuhr sie. Es war irgend ein Mißklang in diesem Abschied. Ich aß in Gardone zur Nacht.

Ist's nicht ein Wahnsinn, zu bleiben? Es ist doch etwas absolut Hoffnungsloses.

Wenn sie nur Kulisse wäre, weiter nichts als Kulisse? Dann ist sie's eben. Aber ich muß dessen sicher sein. Ich kann alles ertragen im Leben, nur nicht den Zweifel. Ich werde bleiben.

Sechstes Kapitel

Ich kann gar nicht sagen, wie wohl ich mich in meinem alten Heim fühle!

Es regnet seit gestern Bindfaden, und die Zugvögel des Hotels, das Gesindel mit Rucksack oder Lodenkleid knurrt über solch unliebsame Unterbrechung.

Die guten Leute scheinen der Ansicht zu sein, daß die äußerst mangelhaften Toiletten ihrerseits den Garda zu einer ganz besonders raffinierten Toilette seinerseits verpflichten. Ich finde es im Gegenteil recht behaglich, von den lieblichen Düften der Küche zu dem strengen Bratenparfüm des Speisesaals abwechselnd hinauf- und hinabzusteigen, im Konversationszimmer die Seufzer der Damen, im Fumoir die Verwünschungen der Herren anzuhören, und dabei zu konstatieren, daß gerade dieser Regen das dienende Hotelpersonal mit heimlicher Freude erfüllt. Sonnenschein, der die Wadenstrümpfler so kitzelt, ist den Stubenmädchen eine Qual. Sie hören die Wagen vorfahren, die Namen der schönsten Ausflugsorte werden genannt, der überfüllte Vergnügungsdampfer am Nachmittag pfeift impertinent, man sieht's diesen Arbeitstieren an, daß sie auch gern hinaus möchten, daß bei Sonnenschein der Küchendampf besonders unangenehm beizt, der Stubenbesen sich mürrisch langsam schwingt. Aber bei Regen erhellen sich sofort die dienenden Gesichter. Wenn die Gnädige weint, lächelt die Jungfer ... Ich habe es stets vermieden, mit den einen oder andern einseitig zu empfinden. Ich empfinde, wie's mir praktisch scheint, und augenblicklich empfinde ich mit den Stubenmädchen.

Aber es ist auch wirklich hübsch nach den Irrfahrten meines Rittertums, sagen wir ruhig Don Quichottes, sich hier auf einem Fensterbrett wiederzufinden, warm, trocken, in den Regen blinzelnd und sehr froh, daß der Honigmond vorüber, der Liebespfad nach Gargnano zu den überwundenen Dingen gehört. Ich denke jetzt über die Liebe kühl, über die Ehe verächtlich. Wenn ältere Ehepaare an mir vorbeikommen, bekreuze ich mich stets, daß ich nicht in der Lage bin, entweder zu zanken oder zu knurren, in welche Seelenstimmungen die Menschenliebe nach einigen Ehejahren ausklingt ... Wenn ganz junge Liebende an mir vorüber wollen, ohne mich überhaupt zu bemerken, ohne auf der Welt für irgend etwas andres Sinn zu haben, als die blödesten Zärtlichkeiten beiderseits, da schnurre ich besonders ironisch und denke: Wenn eure Liebe nur erst einige Jahre älter ist! ... Liebe und Sonnenschein passen vorzüglich zueinander, aber einen wunderschönen Taumel bis zu Regentagen und Kindergeschrei ausdehnen zu wollen, ist wahrhaft menschlicher Wahnsinn. Ich preise diese ehelichen Zärtlichkeiten nur bei Gartenvögeln. Man delektiert sich an der schmackhaften Brut und erwischt vielleicht noch die zärtlich flatternde Mutter. (Fortsetzung folgt)

Liebe und Ruhm

Von

Leonard Merrick

(Schluß)

Vierundzwanzigstes Kapitel

Es war sehr günstig für Meenie, daß sie einen Beruf, noch günstiger, daß sie es darin so weit gebracht hatte. Wenn sie keine Beschäftigung oder täglich zu den Agenten zu laufen gehabt hätte, wäre sie ganz elend gewesen. Als sie aus der Betäubung erwachte, als der erste heftige Schmerz sich gelegt hatte, war sie nicht unglücklich; sie hatte ihn zu sehr geliebt, ihr Stolz war zu unbarmherzig verwundet worden, als daß sie sich hätte glücklich fühlen können, aber ihr Beruf freute sie, und sie begann nun auch mit Interesse an ihre Zukunft zu denken.

Daß sie Aufmerksamkeit erregt hatte, bewies das Engagement von seiten der Direktion des Gaiety-Theaters, das einen entschiedenen Fortschritt bedeutete; es war zu erwarten, daß sie in einigen Jahren eine hervorragende Stellung einnehmen würde, eine Stellung, in der sie noch mehr Beachtung finden mußte. In dieser Lage waren die Keime einer tragischen Zukunft vorhanden.

Sie war noch so jung, daß sehr wohl anzunehmen war, sie würde eines Tages wieder lieben, und sie konnte doch nicht wieder heiraten. Wir hören immer, es sei nicht gut, daß der Mann allein lebe, aber Adam hatte keine andre Zuflucht als Eva; und die Erfahrung lehrt uns, daß in unsrer Zeit diese Darlegung viel mehr Anwendung auf das weibliche Geschlecht findet. Es gibt viele Männer, die besser daran täten, allein zu leben, leider sehen sie dies zumeist erst dann ein, wenn es schon zu spät ist; die Frau aber braucht im allgemeinen die Zärtlichkeit, wie der Mann den Tabak, ihr ist sie keine Zerstreuung, sondern ein Bedürfnis wie das tägliche Brot. Es wird niemand wundernehmen, daß Meenie um jene Zeit nicht an die Möglichkeit dachte, sie könne wieder Sehnsucht nach Liebe empfinden; man kann auch nicht mit aller Bestimmtheit behaupten, daß nicht mit der Zeit vielleicht auch die Versuchung an sie herantreten

würde — aber es ist schwer anzunehmen, daß sie der Versuchung jemals unterlegen wäre.

Das junge Geschöpf mit den blauen Augen und der sanften Stimme hatte einen starken Charakter, sonst wäre sie wohl schon gefallen, bevor sie dem Manne begegnete, den sie heiratete. Die Möglichkeit lag klar am Tage, aber ihre Charakterstärke, die sich schon bewährt hatte, war, wenn auch nicht für jedermann sichtbar, doch vorhanden. Und dann hatte sie noch einen andern Schutzengel — sie liebte ihn, und es mußten Jahre vergehen, bevor sie ihn vergaß.

„Japonica Jones" wurde bis ins Frühjahr hinein aufgeführt, und all die Monate hindurch hatte sie ihn nicht gesehen, nichts von ihm gehört. Oft, wenn sie ausging, zitterte sie bei dem Gedanken, daß er ihr plötzlich gegenübertreten könnte — sie hätte nicht schwören können, ob sie sich davor fürchtete oder es hoffte —, aber sie begegneten einander nie, obzwar sie oft nur um zehn Minuten später oder früher sich an dem gleichen Orte befanden.

Sie abonnierte auf den „Daily Chronicle" und las täglich, bevor sie sich an den Frühstückstisch setzte, die Spalte, welche die literarischen Nachrichten brachte; Throne mochten stürzen, ihr erster Blick galt stets der literarischen Spalte, die sie mehr interessierte als jedes Telegramm. Obgleich sie darin nicht fand, was sie suchte, war sie ihr doch stets von neuem teuer, weil sie wußte, daß Ralph sie regelmäßig las, ja, es gewährte ihr sogar Vergnügen, sich jedesmal die Empfindungen vorzustellen, mit denen er die literarischen Nachrichten durchflog. Manchmal glaubte sie sein kurzes Auflachen zu hören — es war einem Bellen ähnlich, sein Lachen, aber in der Erinnerung klang es ihr melodisch — und ihre Trennung wurde durch den Gedanken überbrückt, daß sie zur gleichen Stunde den gleichen Genuß hatten.

Endlich, im April, las sie seinen Namen unter der Ueberschrift: Heute erschienen. Schnell eilte sie nach dem Strand, um sich das Buch zu kaufen. Die ersten Kapitel hatte er geschrieben, bevor er sie verstieß, und sie las in tiefer Bewegung das Folgende: das war die Stimme, der Geist des Mannes, seitdem er allein war, und sie vertiefte sich darin, indem sie nach einer Bedeutung suchte, die nicht darin war, und sich bemühte, seinen Gemütszustand zwischen den Zeilen zu lesen.

Da sie ihre Freundin sehr gern hatte und mit Sehnsucht darauf wartete, Ralphs Lob singen zu hören, lieh sie ihr den Roman; da ihre Freundin sie sehr gern hatte, und nicht geneigt war, an irgend etwas, das Lingham tat, Gefallen zu finden, sagte sie nichts als: „Es ist ganz hübsch." Fast wären sie bei dieser Gelegenheit, was sonst nie geschah, hart aneinander geraten.

Sie sollten übrigens nicht mehr lange so intim zusammen leben. Schauspieler und Schauspielerinnen sind nicht Herren ihrer Entschlüsse; heute können sie in London spielen, morgen schon bereit sein, nach den Antipoden zu gehen; Melbourne und New York sind ihnen gerade so geläufig wie Brighton und Bow, und so hatten sie denn auch eines Abends, als Miß Stewart aus dem Theater nach Hause kam, in dem sie jetzt spielte, reichlich Gesprächsstoff.

„Liebe Lucy," rief Meenie aus, nachdem ihre Freundin ins Zimmer getreten war, „was glaubst du wohl, ist mir heute für ein Engagement angetragen worden?"

„Das der Primadonna in der Oper," antwortete Miß Stewart ohne Zögern, denn nun war sie schon zuweilen zu einem Scherz aufgelegt; „du bist eine so imponierende Erscheinung!"

„Die ‚Japonica' wird im Herbst in New York aufgeführt, und ich soll zu einem Gastspiel hinübergehen. Ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll . . . Ich glaube nicht, daß ich's annehmen werde."

„Warum nicht?" fragte Lucy, „das wäre ja ausgezeichnet; warum solltest du es nicht tun?"

Sie wollte nicht durch das Meer von Ralph getrennt sein, aber das gestand sie nicht einmal sich selbst ein.

„Du würdest mir sehr fehlen," sagte sie.

„Das wird sich ohnehin nicht vermeiden lassen: ich werde wohl nicht mehr lange hier bleiben, und wenn ich in die Provinz gehe, würdest du ohnehin die Wohnung allein für dich haben."

„Das ist auch ein Grund," sagte Meenie; „was sollen wir mit der Wohnung anfangen? In New York ist das Leben sehr teuer, nicht wahr? Ich weiß nicht, ob ich imstande sein werde, die Wohnung hier zu behalten, während ich in Amerika bin."

„Natürlich wirst du nicht dafür bezahlen, wenn du nicht darin wohnst! Welch eine Idee! Uebrigens werde ich, wenn du fortgehst, die Miete nicht erneuern, ich habe schon darüber nachgedacht, daß ich die Wohnung nicht gut behalten kann, wenn ich sechs oder acht Monate des Jahres in der Provinz sein muß. Ich bin nicht die Meenie Weston — du hast immer neue Erfolge; wenn du zurückkommst, wirst du ein Engagement in einem der ersten Theater im Westen von London bekommen."

„Wenn ich reüssiere, Lucy, so habe ich dir viel davon zu verdanken, ich habe viel von dir gelernt, und es ist eigentlich merkwürdig —" sie hielt inne.

„Sag es nur gerade heraus," sagte Miß Stewart, „es ist merkwürdig, daß ich dir sehr gut raten kann, wie du dies und jenes zu machen hast, ohne selbst imstande zu sein, es zu tun, aber es gibt sehr viele

Leute beim Theater, die sich in der gleichen Lage befinden. Ich habe den richtigen Instinkt, ich sehe deutlich, auf welche Art eine Wirkung erzielt wird, aber wenn ich selbst den Versuch mache, gelingt er mir nicht. Es würde dir gerade so ergehen, wenn du mich nachahmtest, aber das tust du eben nicht, du verstehst sofort, was ich meine, und führst es in deiner anmutigen Art aus ... Sei nicht töricht; sag morgen, daß du hinüber willst. Was für Bedingungen?"

„Danach hab' ich noch nicht gefragt, aber ich glaube, drüben müßte die Gage bedeutend höher sein, nicht?"

„Gewiß. Und es wäre gut, wenn du dir hier alles, was du nur irgendwie brauchen wirst, einkaufst — und alles zur Vermeidung der Zollgebühren ein oder das andre Mal trägst —, Toiletten kosten drüben ein Vermögen! ... So eine Abwechslung wird dir sehr gut tun, dich ein bißchen aus deinem ewigen Brüten herausreißen."

„Ich brüte nicht!" sagte Meenie errötend, „ich weiß nicht, was dir einfällt!"

Aber sie wußte es sehr wohl, und aus diesem Grunde — weil sie sich selbst verachtete, daß sie mit allen Fasern ihres Herzens an der Stadt hing, in der Ralph sich befand — fand sie auch den Mut, am folgenden Tage „Ja" zu sagen.

Oft wünschte sie im Sommer, sie hätte es nicht getan; ein- oder zweimal unterließ sie nur aus Furcht, Miß Stewart könnte den Grund erraten, den Versuch, den Kontrakt zu lösen. Je näher der September kam, desto mehr wuchs ihr Widerwille; sie sollte mit Fremden in die Fremde gehen, und alles hier zurücklassen, außer den bitteren Erinnerungen! Jetzt hätte sie den Kontrakt gelöst und die Vorwürfe ihrer Freundin ertragen, aber es war zu spät. Sie hatte die Empfindung, als würde sie, allein in der Fremde, noch schwerer an ihren Gedanken zu tragen haben, und sie hoffte im stillen, daß die „Japonica" in Amerika keinen Anklang finden und die Theatertruppe nach einer Woche den Rückweg nach England antreten würde.

Eines Abends, als ihre Abreise nahe bevorstand, konnte sie einem inneren Drange, der plötzlich heftig in ihr aufstieg, nicht widerstehen, und in gleichgültigem Tone — so gleichgültig, daß Lucy keinen Argwohn schöpfte — schlug sie ihr einen Spaziergang vor. Sie gingen über Russel Square nach Southampton Row, und von da nach Guilford Street. Jetzt begriff Miß Stewart, aber sie tat, als wüßte sie nicht, wohin Meenie sie führte. Diese sprach ungemein viel und rasch; zum ersten Male, seit sie im vergangenen Jahre die Wohnung verlassen hatte, die sie mit Ralph zusammen bewohnt, betrat sie die Straße: an den Häusern wurde immer noch gebaut, die Straße wurde, wie gewöhnlich, ausgebessert.

Endlich hatten sie das Haus erreicht; Miß Stewart, die sich seiner wohl erinnerte, schwieg und schien noch unbekümmerter als vorher, Meenie blickte zögernd zu den Fenstern empor. Hinter den schmutzigen Vorhängen sah man den erleuchteten Lüster; sie hätte gern wissen mögen, wer nun dort wohnte. Ihre Schritte verlangsamten sich — sie wäre gern stehen geblieben; nur zu rasch waren sie an dem Hause vorübergegangen, und sie hatte von neuem das Gefühl, einen herben Verlust erlitten zu haben.

Als sie bis zum Foundling Hospital gekommen waren, sagte Miß Stewart: „Ich bin müde, wollen wir nicht umkehren?"

„Ganz wie du willst," antwortete Meenie gleichgültig.

Und obwohl Miß Stewart wußte und Meenie wußte, daß sie es wußte, verriet keine von beiden mit einem Worte, daß sie keinen ziellosen Spaziergang gemacht hatten; nur waren sie des Abends ruhiger als sonst, und als sie einander „Gute Nacht" wünschten, schlang Meenie plötzlich die Arme um den Hals ihrer Freundin und küßte sie.

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Lingham hatte in dem Jahre, das Meenie bei Miß Stewart verlebte, viel gelernt. Nachdem wieder Ruhe in ihn eingekehrt war und er sich mit erneuter Lust seiner Arbeit hingab, die für seine Bedürfnisse vollkommen genügte, hatte er erfahren, daß die Vergangenheit unwiderruflich ist; in der Theorie hatte er das gewußt, in der Praxis war es ihm eine seltsame Empfindung. Die Zeiger der Uhr hatte er zurückgerückt, die Stimmung jener Zeit aber kam nicht wieder; er hatte alles abgeschüttelt, um nur seine Freiheit wieder zu erlangen; aber es fehlte die Freude an der Freiheit. Seine Frau war fort, er führte dasselbe Leben, das ihm zugesagt hatte, bevor er sie heiratete, aber die gleichen äußeren Umstände brachten ihm ebensowenig die Zufriedenheit jener Zeit zurück, wie er durch das Spiel mit einem Kreisel wieder ein vierzehnjähriger Junge hätte werden können.

Zuerst überkam ihn nur zeitweilig ein Gefühl der Einsamkeit; er scheute davor zurück, seinen Entschluß zu bedauern, wie er in der Abschiedsstunde davor zurückgescheut hatte, als er seinen eignen Empfindungen mißtraute. Langsam kam ihm der Gedanke, daß er sich einen Sessel ans Feuer rücken und in aller Stille ein Buch aufschlagen konnte, ohne daß er dabei die Zufriedenheit empfand, die ihm sonst die Einsamkeit immer gewährt hatte; allmählich wurde ihm klar, daß ein Narr wohl die Liebe einer Frau von sich stoßen kann, daß aber nur Gott die Sehnsucht nach ihr zu stillen vermag.

Er vermißte sie, vermißte sie viel mehr, als er sich lange Zeit hindurch zugestehen wollte; selbst als sie noch glücklich miteinander waren, hätte er sich nicht vorstellen können, daß ihr Verlust einen solchen Riß in seinem Leben bedeuten würde, er hatte nicht gewußt, daß sie ihm so teuer war. Vielleicht war sie ihm früher auch nicht so teuer gewesen; da sie am Leben war, lebte sie immerfort in seiner Erinnerung; wenn er sie durch den Tod verloren hätte, würde die Wunde früher vernarbt sein, denn wenn die Lippen stumm sind, wird das Echo immer schwächer, — aber sie war am Leben, und der Gedanke an sie verfolgte ihn beständig.

Solange sie in London spielte, konnte er immer erfahren, ob sie gesund sei; während sie am Gaiety-Theater engagiert war, las er in den Theateranzeigen des „Daily Chronicle" täglich ihren Namen. Wie Meenie tagtäglich den ersten Blick auf die literarische Spalte tat, so suchte er zuerst nach ihrem Namen auf der vierten Seite.

Als die Aufführungen der „Japonica Jones" zu Ende waren, sagte ihm der „Daily Chronicle" nichts mehr über sie, und erst als er ihren Namen nicht mehr darin fand, wurde ihm klar, wie unentbehrlich er ihm geworden war. Fremd starrte ihm die Zeitung entgegen, und ihre Trennung wurde ihm nur noch fühlbarer. Eines Samstags kaufte er sich die „Times", und da erfuhr er, daß sie bereits nach New York abgereist war. Die Nachricht erfüllte ihn mit Schrecken, — er wurde totenblaß, als er sie las. Nun schien es ihm, daß ein unsichtbares Band sie miteinander verbunden hatte, solange sie sich noch in London befand; mechanisch las er die Notiz immer wieder und wieder, und er kam sich, als er ausging, wie verloren vor, in dem Bewußtsein, daß jede Hoffnung auf eine Begegnung ausgeschlossen war.

So oft er sich von nun ab auf der Straße befand, mußte er daran denken, daß Meenie nun fern von London weile, und erst jetzt wurde es ihm offenbar, daß er früher stets seine Blicke auf der Straße hatte umherschweifen lassen, daß tief im Herzen sich stets eine leise Hoffnung geregt hatte, auf die er nicht näher einging, — eine Hoffnung, die nun niemals in Erfüllung gehen konnte. Er konnte nun nicht länger zweifeln, er versuchte es auch nicht mehr: er wußte, daß er, trotzdem seine Heirat ein unüberlegter Schritt gewesen war, seine Frau noch immer liebte.

Eines Nachmittags sah er in Oxford Street plötzlich Georgina, und in seinen Bemühungen, sie zu vermeiden, wäre er fast unter die Räder eines Omnibus geraten; sie hätte ihnen sicher einen Besuch machen wollen, und es wäre sehr unangenehm gewesen, wenn er ihr alles hätte erklären oder eine Unwahrheit sagen müssen. Im Winter kaufte er öfter die „Times" oder die „Bühne", aber aus keiner erfuhr er etwas über Meenie; ihr Name wurde zwischen ihm und Parlett nie genannt, und er wußte nicht, ob sie wieder nach England zurückgekehrt sei oder nicht.

Plötzlich, im Frühjahr, wurde das Interesse, das er an New York nahm, noch durch einen Brief angeregt, der ihm durch Mr. Alport, seinen Verleger, zuging. Es schien plötzlich — zu spät! — in seinem Leben eine Wendung zum Besseren eintreten zu wollen.

Der Brief lautete folgendermaßen:

Hawthorne Terrace, New York, N.Y.

„Geehrter Herr!

Ich habe mit großem Vergnügen Ihren Roman ‚Angela Brown' gelesen, der, wie ich glaube, ein sehr hübsches Lustspiel geben müßte. Ich würde mich sehr freuen, recht bald von Ihnen zu hören, ob Sie geneigt wären, mir eine Dramatisierung Ihres Buches vorzulegen; in diesem Falle verspreche ich Ihnen, das Manuskript umgehend zu prüfen.

Ergebenst

Ellis M'Crea."

Ellis M'Crea war der Londoner Theaterwelt fast ebensogut bekannt wie der in Amerika, selbst Lingham hatte oft seinen Namen nennen hören; er war der Direktor der beiden bedeutendsten Theater New Yorks und die Seele vieler andrer Theaterunternehmungen. Man konnte sich keine erfreulichere Aufforderung wünschen, und Linghams erste Eingebung war, ihm unverzüglich das Lustspiel zu senden, aber nach einem Gespräch mit Parlett sah er ein, daß dies unklug gewesen wäre.

„Wenn du das tust," sagte ihm der erfahrene Lustspieldichter, „so wirst du es diskreditieren, bevor er es noch ansieht, denn er wird sich gleich denken, daß es schon von zwanzig Seiten zurückgewiesen worden ist. Schreib ihm, daß du dich sofort an die Arbeit machen und ihm in vier Wochen das Manuskript schicken wirst. Verlaß dich auf mich!"

Lingham schrieb also in diesem Sinne an Ellis M'Crea, und als er sein Lustspiel las, war er froh, daß er Parletts Rat befolgt und es nicht abgeschickt hatte. Fast zwei Jahre waren vergangen, seit er das Manuskript zum letztenmal sorgfältig gelesen hatte, und er fand nun, daß es noch der letzten Feile bedurfte; manche Verse erschienen ihm plump, eine Szene entschloß er sich nach vierzehntägiger Unentschlossenheit ganz zu streichen.

Diese Szene befand sich im ersten Aufzug und kam im Roman gar nicht vor; aber so ungern er sie auch strich, so sah er doch, daß sie viel besser in das Buch paßte als in das Lustspiel, sie war viel zu zart, zu literarisch für die Bretter, und da sie im Anfang

des Stückes vorkam, fürchtete er, sie könnte M'Crea das ganze Lustspiel verleiden. Parletts Warnung hatte ihn ängstlich gemacht, so daß er sich der Befürchtung hingab, der Theaterdirektor würde, wenn das Stück ihn gleich zu Beginn nur ein wenig langweilte, es gar nicht zu Ende lesen.

Er riß die Blätter heraus, — es waren nur zwei, aber er hatte die Empfindung, als vergieße er sein Herzblut dabei. Eine so hübsche Szene! Er feilte und feilte und prüfte immer von neuem, und als endlich das Stück mit der Schreibmaschine ins reine geschrieben worden war, schickte er es an M'Crea und begann die Tage zu zählen.

Und im Mai kam wieder ein Brief, der den Stempel trug „Hawthorne Theatre, N. Y. C.", und als er ihn öffnete, fand er zu seinem Staunen — denn er war nicht weit von vierzig entfernt und das Glück war ihm stets fern geblieben —, daß er einen Kontrakt enthielt.

Mit den Vorschlägen der Verlagsbuchhändler war er so ziemlich vertraut — er hatte einen, den er als Kuriosum aufbewahrte —, aber von Kontrakten mit Theaterdirektoren wußte er so gut wie nichts, und Parletts Erfahrung war ihm jetzt unschätzbar. Die Ruhe, mit der Parlett ganze Paragraphen ausstrich und am Rande Ziffern hinkritzelte, erfüllte den Anfänger mit Dankbarkeit, aber zugleich auch mit bösen Ahnungen; und als Parlett zum Schluß die Bedingung stellte, das Stück müsse im Laufe eines Jahres aufgeführt werden, widrigenfalls M'Crea ein Pönale von hundert Pfund zu zahlen habe, da sagte er sich, daß M'Crea darauf wohl eine sehr unhöfliche Antwort geben würde.

War es die natürliche Höflichkeit M'Creas oder leuchtete ihm die Berechtigung der geforderten Aenderungen im Kontrakt ein, Parletts Bedingungen wurden angenommen, und Lingham erfuhr aus ein paar Zeilen, die dem neuen Kontrakt beigelegt waren, daß das Lustspiel im folgenden Herbst im Hawthorne Theater zur Aufführung gelangen würde.

Er wußte immer noch nicht, ob Meenie zurückgekehrt war oder nicht; wenn er die Theaterzeitungen so regelmäßig gekauft hätte, wie er im „Daily Chronicle" nach ihrem Namen gesucht hatte, so würde er längst in Erfahrung gebracht haben, wo sie sich befand. Er glaubte, sie sei noch in New York, und so erschien ihm der Gedanke, hinüberzufahren, um den Proben seines Lustspiels beizuwohnen, doppelt verlockend.

Er hatte keine materiellen Schwierigkeiten zu überwinden; da er nur etwas mehr als sein Gehalt verbrauchte, reichten die Tantiemen, die er von Alport zu bekommen hatte, vollkommen aus. Seine Zukunft hing von der Aufnahme des Stückes ab, und er wollte zugegen sein, um das Urteil des Publikums mit eignen Ohren zu hören, — er wußte, daß mehr auf dem Spiele stand, als einige tausend Pfund, mehr als der siegreiche Einzug in eine neue und einträglichere Karriere, er wußte, daß er darauf die Hoffnung baute, sich seine Frau wiederzugewinnen. Wenn er reüssierte, dann wollte er zu ihr gehen, sie um Verzeihung bitten, ihr sagen, welches Leben er ohne sie geführt, sie anflehen, ihm noch einmal ihr Glück anzuvertrauen.

Träge schlich der Sommer dahin, im August zählte er von neuem die Tage, und als der September zu Ende ging und er immer noch keine Nachricht bekam, da konnte er die Ungewißheit nicht länger ertragen: er richtete eine dringende Anfrage an M'Crea und erschrak, als die Antwort kam, daß bereits die Proben zu seinem Lustspiele stattfänden.

Obgleich er dem Direktor nicht geschrieben hatte, daß er nach New York zu kommen beabsichtige, hatte er doch gehofft, rechtzeitig von ihm zu hören, und es tat ihm furchtbar leid, daß er viele schöne Tage verloren hatte. Da erhielt er plötzlich ein Telegramm, daß zuvor doch noch ein andres Stück aufgeführt werden würde.

Er warf die Depesche ärgerlich in den Kamin. Wie Parlett doch die Welt kannte! Wahrscheinlich würden noch mehrere Stücke vor dem seinigen zur Aufführung gelangen! Nach all seinen Hoffnungen und Erwartungen, nach seiner tiefen Dankbarkeit war vielleicht alles, was in der Angelegenheit für ihn herauskam, das Pönale. Er hatte glücklicherweise noch keine Kajüte belegt, aber in seiner Enttäuschung erschien ihm alles schwarz. Als er in die Redaktion kam, fragte ihn Mr. Hunt: „Wann gedenken Sie abzureisen, Mr. Lingham?"

Die Frage durchbohrte ihn wie ein Dolchstich. Am Abend wurden ihm einige Anzüge abgeliefert, die er sich für Amerika bestellt hatte, und der bittere Gedanke kam ihm in den Sinn, daß die Kleider abgetragen sein würden, bevor er die Reise unternahm.

Ein ganzer Monat verging, und als er wieder Vertrauen zu schöpfen begann und frische Hoffnung auf den Frühling setzte, erhielt er neuerdings ein Telegramm: „Aufführung Angela Brown am 16. dieses. M'Crea."

Im ersten Augenblick wußte er nur, daß der Zeitpunkt unheimlich nahe bevorstand, dann rechnete er sich aus, daß es am Mittwoch war, — von morgen in acht Tagen. Er war ein wenig betäubt, — es schien also, daß das andre Stück ein Mißerfolg gewesen war? An die Möglichkeit hatte er gar nicht gedacht. Er bemühte sich, den Unglücklichen zu bedauern, aber eine ungeheure Freude erfüllte ihn. Er eilte aus dem Hause, sprang in einen Hansom und

belegte eine Kajüte in einem Dampfer, der am folgenden Tage absegelte; der Kassier sagte ihm, daß das Schiff Dienstag in New York eintreffen würde. Zur Generalprobe kam er vielleicht zu spät, aber zur ersten Aufführung kam er zurecht.

Mr. Hunt wünschte ihm Glück, Parlett desgleichen. In einer halben Stunde hatte er gepackt, und als er am folgenden Morgen nach Euston Station fuhr, da klang ihm das Glöcklein des Pferdes als die schönste Musik.

Liverpool. Die große Menge müder Zuschauer am Zwischendeck, der gähnende Schlund des Schiffsraumes, das Geschrei am Ufer, die Geschäftigkeit und das Fragen auf dem Deck, überall der amerikanische Akzent! Würden diese Leute wohl auch sein Lustspiel sehen? Als man ihn in seine Kabine führte, fragte er sich im stillen, wie er sie wohl wiederfinden würde. Er kehrte auf das Verdeck zurück, auf dem noch die heilloseste Verwirrung herrschte. Warum stach das Schiff noch nicht in See? Er konnte es kaum erwarten, die Bewegung zu fühlen. Da ertönte endlich das ersehnte Rauschen, das Ufer wich zurück — die Reise hatte begonnen.

Er hatte sich zu früh gefreut. Der Dampfer legte in Queenstown an, und dort erfuhr er, daß die fünfeinhalbtägige Ueberfahrt von Queenstown und nicht von Liverpool aus gerechnet werde. Auch sonst gab es unterwegs noch manchen Aufenthalt.

Aber am Dienstag sollten sie landen — mochten sie sich denn in verschiedenen Häfen aufhalten! Was lag daran? Sie mußten die verlorene Zeit einbringen. Als er erfuhr, daß man täglich aufschrieb, welchen Weg der Dampfer zurückgelegt hatte, war er von nun ab stets unter den ersten, die hinunterstürmten, um zu hören, wieviele Knoten man heute zurückgelegt hatte. Waren es einmal nur 444 anstatt wie tags zuvor 456, so wurde seine Laune stets entsprechend schlechter.

Am Sonntag legte der Dampfer wieder an, wozu? Das wußte niemand. Er ging wütend auf und ab; zwei, drei Stunden vergingen, bevor er wieder abdampfte. Er betete im stillen, daß sie das Versäumte am folgenden Tage einholen möchten, aber er zitterte vor Aufregung, und als er am Montag nachsah, welchen Weg sie gemacht hatten, da erschrak er, als er die niedrige Zahl las. Alle murrten. Da erschien der Kapitän, und bei seinem Anblick beschleunigten einige von den umherstehenden Herren ihre Schritte, die Damen in ihren Klappstühlen ließen die Bücher zu Boden fallen, und jedermann fragte: „Wann werden wir landen, Herr Kapitän?“

Lingham zitterte vor Ungeduld; es war nicht daran zu denken, daß sie am folgenden Morgen in den Hafen einliefen, und es wurde ihm ganz schlecht vor Angst, daß sie vielleicht gar auch Mittwoch abend noch nicht in New York sein würden. Manchen Augenblick glaubte er, wahnsinnig zu werden, so langsame Bewegungen machte der Dampfer; der Anblick der unendlichen Wasserfläche machte ihn rasend. Sein Stück! Er fieberte vor Erwartung. Am Ende ging gar der Vorhang über seinem Stück auf, und er war nicht dabei!

Da wurde endlich bekannt, daß die Schiffsschraube schadhaft geworden, und daß das einzige Mittel, ein Unglück mitten im Ozean zu verhüten, langsam fahren sei. Sein einziger Trost bestand darin, daß das Hindernis nicht früher eingetreten war: so konnten sie doch noch am Mittwoch New York erreichen. Wann? Am Nachmittag — am Abend? So früh, daß er noch rechtzeitig ins Theater kam? Daß er wenigstens die beiden letzten Aufzüge — den vierten Aufzug wenigstens — mitansehen konnte? Herrgott, hab ein Einsehen! Den vierten Aufzug wenigstens! Sie waren doch schon so nahe, eine tüchtige Anstrengung, und sie könnten doch noch zurechtkommen! Er rang die Hände. Wenn sie stecken blieben? In der Nähe des Hafens würde es nicht gar so teuer sein, in den Hafen bugsiert zu werden.

Langsam und gemächlich setzte der Dampfer seinen Weg fort, es wurde Mittwoch, die Sonne ging unter, der Mond stand am Himmel, — sie waren immer noch auf der See. Drüben, jenseits der tückischen Fluten, strömte die Menge ins Theater; Lingham beugte sich schweigend vor, er glaubte zu hören, wie das Orchester seine Instrumente stimmte. Dort drüben wurde jetzt sein Stück gegeben, das ihm helfen sollte, seine Frau wieder zu erringen; sinnend, fragend starrte er in das Düster hinaus. Zischten sie oder klatschten sie Beifall? Plötzlich erinnerte er sich, gelesen zu haben, daß das Publikum in New York zu artig wäre, um zu zischen — die Zuschauer verließen einfach ihre Plätze —, vielleicht stahlen sie sich jetzt davon; der Schweiß brach ihm aus allen Poren, er erzitterte bis ins Innerste.

Er sah auf die Uhr: der erste Aufzug mußte vorüber sein! Er befand sich ganz allein auf dem Steuerbord; ein kalter Wind blies und hatte die Herren, die nicht unten waren, auf die andre Seite vertrieben, wo sie rauchen konnten. Stunde um Stunde ging er allein auf dem Verdeck auf und ab, während drüben Aufzug um Aufzug seines Stückes jubelnd begrüßt wurde oder — durchfiel! Den ganzen Abend hindurch zitterte er bei dem Gedanken, daß ein Erfolg gleichbedeutend war mit der sehnsüchtigen Bitte, Meenie möge ihm verzeihen! Jawohl, sie mußte ihm verzeihen!

Die Schiffsglocke unterbrach mit ihrem Läuten die stillen Gedanken: es war Mitternacht, jetzt war das Theater aus, der Vorhang gefallen. Hatte er gewonnen oder verloren? Der Kampf war zu Ende — Meenie war der Preis. Er fühlte plötzlich, daß es furchtbar kalt war; klar schienen die Sterne am Himmel, und er blickte zitternd zu ihnen empor, ob sie keine Botschaft für ihn hätten; mit allen Fasern seines Seins fragte er sie, ob er gewonnen oder verloren habe.

Aber niemand konnte ihm das sagen, bevor der Morgen kam. Als er erwachte, lag die Küste vor seinen Augen und der Lotse waltete seines Amtes. Die Passagiere strömten aus den Kabinen, er unter ihnen; ringsum ertönte helles Lachen, aber er konnte nicht lachen: eine tiefe Angst erfüllte ihn und machte ihn stumm. Amerika begrüßte die Ankömmlinge; die Freiheitsstatue erhob sich triumphierend im Hafen. Man holte die Operngläser hervor und lieh sie sich gegenseitig aus, Frauen verschwanden und kehrten in Hüten und Schleiern zurück; das Gesundheitsboot kam immer näher und wurde immer größer, — als er erfuhr, daß es die Morgenblätter mitführe, verging ihm der Atem. Es kam näher und näher, jetzt konnte er deutlich den Stoß Zeitungen sehen, den ein Mann unter dem Arm trug. Es wimmelte von Beamten, alles schrie nach Neuigkeiten; er stürzte sich auf den Mann, der die Zeitungen feilbot.

„Herald? Tribüne? Sonne? Welt? Welches Blatt wollen Sie?"

„Alle," sagte er, „alle!" und griff danach, während er ein Gebet zum Himmel emporschickte.

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Ein Erfolg! Die Kolumnentitel lachten ihm förmlich aus dem Blatte entgegen: „Riesenerfolg im Hawthorne Theatre. M'Crea hat einen neuen englischen Dramatiker entdeckt!"

Die Zeitung zitterte in seiner Hand. „Enthusiastischer Beifall des entzückten Publikums!" Gott segne Amerika! Er las eine Rezension nach der andern, während der Dampfer der Küste zusteuerte, und oft mußte er innehalten, weil ihm die Buchstaben vor den Augen verschwammen.

Nun konnte er Meenie bitten, die Bühne zu verlassen und zu ihm zurückzukehren! Er konnte ihr alles bieten, was sie brauchte, viel mehr, als sie aufgab; was bedeuteten acht Pfund gegen seine Aussichten! Heute noch wollte er zu ihr, wenn sie noch in New York war, — unmittelbar, nachdem er M'Crea aufgesucht haben würde. Da fiel ihm ein, daß er aus den Zeitungen erfahren würde, ob sie in New York spielte, und er sah im „Herald" nach; der ungewohnte Druck der Ankündigungen war jedoch schwer zu lesen, im ersten Moment konnte er nichts unterscheiden. Dann erst sah er, daß die amerikanischen Zeitungen keine vollständige Liste der Schauspieler brachten; wenige erwähnten außer den ersten Schauspielern und Schauspielerinnen noch einen oder zwei Namen, er konnte also aus diesen Ankündigungen nichts über Meenie erfahren. Er war enttäuscht, aber schon im nächsten Augenblick trat ihm ihr Name in großen, auffallenden Buchstaben entgegen: „Meenie Weston — Watteau Theatre — Letzte Woche — Die Dame mit dem Flieder!" Das Herz blieb ihm fast stehen.

Lange, lange starrte er auf den Namen, der mit einem Male so fremd aussah. Sie mußte also wohlbekannt, sie mußte eine der allerhervorragendsten Künstlerinnen sein! Es war doch nicht anzunehmen, daß es noch eine andre „Meenie Weston" auf den Brettern gab? Seine freudige Erregung ließ ein wenig nach, trübe Ahnungen dämpften seine frohen Erwartungen; in seinen Träumen hatte er nie daran gedacht, daß ihre Verhältnisse sich geändert haben könnten, und der Umschwung verwirrte ihn, er vermochte sich nicht gleich zurechtzufinden, es war so unerwartet . . .

Er hielt sich fern von dem geschäftigen Treiben des Zollamts, sein Koffer stand längere Zeit da, ohne daß er sich meldete; endlich bemerkte er ihn und zog die Schlüssel hervor, und der Zollbeamte machte seinen Schnörkel mit der Kreide. Dann wurden seine Siebensachen auf einen Wagen geladen, und er fuhr holpernd auf der mit runden Steinen gepflasterten Straße in das Hotel, das ihm empfohlen worden war.

Die Fahrt dauerte nicht lange, aber der verlangte Fahrpreis erregte sein höchstes Erstaunen, obwohl er in tiefes Sinnen versunken war. Das hohe, breite Fenster, das fast bis zum Trottoir herabreichte, ließ das Hotel wie einen Laden erscheinen, in dem nichts als Sessel und menschliche Beine zum Verkauf ausgestellt waren. Ein Flegel im Hotelbureau gestattete Lingham hierzubleiben, wenn er wollte, und einen Augenblick später schoß er im Lift in ein Zimmer hinauf, in dem er alles, von einem geeisten Sherry angefangen bis zu einer Feuerspritze, bestellen konnte, indem er auf elektrische Knöpfe drückte. Es war erst zehn Uhr, und so ungeduldig er auch war, mündlich mehr über die Aufführung zu hören, so wäre es doch vergebene Mühe gewesen, so früh ins Theater zu gehen. Er hatte morgens nichts genommen außer einer Tasse Kaffee, und er empfand nun einen heftigen Hunger. Er begab sich in den Speisesaal, und da merkte er, wie ein Frühstück beschaffen sein sollte; nur hätte er gewünscht, daß der Kellner ihm nicht alle

Gänge auf einmal gebracht hätte. In der Halle kaufte er sich eine Zigarre und nahm eine Zeitschrift zur Hand, — wieder blickte ihm der Name seiner Frau daraus entgegen: „Der Meenie Weston-Hut! Die neueste ‚Schöpfung' aus unserm Atelier! Geputzter Sammethut, einfach, aber sehr wirksam." ... Dann wieder: „Der Meenie Weston-Gürtel! Aus grauem schwedischen Leder, aus weißem glänzenden Kalbleder und schwarzem Seehundsleder, mit Goldschnalle. Preis 50 Cents, wirklicher Wert 1 Dollar 25 Cents." ... Jawohl, seine Frau mußte eine bekannte Persönlichkeit sein!

Er legte das Blatt hin und schlenderte auf die Straße hinaus. Böse Ahnungen stiegen in ihm auf, — das war schon große öffentliche Beliebtheit, ja, öffentliche Vergötterung. Wenn sie sich nun weigerte, zu ihm zurückzukehren? Es schien ihm plötzlich, als hätte er ihr nur sehr wenig zu bieten. Sie erhielt gewiß eine sehr bedeutende Gage, wurde bewundert, umschmeichelt, — möglicherweise geliebt! Alle Farbe wich aus seinem Gesicht. Sie hatte das Höchste erreicht, — und sie war allein, er hatte sie sich selbst überlassen, sie vernachlässigt. Wenn sie —? Nein, nein, beim Himmel, nein! Er kannte sie zu gut, um das zu befürchten. Aber vielleicht kannte sie einen andern, der ihr gefiel, den sie gern heiraten würde, vielleicht verwünschte sie die Fesseln, die sie daran hinderten. Und der Mann — der Mann! Ach, er wußte sehr gut, was der ihr sagen würde! Er hörte im Geiste, wie der Liebhaber seiner Frau ihn beschrieb, — als einen Gatten, der sie nie zu schätzen gewußt, der sie achselzuckend den Versuchungen überlassen, ein roher Mensch, der nicht wert war, daß sie seiner gedachte. Ein blinder Haß gegen den Unbekannten ergriff Lingham, er sehnte sich danach, ihn bei der Gurgel zu packen, daß er sich krümmte vor Schmerz.

In diesem Augenblick sah er sie plötzlich auf einer Bretterverschalung vor sich; sie lächelte von einem großen Plakat auf die Welt herab. Er blieb davor stehen und starrte es an; der Anblick ihrer Heiterkeit berührte ihn peinlich, wenn ihm das Bild auch nichts von ihren Gedanken verriet: sie lächelte, während sie den Kopf durch einen Fliederbusch steckte und mit den Armen die Zweige auseinanderbog.

Gleich darauf fragte Lingham einen Wachmann, einen dicken, frischen, hochmütigen Gesellen, in welcher Richtung das Hawthorne Theater sich befände.

Der Polizeimann fragte grob: „Was?", und als Lingham die Frage wiederholte, antwortete er mit einem scheelen Blick: „Durch den Park."

Lingham ging langsam weiter; er sah nirgends einen Park, und es fiel ihm nicht ein, daß der Polizeimann den freien Platz mit den Anlagen gemeint haben könnte. In seiner Ratlosigkeit wagte er es endlich, einen Geschäftsmann, der offenbar große Eile hatte, danach zu fragen. Dieser erbot sich, mit ihm umzukehren und ihn zu führen; aber Lingham war mit der Auskunft zufrieden und befand sich nach wenigen Minuten vor dem Theater. Er ging in die Eintrittskasse, und nachdem er seinen Namen genannt hatte, sagte man ihm, daß M'Crea auf der Bühne sei; auf die Frage, ob er selbst hingehen oder durch den Sekretär sich anmelden lassen wolle, antwortete er, er würde hinübergehen.

Er schickte seine Karte hinein, und sofort erschien M'Crea, ein hagerer Mann von mittlerem Alter, mit schlotternden Kleidern und blinzelnden Augen.

„Verehrter Herr," rief er aus, „es freut mich sehr, Sie zu sehen! Aber warum sind Sie nicht gestern abend hier gewesen? Sie haben sich um einen Hochgenuß gebracht. Die Rezensionen haben Sie wohl schon gesehen? Ich gratuliere Ihnen, Mr. Lingham, das Stück hat eingeschlagen, sag' ich Ihnen! Es ist ein Vermögen damit zu machen, vergessen Sie das nicht, Mr. Lingham. Es findet gerade wegen einiger Kleinigkeiten eine Probe statt. Bitte, treten Sie ein!"

Er ging ihm voran durch einen Gang. Die Truppe war bereits vollständig da, und M'Crea stellte mit einer dramatischen Handbewegung vor: „Meine Damen und Herren — der Verfasser der ‚Angela Brown'!"

Allgemeine Ueberraschung und Freude; die bedeutenden Schauspieler kamen auf ihn zu und gratulierten ihm zu dem Erfolg. Die erste Liebhaberin sagte ihm, ihre Rolle sei „geradezu entzückend", und jedermann fragte, warum er nicht schon gestern gekommen sei, mit welchem Dampfer er die Ueberfahrt gemacht habe und wie ihm Amerika gefiele.

„Möchten Sie nach vorne gehen oder lieber bleiben, wo Sie sind, Mr. Lingham?" fragte M'Crea.

„Ich möchte ins Parkett gehen," antwortete Lingham, und der Souffleur führte ihn hinunter.

Der Direktor zog rasch einige mit der Maschine geschriebene Hefte hervor.

„Wir wollen schnell den ersten Aufzug durchgehen," sagte er; „es sind ein paar schleppende Stellen darin vorgekommen, zum Beispiel die Stelle mit dem Brief ist ermüdend, das muß gehen wie am Schnürchen!"

Die Probe begann, und Lingham saß allein im Zuschauerraum und sah die Gestalten seiner Schöpfung von Männern und Frauen dargestellt, die ihnen nicht im geringsten glichen; er empfand eine tiefe Enttäuschung. Vergebens sagte er sich, daß sie nicht geschminkt, nicht entsprechend kostümiert waren, er konnte nicht glauben, daß die Macht der Schminke, der

Kleider, des falschen Haares bedeutend genug wäre, um auch nur einem einzigen von ihnen eine Aehnlichkeit mit den Gestalten zu verleihen, die ihm vorgeschwebt. Aber in Amerika spielt man auch in den Proben. Allmählich vergaß er, daß dies Fremde waren, die vorgaben, Angela und ihre Kollegen zu sein; ihre Auffassung begann ihn zu überzeugen, er begann sie für Gestalten aus dem Leben zu nehmen.

Das war gerade so gesagt, wie es die Angela seiner Phantasie gesagt hatte! Genau dasselbe hätte seine Angela getan! An Stelle der Enttäuschung trat Interesse, er lehnte sich eifrig vornüber, er war entzückt, er wollte in die Hände klatschen! Da, mit einem Male verwandelte sich sein Vergnügen in Erstaunen: er hörte die Szene, die er geopfert, die er gestrichen hatte. „Nein, nein!“ rief er unwillkürlich aus.

„Wie meinen Sie?“ fragte M'Crea, zu ihm hinabblickend; „einen Augenblick, meine Damen und Herren! Was mißfällt Ihnen, Mr. Lingham?“

„Diese Szene ist nicht drin,“ stammelte Lingham, indem er sich erhob; die Schauspieler und Schauspielerinnen hielten alle inne und warteten auf seine Berichtigung, er war ein wenig aus der Fassung gebracht, als seine Stimme allein im Theater ertönte, und er wiederholte nur: „Die Szene ist nicht drin!“

„O doch,“ entgegnete M'Crea; „sie ist gestern gespielt worden und hat sehr gut gefallen! Mit Ihrer Erlaubnis wollen es wir dabei bewenden lassen!“

Lingham gab eine leise gemurmelte, verlegene Antwort und setzte sich wieder hin. Er lauschte verwirrt, — er hatte mit eigner Hand die beiden Blätter herausgerissen, durch welche Zauberei waren sie wieder in das Stück gekommen? In dem Manuskript, das er M'Crea geschickt hatte, waren sie nicht enthalten; sie hatten überhaupt nur in den ersten beiden Manuskripten dringestanden — aus dem einen hatte er die Szene herausgerissen ... das andre — blitzschnell durchzuckte ihn die Erinnerung — das andre war Meenies Eigentum gewesen!

Diese Szene war außer ihm nur Meenie bekannt ... Aber wie hatte M'Crea wissen können, daß sie sie hatte? Selbst wenn sie sich gefreut hatte, daß das Stück angenommen und gespielt wurde, aus welchem Grunde hätte sie ihm mitteilen sollen, daß sie auch ein Exemplar davon besaß? ... Aber etwas Aehnliches mußte sie getan haben, das war doch klar, sonnenklar! Aber dann mußte sie ihn doch noch ein wenig lieb haben, das war doch ein Beweis, daß er ihr nicht gleichgültig war.

Er verfolgte die Probe nicht mehr, er war ganz in Vermutungen vertieft. Als M'Crea endlich auf ihn zutrat, beglückwünschte er ihn zu seiner Bühnenleitung und platzte im selben Atem mit seiner Verwunderung heraus.

„Mr. M'Crea,“ sagte er, „ich habe nichts gegen die Szene einzuwenden — im Gegenteil, es war eine Lieblingsszene von mir — und ich habe sie nur aus dem Grunde gestrichen, weil ich fürchtete, sie sei störend; aber ich hab' sie gestrichen. Sie ist nicht im Roman enthalten, und ich hab' sie Ihnen nicht geschickt, — ich möchte Sie sehr bitten, mir zu sagen, auf welche Weise Sie dazu gekommen sind.“

„Was haben Sie eigentlich gegen die Szene einzuwenden?“ entgegnete der Direktor, „Sie sind der erste Autor, der mir je untergekommen ist, der eine Szene in seinem eignen Stück abmurkst. So etwas Komisches ist mir im Leben noch nicht vorgekommen!“

Lingham betrachtete ihn unsicher.

„Bitte, beantworten Sie mir eine andre Frage,“ sagte er; „ist Miß Meenie Weston bei einer Probe des Stückes zugegen gewesen?“

„Nein, Mr. Lingham, nicht bei einer einzigen,“ antwortete M'Crea.

„Kennen Sie Miß Meenie Weston?“

„Ob ich sie kenne? Ich glaube, ganz New York kennt sie — als Künstlerin. Meenie Weston hat hier so viel Glück gehabt, Mr. Lingham, wie eine unsrer amerikanischen Schönen drüben bei Ihnen: in England hat sie eine Stellung eingenommen, die nicht der Rede wert war, in New York ist sie der Liebling des Publikums geworden. Jawohl, mein Herr, ich kenne Meenie Weston, und sie ist ein reizendes, seelengutes, tugendhaftes Geschöpf, das können Sie mir, ihrem Direktor, aufs Wort glauben! Wenn Sie den Wunsch haben, sie auf der Bühne zu sehen, so wird es mir ein Vergnügen sein, Ihnen ein Billett für das Watteau Theater zu senden, an welchem Abend Sie wünschen.“

„Ah, das Watteau Theater gehört auch Ihnen,“ sagte Lingham, „das wußte ich nicht. Bemühen Sie sich nicht wegen des Billetts, bitte, ich danke Ihnen, aber möchten Sie mir ihre Adresse geben? Ich will sie besuchen.“

M'Crea kritzelte etwas auf ein Kuvert.

„Sie werden mir doch so viel Gerechtigkeit widerfahren lassen, Miß Weston zu sagen, daß ich Ihnen die Adresse auf Ihre Bitte gab? Und Sie werden ihr auch den Inhalt unsers Gesprächs mitteilen, nicht wahr? Wollen Sie mir die Ehre erweisen, das Lunch mit mir zu nehmen? Nein? Dann lassen Sie sich zum Abschied die Hand drücken!“

Lingham ergriff seine Hand und sie gingen zusammen auf die Straße. M'Crea zeigte ihm den Weg zur nächsten Haltestelle der Hochbahn, und Lingham entfernte sich aufgeregt, es tat ihm wohl, sich Bewegung zu machen. Der milde Altweibersommer war bereits

vorüber, aber der strenge Winter hatte noch nicht begonnen, und die reine, kühle Luft erfrischte ihn. Es fiel ihm, dem Londoner Kind, sofort auf, wie klar und scharfumgrenzt alles war, worauf sein Blick fiel, wie deutlich man alles gleich zum erstenmal in der kristallhellen Atmosphäre sah. Und alles erregte seine Aufmerksamkeit: wie malerisch und freundlich die Obstbuden an den Straßenecken aussahen, wie bequem sich einige Herren in die prächtigen Sessel zurücklehnten, während ein Neger ihnen mit einem Flanellappen die Schuhe rieb, daß sie glänzten; wie hübsch die Damen aussahen, die fast alle blaßrote Rosen im Jackett befestigt hatten, — es war entschieden unenglisch, erinnerte auch nicht an die französische Mode — kurz, es entging ihm jetzt nicht die geringste Kleinigkeit. Broadstairs war eine schmale Verkehrsstraße, und von weitem sahen die Dächer der vorübersausenden Hochbahn wie weiße Sonnenschirme aus, die in der Luft schwebten. Er stieg die Treppe zur Haltestelle hinan, die in Amerika Depot genannt wird, und in dem Durchgangszug, der an den Fenstern der ersten Stockwerke vorüberraste, saß er zwischen einer Dame der besten Gesellschaft und einem chinesischen Wäscher, bis er hörte, daß er aussteigen müsse.

Meenies Adresse war ein Hotel an der Ecke der 72. Straße und Lexington Avenue; befangen fragte er, ob sie zu Hause sei.

„Ich glaube nicht," sagte der Sekretär; „welchen Namen soll ich melden?"

„Sagen Sie — sagen Sie Mr. Lingham," antwortete er; „warten Sie einen Augenblick, ich werde Ihnen meine Karte geben," und er schrieb darauf: „Bitte mich zu empfangen."

Während er wartete, stieg seine Aufregung; er fragte sich, ob er nicht ihrem Interesse an seinem Stück zu viel Bedeutung beigemessen hatte, wunderte sich, daß er zu hoffen gewagt, sie würde ihm das Opfer bringen, um das zu bitten er hergekommen war. Ein Hoteljunge machte seiner Spannung ein Ende, — sie war zu Hause. Er führte ihn zum Lift, ging dann über den Flur und klopfte an eine Tür.

Ihre Stimme sagte: „Herein!"

Sie stand in der Mitte des Zimmers; ihr Gesicht war sehr blaß, kein Lächeln grüßte ihn aus ihren Augen. Sie sah älter aus, als er erwartet hatte: in der Zwischenzeit war ihr die Mädchenhaftigkeit abhanden gekommen.

„Meenie!" sagte er. „Ich — es ist sehr lieb von dir, daß du mir erlaubst, dich zu sehen. Ich — ich bin heute früh angekommen, und ich hab' gehofft, dich hier zu finden."

Sie antwortete nicht. Verlegen hielt er den Hut in der Hand, und eine kleine Pause trat ein. Die Atmosphäre des Reichtums, der Vornehmheit, die sie umgab, erhöhten seine Verlegenheit noch. Endlich legte er den Hut hin und trat auf sie zu.

„Willst du mir gar nichts sagen?" fragte er, „tut es dir leid, daß ich gekommen bin?"

„Ich bin sehr überrascht," antwortete sie ruhig, „ich wußte nicht, daß du in Amerika bist."

„Ich bin zur ersten Aufführung gekommen, aber der Dampfer hat sich verspätet. Du hast es also weit gebracht, wie? Viel weiter, als wir je erwartet haben? Aber du hast es verdient."

„Ich hab' mich gefreut, als ich von dem Erfolge las ... Willst du dich nicht setzen?"

„Ich habe soeben erfahren, daß du so großmütig warst, dich dafür zu interessieren," murmelte er. Bei diesen Worten zuckten ihre Augenbrauen, und sie schlug die Augen nieder. „Ich kann dir nicht sagen," fuhr er fort, „wie mir dabei zumute war! Worte sind manchmal so unzulänglich! Ich — ich bin dir sehr dankbar." Er stand noch immer vor ihr, und nun trat er ganz nahe an sie heran. „Ich wäre auch so zu dir gekommen, und als ich erfuhr, daß du mich nicht ganz vergessen hast, da dachte ich — da bildete ich mir ein — Ach, Meenie, wenn du wüßtest, wie ich alles bedauert habe vom ersten Tage, da du fort warst! Wie ungeheuer ich dich vermißt habe! Ich bin dumm und herzlos gewesen, ich schäme mich in tiefster Seele ... Ist es unmöglich, daß du mir verzeihst?"

„Was ich zu verzeihen hatte," antwortete sie, die Augen auf den Boden heftend, „hab' ich dir längst verziehen ... Wir haben uns aus freiem Willen getrennt, wir haben keinen Grund, uns zu schämen."

„Bedeutet das," fragte er, „bedeutet das, daß du zufrieden bist?"

„Es bedeutet, daß wir das Rechte getan haben," sagte sie, indem sie ihn ansah, „das haben wir ja auch immer gewußt."

„Ich nicht," rief er aus, „du hast's vielleicht gewußt, ich nicht! Nachdem du fort warst, hab' ich mich gehaßt, hab' ich gesehen, wie sehr ich dich liebte. Es fällt mir so schwer, es auszusprechen — wenn ich dich jetzt bitte, mir wieder zu vertrauen, so bitte ich dich gleichzeitig, mir ein großes Opfer zu bringen, sehr viel aufzugeben — aber ich liebe dich, Meenie! Ich habe von M'Crea erfahren, wo du wohnst — ich bin in der Hoffnung hergekommen, daß du wieder zu mir zurückkehren wirst."

„Ich fürchtete, daß du in dieser Absicht herkamst, als ich deine Karte las," antwortete sie; „es tut mir leid — ich hab' im stillen doch gehofft, daß du die Bitte nicht an mich richten würdest."

„Ist dir deine Stellung so teuer?" fragte er

bestürzt, „oder kannst du nicht vergessen, was ich dir angetan habe?“

„Nein,“ antwortete sie, „meine Stellung ist mir nicht so teuer, aber ich verstehe nur zu gut ... Ich habe versucht, all das zu verhindern. Ich hab' mich gefreut, dir einen Dienst zu erweisen, weil — weil ich mich all der Hoffnungen erinnerte, die wir zusammen auf das Buch gesetzt, aber ich wollte, daß du nie erführest, was ich getan; wenn M'Crea das Versprechen, das er mir gegeben, gehalten hätte, so hättest du es auch nie gehört. Du sagst, daß du mich liebst — du glaubst es vielleicht — aber dein erstes Wort war das richtige: du bist mir ‚dankbar‘, sonst nichts.“

„Wofür glaubst du,“ fragte Lingham, „bin ich dir dankbar?“

„Ach,“ rief sie aus, „suche mich nicht zu täuschen! Glaubst du, ich weiß nicht, was dich hergeführt? Glaubst du, ich besitze gar keinen Stolz? Bin ich ein Kind, daß du so zu mir sprichst? ‚Liebe?‘ Du hast dir vorgestellt, ich sei noch das törichte junge Geschöpf, das ohne dich so unglücklich war, du hast dir gesagt: ‚Ihr hab' ich's zu verdanken, ich muß zu ihr und ihr dafür danken!‘“

Er widersprach nicht, er rührte sich nicht, sondern er stand da und starrte sie stumm an — da sah sie, daß sie ihm erst die Wahrheit offenbart hatte.

Endlich sagte er: „Wenn ich es dir zu verdanken habe, Meenie, so freut es mich doppelt, aber ich hab' es nicht gewußt, glaube es mir; mich hat einzig und allein die Liebe hergeführt ... Sag mir, wie alles gekommen ist.“

„Ich hab' ihm zuerst das Stück gezeigt,“ stammelte sie, „es gefiel ihm, und dann sagte ich ihm, wer du seist, und daß er meinen Namen dir gegenüber nicht erwähnen dürfe ... Darum schrieb er auch, daß er den Roman gelesen habe: er durfte doch nicht sagen, daß er das Stück kannte.“

Bebend wendete sie sich ab, die Tränen standen ihr in den Augen.

„Ich wollte, ich wäre würdiger gewesen,“ flüsterte er.

„Was ich getan, war ja nicht der Rede wert,“ antwortete sie.

Eine Pause trat ein. Als er seiner Stimme wieder mächtig war, wiederholte er: „Mich hat einzig und allein die Liebe hergeführt. Von Anfang an standst du vor mir, vom ersten Augenblick an dacht' ich nur an dich und — hoffte wieder. Als ich die Rezensionen las, hatte ich keinen andern Gedanken, als dich zu finden, da erfuhr ich, wie weit du es gebracht hast und — eine plötzliche Angst überfiel mich ... In der Probe wurde eine Szene gespielt, die ich M'Crea nicht geschickt hatte, ich wußte, daß nur du sie besäßest, sonst wußt' ich nichts, bei meiner Ehre, nichts! ... Ich sehnte mich nur nach Erfolg, weil ich mich so sehr nach dir sehnte, Meenie, aber aller Erfolg bedeutet mir nichts ohne dich! Dir hab' ich den Erfolg zu verdanken, Meenie, willst du mir auch wieder deine Liebe schenken? Ich will alles tun, was in meinen Kräften steht, dich zu verdienen, Geliebte, ich schwör' es dir! ... Willst du wieder zu mir zurückkehren?“

Er wartete, denn sie konnte nicht sprechen; ihr Gesicht war immer noch abgewendet, aber er sah das Zucken in ihrem Nacken. Ihre Hand tastete nach der seinen und führte sie an ihr Herz.

Der Garten

Von

A. Bessell

An dem Garten meiner Jugend
Geh' ich langsam oft vorbei,
Durch die grünen Büsche lugend,
Wenn in Blüten steht der Mai.

Aber still ist's in den Wegen,
Still und einsam ringsumher;
Nur mein Herz mit lauten Schlägen
Pocht und klopft und drückt so schwer.

Aus dem Traume möcht' ich wecken
Die entschlaf'ne Jugendzeit,
Möchte durch die dunkeln Hecken
Schauen ihre Herrlichkeit.

Könnt' ich's, o, wie wollt' ich warten,
Geben wollt' ich, was ich hab'.
Doch verlassen liegt der Garten
Wie ein lang vergeßnes Grab.

Schöne Fahrt

Von

Richard Hoisel

Das Schiff des Glückes wiegte sich im Meer,
Mit seinen Masten in der Sterne Heer,
Der Singsang der Matrosen auf dem Bug
War für ein helles Menschenherz genug.

Kein Sturm verdunkelte des Himmels Saum,
Kein Klippenzack vernichtete den Traum,
So steuerte das Schiff im blauen Meer,
Mit seinen Masten in der Sterne Heer ...

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

DEUTSCHE ROMANBIBLIOTHEK

Wöchentlich eine Nummer | № 32 | Alle 14 Tage ein Heft

Der Ueberkater

Von

Johannes Richard zur Megede

(Fortsetzung)

Wir sind jetzt in der Zeit, wo die afrikanischen Vogelreisenden sich einzufinden pflegen; sehr angenehme Gäste, denen das Quartier in unserm Magen auch wahrscheinlich am zuträglichsten ist. Der Schneider des Ortes läuft wenigstens schon im Regen mit einer tropfenden Muskete herum und knallt ohne Besinnen auf den See hinaus. Die Deutschen finden das grausam, ich finde es nur töricht. Denn die Taucher, nach denen er schießt, haben eine ausgesprochene Abneigung gegen die Bratpfanne und stoßen getroffen sofort in die Tiefe, wo sie dann der Küche verloren sind ... Aber Menschen sind eben Gefühlsphantasten. Und der kleine, rabiate Schneider mit seinem löcherigen Karbonarihut und der alten Muskete, die ihm nächstens in Stücken um den Kopf fliegen wird, unterscheidet sich nur scheinbar von diesem Rin, der mir neulich einen Sperling recht unhöflich entriß. Er nannte mich dabei: „weißer Schuft!"

Menschen mit solchen Manieren können mich ebensowenig beleidigen, wie sie mich erschrecken können. Aber unser Gefühl kühlt sich dabei ab. Nicht etwa wegen dieses Vogels! Ich brauche nur in die Küche hinabzusteigen, um mich eines viel zarteren Hühnerbeins zu versichern. Aber den Mangel an Takt und Selbstbeherrschung verurteile ich. Dieser Mann ist überhaupt ein Gimpel. Er beleidigt seine Gönner, um zu seinen Feinden überzugehen. Ein richtiger deutscher Narr! Wenn ich irgend etwas auf der Welt nicht mag, so ist es gefühlvolle Unvernunft. Wie sein Tagebuch zeigt, war er bereits aus dem Netz, konnte gehen, wohin er wollte, und der albernste Köder genügt, um ihn wieder einzufangen. Jetzt wird die reizende Josefa, in der ich von Tag zu Tag mehr jene diplomatische Feinschmeckerei entdecke, die uns befiehlt, sich an dem lebenden Vogel recht lange zu erfreuen, ehe wir den toten verzehren, erst wirklich anfangen mit ihm zu spielen. Jetzt wird sie ihn verliebt machen, sich an den Zuckungen seines Herzens freuen, zuletzt diesen Gimpel ganz ruhig verhungern lassen ... Es kommt alles, wie ich gesagt habe: der warme Sonnenschein weckte die Gefühle, der bedeckte Himmel ließ sie ausreifen, die Regenwoche jetzt gibt einem unverbesserlichen Toren den Rest.

Und dem widerspricht keineswegs, daß die junge Gräfin mich neulich in Abwesenheit ihrer Terriers zu einer wahren Kakesorgie ermutigte. Diese Liebenswürdigkeit gilt nicht mir, sie gilt meinem früheren Protegé. Aber im Grunde ist es nur das gewisse Mitleid, das auch uns vielleicht beim Anblick gefiederter Sänger ergreift und uns verleitet, sie noch möglichst lange unter unsrer Aufsicht hüpfen zu lassen, aber weidgerecht erwürgt wird der betreffende Vogel doch. Dagegen das Interesse der jungen Dame für mich wird nicht nur bleiben, es wird sogar wachsen, während

ihre Mitleidsregungen für meinen Protegé sehr bald in nichts zerflattern. Nur das wirklich Gediegene dauert!

Und im Vorgefühl solcher Wandlung halte ich es für klug, mich zu salvieren, ehe ich salviert werde. Der Mann imponiert mir nicht mehr! Eines Tages wird er verschwunden sein, ohne irgend eine Spur hinterlassen zu haben, aber die junge Dame wird sich von jetzt ab mehr und mehr an mich attachieren. Sie ist mir sehr sympathisch. Sie hat jene spielende Sicherheit, die unser Geschlecht besonders hochhält, und zu der ich renig zurückkehre, nachdem sich die Krafthubereien dieses Rin und die himmelstürmende Leidenschaft meines Tristan als eitel Trug erwiesen haben. Ich fühle wieder jene Lust zur Intrige in mir keimen, die uns Katzen mit Diplomaten und Frauen stets einen wird. Dieser Rin wird uns noch zu schaffen machen. Ich bin neugierig, wie seine sonst sehr kräftige Konstitution sich in diesem hoffnungslosen Kampfe ausleben wird. Der Vogel, der noch flattern kann, ist ein dankbareres Studienobjekt als der hilflos aus dem Netz gefallene Spatz.

Ich hätte bei meiner Kakesvisite gern die Korrespondenz der jungen Dame etwas revidiert, nicht das, was sie schreibt, sondern das, was sie nicht schreibt, wäre mir wichtig. Aber sie ist entschieden ordentlicher als Herr Rin. Die Briefe an ihren Bräutigam schickt sie sofort ab, und die seinen verschließt sie. Der einzige, unterbrochene, den ich neulich las, bedeutet wahrscheinlich einen Wendepunkt.

Meine Visite war wie gesagt nur kurz, draußen bellten die Terriers. Vielleicht schwankt sie auch noch. Frauen und Katzen sind ja untaxierbar ... Ich mußte mich darum über die Stimmung im allgemeinen vergewissern und ging zum zweiten Salon. Dort klatschte natürlich der Kommissionsrat wieder, Quedenbergs waren auch da, und dieser sächsische Uhrenfabrikant a. D. verstieg sich sogar zu der Aeußerung, daß die Komtesse Angern vielleicht doch etwas leicht sei. Die Gräfin antwortete ihm präzis: „So leicht wie Sie, Herr Kommissionsrat.“ Darauf wurde herzlich gelacht, der alte Herr ließ vor Angst seinen Meerschaumkopf fallen, und ich glaube, daß ihn die Nichte etwas schadenfroh ansah. Diese Nichte kann Kater nicht anfassen. Ich halte das für ein Zeichen von großer Geistesarmut.

Bei Rin war ich auch, und zwar längere Zeit. Der Mann ist schneller verrückt geworden, als ich dachte. Jedoch sein Tagebuch kann selbst sprechen.

*

Ich mag in gewissen Dingen harmlos sein, aber wenn alle Regentage auf dieser Welt so reizend sind, so mag's meinetwegen immer regnen.

Ich esse allerdings noch an meinem andern Tisch, und selbst die direkte Bitte dieses entzückenden Geschöpfes macht mich nicht wanken. Es wurde mir höllisch schwer. Doch ich denke, ein Mann darf sich nicht beliebig von einem Platz zum andern schieben lassen, wie ein überflüssiges Paket. Josefa schmollte darüber ein wenig, nannte mich undankbar und beschwor, sie würde niemals wieder so offen mit mir sprechen wie neulich auf dem Wege von Gargnano. Und unberechenbar, wie sie doch ist, erklärte sie vierundzwanzig Stunden später, daß ich eigentlich recht habe.

„Ich habe mir's überlegt, Herr Rin. Männer sollen sich nicht kommandieren lassen. Ich glaube, wenn Frauen herrschen wollen, müssen sie erst verachten können. Ich werde Peter diesen letzten Gedankensplitter sofort übermitteln, aber als eignen, höchst ernsthaften, nicht wie die vom Kommissionsrat, wo ich schon beim Schreiben Tränen lache ... Aber trotzdem, ich kommandiere so viel lieber, als ich gehorche!“

Sonst kann sie mit unsern Zugeständnissen wohl recht zufrieden sein. Die Insel hat sich neulich wieder zusammengefunden. Wir tagen vormittags, nachmittags, abends im Angernschen Salon, und wenn das ein Ausfluß der Regenlaune ist, wir sind kindlich vergnügt. Wenn ich mir dagegen die gelangweilten Gesichter der andern Hotelgäste denke! Wie die Herren schon vom Frühstück ab einen Verzweiflungsskat spielen, und die Damen auf lügnerisch blauen Postkarten ihre frierenden Freunde in Deutschland zu ärgern suchen, und eigentlich nur sich selbst ärgern über diese Sonnenlüge auf Papier ... Und ich komme zu der Ueberzeugung, daß solche Insel eigentlich etwas sehr Zweckmäßiges ist. Man holt sich heran, wen man mag, man braucht sich nicht erst abzuschieben, wen man nicht mag; man hat die Freuden der Privatvilla ohne die Leiden des Hotels. Die übrige Gesellschaft liebt uns natürlich nicht, so wenig wie ich die Insel früher geliebt habe. Aber man ist gerade darum besonders höflich, läßt uns grüßend den Vortritt, in der Gewißheit, daß alles Exklusive auch höllisch langweilig sein müsse. Jedoch wir amüsieren uns in der Tat gut. Ich kann wohl sagen, daß ich keine Woche meines Lebens so angenehm plaudernd und so intensiv genießend zugleich verlebt habe, als diese Aprilwoche am Garda ... Es kann sein, daß dem Grafen Rhyn der Sinn für gute Formen doch angeboren ist, wenn auch Herr Rin sie zu verachten scheint, und daß die Menuettpas, die meine Vorfahren im Berliner Schlosse wahrscheinlich höchst zierlich vollführten, wenigstens als dumpfe Zuckungen in den Füßen des Epigonen nachzucken. Wer Fanatiker der Erblichkeit ist, darf auch die Beine nicht vergessen ... Und es ist in der Tat ein Reiz mehr, daß diese Gesellschaft Herrn Rin akzeptiert, gern akzeptiert, ohne zu ahnen, daß das alte Wappen,

das über dem Schreibtisch der Gräfin Angern hängt, und das sich vielleicht diese andre Familie nur angemaßt hat, mein Wappen ist, und daß ich der Letzte, der ein Recht hat, dies Wappen zu führen. Dabei spielt kein gräflicher Ahnenstolz mit, und das Genfer Patriziergeschlecht, dem meine Mutter entstammt, ist mir mit seinen Traditionen genau so viel wert.

Freilich, wenn in diesem Salon ein Gesicht fehlen sollte? ... Schon wenn wir uns nach dem Lunch erheben, um oben unsern gemeinsamen Kaffee zu trinken, überläuft mich ein Prickeln, wie kraftvoll graziös die schlanke Josefa geht, wie reizend sie sich für den ganzen Tisch verbeugt ... Die Gräfin Quedenberg ist ja hübsch und klug, die blaßblauen Augen könnten einem Don Juan wohl die Frage anregen, ob man aus Eis nicht doch Funken schlagen kann; die Gräfin Angern ist von jener Anmut, die nicht stirbt; die Nichte besitzt wahrscheinlich auch noch andre Reize als diesen Junohals. Aber was sind sie alle dem schönen Mädchen mit den kühlen, hellbraunen Augen gegenüber, jede Bewegung von der spielenden Kraft, die sich wohl bewußt ist und doch schlummert! ... Ich suche bei den Frauen das Herz. Nur starke Menschen können starke Herzen haben.

Und es ist wirklich rührend, wie zärtlich wir alle bemüht sind, uns vergessen zu machen, daß es regnet. Ich weiß nicht, ob wir tatsächlich so sind, oder ob nur vor meinen Augen der täuschende Schleier liegt, der das Leben gerade da vergoldet, wo's am grausten ist. Der Kommissionsrat kramt die ehrwürdigsten Geschichten aus, sie sind uralt, ich weiß es, und sie gefallen mir doch. Der Graf pfiff uns gestern eine ganze Sonate vor, einige Passagen waren bestimmt falsch, ich weiß es, und ich beneide den Mann um die Fertigkeit doch. Die Nichte läßt ihre Aquarellstudien wandern, immer derselbe italienische Junge, bald auf einer Vignenmauer liegend, bald am Strande bettelnd; kein Betteljunge hat ein so regelmäßiges Heiligengesicht, ich weiß es, und sage doch dem Mädchen Höflichkeiten gerade über dies Gesicht ... Die Theorie und die Wirklichkeit vertragen sich mal wieder vorzüglich miteinander!

Ich habe sogar den Sinn für Kleinigkeiten in mir entdeckt, für das absolut Oberflächliche, was mir sonst fernliegt. Ich ziehe mich andächtig an, knüpfe die Krawatte mit Kennermiene, ich beschaue voll Liebe meine Lackschuhe, die mit ihrem faltenlosen Glanz eigentlich die Unnatur selbst sind. Es gibt eben tausend und abertausend Dinge, die auch zum Leben gehören, obgleich ich nicht glaube, daß ich nach dem Beispiel des Grafen Quedenberg die Eisenbahnfahrt von Hannover nach Berlin jemals stehend gemacht hätte, bloß um keine Knie in das frisch gebügelte Galabeinkleid zu bekommen. Aber über die modische Hosenfalte habe ich doch auch tiefsinnige Betrachtungen. Ich zog mich zwar immer anständig an, weil ich das gewollt oder ungewollt Saloppe nicht mag, aber daß ich einmal die abfallenden Schultern des guten Quedenberg nachdenklich betrachten könnte, nur weil das für schick gilt und der Lasowitz die Mode auch mitmacht, kam mir nie in den Sinn. Doch da eine Rosenknospe in hellbraunem Haar für mich heute weit mehr bedeutet als der Tausendmarkschein aus eines Geizhalses Hand, so könnten ähnliche Erwägungen auch bei meiner Partnerin stattfinden. Die Leute, die blödsinnig werden, merken es selbst zuletzt, und die schlotterigen Tertianer, die lange Studentenpfeifen unter Seelenqualen anrauchen, sind nur in den Augen Erwachsener urkomische Märtyrer. Zur Passion jeder Art gehört nun einmal die Torheit. Und wahrscheinlich ist's mir recht gesund, daß ich auch einmal die Welt von unten ansehen, die kleinen Freuden und Leiden mitmachen lerne. Dabei lernt man, die großzügige Hoffart schwindet. Wer auf seinen Weg sieht, tritt die fleißige Ameise gewiß nicht tot.

Innerlich bleibe ich trotzdem der Gleiche, der ich bin: es liegt nicht in meiner Natur, mich selbst zu verlieren. Und wer wie ein Dandy näseln will, muß auch die entsprechende Gehirnleere besitzen. Die zwei neuen Anzüge in Brescia waren allerdings ein bedenkliches Symptom. Aber wenn ich den guten Quedenberg wegen seines englischen Schneiders interviewte, so halte ich ihn noch lange für keinen Botschafter. Und der Lackschuh wirkt bis jetzt nicht ausdörrend auf meine geistigen Fähigkeiten. Ich weiß noch genau, was ich rede. Unsinn ist es nicht. — Und wenn ich mich scheinbar vergesse, mit Leuten fraterniśiere, die nicht meine Leute sind, so ist das ein Ausfluß jener Feststimmung, die den Lebensweg so glatt sieht, wie sie ihn wünscht ... Ich habe gute Augen, und die vernünftige Kühle der Quedenberg, die gleichmäßige Liebenswürdigkeit der Angern täuschen mich nicht. Die wissen beide, was sie wollen, aber sie sollen nicht wissen, was ich will. Mir paßt diese Quedenberg jetzt nicht in den Kram, weil eine so ehrgeizige Natur natürlich nicht begreifen kann, daß der einzige Geist einer Gesellschaft sich nicht ihr ausschließlich widmet. Und die Mutter Angern, die wahrscheinlich in jeder Lebenslage noch zu lächeln vermag, ist eine zu gute Mutter, hat ihre Tochter, ihren Peter, unser aller Lebensglück viel zu lieb, um mich hier zu lieben. Beide sind meine offenen oder versteckten Widersacherinnen, vor allem diese Mutter Angern, von der ich noch heute nicht weiß, was uns eigentlich verbindet oder trennt. Es besteht zwischen uns ein besonderes Verhältnis. Wir sind uns nicht Fremde, so wenig

wir uns auch kennen, und wir haben beide die gewisse Scheu vor dem Unbekannten, was uns doch verbindet. Vielleicht ist diese Liebenswürdigkeit gerade mir gegenüber echt, aber dann ist es die Liebenswürdigkeit der instinktiven Furcht. Entweder gibt's eine Seelenwanderung, und wir haben dann auf einem andern Planeten in einer andern körperlichen Hülle schon das Vergnügen gehabt; oder wir sind von den Urahnen her Gott weiß wie verwandt, müssen uns lieben oder hassen, je nachdem. Die Wege des Blutes sind so verschleiert, daß sie kein Psychiater, viel weniger ein Stammbaum entwirrt. Vielleicht findet auch eine jener unbegreiflichen Wechselwirkungen statt, die Abneigungen oder Zuneigungen den Menschen wahllos einpfropfen, die betreffenden Menschen können es am wenigsten erklären. Die Frau mag mich und mag mich auch nicht, und genau dasselbe ist bei mir der Fall... Jetzt, wo ich gewißermaßen in den Bannkreis dieser Familie getreten bin, weiß ich genau, daß ich mit der Liebe der Tochter zugleich den Haß der Mutter erwerben würde und umgekehrt... Das sind Schrullen. Im Leben muß sich alles Bestimmte auch auf etwas Bestimmtes aufbauen, und so sind mir vorläufig Sympathien und Antipathien noch recht gleichgültig.

*

Ich habe keine Erfahrung in Frauenherzen. Aber es war mir doch ein Triumph, als Josefa gestern wie aus einem Traum erwachend, den gedankensplitternden Kommissionsrat unhöflich unterbrach: „Herr Rin, Sie müssen uns noch einmal die Geschichte erzählen, wo Ihre Karawane nur durch ein Wunder gerettet wurde?! — Ich habe nämlich diese Nacht auf Ihrem Rennkamel mit geritten, bis es zusammenbrach..."

„Aber Gräfin, es war wirklich nicht so schlimm, wie ich es machte."

„Also Sie wollen nicht erzählen?"

„Nein."

„Aber wenn ich Sie bitte?"

„Es geht nicht auf Kommando. Ich muß erst wieder geärgert werden, wie an dem berühmten Tage damals."

„Also ärgern wir einmal!" rief der Kommissionsrat in klassischem Sächsisch.

„Ja, ärgern wir einmal," wiederholte die Gräfin Quedenberg dialektlos.

„Nein, ärgern wir lieber doch nicht," besänftigte sehr liebenswürdig die Mutter Angern.

Darauf wurden die Mädchenaugen wieder kühl, unangenehm kühl. Sie ist's wohl nicht gewöhnt, daß ihr ein Wunsch unerfüllt bleibt.

Als wir am Abend am Kamin stehend unsern Zehnuhrtee schlürften, lockte sie mich harmlos raffiniert in eine Fensternische.

„Warum sind Sie eigentlich gegen mich besonders ungefällig, Herr Rin?"

„Gräfin, ich konnte wahrhaftig nicht!"

„Aber jetzt sind wir allein."

„Jetzt kann ich's erst recht nicht!"

„Ach, Sie sind..." Und sie wandte sich sehr ungnädig ab. Aber als ich mich zum Kamin zurückziehen wollte, sagte sie kurz: „Bleiben Sie!"

Einige Minuten standen wir gelangweilt.

Endlich ich: „Aber Gräfin, Sie erzählen doch auch nie mehr von dem, was Sie interessiert, und Sie erzählten wirklich wunderhübsch."

„Von Rennen und so weiter meinen Sie? Da können Sie lange warten! Denken Sie vielleicht, daß ich nur deshalb an den Garda gekommen bin, um mich von Ihnen belächeln zu lassen?"

„Gräfin!"

„Aber selbst wenn Sie nicht, wenn überhaupt niemand gelächelt hätte! Ein Mädchen, das eine ganze Table d'hote mit ihren Pferdegeschichten unterhält und dadurch die guten Leute zwingt, gewissermaßen Nase und Ohren aufzusperren, ist nun einmal lächerlich."

„Aber dann war ich mit meiner Durstgeschichte doch in dem gleichen Fall."

„Das waren Sie eben nicht! Ihre Afrikareisen sind Studienreisen, Ihre Erzählungen darüber haben einen Sinn, meine haben keinen Sinn... Was verstehe ich denn von Pferden? — Nichts. Ich habe Pferde gern, wie Tiere überhaupt, ich habe sogar Jagden mitgeritten, aber was ich sonst von Rennen und Vollblut weiß, das weiß ich von Peter. Ich habe mich eben mit fremden Federn geschmückt und tue das wahrscheinlich meistens, aber trotzdem bin ich dreiundzwanzig und nicht siebzehn Jahre. Vergessen Sie das, bitte, nicht!"

Da wagte ich den ersten, kecken Vorstoß: „Ich habe mich mit Ihrem Alter nie beschäftigt, Gräfin, ich habe höchstens Ihren Peter beneidet und beneide ihn von Tag zu Tag mehr."

Sie errötete darauf nur leicht. Sie ist eben Elogen gewöhnt. „Na, ich glaube, Peter wird nicht so sehr zu beneiden sein..." Ihr Blick streifte mich flüchtig. „Redensarten stehen Ihnen nicht!... Ich habe Sie gestern immer darauf hin angesehen, wie Sie es wohl anfangen würden, wenn Ihnen eine Frau gefiele. Leute wie Sie, die dürfen nicht reden, die müssen handeln."

„Wie denken Sie sich das?"

„Wie ich mir das denke?... Gott..." Darauf muß sie lachen. „Da fehlen mir die Erfahrungen.

Peter hat jedenfalls erst geredet und dann gehandelt. Aber wir wollen doch lieber von etwas anderm sprechen! Glauben Sie an Träume?"

„Nein."

„Ich auch nicht. Darum will ich Ihnen einen erzählen. Ich kann's mit Seelenruhe, denn erstens habe ich hier eine alte ‚Zukunft' studiert; mich interessierte darin eine Abhandlung über Träume. Danach sollen Leute, die zum Beispiel ihr Fähnrichsexamen bestanden haben, später nie mehr von diesem Examen träumen, aber umgekehrt immerfort. Halten Sie es für möglich, daß der gute Quedenberg jede Nacht vom Auswärtigen Amt träumt? — Ich nicht. Die arme Jeanette muß es wahrscheinlich für ihn tun. Aber was die Hauptsache ist, man soll nach diesem Aufsatz immer nur von Nebenpersonen träumen. — Also, wir ritten zusammen durch die Wüste, Ihr Kamel war schon gänzlich ausgeritten, meins noch ganz frisch. Und es muß wohl sehr schlimm um unsre Karawane gestanden haben, denn ich hatte einen Durst und die Sonne brannte, daß ich wahnsinnig zu werden fürchtete. Aber wir ritten und ritten, und hieben auf die armen Tiere ein, daß es einen Jockey gedauert hätte. Doch vorwärts kamen wir nicht. Es war schrecklich! Ihr Kamel wurde matter und matter, und wie ich denke, daß es zusammenbrechen muß, bricht dafür meins zusammen und kann sich auch nicht mehr aufraffen. Sie sagten nichts, Sie warfen mir nur einen stechenden Blick zu, und auf einmal konnte Ihr Kamel traben, wundervoll traben, so daß es in kürzester Zeit vom Horizonte verschwunden war. Ich aber blieb liegen und verschmachtete ... Ich sage Ihnen, Herr Rin, in meinem Leben bin ich nicht so glückselig gewesen, als wie ich aus diesem Traum erwachte!"

Ich verstand eigentlich nicht recht, warum sie mir das so lang und breit erzählte. Aber Frauen sind im Grunde ihres Herzens doch furchtbar abergläubisch. Sie hielt's nämlich für ein Zeichen. Sie ist überzeugt, daß ich sehr alt werden, und sie sehr jung sterben wird.

Wir sprachen darauf viel über Träume und kamen darin überein, daß man doch niemals das ganz erlebt, was man träumt. Es war harmloser Unfug. Aber eigensinnig kam sie immer wieder darauf zurück, warum denn eigentlich dieses junge, frische Kamel fallen mußte, während mein abgetriebenes davonkam.

Ich konnte ihr darauf nur antworten, daß es dann eben mehr Lebenskraft gehabt haben müsse, und daß das bei den Menschen genau die gleiche Sache sei.

„Haben Sie nun eigentlich so viel Lebenskraft, Herr Rin?"

Ich zuckte nur die Achseln. Ich konnte ihr doch nicht antworten, wie viel Lebenskraft ich alter Mensch in ihrem Anblick noch fühlte, wie es mich drängte, diese junge, köstliche Lebenskraft zu wecken, um sie hinauszuführen in andre Sphären.

Während wir noch sprachen, mußte die Mutter unhörbar herangekommen sein, denn sie stand plötzlich zwischen uns und sagte: „Du hast den Brief an Peter noch nicht kuvertiert, Josefa."

„Ach ja, der arme Peter!" scherzte das Mädchen darauf. „Sehen Sie, Herr Rin, die besten Männer vergessen wir Frauen am ehesten. Heiraten Sie lieber nicht!"

Sie wollte noch weiter scherzen, aber die Gräfin-Mutter sagte mit einer gewissen Schärfe: „Josefa, es eilt! Herr Rin wird dich gewiß gern eine Viertelstunde entschuldigen."

„O ja, Mama, ich glaube noch viel, viel länger!"

*

Das sind so unsre Gespräche. Beweisen Sie etwas? Beweisen sie nichts? — Am Ende führt mich nur ein bildhübsches Mädchen an der Nase 'rum. Und es ist auch ein Wahnsinn! Was weiß ich von dieser Josefa? Was weiß sie von mir? — Alles, was sie sagt, ob klug oder töricht, ist doch weiter nichts als graziöse Spielerei. Ich tippe mir jeden Abend vor dem Spiegel an die Stirn und sage: Mensch, du bist verrückt! — Und dieselbe Vernunft, die mir befiehlt, schleunigst abzureisen, raunt mir auch wieder zu: ‚Du bist doch schließlich ein Mann, du darfst nicht mit leeren Händen fortgehen. Du mußt wenigstens bleiben bis zur Gewißheit!' ... Das ist ja auch richtig, aber zum Lachen ist's doch! Eine Josepha Angern und ich?

Gegen Gefühle kann man nichts. Ich habe noch nichts Törichtes getan, ich kann noch zu jeder Stunde gehen. Aber wenn ich nach dieser Woche gehe, ohne Aussprache, ohne Gewißheit, gehe ich doch in dem schlappen Gefühle, daß sich so etwas im Sande verlaufen muß, weil's keine andre Berechtigung hat. Solche Abschlüsse habe ich nie geliebt. Ich bin von jeher zu sehr auf mich selbst angewiesen gewesen, um nicht an die Möglichkeit so lange zu glauben, bis die Unmöglichkeit auf der Hand liegt. Ich will eine Frau! Warum soll ich sie nicht haben?

*

Seit jenem Traum scheint's wie abgeschnitten. Das Mädel will nicht mehr. Ich zerbreche mir den Kopf, was ich gesagt, getan haben könnte. Ich finde nichts. Das ist eine sehr unangenehme Quittung auf das Exempel. Ich muß dagegen bleiben, der ich bin. Ich glaube, daß niemand auch nur eine Ahnung haben kann, wie sehr mich diese Wandlung quält, wie sehnsüchtig ich nach Augen suche, die mir ausweichen ...

Ist es zu Ende? — Man mag auf jede Eventualität noch so gut vorbereitet gewesen sein, beim Schlag ins Gesicht fährt man doch zusammen. — Und ich kann nicht einmal plötzlich abreisen, ich habe keinen Vorwand, nachdem ich neulich bestimmt erklärt hatte, daß ich bis zum Mai am See bleibe, weil ich die Monte Baldo-Flora durchaus studieren muß ... Ich habe mir noch nie in die Karten sehen lassen, ich habe mich noch nie lächerlich gemacht, soll ich hier zum Gespött werden? Es ist eine Situation, die man nur eine ganz bestimmte Zeit erträgt. An einem Tage kamen zwei Telegramme für Angerns. Soll's damit zusammenhängen? Denn auch die Gräfin-Mutter kann mit aller Liebenswürdigkeit die geheime Sorge nicht ganz verhüllen.

Es ist eben zu Ende! Und ich will kein unnützes Wort darüber verlieren, was mich dieses Ende kostet. Ich habe das Mädel lieb gehabt, ich habe es noch lieb, ich kann nicht anders ... Aber ich möchte, ich bekäme jetzt auch ein Telegramm, das mich auf der Stelle abruft. Woher soll ich wohl ein Telegramm bekommen, vielleicht vom Monde? Mir eins auszudenken, bin ich zu stolz. Es wird sich eine letzte Aussprache finden. Dann gehe ich.

Und bis dahin Ruhe, ihr Nerven, und Kopf hoch! Ich habe mich glücklich aus mancher Wildnis herausgearbeitet, und sollte aus dieser simplen Angelegenheit keinen Ausweg finden?

Ist alles blinder Zufall oder alles Vorsehung? Ich muß die törichte Frage noch einmal stellen.

Wir haben nämlich während der Regenzeit auch unsre Gesundheitsspaziergänge nicht vergessen, speziell den Quedenbergschen Pflichtspaziergang bis Gardone absolvieren wir jeden Nachmittag vor dem Diner. Regen, Schmutz, die Landstraße aufgeweicht. Nebel über dem See, Nebel vor den Bergen, und wir mit Regenschirmen und Regenmänteln immer mitten durch. Was irgendwie zusammengehört, paart sich unter dem triefenden Dach. Ich als mißvergnügter Nobile trotte hinterher. Wer solche Karawane in solchem Regen sieht, dem werden alle Hoffnungen zu Wasser.

Das letztemal war's kaum zu ertragen. Ich fühlte mich so überflüssig auf dieser Welt. Wieder die gleiche Straße, wieder der gleiche Regen, im Herzen nicht mal ein Nachtlicht. Diesmal führten Angerns. Und ich glaube, uns alle hatte mittlerweilen eine stille Wut gepackt gegen dies graue Einerlei, das von dem ganzen schönen Garda nichts gelassen hat als die Speisegerüche des Hotel Gardone, an dem wir sonst regelmäßig umkehren. Aber heute waren wir eigensinnig, kehrten nicht um und wateten in stummem Einverständnis an der neuen, evangelischen Kirche vorüber, an der Dichtervilla vorüber durch Fasano, bis in seiner verschleierten Bucht Maderno vor uns lag. Der Kommissionsrat, über den ein wilder Abenteurergeist gekommen schien, schlug vor, bis Maderno selbst weiterzugehen, dort einen Raritätenhändler aufzusuchen, der früher preußischer Offizier gewesen sein soll, und dann mit dem Dampfstram zurückzufahren. Ich selbst verstehe von Raritäten nichts, ein neues Bild ist mir lieber wie ein altes und die Achs! und Os! über wurmzerfressene Chorstühle mache ich nicht mit. Ich absentierte mich also unauffällig und ging lieber am Strande spazieren. Es wallte eine wahre Gespensterdämmerung über dieser einsamen Seepromenade mit den bröckelnden Vignenmauern. Hinter dem einzigen größeren Haus, einer Pension, eine vergitterte Mauernische, das verräucherte Heiligenbild darin von einem Oellämpchen trübselig beschattet. Das Bild interessierte mich nicht. Ich wollte einen alten Bekannten aufsuchen, der am Ende der Promenade wohnt: einen verschrumpften Greis, der durchaus nicht ins Armenhaus will. Er hat sich eine alte Bretterbaracke zusammengenagelt, der Regen tropft herein, der Wind pfeift durch, der Raum ist gerade groß genug, das schmutzstarrende Bett zu fassen. Dort lebt er, schläft er. Bei gutem Wetter kriecht er in die Sonne, um von alten Zeiten zu träumen, wo er einst der berüchtigtste Messerstecher am See war. Heute hatte er ausnahmsweise Licht, saß auf seinem Bett und ließ die nackten Beine baumeln. Er phantasierte nicht etwa, er döste nur greisenhaft. Ich besuche ihn oft. Meine Soldostücke nimmt er gern und dankt auch. Aber hinter mir her krächzt er und murmelt, und ich fürchte, daß diese Gebete für mein Seelenheil zugleich Flüche gegen die ganze Menschheit sind. Es sah fabelhaft phantastisch aus, der alte, halbnackte Kerl, von dem Lichtstumpf auf der Erde diese ganze italienische Armut phantastisch beleuchtet wie in einem Räuberroman. Vagabunden, die nicht ins Hospital wollen, sind mir immer interessant gewesen. Von den Leuten kann man lernen, wie man sich knurrend ins Schicksal fügt, und doch nicht fügt. Er spendete mir auch wieder seinen Segen.

Als ich zurückkam, wandelte Josefa die Seepromenade lang. Ich erschreckte fast, als wir, aus dem Nebel auftauchend, uns auf einmal gegenüberstanden. Sie wollte weitergehen, ich aber überredete sie, umzukehren.

„Was haben Sie eigentlich, Gräfin?"

„Nichts."

„Aber Sie haben doch etwas!"

„ ... Das Wetter ..."

„Warum gehen Sie dann nicht weg?"

„Weil ich nicht mag."

Wir kamen an dem Heiligenbilde vorüber. Da blieb sie stehen und besah sich die trübselige Maria.

„Sie sind auch wie alle andern! Ich werde doch mit dreiundzwanzig Jahren wahrhaftig das Recht haben zu sprechen, wann ich will, und zu schweigen, wann ich will."

„Fraglos."

Als wir weiter gehen, fragt sie auf einmal: „Sie Sind Protestant?"

„Nein, Katholik."

„Das höre ich zum ersten Male."

„Ich gehe auch nie zur Messe."

Da dreht sie sich nach dem Heiligenbild um, dessen Lämpchen wie ein Glühwurm aus dem Nebel lugt. „Ich möchte manchmal, ich wäre Katholikin."

„Das möchten manche Frauen . . ."

„O nein! Jeanette Quedenberg zum Beispiel ist fanatische Protestantin." Dann zuckt sie die Achseln. „Es ist schließlich gleichgültig, an was man glaubt, wenn man nur glaubt . . ." Und in ihrer abspringenden Art fortfahrend: „Ich sagte Ihnen neulich, ich sei eine treulose Natur. Erinnern Sie sich?"

„Gewiß."

„Halten Sie es für möglich, daß man einen Menschen, den man liebt, unbegreiflich lange Zeit ohne Nachricht läßt?"

„Das kommt auf den Menschen an."

„Nun, ich habe an meinen Bräutigam vier Tage lang nicht geschrieben."

„Und der Grund?"

„Ja, wenn Sie mir das sagen könnten, Herr Rin! Ich fing an und zerriß und fing wieder an. Es kam mir alles so albern vor . . . Das passiert manchmal, aber der Anfall ging sonst schneller vorüber." — Sie blieb eine kurze Zeit wie nachgrübelnd stehen. „Ja, so bin ich, und das ärgert mich."

„Das verstehe ich nicht, Gräfin. Sie waren doch die letzte Zeit so gut gelaunt."

„Ja, das war ich, ich war zu lustig, ich habe mich zu gut amüsiert! Jetzt ist der Katzenjammer da . . . Eine Braut darf sich nicht von Herzen amüsieren ohne ihren Bräutigam! Und weil ich's nun einmal getan habe, habe ich die Empfindung, als hätte ich etwas Unrechtes getan, als könnte ich ihm nicht mehr gerade ins Gesicht sehen . . . Eigentlich sind Sie daran schuld! Sie sind überhaupt an vielem schuld. Ich bin für die breite Landstraße geboren, warum führen Sie mich auf Berge?"

„Und warum folgen Sie mir?"

„Ich werde Ihnen nicht mehr folgen, haben Sie keine Angst! . . . Ich bin keine wankelmütige Natur, die immer das Neue bevorzugt, wie Mama meint."

„Und wenn Sie es doch wären? Sein müßten?"

Sie antwortet darauf nicht, sie hat's nicht gehört. Sie fährt wie im Selbstgespräch fort: „Er hat zweimal an mich telegraphiert, aus Sorge um mich. Er ist so viel treuer als ich . . ."

Von Tremosine her huschen breite, blaue Lichter über den See, die elektrischen Scheinwerfer von den Zollkuttern leuchten die Linie ab. Es sieht sich fast dämonisch an, wie der Leuchtkegel so weich und lautlos dahingleitet, die Berge, das Wasser mit lichtem Nebel überflutend, und ganz tief hinten das böse, beizende, kleine Lichtauge, das die ganze Nacht nicht ruht.

Sie sah auch hin, aber sie dachte an andres. „Die Rennen haben schon begonnen. Er kann morgen schwer niederbrechen, er kann sogar schon heute tödlich niedergebrochen sein. Früher habe ich nie damit gerechnet, jetzt muß ich immer daran denken. Ich werde ihm noch von Maderno aus telegraphieren!"

Wir sind zu der schmalen Passage gekommen, wo sich der Bootshafen zwischen Kirche und Straße zwängt. Es ist hier ganz dunkel bis auf die schwarzen, unheimlichen Wasserreflexe. Ein Ort, wo man den Todfeind überfällt, und den Sterbenden dann in die Tiefe hinabstößt. Ich muß etwas Aehnliches gefühlt haben in dem Moment. Denn ich sagte bewußt langsam: „Und wenn eines Tages dieses Unglück passierte, wenn es schon passiert wäre? Glauben Sie, daß Sie es überleben würden?"

Wir waren eng beieinander gegangen, wie es die Straße vorschreibt. Jetzt weicht das Mädchen unwillkürlich zurück: „Das ist etwas Scheußliches, etwas Scheußliches! . . . Ich werde Ihnen nie darauf antworten! . . . nie! . . . Kommen Sie rasch! Es riecht so dumpfig hier, es ist überhaupt so ekel, weich die ganze Luft." . . . Und sie eilte sich, auf die Piazza zu kommen.

War es mehr Angst vor mir oder vor ihr, was sie so trieb? Ich weiß es nicht . . . Aber wenn ich sie in dem Augenblick gefaßt, an mich gezogen hätte? Meine Hand hält fest, was sie einmal ergriffen hat . . . Vielleicht hätte das Mädchen aufgeschrien vor Grauen, vielleicht hätte sie es auch geduldet, schwankend, haltlos und dann mit den gleichen durstenden Lippen mich wiederküssend, wie ich sie geküßt . . . Ich kenne das Mädchen in diesem Punkte nicht, aber ich hatte die dunkle Empfindung, daß ich es hätte tun können, tun müssen, gerade an dieser Stelle . . . Ich tat's nicht. Das war nicht Mangel an Entschluß. Es war mir nur zu heimtückisch dunkel, ein Wetter und ein Ort für Feiglinge und Verbrecher. Und wenn ich einem Bräutigam seine Braut nehme, so nehme ich sie doch lieber am hellen Tage.

Auf der Piazza kam uns die Mutter ängstlich entgegen. „Josefa, wo warst du? Du darfst nie wieder so allein gehen!" Mich schien sie überhaupt nicht zu sehen

Bei der Rückfahrt saßen wir weit voneinander. Sie hatte sich in eine Ecke des Waggons gelehnt und sah in den Nebel, während die Hand langsam den Verlobungsring auf und nieder gleiten ließ.

*

Ich bin nicht zur Table d'hote gegangen den Abend. Ich schützte unaufschiebbare Korrespondenzen vor. Ich mußte eine Stunde allein sein, ganz allein. Jetzt nur nicht in die Helle sehen, sondern im Dunkeln sitzen, starrend auf einen Punkt!

Es ist etwas Häßliches geschehen, und ich muß darüber hinwegkommen ... Ich kenne nicht das Hochgefühl des Verführers, vielleicht weil es meiner Natur widerstrebt, vielleicht auch nur, weil ich nicht den Training des berufsmäßigen Schürzenjägers habe. Und heute, wo mir schließlich doch klar geworden ist, daß sich alles entwickelt, wie ich es wollte, nur schneller; daß ein Mädchen ratlos an einem Kreuzweg steht. Ein einziger, fester Griff, und sie geht meine Pfade! ... Und gerade heute komme ich über den Mann nicht weg!

Dieser Lasowitz ist mir gleichgültig, absolut gleichgültig und wird es auch bleiben.

Ja, wenn ich ihn haßte! Das wäre ein ander Ding. Dann würde ich kühl auch über seine Leiche schreiten in der richtigen Empfindung, daß der tote Feind besser ist als der lebende ... Aber ein Mensch, den ich kaum kenne, der wahrscheinlich weder gut noch böse ist, und der das historische Recht auf eine Frau besitzt, während ich das natürliche zu besitzen glaube! Ich liebe diese Frau, jeder, der sie auch liebt, ist mein Feind. Aber er muß vor mir stehen, ich muß mich mit ihm messen können, mit dem Kopf, mit der Hand, mit irgend einer Klinge, die er auch notdürftig zu führen vermag. Oder er müsse sich sonst als dürre Frucht erweisen, die vom Lebensbaum abfiel. Wer kümmert sich um eine einzige, dürre Frucht, wo der saftstrotzende Baum noch so viele rotwangige trägt? ... Ja, sie hat recht! Es war etwas Scheußliches, das ich an der dunkeln Stelle zu ihr sagte, aber es war doch auch wiederum echt. Es quoll aus den Tiefen einer Natur hervor, die besitzen will, die besitzen muß, die keinen Nebenbuhler duldet.

Ach, das war ein unsinniges Hin und Her. Wenn der Mann nur nicht hundert Meilen von hier entfernt wäre, wenn er wenigstens eine Ahnung hätte! Aber er hat eben leider keine Ahnung. Ein Wildschütz tut den Forstwart mit einem heimlichen Schusse in den Rücken ab, der anständige Mensch zielt offen nach der Brust.

Und schließlich bin ich auch über diese Kavaliersbedenken hinweggekommen. Habe ich auf meinen Reisen je an Herzschwäche gekrankt? Habe ich nicht rücksichtslos dem großen Ziel die kleinen Nebendinge geopfert, das Kamel, den Träger, beides wahllos? Wie wir zwei unsre letzte große Expedition ausrüsteten, wußten wir nicht genau, daß von Tier und Mann auch nicht ein Drittel die Küste erreichen würde! Als der Führer selbst starb, der sogar mein Freund war, habe ich mich da weinerlich gezeigt? Ich habe ihm nicht einmal die Augen zugedrückt, er starb allein. Denn ich mußte weiter. Die Stunde, die ich ihm schenkte, stahl ich mir, und das durfte ich nach der Lage der Dinge nicht. Wo's irgend darauf ankam, bin ich meinen Weg gegangen, ohne viel nach rechts und nach links zu sehen. Was fällt, das fällt eben! Das Kamel, das mir liegen bleibt, kann ich höchstens aus Barmherzigkeit töten. Nach der Schlacht muß man seine Toten zählen, in der Schlacht darf man es nicht ...

So weit bin ich jetzt auch in bezug auf den Mann. Und wenn ich's mir recht überlege: ist der ahnungslose, ferne Lasowitz nicht am Ende mein schlimmster Feind, und ihr treuester Freund? Von den Menschen kommt man so viel eher los als von ihren Schatten. Und wenn ich die Frau gestern nicht in meine Arme riß, so war es der Schatten dieses Mannes, und wenn sie mir morgen nicht in die Arme sinkt, hindert das nicht vielleicht der gleiche Schatten? Die Kinder, die ihre Eltern notorisch schlecht behandelt haben, sterben fast vor Reue, wenn sie am Elternsarg stehen. Den Lebenden liefen sie hohnlachend aus dem Hause und ehrten die grauen Haare nicht.

Die Liebe ist Kampf, der Kampf Recht. Ich hätte sie gestern doch an mich ziehen sollen, ob sie sich nun in Leidenschaft oder Abscheu wand! ... Warum tat ich's nicht? Warum werde ich's wahrscheinlich auch morgen nicht tun?

Ich ging an dem Abend noch lange im Regen spazieren. Und wie immer, wenn ich allein mit mir bin, gewann ich auch die Klarheit mir gegenüber. Ich werde morgen eine letzte Unterredung suchen und finden, ob nun mit List, ob mit Gewalt. Dann wird sich's entscheiden auf einen Ruck.

*

Als ich von dem Spaziergang zurückkam, lag auf dem Schreibtisch ein Telegramm. Man fragt von Berlin an, ob ich geneigt sei, die Führung einer großen Saharaexpedition zu übernehmen. Projektierter Aufbruch: ersten Oktober. Meine Entschließung: möglichst binnen acht Tagen.

Da habe ich ja nun das Telegramm, das mich abruft! Ich hielt's lange in der Hand und las es wieder und wieder. Wenn ich je im Leben die Ahnung verspürt habe, daß es doch etwas geben muß, das uns leitet, so spürt' ich's an jenem Abend, wo ich

wirklich an dem Kreuzwege stand. Hier eine ganz große Zukunft, ehrgeizige Träume die Fülle — und dort nur ein Weib. Und daß ich angesichts dieses auch nicht einen Augenblick geschwankt habe, das beweist nicht viel, das beweist alles. Zwischen jetzt und acht Tagen entscheidet sich mein Leben. Gäbe doch die Vorsehung, daß es nicht der großen Zukunft, sondern dem großen Glück entgegenginge! . . .

Was doch ein Weib vermag, ohne es zu ahnen! Und wie schrecklich greifbar jetzt plötzlich die Möglichkeit vor mir steht, gerade auf dieses Weib vielleicht verzichten zu müssen. Aber es gibt keine Unmöglichkeiten. Was man will, hat man!

Und jetzt kommt mir der alte afrikanische Wagemut wieder, der mich noch immer gut geführt hat. Und nun nicht mehr an das Kleine, Nebensächliche denken, die Steine, an denen man sich stößt, die Dornen, an denen man sich doch ritzt! Es wird gehen und es muß.

*

Vorläufig schwieg ich. Beim Lunch wunderten sich meine Freunde, daß ich so zuversichtlich ausschauen könne trotz des Regens. Die Narren!

Als wir uns zum Kaffee in den Angernschen Salon zurückzogen, zeigte ich einfach das Telegramm.

Sie lasen — sahen mich an; lasen — sahen mich wieder an. Der Name, der darunter stand, war ihnen so ehrwürdig, daß sie anfangs nichts zu sprechen wagten.

Die erste, die das Schweigen brach, war die Gräfin-Mutter. „Ich gratuliere von Herzen, Herr Rin."

Josefa hielt das Blatt als letzte noch immer in der Hand, und ich glaube, diese Hand bebte leicht. Aber unter den Händen, die sich mir glückwünschend entgegenstreckten, war die ihre nicht. Erst viel später fragte sie ruhig: „Nehmen Sie an, Herr Rin?"

„Das kommt darauf an, Gräfin."

Unsre Augen fanden sich, verstanden sich, glaube ich wenigstens.

Sie ging kurz darauf weg, um der Jungfer noch etwas zu bestellen, wie sie sagte. Niemand fiel es auf, — nur die Mutter sah ihr nach.

Als sich die erste Freude gelegt, sagte die Gräfin Angern mit dem liebenswürdigsten Lächeln: „Schade, daß sich unser kleiner Kreis jetzt so merklich lichtet! Josefa und ich reisen auch schon morgen, erst nach Venedig und dann nach Florenz. Sie kennt Italien noch nicht außer Nizza, und wer weiß, ob sich das nach ihrer Verheiratung wieder so bequem macht. Gerade Venedig war immer ihr Traum. Sie weiß auch noch nichts. Ich wollte sie überraschen. Verraten Sie ihr, bitte, auch nichts, wenn sie jetzt kommt!"

Das war eine Ueberraschung, die fast noch mehr wirkte als die meine, weil man von so überaus höflichen Menschen solcher Ueberraschungen sich nicht versieht. Vielleicht standen alle vor einem Rätsel — mich ausgenommen.

(Fortsetzung folgt)

Am Ellwurth

Erzählung

von

Thusnelda Kühl

(Alle Rechte vorbehalten)

Erstes Kapitel

Die Leute von Ellwurth standen unter der Hauswand und schauten zwischen den hochragenden Eschenstämmen hindurch westwärts über die Fennen. Auf denen lag noch der Nachglanz des zur Neige gegangenen Tags, indessen aus den Gräben silberig die Nebel aufstiegen, über das grüne Marschland schwebten und emporwuchsen in die dämmernde Sommernacht.

„Der Fuchs braut," sagte Lorenz Tetens zu seiner Frau — „morgen wird ein guter Tag." Und Hanne Tetens bestätigte nickend diese Weissagung. Sie saß neben dem Gefährten ihres mühevollen Lebens und hatte die arbeitsrauhen Hände in die blaue Schürze gelegt. Früh um drei Uhr aufstehen, um im Morgentau die Kühe zu melken, dann sich den ganzen Tag in einem kleinen gleichmäßigen Trab zwischen Milchkeller, Käsebalje, Schweine- und Kälberkowen bewegen, das macht müde, und Hanne Tetens war, obschon eine der Fleißigsten, keine der Stärksten. Ihr dünnes Blondhaar lag glatt um die Stirn und Schläfen geschmiegt, die großen graublauen Augen schauten still und sinnend, doch ohne sonderlich großes Interesse in die Welt. Die mittelhohe, hagere Gestalt schien von gar zu früher, gar zu schwerer Arbeit zu erzählen.

Anders er — Lorenz Tetens! Der war ganz und gar behaglicher Marschbauernschlag. — Die Gestalt breit und über mittlere Höhe, das mächtige Haupt von starkem, dunkelblondem Haar umkraust, auch der hellere Kinnbart lockig und die Augen von blitzendem Stahlblau.

Er rauchte seine Feierabendpfeife und schien zufrieden mit sich und der Welt. Eine nicht gar zu wortreiche Unterhaltung mit Hanne ließ ihn ab und zu die kurze Pfeife aus dem Munde nehmen, oder wenigstens von einem Mundwinkel in den andern schieben.

Derweil kam der kleine Dietrich die Werft hinangestiegen, so schnell es seine vorläufig noch kurzen Beine erlaubten, und schrie schon von weitem: „Vater, die Kühe vertrinken!"

„Hat keine Not, Dietrich," beruhigte der also Benachrichtigte.

„Vater, mach flink, sonst bleiben sie alle tot!" schrie Dietrich wieder.

Die schmächtige Frau lachte und ging dem Kleinen ein paar Schritte entgegen. Der deutete nun mit der Hand auf die Fennen. Wirklich schien's, als schwämmen die Kühe auf silbernen Wassern.

Das ist kein Wasser, Junge, sagte sie begütigend und nahm ihn auf den Arm.

So aber war's von ihm nicht gemeint! Große Schuljungen saßen nicht mehr auf dem Arm — und Dietrich war ein Schuljunge. Ostern war er eingerückt in das große Haus, darin die Weisheit gelehrt wurde. — Vier Monate waren es gerade her, seit er von dem Lehrer nach Namen und Herkunft gefragt, stolz und selbstverständlich geantwortet hatte: „Dietrich Tetens von Ellwurth."

„Nun, komm mal her, Hans Hinnerk," sagte Lorenz gutmütig, stellte den kleinen Burschen zwischen seine Knie und rang seiner gewöhnlichen Wortkargheit die belehrende Erklärung ab: „Der Fuchs braut ja bloß. Und nun machst du, daß du zu Bett kommst und hörst auf, wenn deine Mutter was sagt."

Hanne Tetens hatte diesmal keine Mühe, das befohlene Aufhören zu erzielen. Dietrich schob seine Hand gelassen in die mütterliche Rechte und ging mit großen, würdevollen Männerschritten ins Haus.

Beim Auskleiden war er sehr versonnen, hatte sogar kleine, ernsthafte Denkfalten zwischen den Augen, die vom Vater das blitzende Blau, von der Mutter den weichen, in die Ferne gehenden Blick hatten.

„Woran denkst du, Dietrich?" fragte sie nebenher, während ihre Gedanken den gewohnten müden Flug um des Lebens Sorge und Arbeit machten.

„An den Fuchs," sagte er kurz, leierte sein Gebet her, das er sonst mit starkem Schulpathos zu sprechen pflegte und drückte die Nase in das buntgewürfelte Kissen. Einschlafen freilich tat er noch nicht, viel zu Schönes hatte er zu denken! Weit fort aus der baumarmen Marsch waren seine flinken Gedanken. Ein Bild, das in der Schule besprochen worden war, gewann für ihn plötzlich Gestalt und Leben. Er sah den Wald, so wie er sich ihn dachte. Baumkronen an Baumkronen ohne Ende, und die Eichhörnchen mit den buschigen Schwänzen huschten von Zweig zu Zweig. Wölfe und Füchse in großer Zahl, manierlich wie Hunde, bevölkerten das untere Stockwerk, und Meister Reineke, erfahren in allerhand Künsten, hängte am Waldesrand seinen Braukessel auf — gerade wie Esche Mathies in der Straße, lustig flackerte das Sprockfeuer, hoch stieg der Dampf aus dem Kessel, wurde immer dichter und blauer und zog durch die Luft bis Ellwurth — die Kühe ertranken beinahe im Dampf.

„Meister Reineke, du machst es meist zu schlimm," murmelte der Kleine auf dem schmalen Saum zwischen Traum und Wirklichkeit.

Schwach zitterte der neunte Glockenschlag vom Dorfe her durch die Luft, als Lorenz aufstand von seiner Feierabendbank, die Pfeife in die Rocktasche schob und bedächtig sagte:

„Mich dünkt, Hanne, es wird Zeit, morgen ist auch noch ein Tag." Er bog den Kopf in den Nacken, wie Uebermut spielte es um seine Lippen, seine breite Gestalt schien ihre Muskeln zu dehnen. „Ein guter Tag, will ich hoffen —"

Da aber kam Leben in ihre kümmerliche Gestalt, über das fahle, sonnengebräunte Gesicht schlug die Röte.

„Mann, Lorenz," jammerte sie, „du hast ein Unrecht vor!"

„Ist es unrecht, für Frau und Kind zu sorgen?" fragte er, ohne sie anzusehen, und schob ihre Hand herunter, die sie auf seinen Arm gelegt. „Volkert Fresendelff leidet darum keine Not. Bin ich nicht zehn Jahre ehrlich gewesen bis auf einen halben Pfennig?"

„Was nutzt es, wenn du morgen ein — ein Betrüger bist?" schrie Hanne mit schriller Stimme auf.

„Still!" fuhr er sie an, und seine Hand berührte unsanft ihre Schulter.

„Für wen still, Lorenz?" sagte sie bitter, — „keiner hört's als du und ich."

„Es ist Landesbrauch hier," sagte er hochmütig und machte ein paar harte Schritte über die Steinbrücke.

Die grüne Hintertür stand offen; in der Küche dahinter lag schon nächtliches Grau.

Angstvoll flog die Frau an seine Seite, noch ein Wort ihm zu sagen, ehe die Dunkelheit sie beide umfing.

„Lorenz," sagte sie halblaut, „hast den Kopf

immer so hoch getragen, das tust du morgen abend nicht mehr."

„Gerade!" trotzte er und schlug sich auf die Hosentasche.

„Und ich bin so stolz auf dich gewesen," fuhr sie mit lang entwöhnter Weichheit fort, „das kann ich nicht mehr sein, — morgen abend."

Er stieß nur einen rauhen Ton aus der Kehle und schob sie von sich.

„Und ich habe Dietrich immer gesagt: So gut und rechtschaffen wie unser Vater ist sonst kein Mensch auf der Welt," begann sie zum dritten Male, leiser und eindringlicher als zuvor.

„Na und —" sagte er kurz.

„Morgen abend, wenn er aus der Schule kommt, erzähle ich ihm, daß ich gelogen habe."

Sie standen nun dicht nebeneinander in der Bogenöffnung der gebrochenen Tür. Im allerletzten Licht des Tages sah er ihr verarbeitetes, gramvolles Gesicht. Um zehn Taler ihre Achtung verkaufen und die des Jungen dazu und am Ende, am Ende auch die eigne? Zu billig der Handel!

„Na, meinetwegen sollst du deinen Willen haben, Hanne; nun laß aber das Reden! Ich bin müde," sagte er mit erheuchelter Gleichgültigkeit.

Sie gingen in die Schlafstube, die neben der Küche lag — Schlafstube und Wohnstube in einem.

Beim Auskleiden gab sich die Frau viel redliche Mühe, ihren Lorenz in gute Stimmung zu versetzen. Sie rühmte den schwarzbunten Mastochsen, den sie selbst gegraft hatten, so lange, bis sie wirklich glaubte, er sei mindestens ebenso wertvoll wie die schweren Shorthorns, mit denen er morgen zu Markt sollte. Der Mann unterbrach sie mit kurzem Auflachen: „Zehn Taler kostet der Shorthorn mehr, Mutter, und ob die in meine Tasche gleiten oder in Fresendelffs, das merkt ja kein Mensch."

„Du hast mir's versprochen," schluchzte sie.

„Na, ja doch, du hast auch vielleicht recht."

Er warf sich auf sein Lager, hatte ein leichteres Gefühl in der Herzgegend als in den vorigen Tagen und schlief mit diesem gereinigten Gewissen beruhigt ein. In ihr aber zitterte noch die Angst und Sorge nach, und die heißen Tränen schlichen sich über ihr Gesicht. Ein leiser Schatten war heute über ihr friedlich Leben hingezogen. „Vergib uns unsre Schuld," murmelte sie, „und segne das Haus Fresendelff," schloß sie nach ihrer Gewohnheit. Das stolze Herrenhaus nämlich in üppigster Marsch, dessen hochragendes Dach sie schirmte, gehörte der Familie Fresendelff, Lorenz und Hanne waren Aufsichtsleute und wohnten seit manchem Jahr im Hinterhause des alten Hauses.

Zweites Kapitel

Ellwurth lag als der stattlichste in weitem Umkreis unter den stolzen Höfen, die wie Edelsitze von hoher Werft hinabschauten in das immergrüne Land der Marschen. Es war seit zweihundert Jahren in den Händen der Familie Fresendelff und hatte vordem den Stallern des Landes als Wohnsitz gedient. Auf noch entlegenere Zeiten deutete der tiefe, festgewölbte Keller, an dessen Wänden noch verrostete Ketten und Halseisen aus der Zeit der Blutrache hingen. In mancher Nacht mochten sie geklirrt haben am Halse ihrer Opfer, bis die Mannbuße diesen die Freiheit brachte oder der Tod die Erlösung. Wer in Herbstessturmnächten die Eschen auf der Werft stöhnen hörte, dem konnten gar leicht Gedanken kommen an vergangene, wilde Zeiten — war's doch zu hören, als umhüllte der Sturm noch jetzt das Echo langverhallter Klagen und Seufzer. Auf diesem uralten Herrensitze lebten jahraus, jahrein nur die drei Menschen. Zur Sommerzeit kehrte Herr Fresendelff ein- oder zweimal ein, ließ sich in den Saal eine Tasse Kaffee bringen, fuhr mit seinem Auf[illegible]e über Land und verschwand wieder ohn[illegible] Seine Gattin, eine gebürtige Hamburge[illegible]e nie einen Fuß auf den alten Marschhof gesetzt, obwohl Volkert Fresendelff dort seine Kinderjahre verlebt hatte und obwohl man seit fast zwei Jahrhunderten gewohnt war, zu reden von Lehnsmann Fresendelff auf Ellwurth, Deichgraf Fresendelff ebendaselbst, Ratmann Fresendelff u. s. w.

Unter solchen Verhältnissen war Dietrich Tetens' Irrtum leicht erklärlich. Der Irrtum freilich war groß und schwer und so tief in sein kindliches Vorstellungsvermögen eingreifend, daß sein ganzes nachmaliges Leben Richtung dadurch erhielt.

Er sah in Ellwurth seinen angestammten Besitz, und seine gelassene Antwort am ersten Schultage: „Dietrich Tetens von Ellwurth" war Ausdruck seiner heiligen Ueberzeugung. Zufällig entzogen sich die Besuche des Eigentümers immer seiner Kenntnisnahme, und da er in der Schule durch die mitgebrachten Aepfel, Birnen und Käsebutterbrote eine höchst angesehene Persönlichkeit darstellte, geschah nichts, ihn aus seinem Traum zu wecken. Diese gewisse Großmannssucht im kleinen Dietrich war ein Erbteil seines Vaters. Der verschmerzte es niemals recht, daß er nicht mit seiner kraftvollen, trotzigen Gestalt auf eignem Grund und Boden stehen durfte, und seine Redlichkeit war mehr als einmal im Begriff gewesen, dem brennenden Verlangen nach Besitz nachzugeben. Es sei ja Landessitte, hatte er zu Hanne gesagt. Das war es nun gewiß nicht, wohl aber soll nicht geleugnet werden, daß es ein versuchliches Ding war, die Aufsicht über

einen „wüsten Hof“ zu führen, und daß manches Aufsichtsmannes Redlichkeit dabei feil ward. Wie hätte der fernab wohnende Besitzer es denn feststellen sollen, ob ein paar seiner Mastochsen fehlgeschlagen seien, oder solche seines Knechtes! — Wer erfuhr es, wenn zur Nachtzeit ein Oechslein oder Kühlein des armen Aufsichtsmannes sich Gastfreundschaft erbat auf der Fenne des Eigentümers? — Wer hätte den Nachweis der Veruntreuung liefern können, wenn ein recht strebsamer Aufsichtsmann einmal wirklich im Herbste mehr Enten heimbrachte, als er im Frühjahr als Küchlein am Grabenrande ausgesetzt hatte? Solche Möglichkeiten waren vorhanden, und sie hatten es geschafft, daß manch einer, der als Aufsichtsmann begonnen, als Besitzer seine Laufbahn endete. Ein wenig sich hinauszutrauen auf diesen krummen Weg, war auch Lorenz Tetens als kein übler Plan erschienen, und es konnte ihm sogar geschehen, daß seine Phantasie sich so weit hinausstahl, daß er den Namen Dietrich Tetens Ellwurth ernsthaft wog und nicht zu schwer fand für seinen Sohn. Aber Lorenz Tetens hatte ein braves Weib, das meinte, mit Treue und Redlichkeit allein das Leben zu zwingen. Nicht das erstemal war es gewesen an jenem Augustabend, als der Fuchs braute, und nicht das letztemal sollte es sein, daß sie ihren geliebten, heimlich bewunderten Lorenz auf die schmale Bahn der Pflicht zurückführte.

Hanne Tetens stammte von Pellworm und war der schwache Sproß eines heruntergekommenen edlen Geschlechts. Ihr Familienname war Rickmers, und ihre Ahnen hatten einst auf Seegaard — auch Junkernhof genannt — gewohnt. Ihr Vater aber war Schiffszimmermann gewesen, der die Seinen schlecht und recht genährt. Ihr Bruder sklavte auf einem kleinen, schwer belasteten Inselbesitz — sie war eines Tagelöhners Weib geworden. Ob nun die nächste Welle noch tiefer ging — oder ob die Zeit gekommen war, wo ihr Geschlecht wieder aufwärts stieg? Sie sann wohl manchmal über diese Frage, die Frau mit dem stillen, wie erloschenen Blick. So zu denken, hatte ihr Vater sie gelehrt. Wenn sie und Nanning mit wehendem Flachshaar bei ihm gestanden hatten in seiner Werkstatt unter freiem Himmel, so hatte er ihnen viel erzählt von versunkenen und neu erblühenden Geschlechtern, von dem Auf und Ab der Menschenschicksale, die wie der Seegang sind. Ruhig hatte er sie dem damals am Teiche arbeitenden Lorenz Tetens vermählt. „Du gehst noch eine Stufe tiefer hinab, meine Tochter, das muß so sein, ehe der neue Aufschwung kommt,“ hatte er gesagt.

Sie hatte freilich den blonden Kopf geschüttelt. Daß von ihr aus kein Aufschwung kommen könne, war ihr ganz klar, denn matt und kraftlos waren alle ihre Lebensregungen, sie hielt sich für einen dürren Zweig an dem uralten friesischen Baume. Die selbstverständlichen Tugenden der Arbeitsliebe und Rechtschaffenheit, die sie zu vererben hatte, schlug ihre Bescheidenheit gering an, und daß in ihr die feine Gabe war, auf des Lebens Grund zu sehen, das Wesenhafte von dem Schein zu lösen, das wußte sie nicht einmal.

Das Herrenhaus von Ellwurth zeigte die Grundform eines Hauberges, doch fanden sich manche kleine Abweichungen von dem bäurischen Stil. So waren die Fenster zwar kleinscheibig, doch dabei groß — zur Rechten und zur Linken der Haustür standen Karyatiden aus Sandstein —, eine Tafel aus gleichem Material befand sich über dem Eingange und trug die aus dem achtzehnten Jahrhundert stammende Inschrift: „Gar herrlich ist das Haus gebauet und regieret, wenn Gott des Herren Segen und Eintracht drin regieret.“ — Rechts und links von dem großen Fliesenflur, der durch eine Glastür von der Hinterdiele getrennt war, lagen die herrschaftlichen Zimmer, die noch manche Geräte aus vergangenen Zeiten aufwiesen, besonders der Saal. Dort stand unter anderm vor dem weitbauchigen, braunen Kachelofen noch der Eichentisch mit den Kugelbeinen, an dem die letzte Bewohnerin von Ellwurth, Frau Anna Vena Fresendelff, bis in ihr hohes Alter vor den Rechnungsbüchern zu sehen gewesen war. Steil hatte sie in dem lederbezogenen Ohrenlehnstuhle gesessen, bis die holländische Uhr zehn rasselnde Schläge getan. Danach erst hatte sie die Laterne vom Bord genommen und Haus und Stall abgeleuchtet, und Lorenz Tetens, der damals als Knecht bei ihr gedient, kann es noch manchmal vorkommen, als sähe er die alte Frau lautlos und schattenhaft über die Diele huschen.

„Morgens um drei aber“ — erzählt der nunmehrige Aufsichtsmann — „wenn wir sommertags aufs Feld gingen, saß die Frau schon wieder mit dem Spinnrade unter der Hauswand und sah uns nach.“

Gefürchtet hatte man sie sehr, geliebt ward sie von keinem, solange sie lebte, doch die ausgleichende Gerechtigkeit maß ihr noch in später Stunde die lebenslang entbehrte Liebe zu. In Dietrich Tetens' Herzen befand sich eine Kultusstätte für die einzige Besitzerin von Ellwurth, Anna Vena Fresendelff.

Drittes Kapitel

Diese Freundschaft datierte aus Dietrichs neuntem Lebensjahre und verdankte ihre Entstehung keinem andern als Bernhard Rumpf. Der Träger dieses Namens war ein Maler aus den ersten Dezennien des achtzehnten Jahrhunderts, dessen verschönerndem

Pinsel sich die Frauen der Landschaft damals anvertraut hatten. Seiner Kunst war's gelungen, den schönen, strengen Zügen der Frau Ratmann Fresendelff eine himmlische Sanftmut und Milde zu verleihen, dergleichen nie jemand an ihr wahrgenommen hatte.

Ihr Bild hing oben im Giebelzimmer. Dort entdeckte es eines Tages der stets auf Entdeckungen ausgehende Dietrich. Er holte eiligst einen Stuhl heran, um das Bild in dem glanzlosen, alten Mahagonirahmen in näheren Augenschein zu nehmen. Dabei verlockte ihn das tief um Stirn und Schläfe gescheitelte Haar der Dame, gemeinsam mit seiner kindlichen Unfähigkeit, Altersverhältnisse abzuschwächen, zu dem entzückten Ausruf: „Min ol Großmutter!"

Und das blieb die Ratmännin in der Giebelstube und in dieser Eigenschaft zugleich die heimliche und verschwiegene Vertraute mancher Kümmernisse, mancher Zukunftsträume des jungen Helden. Nicht, als ob er nicht das allergrößte Vertrauen in seine leibhaftigen Eltern gesetzt hätte! Er ehrte ihre Weisheit zum Beispiel eines Tages durch das Bekenntnis, daß er seine Mutter auf achtzig, den Vater aber auf vollendete hundert Lebensjahre taxierte.

Lorenz Tetens wollte hieraus fälschlicherweise einen Schluß auf ungenügende Rechenkenntnisse seines Sohnes ziehen und tat den landläufigen Weisheitsspruch, er, der Dietrich nämlich, könne sich füglich sein Schulgeld vom Schulmeister zurückzahlen lassen. Doch noch rechtzeitig rettete der Junge seine und Lehrer Bahnsens Ehre. Auf diesen ließ er nun überhaupt nichts kommen und äußerte die Wertschätzung der Persönlichkeit des Lehrers, indem er nach sonderlich tiefem Einatmen [illegible] „Vater, Bahnsen ist ein Bas." — „So, was kann er denn?" fragte Lorenz Tetens, der seine Aufmerksamkeit zwischen dem Ausbessern eines Hecks und den Worten seines Sohnes zu teilen hatte.

„Hauen," sagte Dietrich lakonisch, und fügte nach längerem Nachsinnen über Bahnsens Tüchtigkeit hinzu: „und auch schneeballen."

Bei dieser Gelegenheit erleichterte Dietrich noch ein wenig weiter seine Gedankenfracht. „Du, Vater, wir jagen nicht unsre Ochsen auf andrer Leute ihr Land, was?"

Dem Arbeitenden schlug eine Blutwelle über das Gesicht. „Nein!" sagte er heftig, „wer sagt so was?"

„Keiner, — aber die Kinder Israel taten es immer, rundum, Vater, von einer Fenne in die andre."

Lorenz sammelte seine Arbeitsgeräte zusammen und schritt unter den hochwipfeligen Eschen die Hauswerft hinan. Dietrich trottete nebenher und vermochte beinahe Schritt zu halten mit dem Vater.

„Du, Vater," begann er aufs neue, „Abraham war doch eigentlich ein Bas."

„Wieso denn, Hansnarr?"

„Weil er so viele Schafe, Rinder und Kamele hatte," lautete die Erklärung.

„So, Jung," sagte Lorenz mit ärgerlichem Lachen und gab dem Söhnlein einen Schubs. „Laß Abraham, Isaak und Jakob in Ruh und sieh zu, daß du ein Bas wirst im Lesen, Schreiben und Rechnen."

Dietrich wußte, wieviel die Glocke geschlagen, und rannte eilends ins Haus. Hanne schickte sich eben an, mit den schweren Milcheimern in den Stall zu gehen, um die drei Kühe zu melken, zu denen sie es im Laufe der Jahre gebracht hatten. Sie war hochgeschürzt und trug ein dreizipfeliges Tuch um den Kopf.

„Laß mich mit, Mutter!" schrie er in höchstem Begehr.

„Meinetwegen!" sagte sie gelassen. Diese Frau fand fast nie ein Nein für ihre Lieben, von einer direkten Erziehung war überhaupt keine Rede ihrerseits, und dennoch, trotz ihrer passiv erscheinenden Milde, hielt sie den Mann mit dem weit stärkeren Willen auf ebener Bahn, hätte ihr niemand jemals ein Versäumnis an ihrem Knaben nachweisen können. So viel höher steht die Liebe als alle Weisheit und Strenge des Erziehers!

Dietrich saß nun seelenvergnügt auf einem leeren Trog. Die Laterne hing, noch leise schaukelnd, am Balken, und die Mutter ging ab und zu, um aus dem Vierkant der Kreatur ihre „Gift" zu holen. Währenddessen bevölkerte Dietrich seine Umgebung mit wundersamen Gestalten.

O, er war ein aufmerksamer Zuhörer, wenn Nachbar Kordsen winterabends mit der Meerschaumpfeife im Lehnstuhl am Ofen saß, sich von Frau Nachbarin Tetens noch eine Tasse Tee gefallen ließ und dann die Schleusen seiner Beredsamkeit öffnete! Zwar hatte man ihn dann längst hinter die Kattungardinen des Alkovens gesteckt, und freilich ließ die Mutter ab und zu ein warnendes: „Sch" und: Lütje Müs' hebbt ok Ohren" vernehmen, dann aber war's allemal schon zu spät, und irgend eine fabelhafte Kunde hatte bereits die Ohren des lauschenden Kindes erreicht. Er wußte wohl, daß Nistpuk ein graues Röcklein und eine Zipfelmütze trug und daß Nachbar Kordsen ihn einmal im Schummerabend auf dem Torfboden gesehen hatte, und daß man beileibe nicht vergessen dürfe, ihm stets ein Schüsselchen mit Essen hinzustellen. Und er wußte noch mehr grausige Dinge zum Teil. Daß manchmal im Keller die Ketten klirrten, daß man in Herbstesturmnächten noch Wiebe Hoyer um das Haus wandern sehen konnte

und ihr Weinen vernehmen! Wer aber Wiebe Hoyer sei, wußte er nicht. Was mochten da wohl alles für Unholde im dunkeln Viereck hocken! Aber er, Dietrich Tetens, war nicht bange — sie sollten nur kommen!

Aber schöner war's vielleicht doch, wenn sie nicht kamen und Mutter nicht störten, die eben mit leiser Stimme ihre schönen Lieder sang, indes rhythmisch der warme, weiße Strahl in den Milcheimer fuhr.

Zuerst sang sie:

„Müde kehrt ein Wandersmann zurück —"

Und das letzte war allemal das wunderfeine:

„Es steht eine Lind' in jenem Tal,
Ach Gott, was will sie da?
Sie will mir helfen klagen, klagen,
Daß ich mein Lieb' verloren hab', verloren hab'."

Diesem letzten Sange lauschte der Knabe in schier atemlosem Entzücken und fiel zum Schluß wohl selber andächtig mit seiner hohen Piepstimme ein:

„Sie will helfen trauern, trauern,
Daß ich mein Lieb' verloren hab', verloren hab'."

Des Abends saß er dann ehrsam über Buch und Schiefertafel gebeugt, die Mutter spann, der Vater las sein weltlich Evangelium, nämlich die „Eiderstedter Nachrichten", und das leise Knistern der Zeitung, das traute Summen des Rades begleiteten Dietrich hinein in seine Träume. Auch pflegte Hanne dem Jungen den allen Kindern so unerquicklichen Akt des Zubettegehens mit einem Stück Kandiszucker lieblich zu versüßen. Das zerbiß er sich mit frühreifer Weisheit in kleine Stückchen, schob die in eine mit dem Finger hergestellte Fuge seines Nachtkittels und bezog aus der also eingerichteten Vorratskammer verlängerten Genuß. Wurden ihm so alle kleinen Wünsche nach Möglichkeit erfüllt, so verhallte sein größter, sein eigentlicher Herzenswunsch doch ganz ungehört vor des Himmels Toren, und auch der an der Erfüllung dieses Wunsches stark beteiligte schwarz-weiße Vogel, der im Lenze kam und im Hochsommer ging, erwies sich als taub gegen Dietrichs flehenden Gesang:

„Adebar, du goder,
Bring mi 'n lütje Broder —
Adebar, du bester,
Bring mi 'n lütje Swester!"

Statt daß er nun aber durch Blutsbande an das Dasein geknüpft worden wäre, band er sich selbst mit Freundschaftsbanden an das süße, bittere Menschenleben.

Viertes Kapitel

Die Lage des herrschaftlichen Besitzes Ellwurth zu den Mächten der Natur und Kultur war folgende:

Eine Viertelstunde lag es von dem Dorfe entfernt. Dies Dorf hieß und heißt noch immer: Ewerschop, und der viertelstündige Weg verwandelte sich zur Herbstes-zeit in einen halbstündigen, derweil dann die Erde, trotz eifriger Drainierung, ihre Schleusen auftat und die grünen Marschgelände, die hier „Spätinge" hießen, unter Wasser setzte. Es fiel auch keinem Ewerschoper ein, in so präzisen Ausdrücken zu reden, wie: Viertelstunde, Halbestunde. „Eine Pfeife Tabak" — das war der sommerliche Abstand zwischen Ellwurth und dem Dorfe und deren zwei war das Maß für die schlechteren Jahreszeiten.

Die Toten von Ellwurth aber, die zur schlechten Zeit ihr Plätzchen auf dem Ewerschoper Friedhofe begehrt hatten, waren in dem schwarzgeteerten Boot, von dem noch weiterhin die Rede sein wird, das Siel hinaufgeschafft worden. Die letzte, die solche Reise gemacht hatte, war die verwitwete Frau Ratmännin Fresendelff gewesen, jene würdige Dame, die Dietrich Tetens so zärtlich als seine alte Großmutter ins Herz geschlossen hatte.

Um nun zurückzukehren zu den eingangs dieses Kapitels so stolz erwähnten Natur- und Kulturmächten, so sei des weiteren erzählt, daß Ellwurth — um wieder mit einem Hilfsbegriff menschlichen Denkens zu operieren — eine halbe Wegstunde von der nächsten Station entfernt lag und eine volle von der Kreisstadt. Der letztere Abstand bezeichnet zugleich seine Entfernung vom Meere, denn Ewerschop lag nicht fern der grauen, von Wolken und Nebel oft verhüllten See. In Frühlings- und Herbstnächten scholl über die First des alten Haubergs das Schwingenrauschen der Wandergänse.

Dann nestelte sich Dietrich im Wandbett dichter an seinen Vater heran und murmelte etwas von den Franzosen. Aber nur Gott, der in das Herz der Menschen sieht, vermochte völlig zu ermessen, welche schwere Vorstellung das Wort „Franzosen" für Dietrich Tetens barg.

Eine kleinwinzige Ahnung hatten indessen auch Tete Holm und seine Schwester Mite. Ja, diese beiden waren mit nacktem Tatsachenmaterial über die Franzosen eigentlich weit besser versehen als Dietrich, denn ihr Vater hatte den großen Krieg mitgemacht — aber die schöpferische Phantasie! Die war in Dietrich Tetens, nicht aber in Tete und Mite Holm.

Die Bekanntschaft mit diesem Pärchen fiel in Dietrichs frühere Jugend und bedeutete ein Ereignis von nicht auszudenkender Wichtigkeit. Denn Dietrich war volle vier Jahre alt geworden, bevor er seinesgleichen gesehen hatte. Ja, er kannte Nachbar Kordsen mit der Meerschaumpfeife und Frau Nachbarin Geertz, die ein paarmal im Winter mit einem blauen Strickstrumpf einrückte, — aber in die Straße war e

gekommen und Kinder hatte er nie gesehen. So war er eines frühen Morgens mit seinem langen, gewichtigen Männerschritt, die Fäuste tief in die fingierten Hosentaschen gesenkt, über die hintere Hofstelle und die grün-weiße Brücke, die über den Mittelgraben führte, nach dem Apfelhof gewandert. Ganz am Ende, wo längst die Apfelbäume den Erlen und Weiden gewichen waren, befand sich ein Hügel, auf dem noch ein paar Trümmer eines einstigen Lusthauses zu erkennen waren. Und diesen Hügel zu erklimmen, war Dietrichs allmorgendliche Freude. Wie ein protziger, junger Hahn stand er da, ließ auch nicht auf sein Krähen warten, sondern rief an jedem Morgen, den Gott werden ließ, froh und wohlgemut über das Feld:

„Guten Morgen, Bukuh!
Guten Morgen, Büllekalb!"

Und Bukuh und Büllekalb hatten allemal so viel Lebensart, daß sie mit gutmütigem Brummen antworteten.

Eines Frühlingsmorgens aber, in seinem fünften Lebensjahre, sah Dietrich seinesgleichen. Es war, wie es schien, über Nacht ein neuer Streckenarbeiter und Heckenschließer in das Bahnhäuschen gezogen, das nur durch eine schmale Fenne von Ellwurth getrennt war. Denn mußte man gleich eine halbe Stunde bis zur Station wandern, so konnte man doch auf Ellwurth täglich sechsmal den Genuß haben, die schwarze Schlange vorbeipusten zu sehen. An jenem Morgen erschienen Tete und Mite auf der Bildfläche; sie stellten die Familie des neustationierten Bahnwärters Holm dar, und ihr Anblick konnte nicht eigentlich lieblich genannt werden, denn Tete hatte ein breitnasiges, plattes Gesicht, Henkelohren und struppiges, rotes Haar, und Mite, die dreijährige, hatte damals noch die Gewohnheit, Erde zu essen, von der sie sich mit zunehmender Gesundung und Gesittung indessen frei machte. Am Morgen ihrer ersten Bekanntschaft mit dem jungen Herrn von Ellwurth waren Nase und Mund mit fruchtbarer Marscherde beleckst. Das stellte sich natürlich erst heraus, als der kleine Ellwurther Hahn und die beiden unansehnlichen Bahnspätzlein den trennenden Raum überwunden hatten und mit Gesichtern, die um nichts geistreicher waren als die der Bukuh und des Büllekalbs, einander gegenüberstanden an dem Heck, das die kleine Fenne von dem Bahnkörper trennte. Indessen ließ die neue Bekanntschaft nur im Uranfange sich so wenig geistreich an und glich in ihren Entwicklungsverhältnissen durchaus dem zunehmenden Monde.

Fünftes Kapitel

Hatte diese Kinderbekanntschaft auch nur zufällige Umstände zur Voraussetzung, so hatte die bald zwischen den dreien entstehende Freundschaft eine breite und haltbare Grundlage in der Tatsache, daß Tete und Mite Holm ein ganz hervorragendes Spieltalent besaßen, auch in der Hinsicht hatte Dietrich seinesgleichen gefunden. Und zwar handelte es sich durchaus nicht um jene berüchtigten Knabenspiele, die ihre Pointe in wildem Rennen und lautem Schreien haben, sondern um sinnige, durch Verstand und Phantasie geleitete Rekonstruktionen oder Verbesserungen des wirklichen Lebens. An jenem ersten Morgen nötigte Dietrich seine neuen Bekannten höflich in seinen Garten. Er betonte das Possessivpronomen stark, bemerkte noch mit einer halb großartigen, halb nachlässigen Handbewegung: „Mein Haus — mein Backhaus" —, dann konnte das Spielen beginnen. Die erste Aufführung war das Vater- und Mutterspielen, und das blieb auch für eine lange Folgezeit gewissermaßen eiserner Bestand jener jugendlichen Unterhaltungen.

Dabei verstand es sich einigermaßen von selbst, daß Mite allezeit die Mutter vorzustellen hatte. Nicht ganz so ersichtlich war es, weshalb Tete immer und ewig für sich die Vaterrolle beanspruchte. Wenigstens gelang es Dietrich nicht, dies zu ergründen. Er war aber gutmütig genug, sich in der Rolle des Kindes ganz befriedigt zu fühlen, und merkte es in seiner Unschuld gar nicht, daß Vater Tete — wie die Alten sungen — immer die größten und besten Bissen bekam, wenn man sich feierlich zum Essen niederließ, Bissen, die je nach der Jahreszeit in Obst, Wurzeln oder Brot bestanden.

Mite gab mit ziemlichem Geschick die Hausmutter, war bei Tisch sehr bescheiden für ihre Person, sorgte für Mann und Kind, klagte ab und zu über Rückenschmerzen — sie pflegte dann äußerst wehleidig zu bemerken, sie habe es so im Kreuz! und hielt sich nach besten Stücken für die offizielle Selbstlosigkeit bei der Zubereitung des Mahls schadlos. In der Pause nach dem Essen, während Mutter aufwusch, pflegten Tete und Dietrich, des letzteren Kinderrolle ganz nach Bedarf fallen lassend, weise Unterhaltungen. Kenntnisreich waren beide Männer, nur daß Dietrich mehr in eigentlichen „Geschichten" beschlagen war und Tete kluge Reden führte über das, was in der Zeitung gestanden hatte oder haben sollte.

Eines Tages erzählte Dietrich, was er Freundliches und Wunderbares von Nistpuk wußte, und das schlug lebhaft in Tetes Vorstellungskreise hinein. Nach kurzem, aber tiefem Nachsinnen erklärte er, nun solle Nistpuk gespielt werden, wobei er sich die Titelrolle auf den Leib schrieb. Mit affenartiger Geschwindigkeit knüpfte er sein rotes Taschentuch zu einer Mütze zusammen, erklomm den nahen Holzstoß, ließ die runden Augen wild rollen und forderte von den andern beiden

zunächst, daß sie ihn zu fürchten hätten, versicherte aber alsdann milderen Tones, daß er ihnen nichts zuleide tun wolle, wofern sie nur stets sein Schüsselchen wohlgefüllt bereit stehen hätten. Die liebende Schwester besorgte dies nun zwar mit großer Freudigkeit, aber Dietrich begann das Nistpukspielen gar bald langweilig zu finden und drängte auf eine Aenderung des Vergnügungsplanes. Die erfolgte auch ohne Einwendungen. Dietrich Tetens war scheinbar stets der herrschende Teil des Dreibundes, was aber nicht ausschloß, daß der rothaarige Freund allemal fest und unmerklich das längste Ende erwischte.

Diese Fähigkeit bewährte Tete auch in seinem nachherigen Leben. Ohne jemals eine nachweisbare Unredlichkeit zu begehen, hütete er allezeit seinen eignen Vorteil und war dabei geschickt und brauchbar im höchsten Grade. Mit zweiundzwanzig Jahren war er Geschäftsführer einer Maurerwitwe, mit sechsundzwanzig ihr Ehegemahl und hatte somit sein Schäfchen längst im Trockenen, als der solcher Weltklugheit gänzlich entbehrende Dietrich noch selbst mit Wind und Wellen stritt; denn die Kinder der Welt sind klüger in ihrem Geschlecht als die Kinder des Lichts.

Zur Herbstes- und Winterszeit hatten die drei ihr Lieblingsplätzchen auf der Bodentreppe, die gewunden, mit eichenem Geländer von der Hinterdiele aus emporstieg. Aus der Küche fiel durch einen Türspalt ein winziger Lichtstreifen in die beängstigende Finsternis. An diesen dünnen Strich hängten sich ab und zu die Augen der Kleinen, um sich aus der Nähe der Menschen den in dieser Einsamkeit nötigen Mut zu holen. Und das tat wahrlich not, denn auf dem dunkeln Boden wimmelte es von Gespenstern. Manchmal huschten sie die Treppe halbwegs hinab, dann fragte Tete die beiden Genossen, ob sie nicht den kalten Luftzug im Nacken spürten. Diese bejahten schaudernd, und Tete erklärte, das sei dieses oder jenes Gespenst, entweder der Mann ohne Kopf, oder die Frau mit der eisernen Kette um den Hals, oder der Junge mit den zwei Köpfen. Und nicht nur, daß Tete, der Weise, die Gespenster alle zu bezeichnen vermochte nach seinen Gehöreindrücken! — Ihm war auch die Gabe verliehen, sie zu sehen. Mit Vorliebe erzählte er immer wieder seine erste Begegnung mit solchem Unhold — etwas Besseres nämlich wollte ihm trotz aller Willensanstrengung nicht einfallen. Er hatte also nach seinem eignen und gewiß nicht anzuzweifelnden Bericht eines Abends Brot und Schmalz aus dem Brotschrank holen sollen, da hatte drin eine winzige kleine Frau gesessen.

„Mensch, Tete, warst nicht bange?“ sagte Dietrich schauernd dazwischen.

„Nein, ich kannte das ja schon,“ sagte Tete, vergessend, daß er doch eben sein erstes Erlebnis berichtete.

„Erzähl man weiter, Tete!“ mahnte Mite schwesterlich freundlich.

„Ja, und dann kam die kleine Frau denn ja 'raus, und auf einmal wurde sie immer größer und größer, bis sie mit dem Kopf an die Decke reichte —“ Kunstpause des Erzählers und energische Mahnung zum Fortfahren seitens der Hörer.

„Und dann nahm sie ihren Kopf 'runter und legte ihn auf die Diele — Junge, wie wurde ich bange! Und das letzte wißt ihr ja.“

„Erzähl es noch einmal, Tete!“ schrie Dietrich.

„Ja, dann sagte sie mit einer ganz gräßlichen Stimme: ‚Fürchte dich nicht, Tete, ich bin ein Gespenst.‘“

„Mensch, Tete,“ seufzte Dietrich in herzhaftem Neide und war dumm genug, es nicht zu merken, daß er selbst es war, der das Rohmaterial zu Tetes Darbietungen geliefert hatte. Zwar besaß der Bahnwärterjunge auch einige Phantasie, aber sie stand im Dienste des Nützlichen, häufig der Reklame, denn Tete Holm hatte längst begriffen, daß er sich durch sein Erzähltalent dem jungen Dietrich höchst lieb und wert gemacht hatte, und das konnte ihm durchaus nicht gleichgültig sein in Anbetracht des herrlichen Spiel- und Eßplatzes, den er durch diese Freundschaft gewonnen hatte.

Einmal allerdings wurde der kaltblütige Tete doch durch seine eigne Phantasie unterjocht. Und wie viel mehr noch Dietrich! Die drei saßen an einem Januartage wieder einmal im Schummern auf der untern Treppenstufe. Eben noch war Dietrichs Mutter mit den Milcheimern und der Laterne hindurchgegangen nach der Boos. Nun war der letzte Lichtschein erloschen, auch durch das Schlüsselloch der Küche fiel kein Schimmer mehr.

Auf dem großen, hohlen Boden des Haubergs aber hörte man den Sturm heulen. Das klang nicht anders, als wenn Menschen truppenweise dahinflohen. Lange und dumpf hallten die Schritte nach; dazwischen vernahm man's wie Weinen und Wimmern.

Schweigend kauerten die drei auf der Treppe, bis plötzlich Tete das lähmende Schweigen mit grellem Aufschrei unterbrach:

„Die Franzosen!“ — „Die Franzosen, die Franzosen!“ echoten Dietrich und Mite, und alle drei stürzten in sinnloser Angst über die Diele — wollten nach der Küche zu, aber vermochten nicht die Tür zu finden, sondern liefen, wie der landesübliche Ausdruck lautet, „in der Rundfenne“.

Dabei rasten die Franzosen droben immer toller, und die geängsteten Kinder steigerten gegenseitig ihr

Grauen, bis endlich — endlich Lorenz Tetens aufmerksam wurde auf das nicht aufhören wollende Geschrei im Hinterhause. Mit der Lampe in der Hand erschien er vor den dreien.

„Vater, die Franzosen!“ schrie Dietrich mit letzter Kraft und stürzte dem Eintretenden vor die Füße mit blassem Gesicht und geschlossenen Augen, und es fehlte wohl nicht viel, daß er die Krämpfe bekommen hätte.

Ueber Tete aber brach noch in selbiger Stunde ein fürchterliches Strafgericht los, daß dieser Jüngling gesenkten Hauptes von Ellwurth fortschlich, sein heulendes Schwesterchen an der Hand.

„Kommst du mir noch mal mit solchen Fisematenten, du Schlef, dann sollst du sehen, wie du 'rausfliegst!“ rief der erregte Lorenz dem Sünder nach.

Der zog nun die Hacken gewaltig kurz und ging ungeleitet heim, doch keineswegs auf Nimmerwiederkehr. Wer vermochte auch solche übergroße Feinfühligkeit in Tete zu suchen!

Ein wahres Paradies fanden die drei Freunde zur Sommerzeit in dem schwarzen Boot. Es lag, längst nicht mehr benutzt, in dem breiten Graben zwischen Garten und Fenne und war angekettet an einen alten Weidenbaum. Der senkte sein schlankes Gezweig mit dem weichen, schimmernden Laub tief hinab aufs Wasser. Rings um das Boot grünte das Schilf, und es war auf diese Weise ein dämmer-grünes Gewölbe entstanden. Das Boot hätte vielerlei erzählen können, wenn ihm nur Sprache verliehen gewesen wäre — von Zeiten, da es weiß-grün auf dem Burggraben geschaukelt hatte, den Namen „Wiebe“ in Goldbuchstaben am Bug — und schöne, lachende Frauen in Reifröcken als Insassinnen.

Lange vorüber das! Und als die Ratmännin aufgebahrt gelegen im Pesel, da war das bunte, leichtsinnige Fahrzeug schwarz geteert worden und war mit langsamem Ruderschlag das Siel hinaufgetrieben worden zur Kirche, den blumenbedeckten Sarg in der Mitte. Nun aber war es in der Zeiten Wechsel der Schauplatz froher Kinderspiele geworden, Spiele, die mit jedem Jahre schöner ausgeklügelt wurden. Als Tete zehn Jahre alt war, Dietrich acht und Mite sechs, da duftete die blaue Wunderblume der Romantik aus tausend Kelchen um das schwarze Boot. Mite trug dicke Kränze in dem dünnsträhnigen, geölten Haar und war eine Prinzessin, Tete Holm war der Königssohn, dem zu Ehren ein großes Gastmahl veranstaltet werden mußte — natürlich! Dietrich aber bestand darauf, Jud Levy zu sein, und kam mit einem Rucksack voll unausdenkbar herrlicher Dinge an den Königshof, um König und Prinzessin zu beschenken. Das war nun Dietrichs unpraktische Romantik, und dadurch unterschied er sich wesentlich von dem gewählten Vorbilde, daß er seine Schätze verschenkte, statt sie zu verkaufen. Freilich war er persönlich der Meinung, daß das Schenken auch Jud Levys Gepflogenheit sei. Er hatte ja freilich tatsächlich einen redenden Beweis dafür.

Nachdem nun Jud Levy einmal so im Schattenriß erschienen ist, mag seine wirkliche Persönlichkeit auch in den Rahmen der Geschichte treten, gehört sie doch zu den wenigen und darum um so fester umrissenen Gestalten, die in Dietrich Tetens' Kindheit stehen.

Sechstes Kapitel

Es liegt eine alte Handelsstadt an der blauen, buchenumgrünten Ostsee. Mit bunten Farben hat die Neuzeit das Leben in ihren Mauern übertüncht. Vergnügungsdampfer sonder Zahl durchrauschen mit ihren Schrauben die blauen Wellen der Föhrde. Gewaltige Schlote, Monumente der modernen Arbeit, jagen schwarze Wolken himmelan, auf der lärmenden Werft werden seetüchtige Fahrzeuge mit tosendem Hammerschlag geschweißt.

Da hat sich der Geist der alten Stadt, richtiger, die Geister, denn ihrer sind viele, schier ängstlich und ein wenig lichtscheu zurückgezogen in den entlegenen Norden des Orts, nach dort, wo um das alte Nordertor sich verfallende Häuser scharen. Sie umschließen Höfe, die ein Malerauge entzücken müssen, Pflanzstätten der aussterbenden Romantik und des leider nicht aussterbenden Lasters. Wie sich da die Giebel gegeneinanderneigen, fliegt von Fenster zu Fenster leichtbeschwingt die nachbarliche Rede, das Wort der Liebe oder des Zorns, der Wohlgesinntheit oder Tücke und des grimmen, grimmen Neides.

Das Verweilen in diesem verfänglichen Revier hat indessen nichts mit dem Gang der Geschichte zu tun und mag deshalb mit obigen Lokalzeichnungen seinen Anfang und sein Ende nehmen. Nur in eins der Häuser wollen wir zu kurzer Rast einkehren. Es scheint aus unvordenklichen Zeiten zu stammen, hat windschiefe, ausbauchende Mauern, eine schiefe, gewölbte Tür, glanzlose, kleinscheibige Fenster, von innen sorgsam verhängt durch Spinnweb. Das ganze Gebäude ist von trostlosestem Grau, trotzdem es in der Nachbarschaft „das rote Schloß“ geheißen wird.

Selten verläßt ein Mensch den Bau, nur zur Dämmerzeit zuweilen zwei verhüllte Frauen. Und ebenfalls zur Dämmerzeit sieht man einen alten Mann kommen oder gehen, armselig, gebeugt und dürftig wie die Herberge, in die er tritt. Er schiebt den Schlüssel, den er aus der Tasche zieht, in das Schloß,

lautlos tut sich das gewölbte Tor auf, und das Dunkel eines wunderlichen Hausflurs voll seltener, verschiedenartiger Gegenstände umfängt ihn, das Dunkel und zwei weiche, junge Arme. Und nun geht's von dem Dunkel in die Helle, in eine wohldurchwärmte, helle Kammer, in der ein Kräuterbad duftet und eine weiche Ottomane zur Rast ladet.

Und aus dieser Kammer geht es in ein noch lichteres Gemach. Da funkelt das Kerzenlicht in hundert Prismen und gleitet stumpf herab an den gobelinverhängten Wänden. Da funkelt der Wein in geschliffenen Flaschen, und es duften die köstlichsten Speisen. Und der Heimgekehrte tritt an den Tisch im bunten Schlafrock, aus dessen Tasche das seidene Schnupftuch baumelt, nimmt den buntseidenen Fes von dem graulockigen Haupt und dankt dem Gott seiner Väter für die reiche, goldene Ernte, die er heimbringt, für das duftende Mahl, das ihm winkt, und für die Schönheit und Güte seines Weibes und seiner Tochter, die dieses Mahl dem Heimkehrenden würzt. Denn schön ist die ältere Sarah wie der verglühende, verblühende Tag, und schön wie der aufsteigende Morgen die jüngere. Und der Israelit, an dem kein Falsch ist, zeigt seine heimgebrachten Schätze: alten Hausrat und Schmuck und blankes Gold. Die Augen der Frauen funkeln. Die junge aber hängt sich die mattgoldene Kette um den weißen Hals, die Levy auf einer unglückseligen Auktion erstand, und sagte lachend: „Die behalt' ich, alle schönsten Ketten behalt' ich!" Und der Alte lächelt gewährend und streicht über die langen Locken des schönen Mädchens. Indessen kniet Sarah, die ältere, am Boden auf dem weichen Brüsseler Teppich, über den einst eines Ministers lange, schnelle Füße gewandert sind, und ruft mit ihrer tiefen Guttural-stimme: „Und diese Vorhänge gefallen mir, die darfst du nicht versilbern, Isaakchen!"

„Sei vernünftig, Sarahchen, echte nordfriesische Gebildweberei, ist wert ihre hundert Taler unter Brüdern!" rief Jud Levy erschrocken. Sie sann einen Augenblick.

„Sind wir nicht reiche Leute, Isaakchen?"

„Gott meiner Väter, da schreit das Weib unsern Reichtum in die Welt hinaus!" jammerte der Vater.

„Behalt die Lappen, Sarahchen, doch schweig still von unserm Reichtum! Muß ich nicht tagaus, tagein in Sturm und Regen durch das Land ziehen, damit meine Familie kann leben ohne Sorgen?"

Er saß in einem hochlehnigen Stuhle, bezogen mit Seidenbrokat, die alte Magd Naemi trug die Speisereste vom Tisch, nur eine feine Kristallschale mit Trauben und Mandarinen blieb stehen.

„Hast's ja nimmer nötig, Väterchen," tröstete die Junge gleichmütig. „Bleib nur zu Hause bei deinen Papieren und kaufe mir einen echten Baron, hörst du?" Sie trat ganz nahe an ihn heran, ihre Schönheit erschien schier sieghaft, wie sie unter dem Prismenkronleuchter stand, dessen mildes Licht über ihren weißen, entblößten Nacken rieselte und über ihr Kleid von weinroter Seide. „Kannst du mir nicht einen Baron leisten, Vater? Bin ich nicht reich?" sagte sie mit der herrischen, ungeduldigen Stimme des verzogenen Kindes.

„Zwei bis drei kann ich dir leisten, Sarahchen, sei nur still!" lächelte er zärtlich und krante seinen wolligen Bart. „Aber einer vom Stamme Juda wäre mir lieber — du sollst nicht verachten deines Volkes Gott und Art!"

Als Sarah, die alte, nun gewahrte, daß das Gespräch anfing bedenklich zu werden, denn die junge hatte trotzige Tränen im Auge, schlug sie ein andres Thema an und fragte den Gatten nach den Erlebnissen seiner Fahrt.

„Hätte dir bald einen Bernstein als schönes Angedenken mitgebracht, Sarah, mein Leben."

„Red nicht töricht!" mahnte die Frau, ließ ihre üppige Gestalt in einen Sessel gleiten und zerlegte mit spitzen Fingern die Früchte.

Der Alte aber war ins Lachen gekommen und hustete nun auf eine beängstigende Art. Endlich beruhigte ein Glas Tokayer seine Kehle, und er erzählte:

„An der Westküste, wo die graue See geht und die Winde wehen, wo die Leute vor lauter Frieren das Lachen verlernen und das geschwinde Denken, da liegt ein Marschhof — bei meiner Ehr' bald zweihundert Demat*) groß."

„Gehört er dir schon, Vater?" fragte Sarah, die junge, mit vorgebeugtem Halse.

„Er gehört mir nicht, wird mir nimmer gehören, du Gans!" lachte der Jude. „Da zulande rutschen die Leute nicht von ihrer Väter Erbe herunter, sie sind so nüchtern wie die vom Stamme Juda, vergeuden nichts, erwerben langsam, aber sicher."

„Langsam," nickte Sarah, die alte, befriedigt. „Wie lange mag's her sein, Isaakchen, daß wir trockenes Brot aßen in unserm Rumpelkämmerchen?"

„Zwanzig Jahre, Sarahchen, Perle des Ostens."

„Und wann war's, daß wir die ersten vier Nullen verloren?" inquirierte sie weiter, viel Stolz in der fettigen Stimme.

„Was willst du rühren an so böse Dinge, mein Seelchen? Ist nicht der Wein gut, und hast du nicht Perlen wie eine Fürstin?"

„Vaterleben, wieviel gibst du mir mit?"

---

*) Aelteres Feldmaß in Schleswig-Holstein.

„Vier Nullen, wenn du heirateſt nach deines Vaters Herzen.“

Die Junge lachte zufrieden, ſtreckte die Füßchen, die in roten Juchtenpantöffelchen ſtaken, weit von ſich und bat ſchmeichelnd:

„Erzähle etwas, Vaterleben!“

„Auf dem Hofe,“ hub nun der Mann im Feſ an, „wohnt ein dummer Aufſeher, möchte Beſitzer ſein und grollt und murrt, ſtatt zu ſchaffen. Möchte wohl gar ſeine kurze Bauernfauſt in fremden Säckel tauchen und verſteht nicht, daß der Weg zum Reichtum im Lande der Redlichen liegt, hart an der Grenze des Landes der Unredlichen. Der bot mir geſtern einen Bernſtein an und forderte treuherzig ſeine vierzig Mark.“

Jud Levy rieb ſich lachend die Hände, daß es ein knisterndes Geräuſch gab wie in dürren Blättern. „Ich aber, meiner Seel', hatte einen ſchmucken Anzug in meinem Packen, dem ſtattlichen Lorenz wie auf den Leib geſchnitten. Den breitete ich lockend über den Stuhl.

Was der wohl koſten ſolle — fragte der Brave.

„Siebzig Mark.“

Nein, das könne ein armer Arbeitsmann nicht leiſten, der halbe Preis wäre ſchon zu viel.

„Da jammerte mich des Mannes Not, und ich ſagte: ‚Ihr gebt mir fünfunddreißig Mark und den Bernſtein, ſo iſt der Anzug bezahlt.‘ Da freute ſich mein Bäuerlein ſeines Fundes, gab mir willig fünfunddreißig Mark und den gelben Klumpen.“

„Vaterleben, ſo haſt du ja mit Verluſt gehandelt!“ ſchrie die Junge auf.

„Meinſt du? Ei! Der Anzug war akkurat fünfunddreißig Mark wert.“

„So haſt du den Bauern betrogen um ſeinen Bernſtein,“ lachte Sarah.

„Nein, Gans, denn der Bernſtein war falſch. Ich habe den Anzug verkauft, weiter nichts. Sarahleben, deine Tochter verſteht nichts vom Geſchäft,“ wandte er ſich kläglich lachend an die Gefährtin ſeiner Wallfahrt.

„Gar nichts,“ beſtätigte die mit vollem Munde.

„Vater, wo haſt du den falſchen Bernſtein?“ fragte die Junge neugierig. Ihr Leben erhielt ſeine Glanzpunkte durch die Heimkehr des Vaters. Sie ſtand auf, kraute ein wenig ſein wolliges Nackenhaar und bettelte um den Stein. „Den hab' ich dem Söhnlein des Mannes geſchenkt, Tochter Israels. War das eine Freud'!“ Und alle vier lachten im Feſtgemach des roten Schloſſes, denn neben der Tür ſaß ſeit geraumer Zeit Naemi und begleitete die Berichte des Hausherrn mit lebhaftem Mienenſpiel. „Haſt du auch deine Freundinnen, die Frauen aus Hölkebüll und Brönſſand beſucht?“ fragte die Hausfrau und lehnte ſich überſättigt in den Brokatſeſſel zurück, die beringten Hände über den Leib gefaltet.

Wieder rieb ſich Jud Levy die Hände, daß es kniſterte. „Ja, und ein Geſchäftchen mit ihnen gemacht, Sarahchen; hab' der Hölkebüllerin ein Kleid abgekauft, das ihr leid war, neu und ſchön, von feinſtem, ſilbergrauem Tuch.“

„Haſt du's da?“ rief die Junge.

„Nein, Seelchen, ſie hatte nicht deine Statur, hab's gekauft für ſieben Mark und ſelbigen Tages an ihre Schweſter, die Brönſſanderin, verkauft für vierzig Mark. Ich bitt' euch, iſt das ein Preis, vierzig Mark, ſilbergraues Tuch, fix und fertig! Am Nachmittage aber iſt die Brönſſanderin zur Kindtaufe gefahren nach Hölkebüll und hat den Gäſten ihr Koſtüm vorgeſtellt — friſch aus dem feinſten Geſchäft in Flensburg! Bis die Hölkebüllerin hineingekommen iſt und hat ein großes Aufhebens gemacht, ſo daß noch vor der Taufe die Brönſſanderin erboſt abgefahren iſt.“

„Sie ſind alle ſo dumm, das Bauernvolk an der Nordſee,“ flocht Sarah, die alte, bedächtig ein. „Haſt du auch deinen Schlachter getroffen, Iſaakchen?“

„Schlachter Hahn aus gräflichem Geſchlecht!“ lachte der Jude. „Ja, aber der iſt nicht dumm, iſt beinahe ſo klug wie wir. Heute freilich hat er mir bluten müſſen.“

„Vaterleben, bringſt du heute viel heim?“ gähnte die Junge und ſah nach dem vorgerückten Zeiger der Pendüle auf dem Marmortiſche.

„Ein halbes Dutzend geſchnitzte Truhenblätter, falls es dich intereſſiert, mein Täubchen. Das eine geb' ich nicht fort unter fünfhundert Mark.“

„Was hat es gekoſtet?“ forſchte die Junge animiert.

„Zwanzig Mark, Seelchen.“

„Wo fandſt du es?“

„Auf Ellwurth.“

„Gehörte die Truhe dem Bernſtein-Lorenz?“ lachte das Mädchen.

„Halt den Schnabel, du Gans, das weiß ich ſelbſt nicht, viel Fragen iſt auch eine Dummheit.“

Die ſchöne Sarah ſchmollte und ging ohne Gutenacht hinaus. Doch Sarah, die alte, ſtürzte hinterdrein, und Jud Levy folgte zerknirſcht.

Sachte löſchte Naemi die Kerzen im Jubelgemach, und bald lag das rote Schloß in tiefſtem Frieden. Früh aber, beim Morgengrauen, trat Jud Levy in armſeligem Händlergewand wieder aus dem Portal und zog hinaus in die grauen Lande die alten Wege ſeines Volkes.

Siebentes Kapitel

Als Dietrich zehn Jahre alt war, fiel ein breiter Schatten über den Morgen ſeines Lebens. Ein

Julitag brach an voll Sonnenglanz auf betauten Gräsern, und Dietrich stapfte die Werft hinab, auf das Heck zu. Seine Mutter hatte ihm noch eine Tüte voll Stachelbeeren in den Ranzen gesteckt, und mit den gewöhnlichen Ermahnungen zum Bravsein war er entlassen worden. Nun stand er am Heck und wartete auf Tete und Mite. Der leise, schalkhafte Morgenwind spielte in seinen blonden Löckchen. Die quollen unter dem Strohhut hervor und fielen auf seine reine, unschuldige, junge Stirn. Doch ehe noch dieser goldene Tag ganz zur Rüste war, sollte Dietrich Tetens erfahren haben, was Sünde und Leid ist.

Endlich kamen Tete und Mite, und der kleine Trupp setzte sich dorfwärts in Bewegung. Das Gehen aber machte heiß, und schon ließ der kluge Tete die Bemerkung fallen, der Schulmeister müsse frei geben, es stehe in der Zeitung, daß es zu heiß zum Lernen sei.

An einem Heck setzten sie sich rastend nieder, den Rücken gegen das Gitter gelehnt. Hinter ihnen stand, wie ein dichter kleiner Wald, Boje Bojens Weizen, vor ihnen lagen sammtene Fennen im Morgensonnenschein, und bunte, glatte Kühe prangten wie große, wandelnde Blumen im Grün.

Wie lange die Rast gedauert, wußten die Kinder selbst nicht; ein schläfriges Wohlgefühl war über sie gekommen an der Brust der Mutter Erde. Plötzlich klangen von der Straße her acht klare Schläge durch die stille, blaue Luft. Da sprangen sie erschrocken auf und begannen zu traben. Mite weinte, sie könne nicht weiter, und Tete, vernünftig, wie immer, erklärte, es nütze auch nichts, zu spät käme man doch.

Wer nun den Rat gegeben, wußte keiner der drei recht, aber sehr schnell kam man überein, es solle heute Schulen-gelaufen werden. Woher der Terminus technicus stammt, ist nicht mehr zu erforschen, denn mit der anstrengenden Tätigkeit des Laufens hat das Schulenlaufen nichts gemein, es bedeutet vielmehr einen Zustand tiefen, wohligen Ausruhens.

Schleudernd gelangten die drei zum Heck zurück, gingen aber ihrer persönlichen Sicherheit zuliebe ins Kornfeld und schlugen sorglos eine Bresche in Boje Bojens reifendes Weizenfeld. Da lagen sie nun auf dem Rücken, starrten in den blauen Himmel, an dem mit weißem Segel lustige Fahrzeuge dahinstrichen, die in die Ferne wollten, und ihnen zur Seite knisterte das starre, schwere Korn. Für lange Zeit war nichts als ein tiefes Genießen in allen dreien, kein Sorgen und Sinnen um Gewesenes oder Kommendes. Dietrich war es, der zuerst, richtiger: der einzig diesen Schatten spürte. Mit dunkelrotem Kopf und einer Stimme, die nach verhaltenen Tränen klang, sagte er: „Es war nicht recht, man darf es nicht."

Tete aber schlug mit der Hand ein Schnippchen in die Luft und sagte gelassen: „Ich kenne genug Leute, die jeden Montag blau machen."

„Genug," bestätigte Mite, die, voll fanatischer Bewunderung für Tetes Klugheit, stets das Echo seiner Worte war. Es wurden nun die ehrenwerten Meister auf der Straße namhaft gemacht, die immer blauen Montag machten nach Tetes Darstellung, die übrigens richtig war, denn noch schätzte man im Friesenlande einen kräftigen Schluck über den Durst als erhöhte Daseinsfreude, und die Mäßigkeit hatte damals noch keine Freistatt unter diesem Stamm.

Dietrich war halbwegs beruhigt und ganz bereit, auf Tetes Vorschläge einzugehen und ein paar leckere Fische zu fangen. Der intelligente Bahnwärterjunge wußte nämlich zu berichten, daß diese Gewässer, gerade diese, einen Ueberfluß an Hechten produzierten. Die Angelrute war einigermaßen schnell hergestellt. Was an der absoluten Geschwindigkeit fehlte, war auf Kosten der fehlenden Rute zu schreiben. Tete holte einen Bindfaden aus seiner tiefgründigen Tasche, Mite balancierte schon lange furchtlos zwei dicke Regenwürmer auf ihrem roten Zeigefinger, und Dietrich wurde über zwei Fennen gehetzt, um aus dem nächsten Weidenbaum ein paar Gerten zu bringen. Er stampfte die immer wieder aufsteigende Angst vor Entdeckung und das dumpfe Gefühl des Unrechttuns mannhaft in die beiden Fennen hinein und brachte das Gewünschte.

Und das Fischen begann. Zuvor freilich hatte man mit Hauptbenutzung der Hände und Zuhilfenahme der Lineale, einen kleinen Teich gegraben zur Aufnahme für die Hechte.

Alle Augenblicke riß nun Dietrich von Ellwurth die Angel hoch. Trotz dieses fehlerhaften Tuns war er aber der erste, der triumphierend schrie: „Ein junger Hecht." Tete aber, der unheimliche Alleswisser, rubrizierte den jungen Hecht unter die Ordnung: Gründlinge. Er sagte wegwerfend, es sei nur ein Hundstöckel, schleuderte ihn aber doch eigenhändig in das Bassin. In bezug auf dieses muß noch gesagt werden, daß Mite die Aufgabe hatte, den kleinen Teich, in dem das Wasser leider die Neigung hatte unterirdisch zu werden, immer aufs neue zu füllen. Zum Schöpfen diente Dietrichs Hut.

„Du bist der reichste, Dietrich," hatte Tete ihm vorgestellt, „du kriegst leicht einen neuen, aber wir sind nur kleine Leute."

Und Dietrich Tetens von Ellwurth hatte gnädig gewährend genickt.

(Fortsetzung folgt)

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Wöchentlich eine Nummer | № 33 | Alle 14 Tage ein Heft

Der Ueberkater

Von

Johannes Richard zur Megede

(Fortsetzung)

Siebentes Kapitel

Katzen sollen heimtückisch sein — und Hunde sind es! Diese Terriers sind eben gemeine Verbrecher. Sie haben mir neulich Nachmittag aufgelauert, mich durch den Korridor gehetzt wie einen gemeinen Mäusefänger und mich, den Olympier, gezwungen, an ein Fensterkreuz festgekrallt die Götter um Hilfe anzuflehen. Eine solche Position ist weder schön, noch liebe ich sie. Die junge Gräfin Angern mußte mich persönlich befreien. Die Bestien gebärdeten sich wie die Wahnsinnigen, weder der Pfiff auf dem Griff der Hundepeitsche, noch die Hundepeitsche selbst konnte sie zur Räson bringen. Ich mußte darum am Halse der Dame selbst Schutz suchen und verfing mich dabei etwas in dem Spitzenkragen. Sie nahm mir das nicht etwa übel, sie trug mich sogar in den Salon. Dort invitierte sie mich zu Milch und Kakes, während die beiden Meuchelmörder zur Strafe in den Keller gesperrt wurden, wo sie erst tief beleidigt jaulten, aber als richtige Strauchdiebe sich sehr bald mit einer imaginären Ratte trösteten.

Vielleicht scheint nichts bezeichnender für die Wandlung der Dinge als dieser Vorgang. Aber leider... man darf aus den Salongesprächen der Menschen niemals auf die Schlafzimmerkonversation schließen, und von der Grazie einer Frau niemals auf ihre Klugheit. Bei dem Kakesimbiß dankte ich dem Zufall, der hier so wunderbar Diplomaten und Diplomatin zusammengeführt hatte — nach einem Blick auf den Salon wurde ich stutzig —, die Unterhaltung der Frauen machte mir die Milch sauer ... Ich hätte beinahe gewünscht, lieber wieder von diesem Grafen Rhyn befreit zu sein.

Das soll ein Salon sein? Offene Koffer, zerstreute Kleider, überhaupt ein Chaos von all den intimen oder unnötigen Dingen, mit denen vornehme Damen zu reisen pflegen, darüber ein Parfüm, als würde der Ballsaal ausgefegt nach dem Fasching. Die ältere Dame kramte in ihrem Juwelenkoffer, die jüngere saß, ohne die Hände zu rühren, auf einem Stuhl mitten im Zimmer. Und die Gesichter, die Unterhaltung! Ich hätte es nicht für möglich gehalten.

„Ich habe dich überraschen wollen."

„Du hast mich überrumpelt!"

„Aber du wolltest doch immer nach Venedig, Josefa!..."

„Ich weiß nichts davon."

„Aber es wird gereist, mein Kind!"

„Nein, es wird nicht gereist, Mama!"

„Josefa!"

„Mama?..."

„Ich telegraphiere an Peter."

„Telegraphiere, bitte, sofort!"

„Aber, Kind, wenn ich dir nun sage..."

„Das ist mir ganz gleichgültig — ich bleibe, ich

will bleiben —, ich lasse mich nicht mehr dirigieren, weder durch dich, noch durch Peter ... Ich wünschte überhaupt, es wäre alles anders."

„Ich denke, mein Kind, du hättest bis jetzt nur zu sehr deinen Willen gehabt ... Und im übrigen danke ich Gott, daß es also ist, wie es ist."

„Aber ich reise doch nicht — ich nicht!" Meiner Freundin wurde die Stimme ganz hoch und heiser. Und ehe die Mutter es hindern kann, nimmt sie einen Brief aus der Tasche, zerreißt ihn mit einem Ruck und wirft die Fetzen auf die Erde.

„Josefa, um Gottes willen!"

„Nein, Gott sei Dank!"

Mir wurde bei dem allem ganz schwül. Und ich muß ehrlich gestehen, daß ich dem Zickzack menschlichen Gemütes viel weniger gern folge, als logischen Auseinandersetzungen. Gemüt ist Schwäche — und Schwäche verachte ich. Jedenfalls entwickelte sich eine recht dramatische Szene. Die Mutter beschuldigte die Tochter, daß Afrika in ihrem Herzen einen unverhältnismäßigen Raum einnehme, daß sie das habe kommen sehen, und daß das gerade ein unbedingtes Ende haben müsse. Sie sprach noch liebenswürdig, wog die Worte. Die Tochter verteidigte sich dagegen viel zu leidenschaftlich. Das sei nicht wahr, sie interessiere sich für den Mann nicht, sie habe auch noch nicht den Gedanken gehabt, jemals einen andern heiraten zu können als ihren Peter, — aber er sei ihr Freund, ihr bester Freund, der sie erst gelehrt habe, die Welt anzusehen, wie sie sei, und sie wolle genau so lange bleiben wie er ... Ich glaube nun, daß junge Damen nur so reden, weil sie sich selbst keineswegs kennen, aus der schlechten Gewohnheit heraus, mehr mit der Phantasie als mit dem Verstande zu arbeiten. Natürlich hat sie eine Schwäche für diesen Schwächling, den sie für stark hält.

Das ging so eine Weile hin und her. Und ich verstehe eigentlich nicht recht, warum dieser ahnungslose Peter, dem es zuweilen recht übel erging von der jungen Dame, die ihn schmähte, in der gleichen Minute auch für einen Heiligen erklärt wurde. Das sind Unklarheiten, die sich selbst Graf Rhyn in seinen letzten Tagebuchkapiteln nicht zu schulden kommen läßt.

Und als alles vergebens schien, fing die ältere Dame sanft zu weinen an, die jüngere aber in Absätzen und sehr heftig, — was mir noch peinlicher war. In den Pausen sagten sie sich allerlei Gutes und Schlimmes, was aber alles weggeschwemmt wurde durch die Tränenflut. Zuletzt kniete die junge Gräfin vor der alten, den Kopf in ihren Schoß gelegt.

„Aber Mama, ich habe dich ja so lieb ..."

„Mein liebes, liebes Kind, — ich will ja nur dein Bestes."

„Ach, ich weiß ja, ich weiß ja, Mama."

Dabei wurde der jüngeren Dame immer der Kopf gestreichelt und der älteren die Hand geküßt. Und es wurde mir selbst beinahe weinerlich zumute. Darauf beruhigten sie sich etwas. Meine Freundin trat ans Fenster und sah lange hinaus, obgleich wirklich nichts zu sehen war als Regen und Nebel. Sie sagte endlich weinerlich: „Mama, handle ich auch recht? Ich möchte Peter alles schreiben — alles! ... Ich kann's aber nicht! ... Und ich habe doch wahrhaftig nichts verbrochen ... Ich habe nur ein so dumpfes Schmerzgefühl jetzt, und als wenn es ganz, ganz anders hätte enden müssen ... Mama, ich war immer so fix und fertig, — und bin wahrscheinlich doch das Gegenteil: ein verwöhntes, unklares Geschöpf, das sich nie wirklich Rechenschaft gegeben hat. Mama, ich kenne Peter nicht und Peter kennt mich nicht ... Wär's nicht doch besser ...?"

Da wurde ihr sanft der Mund geschlossen, und die ältere Dame sagte womöglich noch weinerlicher: „Peter ist der einzige Mann, der zu dir paßt, der dich glücklich machen wird fürs Leben — fürs Leben, Kind, und nicht für einen Augenblick. Aber das, was du jetzt denkst, würde er nicht verstehen, darum behellige ihn nicht damit! — Ich verstehe dich ... Ich war auch ein erstes Mal am Garda, vielleicht auch in Salò — und ich war auch jung. Danke Gott, daß du noch eine Mutter hast, die ich nicht hatte!"

Aber meine Freundin schüttelte nur immer den Kopf und wollte die vernünftigen Lehren der älteren Dame durchaus nicht annehmen. „Mama, du verstehst mich doch nicht ..." Und sie schluchzte wieder. „Es sitzt hier, hier, hier!" Dabei zeigte sie nach dem Herzen. „Aber ich weiß nicht, was es eigentlich ist ... Es lastet nur so schrecklich!"

„Wenn ich dich nicht verstehe, liebes Kind, so versteht dich niemand auf dieser Welt. Ich kenne den Druck. Aber er gibt sich, er gibt sich ganz gewiß!" Ich fand es etwas seltsam, daß die ältere Dame bei dieser Gelegenheit nicht auf die Tochter, sondern auf eine altmodische Medaille über dem Schreibtisch sah. Dabei wurden auch ihr wieder die Augen feucht. Ich meine aber, daß nun gerade Tränen genug geflossen sind.

Ganz hat sich meine junge Freundin jedoch noch nicht ergeben. Sie hat sich noch irgend etwas vorbehalten. Und die ältere Dame erkundigte sich nicht mal: was. Sie hat das richtige Gefühl, daß die Abreise das Wichtigste ist.

Darauf wurde nach der Jungfer geklingelt. Und diese niedere Dienstbotenseele, die blond und blauäugig ist und sich in Italien nach Deutschland sehnt, fragte sofort, ob sie mich vielleicht herausbefördern solle und

die Terriers dafür hineinlassen in den Salon. Ich erhob mich gekränkt. Aber die junge Dame nahm mich gewissermaßen als Antwort sofort auf ihren Arm, herzte mich und sagte genau wie Graf Rhyn in seinen guten Tagen: „Du weißer Prachtkerl!“ Geküßt hat sie mich nicht. Und das ist mir ein sicheres Zeichen, daß ich recht behalten werde. Sie ist eben doch die schöne Kluge und Herr Rin der häßliche Dumme. Dennoch empfahl ich mich bald. Gemütsexplosionen sind erschlaffend, namentlich für die Unbeteiligten. Ich mußte noch etwas frische Luft haben. Darum begab ich mich erst an das Kellerfenster und hatte eine herzliche Freude daran, daß die Terriers wutschnaubend gegen die Eisenstäbe rasten. Ich strich ganz nahe an ihnen vorbei, auf jener äußersten Linie, die nur dem Toren gefährlich ist. Herrn Rin suchte ich gleichfalls auf. Er ist ein Feigling — und dazu blind. Er hatte keinen Blick für meine Olympierschönheit. Nicht mal in sein Tagebuch wollte er mich sehen lassen. Wenn ich diesen Menschen nicht verachtete, würde ich ihn jetzt bemitleiden. Er scheint entschlossen, täuscht sich also wieder mal über seine Qualitäten. Wenn er sich entschlossen hat zu handeln, dürften andre schon längst gehandelt haben. Wie ich mir den Menschen so ansehe, kann ich nur bedauernd sagen: „Es war einmal ...“ Ich aber gehe grundsätzlich dahin, wo ich den Erfolg wittere.

Ich ziehe hiermit das Resümee meiner heutigen Erlebnisse. Wozu sind leidenschaftliche Gemütsausflüsse gut? Zu Lustspielszenen. Was ist ein Mann, der sich sicher fühlt? Verloren.

Angerns werden schon wieder kommen, weil sie sich meiner Logik verständig gefügt haben, und weil sie mir darum dankbar sind. Sie, Herr Rin, werden niemals wiederkommen, nachdem Sie einmal abgereist sind, weil Sie ein Tropf sind, ein halsstarriger Tropf.

*

Das wäre also glücklich vorbei, dieses innerliche Abschiednehmen. Und es war beinahe zum Lachen.

Ein Packen, ein Umherrennen, die ganze Insel in geschäftiger Auflösung, und ich mitten in dem Wirrwarr der einzige ruhende Pol, das heißt gebunden an Händen und Füßen, entschlossen, zu handeln und auch nicht einen Augenblick in der Lage, es zu tun. Diesmal sind Mutter und Tochter nicht mehr zu trennen. Nicht eine Sekunde allein mit ihr, nicht einmal ein Blick! ... Es soll aber nicht sein! Es sind hier Kräfte tätig gewesen, gegen die ich auch wahrscheinlich sonst machtlos gewesen wäre. Eine erwachsene Tochter, die sich von ihrer Mutter gängeln läßt, kann mir nichts nützen. Ich wollte eine Frau, die fand, was sie suchte. Für wankelmütige Kinder bin ich wahrscheinlich mein Lebtag zu alt gewesen...

Und da hilft auch kein Ueberlegen, kein Grübeln. Ich habe nicht planlos gehandelt, ich habe bis zu dem Moment gewartet, bis mir die Frucht reif schien. Da sie vor der Zeit abfiel, wird sie wohl faul gewesen sein ... Es war eben ein Traum. Ach, es war nicht mal ein Traum! Ich denke, ich bin zu alt zum Träumen ...

*

Es ist spät, der Morgen graut beinahe, und ich schreibe nur, weil ich nicht schlafen kann ... Bah! Ein Kartenhaus stürzt zusammen, — ich baue mir kein neues. Und wenn eine Rechnung sich als falsch erweist, versuchen nur Toren ihre Richtigkeit doch zu beweisen. Was ich gestern beschlossen habe, fällt heute ins Wasser. Sie reisen erst am Nachmittag. Ich werde ihnen nicht hinderlich sein. Und wenn ich eine Stunde mit ihr allein zusammen sein sollte, — ich werde nicht sprechen. Ahnt sie, was ich fühle, hat sie überhaupt etwas verstanden, etwas empfunden, — dann muß sie jetzt das erste Wort sprechen. Sie geht, nicht ich. Sie muß sagen, warum sie geht. Ich dächte, sie wäre mir ein andres Abschiedswort schuldig, als den andern.

*

Habe ich ihr gestern bitter unrecht getan? Ich möchte keinem Menschen auf der Welt weniger gern unrecht tun als ihr ... Ich sah ja diese Pflanze gewissermaßen wachsen, groß werden, mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit eigentlich aus einem Nichts heraus sehr viel sein. Mir war sie vielleicht alles ... Und wenn ich auch Erinnerungen ebensowenig liebe wie mein Vater, — die Erinnerung an sie bleibt, muß bleiben!

Sie hat jene Unterredung gesucht heute. Sie sagte mir nach dem Lunch, daß sie mich noch im Garten zu sprechen wünsche. Das Wetter war uns günstig. Es weht scharf, die Büsche schütteln sich. So waren wir ungestört in der Laube am See.

Sie war schon da, als ich kam, — blaß, verlegen, wie ich sie nie gesehen. „Sie wundern sich, daß wir so plötzlich abreisen, Herr Rin?“

„Ja.“

„Es ist nicht meine Schuld. Ich wäre viel, viel lieber hier geblieben. Doch meine Mutter wünschte es nun einmal ...“ Darauf stockt sie. „Und Sie haben noch jetzt kein freundliches Wort?“

„Nein, Gräfin. Ich wüßte übrigens nicht, daß Sie mir irgend eine Rechenschaft schuldig wären.“

„Aber ich habe die Empfindung, daß ich Ihnen Rechenschaft schuldig bin, daß nach allem, was wir gesprochen, diese Abreise Sie persönlich berühren muß. Ich bin seltsam gegen Sie gewesen die letzten Tage. Ich weiß nicht warum, aber ich bin einmal so. Es

könnte aussehen, als wenn Sie mich gekränkt hätten irgendwie. Das haben Sie nicht — auch gestern nicht! Und um Ihnen zu zeigen, daß Sie mir nicht der erste beste sind, bitte ich Sie, diese Woche sich noch einen Tag für mich frei zu halten. Ich werde Ihnen noch telegraphieren, wann und wo. Vielleicht ist meine Mutter dabei, vielleicht auch nicht. Ich tue damit etwas sehr Ungewöhnliches, aber ich hoffe, es verantworten zu können. Ich habe das Gefühl, daß wir anders verkehrt haben als die andern, und darum auch anders scheiden müssen als die andern. Bis dahin behüte Sie Gott! . . ."

„Ich bin zu Ihrer Disposition, Gräfin, wann und wo Sie auch befehlen sollten."

„Ich fürchtete, Sie würden mir auch das abschlagen." Darauf lächelt sie fast kindlich und nestelt ein zusammengefaltetes Papier aus dem Busen: „Es ist nichts, es ist ein winziges Stückchen Moos, das ich vom Fels abgekratzt habe, auf dem höchsten Punkt, den ich hier in den Bergen erreichte. Behalten Sie es als Andenken! Ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich nur für die breite Straße tauge, — aber vergessen Sie mich auf Ihren Höhen darum nicht."

Und dann war sie auf einmal weg. Ich konnte ihr nicht einmal danken! Es war kein Abschied — und doch ein Abschied.

Daß ich dem Mädel nicht gleichgültig bin, weiß ich nun. Und daß sie sich nicht Mühe gibt, das zu verschleiern, sehr hübsch, sehr verheißungsvoll! Aber daß sie trotzdem geht, heut geht, — auf Flut folgt auch bei mir Ebbe. Wenn sie mich wirklich geliebt hätte, sie wäre nicht gegangen, heut nicht . . . Man gibt solche Andenken, wenn man vergessen sein will.

Zum Abschied hat sich das halbe Hotel versammelt. Für manchen, dessen Gesicht uns kaum erinnerlich, gab's ein freundliches Lächeln, ein herzliches Lebewohl. Wir hatten an Blumen zusammengetragen, was von dieser Sündflut noch übrig gelassen worden am See. Für meinen Geschmack zu viel. Meine langstieligen Rosen sahen übrigens genau so aus wie die der andern. Langstielige Rosen sind gerade Mode. Man ist und bleibt doch immer Nummer und Nachtreter. Dagegen hilft nichts . . . Darauf viel Worte, viel Tücherwinken, in den Augen der Nichte die sentimentale deutsche Träne. Josefa ging sofort in die Kajüte, aber die Mutter grüßte noch lange. Der Dampfer biegt aus der Bucht. Vorbei — alles vorbei . . .

Ich will auch hier ehrlich sein. Wie mir nun nichts mehr übrig blieb als die Kielwelle, die vor meinen Augen zerrann, kam eine tiefe, tiefe Niedergeschlagenheit über mich und schlug ihre grauen Fittiche um mich wie ein übernächtiges Gespenst. Was ist auf einmal die Welt so leer, der See so nüchtern!... Wenn ich sie damals in Maderno doch an mich gerissen hätte! Hätte ich es doch wenigstens heute getan . . .! Was ist doch das Leben voll schwächlicher Rücksichten, fader Narrenpossen! Ich nehme, was mir gehört. Die ganze Welt mag weinen, wenn ich nur lachen kann . . . Aber ich hab's nun einmal nicht getan, beidemal bewußt nicht getan! Es stand zwischen dem Gedanken und der Tat immer das kühle Etwas, das gewissermaßen seine Hand schützend über das Mädchen hielt — vielleicht auch über mich.

Es war also wieder einmal zu Ende, ehe es begonnen.

Und es trifft sich ganz gut, daß ich mich zusammennehmen mußte, daß die tägliche Gewohnheit ihr Recht verlangt. Ich wollte und ich durfte mich nicht separieren. Ich trank darum mit Onedenberg und Roses den Kaffee auf der Terrasse, was das Wetter heut ausnahmsweise einmal gestattet. Wir unterhielten uns über die Abgereisten, über Abreisen überhaupt und wie sich gerade immer die Menschen trennen müßten, die sich am liebsten gehabt. Phrase! Es war eben der Bäderabschied, der nicht an die Nieren geht. Mir allein geht er an die Nieren, weil ich kein Bädermensch bin.

Die wahre Freundschaft zeigte sich auch sehr bald. Der Kommissionsrat schlug mir einen Spaziergang durch den Garten vor, henkelte mich freundschaftlich ein, und kaum waren wir außer Hörweite, da fing's auch schon an im allerbesten Sächsisch: „Es waren ja reizende Menschen, und ich kann's noch gar nicht fassen, daß sie mit dem nächsten Dampfer nicht gleich wieder zurückkommen. Ausnahmsweise reizende Damen! Diese Mutter — heren Sie mal, eine scharmante Frau. Die kann ja noch auf der Stelle 'nen Mann kriegen... Und die Tochter! Ein Mädchen rein zum Verlieben. Und Sie sind ja auch nicht von gestern, Herr Rin, — wenn sie mir's anböte, ich küßte sie gleich) . . . Ich denke natürlich nicht an Dummheiten! Das ist bei meinen Jahren und bei meinen Anschauungen ganz ausgeschlossen, aber schließlich, man ist doch auch nicht von Pappe. Ich dachte immer, Sie, Herr Rin, hätten so kleine Nebenabsichten . . . Aber das war wohl nicht der Fall?" Und der alte Moralist blinzelt mich mit seinen Nageraugen so recht genüßlich an. Dann wechselt aber die Farbe. „Aber heren Se mal! Es ist ja alles gut und schön, auch wie Mutter und Tochter standen, so wie zwei Schwestern, — aber ob das Mädel am Ende nicht doch leicht war, sehr leicht? Ich kann mir nicht helfen, sie hatte so 'n paar Augen, aus denen man nicht klug wird, mal heiß, mal kalt... Und mit ihrem Peter! Das kann ja gar nichts Gutes abgeben. Sie tyrannisiert ihn ja schon jetzt! Und wenn ihr nicht jeder die Cour schneidet, so mäult sie.

Sie war ja auch zuletzt recht kühl mit Ihnen und eigentlich ohne jeden Grund. Aber Ihnen kann ich's ja jetzt sagen, uns war schon recht bedenklich zumute eine Zeitlang. Ein junges Mädel, noch dazu 'ne Braut, die ganz allein mit 'nem fremden Herrn halbe Tage lang in den Bergen 'rumsteigt! Wenn wir nicht so genau gewußt hätten, daß Sie 'n Ehrenmann sind. Aber es war wirklich nicht schön! ... Und die Mutter? Ich habe schon gleich im Anfang, als ich die Herrschaften kennen lernte, an meine Tochter geschrieben, die an einen hohen Staatsbeamten in Lobenstein verheiratet ist, eine kolossal gescheite und gebildete Frau. Und die kennt auch so 'ne alte Dame, die die Gräfin Angern früher ganz in ihrer Jugend gekannt haben muß ... Heren Sie mal! Die soll ja als ganz junge Frau 'ne recht bedenkliche Liebelei gehabt haben — 'n Kavallerieoffizier oder so 'was. Und es ist eigentlich für alle Beteiligten ein recht großes Glück gewesen, daß der Graf Angern so früh gestorben ist. Ich sage Ihnen! Ich weiß ja alles. Und hier am See soll die Sache gespielt haben. Ein schneidiger Kerl natürlich, der aber was ausgefressen haben muß, denn er war urplötzlich aus der Gesellschaft verduftet ... Es ist ja zum Lachen, wie klein die Welt ist!" Als ich darauf auch nicht ein Wort erwiderte, wurde er ängstlich. „Sie machen natürlich keinen Gebrauch davon, Herr Rin! Die Angerns sind ja heute hoch angesehene, reiche Leute, — das Mädel hat weit über 'ne Talermillion. Ich sage auch nur, was ich gehört habe. Ich glaube ja auch kein Wort von all dem Unsinn. Ich glaube überhaupt von keinem Menschen was Schlechtes. Also, Herr Rin, ich kann mich doch auf Ihre Diskretion verlassen?"

Der gute Mann braucht wirklich keine Angst zu haben. Wenn mich ein Gassenjunge beschimpft, lauf' ich ihm doch nicht nach. Um ein Klatschweib zum Schweigen zu bringen, muß man sie reden lassen. Nur aus der Umärmelung hatte ich mich sehr bald gelöst. Ich mache mir ungern meine Kleider schmutzig. Ja, er hat recht: es ist zum Lachen! Die beiden wahrscheinlich vornehmsten Frauen hier, bedienert, solange sie da sind, mit Kot beworfen, sobald sie den Rücken kehren. Denn was ich auch naturgemäß gegen die Mutter haben mag, ich traue ihr nichts Gemeines, nicht einmal etwas Gewöhnliches zu. Ein schamloses Pasquill wirft man ungelesen aus dem Fenster, aber man steckt es sich nicht sorgfältig ein. Die Nichte, die später dazu kam, ist aus anderm Stoff. Sie himmelte eigentlich nur. „Ach, mein goldiges Komteßchen, mein goldiges Komteßchen!" Und bürgerlich gewissenhaft, wie sie im Grunde doch ist, fügte sie hinzu: „Sie hätte ihrem Bräutigam regelmäßiger schreiben können — die beiden Telegramme — man erfährt's ja doch ..."

Quedenberg, der auf der Terrasse seine Zigarette weiter rauchte, war sehr friedfertig gestimmt wie immer. „Tadellose Familie, Angerns! Nassauischer Uradel... Mädel mir 'n bißchen zu schnippisch — aber famose Art sonst. Lasowitz kann sich gratulieren."

Seine Frau spielte derweilen Klavier. Ich ging zu ihr. Es gibt Stimmungen, wo es uns zur Musik drängt, obgleich sie unsern Nerven am wenigsten dienlich ist. Sie spielte Chopin. Und ich erinnere mich, niemals sie so gut spielen gehört zu haben. Ich stand hinter ihr, und ich wandte ihr die Notenblätter um. Es ist sonst nicht meine Art. Aber zu gewissen Zeiten ist man zart, liebenswürdig fast zu jeder Frau, gewissermaßen das Nachklingen einer anderweitig berührten Saite. Ich glaube heute fast, daß sie die einzige ist, die mich kennt, mich durchschaut hat, obgleich wir gerade in letzter Zeit uns kaum gesprochen haben. Sie erwähnte Angerns auch nicht mit einem Wort, solange wir beide allein waren. Wir sprachen über alles andre, über Musik, über meine etwaige Expedition. Und da fiel mir wiederum auf, wieviel die Frau gelesen, gelernt hat. Ich glaube, daß sie über den genealogischen Stumpfsinn ihres Gatten absolut verächtlich denkt. Merken läßt sie sich's nicht... Daß sich auch so ein ungleiches Paar zusammenspannen mußte! Es wäre ja geradezu ein Wunder, wenn die Frau nicht noch Götter neben ihm suchen sollte. Heute gefiel sie mir. Es ist schon etwas dran an diesen ehrgeizigen Verstandesfrauen. Der Kopf engagiert sich, nicht das Herz. Am Ende sind es doch die bequemsten Geliebten. Sie haben nur geistige Liaisons — und die halten.

Ich wundere mich eigentlich, daß mir alle Nebendinge dieses Tages so merkwürdig klar sind. Aber es gibt auch eine Nacht — leider!

*

Wenn man so sitzt und brütet über dem Schreibtisch! Dies Chaos von Empfindungen, dies Auf und Ab in dem Hexenkessel, dessen Feuer ein hohnlächelnder Teufel so recht bedächtig schürt ... Ich verfluche, ich bete an, ich fühle deutlich, wie ich im Kreis getrieben werde, ohne die Möglichkeit, irgendwo festen Halt zu gewinnen. Ich sage mir skeptisch: wenn dir das Mädchen etwas zu sagen hatte, was des Sagens wert war, so hätte sie es hier tun müssen, wo sie doch schließlich sich nur verlor, um sich zu finden. Und prompt erwiderte darauf die berühmte innere Stimme: das ist grundfalsch. Wer sich innerlich klar werden will, geht in die Einsamkeit, in die Wüste, dann erst spricht er das letzte Wort. Denn nicht, wenn der See tobt, sondern wenn er sich beruhigt hat, kann man ihm bis auf den Grund sehen. Weil dich das Mädel von ganzem Herzen lieben möchte,

ging sie, mußte sie gehen. Und zwischen allen diesen Möglichkeiten treibe ich herum wie ein steuerloses Wrack.

Ueberhaupt dies verfluchte Sinnieren! Ich bin bei der Gelegenheit auf etwas ganz Unsinniges gekommen. Nachdem mir das alte Klatschmaul die Mär von der Jugendliebelei der Gräfin Angern aufgetischt, habe ich jenen Brief noch einmal durchgelesen, den ich wie durch Zufall im Nachlaß meines Vaters fand. War am Ende die Frau, die meinen Vater so tief unglücklich gemacht hat, die nämliche Gräfin Angern, die ich zu kennen glaube, wie sie mich, während wir uns doch nie von Angesicht zu Angesicht gesehen haben? Und wenn wir Kinder die gleiche Erbschaft angetreten hätten? Und wenn Stoß und Gegenstoß sich auch in der übersinnlichen Welt fortpflanzten, wohl die Form wechselnd, aber niemals das Wesen, wie alle Kraft, wäre es dann nicht der vernünftigste Ausgleich, daß der unterliegende Haß eines Mannes sich durch die siegende Liebe einer Frau rächte, die unnatürlichen Gegensätze aufgehoben in ihrem natürlichen Gleichungspunkt? Der Kopf spricht nach, was das Herz wünscht, — aber schön wär's doch!

*

Es hat nicht mehr geregnet seit ihrer Abreise. Heute gegen Mitternacht hub der Wind an, säuselnd, klagend, heulend zuletzt. Er klimmt die Skala bis zum Sturm merkwürdig schnell in die Höhe. Und gerade in der Nacht der Einsamkeit hat es etwas Wunderbares, die Natur erwachen zu hören, die eigentlich schlummern sollte. Ich mache das Fenster auf und sehe hinaus. Die Berglinien scharf, der Mond zwischen jagenden Wolken, über dem See das kalte Wasserleuchten der Nacht. Es weht von Desenzano, wohin die beiden gegangen sind. Und der Wasserspiegel beginnt zu schwanken, zu wogen, die Reflexe gleiten von Wellenkamm zu Wellenkamm. Erst zischelt's geheimnisvoll in den Ufersteinen, dann schlägt's dumpf an, dann zuckt der erste weiße Brandungsspritzer empor. Und ich spüre, wie der Wind die Tiefen aufweckt, wie es da von erwachenden Kräften dumpf heraufgrollt. Und das Hoffen fängt wieder an, das Glauben. Ich liebe ja den Wind, den Sturm so sehr! Und ich sehe, wie der See schwillt, die Wellen wachsen, sich überstürzen, die weißen Gischtköpfe unruhig aufzuckend, bis endlich das schwere Wogen entsteht, das anzeigt, wenn der alte Benacus Ernst machen will mit seiner Meerähnlichkeit.

Und ich schaue und schaue — und es ist eigentlich kindisch! Ich denke mit heißer Liebe an das schöne Geschöpf und nehme das Papier mit dem vertrockneten Moos und fühle eine starke Neigung, dieses Moos zu küssen, weil es ihre Hand einmal berührt hat. Aber ich küsse es nicht! Ich bin zu alt, um töricht zu sein. Wenn's ein Zeichen wär' fürs wirkliche Wiedersehen, wie gern küßte ich's!

Und da beginnt der tolle Wirbel wieder, das Hinundher, unter dem meine Nerven erschlaffen. Es hat ja doch alles keinen Sinn! Das klingt als Leitmotiv mir auch durch den Sturm.

*

Es weht, daß es eine Lust ist. Die Fahnenstange auf unserm Hotel stöhnt, das Tuch will reißen. Und der blaue Garda kaum wiederzuerkennen! Blaugrün, wie gekocht, schwere, lange Wogen, wild aufbäumende Kämme, donnernder Zusammensturz; die Möwen darüber hin mit scharfem Schrei. Das ganze Ufer lang der weiße, siedende Brandungsgischt, drüben am Felsgestade der Isola wogt's wie ein Sturmreigen der Wasserfrauen. In der Bucht ein gekentertes Segelboot, dessen Mast auf und nieder taucht im Rhythmus der Wellen. Ringsum die Küstenberge, noch stummer, starrer, wie wenn sie kalt dem ungebärdigen Kinde zuschauen ... Ich wollte, Josefa wäre hier und sähe es! Ja, das ist Kraft, Leben — wir würden uns verstehen!

Es war mir vielleicht nicht angenehm, daß mich heute gerade die Gräfin Quedenberg zu einem Spaziergang aufforderte. Ich fühle mich nicht einsam. Wenn die Natur spricht, hat man genug zu lauschen. Aber ich ging doch gehorsam mit als der Gesellschaftsmensch, der ich nun einmal hier bin. Ich bereue es auch nicht. Die Frau strömt jene angenehme Kühle aus, bei der man sich auf sich selbst besinnt. Und ein guter Kamerad wäre sie vielleicht auch.

Wir sprachen von Afrika.

„Sie werden doch annehmen, Herr Rin?"

„Das wird sich bald entscheiden, Frau Gräfin."

„Aber Sie müssen annehmen!"

Ich weiß nicht, warum sie so drängt. Sucht sie den Ehrgeiz, den ihr Mann nicht kennt, wenigstens bei andern Männern zu wecken?

„Und es würde mich sehr freuen, Herr Rin, einmal etwas von Ihnen zu hören, — sehr freuen! ... Ich habe noch eine Bitte."

„Und die ist?"

Da bricht sie kurz ab. „Später, später! Am Tage, wo Sie abfahren meinetwegen." Und dabei gleitet über ihr Gesicht ein Lächeln, das mir nicht gefällt.

*

Die Woche ist bald zu Ende. Josefa hat noch nicht geschrieben. Sollte sie es vergessen haben, nach Mädchenart? Nein, so oberflächlich ist sie auf keinen Fall ... Aber gleichviel, ich bin des Wartens müde. Der Wind hat auch abgeflaut. Ich wittere wieder

die weiche, warme Sommerluft, die zu zweien so köstlich wäre, unter der man aber allein versumpft. Ich will das Ende haben, so oder so!

*

Endlich! Und zwar per Telegramm. Ich bin nach Sirmione zitiert. Sirmione ist so einsam und so schön ... Soll's nun ein gutes Omen sein, daß an dem Orte der Würfel fällt, wo Catulls Villa stand? Catull war ein Dichter und sang ausschließlich von der Liebe. Aber er soll auch an der Liebe gestorben sein. Jedoch ich meine, ein Mann stirbt nicht an der Liebe, — er darf's einfach nicht! Das mögen bleichsüchtige Mädchen tun, nervenschwache Jünglinge, denen nichts zu tun mehr übrig bleibt. Unsereiner wird noch etwas zu tun übrig haben, hoffentlich. Wen der Himmel nicht mag, der geht eben zur Hölle. Jetzt, wo die Entscheidung da ist, bin ich wieder der alte. Wir Afrikaner brauchen Glück, — und ich denke, ich werd's auch in Europa haben.

Achtes Kapitel

Er ist weg! Und ich muß sagen: gut, daß er weg ist. Ich habe ihn nach Möglichkeit protegiert, ihn sogar bis zum gewissen Grade gern gehabt, — aber nun war es auch Zeit. Staatsmänner engagieren ihren Kopf, Weltdamen ihr Herz niemals für ewig. Denn schließlich beruht doch alles auf Gegenseitigkeit. Wir dienen den Menschen, solange sie uns dienen, das heißt für gewöhnlich nur kurze Zeit. Denn wenn man sich erst genau kennt ... Sobald in der Liebe der letzte Schleier gehoben ist, beginnt die Ehe und mit ihr die Langweile. Prinzessinnen verheiraten sich darum nur, um ihre Adjutanten zu lieben. Das ist vernünftig: denn Adjutanten wechseln. Auf die Dauer aber vermögen sich nur Uebergeschöpfe so gegenseitig zu fesseln. Und wenn Herr Rin zum Abschied sehnsüchtig nach mir rief, so verstehe ich das, und wenn ich nicht kam, so verstehe ich das erst recht. Geistig war der Abstand eben zu groß. Im übrigen glaube ich auch nicht, daß er beabsichtigte, mir einen lebenden Vogel zu verehren ... Herr Rin, Graf Rhyn, — schließlich bleibt sich's gleich. Er war ein Tourist wie jeder andre, nur daß er länger blieb. Die Botschaften und die Hotels haben die Eigentümlichkeit, daß die Menschen kommen und gehen, und daß ein neues Gesicht das alte ablöst. Die Gäste verschwinden, das Hotel bleibt. Es wäre also nicht diplomatisch gewesen, mein Herz wirklich an jemand zu hängen, der doch nie wiederkommt, und außerdem ungerecht, denn die Dame, die morgen in das Zimmer zieht, kann viel interessanter sein als der Herr, der es heute verläßt. Ich rechne grundsätzlich nur mit Realitäten. Hunde bellen den Mond an, Katzen lauern dagegen vor keinem eingebildeten Mauseloch. Herr Rin hat recht: der feste Punkt. Wir haben ihn und sind eben darum die einzigen ruhenden Pole in der Erscheinungen Flucht.

Ich glaube, daß ich mein Tagebuch mit heute beschließe.

Es war der geistreiche Versuch, in dem ich ein paar Episoden aus meinem Leben herausgriff, das Bild einer realen Weltanschauung zu konstruieren. Der Versuch ist geglückt. Tatsachen entscheiden. Alles um mich geht, ich allein bleibe ... Und wenn Hunde von uns wegwerfend sagen, daß wir die Menschen nur des Hauses wegen lieben, so entspricht das ihrer phantastischen Auffassung von Treue. Dem gegenüber steht der Erfahrungssatz, daß selbst die ältesten Häuser immer noch länger dauern, als die jüngsten Menschen. Höchstens in bezug auf Erdbeben stimmt das nicht. Aber Erdbeben sind selten, und warum sollte uns die philosophische Vorliebe fürs Haus gegebenenfalls daran hindern, mit den Menschen zugleich zu entfliehen? Also besser sind wir Katzen eigentlich immer dran, weil wir klüger sind.

Jetzt, wo wir dem Sommer entgegengehen und bald nicht mehr in einem Passantenhotel, sondern einer Villa wohnen werden, halte ich es für notwendig, mit der kommenden Wandlung der Dinge im voraus zu rechnen. Meine Versuchskaninchen gehen allgemach. Neulich reisten Augerns, heute reiste Rin, morgen wird dem Maler seine Dulzinea unbemerkt aufs Schiff folgen. Ob Kommissionsrats oder Quedenbergs am längsten dauern werden, ist nicht gewiß. Wahrscheinlich Quedenbergs. Und die Frau, obgleich sie abscheulich Musik macht, war vielleicht doch in meinem Sinn die einzig wirklich Kluge. Wir haben uns weder im Guten noch im Bösen irgendwie engagiert. Man soll sich nie engagieren! Ich hätte mich mit der Frau vielleicht mehr beschäftigen sollen, denn was meine andre gräfliche Freundin anbetrifft, so ist sie allerdings viel klüger als Herr Rin, aber noch lange nicht klug genug.

Noch bin ich jung und knabbere gerne Taubenknochen, im Alter wird mir Sahne und Semmel aus Vernunftgründen das Leibgericht sein. Die Verhältnisse voraussehen, heißt sie beherrschen. Ich freue mich beinahe schon auf das Alter ... Welcher Mensch ginge nach genossener Jugend wie ich so ruhig, so klar in die höheren und höchsten Semester? Ueber mein Ende hinaus denke ich nicht. Ob's ein Kater-Walhall gibt, ob der katholische Weihwedel oder das protestantische Bäffchen im Jenseits recht behält, kann ich wirklich nicht wissen. Am vernünftigsten erscheint mir ein Nirvana, wo man Ueberkater ehrt.

Murr, Hidigeigei, duckt euch! Es ist ein Ueberkater, der hier das letzte Wort gesprochen hat.

*

Auch ein letztes Kapitel muß geschrieben sein.

Es war mir nur der Tag bestimmt worden für Sirmione, und ich fuhr deshalb mit dem Frühdampfer ab. Es war niemand am Schiff. Ein frischer Tag, hinter mir Gewölk, vor mir klarer Himmel. Innerlich ebenso. Die Bucht lag ruhig. Als wir hinausdampften, grüßte uns ein fröhlicher Morgenwind von Sirmione her. Der See wallte stahlblau, die Gischtköpfe zischelten, — es war ein kleiner Eildampfer, der möglichst ohne Unterbrechung nach Dezenzano strebte. Auf dem schmutzigen Deck nur ein schweizerisches Ehepaar, das seine Liebesgeschichte und seine Häßlichkeit hinter dem Schornstein versteckte. So glitten wir rasch an der Isola vorüber, der köstliche Park jungfräulich duftend, das neue Borgheseschloß im Hintergrund viel zu massig und viel zu aufgeschmückt für diese Zauberinsel. Unsre hastige Kielwelle zischelte schaumig am Klippengestade entlang, dann kam Manerba, die berühmten Totenmasken in zwei vorspringende Felsbuckel verwandelt. Der See weitet sich jetzt rasch, die Berge weichen zurück oder flachen ab, und das lombardische Hügelland tut sich hüben und drüben auf. Ich saß ganz vorn im Schiff und sah eigentlich nur auf Sirmione, das wie ein grauer Olivenberg dunstig und langsam aus dem Wasser stieg. Die Sonne begann zu lächeln, aber ohne Wärme. Erst als das Schiff in die hellgraue, schilfbewachsene Durchfahrt zur Rechten abbog, zeichneten sich deutlicher die Felsnischen des trotzig vorgestemmten Kaps, und berstende Tonnengewölbe erzählten von römischer Herrlichkeit. Am andern Ende der schlanken Halbinsel der Ort selbst mit dem zinnengekrönten Skaligerkastell grau, gewalttätig, auch in der Ruine noch der Feudaltrotz des Mittelalters lebendig.

Ich wurde ausgebootet. Auf der Landungsbrücke der Oberkellner des Hotels, dem ich nichts zu sagen hatte. Ich ging durch das winkelige Nest, wo die Kinder noch nicht betteln, nach der sagenhaften Villa des Catull hinauf, die übrigens niemals existiert hat. Wahrscheinlich hatten sich die praktischen Römer mehr für die Schwefelquellen interessiert, die einige hundert Meter vom Land aus dem See selbst sprudeln, und darum die riesige Therme gebaut. Im Mittelalter scheint sie in Vergessenheit geraten zu sein. Aber vor fünf Jahren war ich selbst dabei, wie Taucher die Röhre nach dem Festland legten. Jetzt wallt der faulige Geruch um das alte Kastell. Auf dem steinigen Wege nach der Höhe nur Oliven und dürrer Felsboden, die zerklafften, wunderlichen Stämme, in der Nähe besehen, recht nüchtern und kahl. Aber hüben und drüben schimmert der See durch. Ich stieg in den Trümmern herum. Die langen, verfallenen Gänge schieben sich tief hinein in die Erde. Wie wunderbar die alten Römer doch bauten! Die schmalen Ziegel und der Mörtel der Gewölbe fast unverwittert, hart wie Fels! Oben auf dem Kap selbst ist's köstlich. Die berstenden, wild verwachsenen Trümmer ringsum, die ihre sinkenden Hallen nach dem See zu öffnen. Man steht selbst auf solch einem stehengebliebenen Gewölbegurt, den Blick hinab in düstere Höhlen, wo der Efeu wuchert und sprengt; der gelbe Ginster festgekrallt im Gemäuer, die kleinen Eidechsen rascheln. Dazu brandet der blaue See unaufhörlich, es raunt, es plätschert, weiß und neckisch spielen kleine Wellen über die flachen, weit vorgeschobenen Klippen. Und weiter hinaus die mächtige Fläche selbst, die sich wie ein Keil ins Hochgebirge drängt. Ein säuselnder Frühling hier unten, glitzernder Schnee da oben. Ich sehe die große Landschaft in ihren schönen, scharfen Linien, wie ich sie auch sonst immer gesehen habe mit dem Gefühl, daß wir klein sind und die Natur groß, und daß wir ihr nacheifern sollen. Solch ein Bild macht frei, scheucht die engen Gedanken.

(Fortsetzung folgt)

Am Ellwurth

Erzählung

von

Thusnelda Kühl

(Fortsetzung)

Von den Fischen ist nichts Erfreuliches zu melden, als daß der Teich sich zu füllen begann mit der Gattung „Gründlinge" und daß man um elf Uhr mittags beschloß, das Fischen für heute aufzugeben und Mittagsmahl zu halten.

Diese nahrhafte Idee war Tete Holms geistiges Eigentum, und es wäre ein Vergnügen eigner Art gewesen, ihn und Mite ihr Mahl nebst einem Teil von Dietrichs Vorrat verschlingen zu sehen.

Dann hielt man Mittagsruhe. Es lag ein großes, müdes Schweigen über dem sommerlichen Lande. Die Kühe ruhten wiederkäuend im Grase. Die Lerchen

vergaßen für kurze Zeit das Trillern, und von der Straße her hallte der Lärm der Kinder gedämpft, als käme er aus Traumweiten. Neugierige Mäuse huschten durch den Weizen, brachen die Halme und ließen sie verschwinden, einen nach dem andern, zurück in die Erde, was aus ihren Kammern kam.

Als Dietrich und Tete erwachten, hockte Mite vor ihnen und hatte sich schön geschmückt mit Mohn und Kornblumen.

Mite war nicht schön von Gestalt und Antlitz, und solches Schmücken tat ihr sehr not. Sie war ein rechter kleiner Plumpsack mit dickem Kopf und dünnem Haar, und in die Nase konnte es unentwegt hineinregnen und schneien.

Tete war voll brüderlichen Stolzes und sagte, wie Mite doch schön sei. Dietrich aber war für Frauenreize noch nicht empfänglich. Da wurde Tete deutlicher und fragte den Kameraden, ob er nicht Mite mit zum Vogelschießen haben wolle. Dietrich blinzelte die geschmückte Maid an und sagte: „Nein!"

„Warum nicht?" fragte Tete sanft.

„Sie ist mir zu dick," stieß der junge Herr von Ellwurth heraus, nun seiner Sinne völlig Herr. Tete, nie verlegen um Beispiele aus dem praktischen Leben, wußte nun von manchen Fällen zu berichten, wo gerade die Dickigkeit der Braut die beste Gewähr für große Tanzfertigkeit oder aber wenigstens für reichliche Vogelschießengroschen gewesen sei und bot schließlich eine ganze Stange Griffel, falls nur Dietrich Mite nehmen wolle.

Dem aber war sein guter Geschmack nicht feil!

Um ein Uhr war eine graue Gestalt zu den dreien im goldenen Korn getreten. Das war die Langeweile. Die Kinder nahmen ihre Schiefertafeln, Mite malte Häuser, Tiere und Menschen und trachtete sich solcher Art bei Dietrich lieb und wert zu machen, die Knaben rechneten. Die Zeit aber, die sie hatten totschlagen wollen, hatte sich gegen sie empört, höhnte, äffte und langweilte sie. Um halb drei Uhr sprang Tete auf und erklärte nach Hause zu wollen.

„Wir wollen nach Hause," echote Mite. Dietrich aber sagte, sie wären wohl verrückt — die großen Worte deckten freilich kleinmütigen Sinn! — denn die Eltern müßten ja ihr zu frühes Heimkommen bemerken. Tete aber wußte Rat.

„Wir sagen einfach, der Schulmeister hat einen Sohn gekriegt."

Dieses Ereignis hatte nämlich vor einem halben Jahr stattgefunden und der Schuljugend zu einem freien Tag verholfen. Warum sollte es sich nicht mit gelinderen Konsequenzen wiederholen? Los ging die Kavalkade. Tete log oft, mit Gewandtheit und Selbstverständlichkeit, Dietrich hatte es noch nie probiert, seine Erziehung hatte ihn nicht einmal zu einer Notlüge gezwungen, was Hanne und Lorenz sich gutschreiben konnten. Heute sollte nun eine großartige Lüge vom Stapel gelassen werden. Und halb bangte ihm, halb frohlockte er, und unter dieser Gefühlsmischung ging er still und gesenkten Hauptes nach Hause.

Die fein ersonnene Lügengeschichte aber kam nicht an den Mann, denn, als Dietrich heimkam, herrschte in dem friedlichen Elternhause ungewohnte Aufregung, und weder Vater noch Mutter stellten Fragen nach des Jungen vorzeitiger Rückkehr. Er empfing nur die Weisung, sein Sonntagszeug anzuziehen, es sei Besuch da, und kam dann erst zum genaueren Nachdenken über dieses Tages Verlauf, als er abends den Kopf auf sein buntgewürfeltes Kissen legte und durch die weit zurückgestrichenen Kattunvorhänge seines Bettes nach den Fenstern guckte, vor denen die sommergrünen Wipfel eines alten, braven Holunderbaumes leise rauschend sich wiegten. Drin hörte man nichts, aber das grüne Schattenspiel war einschmeichelnd, wie ein Schlummersang. Süße, schwere Müdigkeit fiel auf die zitternden Wimpern des Knaben. Dann aber zuckten die Lider wieder auf, die junge Brust stöhnte. Wie hatte er sich doch so leicht und keck gefühlt, als er inne ward, daß zu Hause niemand der Zeit seines Kommens achtete. Sogar gerecht war er sich vorgekommen, ein besserer Junge als Tete Holm, denn er hatte doch nicht gelogen! Heute abend war der ganze Trug hin, er hatte Schulen-gelaufen, und nicht sein Mund, aber sein Herz hatte frech gelogen. Ach, käme doch nur jemand, um das Geständnis seiner Schuld von seinen Lippen zu nehmen. Käme doch nur jemand, ihn zu strafen, daß er nachher wieder fröhlich und getrost sein könnte! Aber keiner kam, nur die gute Mutter trat an sein Bett, um seine heißen Wangen zu küssen, leise, ganz leise, um den Schlaf der Kindheit nicht zu stören. Hätte sie es doch geahnt, wie das Herz ihres Kindes mit schmerzhaften Stößen gegen die Brust hämmerte!

„Der Junge ist so heiß wie ein Plätteisen," stöhnte Lorenz, „kann der nicht im Sommer in der Kellerstube schlafen?"

Hanne bejahte kleinlaut, sie mochte sich den Knaben nicht fortdenken aus der kleinen Stube, in der sie still und glücklich seit bald zehn Jahren zu dreien gelebt hatten. Ihn nach der Kellerstube zu schicken, kam sie noch härter an als sein erster Schulgang vor vier Jahren. Aber Lorenz hatte recht, und Dietrich, der sich zum ersten Male vollbewußt nach elterlicher Obhut und Führung sehnte, sollte selbständig gemacht werden.

Inzwischen schliefen Herr Volkert Fresendelff und die kleine Anna Vena, müde von dem Sonnenschein und der starken Luft der freien Felder, einen schier abgrundtiefen Schlaf im Saale des Haubergs.

Achtes Kapitel

An dem verflossenen Nachmittage, dem Nachmittage jenes blauen Montags, hatte Dietrich Tetens Herrn Fresendelff und seine Tochter kennen gelernt, das heißt eigentlich nur die letztere, denn der Hamburger Großkaufmann war nicht von der Beschaffenheit, daß man ihm so leichtlich beikommen konnte. Und wiederum kann auch von einem Kennenlernen des jungen Fräulein Fresendelff nur mit äußerster Beschränkung die Rede sein. Doch wurde immerhin eine Beziehung eröffnet zwischen dem Prätendenten von Ellwurth und der Erbin.

Im Saale des Hauses, den Dietrich höchstens einmal im Jahre betrat, hatte er dem stattlichen Herrn im blonden Spitzbart mit dem funkelnden Glase vor dem scharfblickenden Auge treuherzig und linkisch seine frischgewaschene, seifenduftende Rechte gegeben und darauf die kleine, kecke Hamburgerin halb blöde, halb bewundernd angestarrt. Die ließ nun ihr siebenjähriges, weißgekleidetes Persönchen eilfertig vom Stuhle gleiten, trippelte ihm entgegen und sagte mit hoher, heller Stimme: „Na, du kleiner Bauernjunge, komm mal ran!“

„Anna,“ mahnte der Vater kurz, „Bauernjunge ist keine Anrede. Wie heißt du, mein Sohn?“ wandte er sich dann ohne das übliche Kinderwohlwollen, doch fast höflich an den Knaben.

„Dietrich Tetens von Ellwurth,“ lautete die prompte Antwort, die es fertig brachte, ein belustigtes Lächeln auf das Gesicht des Kaufmanns zu zwingen.

„Das ist ein guter Titel, mein Junge, den halte fest,“ riet er. Darauf schickte er die beiden miteinander in den Garten und fuhr selbst mit Lorenz Tetens über Land.

Als Dietrich ziemlich ratlos mit dem Fräulein über den großen Fliesenflur schritt, öffnete die Mutter die Mitteltür und sagte: „Zeig dem kleinen Mädchen mal all unsre Tiere, Dietrich, das macht ihr gewiß Spaß.“

Dietrich war froh, eine Anleitung für sein Verhalten zu haben, denn das weißgekleidete Wesen an seiner Seite mit den springenden Blicken und der hohen Schwalbenstimme beunruhigte ihn ungemein.

Uebrigens fand er sie hübsch, das war andrer Kram als Mite, die Tete ihm hatte aufhalsen wollen! Mit diesem unglückseligen Vergleich war wieder die Brücke geschlagen zu der Erinnerung an das Schulenlaufen und Lügen. Dietrich wurde rot, runzelte die Stirn und ging mit solch mürrischem Aussehen neben der Kleinen her, daß sie plötzlich wieder in ihrer kecken Manier rief: „Du bist ein garstiger Junge, ein rechter Bengel!“

„Und du ein Affe,“ erwiderte er wütend. Dieser Austausch von Unliebenswürdigkeiten aber, anstatt sie völlig zu entzweien, hatte die schönere Wirkung, sie einander menschlich näher zu bringen. Dietrich, Anna, das waren Namen ohne tieferen Sinn, aber daß sie ihn Bengel titulierte, er für sie das Schmuckwort Affe ersonnen hatte, das ergab doch eine gewisse Beziehung. Ganz einigen Sinns und sogar vergnügt und redselig wanderten sie um die Vorderseite des Hauses der westlichen Stallwand zu, wo Kuli, die Teckelhündin, ihr wohldurchsonntes Wochenbett hatte.

Dietrich langte ein schwarzes, dickköpfiges, kleines Ungeheuer heraus, das mit trüben Augen in die Welt blinzelte, strich ihm den Pelz glatt und reichte es mit ritterlicher Gebärde dem Gast. Der aber schrie hell auf: „Der garstige Maulwurf!“ und wollte Kulis Nachkommen nicht anrühren.

Dietrich aber brach in ein ungemessenes Gelächter aus, das erste, das heute über seine Lippen kam, und konnte sich gar nicht wieder beruhigen. „Maulwurf,“ spottete er, „du bist noch ziemlich dumm!“

Sie aber legte den feinen Kopf hochmütig in den Nacken, senkte die dunkeln Lider über die funkelnden braunen Augen und schob ein ganz klein wenig die rosige Zungenspitze heraus.

„Bei uns in Hamburg sehen die Maulwürfe so aus, was weißt du von Hamburg?“

Da Dietrich nun in der Tat keine Kenntnis von der Ordnung der Hamburger Maulwürfe haben konnte, behielt das kleine Fräulein das letzte Wort und wanderte in liebenswürdiger, angeregter Stimmung mit ihrem neuen Freunde über die grünweiße Brücke in den Garten.

Dort standen, nahe dem Grabenrande, die Johannisbeerbüsche mit prahlenden, roten Beeren.

„Du kannst dir gern welche pflücken,“ sagte Dietrich, in dem die Neigung für die kleine Weiße allmählich die ebenfalls vorhandene Abneigung zurückdrängte.

„Das weiß ich,“ sagte sie hochmütig.

Gerade wollte Dietrich ihr nun klar machen, wer auf diesem Grund und Boden etwas zu wissen und dürfen habe, als es husch, husch emporflog von den Büschen und Anna Vena in die Hände klatschend ausrief: „All die großen, schwarzen Spatzen!“

Dabei hörte denn doch die Naturgeschichte auf — solche Dummheit!“

„Es gibt keine schwarzen Spatzen, du dummes Ding,“ belehrte er. „Spreen*) sind es.“

*) Stare.

„Spreen gibt es erst recht nicht," sagte sie gelassen und hockte sich nieder, um nun selbst das hochmütige Plappermäulchen mit Beeren zu stopfen.

Dietrich aß auch, aber nicht so emsig, denn er schielte immer heimlich nach der kleinen Niedlichen, der das langsträhnige Haar voll über den Rücken fiel und, während sie am Busche kauerte, mit den goldenen Spitzen den Erdboden berührte.

Sie war wunderhübsch, und tausend weiche Regungen erstanden in ihm und versanken wieder. Er dachte daran, ihr einen von Kulis Jungen mitzugeben, aber der Plan war nichts wert, sie hatte sie ja garstige Maulwürfe genannt! Vielleicht eine von den kleinen Maikatzen, die so flink über das Gebälk und die Ständer im Vierkant huschten? — Ja, das ließe sich überlegen. Ob er sie auch einmal mitnahm nach dem Boot? — Ihm stieg aber bei diesem Gedanken ein leises Unbehagen hoch, und er verwarf ihn wie ein Unrecht, ohne doch zu wissen, daß seine feine Natur die Vorstellung solchen Tuns als eine Untreue gegen seine beiden Gespielen empfand.

Und da er sie nicht in das Boot führen wollte, fiel auch der Plan hin, ihr das Nest des Wasserhuhns zu zeigen, denn von da aus sah man das schwarze Fahrzeug.

Doch trat er zutraulich ein paar Schritte näher und streckte seine Hand nach ihr aus, diese Hand war voller Johannisbeeren, alle sorgsam abgestengelt. Er wollte sie dem Gaste schenken, und da ihm die verbindliche Manier fehlte und er seine Unbeholfenheit unbewußt zu bemänteln trachtete, stieß er rauh und unfreundlich nur das einsilbige Wort: „da!" heraus.

Sie aber sprang auf beide Füße, dehnte ihr langes gedrucktes Figürchen und lachte: „Die nehme ich nicht, du hast ja schwarze Hände."

„Das lügst du," sagte er in gerechter Empörung, denn er hatte sie in der Küche so heftig mit grüner Seife bearbeitet wie nie, es hatte fast den Anschein gehabt, als wolle Dietrich Tetens, gleich der Lady Macbeth, unsichtbare Flecke abwaschen.

„Deine Nägel sind schwarz," beharrte die unerbittliche Kritikerin, und ihre Augen funkelten vor Spott und Grausamkeit.

Beschämt zog Dietrich Tetens die gescholtene Faust zurück — er wußte nicht, daß Fingernägel anders beschaffen sein könnten als schwarz. Sein Vater hatte solche, seine Mutter, Tete, Mike — er konnte sich augenblicklich auf keinen Menschen besinnen, bei dem er's anders gesehen hätte.

Er kam also mit sich selber dahin überein, daß schwarz die richtige und gehörige Färbung für Fingernägel sei, und Dietrich Tetens hatte nicht ganz unrecht, denn also sind sie von der Arbeit gestempelt.

Er richtete seinen Kopf höher auf, daß er wie festgerammt auf seinen breiten Schultern saß, und fühlte doch zugleich eine gönnerhafte Weichheit für das kleine Ding, das er ja allerdings dumm und frech im höchsten Grade fand.

„Komm, kleiner Affe," sagte er, sich zu ihr herabbeugend und ihr zartes Händchen fest in die seine nehmend, „nun will ich dir die weite Welt zeigen."

Sie versuchte mit leisem Jammern die gepreßte Hand zu befreien, gab aber klein bei und trippelte mit, die weite Welt zu sehen.

Und das war der Mühe wert!

An der Westseite des Hauses nämlich wurde das Dach ausgebessert, das hohe, Bäume überragende Dach des Haubergs. Jann Decker mit seinen Gesellen war heute nicht gekommen, aber der ganze Leiterapparat war noch zur Stelle, zur gefälligen Benutzung für Dietrich Tetens und Genossen.

„Sind Hamburger bange?" erkundigte er sich am Fuße der untersten Leiter und hatte damit halb fühlend, halb wissend eine zweckmäßige Eingangsform gefunden.

Bange war sie freilich angesichts der lose aneinander gebundenen, bis zur Dachfirst reichenden Leitern, aber das diesem groben Jungen zugeben, damit er sich erdreisten könnte, etwas gegen Hamburg zu sagen!

„Nein," sagte sie daher ganz laut, „du vielleicht?"

Er stieg voran, langsam anfangs, immer rascher je näher dem Ziel, und sie mutig hinterdrein, immer nach ihrem Vormann sehend, nie den wachsenden Abstand zwischen ihrer Person und der Tiefe messend. Und endlich war man oben. Er gab ihr Weisung, wie sie nun behutsam wenden müsse, die Absätze auf die Leitersprosse stemmen und mit beiden Händen eine andre umklammern, „dann kannst du nicht fallen," sagte er, und seine sichere Art beruhigte sie etwas. Sie lag nun gleich ihm schräge auf dem Rücken, nur eine Etage tiefer, und unter ihr waren die Baumwipfel, und der Sonnenglanz des Spätnachmittags lag über ihnen. Und weiter glitt ihr tastender Blick hinaus über die weite, ruhevolle Marsch. Hier und da stieg ein Bauernhof empor, einsam und hochmütig, umhegt von der weiten, goldgrünen Einsamkeit, zur Rechten lag die Straße, ein fester Häuserkomplex um einen hochragenden Felsenturm. Wie girrender Vogellaut im Schlaf, fragte ab und zu die kleine Mädchenstimme: „Wer wohnt dort? — rechts meine ich."

„Peter Owens."

„Links davon?"

„Cornils Reimers."

„Hinten am Wall?"

„Frens Gaye."

Mit dem Wall meinte sie den Deich, der ihren Horizont abschloß. Abschloß doch nicht eigentlich, denn

dahinter lag etwas matt und grau Schimmerndes, das immer sichtbarer wurde, je mehr sein Silberglanz zunahm.

„Was ist hinter dem Wall?"

„Das Wasser."

Nun konnten die Blicke nicht weiter.

„Was liegt dahinter?"

„Amerika, glaube ich."

„Ich möchte einmal hinüber," seufzte sie sehnsüchtig, dann schwiegen sie beide.

Plötzlich wurde die Stille unterbrochen durch ein lautes Geräusch vor der Küchentür.

Anna Vena regte sich erschrocken. „Was ist das?"

Er aber war noch mehr erschrocken. „Mutter nimmt die Milcheimer vom Reck. Ich soll die Bunte melken, wir müssen zurück."

„Zurück?" Sie sah nach unten und schrie laut auf in schwindelnder Angst.

„Still!" bat er. Aber ihr zweiter Schrei tönte dem ersten nach, und es ward ein großes, langgezogenes Angstgeschrei über die stille Werft von Ellwurth.

Da, Schritte und Stimmen von unten! Gerade waren Freseudelff und Lorenz auf die Werft gebogen, eiligst hatte Hanne ihre Tracht zur Erde geworfen, und als die drei unten an der Leiter standen, da verließ den kühnen, besonnenen Kaufmann für einige Augenblicke vor Angst fast die Besinnung. Denn von oben kam nun Dietrich Tetens mit Anna Vena herunter. Er trug sie auf dem freien rechten Arm, faßte mit der linken Hand sicher in die Sprossen und stieg ruhig und unbeirrt abwärts.

Das Bewußtsein, daß etwas Besonderes geschehen sei, kam ihm erst, als er die entsetzten Gesichter sah, die Feindseligkeit in den Zügen des Hamburger Herrn, den schweren Ernst und die tiefe, peinvolle Verlegenheit in den Gesichtern der Eltern.

„Papa, es war wunderschön!" durchbrach die Kleine das drückende Schweigen. Herr Freseudelff preßte sie an sich. Lorenz Tetens winkte stumm seinem Jungen, ihm zu folgen. Gelassen schritt der hinter dem Vater her und dachte, daß er nun die zwar nicht in dieser Stunde, doch aber heute wohlverdienten Schläge in Ruhe hinnehmen wolle.

Sie traten durch die niedrige Stalltür. Drin war es schummerig, und den Knaben überlief ein Schauer, als er den Vater nach dem Stocke am Nagel langen sah. Sein Selbstgefühl erwachte plötzlich heiß und wild, angesichts der Tatsache, daß er geschlagen werden sollte.

„Tu's nicht, Vater!" — wollte er aufschreien — nicht aus Furcht, sondern vor Scham, da fiel Hannes Schatten in die niedrige Tür. Sie konnte kaum sprechen vor Erregung.

„Schlag mir den Jungen nicht, Lorenz, das hat er nicht verdient," keuchte sie.

„Wann soll er dann etwas haben, wenn jetzt nicht?" fragte der aufgebrachte Mann, der immer noch das kalte, feindselige Gesicht seines Brotherrn vor sich sah.

„Wenn er lügt und betrügt und stiehlt, Lorenz," sagte sie wieder mit einer vor Erregung heiseren Stimme.

Der Aufsichtsmann stieß mit dem Fuß gegen einen Eimer, daß er kollernd herumflog. Dietrich wollte sprechen: „Ich hab' ja gelogen und betrogen, schlag zu, Vater!" aber er vermochte es nicht. Die Scham und die wehe Scheu, seine Mutter zu betrüben, schlossen seinen Mund, aber tiefe Röte bedeckte sein gesenktes Gesicht, seine von unsichtbaren Tränen zuckenden Augenlider.

„Du machst aus dem Bengel ein verzogenes Mutterkind!" grollte Lorenz.

Sie strich ihr dünnes Scheitelhaar glatt und versetzte: „Ich erspare es ihm, daß er später mit Scham zurückdenken muß an eine Stunde, wo seine eignen Eltern ihn gemißhandelt haben für nichts, denn was ist es für Dietrich, aufs Dach zu klettern? Nichts Schlimmeres als für eine Katze! Und der Puppe ist ja nichts passiert. Häng den Strick auf für ein andermal, wenn's sein muß, Lorenz," sagte sie weicher, und winkte Dietrich, ihr zum Melken zu folgen.

Schweigend tat er's, und schweigend beschloß er den Tag, unerlöst von Schuld und Leid.

Am andern Morgen war der Himmel verhangen, feiner Regen strömte leise durch Busch und Baum. Die Hamburger reisten ab, ohne daß Dietrich sie vor seinem Schulgange noch wiedergesehen hätte, und für ihn brach ein Tag herein, an dem die zaudernde Gerechtigkeit dreifach das Versäumte nachholte. In der Schule tanzte des Lehrers Stock sich müde auf seinem Rücken. Zu Hause war eine Mitteilung des Schulinspektors an seine Eltern eingetroffen über das Schulschwänzen des Sohnes. Der Stock flog vom Nagel herab und setzte das Werk des tapfern Bahnsen fort. —

Hanne weinte manchen Tag, nicht über das Schulenlaufen, sondern über das Lügen und Verheimlichen, hatte sie doch gemeint, ihren Jungen zum Vertrauen erzogen zu haben. Nicht zum Vertrauen in ihr Allesswissen und Können! Nein, Hanne Tetens hatte nie Bedenken getragen zu sagen: Dies weiß ich nicht, dies kann ich nicht. —

Aber Vertrauen hatte sie in ihn gepflanzt in ihre nie versagende Liebe und Güte. In mancher stillen Stunde hatte sie sich gesagt, wenn ihr Junge selbst das Aergste je beginge, ihr würde er's gestehen ohne Scheu, ihres Liebens und Verzeihens gänzlich sicher.

Der gestrige Tag hatte nun solche Gedanken stiller Stunden zunichte gemacht. Darum trug sie Leid.

Für Dietrich aber hatte dieser Tag der sühnenden Gerechtigkeit noch eine andre und gerade für die Dauer härteste Erfahrung aufgehoben.

Ehe es nämlich wieder Abend ward, wußte Dietrich Tetens, daß sein Vater ein armer Arbeitsmann sei, daß er kein Recht hätte noch jemals haben würde, sich Dietrich Tetens von Ellwurth zu nennen, daß das kleine Mädchen im weißen Kleide so viele Johannisbeeren pflücken oder verschmähen könnte, als ihr beliebte, daß er nichts zu gewähren, nichts zu verbieten hatte.

Er wußte, daß er nichts Besseres in der Welt vorstelle als Tete Holm, daß er, wenn er zwölf Jahre alt sei, aus der Sommerschule käme und beim Bauern dienen müsse, und wenn er konfirmiert sei, Knecht würde, und wenn er nicht mehr Knecht spielen mochte, Tagelöhner würde, daß vielleicht Anna Vena Fresendelff ihn dann annähme, um einen Graben zu kleien. Immer mehr solcher grauen Bilder stiegen vor ihm auf, er konnte sie nicht mehr verscheuchen.

Wohl sahen Hanne und Lorenz, daß es ihn tief traf, wie tief, das wußte Gott allein, denn Dietrich Tetens ging still hinaus in den Garten, nach dort, wo eine Trauerweide am Graben stand und eine Sommerlaube mit ihrem sanften Gezweig. Da warf er sich ins Gras und weinte, bis in dem Strom seiner Tränen seine lachende, goldene Kindheit mit dahinfloß und er nach langer Weile wieder aufstand, ein andrer, als der er gewesen.

Und als er mit schwerem, müdem Schritt sich dem Hause wieder zuwandte, da sah er seine Mutter im Garten umherirren, ihn zu suchen.

Still kam er ihr entgegen und blieb vor ihr stehen, bloß „Mutter" sagend, leise und gedemütigt. — Da streichelte sie mit den rauhen Händen sein Gesicht, das rot verschwollen war vom Weinen, und ersann tausend gute, tröstende Worte, die alle beweisen sollten, daß Dietrich mit Fleiß und Bravheit es wohl im Laufe der Zeit zu einem eignen Besitztum bringen könne.

Er schwieg dazu, gar zu hart war der Fall gewesen von seiner Träume goldenen Höhen ins dunkle Tal der Wirklichkeit.

An diesem Abend schmeckte den Leuten von Ellwurth das Brot bitter — das Brot des fremden Herrn.

Neuntes Kapitel

In der Folgezeit hatten Tete und Mite Holm hinreichende Ursache, sich über ihren ehemaligen Genossen zu wundern. Nicht allein, daß er auf keine Weise mehr zum Kahnspielen zu bewegen war, er wich auch jeder andern Form freundnachbarlichen Umgangs aus, stets als ehernen Schild die Entschuldigung vorhaltend, er müsse seinem Vater helfen. Auf dem Schulplatze freilich hatte er nicht lange die Rolle des Geschlagenen spielen mögen, bald besiegten Jugendlust und Tatendurst das kopfhängerische Wesen, das ihn überkommen hatte. Nur mit Tete und Mite wollte er durchaus nicht wieder ins reine kommen. Und das hatte seinen Grund darin, daß er ihnen gegenüber stets mit ihrerseits anerkannter Ueberlegenheit die Rolle des Großbauernsohnes gespielt hatte. Nun meinte er, sie wüßten um seine Schmach und würden sie ihm fühlbar machen, wenn wieder ihre alten Spiele anhüben — oder auch, sie könnten jeden Tag seinen Sturz erfahren, und des Höhnens und Neckens wäre dann kein Ende. Dietrich wußte nicht, daß er in ihren Gedanken keine so bedeutende Rolle spielte als in seinen eignen und hielt sich treuherzig für den Mittelpunkt der Welt.

Für die verlorenen Kinderspiele fand seine Phantasie in diesen Jahren einen Ersatz — einen höchst notwendigen! — denn ohne den wäre sein Inneres entweder an der grauen Langeweile des Alltags erstickt, oder er hätte sich zu den schlimmen Buben geschlagen, die heimlich im Schutze der Chausseeweiden ihre Zigarren rauchten, deren Herkunft einen weiteren Stein des Aergernisses für den Moralisten geben mußte, und die eine Freude daran fanden, dem alten Nissen, der die Oberklasse mit ermüdeten Händen zu zügeln suchte, zahlreiche Streiche zu spielen.

In diese Bande geriet Dietrich nicht hinein, denn auf bessere Pfade nötigte die Vorsehung die überschüssigen Kräfte seines Geistes. Es wurde nämlich um die Zeit eine Jugendbibliothek in Ewerschop gegründet, und kein eifrigerer Leser war in der ganzen Schule als Dietrich Tetens. Hanne schüttelte oft mißbilligend den Kopf, wenn sie alle drei im Bereich der winterlichen Lampe saßen, sie spinnend, Lorenz rauchend und dabei lesend oder Ziffern malend, Dietrich aber mit zugehaltenen Ohren und hochrotem Kopfe lesend, immer lesend und auf Befragen die verkehrtesten Antworten loslassend.

Ihr schlichter Sinn, der stets wachend über der Hände Arbeit stand, hielt das Lesen fast für eine gefährliche Beschäftigung. Und nicht ohne Recht! Denn ließ sich nicht Dietrich vernehmen, er hätte wohl Lust, nach Amerika auszuwandern und sich im Urwald seßhaft zu machen? Sprach er nicht zu andern Zeiten wieder davon, zu Schiff zu wollen — von Port zu Port, zu den schwarzen, gelben und rothäutigen Leuten? Und trottete er nicht, schlimmer noch, ganz verdöst durch Stall und Haus, oft seine Aufträge verkehrt ausführend, weil er just träumte

von wilden Ritten über die Prärie, den Dolch im Gürtel, oder von Kriegen und Blutvergießen?

Aber das treue Mutterherz sorgte um das, was gut und heilsam war. An den Büchern voll fremder Wunder genas er in etwas von dem kranken Gefühl, das ihn an die Scholle band, die er doch niemals ackern durfte.

So gingen zwei Jahre hin, Dietrich Tetens war zwölf Jahre alt, hoch aufgeschossen, nicht mehr völlig so rundbäckig wie einst, sondern mit Zügen, die sich schon ein wenig zum Männlichen verschärften. Lang die Nase, fest das Kinn, hoch und frei die Stirn, die sich über den hellen, ernst-kühlen Augen wölbte — den echten Augen seines Stammes, die mit kaltem, hochmütigem Blick keusch des Herzens Schätze verhüllen.

Und nun war die Zeit da, wo er aus der Sommerschule sollte, um seinen ersten Dienst anzutreten. Und was aus der Ferne so schwer und furchtbar ausgesehen hatte, das zeigte, aus der Nähe gesehen, ein freundliches, wohlwollendes Gesicht, und statt des früheren Grauens war jetzt fast ein Gefühl von Wichtigkeit, jedenfalls eine angenehme Neugierde in dem Knaben.

Schneider Weigand hatte ihm einen schönen, eigengemachten Anzug angefertigt, die fleißigen Mutterhände für neue Strümpfe und bunte Arbeits-Oberhemden gesorgt. Das alles wurde in eine kleine Lade getan, und mit jedem Stück fiel eine Mutterträne, ein heißer Segenswunsch in den Kasten, denn allerdings ist so ein erster Flug in die Welt bedeutsam, und des ersten Meisters Hände halten mehr Segen oder Fluch als jedes nachfolgenden.

Wohl mochte also Hanne weinen und beten. Doch tat sie's heimlich, denn ihr Junge war gleich bereit, mitzuheulen aus lauter Heimweh, ehe er noch fort war, und Lorenz konnte, wie alle Männer, das Flennen nicht leiden, sah auch keinen Grund dafür, denn in bessere Hände, als Frens Gayes, konnte Dietrich nicht kommen. Hemminghörn war zudem nicht aus der Welt, und schließlich war er ein bißchen stolz, seinen einzigen, den großen, stattlichen Bengel, so wohl ausgerüstet in die Fremde schicken zu können, mit einer ordentlichen kleinen Lade statt des sonst üblichen Dienstjungenbündels, ihm so als Kind besserer Eltern sogleich eine gewisse Stellung gebend in der Welt. Und den Haupttrumpf seines Stolzes spielte er zuletzt aus, als schon Tete über die Werft flankierte, um seinem Nachbar die Lade tragen zu helfen.

„Nun adjüs, mein Sohn, halt dich gesund und brav, und, was ich noch sagen wollte, das Geld, das du verdienst, gehört dir alles, das setze ich für dich auf die Sparkasse."

Und er und Hanne gingen beide mit hinab ans Heck und sahen über Land dem Jungen nach, der anfangs langsam mit häufigem Rückblicken, dann aber immer schneller mit heftigem Armschwenken, hinauswanderte in den Frühlingstag, zwischen den Scharen der schwarz-weißen Kibitze hindurch, deren Schrei über die Fennen tönte.

Viel blendender Sonnenschein lag über den Marschen, und Hanne Tetens kam es vor, als sei die Werft, zu der sie sich endlich wieder umwandte, sehr dunkel, und doch trugen die Eschen, nach ihrer Gewohnheit, sich spät zu bekleiden, noch kein Blättchen. Auch ging sie langsam und mühsam und konnte nicht mit Lorenz Schritt halten. Der Grund sei so naß, man könne gar nicht aus der Stelle kommen, erklärte sie murmelnd.

„Weiß schon, Hanne, sei man ruhig!" sagte der Mann weicher, als sonst seine Art war.

Abends kam Nachbar Kordsen mit der Meerschaumpfeife, und sie saßen noch ein kleines Schauer unter der Wand, ehe sie ins Stübchen gingen. Nachbar Kordsen pries das Glück der Tetens-Leute, daß sie Dietrich bei Frens Gaye untergebracht hätten, und betonte, als für ihn wichtigste Momente, Frens Gaye wäre ein „ruhiger Mann", die Dienstleute hätten keine Ueberlast und würden menschlich behandelt.

Zehntes Kapitel

Frens Gaye stand in der öffentlichen Meinung als Sonderling da. Will man mit diesem Worte ausdrücken, daß sich seine Art absonderte von der der vielen, so mag das Wort zu Recht bestehen; sollte man aber meinen, daß Schrullen und Wunderlichkeiten sich an den einsamen alten Mann gesetzt hätten, wie Moos und Flechten an alte Baumstämme, so wäre das weit gefehlt. Seine äußere Art war die seines Stammes — er war, wie man sagt, „ein ruhiger Mann".

Ohne Weib und Kind hauste er mit einer Haushälterin, einem Knecht und einem sommerlichen Dienstjungen auf seinem Hofe, der im Grundbuche der Gemeinde Hemminghörn eingetragen war als „Königskamp". Das war die Stätte, da König Abel gegen die Friesen stritt.

In mancher Zeiten Lauf war es ein stolzer Herrensitz gewesen mit ritterlichen Gerechtsamen. Dann kam zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts eine Zeit, da es ein „wüster", das ist ein herrenverlassener Hof hieß. Damals horsteten die Krähen so sehr in den alten Bäumen, daß im Volksmunde der Name „Krähennest" aufgekommen war. Jetzt aber war er seit sechzig Jahren ein schlichter, wohlgehaltener Bauern-

hof, unter dessen tiefgeneigtem Strohdach die zutraulichen Schwalben nisteten und die Drosseln, die im Frühsommer im Garten sangen, zu überlärmen trachteten.

Heute nun, am Nachmittage des fünfzehnten April, steht Frens Gaye unter der Hauswand und äugt südwärts übers Land, von wannen ihm die junge Kraft kommen soll, die in diesem Sommer unter seinem Dache und auf seinen Feldern schaffen wird. Da steht er, die Pfeife bald in der Hand, bald im Munde, eine hohe, leicht geneigte Gestalt, die den Eindruck erweckt, als habe eine Last einst ihre Schultern gekrümmt. Unter der blauen Mütze quillt dichtes Haar hervor, das lockt sich an den Schläfen und ist silbergrau. Die Augen haben etwas vom Blick des Jägers, durchdringend, mit einem heimlichen, wetterleuchtenden Lachen im Hintergrunde, der Bart ist lang, grau und lockig und hängt auf die Brust hinab.

Manch liebes Mal hat er so die Blicke hinausgesandt, dem jungen Menschenkinde entgegen, das in seinen Dienst treten sollte. Manch einer war in der Zeiten Lauf mit seinem bunten Bündel gekommen und gegangen, die einen auf Nimmerwiederkehr, die andern, um je und je den Weg zum Königskamp zurückzufinden. Von allen aber, die gekommen waren, war eine Spur zurückgeblieben in dem Leben des Einsamen, denn ein treues Gedenken und Erinnern war ihm zu Leid und Seligkeit als Angebinde geworden. Darum auch bedeutete es etwas für ihn, wenn ein neuer Mensch über seines Lebens Schwelle trat. Endlich hatte er Dietrich Tetens erspäht, der kam nun mit Tete und der Lade die Trift hinauf zum Hofe. Sein Gang war wieder einmal langsam geworden, als habe ihm der Schuster heimtückischerweise Blei in die Sohlen der nagelneuen Schuhe gegossen.

Dem Bauern vom Königskamp aber lachten die Augen. Das zwar nicht über Dietrichs zur Stunde gar nicht sehr einnehmende Erscheinung, sondern über die kleine Kiste, die zwischen den beiden schwankte. Sie erschien dem Alten wie eine freundliche Verheißung, daß, der da nun zögernd heranschritt, zu langem Verweilen käme. Denn eine Eichenlade, wie klein sie immer sei, ist nicht solch ein flüchtig Ding wie das Kattunbündel.

Endlich hatte Frens Gaye den Neuen herangeäugt, und Nero, der Wackere, hatte sich ohne Gebell, mit hängendem Schwanze, vorsichtiger Haltung und prüfendem Blicke herzugemacht und stellte sich nun in Positur vor dem Ankömmling, als wolle er sagen: „Na, wie steht's? Werden wir in ein erträgliches Verhältnis zueinander geraten, oder wird die Sache sich nicht arrangieren lassen?"

Und Dietrich reagierte auf diese kleine Ansprache mit dem letzten Happen Brot, den er von seiner Wegzehrung erübrigt hatte. Nero aber ließ sich gelassen die Guttat gefallen, womit zwar noch keine Freundschaft zwischen ihm und dem Neuen geschaffen war — so rasch ist eine Hundeseele nicht gewonnen —, aber immerhin war ein höfliches, achtungsvolles Verhältnis begründet, und die Knaben mochten nun weiter vorbringen zur nächsten und höchsten Instanz. Die hatte die Hände auf den dicken Knotenstock gelegt und visierte die Näherkommenden. Die beiden Burschen setzten nun ihre Last nieder und griffen nach den Mützen, der eine rasch und schneidig, der andre aber langsam und verlegen, und der Langsame und Verlegene war Dietrich. Der Bauer pfiff, und um die Hausecke kam nach kurzer Weile der Knecht. „Hilf dem da die Lade ins Haus und sorge, daß er ein Butterbrot bekommt." Als Dietrich sich aber eilfertig den beiden andern anschließen wollte, sagte sein neuer Herr: „Hier geblieben!", reichte ihm endlich zur Begrüßung die Hand und hielt die Rechte des Knaben fest, bis dieser den verlegen gesenkten Blick hob.

Das war ein dämmernder Träumerblick, der weit hinausschaute in die Unbegrenztheit. Der Blick hatte noch kein Ziel erfaßt, der sah noch nicht auf den Weg. Frens Gaye hatte manch andern Burschen von zwölf bis vierzehn Jahren vor sich gehabt mit Trotz und Selbstbewußtsein, mit früher Weltklugheit im jungen Blick — auch manchen treuherzigen Tölpel, sicherlich —, doch keinen, der ihm gleich diesem erschienen wäre, so jung und weich. Das war der Rohstoff, aus dem seine eigne Art geworden. Der Bauer vom Königskamp lächelte leise und ließ die Hand des Knaben aus seiner langfingerigen Rechten gleiten, die kühl und weich war wie eine Frauenhand. „Komm ins Haus, Junge, und sag deinem Freunde adieu, du gehörst jetzt zu uns."

Tete Holm wanderte flott von dannen, nicht ohne zuvor aus eigner Machtvollkommenheit ein paar weise Redensarten über das mutmaßlich werdende Wetter an den Hausherrn losgelassen zu haben.

Seinem Freunde hatte er noch zugeraunt: „Du, den Alten mußt du kurz halten — nur sich nichts gefallen lassen! Ich kenne den Rummel, kannst du glauben."

Dietrich Tetens aber ließ es sich gar gern gefallen, daß ihm der Graukopf die Hand auf die Schulter legte, es ging von dieser Hand ein Strom von Frieden und Güte aus, und Vertrauen fassend, hob er seinen etwas umflorten Blick zu dem Alten.

„Ja, ja, mein Junge, der Abschied, das kennen wir alle!" nickte er. „Komm mit." Und er führte selber seinen kleinen verschüchterten Dienstjungen unter sein Dach.

Schon auf dem Flur spürte man den Duft des Heus, das im Hinterhause geborgen war unter dem hohen Dach, des würzigen Heus der reichen Spätinge, die zu dem Königskamp gehörten. Und mancherlei gab's zu sehen auf der altmodischen Fliesendiele, zwar nicht für Dietrich, denn der ging mit gesenktem Haupte wie ein verängsteter Hund hinter seinem Herrn her, folgte ihm über die dunkle Hinterdiele und trat hinter ihm in seine Kammer ein. Die war hochgelegen, licht und freundlich. Von weißgekalkten Wänden strahlte das Tageslicht wider, und die Steindiele prunkte schier mit ihrer Röte. Und durch das Fenster hatte man einen guten Blick, nicht nur auf die weidenumbuschte Bleiche, auf der ein paar übermütige Kälber ihre närrischen Kapriolen ausführten, sondern man sah auch weit hinaus über das ebene, hier ziemlich tiefe Land, nur zur Linken gehemmt durch den nahen Seedeich. Geradeaus aber und zur Rechten nichts, was den Blick gefangen nahm, nur weite, grüne Einsamkeit, über der des Himmels mattblaue Glocke von feinstem Kristall hing.

„Hier hast du, was du brauchst, mein Sohn," sagte der Herr und verließ ihn.

In der Küche hatten derweil die drei andern Hausgenossen ein kurzes Flüstern abgehalten, des Inhalts:

„Der neue Junge kommt in die hohe Stube."

„Da ist lange keiner gewesen," schmunzelte der Knecht.

„Wir haben jahrelang nur ‚Apfeljungen' gehabt," sagte Levka, die Haushälterin.

„Fri-Krischan war zuletzt in der hohen Stube."

Nun lobten sie alle drei einmütig den verflossenen Fri-Krischan und dann begann ihre Aufgabe an dem neuen. Levka ätzte ihn mit Kaffee und Brot, die flinke Dora forderte ihn auf, mit zum Melken zu kommen, um die beiden Schwarzbunten kennen zu lernen, die heute noch von Iwert gemolken wurden, künftig aber seiner Pflege befohlen sein sollten. Und da Dora und Iwert beide sich höchst umgänglich anließen, traute sich Dietrich mit der Frage heraus, was er denn nun heute tun solle.

„Nichts, mein Sohn," beruhigte ihn der Knecht, „heute bist du bei dem Alten zu Gaste."

Das wollte dem Jungen sehr verwunderlich vorkommen. Tief sanken alle düsteren Vorahnungen seines Dienstjungentums hinab mitsamt den weinerlichen Abschiedsgedanken. Und als Iwert ihn durch die Stallungen führte, hier und da belehrend und erklärend, hatte er einen fröhlichen kleinen Genossen zur Seite, der aus eignem gutem Willen sich des Kehrbesens bemächtigte und heftig die Lohdiele zu fegen begann.

Darüber erschien der Alte wieder im Türrahmen, winkte ihm und zeigte ihm das ganze Haus, selbst die aufgetreppte Prunkstube, die er nach veralteter Weise Pesel nannte und deren Schönheit Dietrich sehr einschüchterte. Auch die Bodentreppe führte er ihn hinauf, in den Saal, von dessen Decke zerbröckelnder Stuck herabhing und dessen Wände Bücherreihen zierten. Eben wandelte der schräge Sonnenschein die Wände entlang, über den blanken Eschenholztisch, und schien geradeswegs in die staunenden Augen des Jungen hinein. Da gewannen sie einen metallenen Glanz, als läge Gold auf ihrem Grunde.

„Was steht darin?" fragte er andächtig und nickte nach den Büchern.

„Allerhand Wege zu Gott, mein Sohn; und jetzt geh zur Abendkost hinab, ich denke, du bist nun kein Fremdling mehr in diesem Hause."

Am Tisch aber saßen Herr und Gesinde zusammen. Das war nicht des Landes Sitte, aber es war Frens Gayes Art, und sie aßen auch nicht in feierlichem Schweigen ihr Mahl, sondern besonnene Rede wurde dazwischen geführt und zwar von allen, ausgenommen der kleine Dienstjunge. Der wagte nicht zu reden und kaum zu essen am fremden Tisch und sah unverwandt den grauköpfigen Mann am oberen Ende der Tafel an.

Bevor er sich in seiner Kammer entkleidete, stand er eine gute Weile am Fenster und sah, wie über der weiten Ebene die goldenen Sterne aufgingen. Und sein Herz ward weit und still, er dachte seiner Mutter, des Vaters, ein paar rasche Kindertränen rollten über sein Gesicht, dann schlief er ein und träumte, er stünde bei den Weisen aus dem Morgenlande und sähe den Stern des Messias aufgehen.

Elftes Kapitel

Es war um die gleiche Zeit des Jahres, daß der Hamburger Großkaufmann, Herr Volkert Fresendelff, mit energischem Ruck seinen eleganten Haushalt in Blankenese auf einen bedeutend kleineren Fuß stellte als der war, auf dem er zuvor gestanden hatte. Nicht zwar so, als ob er allen Freunden und Nichtfreunden ad oculos demonstriert hätte, daß er gezwungen sei, sich einzuschränken! Solche kreditерschütternden Torheiten beging ein Mann seiner Art nicht. Die Veränderungen, die das Hauswesen erlitt, waren unsichtbarer Natur. Nicht einmal die Zahl der Dienerschaft durfte eingeschränkt werden, aber sie wurde der Qualität nach verändert, und statt der Köchin für vierhundert Mark pro Anno erschien eine Landmaid, die für zweihundert Mark den Löffel schwang. Statt aus Künstlerwerkstätten ihre Kleider zu beziehen, mußte Frau Fresendelff sich fortan mit Schneiderwerkstätten begnügen, und so ging's systematisch in allen Punkten. Die Fäden des ganzen Gewebes aber liefen

in Herrn Fresendelffs Hand, seine Frau hatte sich wie eine Närrin gebärdet, als der erste Schatten von dem sinkenden Glück des befreundeten Geschäftshauses in Westindien auf ihr sonnenklares Leben gefallen war. Seither lag sie weinend auf ihrem Ruhebett im Erker, hob nur ab und zu das Haupt müde empor, um auf die vorbeisegelnden Elbschiffe zu sehen, und ließ sich, angeödet durch die Wirklichkeit der Dinge, ihr verschöntes Bild in Romanen widerspiegeln.

Der Kaufherr hatte schon zwei Jahre früher das Wanken des Bodens unter seinen Füßen gespürt und hatte zwei Jahre lang die Welt des blanken Scheins mit ihrer eignen Münze bedient, das heißt, er hatte eine größere Geselligkeit gepflogen als je, hatte mit Frau, Tochter und Bedienung eine Reise nach Paris gemacht, hatte für Wohlfahrtszwecke höher denn je beigesteuert, damit nur keiner in der Finanzwelt denke, es könne dem Hause Fresendelff etwas anhaben, wenn es drüben im Antillenmeer einmal Erschütterungen gäbe.

Nun war inzwischen das Verhältnis zu jenem Kubaer Hause gelöst, und es hieß allgemein, Herr Fresendelff habe noch einen langen Seidenfaden aus dem Gewirr herausgezogen. Es hieß so, aber dem war sehr viel anders. Tatsache war, daß in mehreren großen Firmen Deutschlands das Konto des Hauses Fresendelff gelöscht wurde und daß der Kaufmann mit schweren Sorgen über seinem Hauptbuche saß.

Auch das Erbe seiner Väter, den Bauernhof mitten in der Marsch, hatte er mit schwerem Herzen mit Hypotheken belasten müssen. Immerhin war Volkert Fresendelff kein ruinierter Mann und hielt sich auch nicht dafür. Aber er mußte alle Kräfte anspannen, um sich über Wasser zu halten, und die weinerliche, anspruchsvolle Frau — keine Vollbluthanseatin, sondern eines Emporkömmlings Tochter — war ihm ein schwer hemmendes Gewicht. Zum erstenmal freute er sich, daß ihm der Himmel keinen Sohn geschenkt hatte — das Mädchen, die Anna Vena, fand wohl ihren Weg, auch wenn der Name Fresendelff nicht mehr als Stern leuchtete am Firmament der Handelswelt.

Er beschäftigte sich zum erstenmal ernsthaft mit dem kleinen Mädchen. Eigentlich zum zweitenmal, aber jenes allererstemal, daß es geschah, war spurlos verschwunden in seinen geschäftlichen Sorgen. Es war damals gewesen, als sie, vom Dache des Haubergs herunterkommend, gerufen hatte: „Es war wunderschön, Papa!“ In jenem Augenblick war ihm der Gedanke gekommen, daß in dem von Bonnen und Erzieherinnen gehüteten Zierpüppchen vielleicht ein Kern von Tüchtigkeit stecke.

Heute dachte er wieder an sie, da er ihr hinterlistigerweise, wie es ihm schien, den Boden von Ellwurth, ihr Erbe, unter den Füßen herauszog. Der Gedanke an das Kind war ihm unversehens über dem Hauptbuch gekommen, nun war Kontorschluß, der Kassierer lieferte den Schlüssel ab, Herr Fresendelff trat hinaus ins Freie, wenn man den Ausdruck gelten lassen will für eine Straße voll hastender Menschen und Regenschirme, voll Regen und Fabrikdunst von oben, verwaschenem Pflaster unter den Füßen, dunkeln Häuserreihen zu beiden Seiten.

Er hatte in den Jahren gleichmäßigen Wohlstandes bescheiden die Straßenbahn als Verbindung zwischen Kontor und Wohnung benutzt, in den Jahren des Niedergangs sah man ihn im Coupé fahren und sagte sich, das Haus Fresendelff müsse doch unerschüttert sein. Nun aber, da seine Verluste an allen maßgebenden Orten bekannt waren, opferte er nicht weiter dem Schein. Er hastete nach der nächsten Haltestelle der Straßenbahn und fuhr auf den dröhnenden Schienen nach seiner Villa.

Dort herrschte Wärme und Licht in allen Räumen, das Entree war in englischem Geschmack eingerichtet, Vasen auf dem Kaminsims, Pflanzenkübel hier und da, hochlehnige Eichenstühle und an der Ledertapete der Wände Gemälde, zwar nur solche vierten Ranges, doch immerhin Kostbarkeiten für einen Mann in seinen Verhältnissen.

Im Speisezimmer, dessen vlämische Einrichtung auch zu den Extravaganzen der letzten Jahre gehörte, begrüßte er Frau und Tochter und nickte dem sich verneigenden Fräulein flüchtig zu.

Frau Fresendelff hatte Toilette gemacht wie früher, als häufig die Geschäftsfreunde ihres Mannes bei ihr zu speisen pflegten.

Sie sah gelangweilt aus, was ihr im Verein mit den zu vollen Formen ein unjugendliches Aussehen gab. „Hast du mir die Bücher bei Laiszt bestellt, Volkert?“

„Ja, du wirst sie noch heute abend bekommen, versicherte mir der junge Mann im Geschäft — bewundere übrigens deinen Geschmack,“ fügte er spöttisch hinzu.

„Ja, wenn's nach dir ginge, müßte ich wohl das Hauptbuch studieren,“ sagte sie gereizt.

„Was dir nicht schaden könnte,“ entgegnete er eisig.

„Kinder, zankt euch nicht, die Suppe wird kalt!“ rief Anna Vena plötzlich, ohne daß das erschrockene Fräulein es hindern konnte.

Da wandte sich Frau Fresendelff mit einem häßlichen Ausdruck von Hochmut und Härte an das junge Mädchen: „Ich finde, Fräulein, daß meine Tochter sich unglaubliche Manieren unter Ihrer Leitung aneignet.“

„Du kannst dich nachher einmal zu mir hinüberverfügen,“ sagte der Hausherr kurz. „Lassen Sie

doch die Tränen, Fräulein, es ist reine Stoffvergeudung in diesem Falle," redete er dann dem jungen Mädchen zu, mit einem kleinen Anklange menschlicher Güte in der Stimme, die seit manchem Jahre hart wie Stahl geklungen hatte.

So stand Anna Vena, hell gekleidet, wie sie es stets im Hause war, doch nicht mehr so lieblich wie vor zwei Jahren auf Ellwurth, in dem Zimmer ihres Vaters. Er winkte sie zu sich, und ihre altklugen Augen entdeckten etwas Sorgenvolles, Altes und Müdes in dem Gesicht des ihr eigentlich fast fremden Mannes, den sie Papa nannte.

Ihre kecke Manier versagte, eingeschüchtert und mit Unbehagen stand sie an die dunkle Portiere gedrückt, wie sich ein flatternder Falter anheftet.

„Komm ganz nahe her zu deinem Papa," forderte er freundlich, und sie gehorchte, nicht von Herzen freilich, sondern eingeschüchtert.

„Wie steht es denn mit dir in der Schule — ich meine, in welcher Klasse bist du eigentlich?" begann er, und die Verlegenheit war von ihr auf ihn übergesprungen,

Er erfuhr — denn er hatte tatsächlich bisher keine Zeit gehabt, es zu wissen —, daß sie in der sechsten Klasse die Erste sei, brachte des weiteren heraus, daß sie ihre Lehrerinnen fast sämtlich lächerlich fand, am Lernen aber große Freude habe.

„Was willst du denn werden, Fräulein Naseweis?" forschte er belustigt.

„Fräulein Doktor," erklärte sie ruhig und nahm eine wichtige Miene an, die mehr drollig als lieblich war.

„Nun, vielleicht fällt dir, bis es Zeit ist, noch etwas Besseres ein, Anna." Er wollte sie wieder von sich schieben und die harrende Korrespondenz erledigen, sie aber widersetzte sich leise und mahnte halb trotzig, halb verlegen:

„Hast du's vergessen?"

„Was, Kind?"

„Das bei Tisch, ich soll ja noch gezankt werden —"

„Nein, geh nur für heute und laß künftig die vorlauten Bemerkungen; am vielen Schwatzen erkennt man die Dummköpfe."

„Oha," sagte sie mit ungeheucheltem Entsetzen, „dann will ich den Schnabel halten, Papa, kannst sicher sein."

Sie ging mit ehrbaren Schritten hinaus, und er blieb sinnend zurück, diesmal waren es aber keine Zahlen, in denen seine Gedanken aufmarschierten. Sie waren vielmehr ein Grübeln und Sinnen, ein Hoffen und Harren, das dem Charakter seines Kindes galt — ob er von der Art der Fresendelffs sei, oder ob er zurückwiese auf die Familie Schickedanz, der seine Gattin entstammte? Allem Anscheine war sie eine der Seinen — tüchtig, doch hart. Um acht Uhr ging er, um mit seiner Frau den Tee zu trinken.

Die Sendung von Laiszt war eingetroffen. Frau Fresendelff lag auf der Ottomane des kleinen Salons und weinte. Weinte über ihre veränderten Glücksumstände, doch nicht minder über die erdichteten Schmerzen, die sie täglich in großen Portionen aus Leihbibliothekbänden bezog. Ein schwerer Duft von Peau d'Espagne erfüllte den Raum mit den Polstern der Faulheit und der in Weichlichkeit zerfließenden Bewohnerin.

Der Kaufherr schob die Vorhänge beiseite und riß die Fensterflügel auf. Ein frischer Luftzug wehte von der Elbe herauf, er sah die Lichte schaukelnder Boote auf dem Wasser. Frisch und gesund war das Draußen, das Bild des Feierabends nach arbeitsreichem Tag, angefault aber wie stehendes Gewässer das Bild des Drinnen, das ihn umgab.

Frau Fresendelff bereitete mit lässigen Händen den Tee und begann sich selbst mit einer beträchtlichen Anzahl leckerer Butterbrote zu versehen.

Er lachte halblaut. „Ich fürchte, Klothilde, du wirst bei dieser Lebensweise reichlich korpulent."

„Was meinst du mit Lebensweise?" fragte sie achselzuckend, „übrigens sagte Doktor Bergas, ich müsse durchaus diesen Sommer nach Marienbad."

„Gar nicht übel," nickte der Kaufmann.

„Ich weiß ja, daß gar nicht daran zu denken ist," fuhr sie gereizt auf und begann ihr Brot mit Tränen zu würzen, „wir sind ja pauvre Lente jetzt."

„Ich verbitte mir das ewige Zetern über unsre Verhältnisse, Frau," sagte er hart, schob seinen Teller zur Seite und legte die gefalteten Hände auf den Tisch. „Du, dächte ich, littest am wenigsten unter der vorübergehenden Nötigung, einige Einschränkungen in unsrer bisherigen Lebensführung zu machen. Ich lege zum Beispiel deiner Marienbader Kur tatsächlich nichts in den Weg, nur wirst du allerdings allein reisen müssen, ohne Jungfer, auch Anna Vena bleibt zurück."

„Selbstverständlich," stimmte Frau Fresendelff liebenswürdig bei. „Das Balg befindet sich gerade in solch einer unleidlichen Periode, daß ich gar kein Verlangen habe, sie auf der Promenade als meine Tochter vorzustellen."

„Begreife ich vollkommen," nickte er. „Anna schlägt überhaupt in meine Familie — findest du nicht?" Er fragte das letztere mit wahrer Spannung.

„Nimm mir's nicht übel, ja, das tut sie." Frau Fresendelff füllte behaglich lächelnd aufs neue ihre Tasse. „Die Fresendelffs sind keine Rasse für weibliche Schönheit," fuhr sie gutgestimmt fort, „sie haben etwas Eckiges, Ungraziöses."

„Ja, ja, man merkt's ihnen noch an, daß ihre

Ahnen arbeitende Bauern waren, die Grazie eines Tänzergeschlechts ist natürlich nicht von ihnen zu verlangen."

Sie wurde rot, denn an den Ursprung des Namens Schickedanz mochte sie nicht erinnert werden.

Er hatte nicht daran gedacht, sie kränken zu wollen, und sagte artig: „Um dich aller Sorgen in bezug auf Anna zu entheben, wollte ich dir nur noch mitteilen, daß ich sie für die Sommerferien nach Ellwurth bringen werde." Er hatte sich bereits erhoben, seine Hand lag auf der Stuhllehne.

„Was soll denn das arme Gör da?" fragte sie mit plötzlich erwachendem Muttergefühl mitleidig.

„Den Wert der Arbeit, der schlichten Tüchtigkeit kennen lernen — die Liebe zur Scholle —, wenn das alles noch nicht zu spät ist."

„Wieso zu spät?" fragte sie aufs äußerste gelangweilt. „Bitte, drücke auf den Knopf, ja?" und müde wandelte sie zurück zur Ottomane, zu dem verlassenen Roman.

So war's gekommen, daß Anna Vena Fresendelff fünf schöne Sommerwochen mit langen sonnenhellen Tagen auf Ellwurth verlebte am pochenden Herzen der großen heiligen Natur.

Zwölftes Kapitel

Das kleine Mädchen hatte trotz der schwarzen Spatzen und der garstigen Maulwürfe einen offenen Blick für die Außenwelt, einen offenen und frohen Blick, das erfuhr Herr Fresendelff auf ihrer gemeinsamen Reise. Das Kind stand am Fenster, schaute und schaute und schreckte ihn von Zeit zu Zeit aus seinen Kurszettelstudien auf, um einen lebhaften Einfall anzubringen.

„Vater, die Elbe ist viel schöner als der Kanal, aber der Kanal ist praktischer, weißt du —"

„Mir neu, Anna —"

Bei dem Donn steigen die Dünen empor, mit bleichem, dürrem Gras bewachsen und von der Armensünderblume mitleidig geschmückt. In weichen Linien begleiten sie die östliche Seite des Bahnkörpers, westlich aber gleitet die glatte ebene Marsch lächelnd dahin.

„Vater, wie heißt das grüne Land?" fragte sie leise, sich wohlbewußt, zu stören, und doch nicht im stande, die Wißbegier zu zähmen.

„Die Marsch, Anna Vena."

„Und die Sandberge?" forschte sie schnell.

„Die Geest."

„Vater, ich halte es mit der Marsch," vernahm er's dann aus tiefster Ueberzeugung.

Er steckte den Kurszettel ein und begann, da sie eben allein im Abteil waren, sich mit seinem Töchterchen zu beschäftigen. Was nun dies Beschäftigen anbetrifft, so bestand es darin, daß Herr Fresendelff die Kleine zwischen seine Knie stellte, ihre mageren Händchen in den Schraubstöcken der seinigen hielt und ihr kund und zu wissen tat, daß sie sich bedeutend geirrt habe, falls sie bislang aus diesen und jenen Gründen der Ansicht gewesen sein solle, sie sei das Kind eines reichen Hauses, daß sie vielmehr ein armes, kleines Nichtschen sei, das erst durch Fleiß und Tüchtigkeit etwas werden könne.

Die Wirkung seiner Aufklärung war eine ganz andre, als er befürchtet hatte.

Ganz gleichmütig sagte die Kleine, die die Nase wieder an die Scheibe drückte: „Sei nur ruhig, Papa, ich werde schon was und kann dann für euch sorgen — du weißt ja, ich will Medizin studieren, ich kuriere euch dann immer umsonst."

Und nun verfuhr Herr Fresendelff einmal weiser und einsichtsvoller als sonst in Erziehungsfragen; er rückte unmerklich das Ziel des unwissenden jungen Herzens in weite Ferne, ohne es erbarmungslos zu zerstören, und machte der Luftschloßfrau klar, was ein Fräulein Doktor alles kennen und können müsse: Rechnen, Lesen, Schreiben, Weltgeschichte.

Sie half, da er zögerte, selber ein, jetzt wieder dicht an seine Knie gedrängt, und fuhr singenden Tones fort:

„Naturgeschichte, Klavier, Französisch, Englisch —"

„Landwirtschaft," sagte der Kaufmann mit Betonung.

„Was ist das?" lachte sie.

„Melken, Buttern, Käsen, Tierefüttern —"

„Das lerne ich nun ja alles auf Ellwurth, Papa," beruhigte sie ihn. „Wenn ich wiederkomme, bring' ich dir ein kleines, selbstgemachtes Pfund Butter mit, einen kleinen, selbstgemachten Käse, ein kleines, selbstgefüttertes Tier, selbstgemachten Rahm —"

„Hör auf," bat Volkert Fresendelff lachend, als sie noch fortfahren wollte im Aufzählen selbstgemachter Herrlichkeiten.

Müde vom vielen Schauen und Reden kam Anna Vena auf Ellwurth an. Es war ein später Juliabend, schlafend lagen die Kühe im Gras, am Heck standen die Pferde mit gesenkten Mähnen.

Behutsam führte Hanne das kleine Mädchen ins Haus, entkleidete es und brachte es im Saal zur Ruhe. Dicht am Fenster stand die Bettstatt, und über die bunte Decke fiel das Schattenspiel der mondbeglänzten Bäume, die sich draußen im Nachthauch wiegten und neigten. Noch einmal riß Anna Vena die müden Augen zu weitem Schauen auf. Und was sie schaute, war sehr schön — eitel Silber und Gold, das auf ihrem Bette lag. Dann versuchte sie, ihr Nachtgebet zu murmeln, schlief aber ein, ehe nur der

erste Satz vollendet war. Und tief und wohlich schlief sich's unter dem alten Dach der Väter.

Am folgenden Nachmittage reiste Herr Fresendelff wieder fort, und Hanne und Lorenz sagten einander seufzend, daß sie nun mit dem kleinen, verwöhnten Hamburger Fräulein schön „zusäßen".

Aber ihre Sorge war völlig grundlos. Anna Vena war so artig und bescheiden, als sie's nur wünschen konnten, und wenn auch von dem vermuteten Hochmut, der Unliebenswürdigkeit und Naseweisheit eine genügende Menge in ihr war, so ließ sie doch davon durchaus nichts gegen die Aufsichtsleute aus. Sie sagte auch ganz vertraulich Hanne und Lorenz, zu letzterem sogar häufig „mein bester Lorenz", ließ sich bei Tisch kaum etwas merken von einem Nichtmögen dieser oder jener Gerichte und widmete sich alsbald energisch den Verrichtungen, die der kleine Hausstand erforderte. Ernsthaft schwang sie den Besen in der Küche, versuchte sogar zu scheuern und machte die Erfahrung, daß das Käse- und Buttergewinnen viel schwieriger sei, als sie gemeint, das Rahmmachen dagegen erheblich einfacher, und wehrte jedem Versuche der Aufsichtsleute, sie von diesen, für solch ein feines, kleines Fräulein doch ganz und gar unpassenden Arbeiten abzubringen, mit der altklugen Erwiderung: „Ich bin ja hier auf Ellwurth, um die Landwirtschaft zu lernen."

Sie leistete aber nicht nur Hanne treue Gefolgschaft in Küche und Keller, sondern trippelte auch hinter Lorenz her, wenn er das Geflügel auf dem Hofe fütterte. Bald hatte sie selbst die Mischung des Futters ausfindig gemacht und sagte: „Laß mich nur, Lorenz!" Und Hühner und Tauben hatten es nicht schlechter unter ihrer Verwaltung als zuvor.

Sie stand wie ein kleiner, guter Geist mitten in dem Harem des Hahnes oder hockte wohl gar mit ihrer Schüssel voll warmer, angerührter Kleie nieder und machte die Hühner so zutraulich, daß sie trotz ihrer Nähe an die Futterschüssel kamen.

Ob sie freilich wirklich solch ein guter, kleiner Geist war, wie sie sich anließ? Hanne und Lorenz waren manchmal geneigt, anders zu meinen, und wunderten sich im stillen, wenn Anna Vena sagte, die Hähne müßten am meisten Futter haben, denn sie sollten zu Markt und müßten recht fett sein. Und mehr noch, wenn sie kaltblütig die jungen Tauben bestimmte, die zur Stadt sollten, und wohl gar fragte, warum Hanne die nicht selber briete.

Lorenz bemerkte dann wohl, Dietrich sei leider nicht halb so praktisch wie die kleine Städterin. Hanne aber sagte ein inbrünstiges „Gott sei Dank" und wünschte nur, daß ihrem Jungen sein weiches Herz noch lange erhalten bleiben möchte. Wie hatte der geweint, wenn ein paar seiner Lieblinge den Taubenschlag räumen sollten!

In dem ganzen Tun der kleinen Fresendelff lag etwas Bestimmtes, Systematisches. In diese selbstgeschaffene Form ihres Lebens gehörte auch der allsonnabendliche Brief an ihren Vater. Feierlich zog sie sich dann nachmittags in den großen Saal zurück, in dem ihre Wenigkeit zu verschwinden drohte, und ließ sich mit ernsthafter Gebärde an dem Tisch der alten Ratmännin nieder.

„Wenn du mich brauchst, Hanne, kannst du gerne anklopfen," sagte sie aber zuvor jedesmal mit gnädiger Miene.

Das erste Mal war sie mit dem fertigen Briefe zu Lorenz gewandert. Der hatte eben im Stall den Springstock aus der Ecke genommen, um seinen zweiten Rundgang über die Fennen zu machen.

„Mein bester Lorenz, bringe mir, bitte, schnell den Brief zur Post."

Dem besten Lorenz tat sich der Mund vor Verwunderung über dieses Ansinnen auf.

„Dazu ist keine Zeit, kleines Fräulein, das tu selbst!"

Sie wurde ein bißchen rot, allerdings nicht vor Verlegenheit, sondern vor Zorn, und sagte, den Kopf in den Nacken legend: „In Hamburg müffen die Dienstboten immer die Briefe einstecken."

„Ja, kleines Fräulein, wir sind nicht in Hamburg," lachte Lorenz. „Und ob Hanne und ich nun gerade Dienstboten sind —" er wog die Silben —, „das weiß ich auch noch nicht so recht."

Unnachgiebig standen die Parteien einander gegenüber, Lorenz freilich im tiefsten Herzen ärgerlich über das „Gör" und doch eine mehr energische Zurückweisung nicht wagend. Auf einmal fiel ihm ein Mittel ein, sie zu besiegen.

„Siehst du, Anna, was deine Großmutter war, die Frau Ratmann da oben in der Giebelstube, die hätte so etwas nie und nimmer verlangt, die sagte immer: ‚Was ich selbst tun kann, soll mir kein andrer machen.' Die zog sich sogar ihr Totenhemd selbst an. Ja, vor solcher Frau muß man Respekt haben." Er schielte ein bißchen nach der jungen Anna Vena und zog durch die Pfeife. Sie besann sich noch einen Augenblick und sagte dann rasch und stoßweise:

„Und wenn ich nun selbst zur Post laufe, wirst du dann auch Respekt vor mir haben, Lorenz?"

„Das versteht sich."

„Versprichst du es?"

„Natürlich — vor den Ochsen bist du ja wohl nicht bange?"

„Wo denkst du hin?" sagte sie im Fortgehen.

(Fortsetzung folgt)

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Wöchentlich eine Nummer | № 34 | Alle 14 Tage ein Heft

Der Ueberkater

Von

Johannes Richard zur Megede

(Fortsetzung)

Ich erwartete Josefa noch nicht, aber ich erwartete sie hier, ich hatte das Gefühl, daß sich in Sirmione nur auf diesem Fleck mein Schicksal entscheiden könnte. Und ich habe an sie gedacht, wie man an das Liebste denkt, was man hat. Wenn's auch ein törichtes Gefühl war, so war's doch ein ganzes Gefühl, — und auch sie braucht sich dessen nie zu schämen.

Ich leide nicht an Ahnungen. Es war noch früh, und ich glaubte noch lange allein zu bleiben. Da stand sie plötzlich neben mir.

„Guten Tag, Herr Rin."

„Guten Tag, Gräfin."

Sie trug ein weißes, luftiges Kleid, auf dem Haar einen Strohhut. Eine rote Kamelie im Gürtel, sonst kein Schmuck. Sie wollte mir heute nicht wehe tun.

Sie war so jung und so schön wie stets, und ich kann mir nicht vorstellen, daß sie jemals alt werden könnte.

Wir sprachen über dies und das. Sie sprach hastig, ich muß wohl sehr einsilbig gewesen sein, denn plötzlich sagte sie: „Ich bin doch so nett zu Ihnen, — und Sie sind's gar nicht!" Sie hätte das nicht sagen sollen, und empfand es wohl auch nachträglich. Dann gingen wir eine ganze Weile stumm nebeneinander her. Wir wollten ja die Aussicht von allen Seiten genießen, sahen aber in Wahrheit nichts.

„Ist Ihre Frau Mutter mit hier?" fragte ich.

„Nein. Aber sie weiß, daß ich hier bin und mit wem."

Sie sah über den See weg nach der Gargnanoküste hinüber, die so weit, so weit war. „Es ist doch schön am Garda," sagte sie langsam und wandte sich weg.

Ich hätte antworten mögen: „So schön wie du selbst."

Und plötzlich, als wenn sie witterte, daß für mich wenigstens der Moment gekommen wäre, sah sie mir voll ins Gesicht. „Wir sehen uns heute zum letztenmal, Herr Rin!"

Es gibt Momente, wo auch der festeste Boden schwankt.

„Kommen Sie, Herr Rin, nach der Bank da, — ich möchte mich auch setzen. Und sagen Sie, bitte, nichts! . . . Ich habe nichts vergessen, nichts . . . Was ich Ihnen jetzt sagen werde, würde Ihnen wahrscheinlich kein andres Mädchen sagen. Ich brauchte es auch nicht, aber ich tu's . . . Meine Mutter weiß übrigens, was und wie ich mit Ihnen sprechen werde. Meine Mutter hat's selbst gewünscht. Sie ist eine ehrliche Natur, die leicht verkannt wird. Aber das entschied nicht, es war vielmehr die Angst, daß Sie mich für oberflächlich halten könnten. Der Gedanke wäre mir schrecklich. Ihnen gegenüber bin ich's bewußt nie

gewesen, das weiß Gott! ... Wir waren die ganze Zeit in Venedig, aber ich habe Venedig nicht gesehen, — ich bin in meinem Hotelzimmer geblieben ... Herr Rin, ich weiß, daß Sie mich gern gehabt haben, — und wenn Sie mit meiner Freundschaft vorlieb nehmen wollen ... Aber mehr kann und darf ich nicht. Ich habe mir das in diesen Tagen klar gemacht. Was ich für Sie fühle, ist Freundschaft, und niemand wird an Ihrem Wohlergehen herzlicheren Anteil nehmen als ich. Ich danke Ihnen geistig so viel, und von allen war mir der Abschied leicht, von Ihnen nicht... Ich bin verlobt, glücklich verlobt, wie Sie wissen, und die Welt würde mich steinigen wegen dieses Rendezvous hier. Aber wenn ich meinen Bräutigam auch in den letzten Wochen vernachlässigt habe, so habe ich ihn dennoch lieb. Ich bin seine Braut und werde seine Frau sein — seine treue Frau." Sie sprach klar und ich dachte klar.

„Noch zwei Fragen, Komtesse! Lieben Sie ihn?"

„Ja."

„Kennen Sie ihn?"

„Nein."

Und da ging mir das Herz vor Bitterkeit über. Sie hatte den Handschuh abgezogen und spielte wieder mit ihrem Ring. „Nun, Gräfin, noch ist dieser Ring ein leichtes Band, das Sie abstreifen können, wann und wie Sie wollen. Aber hüten Sie sich vor dem Augenblick, wo er zur schweren Fessel wird, die Sie sprengen müssen, um frei zu sein ... Ich bin abgetan, aber denken Sie an sich!"

Da fuhr sie zusammen. Sie wurde blaß, die Augen leer. „Das war wieder so was Häßliches! Ich sollte aufstehen und gehen ohne ein weiteres Wort."

„Gehen Sie ruhig, Gräfin."

Aber sie sah nur mit zusammengezogenen Brauen vor sich hin. „Sie sagten auch neulich so was Häßliches. Denken Sie, ich hätte es vergessen? Es hat mich so schwer gequält, und es quält mich noch heut... Und daß Sie mir dies sagen konnten, und daß ich's mir sagen ließ!..." Und unberechenbar, wie sie doch ist, fuhr sie fort: „Die Antwort will ich Ihnen jetzt geben. Ich wollte es eigentlich nicht, aber Sie sollen sehen, daß ich Ihnen nichts verschweige. Wenn mein Bräutigam morgen stürbe, was Gott verhüte, so wäre es ein großes Unglück auch für mich. Aber ich glaube, daß ich's ertragen würde ... Ich glaube überhaupt, daß ich viel ertragen könnte, ohne daran gerade zu sterben. Und das ist eigentlich ein schreckliches Bewußtsein. Jedenfalls was ich habe, gebe ich ihm und werde es ihm immer geben ... Vielleicht bin ich treulos — aber ich will's nicht sein. Und nun gehen Sie! Leben Sie wohl und vergessen Sie mich. Ich kann Ihnen nichts andres wünschen. Ich jedoch werde Sie nicht vergessen." Sie hielt mir dabei die Hand hin. Sie dachte wohl, daß ich diese Hand andächtig küssen würde. Aber ich küßte die Hand nicht. Ein Traum ist aus. Das harte Leben beginnt wieder. Ich möcht's nicht mit einer letzten Sentimentalität beginnen.

Ich ging den schmalen Grasweg am Rande der Uferfelsen zurück. Der See blaute herauf, aber er sagte mir nichts. Eine ganze Touristenkarawane kam mir entgegen. Deutsche und sehr elegant angezogen. Da hörte ich hinter mir einen flüchtigen Fuß. Die Touristen sahen mich von der Seite an. Es war Josefa, die atemlos mir nachgelaufen kam.

„Herr Rin — ich konnte nicht anders, ich konnte wirklich nicht anders! Aber ... nein — denken Sie lieber an mich da drüben! Ich werde ja auch an Sie denken. Und ich denke, es wird uns beiden gut tun, wenn wir uns immer wieder erinnern. Es war doch schön!... Ich habe noch einen Wunsch. Es ist nicht etwa Eitelkeit. Aber ich möchte nun einmal, daß Sie sich immer nur im Guten erinnern. Und wenn Sie einmal auf einem Berg eine Pflanze finden, die noch keinen Namen hat, und Sie sind um einen verlegen, — dann nennen Sie diese Pflanze nach mir."

Ich zögerte mit der Antwort.

„Bin ich wieder kindisch?"

„Nein, Gräfin. Es ist etwas andres. Ich muß von Ihnen los, ganz los. Es geht nicht anders."

„Adieu."

„Adieu."

Ich drehte mich nicht mehr um. Ich wußte, daß sie noch auf der gleichen Stelle stand, daß sie, warmherzig wie sie ist, noch einen letzten Abschiedsgruß erwartete. Ich konnte es nicht, ich durfte es nicht. Ich wäre dann doch zurückgekehrt, ihr noch einmal wenigstens zu sagen, wie lieb ich sie gehabt und wie schwer mir die Trennung für ewig. Aber ich empfand nur mit dem dumpfen Instinkt der Selbsterhaltung, daß ich alles tun müsse, um diese Frau niemals wiederzusehen.

Ich nahm mir in Sirmione sofort ein Boot, um nach Manerba hinüberzufahren. Manerba kam mir gerade in den Sinn. Ich habe da nichts zu suchen. Aber ich mußte fort, gleich fort. Ich befahl auch den Ruderern, sich scharf in die Riemen zu legen, obgleich das erst recht keinen Sinn hatte, es war ja noch so viel Zeit bis zum Abend und bis zur Rückkehr.

Als wir um das Kap herumkamen, da winkte von oben ein weißes Tuch. Es winkte wieder und immer wieder. Sie war also zur Stelle zurückgegangen, wo sie frei geworden war — und ich auch. Ich tat, als wenn ich sie nicht sähe, und starrte auf den Boden des Kahns. Torheit! Diese letzte Sentimentalität

hätte ich ruhig begehen können. Wenn ich auch zurückwinkte, jetzt war keine Gefahr mehr, der See lag zwischen uns, und der ist tief. Die Sonne hatte zu stechen angefangen, und ich erstickte fast in der Glut. Als ich bei Manerba zwischen den beiden kahlen Felsen hinaufstieg, mit dem Gefühl, daß eigentlich alles Illusion ist im Leben, wie diese beiden berühmten Totenmasken — man muß die Dinge nur näher besehen —, bedeckte sich der Himmel wieder mit kleinen Wölkchen. Und als ob ich's gar nicht mehr erwarten könnte, gab ich in dem nächsten Dorf mein Telegramm nach Berlin auf, daß ich annähme und in wenigen Tagen zur näheren Besprechung eintreffen würde. Dann irrte ich ziellos in der Gegend herum. Ich weiß nicht, wie sie aussieht, — das ist ja auch gleichgültig.

Erst am Spätnachmittage dachte ich an den Heimweg. Es war schwül, und der Himmel hing voll Wolken. Ich ging die Landstraße, wie sich's für vernünftige Leute schickt. Sie führt landeinwärts zuweilen mit Durchblicken auf den See. Ich konnte das Grand Hotel Gardone einmal deutlich sehen. Es schien nahe, aber das Wasser täuscht, wie alles. Es war noch recht weit. Ein sanfter Regen begann zu rieseln. Er tat mir wohl. Ich behielt immer ruhigen Touristenschritt bei, obgleich es schnell dämmerig wurde. Ich mußte ja bald die Bucht und die Lichter von Salò auftauchen sehen. Aber die Straße steigt und fällt und windet sich wie der See an dieser Uferseite. Es regnete stärker. Endlich in der Tiefe die Lichter von Salò. Aber ich konnte auch sehen, einen wie großen Umweg ich noch zu machen hatte bis nach Haus. Ich ging schneller, weil sich die Schleusen des Himmels recht tropisch reich öffneten. Unterwegs fragte ich ein altes Weib, ob es einen Richtweg gäbe. Ich weiß nicht, ob sie mich verstand. Jedenfalls zeigte sie hinunter auf den See, wo Land und Wasser in trägen Dunst verschwammen. Es war ganz finster geworden. Der neue Weg führte durch Olivengärten und Weinberge. Plötzlich stand ich vor einer steilen Schlucht, in der es rauschte. Ich hatte aber keine Lust, mir den Hals zu brechen. Gerade heute nicht! Das könnte so aussehen, als hätte ich dieses Ende gesucht. Ich stieg darum direkt zum See hinunter, irgend einen Fischer zu finden, der mich hinüberruderte. Ich ging auf gut Glück und hatte gut Glück. Aus einem einsamen Steinhause glimmte Licht. In einer wüsten Zimmerhöhle saßen drei fragwürdige Gestalten, einen Haufen gebackener Fische vor sich, der schmutzstarrende Tisch zugleich der Teller. Sie kauten bedächtig wie Lasttiere nach schwerer Arbeit. Ich wußte nicht, ob es Fischer oder Paschер waren. Jedenfalls hatte ich keine Wahl. Als ich dampfend hineintrat, musterten sie mißtrauisch meinen vollgesogenen Brescianzug und interessierten sich für meine kostbare Perlennadel mehr, als mir lieb war. Es war ein alter Fischer mit seinen beiden Söhnen. Sie sprachen erregt hin und her, aber halblaut und in einem Patois, das ich nicht verstand. Es hätte mir graulich werden können bei dem Gedanken an eine solche Bootfahrt und in solcher Nacht. Endlich erklärten sie sich bereit, mich für sechs Lire zu fahren. Ich hätte ihnen ohne Besinnen hundert gegeben, so gleichgültig ist einem zuweilen das Geld ... Sie bemannten mürrisch das große, schwerfällige Fischerboot, das wie ein Wrack halb auf den Strand gezogen im Wasser lag. Dann fuhren wir. Die beiden Söhne an den Rudern, der Alte am Steuer, im Stern eine winzige Laterne. Der See war schwarz, und mich umwallte widerlich Nebel und Wasserhauch. Der Regen strömte noch immer gleichmäßig aus seinen Schleusen. Ich saß mittschiffs, die schweren Ruder tauchten in die Flut. Ich hatte nicht die Befürchtung, daß mir irgend etwas passieren könnte. Aber wie die plumpen Rudergriffe mir rechts und links dicht am Kopf vorüberglitten, dachte ich wohl mit einem gewissen Behagen, daß ein einziger zufälliger Schlag mich betäuben könnte — und dann mit dem ausgeraubten Körper hinab in den See, der in solcher Nacht tief und verschwiegen ist wie das Grab! Hinten der alte, zusammengekauerte Mann, vorn die trübselige Laterne und unter den langen Ruderschlägen die dumpfgurgelnde Flut — eine Lustfahrt wahrhaftig nicht! Es war eine Stimmung, wo die sagenhaften Wasserungetüme vom Grund zur Oberfläche hinaufkriechen, um mit glitschigen Armen herabzuziehen, was sich in ihren Bann wagt. Aber sie kamen nicht. Und wie mir an diesem Tage alles scheinbar glückt und doch nicht glückt, so booteten mich die Unglücksmenschen aus Unverstand nach Hotel Gardone, wahrscheinlich weil sie annahmen, daß ein gut angezogener Fremder nur dort wohnen könnte. Dort blieb ich auch die Nacht. Ich war müde und hungrig. Ich aß auf meinem Zimmer und aß mit Appetit. Dann zündete ich mir meine Zigarette an und fühlte mich ganz wohl. Das Leben verlangt auch sein Recht. Ich saß lange. Ich wollte allein sein. Nach der Insel sehnte ich mich nicht. Ich brauche keine Menschen, am wenigsten gleichgültige Menschen. Dann fielen mir die Augen zu. Ich schlief in meinem Lehnstuhl ein und schlief wie ein Toter.

Ob sie wohl auch so geschlafen haben mag. Sie braucht ja nichts zu verschlafen.

*

Und am andern Morgen ... Wie der See blaute! Wie die Sonne lachte! Es war über Nacht voller Sommer geworden, noch ehe es rechter Frühling

gewesen war. Aus allen Gärten duftete es, und der Monte Baldo hatte nur noch eine ganz kleine Nachtmütze. Angesichts dieser leuchtenden Natur, die mir zum schlimmen Abschied gab, was sie mir zum guten Willkommen hätte geben sollen, krampfte sich in mir noch einmal alles zusammen. Ich fühlte zähneknirschend den Verrat des Schicksals. Ja, Verrat und nochmals Verrat!

Aber auf sie keinen Stein, niemals! Sie hat getan, was sie ihrer Natur nach tun konnte, — groß und klein zu gleichen Teilen, wie sie nun einmal ist. Und wie es kam, war's gut. Die Welt des Scheins und die Welt des Seins verbinden sich doch niemals dauernd. Ich habe sie geliebt — wie geliebt! ... Es sollte nicht sein, es konnte nicht sein. Ich aber beuge mich damit nicht heuchlerisch unter mein Schicksal. Im Gegenteil, ich will heraus aus seinen Fingern. Und indem ich mich mit einem Ruck losreiße von allem, was mir hier einmal lieb, ja heilig war, tue ich nur, was ich hier nicht tun konnte: ich mache mir wieder mein eignes Schicksal.

Und an dem gleichen Morgen bin ich auf den Pizzoccolo gestiegen, ohne Führer und Bergschuhe in meinem Brescianer Turenanzug. Es war eisig kalt, und der Sturm riß mich fast vom Gipfel. Aber da oben habe ich einmal wieder die Weite gespürt, und die alte Sehnsucht kam mir zurück, die Sehnsucht nach den uferlosen Weiten. Leb wohl, Garda! Wir werden uns nicht mehr wiedersehen.

Zum Diner war ich schon wieder in meinem Hotel. Daß ich am nächsten Tage abreisen würde, verwunderte scheinbar niemand. Jedoch man irrt sich. Als wir von der Table d'hote aufstanden, bat mich die Gräfin Quedenberg auf einen Augenblick ins Klavierzimmer. Die Frau weiß alles, selbst daß ich Graf Rhyn heiße. Sie weiß es lange, aber sie hat geschwiegen bis zum letzten Moment und gegen jedermann. Sie ist eine kluge Frau, die man nie durchschaut, die mich aber ganz durchschaute. Und wie kluge Frauen doch ihre Backfischwünsche haben, bat sie mich ernstlich, ich solle ihr einmal schreiben aus der Wüste — einen wirklichen Brief. Aus der Wüste schreiben? Wie ich das wohl anstellen werde ...?

Aber ich versprach's. Erst hinterher wurde mir die Tragikomik des Schicksals, die auch hierin liegt, klar. Den Herzenswunsch eines heißgeliebten Mädchens wies ich zurück, den Eitelkeitswunsch einer ungeliebten Frau erfülle ich.

Das war eigentlich mein Abschied vom See.

Nein, er war es doch nicht. Als wir in die Bucht von Riva dampften und ich noch einmal zurückschaute in die schimmernde, flimmernde, südliche Bläue, die ich von hier zum letztenmal in meinem Leben schaue, da sagte ich nur leise zu mir: „Ich will dich nie, nie wiedersehen, Josefa!"

Es war hier doch zu schlaff für unsereinen. Es ist Zeit, daß ich mal wieder Wüstenluft atme.

Zweiter Teil

Neuntes Kapitel

Ein Narr, der seine Meinung nie ändert!

Nun ich habe sie geändert. Und zurzeit schaukle ich auf den blauen Wogen des mittelländischen Meeres, das heißt der Abd-el-Kader, das russische Riesenschiff der Compagnie générale transatlantique tut das für mich, und ich wünschte manchmal, es schaukelte weniger.

Dazwischen liegt freilich manches.

Als damals jener Afrikareisende, ich glaube er hieß Rin, unsre Riviera verließ, nach ihm der Maler und der Kommissionsrat, letzterer mit Freundin und Nichte, was aber ebensoviel wie Geliebte bedeuten kann, schloß ich mich naturgemäß an Quedenbergs an, die sich aber als vollkommene Egoisten benahmen. Sie behandelte ihn miserabel, und er infolgedessen mich. Diesmal jedoch täuschte sich dieser Idiot in seinem Prügelknaben, denn ich verabreichte ihm einen jener gediegenen Durchzieher, die himmlisch rasch brennen und höllisch langsam heilen, dankbare Souvenirs, die sich auch später bei jeder Blutwallung noch feurig markieren. Der blödsinnige Graf forderte wutschnaubend den Wassertod für mich, die schurkische Gräfin sagte kaltlächelnd: „Vielleicht ist ihm das Gehenktwerden lieber."

Der Wirt stand verlegen dabei: es war ein vornehmer Gast, der Schmiß saß wundervoll tief und quer über der Nase ... Der Mann sah mich an und überlegte. Wo der Vorteil in Frage kommt, traue ich keinem Italiener, ihre Sentimentalität ist heuchlerisch wie die Freundschaft der Könige. Wenn ich bedenke, was ich für diesen Elenden alles getan habe — und er konnte auch nur einen Augenblick schwanken!

Menschliche Undankbarkeit, du bist grenzenlos! Mein Bourbonen-Auge umflort sich noch jetzt bei der Erinnerung, und ich neige nicht zu Gefühlsduseleien.

Die Zimmerluft ward mir also schwül, und ich schritt darum gemessen, aber so gesträubten Haares zwischen den drei Verbrechern durch, daß sie mit der Höflichkeit der Feiglinge auswichen. Nur die Jungfer der Gräfin, die sich gleich bei Beginn der Mensur hinter einen Fauteuil geflüchtet hatte, schrie wie besessen. „Der Kater ist ja toll, Frau Gräfin! Ach, der arme Herr Graf!" Sie zeterte eben wie ungebildete Leute. Darauf wurde mir noch ehrfurchtsvoller ausgewichen. Nur die Gräfin blieb stehen und sah langsam erst mich und dann ihren Mann an. — Ich verstehe, Frau Gräfin! Ich kann Ihnen aber

leider nicht helfen. Ich habe nur gekratzt, nicht gebissen, ich bin eben nicht toll. Also lieber keine überschwenglichen Phantasien in bezug auf die Gesundheit Ihres Herrn Gemahls!... O, ich kenne euch Weiber, und gerade diese Sorte war mir früher am sympathischsten.

Ich ging darauf in den Garten, still für mich eine Szene zu belächeln, die eigentlich nichts Tragisches hatte als eine zerkratzte gräfliche Nase. Der Spott der Table d'hote wird diesem Dummkopf nicht fehlen. Ich fühlte mich lange nicht so angenehm angeregt, als nach diesem Austausch von diplomatischen Liebenswürdigkeiten... Da, ich traue meinen Augen nicht, sehe ich den kleinen Schneider des Ortes mit seiner Donnerbüchse um die Buketts schleichen. Er ruft mit der einschmeichelndsten Stimme: „Carlo, Carlo, mio buono!“ und durchsucht dabei mit dem blutdürstigsten Auge alle Gebüsche. Ich wähnte, er huldige schon wieder seinem hoffnungslosen Jagdsport, war aber dennoch geneigt, ihm die Sorge für etwaige flügellahme Lerchen großmütig abzunehmen. Und schon sitzt mir ein sanftes Erkennungs-Miau auf der Zunge, da belehrt mich ein letzter blinzelnder Blick auf die neugierig gedrängten Köpfe im Souterrain-Fenster und die Idioten-Visage des Grafen auf einem Balkon, daß diesmal die Jagd einem königlichen Wilde gelten muß. Das ganze Hotel stiert wie gebannt. Ein jäher Gedankenblitz, ein instinktives Zusammenducken. Ha, Schurke, jetzt kenne ich deine schwarze Schneiderseele! Carlo der Olympier ist diesmal das Ziel, und sein sammtnes Angorakleid der Preis... Der Meuchelmörder hat mich noch nicht erspäht und tut mir mit seiner menschlichen Blindheit und seiner plumpen Heuchelei beinahe leid. Also man hält dich für toll, Carlo, man will dein Herzblut, man kommt zu dieser Untat wie zu einem Schauspiel. — Aber noch hat er Angst, dieser gedungene Schurke, seine Schneiderseele bebt... Und wie ich jetzt diese dürren ahnungslosen Beine kaum einen Schritt von mir erblicke, erfaßt mich mit der Verachtung all dieser Elenden zugleich eine unsagbare Wut. Ich will dir einen Denkzettel geben, den du nie vergißt! — Und im Augenblicke fahre ich auch schon aus meinem Versteck, stürze mich auf den Schurken, zerkratze seine Beine, seine Hände, sein Gesicht: die Muskete war ihm natürlich sofort aus der Hand gefallen. Und er vermag weiter nichts als feige zu schreien, zu wimmern, und die im Hotel vermögen auch weiter nichts, als gellend wie ein Echo in allen Sprachen zu rufen: „Er ist toll! Er ist toll! Um Gottes willen seht doch! Dieser scheußliche Kater!... Die Wirtin, meine falsche Freundin, schrie am lautesten. — Darauf entsprang ich mit einem letzten Wutschrei, einem letzten Prankenhieb über die Parkmauer auf Nimmerwiedersehen. Dies Hotel und ich, wir kennen uns nicht mehr!

Aber anstatt sofort in die Weinberge zu fliehen, stieg ich lieber vorsichtig in die nächste Bodenluke, wo ich die Folgen meiner Tat gefahrlos übersehen konnte. In weniger als einer Viertelstunde glich dieses ganze übelriechende Banditennest einem aufgerührten Bienenschwarm. Alles schwatzte, schrie, fuchtelte mit den Händen, Bürger zogen mit Musketen, Schornsteinfeger mit Knüppeln gegen mich aus, und Frauen fuhren wie wahnsinnig mit Besen auf die zahnlosesten Kater-Invaliden los. Dienstmädchen kreischten, Kinder heulten. Und die ganze feile Gesellschaft, die uns allen eben noch maßlos geschmeichelt hatte, warf Steine, hetzte Hunde, versuchte mit allen Mitteln ihre guten Geister zu vertreiben. Dabei waren sie feige, hatten Angst, stoben bei dem leisesten grünäugigen Fauchen entsetzt zurück. Denn auch über mein Geschlecht war eine natürliche Panik gekommen. Keiner war sich einer Sünde bewußt, keiner hatte gebissen, keiner war toll, und nun diese unbarmherzige, sinnlose Verfolgung! Alte Veteranen rasten mit heiserem Angstschrei glatte Mauern in die Höh, Katzenjünglinge klammerten sich, kläglich miauend an Fensterkreuze, eine gelbgefleckte Katzenjungfrau zerzauste ihren eignen flüchtenden Oheim, der hilfesuchend den Familien-Balkon erkletterte: Sie wähnte ein Attentat gegen ihre Ehre! Und während die beiden miteinander verzweifelt rangen, wurden sie beide gemeinsam vom Hausknecht erschlagen, denn die waren doch beide offenbar toll. — So stieg der Wahnsinn der Verfolger wie der Verfolgten. Aber zur Ehre meines Geschlechts sei es gesagt: Die Menschen waren zuerst toll, nicht die Katzen. Ich weiß nicht, wie viele der Unsern ihr Leben aushauchten und wie viele Menschen gebissen wurden. Das ganze Nest war eben tollwütig! — Ich rührte mich natürlich nicht aus meinem Versteck. Ein Gefühl dämonischer Ueberlegenheit erfüllte mich. — Es war zufällig das Orts-Gefängnis, dem ich die Ehre schenkte. Unter mir tobte unausgesetzt der dürre Schneider in seiner Zelle. Sie hatten ihn sofort gegriffen, an Händen und Füßen gefesselt hierher gebracht. Und je mehr er schrie und heulte und um Mitleid bat, um so fester schnürten sie ihn, bis er in seinem dumpfen Kellerloch tatsächlich zu schäumen begann vor Schmerz und Wut. War er vorher nicht toll gewesen, so war er's jetzt. Und aus seinen wirren Reden war zu entnehmen, daß er selbst am festesten an seine Tollwut glaubte. An den vergitterten Fenstern standen seine Frau und seine Kinder und schauten mit schmerzlicher Genugtuung zu, daß wenigstens der erste tollwütige Mensch sofort unschädlich gemacht worden war. Und der Papa, dem sie ab und zu Trostworte zuriefen,

empörte sich darüber nur noch mehr. Wären sie ihm zu nahe gekommen, er hätte sie ganz sicher gebissen, und sie hätten sich ganz sicher für toll gehalten. So sind und bleiben doch überall die Menschen die Märtyrer ihrer eigenen Phantasie! —

Gegen Mitternacht, wo sich der wüste Lärm zu einem echt italienischen Straßengeschwätz gedämpft hatte, zog ein Trupp versprengter Grauröcke geschlossen und finster über die Dächer. Diesem Trupp schloß ich mich an. Es waren mutige Männer, die beschlossen hatten, ins Gebirge auszuwandern. Leider auch Phantasten! Von Weinbergs-Mäusen zu vegetieren, die unerträglich fade schmecken, auf Steinhühner nur zu pürschen, die es hier nicht gibt, oder gar von Junghasen zu träumen, die es hier nie gegeben hat —, das ist etwas für Kater, nicht für Ueberkater. Der Pastetenmagen eines Diplomaten eignet sich nicht für Landsknechtsdiät. Auch sonst war es eine Gesellschaft voll gemeiner Instinkte. Wenn der Wanst kümmerlich gefüllt ist, wird ihnen schon kannibalisch wohl. Trotzdem blieb ich in dieser Gemeinschaft. Man muß doch leben! — Die einzige wirkliche Herzensfreude war mir nur, daß der schneeweiße Carlo mit den Vergißmeinnicht-Augen, den die ganze Riviera kennt, bloß auf einer Vignenmauer zu erscheinen brauchte, und die Menschen-Gesellschaft nahm vor ihm Reißaus, wie vor dem Gottseibeiuns selbst. Ich wurde darum zum Bandenführer bestimmt. Die Grauröcke trauten mir wohl übernatürliche Kräfte zu. Aber langsam begriffen sie, daß gerade die genialsten Freiherren die schlechtesten Freischärler sind. Und weiter sickerte auch die Wahrheit durch, daß ich der intellektuelle Urheber jenes Gemetzels und demnach auch der Tollwütige sein müsse. Bei dieser Gelegenheit benahmen sie sich genau wie die Menschen: sie hätten mich herzlich gern auf die Seite gebracht, aber sie fürchteten meinen unheilbaren Biß. Und nie bin ich achtungsvoller behandelt worden, als von dem Augenblick an, wo ich auch den Freikatzen als tollwütig galt!... Ich benahm mich danach, ließ die andern jagen und verlangte selbst nur die saftigsten Bissen. Aber mit diesen wilden Burschen, die vor meinem imaginären Tollwutbiß ebenso feige zitterten, wie die Menschen vor einer toten Cholera-Bazille, war doch kein dauernder Pakt möglich. Sie kannten weder weiche Betteppiche noch emaillierte Eßschüsseln, ihre ganze Diplomatie bestand in der Mäusejagd —, und eines Tages mußte es sich doch ereignen, daß sie ihren großherzigen Führer hinterrücks meuchelten. Ein hagerer Wegelagerer, der sich zu uns gesellte, sah ganz nach einem gedungenen Mordbuben aus. Ich sah über den Burschen scheinbar nichtachtend hinweg, beobachtete ihn aber auf das schärfste. Und als ich wie gewöhnlich mein Mittagsschläfchen blinzelnd absolvierte, gesellte sich mit einem raschen Sprunge dieser Wegelagerer zu mir. Ich fuhr blitzschnell in die Höhe, und wir standen Auge in Auge. Er strich sich aber nur höhnisch lächelnd die Schnurrhaare. „Nehmen Sie sich in acht, mein Herr!“ sagte ich eisig. — „Nimm dich selbst in acht!“ antwortete er brutal. — „Kanaille!“ — „Nichtstuer!“ Aber er räumte doch das Feld, weil der hinterlistige Ueberfall nicht gelungen war. Mein Bourbonenange lähmt Gott sei Dank noch immer Mörderhände. Doch die hohnlächelnde Art, wie er ging, zeigte mir, daß mein Stern unter diesen Briganten im Sinken, das heißt, daß die Bande geruhte, an meiner Tollwut zu zweifeln... Die Sonne bewölkte sich gerade leicht, vielleicht waren Regentage in Sicht, die wohl ein Landstreicher, aber kein Prinz außerhalb seines Schlosses verbringen mag. Der See ward mir auf einmal so grau und so eng, die Erfahrungen meiner Jugend bis heute erschienen mir begrenzt, einseitig, wie der Horizont dieser Berge. Ich fühlte eine dunkle Sehnsucht nach dem Grafen Rhyn, der vielleicht jetzt schon in einem wunderbaren afrikanischen Wüstenschlosse weilte. — Das war der Mann! Keine Aeußerlichkeiten, keine Schliche, aber Kraft!... Und auch diese Josefa, so jung, so reizend, mit ihrer unerschöpflichen Kakesbüchse! — Wo mochten sie weilen? — Und ich muß gestehen, daß ich im Gedenken an diese lieben deutschen Menschen von einer wilden Abneigung gegen Italien, den Garda, das Hotel überkommen wurde (das Hotel wäre, wie ich mir überlegt habe, ja doch sowieso eine Unmöglichkeit fürder). Wenn du die beiden suchtest, fändest? — Es waren nicht Leute, die ihre Gesinnung ändern... Und dann die weite Welt, die andre Küche, die Fülle von Interessantem, die sicher hinter dem Monte-Baldo-Buckel wohnt! Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben! Ich bin jetzt Mann, es ist die höchste Zeit... Und dabei mache ich mich auch schon auf, eigentlich ungewollt, wie getragen von meiner Sehnsucht, meinem Bildungstrieb —, ich glaube auch, daß der Kopf von dem hageren Wegelagerer und mit ihm noch viele andre Galgen-Physiognomien sich in dem nächsten Weinberge zu bedenklich schaffen machten... Die Sehnsucht trieb mich stärker, ich eilte, sprang, ich weiß selbst nicht mehr, aber das Gefühl war wirklich übermächtig. Und hinter mir tobte wie eine Meute das Galgengesindel, ich mußte alle meine Kräfte aufbieten, um nicht gerade von diesem Hageren erreicht und gemeuchelt zu werden. Der dürre Schneider war nämlich an demselben Tage aus dem Krankenhause in Mailand als niemals tollwutkrank entlassen worden und spazierte enttäuscht auf der Piazza.

Gegen Abend verschlang ich heißhungrig eine Anzahl

fauler Fische, die am Strande umherlagen. Sie waren so geschmacklos wie das ganze Italien. Ich empfand eine stumme Verzweiflung. Im Mondenschein erglänzte die weiße Gardafläche. Ein letzter Sprung, ein letztes Gurgeln, addio Carlo!... Dabei erinnerte ich mich zur rechten Zeit, daß ich vorzüglich schwimmen kann und das Wasser unerträglich naß ist. Und die Gedanken aus Rins Tagebuch (ich meine natürlich des Grafen Rhyn, meines deutschen Freundes) fielen mir ein: Bleichsüchtige Jünglinge sterben an gebrochenem Herzen, aber nicht Männer. Für die wird noch immer etwas zu tun übrig bleiben, und für einen Ueberkater erst recht!... Gedacht, getan, ich faß der nächsten besten Wasserratte an der Gurgel.

So lebte ich Tage. Ich fühlte wieder die Selbstmordgedanken kommen. — Ja, Carlo, du warst viel zu treu, viel zu arglos... Aber es gibt doch noch Götter. Ich saß nämlich gramzerrissen eines Nachmittags wieder auf einem Säulenstumpf. Der Dampfer von Salò kam langsam heran, pfiff heiser, legte langsam bei. Auf der Landungsbrücke zwei Gestalten, helle Sommerkleider, befreundete Gesichter. O, deutsche Frauen, wie ich euch verehre, anbete! — Es waren die Gräfin Angern und Tochter... Ich muß zu ihnen! Ein Schleier legt sich auch jetzt noch während des Schreibens über meine Augen, ein dichter Schleier. Ich spüre die Terriers über mir, die Sinne schwinden, wie im Traum höre ich noch eine liebe Stimme. Und dann finde ich mich wieder im Cervo auf einem Sofa, in eine Reisedecke gehüllt, die beiden Frauen über mich gebückt: „Aber der Kater ist ja toll! Deine Freundin Jeanette hat dir doch detailliert die ganze gräßliche Geschichte geschrieben —, Josefa, du bist kaum vernünftig geworden und verlangst schon wieder das Unvernünftigste!" — Darauf meine großherzige Freundin: „Ach, Mama, der Quedenberg ist ein Trottel, und dieser Schneider wahrscheinlich auch, und weil sie ihn gequält haben, hat er sie natürlich gebissen und -gekratzt... Du weißer Prachtkerl, nicht wahr, mir tust du nichts? Du weißer Prachtkerl..." Dabei preßte sie die Lippen zusammen, und eine ganz richtige Menschenträne perlt zwischen den Lidern durch: „Und wenn er auch toll wäre, Mama, ich denke manchmal, es wäre besser, ich kehrte niemals mehr nach Deutschland zurück." — „Um Gottes willen, Josefa, die alte Geschichte!" — „Alte Geschichte? Mir ist sie noch recht neu..." Ich begriff den Zusammenhang nicht. Aber im Nebenzimmer rasten die Terriers gegen die Tür und beschimpften mich in allen Hundedialekten aufs gemeinste. Und ich war so runter mit meinen Nerven, daß ich am liebsten mit dieser Josefa mitgeweint hätte, jedoch weil ich nur über Krokodilstränen verfüge, begnügte ich mich, immerfort diese weiße Hand zu küssen, was sehr gnädig von allen Anwesenden aufgenommen wurde.

Wegen dieser alten Geschichte, die aber zu meinem Bedauern niemals wieder berührt worden ist, bin ich nach Deutschland mitgenommen worden. Nicht etwa auf dem Stroh eines Hunde-Coupés, wie die Terriers, sondern auf dem Schoß einer reizenden Dame, Luxus-Zug mit kleinem Trostdiner im Küchenwagen. Es war eine reizende Fahrt. Und obgleich einige ältere Herren knurrten, suchten doch verschiedene jüngere durch Vermittlung der jungen Gräfin mit mir bekannt zu werden, es kann aber auch umgekehrt gewesen sein; ich weiß nicht mehr recht. Dann kamen trubulöse Zeiten. Sommer-Aufenthalt auf einem Landgut, Herrichtung der Aussteuer. Ich verstehe eigentlich nicht, warum die alte Dame mit der Hochzeit der Tochter so eilte!... Gesellschaften, Besuche des Bräutigams, Rangstreitigkeiten mit den Terriers, die nur langsam begreifen, daß ich jetzt hier zu befehlen habe. Der Sommer in Deutschland könnte ein Eden sein, wenn man den Singvögeln etwas näher lauschen dürfte. Für Parkbäume zum Beispiel sind Nachtigallen direkt schädlich. Das ist der einzige bedauerliche Gegensatz zwischen mir und meiner reizenden Gräfin: „Wilderst du, Carlo, so schießt dich der Jäger tot!" — Bei diesen Ausbrüchen menschlicher Unklugheit, die meist vor einem ausgestopften Papagei mit geschwungener Hundepeitsche stattfinden, geruhe ich, die unschuldvollsten Vergißmeinnicht-Augen gen Himmel zu richten. Ich verstehe scheinbar nicht, das heißt, ich werde mich schwer hüten, die gemütlichen Tete-a-tetes mit Sperlingsfamilien auszuposaunen. Jedoch die Terriers als richtige Polizeispione führen atemlos kläffend Buch über jede Nest-Visite, obgleich sie als echte Denunzianten mit den nützlichen Füchsen genau so umgehen, wie ich mit den schädlichen Nachtigallen. Es ist eben alles manière de voir! Ich spreche grundsätzlich nicht deutsch mit diesen Botokuden, was sie maßlos ärgert. Mit der Gräfin kaufiere ich italienisch. Und das wurmt wieder die Bodenkatze, die infolge ihres stumpfsinnigen Lokal-Patriotismus nur einen ganz scheußlichen Dialekt spricht; mit sämtlichen Gutskatern lebe ich auf Kriegsfuß, dagegen gibt es verschiedene kleine Miezen, die grenzenlos in mich verschossen sind. Es ist nicht der große Staatsmann, der blauäugige Adonis, es ist der Fremde, der Italiener, der die Weiber so magisch anzieht.

Solch idyllischem Dasein wurde ich eines Tages ohne jede Einleitung entrissen. Ich fuhr wieder einen Tag und eine Nacht in einem dunkeln Verließ und erwachte als — Kürassier-Kater. Wir sind ein sehr vornehmes Regiment, und wenn ich die Zimmerflucht

unsrer „bescheidenen Leutnants-Wohnung" ansehe, so frage ich mich gleichzeitig, in welchem Palais dementsprechend der Oberst wohnen muß. Jedoch in den glänzendsten Appartements wohnen eben wir, was ich in bezug auf die Charge des Freiherrn von Lasowitz etwas wunderbar, in bezug auf mich nur selbstverständlich finde. Ich glaube nicht, daß wir beliebt sind, aber wir sind furchtbar reich, furchtbar vornehm, und weil wir jeden Augenblick sagen können, wir pfiffen auf den königlichen Dienst, werden wir es wahrscheinlich bis zum General-Inspekteur bringen. Ich glaube, daß speziell meine jugendliche Freundin es glühend wünscht, während ihm mehr an Rennpreisen liegt. Im übrigen ist die Ehe glücklich. Ein Kind wurde geboren und starb Gott sei Dank wieder. Die gnädige Frau geht kohlschwarz. Seitdem bleiben die Herrschaften viel zu Haus. Sie liest, er raucht. Aber ich verstehe mich wirklich nicht auf glückliche Menschen-Ehen. Denn urplötzlich fängt sie an zu weinen, schiebt ihn mit der Hand fort. Eine Stunde später küßt sie ihn wieder leidenschaftlich und will ihn gar nicht loslassen. Und das alles dieses albernen Kindes wegen ... Ich denke — nein, ich werde mich hüten, zu denken! Denn als ich neulich meiner reizenden Josefa einen besonderen Dienst zu erweisen glaubte, indem ich bei der ersten großen Gesellschaft nach der Trauer der Kommandeuse auf den Schoß sprang, heuchelte diese alte deutsche Weibsperson einen Ohnmachtsanfall, ich wurde beschimpft, gestäupt, vor die Korridortür geschmissen, wo sich die Terriers sofort über mich hermachten. Der vierschrötige Bursche stand interessiert dabei, und ohne die Hilfe der Jungfer wäre ich wie ein gemeiner Dorfkater einfach abgewürgt und später wahrscheinlich zu einem Kürschner geschleppt worden. Da war es mir denn selbst angenehm, solchem Garnison-Einerlei entrissen zu werden. Diese Lasowitzens schickten mich im Winter wieder auf die Sommerfrische, wo ich von der alten Gräfin nur deshalb protegiert werde, weil ich einmal von der Tochter protegiert worden bin. Ich war tief gekränkt, wünschte diesem Kürassier-Leutnant einen Beinbruch und seiner Frau jedenfalls kein zweites Kind ... Aber als Josefa ein halbes Jahr später, strahlend vor Jugend und Glück, auf meinem Gute erschien, um mir mitzuteilen, daß sie auf ein halbes Jahr à la suite gestellt worden seien, um in Algier und so weiter die schwankende Gesundheit wieder zu befestigen, da fühlte ich den Tatendrang des Mannes und den Instinkt der Treue so stark wie nie, ich mußte mit! Es war nicht leicht. Aber weil ich weiß, daß die Menschen an Wahnvorstellungen leiden, zum Beispiel auf zwei Pfoten gehen anstatt auf vieren — aus Eitelkeit; die Frauen am meisten lieben, die sie am meisten betrügen — aus Verblendung; die Hunde verzärteln, die gegen ihre Natur wie die Katzen schmeicheln — aus natürlicher Dummheit; so beschloß ich denn, täppisch wie ein Hund um meine Freundin herumzuspringen. Und was meine herzliche Liebenswürdigkeit nie vermocht hätte, vermochte mein plumpes Gaukelspiel. Ich hätte Josefa höher eingeschätzt! — Meine Katzenklugheit, die echt ist, läßt sie kalt, meine Hundetreue, die falsch ist, rührt sie ... Nun verstehe ich auch die Einrichtung der menschlichen Tränendrüsen, nützlich gebraucht sie nur der, der unter ihnen das Lachen verbirgt. So wurde ich also mitgenommen. Eine kleine Schwäche besitzt diese Frau nun einmal für mich, eine inkonsequente Schwäche, die wahrscheinlich nur daher kommt, weil ich so konsequent bin. Die Terriers bleiben zu Haus. Der Kürassier, dem das Arrangement gar nicht paßte, sagte: „Na, hoffentlich fällt die Bestie unterwegs über Bord." Die Gnädige zuckte darauf als Antwort nur die Achseln. Sie weiß, daß ihn das am meisten ärgert, darum tut sie's, die gute liebe Frau.

Vor meinen Augen beginnt es zu schwanken, der Abd-el-Kader schlingert auf einmal unerträglich! Ich verwünsche meinen Wissensdurst und beneide von ganzem Herzen die Korridorkatze auf meinem deutschen Schlosse.

*

Ein Tagebuch? — Was ich als Backfisch einst unterließ, tue ich töricht als junge Frau. Schadet nichts! Um die Dummheiten kommt man doch nicht herum, ob nun vor oder nach der Hochzeit. Denn schließlich jede hat mal Verse gemacht, im Traum geküßt, ein Tagebuch verbrochen, angefangen und nie vollendet ... Und auch diese drei Torheiten sollten der fast sechsundzwanzigjährigen Freifrau Josefa von Lasowitz noch bevorstehen? Ernstlich, ganz ernstlich?... Da muß ich wirklich lachen. Ich möchte diesen Anfang beinah meinem Peter zeigen, der mich für maßlos kapriziös hält, der arme Peter, der eigentlich immer am Kreuzweg steht, sich den Kopf zerbricht, ob ich wie ein Durchgänger mit Höllen-Kandare und festem Zügel geritten werden muß, oder wie ein difficiler Dreijähriger mit leichter Trense, weichem Schenkel ... oder wenn ich's unsern Leutnants zeigte, die so rührend traurig von der schicksten Frau des Regiments schieden ... oder meiner Mutter, die mich so leidenschaftlich liebt ... Ach, sie kennen mich ja alle nicht! — Und ich kenne mich selbst erst recht nicht und will mich gar nicht kennen. Selbststudium, lieber nicht! Gewisse Frauen sollen die Hände davon lassen.

Noch bin ich jung, hübsch, begehrenswert. Da kann ich nach Wahl eine kleine Heilige oder eine große

Sünderin sein, eine Partei werde ich immer haben, solange der Reiz vorhält. Steht mir also die Wetterfahne auf Ehrgeiz, dann stachle ich meinen Peter zum Generalstab an; steht sie auf Leichtsinn, dann amüsiere ich mich köstlich mit dem jüngsten Leutnant; steht sie auf Pietät, dann reise ich zu Mama aufs Land. Ich bin im Fasching geboren, und so treibe ich's. Nur immer Neues. Neue Menschen, neue Sachen, neue Empfindungen. — Was ich will, setze ich durch. Und das ist gut so... Denn diese Quecksilbersäule leidet auch an Depressionen, an tiefen, tiefsten Depressionen, von denen die Welt nichts weiß. Da kann ich stundenlang auf einen Fleck starren, denken, grübeln, mich verzehren in einem dumpfen Weh. Mein totes Kind fällt mir ein und vieles andre, und wie alles im Leben nur halb ist. Dann kann ich weinen, wie ein Backfisch über einem Rührgedicht. Und wenn mich Peter einmal dabei überrascht, dann heißt's stirnrunzelnd: „Weibliche Launen." Und sieht's meine Mutter, dann heißt's liebevoll: „Schmerzliche Stimmungen." Sie können mir beide nicht helfen. Es ist ja nur ein unklares Wehegefühl, ein unverstandenes Sehnen. Ich weiß selbst nicht, aber es steigt so heiß und qualvoll in mir empor. Ich möchte, ich möchte... Und wer mich dann reizt aus Härte oder Güte, der tut's auf seine Gefahr! Da bin ich leidenschaftlich, rachsüchtig, kenne mich nicht mehr. Sie hüten sich auch jetzt. Es gab einmal eine Szene, es war am Totenbette meines Kindes, und sie versuchten mich zu beruhigen auf ihre Art, die beiden, von denen der eine nicht wissen konnte, der andre nicht wissen durfte, was mir dieses Kind bedeutete. Sie meinten's gewiß gut. Aber da kam wieder der Strom, der starke dunkle, der wahllos hinwegspült, was uns sonst erfüllt, und ich sagte heiser zischend, meiner selbst nicht mehr mächtig: „Macht, daß ihr fortkommt! Was geht euch mein Kind an?"... Und da war ich endlich allein mit mir. — Es war eine Fieber-Wallung, wie im Leben wahrscheinlich alles Fieber-Wallung ist, aber es hat mich und sie belehrt, daß in mir etwas lebt, was man nur schaudernd ahnt.

Im Herzen und mit Worten habe ich sie später beide um Verzeihung gebeten. Meine angebetete Mutter, die nur für mich gelebt hat, nur für mich, und meinen armen Peter, der mich so lieb hat, und den ich doch auch lieb haben muß, denn sonst hätten wir ja nicht zu heiraten brauchen... Aber von jedem Feuer bleibt Asche zurück. Und mag auch der Rest noch so klein sein, man sieht's doch argwöhnisch und denkt: Wenn da plötzlich wieder eine Flamme auflohte, aber wilder, verzehrender, so stark, daß ihr Gluthauch uns alle tötet... Und das ist mein Gespenst, und um diesem Gespenst zu entgehen, lebe ich wie ich lebe. — Die kokette, die kapriziöse, die seichte Frau von Lasowitz. Als wenn von den Schwadronstanten das Urteil nicht täglich gefällt würde!... Aber dieses Leben führe ich nun seit Jahr und Tag und muß leider gestehen, daß Herz und Sinne bei der Gelegenheit eigentlich kühler werden, statt heißer. Das ist der öffentlichen Meinung natürlich unbegreiflich. — Es ist übrigens kein ernster Anfall wiedergekommen, ich fühle mich körperlich und geistig ganz normal. Mein Mann hat die unsinnige Szene damals vielleicht ganz vergessen, Mama sicher nicht. Sie kennt ja nur die guten, reinen Triebe der Frauen, darum war ihr der unreine Strom damals so unverständlich. Aber gerade darum denkt sie für mich, wacht über mich und beargwöhnt liebevoll diese Tochter, die scheinbar so gleich und in Wahrheit ganz anders geartet ist wie sie. Gute, liebe Mama! Ich war eben jung und töricht, und das ist nun endgültig vorüber. Und wie ich's ihr versprochen habe, nie mehr einen gewissen Namen zu nennen, und wie ich's gehalten habe damit auch im Denken seit des Kleinen Tod: so kannst du heut über das alles ganz ruhig sein. Dir gleich werden an Güte kann ich nicht, wie du ja auch immer viel schöner gewesen sein mußt, als ich es je war —, aber ich will an dich denken, dein Bild sehen, immer auf dieser Orientreise, die Peter und mich in die Wüste führen soll, und doch nicht in die Wüste.. Verzeihe diesem wandelbaren, unklaren Geschöpfe, das als Tochter die Mutter hoffentlich nie ganz verleugnen wird.

(Fortsetzung folgt)

Einem Dichter

Von

Käte Cajetan-Milner

All deine Lieder duften
Von Sommerblumen schwer.
Ein trauriger blasser Falter
Schwebt müde drüber her.

Was half's, daß du aus den Rosen
Gierig den Honig trankst,
Und nun unter seelenlosen
Blumen nach Seelen krankst?

Ich weiß, wo in weiter Ferne
Eine einsame Seele lebt —
Sie denkt an den blassen Falter,
Der müd' über Blüten schwebt.

Am Ellwurth

Erzählung

von

Thusnelda Kühl

(Fortsetzung)

Jeden dritten Sonntag kam Dietrich nach Hause und durfte bis zum Sonntagnachmittag zur Melkenszeit bleiben.

Nur ein einziges Mal während Anna Venas Ferienaufenthalt traf er sie. Diese einzige Begegnung fand auf der Lohdiele statt, jener großen Tenne, auf der in lang vergangenen Zeiten der Pflugwirtschaft der Dreivierteltakt der Drescher erklungen war.

Anna Vena, das Haar voll Heu und Staub, kroch die Bodenleiter hinab und hütete dabei ängstlich die Eier in ihrer Schürze.

Eben war Dietrich durch das große Tor eingetreten, und nun starrten sie beide einander an. Sie dachte erstaunt, was für ein großer, hübscher Junge der wäre, und er fand das kleine Aschenbrödel verwunderlich häßlich. Wie ihm das Ding nur je hatte gefallen können! Ein mageres Gesicht, glattes geflochtenes Haar, vorn im Mund fehlte ein Zahn und zu allem übrigen noch das mausgraue Kleid!

Es dauerte einigermaßen lange, bis sie über das „Guten Tag" hinauskamen.

„Was hast du denn da?" fragte er endlich, obschon er wußte, was es war.

„Eier," sagte sie eifrig. „Die suche ich immer in dem Stall und auf dem Boden — überall! Neulich fand ich ein Nest mit zehn! Immer wenn ich fünfzig zusammen habe, gibt mir Hanne einen Groschen," fügte sie bescheiden hinzu und doch so stolz über das Selbsterworbene.

„Ich habe zwanzig Mark Eiergeld in der Sparkasse!" prahlte er, und sie sah ihn respektvoll an. Dann gingen sie zusammen ins Vorderhaus, und unterwegs erzählte sie ihm, was sie alles zu tun habe.

„Das hast du ja gar nicht nötig," meinte er und sah sie von der Seite an.

Nun war es aber an ihr, Ansichten zu entwickeln.

„Doch!" widersprach sie bestimmt. „Ich muß Landwirtschaft lernen, denn Ellwurth gehört mir, ich werde doch vielleicht keine Zeit finden, Medizin zu studieren, denn wenn ich groß bin, muß ich den Hof bewirtschaften."

Er wußte nichts von Medizinstudieren, aber wie ein Schrei gellte ihm ihr halblautes Plauderwort im Ohre: „Denn Ellwurth gehört mir!" Mancher Tag hatte seine Wellen über sein erstes großes Leid gerollt, und die Wellen machen doch den härtesten Kiesel glatt und eben! Wie hatten sie's denn nicht vermocht mit jenem spitzigen Kieselstein, der vor Jahr und Tag auf den Grund seiner Seele gefallen war?

Das Mädchen plauderte ohne Ermüden, fragte und erzählte — es tat ihr unbewußt wohl, mit einem jungen Menschenkind zu reden. Aus dieser dumpfen Sehnsucht heraus, die gleich und gleich einander zugesellt, hatte sie sogar seit einigen Tagen Mite Holms anfangs hochmütig zurückgestoßene Gesellschaft gesucht. Sie hatten mit Mites Puppe gespielt, und zwar in der Weise, daß Anna die Mutterrolle übernahm, Mite Bonne sein mußte und die Puppe selbstverständlich das also behütete Kind.

Die Bonne wurde sehr nachdrucksvoll „Fräulein" tituliert, und Frau Fresendelff junior beklagte sich darüber, daß Fräulein dem Kinde so schlechte Sprache und Manieren beibrächte. Fräulein aber war begriffsstutzig, sagte ausnahmslos „mir", gleichviel, ob Dativ oder Akkusativ gemeint war, sintemal mir klangvoller ist als mich, putzte die Nase mit dem Finger und biß Nägel. Da hatte sich Frau Fresendelff junior doch genötigt gesehen, Fräulein zu entlassen. Gottlob war nun ja aber Dietrich da!

Sie scharten sich vergnügt um das Abendbrot, nur Hanne entdeckte in dem hübschen, ernsthaften Gesicht ihres Knaben einen Zug von Geschlagenheit. Sein Blick ging öfter durch das Küchenfenster hinaus in den Garten mit einem Ausdruck von Sehnsucht und Klage.

Lorenz war rührend glücklich, wenn der Junge da war, und redete ordentlich mit ihm wie mit einem Mann. So sprachen sie von Viehpreisen, von dem Stand der Weiden und was dergleichen kluge Männerrede mehr war! Am Ende meinte er, ob Dietrich noch einmal mit über Land wolle, um nach den Enten zu sehen.

Anna war der ganzen Unterhaltung aufmerksam gefolgt und erklärte nun lebhaft, sie wolle auch mitkommen.

„Geht nicht, kleines Fräulein," sagte Lorenz kopfschüttelnd. „Kleine Mädchen können nicht mit dem Klotstock über Gräben springen!"

„Du sagst immer, kleine Mädchen können dies nicht und können das nicht, Lorenz," versetzte sie gekränkt. „Ich kann wohl mit dem Klotstock springen!

Ich muß es ja auch lernen für später — Vater hat geschrieben, Ellwurth gehört mir."

„Willst du Hanne und mich denn später vor die Tür setzen und alles selbst tun?" fragte Lorenz vorwurfsvoll.

„Mein bester Lorenz, wenn ich groß bin, sind du und Hanne doch schon lange tot," sagte sie tröstend.

„Oha, Anna Vena, das hoffen wir doch nicht," seufzte Lorenz, den seine Jahre noch nicht eben drückten.

Nun gingen die Männer über Feld, um nach den an den Grabenrändern ausgesetzten Enten zu sehen, und Anna Vena trotzte, weil man sie nicht als vollwertig in der Landwirtschaft ansehen wollte. Sie ging in den Garten, um ein paar Johannisbeeren zu naschen, die aber schmeckten sauer. Dann lief ihr Mine, die Katze, über den Weg, da gedachte sie weiterzugeben, was man ihr zuleide getan, und kniff die Nichtsahnende in den zierlich hochgehaltenen Schwanz. Mine mauzte jämmerlich, und Anna Vena fand nicht, daß geteiltes Leid halbes Leid sei.

Zuletzt setzte sie sich auf den Heckpfahl unten an der Werft. Und das war wohlgetan. Sie sah weit über Land, sah die Straße mit Turm, Häusern und Bäumen wie ein Schattenbild am rotglühenden Himmel stehen, sah den Himmelsbrand mählich verglühen und den Abendstern heraufdämmern, sah die Felder rings im Nebel versinken, der dick und weiß aus den Gräben emporstieg, hörte die Frösche behaglich und einförmig quaken im Rohr, und wurde immer stilleren Sinns, wie so die Nacht herabsank.

Versöhnt lief sie den beiden Heimkehrenden entgegen und ging mit niedlichem Kindergeplauder an Dietrichs Seite. Der beschleunigte aber, rücksichtslos genug, den Schritt, denn er sah seine Mutter unter den Bäumen des Gartens daherkommen. Die hätte gern ihren großen Jungen an sich gezogen und sein frisches Knabengesicht geliebkost. Aber das hätte ihn geniert, sie durfte nur seine Hand nehmen und leise streicheln. Und so, Hand in Hand, gingen sie dem Hause zu. Beim Gutenachtsagen fragte sie ihn hastig und mit ängstlicher Miene, ob es ihm auch ganz gut gehe auf Königskamp, denn der Zug von Niedergeschlagenheit, den sie an ihm wahrgenommen, quälte sie sehr. Er bejahte nachdrucksvoll und ging, um sein selbstgewünschtes Lager im frischen Heu auf dem Boden aufzusuchen.

Das Herrenkind ging indessen in den Saal, und ihm war ein bißchen weich und weh zumut. Es sehnte sich auch nach solcher Liebe, wie sie Dietrich bekam, und wenn Hanne dem Kinde einen Gutenachtkuß auf die Lippen gedrückt hätte, so hätte es seine Arme dankbar um ihren Hals geschlungen. Hanne aber tat nichts derartiges, das Küssen war nicht Mode in jenem Lande.

Dietrich hatte seinen geliebten Kuli mit hinaufgenommen, der legte sich zusammengerollt zu seinen Füßen nieder.

Wie stark das Heu duftete! Das Heu der reichen Marschen — fast betäubend stieg es ihm zu Sinnen. Nun er allein war, jedes Zwanges bar, durchraste ihn des alten Wunsches Pein, daß Ellwurth ihm gehören möge! Er liebte jeden Stein und jeden Balken seines Hauses, jeden Halm, der auf seinen Fluren wuchs und duftend nun sich unter ihm schmiegte. Ein bitteres, bitteres Weinen durchstieß seinen jungen Körper, daß er vor lauter Tränen der Sterne nicht acht hatte, die sanft leuchtend durch das Dachfenster auf ihn herabsahen.

Dreizehntes Kapitel

Nahe dem Deiche lag Freus Gayes tiefes Wiesenland, Spätinge genannt, das stand im Winter völlig unter Wasser und lieferte zu Fastnacht die blankeste Eisbahn. Aber nie mehr verirrte sich ein Stahlschuh auf die einsame Spiegelfläche, seit der Bauer vom Königskamp die seinen auf dem Boden rosten ließ. Und das taten sie nun schon dreißig Jahre. Nur Levka wußte noch der Zeit zu denken, da der Herr, jung und schlank und stark, in hellen Mondnächten allein dort draußen die Kraft seiner Glieder ausgerast hatte, Runen zeichnend auf die blanke Bahn. Runen, die niemand hätte deuten können, der sie geschaut, die der nichts wissende Blick nur für des Schlittschuhläufers gewöhnliche Linienzeichnung gehalten haben würde.

Levka nur wußte es besser!

Sie war damals jung und besaß die Schönheit, die die Jugend jedem gesunden Wesen verleiht, rote Backen, volles Haar und eine kräftige Gestalt, die in der hübschen, alten Mädchentracht, Beiderwandrock und Sammetjacke, rüstig dahinwandelte durch die Tage ihres Lenzes.

Manch einer hatte nach der schmucken Dirne gefragt, war aber kurz abgewiesen worden. Um einen nur war's ihr leid gewesen. Der eine war Thomas Schwerdt, der mit ihr auf dem Königskamp diente, der Brave, mit den treuen Augen eines edlen Hundes.

„Warum nicht, Levka?" fragte er an ihrem Kammerfenster, auf dessen Brüstung sie strickend saß.

„Ich hab's so gut auf Königskamp, wie ich es nie wieder kriege, Thomas, finde dich darein!" erwiderte sie und sammelte scheinbar sehr eifrig eine Masche auf, die niedergeglitten war.

Ihm schmeckte die Pfeife bitter, er schob sie in die Rocktasche, die Mütze aber weit zurück aus der heißen Stirn.

„Besinne dich, Levka, der Herr heiratet über kurz

oder lang, wer weiß, ob du es bei der künftigen Frau dann gut hast!" mahnte Thomas.

Sie ließ das Strickzeug sinken und lehnte den Kopf an das Fensterkreuz, den Blick gesenkt. Sie wußte, daß Frens Gaye nie eine Frau ins Haus bringen würde, niemals. Leise sagte sie zu dem Werber: „Ich hab' mich besonnen, Thomas, es ist mein letztes Wort."

Und da sprach er das erste böse Wort, das er ihr je gegeben und stürzte wie ein Besinnungsloser davon, während sie aufweinend den Pfeil im Herzen fühlte.

„Meinst du, ich weiß es nicht, wie du nach Frens Gaye lungerst!" —

Langsam glitt ein Tag nach dem andern über Königskamp hin, lauter graue, einförmige Wellen, nur einmal noch eine Sturmflut, dann tiefe, tiefe Ruhe.

Und Levkas Jugend verging, wie die ihres Herrn. In der Straße war ihr Familienname in Vergessenheit geraten, man hieß sie Levka Gaye, und das war ihr ein heimlich lieber Name.

Als Dietrich Tetens nach Königskamp kam, hatte Levka die Mitte der Fünfzig überschritten und war seit fünfunddreißig Jahren dort in Dienst. In dieser langen Zeit hatte sie keins der üblichen Kunststücke in Anwendung gebracht, mit denen sonst Haushälterinnen nach dem Stab der Herrschaft trachten. Still und bescheiden waltete sie in der Küche, saß sie am Feierabend in ihrem Stübchen. Doch nicht einer war je unter dem wechselnden jungen Dienstvolk gewesen, der Levka Gaye nicht allen Respekt erwiesen hätte.

Schweigsam, aber nie unfreundlich, gerecht, aber nie hart oder zornig, war sie die treue Mithelferin des Bauern, die Verkünderin seiner Güte und auch die Hüterin seines Geheimnisses, das ihr ein Zufall — oder wie man's nennen will — verraten hatte.

Doch es ist an der Zeit, zurückzukehren von dem Ausfluge in die Vergangenheit, den wir von den Spätingen aus unternahmen! Gegenwärtig liegt kein Winterbann über diesen Niederungen, sondern es ist schönste Sommerzeit und die Heuernte in vollem Gange. Seit Wochen hat sich die Sonntagsunterhaltung der Dienstleute auf dem Königskamp fast ausschließlich um die Aussichten auf reiche Heuernte, um Viehpreise und Grasreichtum gedreht. Das ist dem kleinen Dienstjungen am Ende schier langweilig vorgekommen, und er ist des öfteren davongeschlichen, hat sich eine Flöte aus einem Weidenstock gemacht und ist pfeifend nach dem Außendeich gegangen, um sich an Ebbe und Flut zu ergötzen, auch wohl nach Schiffen auszuspähen, die auf ferner Wasserstraße segeln. Das alles stillvergnügten Sinns, aber doch ohne die brausende Frohgemutheit der Jugend, ohne das intensive Interesse an den Dingen, das beispielsweise aus der Unterhaltung der drei Leute hervorging, die zur Feierabendzeit unter der Stallwand saßen.

Als er an jenem Sonntagnachmittage heimkam von Ellwurth, war das bißchen Frohsinn wie verweht, ein trübseliges, kleines Menschengesicht wandte sich dem Königskamp wieder zu, in dessen Augen lag der hilflose, suchende Blick, den junge leidende Menschenkinder mit der leidenden Kreatur gemein haben. Diesen Blick fing Frens Gaye auf, der lesend vor der Haustür saß und nun den Gruß des Ankommenden erwiderte. Und er stutzte, denn solche Augen sah er nie zuvor, außer bei den hilflosen Tieren. So hatte einst ein verendetes Reh geblickt, das er in jungen Jahren bei Schwabstedt zur Strecke gebracht, so sein altes Reitpferd Linda, bevor er ihm den barmherzigen Todesschuß gab. War hier wirklich ein Mensch, den der Friede seines Hauses nicht deckte? Und dieser Mensch sollte der kleine Dietrich sein! Er sah ihm kopfschüttelnd nach und nahm die Zeitung wieder vor. Mit dem Jungen zu reden, war jetzt nicht angebracht, denn es war Melkenszeit.

Stunden später aber, als Iwert und Dora ein bißchen am Heck standen und heimlich redeten und Levka vor der Küchentür saß und gelassen ihren Faden spann, Dietrich aber sich allein herumtrieb und nicht wußte, wohin mit seiner Last und mit sich selber, rief Frens Gaye laut und gebieterisch: „Holla, Dietrich!" und sagte dann, sie wollten beide noch einmal nach den Schafen im Außendeich sehen, ob es auch Not hätte mit dem Wasser, denn das war hoch gestiegen in den letzten Tagen, und „bei der Kirche" waren ein paar Lämmer ertrunken.

So gingen der Herr und das Knechtlein am Garten entlang, den steilen Binnendeich hinan und den schräg abfallenden Außendeich hinab, und die graue See schimmerte geheimnisvoll im Abendgrau. Leise und rhythmisch klang der Wogenschwall, halb schmeichelnd und lockend, halb tückisch und drohend. Der Abendstern alleine stand mit schwachem Blinken darüber. Die Schafe waren nicht in Gefahr; wenn in einer halben Stunde Hochwasser eintrat, würde der „blanke Hans" sie nicht einmal mit der Fingerspitze berühren.

So hätten denn nun Frens Gaye und Dietrich wieder heimkehren können. Der alte Mann aber machte dazu keine Miene. Hochaufgerichtet, reckenhaft stand seine Gestalt auf dem Kamm des Deiches, sein Haar und sein Bart flatterten im Seewind. Er schwieg aber, indes die Nacht immer rascheren Fluges von den Wolken herabkam. Schön war diese Nacht, eine von denen, in der die Sterne fallen und dem Schauenden erfüllte Wünsche bedeuten.

Schier geisterhaft und unheimlich klangen die

Stimmen der Strandvögel von unten herauf. Sie schaukelten noch auf den grauen Wellen und schrien von Zeit zu Zeit auf. Und immer dichter fielen die Sterne.

„Wir passieren den Laurentiusschwarm," sagte der alte Mann, „wenn du dir etwas wünschen willst, so tu es heute, Junge, oder hast du nichts zu wünschen?" schloß er fragend.

„Ja!" schrie da Dietrich überlaut und warf sich nieder ins Gras und weinte wild.

Das hatte der Alte nun doch nicht in dem kleinen, verschlossenen Jungen vermutet. Indes er mitleidig herabsah auf den wilden Kinderschmerz, sagte er ernst: „Steh auf, Dietrich, sei ein Mann!"

Und als der Knabe beschämt, gesenkten Hauptes wieder neben ihm stand, entlockte er ihm mit ruhigem, Vertrauen forderndem Wort seinen Kummer. Und dann erbarmte er sich seines Knechtleins und sagte: „Ja, siehst du, mein Junge, wir tragen alle solch unerfüllten Wunsch durchs Leben. Die Jugend zehrt von zukünftigen Tagen, das Alter von gewesenen, und in der Zeit, die uns gehört, sind wir am wenigsten daheim. Es ist aber grundfalsch, an dieses Wunsches Erfüllung unsre Seligkeit zu hängen, das Glück hängt von ganz anderm ab. Sieh mich an, wenn's nicht zu dunkel ist — hältst du mich für glücklich oder nicht, mein Sohn?"

„Ja, Sie!" sagte Dietrich Tetens leidenschaftlich.

„Und doch —" erwiderte der Alte, und es lag ein schwerer, feierlicher Ernst in seiner Stimme, verwandt dem Ernst, der in der dunkeln, sternerhellten Stunde dieses Abends ruhte — „und doch konnte mir, was ich am heißesten ersehnte, nicht zuteil werden."

„Das ist schrecklich," sagte der Junge, dem im Dunkel die Schwingen des Mutes wuchsen, „ich mag nicht leben ohne Ellwurth!"

„Nicht leben, ohne —" echote der alte Mann und ein leises, tiefes Lachen schloß den Satz ab.

„Hör mich an, mein Sohn," hub er dann wieder an, „aber laß uns derweil den Deich entlang gehen und zurück, also, was ich sagen wollte, ich will nicht derjenige sein, der dir deine Wiese voll Kraut und Blumen abmäht! Mit Kraut und Blumen meine ich deine Hoffnungen und Träume. Abgemäht freilich muß sie werden, das tut das Leben selbst, und es muß wohl so sein, damit es eine gute Ernte gibt, verstehst du mich? Meine schöne Wiese ist längst gemäht, ich freue mich nur meiner Ernte, Junge, die schneidet mir erst der Tod!"

Sie wandelten immer den Kamm des Deiches auf und ab, es war ganz dunkel, ihre Gestalten verloren sich im Mantel der Nacht, nur ihre Stimmen klangen über den Wassern.

„Ich wollte von dir reden," begann Frens Gaye nach langem Schweigen. „Wer bist du, daß du so kühn vom Leben fordern kannst! Hast du denn gesät, daß du nun meinst, ernten zu dürfen?"

Im Dunkeln stieg das Blut ungesehen in Dietrich Tetens' Wangen, er schwieg aber. Und der Alte geriet in zornige und wohl auch schmerzliche Bewegung, denn auf der Ernte seines Lebens wuchs auch die Hoffnung, in dem Jungen ihm zur Seite ein Stück wesenstüchtigen Menschentums gefunden zu haben. Sollte diese Hoffnung fallen? War er auch nur einer von denen, die im Haben alles Heil sehen, die nicht ruhen können vor ihres Nächsten Gütern?

Er hielt wieder in seiner Wanderung inne, mit ihm mechanisch sein junger Genoß. Mahnend klang die Flut von unten herauf, ihr brausender Rhythmus mahnte aber zur Ruhe, und gelassener fragte der Alte vom Königskamp: „Hast du dir klargemacht, was es heißt, Ellwurth und fast zweihundert Demat schwerstes Marschenland im Werte von nahezu dreimalhunderttausend Mark ohne Mühe und Arbeit besitzen zu wollen?"

„Dreimalhunderttausend Mark?" sagte der Junge fassungslos. „Das wußte ich nicht, daran habe ich nie gedacht, ich wollte das Haus haben und die Werft mit all den hohen Bäumen, unter denen es schon Abend ist, wenn auf den Fennen noch der Tag ist, und den weiten Blick in die Marsch, mit den Kibitzen und Tüten! Das wollte ich haben und nur so viel Land, als ich zum Leben brauche, ich bin doch nicht habgierig, Herr Gaye," schloß er treuherzig.

„Will's glauben," lachte der, „aber ein Narr bist du, so einer, den man von Rechts wegen einsperren müßte. Hätt' dich doch nur lieber in die Apfelkammer stecken sollen, Bursche, daß du es gelernt hättest, deine Freude am Nahen, Erreichbaren zu haben. Mußt es nämlich wissen, daß vor der Apfelkammer ein Gravensteinerbaum steht, an dem meine Dienstjungen sich haben satt essen dürfen!" Frens Gaye lachte behaglich zu seinen Worten.

„Dich aber," hub er wieder an, „tat ich in die hohe Stube, weil ich dachte: der hat seine Freude am freien, weiten Blick über Land und Himmel. War wohl verkehrt, denn der Hansnarr, der träumt mir gar zu wild."

Ein kurzes, hartes Aufschluchzen neben ihm, er hörte es wohl, ließ aber darum den armen Dietrich nicht aus seinen Fängen.

„Siehst du, mein Freund, unmöglich ist sozusagen nichts in der Welt, unerreichbar nur, was gar keine Beziehung zu unsrer inneren Wesenheit hat. Warum solltest du es also, wenn du strebst und arbeitest, nicht zu einem Eigentum bringen können? Freilich Ellwurth?

Wie steht im Katechismus? Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus! Und außerdem, mit Träumen und Tränen, Dietrich Tetens, schaffst du keinen Fußbreit Landes. Schaffen, wetten und wagen! Dort stehen, wo die großen Triebräder der Arbeit sausen, Junge, wäre ich jung gleich dir!"

Der Sprechende reckte seine Arme empor und redete zu sich selber weiter: „Jung sein — nicht um Liebe und Leid — sondern, um noch einmal mit starken Armen in deinem Strom unterzutauchen, goldene Arbeit!"

Kleinlaut und verwundert, nur halb verstehend, doch ganz ahnend hörte Dietrich Tetens den sonst so stillen Herrn diese kräftigen Worte hervorstoßen. Nur das war ihm ganz klar geworden, man könne statt eines Knechtes und Tagelöhners ein Eigner werden — Land erwerben, in dessen zarten, weichen Halmen sich käuende Rinder lagerten — goldene Rapssaat bauen und sie sein Eigen nennen — „mein Haus" sagen von dem alten Hauberg auf hoher Werft, um den die alten Eschen ihre Wipfel wiegten!

Ihm traten die Tränen in die Augen.

„Meister," sagte er mit halberstickter Stimme, „nun will ich ein Arbeiter werden," und seine Knabenhände ballten sich zu harten Fäusten.

Der „Meister" Angeredete hatte seine alte Gelassenheit wieder gefunden, nicht so, wie man ein von den Schultern geglittenes Gewandstück aufhebt, sondern wie man nach beendigtem Tanz, Wettlauf oder Ringkampf wieder ruhig schreitet, und ist der Schreitende kein andrer als der Tänzer.

Sie gingen nun miteinander zurück nach dem Hofe. Bevor sie die kleine Holztreppe an der Binnenseite des Deichs betraten, legte Frens Gaye seine Hände auf des Knaben Schultern, wendete ihn ein wenig der See zu und sagte, nun wieder das alte, freundliche Lächeln in der Stimme:

„Sieh, wie die Sterntaler fallen, das haben wir schier vergessen über unserm Reden."

„Ach, Meister," sagte der Junge verlegen lachend, „die fallen einem ja nicht in die Mütze."

„Meister," wiederholte der Alte, „wie kommst du darauf, mich so zu nennen?"

„Ich weiß einen Vers," sagte Dietrich fröhlich und zutraulich:

„Wer soll Geselle heißen?
Wer was kann.
Wer soll Meister heißen?
Wer was ersann.
Wer soll Lehrling heißen?
Jedermann."

Auf der Hofstelle angekommen, fragte der Bauer nebenher: „Bist du schon mal bei Iwert in der Klüterkammer gewesen?"

„Mal mit," sagte der Junge verlegen, es war nicht eben oft vorgekommen.

„So tu's von nun an öfter," sagte Gaye wieder in einem gewissen beiläufigen Tone. „Du weißt ja, der soll Geselle heißen, der was kann, und Iwert kann allerhand, wovon dein Kopf und deine Hände noch nichts wissen."

Das Gesinde war schon zur Ruh', und mit einem wunderbaren, feierlichen Gefühl schritt Dietrich mit seinem Herrn durch das schlafende Haus. Nur er und der Meister noch wach!

Und morgen brach ein neues Leben an, aus war's mit dem Träumen und Spielen, ein Arbeiter wollte er fortan werden, der Ehre wert, daß einer wie Frens Gaye sagte: „Du hast nicht umsonst auf meiner Etgröde gestanden, Dietrich Tetens!"

Vierzehntes Kapitel

Kaum war der nächste Arbeitstag beendet, so suchte Dietrich Anschluß an Iwert.

Dora war in ihre Kammer gegangen, um sich zu putzen, denn sie wollte zur Straße. Levka saß in ihrem Stübchen und spann und sann. Als die junge Magd mit lustig hüpfenden Schritten unter dem offenen Fenster entlang ging, rief sie sie an. Die Junge steckte den Kopf mit dem gebrannten Lockenhaar munter durchs Fenster.

„Was wünscht Levka?"

„Denk daran, daß ein Sperling in der Hand besser ist als eine Taube auf dem Dache," sagte die Haushälterin lächelnd.

„Sperling — oha Levka! Mach mir doch meinen Vogel nicht schlecht!" lachte Dora aus vollem Halse.

„Na, da ist's ja gut," nickte Levka befriedigt.

Dietrich also hatte näheren Anschluß an Iwert gesucht und fragte interessiert, ob der Knecht heute klütern wolle.

„Junge noch mal," sagte der Gefragte mit grimmigem Eifer. „Klütern, daß die Splitter fliegen! Willst mit, Hansnarr?"

„Wenn du Hansnarr sagst, nicht," sagte Dietrich fest.

„Na, nimm's nicht übel — da soll einer wohl fünsch werden! Und wer dann gerade zur Hand ist, den trifft's."

Unter dieser für Dietrich etwas dunkelsinnigen Erklärung gelangten sie zur Klüterkammer. Die war im Backhaus und wies eine reiche Innendekoration auf — nämlich zerbrochene Harken, stiellose Schaufeln und Spaten, ausbesserungsbedürftiges Pferdegeschirr und außerdem die angeführten Gegenstände auch in bereits repariertem Zustande.

Iwert begann nun auf der Hobelbank ein energisches Hantieren, verwundert sah Dietrich solcher Kunstfertigkeit zu und erfuhr aus des Knechtes nicht eben wortreicher Darstellung, daß selbiger sich alle die Fertigkeiten, die er hier übte, sozusagen am Wege angeeignet hatte.

„Ich habe gute Augen," sagte Iwert, „und hab' sie gebraucht." Alles, was ins Zimmermanns- oder Stellmachergewerbe hineinschlug, hatte er diesen Meistern im Vorbeigehen abgeguckt. Die Sattlerkunst entstammte seiner Militärzeit in Rendsburg, wo er mit einem gelernten Sattler zusammen beim Train gedient hatte.

„Siehst du," sagte er zu Dietrich, „so verdiene ich durchschnittlich jede Woche meine Reichsmark, denn Frens Gaye läßt sich nicht lumpen, das muß ihm sein Feind lassen. Für Heckensetzen gibt's dann nochmal einen Extrataler."

„Willst du auch Bauer werden?" fragte Dietrich vertraulich und war bereit, ein etwa in dieser Richtung abgelegtes Geständnis des Knechtes mit gleicher Münze zu bezahlen.

Der aber lachte: „Nee, Dietrich, der Weg ist mir zu lang, ich will dir sagen, was ich will. Ich hab' nett ein bißchen übergespart — Jung, wie wird das schummerig!" unterbrach er sich, „ich kann den Kram nicht mehr sehen." Er schob seine Geräte beiseite, setzte sich auf die Hobelbank und begann gemütlich zu werden. Die frisch angezündete Feierabendspfeife fing an zu glühen und zu duften, und die Schummerstunde verhängte die alte Backstube mit grauem Spinnweb.

Iwert war auf sein Lieblingsthema geraten, sein Erspartes und seine Zukunftspläne, und Dietrich war ganz Ohr.

„Sieh," hub der Aeltere wieder an, „ich verdiene im Jahr dreihundert Mark Lohn und gute fünfzig Mark für Klüterarbeit, davon brauche ich hundertfünfzig Mark, bleibt zweihundert Mark Rest, das verstehst du, mein Kleiner. Diesen Rest setze ich bei dem Herrn auf Zinsen, und das kann ich dir auch nur raten! Der gibt, all wie die Jahre sind, viereinhalb bis sechs Prozent. Du hast dich gewiß manchmal gewundert, daß wir uns alle so für des Herrn Grasland und Vieh und Korn interessieren, ja, mein Sohn, das hat seinen guten Grund! Und siehst du, Dietrich, wenn man denn einmal ins Sparen und Ordentlichsein hineingekommen ist, dann bleibt man auch dabei, der Wohlstand nimmt zu, und man weiß, was man sich selber schuldig ist. Ich bin ein solider Mensch, Dietrich, kannst dir 'n Beispiel an mir nehmen, betrinken tu' ich mich nie, bloß einmal im Jahr, zu Tönninger Pferdemarkt, und dagegen kann gewiß kein Mensch etwas sagen."

Aber Dietrich Tetens sagte etwas dagegen, nämlich, daß dies eine Mal doch auch ganz gut fehlen könnte.

Iwert indessen belehrte ihn, daß er das noch nicht besser verstünde.

„Was willst du denn werden, Iwert?" mahnte der Junge den behaglich Schmauchenden.

Der spuckte in weitem Bogen aus, wie einige Leute tun vor bedeutsamer Rede, und sagte: „Ich dachte, ich wollte mal 'ne Aufsicht kriegen, dann ist man unter Dach und Fach. Na, das weißt du ja selber am besten!" schloß er lachend und meinte dann nach einer Weile, es wundere ihn, daß Lorenz Tetens seinen Sohn dienen lasse, den könne er doch wohl selber brauchen, und nötig hätte er die Groschen doch auch gewiß nicht so sehr.

Dietrich fühlte sich grenzenlos stolz, ließ sich aber nichts merken und sagte nur, ja, da hätte Iwert freilich recht, aber sie hätten auf Ellwurth ja nur Weidewirtschaft, und er solle doch auch Pflugwirtschaft kennen lernen.

So redeten die beiden Männer weise und bedächtig, der eine aber wurde allmählich ein bißchen zerstreut, sah öfter durchs Fenster, wo doch nichts zu sehen war, als im Schummern ein alter Holunderbusch. Der versprach nun freilich reichlichen Ertrag, was aber doch keine Bedeutung hatte für Iwerts Strebsamkeit, sondern einzig für Levkas Küche und Kammer.

Auf einmal bemerkte er trocken, es sei Kinderbettzeit. Der Ausdruck berührte Dietrich sehr unangenehm, nachdem er zwei Stunden lang mit Iwert in so schönem Gleichheitsverhältnis gestanden hatte. „Was willst du denn noch?" fragte er argwöhnisch.

„Ich muß Dora entgegengehen," sagte Iwert ernsthaft und reckte sich in den Hüften, „die ist nämlich ein bißchen ängstlich von Natur."

„Ist Dora deine Braut?" erkundigte Dietrich sich teilnehmend.

„Mensch, du bist mir doch rein zu klug, du kannst ja wohl das Gras wachsen hören?" verwunderte sich Iwert.

„Braut?" fragte er dann mit plötzlich wieder erwachendem Grimm, „ja, ich sag' dir, mit der Brautschaft hat es ein Ende, sobald sie noch ein einziges Mal wieder eigenmächtig und allein zur Straße abtanzt! Sie ist zu flügge, verstehst du, man kann es den Frauensleuten gar nicht zeitig genug beibringen, wer Herr im Hause ist! Na, gute Nacht, Dietrich," sagte er freundlich und wanderte hinaus aufs Feld, der flüggen Dora entgegen.

Der erging es nicht aufs beste heut abend, und sie kam bei weitem nicht so fröhlich auf Königskamp an, als sie von Hemminghörn, in Begleitung des Kommis von Kaufmann Paulsen, ausgerückt war.

Daß sie trotz dieser Auseinandersetzung mit ihrem Iwert und trotz mancher voraufgegangenen und noch folgenden nicht daran dachte, von ihm zu lassen, beweist aber wohl, daß der flüggen Dora doch das Herz auf dem rechten Fleck saß, wenn ihre Augen, Zunge und Füße auch manchmal verkehrt liefen! Ihre Hauptlektion von Iwert erhielt sie aber erst genau drei Jahre später und war seitdem nie mehr in Zweifel, wer Herr im Hause sei.

Sie waren nämlich gerade vier Wochen verheiratet, als Iwert zur Uebung eingezogen wurde nach Rendsburg. In diese Zeit ihres Strohwitwentums fiel der Pferdemarkt. Da putzte sich Dora mit allen Herrlichkeiten aus ihrer kürzlich vergangenen Mädchenzeit und ging zum Tanz.

Iwert aber, der nicht begriff, daß Doras Untreue nur in den Füßen gesessen hatte, schlug bei seiner Heimkehr sein junges Weib in grimmer Eifersucht und im Bewußtsein seines Herrenrechts braun und blau.

Und sie, anstatt aufzubegehren, duckte in Scham und Reue ihren Kopf an seine Schulter und sagte, sie wäre ihm sehr dankbar, daß er sie geschlagen hätte. Und das sprach gewiß dafür, daß Doras Herz auf dem rechten Fleck saß!

Daß nun übrigens Dietrich auch mit Augen und Händen das Klütern lernte, versteht sich ja eigentlich von selber, lag es doch auf dem Wege, den er nun eingeschlagen hatte — dem langen, müh- und arbeitsreichen Wege, an dessen fernem Ausgange er einen alten Bauernsitz aufragen zu sehen meinte — Ellwurth, umrauscht von Eschen und Rüstern, mit dem Erlenkranz um den breiten Burggraben.

Frens Gayes Hinweis auf das neunte Gebot hatte ihm also nicht eingeleuchtet. Aber, was konnte denn auch Unrechtes daran sein, wenn er eines Tages zu Herrn Freseudelff sagte: „Ich wünsche Ihren Hof zu kaufen," und ihm dann alsobald die dreihunderttausend Mark auf den Tisch zählte? Kein Unrecht, sicherlich.

In den nächsten Wochen beobachtete Frens Gaye seinen kleinen Dienstjungen heimlich und wunderte sich, wie seine Lehre vom Wert der Arbeit, die er als ein Senfkorn in des Jungen Denken gepflanzt hatte, aufging. Dietrich Tetens war kaum wieder zu erkennen, in all den Arbeiten, die mit der Viehgrasung zusammenhingen, als da ist das Umweiden des Viehs, das Zumarkttreiben, und in der Weizenernte beim Binden, stand er in Wahrheit seinen Mann. Und an manchem Feierabend versuchten sich seine ungeübten Kinderhände noch in der Klüterkammer. Dort fand ihn eines späten Abends sein Herr, wie er eingeschlafen war über seiner selbstgewählten Arbeit. Das dünkte den alten Meister ein herrlicher Schlaf, denn halb war es der Schlaf des schuldlosen Kindes, halb des arbeitsmüden Mannes.

Leise strich seine große schlanke Hand über den kleinen Kopf des Jungen, und seine Stimme klang freundlich und gut, als er ihn weckte: „Geh in deine Kammer, mein Junge, dein Tag ist allzu lang."

Sein erstes Stück tadelloser Handarbeit aber machte Dietrich Tetens am dreizehnten Oktober, an seines Herrn Geburtstage, einen Tag bevor er wieder nach Ellwurth kehrte.

Der dreizehnte Oktober war der einzige Tag des Jahres, an dem ein großes Gastgebot von Königskamp aus erging. Dazu gab es ein umfangreiches Rüsten seitens Levkas und Doras und viel Freuen der jungen Dienstleute des Hauses, denn wenn um elf Uhr abends die Herrschaften mit dem Braten fertig waren, kam der stattliche Rest hinaus in die Küche und geriet den Dienstleuten vors Messer. Auch warf dieser Tag für Knechte und Dienstjungen einen Bargewinn ab. Der erstere erhielt Trinkgelder, der letztere, der die Hecken zu öffnen hatte, bekam von jedem der Wagen auf der Hin- und Rückfahrt einen Groschen. Mit dem Heckenöffnen verhielt es sich aber wie folgt:

Königskamp lag ein gutes Ende von der Landstraße ab, und die Wagen mußten über die Fennen fahren. Zwischen je zwei Fennen aber befand sich ein hemmendes Tor. Das zu öffnen und zu schließen war des Dienstjungen Angelegenheit.

Und Dietrich brachte ihr den nötigen Ernst entgegen. Er vollzog seine Wäsche am Stallbrunnen aufs gründlichste und mit einem großen Aufwand von Seife, bürstete seinen Anzug, wichste seine Schuhe, daß seine Mutter ihre helle Freude an seiner Sauberkeit und Nettigkeit gehabt hätte. So stand er freudestrahlend am ersten Heck und wartete. Es kamen fünf Wagen, und der erste brachte Frau Lehnsmann Jürgensen von Olversum, Frens Gayes Halbschwester.

Dietrichs Mütze flog mit einem Ruck herunter, was die Frau Lehnsmann indessen nicht gewahrte, was ihr wiederum nicht zu verdenken war. Der Junge aber riß das Heck auf, als käme des Kaisers Majestät und begehre Einlaß, schloß es dann wieder und rannte hinter dem Wagen her zum nächsten und so zum dritten. Da warf ihm die Insassin einen Groschen herunter, aber, o weh, Dietrich hatte nicht die Geschicklichkeit besessen, ihn aufzufangen, er fiel ins lange, nasse Gras. Er aber mußte weiter rennen, und als er zurückkam, vermochte er trotz eifrigen Suchens den Nickel nicht zu finden. Darüber war er traurig — und nicht nur darüber! Ihm saß noch ein andres Gefühl viel würgender am Herzen, das war eine Enttäuschung, so niederdrückend, und wurde

allmählich lichterlohe Scham. Warum hatte die Dame im Wagen seinen Gruß nicht erwidert? Warum sah sie ihn nicht an und warf das Geld ins Gras, statt in seine Hand? Warum wohl anders, als weil sie wußte, daß er ein Träumer war und lange nicht seinen Platz auf dem Königskamp ausfüllte!

Ihm purzelten die großen, flinken Tränen übers Gesicht. Allmählich aber ward er ruhiger, erwartete auch die andern Wagen, empfing ordnungsgemäß seinen Groschen, ging zum Melken, verschwand aber alsdann.

Besondere Arbeiten waren heute den Dienstleuten nicht auferlegt, Abendbrotzeit war erst spät, Iwert und Dora spielten, soweit die letztere abkömmlich war in der Küche, in der Leutestube Sechsundsechzig, aber nicht um Geld, und Dietrich war ganz und gar überflüssig in der Welt.

Derweil saßen die Gäste in der Prunkstube des Hauses, die Frens Gaye nach veralteter Sitte Pesel nannte.

Auf den Spieltischen der Männer brannten Kerzen, auf dem Sofatisch, um den sich die Damen scharten, prangte eine hohe Stehlampe und beleuchtete so hell die Gesichter der Frauen, daß kein Fältchen bei ihrem strengen Schein verborgen bleiben konnte.

Die Gäste aber waren Leute aus dem oberen Bauernstande, die redeten gemessen und einsichtsvoll von der Welt Lauf, sagten nie ein Wort zu viel, gaben sich niemals eine Blöße. Sie hatten alle genügend Zeit, um des Nächsten Tun zu beobachten, und ihre Kritik war nicht eben milde, doch wandten sie die Vorsicht an, ihre Ansichten geschickt zu verkapseln und ihre Redeweise lautete:

„Man will wissen —"

„Die Leute sagen —"

„Es geht die Rede —"

„Ich will aber nichts gesagt haben."

Sie sagten aber nimmer, daß sie selbst dies und jenes dünke. Denn, wer leben will und gute Tage sehen, der hüte seine Zunge!

Von andrer Art aber war des Hausherrn Schwester, Frau Lehnsmann Jürgensen von Olversum. Sie war nicht so typisch für des Landes Weise, zu reden und zu schweigen, wie etwa die Jungfrau Dortjen Hönk, die mit ihrem Bruder zu diesem Fest erschienen war, und nun neben Frau Jürgensen im Sofa saß. Nicht eben zu ihrem Vorteil, denn die dreizehn Feen hatten ihrer vergessen, indessen sie alle in Frau Floras Wiege ihre Gaben niedergelegt hatten.

Die Frau in dem schlichten, schwarzen Seidenkleide, die über eine Stickerei gebeugt saß, war noch heute schön, trotzdem sie die Mitte der Fünfzig überschritten hatte und reichliche Silberfäden ihr aschblondes Haar durchzogen. Das legte sich lose um eine feine, kluge Stirn. Die grauen, dunkelumschatteten Augen hatten noch heute einen jungen Blick, nicht eben einen fröhlichen, aber einen solchen, der noch viel von sich selber wußte, obgleich die schöne Frau schon Enkel hatte. Und mit diesem jungen, selbstgenügsamen Blick harmonierte aufs beste der energische Mund, das festgefügte Kinn.

Diese Frau sprach gelassen ihre „Wahrheiten" aus, verbarg sich nicht hinter der Leute Rede, sondern sagte: „Ich finde — das ist meine Meinung von der Sache."

Und wenn sie ihre Meinung äußerte, dann mochten Leute, die sich ein wenig aufs Beobachten verstanden, sich wundern, wie der milde, stets zum Verzeihen bereite Frens Gaye und die harte, stets zum Richten aufgelegte Flora Jürgensen Geschwister heißen könnten.

Wenn er entschuldigend seines Nächsten Fehle zudecken wollte, so sprach er wohl: „Das Gutsein ist eine bitterlich schwere Kunst, ihr Leute!" Ihr aber stieg jäh das Blut in das perlweiße Gesicht, und sie meinte: „Wir haben ja auch gut sein müssen, niemand hat's uns geschenkt, warum sollen wir's den andern leichter machen, als es uns ward?"

Sie unterschied sich auch dadurch von den andern Frauen, daß sie, entgegen dem Geist des Landes, manchmal lachte — ihr lebhaftes Temperament fand nicht immer ein genügendes Ausdrucksmittel im Lächeln. Ihr Lachen klang hart, und trotzdem war ein metallischer Wohllaut darin, ein Mahnen an vergangene Zeit, da es silbern geklungen haben mochte.

Natürlich kam auch heut, wie immer, das Gespräch auf die Dienstbotenfrage, -klage und -plage. Frens Gaye aber hatte nie zu klagen, er behauptete, immer Glück mit seinen Leuten zu haben, worauf Holmer Hönk schmunzelnd erwiderte, daß Frens Gayes Leute allerdings auch Glück mit ihm, ihrem Herrn, hätten. Frau Jürgensen von Olversum aber hatte unendlich viel zu rügen, meinte auch, als ihr Bruder recht herzensfroh von seinem kleinen, treuen, guten Dienstjungen erzählt hatte, mit spöttischem Auflachen: „Solange sie faul sind, haben wir keinen Nutzen von ihnen, fangen sie aber an, strebsam zu werden, so muß man seine Schlösser vor ihnen hüten."

„Flora," sagte Frens Gaye in stillem, bittendem Ton — und sie verstand ihn wohl — dies weiche, rührende Bitten bedeutete nichts andres, als: verschone mir meine Etgröde!

Sie sah ihn flüchtig an, ließ die Handarbeit sinken und sagte nach einiger Zeit zu ihrer Nachbarin, sie müsse ein wenig Luft schöpfen, es sei so heiß drinnen

So ging sie hinaus, und als sie das Zimmer verließ, war sie an Gestalt und Bewegungen einem jungen Mädchen gleich. Holmer Hönk betrachtete sie mit Wohlgefallen, das hatte er schon manches Jahr getan, seit sie Witwe war —, aber um Flora Gaye zu freien, das hieße in des Teufels Küche steigen. Nein, lieber von ferne ansehen!

Die also Angeschaute aber ging in den Blumengarten. Da duftete es wunderfein nach Levkoyen, Reseden und welkem Laub, da duftete es nach des Sommers Sterben, nach aller Hoffnungen und Wünsche Tod!

Es tat der stolzen Frau leid, daß sie ihrem Bruder die Freude an seinem kleinen Dienstjungen vergällt hatte. Wozu das? Warum das? Wußte sie's? Ja, nur allzuwohl. Tief aufseufzend, daß es wie Weinen klingen konnte, ging sie wieder hinein, und zwar in die Küche, wo Levka umwogt von Bratendüften am Herde hantierte. Sie wunderte sich nicht wenig, als die vornehme Frau Lehnsmann eintrat, und noch viel mehr, als sie nach dem Dienstjungen fragte. Ja, wo war der? Niemand hatte ihn gesehen.

Plötzlich rief Dora, im Backhause wäre Licht, und jede Begleitung ablehnend, lenkte Frau Flora ihren Schritt dorthin.

Und richtig und wohl, Dietrich Tetens war in der Klüterkammer, hatte einen Kopf so rot und verschwollen, als hätte er die Rose und blinzelte aus verweinten Augen die Dame im Seidenkleide an. Die fragte verwundert, was denn der Bursche triebe, und er streckte ihr, halb stolz und halb verschämt, eine neugestielte Axt entgegen.

„Bist du nicht klug?" rief sie zurücktretend. „Du willst mich doch ja wohl nicht ermorden, Junge!"

„Nein," sagte er leise mit verlegenem Lächeln. „Es ist bloß, damit Frau Lehnsmann nicht denkt, daß ich gar nichts kann, als träumen!"

„Hanswurst!" lachte sie trocken. „Ich will Jakob heißen, wenn ich überhaupt schon einmal an dich gedacht habe vor dieser Stunde. Ich wollte dir bloß sagen, daß du ein kleines Maß Hafer herunterholen kannst für meine Gäule, meinen Knecht habe ich noch nicht lange und kenne seine Art nicht — du bist ja wohl zuverlässig, was?"

„Ja!" rief Dietrich fröhlich, als sei ihm ein Königreich geschenkt worden, und sprang mit der Laterne hinaus. Langsam folgte ihm Flora Jürgensen durchs Dunkel und dachte, daß sie nun ihrem feinfühligen Bruder eine kleine Genugtuung gegeben habe. Was der Brosamen von Vertrauen für den kleinen Dienstjungen wert sei, wußte und bedachte sie nicht, denn die Kluft zwischen ihres- und seinesgleichen war meeresbreit und tief.

— — — — — — — — — — — — — —

Am fünfzehnten Oktober begann die Winterschule wieder; mit geteilten Gefühlen verließ Dietrich Tetens den Königskamp.

„Komm wieder, Dietrich," mahnte Levka.

„Na, andern Sommer kommst du ja wohl wieder her," sagte auch Iwert gönnerhaft.

„Auf Wiedersehen!" lachte Dora und gab ihm einen Kuß auf die rechte Backe, worüber Dietrich errötete und Iwert knurrte.

Und vor der Haustür stand Frens Gaye, die blaue Mütze auf den grauen Locken, die Hände über dem Stock mit der silbernen Krücke gekreuzt. Sein tiefer, sonniger Blick leuchtete den kleinen Dienstjungen an.

„Komm nächstes Jahr wieder zu uns, mein Sohn," sagte er gütig.

„Ja, ja," rief Dietrich Tetens und heulte los wie ein Schloßhund.

„Mairegen," murmelte der alte Mann.

Immer noch weinend zog er von dannen, ostwärts aus, dem Herrenhofe Ellwurth zu, und nicht eher stockte das Tränenrinnsal, als bis er sein Vaterhaus auftauchen sah, hoch und baumumhegt — ein Edelsitz, wie sie vor Zeiten in diesem Lande errichtet wurden — nun aber nimmer mehr.

Da freute er sich, heimzukehren, und beschleunigte den Schritt, so daß er trabend auf der Werft ankam. Langsam schlich er zur Küchentür, die Haustür wurde fast nie benutzt. Und als er dann den Duft der Reiser auf dem offenen Herde spürte, dazu den lieblichen Geruch von gebratenem Speck und Pellkartoffeln — und seine Mutter im roten Herdlicht walten sah, da fühlte er sich ganz daheim. Mit dem jauchzenden Ruf: „Mutter!" war er bei ihr, faßte sie um die Mitte und steckte seinen Knabenstolz so weit beiseite, daß er ihr gestattete, seinen Kopf zwischen ihre Hände zu nehmen, zu streicheln und zu herzen.

„Mein alter Jung, Gott sei Dank, daß du wieder da bist," murmelte sie einmal über das andre.

Und dann kam auch Lorenz aus dem Stall herein, sagte beiläufig:

„'n Abend, Jung," und fragte angelegentlich, ob das Abendessen fertig sei. Er wollte es sich doch beileibe nicht merken lassen, wie froh ihm ums Herz war. Aber als sie alle drei um den Tisch saßen und der Speck in der schwarzen Pfanne in der Mitte duftete, mahnte er Dietrich, nur ja recht tief einzutunken, da auf dem Grunde allemal das Beste sei. Und darin hatte Lorenz ja vollständig recht. In diesem Falle waren es die leckeren Speckwürfel, in einem andern die wohlschmeckenden Korinthen oder Rosinen, und in einem ganz andern wieder das sonnige Lachen auf dem Grunde eines ernsten Männerblicks oder der Rest von Weichheit in einer harten Frauennatur, oder

der Keim von Tüchtigkeit in einem verwöhnten und verbildeten Großstadtmenschen. Lorenz Tetens' Weisheitsspruch gestattete die weitestgehende Anwendung.

Bald sank die frühe Herbstnacht mit Sturm und Regenschauern herab auf den alten Hauberg, um die kleine Lampe im Hinterstübchen scharten sich wie sonst Hanne, Lorenz und Dietrich, und manchmal riß an diesem Abend der Faden am Rade — nie der Faden der Rede. Die Ehelente erzählten von Tete, der konfirmiert werden sollte, und von Mite, die so anhänglich sei, von Anna Vena — und wie arbeitsam das kleine Ding gewesen, obschon sie es doch gar nicht nötig hätte, und von Jud Levy, der sogar mit Herrn Fresendelff ein Geschäft über Schafe abgeschlossen hätte. Und Dietrich wiederum wußte gar viel zu berichten vom Königskamp, und welch ein Bas Herr Gaye sei, und daß er jeden Sommer dort dienen wolle, bis zu seiner Konfirmation. Und Hanne und Lorenz waren voller „Gottlob" über die gute Kunde, fanden aber auch, daß Frens Gaye wohl beraten sei mit ihrem Dietrich.

Und über dem allen ward es Nacht, und die drei Menschen suchten ihr Lager auf; jeder aber hatte das Herz voll von Sorgen und Wünschen um künftige Dinge. Der aber, vor dem tausend Jahre sind wie ein Tag, fand all dies Denken töricht, bis auf die eine kleine Goldader, die er in jedem Wunsche fand, diese Goldader aber war der Gedanke, daß jeder sein Schicksal bauen müsse aus innerer Kraft und Tüchtigkeit.

Und sachte vergingen die Jahre, die Zukunft ward Gegenwart und Vergangenheit — fern aber wie am ersten Tag der Sehnsucht stand dem Helden dieses Buches der Wünsche goldenes Ziel.

Fünfzehntes Kapitel.

Seither waren viele Jahre verflossen. So wenigstens erschien es den an dem Laufe dieser Geschichte am meisten Beteiligten.

Dietrich Tetens dünkte es eine lange Zeit, seit er, mit neuen Idealen ausgerüstet, vom Königskamp nach Ellwurth heimgekehrt war. Fräulein Fresendelff meinte, es sei unendlich viele Jahre her, seit sie, ein sorgloses Kind, wohlbehütet unter dem Dach des alten Hauberges geschlafen hatte — und Hanne Tetens gar schien die alte Zeit in nebelverhüllte Ferne gerückt zu sein. Die alte Zeit, da sie mit ihrem Lorenz glücklich und zufrieden auf Ellwurth wohnte.

Nun hatte sie ein Häuschen in der Straße gemietet und lebte von ihrer Hände Arbeit und dem, was Dietrich hinzufügte, und saß in langen Winterdämmerstunden müßig, was sie niemals sonst getan, und gedachte der Jahre, da ihr Lorenz, ihr schmucker, blühender Lorenz noch lebte, und des bitterbösen Tages, da man ihn bewußtlos aus dem Garten heraufgetragen hatte, die Brust zerschmettert von einem beim Fällen zu früh gestürzten Baum. Dietrich hatte damals auf Pellworm gearbeitet bei seinem Onkel und war erst heimgekommen, als man seinen Vater zur Ruhe brachte und der Hügel aufgeschüttet wurde über der gefallenen Eiche.

Das Scheiden von Ellwurth war Hanne Tetens unter solchen Umständen nicht schwer geworden. Sie hatte nur für Lorenz und Dietrich gelebt — was war ihr Ellwurth ohne diese beiden! Von Bitterkeit aber war nichts in diesem Weibe.

Als Lorenz zur Ruhe gebracht war und noch die Totenglocken verhallend über das Dorf tönten, ging sie an ihres Sohnes Seite über die schmalen Wege und Stege zum letztenmal nach Ellwurth. Und beide schwiegen. Drin aber im öden Stübchen lehnte Dietrich sich mit den Schultern an die Wand und schluchzte wild und heiß, wie nur die Jugend schluchzt. Hanne weinte lautlos, von ihren geröteten Augenlidern rann leise Tropfen auf Tropfen über ihr Gesicht. Fast scheu trat sie zu Dietrich und murmelte: „Sind wir nicht all die Jahre glücklich gewesen, mein Kind?"

„Ja, gewesen, Mutter!" erwiderte der Jüngling leidenschaftlich.

„So wollen wir zufrieden sein," mahnte sie und trat ans Fenster, um in den Garten zu sehen. Aber vor den Fenstern stand der graue Herbstabend und wehrte ihrem verweinten Blick. Da trat sie ins dämmerige Stübchen zurück, schürte die Glut im Ofen und sagte, aufstehend, in ängstlich bittendem Tone: „Sei doch nur still, mein Junge — ich kann dich nicht so weinen sehen. Es muß ja nun so sein, finde dich drein — es hat alles seine Zeit, das Lachen und das Weinen."

Ihre Stimme war in Flüstern erstorben, und sie hatte sich müde in den Stuhl gesetzt, in dem ihr Lorenz sonst seine Feierabendpfeife rauchte. Und mählich war die Dämmerung gewichen vor dem Dunkel des Abends und mählich war der Abend vor der Nacht geflohen. Kein Lämpchen hatte durch das dunkle Stübchen geleuchtet, kein Wort mehr das Schweigen unterbrochen, bis endlich Dietrich hinausging, um die Laterne anzuzünden. Denn noch einmal mußte er das Haus ableuchten, bevor ein neuer Hüter kam. Und still boten sie einander Gutenacht. Hanne wollte so gerne ihm ein gutes, tröstendes Wort geben, aber ihre Lippen zuckten, die Tränen fielen, und händeringend sagte sie: „Mein Lorenz —" und wandte sich ab.

Das alles war gewesen. Die Witwe wohnte jetzt am Westerende des Dorfes. Dietrich aber diente als Knecht auf dem Königskamp, um seiner Mutter nahe zu sein, und auf Ellwurth lebten andre Aufsichtsleute.

Nun lagen die Spätinge in Eis und alle Gräben dazu, und es schien, als habe der Winter sogar versucht, eine Brücke von Hemminghörn nach Nordstrand zu schlagen. Dieser Versuch war freilich gescheitert. War ihm das Brückenbauen denn nun auch schlecht genug gelungen, so hatte er doch entschiedene Tüchtigkeit im Bauen von Mauern und Toren erwiesen. Wie eingeschlossen in Winternebel, Eis und Schnee lag der Königskamp am Außendeich. Welch ein weiter Blick war übers Wattenmeer zu senden an hellen Tagen! Und gern äugten die stillen Leute vom Königskamp hinüber. Dann sahen sie die Gehöfte des Morsumkoogs auf Nordstrand und die Windmühle und den gleich einem Wahrzeichen aufragenden Ziegeleischornstein. Das entzog der Winter nun ihrem Blick — nur etwas Totes, Graues lag in unendlicher Ferne.

Und wo war Pellworm geblieben, das Frens Gaye und Dietrich so manches Mal gemeinsam erspäht hatten — Pellworm mit der gigantischen Turmruine aus lang vergangener Zeit! — Ganz verschwunden —

Wie oft hatte Frens Gaye heimlich den sinnenden, suchenden Blick hinüberwandern lassen in der Zeit, als Dietrich drüben bei Nanning Rickmers war, und hatte heimlich gedacht und gewünscht: ‚Wann kommt er wieder?'

Nun war er wieder da, doch in der Dinge ewigem Wechsel fügte es sich jetzt, daß der alte Bauer auf Königskamp sich manchmal leise fragte: „Wann wird er wieder seine Schwingen heben und mich allein lassen?"

Solches freilich dachte er nicht, weil er etwa bei seinem Knechte Wandergelüste gespürt hätte — dem lag nichts derartiges im Sinn. Aber Frens Gaye war ein stiller Mann, der auf die Zeichen der Zeit achtete und wußte, wann die Früchte reif sind.

Es war nun einmal ein Sonntag um die Fastnachtszeit — der Bauer trank seinen Nachmittagskaffee im Urväterstuhl am Wohnstubenfenster und las dazu die Zeitung, die Dietrich ihm am Morgen nach Kirchzeit von der Post geholt hatte. Levka und Tille Thoms, die junge Magd, saßen auch wohlgemut bei dem braunen Trank, und zwar in Levkas Stübchen.

Drin war es so sonntäglich sauber und blank, so durchzogen von dem lieblichen Geruch des Kaffees, daß Tille sagte, es wäre ja gerade, als wenn man irgendwo zu Besuch sei. Und Tille hatte recht, denn es lag über all den sorgfältig gehaltenen Geräten der alten Haushälterin wie Sonntagsglanz. Das kam daher, das jedes Stück hier lebte, seine Schicksale hatte und gehalten wurde, als wohne ihm so etwas wie eine Menschenseele inne. Die mit Rosen und Tulpen bemalte Lade stammte aus ihrem Elternhaus. Drin hatten Vater und Mutter vor Zeiten, wie jetzt die alte Tochter, ihren Sonntagsstaat verwahrt. An dem war nie ein Fleckchen oder Stäubchen gewesen, denn Trine Behrens sagte: „Man weiß nie, ob man am nächsten Sonntag selbst seine Sachen herausnehmen wird, oder ob es andre müssen."

Und der Tisch mit den beiden Schubfächern war auch ein Erbteil aus dem Vaterhaus. Um den hatten sich in Levkas Jugend zehn Hungrige geschart.

Von denen war's nur ihr so gut ergangen, daß sie in alten Tagen satt werden konnte und übrig lassen. Und der eingelegte Nähkasten, den sie sonntäglich von der Kommode nahm, war ein Geschenk von Thomas Schwerdt — von Thomas Schwerdt, der lange in der weiten Welt gestorben und verdorben war. Ob sie es hätte hindern können? Sie schüttelt traurig den Kopf, so oft diese Frage auftaucht — sie hatte getan, was Herz und Gewissen geboten, und jeder mußte sein Geschick erfüllen.

Noch manch andres Gerät ziert das Altjungfernstübchen, Geschenke sind es von Frens Gaye und von Flora Jürgensen — aus der Zeit, da sie noch Flora Gaye hieß und gerne Flora Gaye geblieben wäre — doch das ist ein dunkles Blatt in Levkas Lebensbuche, wenn sie es zufällig aufschlägt, blättert sie hastig mit zitternder Hand weiter.

„Levka ist Sonntags immer so still," sagte die kleine Tille, die vergebens versucht hatte, der Haushälterin ein tieferes Interesse für ihre Angelegenheiten abzugewinnen. Ihre Angelegenheit war nun diesmal Tanz und Lustbarkeit, und davon hatte Levka ihrer Lebtage nicht viel erfahren.

„Es wäre gut für dich, Tille, wenn du bald einen ordentlichen Mann kriegtest," sagte sie freundlich mitten im Gespräch.

„Hi, hi, hi!" lachte Tille.

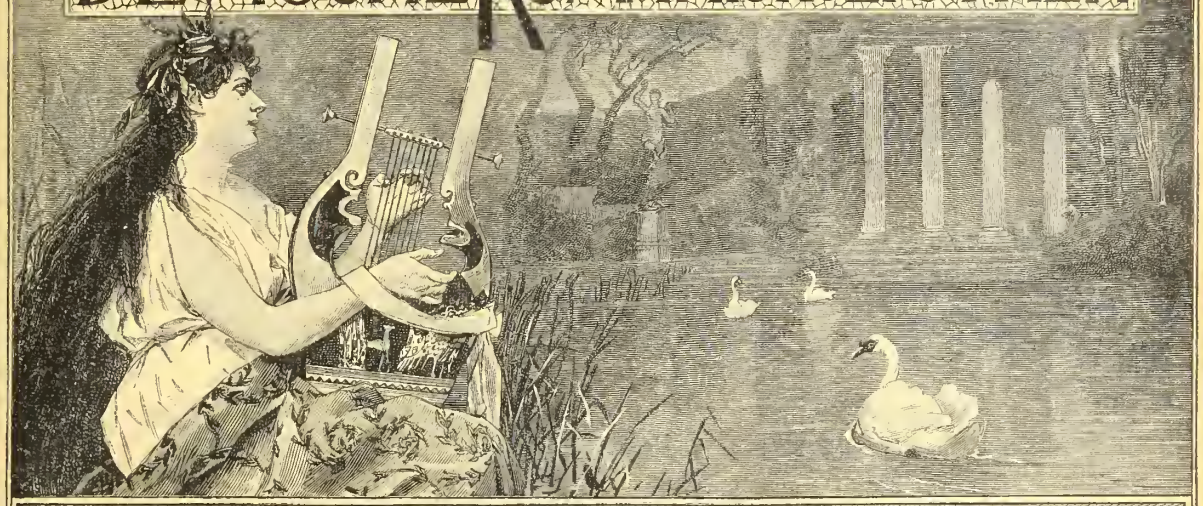
Sie war ein kleines, niedliches Ding mit blitzenden, dunkeln Augen, die sich gewaltsam bemühten, ernst zu blicken, wie sich's nach ihrer Ueberzeugung für den Königskamp schickte, und doch voll beständigen Lachens waren. Manchmal genügte es, Tille bloß anzusehen oder ihren Namen zu nennen, um sie zum Lachen zu bringen. Nun guckte sie aufmerksam zum Fenster hinaus und sagte, was Dietrich wohl täte.

„Der bosselt und denkt nicht an dich, Tille," sagte Levka nachdrucksvoll.

Die Kleine wurde rot und erwiderte böse, sie dächte auch nicht an ihn. (Fortsetzung folgt)

Für die Redaktion verantwortlich Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

DEUTSCHE ROMANBIBLIOTHEK



Wöchentlich eine Nummer | № 35 | Alle 14 Tage ein Heft

Der Ueberkater

Von

Johannes Richard zur Megede

(Fortsetzung)

Und nun ist mir eigentlich mein Tagebuch schon über, die Feder sinkt. Ich werde da drüben auch nur Hergebrachtes sehen, Hergebrachtes denken, Hergebrachtes erleben ... Mein Füllfederhalter kostet zwanzig Mark, ich habe ihn extra für diese Reise gekauft, aber ich fürchte, selbst diese lächerliche Summe wird sich nicht rentieren.

Und wenn ich dies Tagebuch nun doch weiter schreibe, so befriedige ich damit kein einziges Herzensbedürfnis, nur den Herzenswunsch von Mama, die die große Wüste nicht kennt und sie gern mit meinen Augen sehen möchte. Dabei will sie mich wohl auch kontrollieren, meine Gefühle, meine Gedanken, die ganze große gesunde Reaktion, die dies fremde Land mit seinen Eindrücken auf Körper und Geist ja ausüben muß. Denn sie mißtraut mir selbst brieflich noch immer, die Erinnerung jener Szene sitzt zu tief. Merkwürdig, daß gerade sie mir mißtraut! Und da kommt wieder so eine dunkle feige Empfindung gekrochen: Kennen wir je unsre Mütter? Kennen je unsre Mütter uns? ... Ich hätte übrigens niemals Afrika zum Winterausflug gewählt, ich habe eine instinktive Abneigung gegen diesen Erdteil, den einzigen freilich, den ich in der Geographiestunde souverän beherrschte, weil man so wenig von ihm zu wissen braucht. Mir hätte Konstantinopel besser gelegen oder Spanien, aber ohne Stiergefechte. Mit Stiergefechten hätte es vielleicht auch Peter akzeptiert. So aber bestand er stiernackig auf Algier und Marokko, weil er da Mufflons und Gazellen zu schießen gedenkt. Mama war für die Riviera, speziell für Cannes, das kranke, vornehme Cannes. Wir lachten sie aber beide aus. Für moderne Menschen und ein ganzes Jahr à la suite ist Mitteleuropa viel zu klein. Ich ließ mich übrigens leicht überstimmen. Ich habe den Reisefatalismus. Mag ein andrer das Risiko übernehmen. Was geschehen soll, geschieht hier oder dort ja doch. Und wenn Peter gerade die Wüste wählte, so spielt eine gewisse kleine Eifersucht mit, die er aber niemals zugeben würde. Er liebt die leichte Pariser Art sehr, aber nicht bei der eignen Frau. Und wenn ich auch die geheimsten Falten meines Herzens durchsuchte, so kann ich doch beschwören, daß mir kokettem, kapriziösem, seichtem Geschöpf auch nicht ein einziger Mann wirklich gefährlich gewesen wäre während meiner Ehe. Die Leute urteilen eben nur nach Aeußerlichkeiten, und ich tue das auch. Ich war darum aufs äußerste erstaunt, als mir aus scheinbar sehr kompetenter Quelle mitgeteilt wurde, daß Jeanette Quedenberg ihren Mann nur deshalb so schlecht behandelt, weil dies kalte Herz einen andern hoffnungslos leidenschaftlich liebt. Ich kann's nicht glauben! Wer könnte es der Frau angetan haben, wer? — Aber den Mann kennt niemand. —

Und nun zum ernsthaften Tagebuch!

Natürlich beginnt's mit Berlin. Und da wird mir wieder so angenehm leicht zumut. Berlin bei Nacht, das einem schon eine gute halbe Stunde vorher in die Coupéfenster guckt, mit heißem Lichterglanz, mit dumpfem Tosen, mit dem köstlich wirren Gewühl von Häusern, Menschen, Tönen, — die Stadt, die nie schläft, bis ein Stück mürrisch aufblickende Spree, der Dämmerumriß einer verwitterten Fassade uns das schöne Bild des Lebens, der Lust stören, die törichte Vorstellung wecken will, als gebe es ein Berlin, das wirklich schläft, und eins, das so gern schlafen möchte. Aber zum Schlafen kommt man doch nicht nach Berlin! Auf dem engen, schmutzigen Bahnhof Friedrichstraße mit dem Ameisengewimmel der Reisenden, dem Dröhnen der Fernzüge, wo alles ankommt und abfährt, was ein bißchen internationalen Rauch liebt, wurde mir gleich zum Willkommen die goldene Taschenuhr gestohlen, die winzige, perlenbesetzte, eins von den zahllosen Verlobungsbijous Peters. Sie ging immer schlecht, und Perlen bedeuten ja Tränen. Ich nahm's darum nicht tragisch, fand's sogar ganz amüsant als erstes Abenteuer, und tröstete meinen sehr wild gewordenen Peter, daß dem Glücklichen ja keine Stunde schlägt. Aber man ist eben nicht mehr auf der Hochzeitsreise. Peter nahm's als Omen und blieb mißgestimmt. Er wollte mir auch durchaus nicht den Gefallen tun und mit durch die enge Friedrichstraße promenieren, wo sich das abenteuernde, elegante, verdorbene Nacht-Berlin drängt, wo einen jeden Augenblick die gewissen Herrenblicke, die gewissen Damenparfüms streifen. Abgrundtiefe Laster, scheußliche Passionen, ich weiß es. Man schauert instinktiv, die Nerven empören sich gegen den Höllenpfuhl, es ist ein eignes Prickeln. Auf Augenblicke liebe ich's ... Doch schon an der Mittelstraße wollte er einbiegen nach Continental, was vornehmer, während ich nach Bristol drängte, was lustiger ist. Bei Bristol triumphierte ich. Wir trafen da nämlich ein ganzes Rudel von Peters Freunden, die bereits sehr vergnügt waren; ein kleiner ungarischer Graf begoß sich in aller Seelenruhe die Nase. Irgend ein Vollblutstall war wieder einmal verauktioniert worden, und besonders österreichische Rennleute waren da, die mich konsequent Frau Gräfin nannten. Ich bin's zwar nicht mehr, aber die Erinnerung tut wohl. Ueberhaupt die leichte degagierte Art! Es ist kein Kommißton, sie reden auch nicht ewig von Pferden ... Peter hatte sich mit zwei großen Rennstallbesitzern an einer Tischecke zusammengetan, sie schwelgten in Sport — und ich war eigentlich überflüssig. Ich kann's verstehen. Vor der großen Passion verblaßt eben die kleinere. Ich würde es genau so machen, genau so! Aber als der kleine Ungar, der in der Nacht noch abreiste, sich polnisch drücken wollte und nur mir galant die Hand küßte, drehte sich Peter urplötzlich nach mir um. Sie blieben dann noch lange, ich aber ging gleich auf mein Zimmer. Ich hatte ein häßliches, entehrendes Gefühl als Nachgeschmack, viel häßlicher und entehrender als vorhin, wo mich der Abschaum der Friedrichstraße streifte. Wenn die Liebenswürdigkeit der Männer nur *einen* Zweck hat, — und wenn der eigne Mann ebenso fühlt ... Nein, gegen eine große ganze Sünde ist kein Mensch gefeit, aber vor dem kleinen, gemeinen, alltäglichen Seitensprung, vor dem glaube ich denn doch zeitlebens sicher zu sein.

Am andern Tage meldeten wir den Uhrverlust im Polizeipräsidium am Alexanderplatz. Peter wollte mir dann natürlich eine neue kaufen und wieder ein Bijou, ich wählte aber eine einfache Stahluhr. Da unten im Zentrum von Berlin war gar manche seltsame Gestalt neben unsrer Droschke aufgetaucht, armes, elendes Volk, ob mit, ob ohne eigne Schuld, was weiß ich ... Und inmitten der tausend Kostbarkeiten eines ersten Juwelierladens, die mich natürlich anzogen, fiel mir das lichtscheue Dirnengesicht irgend eines halbwüchsigen Mädchens auf dem Alexanderplatz ein, und wie wir Reichen doch eigentlich gar nichts tun, um diesem Elend und diesem Laster zu steuern. All der Luxus ringsum erschien mir plötzlich sündhaft, lästerlich. Ich sagte es auch Peter, der nicht etwa ungutmütig ist. „Ja, gewiß, Schatz," meinte er, „natürlich gibt's hier eine Unmasse Armut, und du kannst Gott danken, daß du nicht noch tiefer in all den Morast hineingesehen hast. Aber das ist nun einmal nicht anders, und allen Leuten kann eben nicht geholfen werden." Recht hatte er schon. Aber es ist doch die Moral der Satten. Und so sind wir alle, alle! Um den Kampf herumgehen, statt ihn zu bestehen, taugt denn das auch für jeden? ... Wir wollten noch einige Tage in Berlin bleiben. Aber das Wetter war grau, mißfarben geworden, die ganze Riesenstadt schwimmend in einem trüben, ekeln Dunst. Ich sehnte mich hinaus nach Sonne und Süden. Erst als wir wohlverwahrt im Luxuszuge saßen, fiel es mir ein, welch eine bittere Satire dieser Luxuszug doch auf meine gestrige Herzensdemut war.

Und so ein Luxuszug? Sehr hübsch, zum ersten Male oder auf einer Hochzeitsreise! ... Er gleitet weicher, er eilt rascher, die Bilder ziehen ohne Unterlaß vorüber. Aber daß von diesen Bildern schließlich nichts bleibt, gar nichts als der rosige Hauch, der eine Fahrt ins neue Leben umwallt, darüber macht man sich ganz gewiß keine Skrupel. Es ist, wie gesagt, Februar. Und diesmal begleitet uns während der Fahrt ein grauer Hauch, ein lichtgrauer, weicher,

der die märkische Ebene sanft zudeckt, die Thüringer Berge umspinnt. Und der Zug eilt und eilt, und in der Erinnerung bleibt schließlich auch nichts als der graue Hauch.

In Frankfurt auf dem Bahnhof trafen wir einen alten Bekannten und Kriegsschulkameraden von Peter, einen Grafen Bloome, der erst Gardekavallerist, nachher Schutztruppier und zuletzt Afrikareisender auf eigne Faust gewesen sein soll. Ich weiß nicht, warum ich in dem Moment, wo ich den Namen des Mannes hörte, ein unangenehmes Gefühl hatte. Er ist mir doch gänzlich fremd. Uebrigens ein absolut durchsichtiger Mensch, Leichtfuß, Schwerenöter, einer von denen, die weder Wüste noch Ehe vom Schuldenmachen oder Flirten heilen könnten. Dabei bildhäßlich. Mich interessiert direkt solche Häßlichkeit. Ich war übrigens sehr kühl. Der Abend im Bristol ist mir eine herbe Lehre gewesen. Für was muß uns eigentlich ein Mann halten, dessen Eifersucht bei solcher unmöglichen Gelegenheit aufzuckt?

Wir hatten nur wenige Minuten Zeit.

„Wo fahren Sie hin, gnädigste Baronin?"

„Biskra."

„Direkt?"

„Ja, das heißt mit den gewöhnlichen Stationen."

„Famos! Bin auch nur auf ein Retourbillett in Europa, teurer Erbtante die Augen zugedrückt und so weiter." Und mit einem sehr komischen Augenblinzeln zu meinem Mann: „Peter von Amiens, halten Sie mir unausgesetzt den Daumen, sonst kriegen die Cohns und Levis Wind und nehmen mir schon diesseits die paar Groschen wieder ab!"

„Also auf Wiedersehen in Afrika, Bloome."

„In Afrika sieht man sich nämlich immer wieder, gnädigste Frau, is ja so lächerlich klein!"

Der Zug war schon im Gleiten, und ich mußte unwillkürlich über diesen fidelen Aufschneider lachen.

Er sah's und rief noch nach: „Baronin, wetten um ein Souper im Royal, daß der erste Schaffner, der Ihnen in Biskra das Coupé öffnet, ich bin?"

„Angenommen, Bloome, angenommen!" rief mein Mann zurück. Er erzählte mir auch gleich, daß dieser Graf Bloome überall wegen Schulden geschaßt sei, jetzt beinahe mauvais sujet, aber noch immer verfluchter Kerl, der eben alles riskiere, weil er eben nur das Genick zu riskieren habe. „Und lustig, lustig! Ja, wer so ein glückliches Temperament hat ... Ich für meinen Teil danke doch bestens dafür."

Und ich amüsierte mich eine ganze Stunde damit, darüber nachzugrübeln, warum mir der Name Bloome unsympathisch sein konnte und der Mann eigentlich sympathisch. Dabei berührte es mich doch seltsam, daß Peter und ich, die wir beide reich sind, uns jeden Wunsch erfüllen können, der mit Geld erfüllt werden kann, doch keineswegs immer „lustig, lustig!" sind wie dieser bettelarme Vagabond ... Und wieder kam der graue Rauch gekrochen, aber ein dicker, schwerer, undurchdringlicher Rauch, der wie eine Nebelmauer von rechts und links drückte. Unser Zug mußte langsam fahren, und zweimal klang unheimlich das Knattern von Sprengpatronen auf den Schienen. So ging es vorsichtig die Rheinebene entlang und durchs hügelige Baseler Land. Jetzt, wo wir hätten sehen können, konnten wir erst recht nichts sehen.

Dann hellte es plötzlich vor dem Gotthard auf. Aber es war bereits Nacht geworden, ohne daß wir es gemerkt hatten. Auf den Schneegipfeln flimmerten eisig kalt die Sterne, und silbern gleißte der stumme Firn. Alles drängte nach den Schlafkabinen. Wir aber blieben und sahen die starren, strengen Berglinien an uns langsam vorüberziehen — und hörten den Bergstrom rauschen. Es war so schön, so feierlich! Die Hochzeitsreise fiel uns ein, — die gleiche Nachtzeit, die gleichen Alpenberge, die gleiche Firnluft. Es sind fast genau dreieinhalb Jahre her. Schöne Jahre? Ich weiß es nicht recht. Jedenfalls waren wir damals unverhältnismäßig jünger, und ein rosiger Schimmer umfloß die Gegenwart. Aber man muß Erinnerungen heilighalten. Und ich drückte darum Peter leise die Hand und er drückte sie wieder. Und er küßte mich auch, und ich küßte ihn auch, — und es war wie damals. Aber als er mich wieder küssen wollte, schob ich ihn langsam mit der Hand zurück. Ich tue das manchmal, es sieht aus wie eine Laune und ist doch nicht Laune. Aber ich kann nicht anders, der zweite Kuß ernüchtert mich immer. Der Rausch ist ja vorbei ... Und eigentlich müßte doch der Rausch wachsen mit jeder neuen Berührung, jedem neuen Kuß, bis auf der Höhe des Wahns die Flammen zusammenschlagen und wir eins sind, ganz eins. So habe ich mir die Liebe als Mädchen vorgestellt, — aber das ist wohl die sündige Liebe ... In der Ehe, die ewig dauern soll, darf's eben keinen Rausch geben, keinen Sturm, nur sanftes Lächeln, mildes Ineinanderfließen ... Ich weiß nicht — ja, ich weiß doch ... Dabei habe ich meinen Mann lieb und wünschte keinen andern.

Bis Genua war's dann winterlich kühl. Die lombardische Ebene trostlos: kahle Maulbeerbäume, braune Felder, die endlose Weite von einer tödlichen Monotonie — und Mailand inmitten, kalt, groß, modern, eine internationale Stadt, trotz des wunderbaren Doms, des Campo Santo. Was ist überhaupt der Süden ohne Farbe und Licht?

Und gleich hinter dem großen Apenninentunnel begann denn auch die Sonne zu strahlen, die italienische

Sonne, die blendet, zündet, mit einem einzigen heißen Lächeln die Natur aus ihrem Winterschlaf weckt. Und das Meer so blau, so dunstig, — aber der Duft des Sommers, des Südens, der uns in süße Träumereien versenkt. O, ich bin nicht undankbar für Schönheit, Leben, Genuß! Mit diesem duftenden Licht, diesem märchenhaften Frühlingsdämmern überkam mich eine ungemessene Daseinsfreude. Und wenn auch hier an dieser Riviera Tausende dem Tod entgegensiechen, — ich bin jung, stark, das Licht, das den gelben, kahlen Fels dort sengt, der Odem, der hier aus den dunkelgrünen Villengärten strömt, der blaue Wellensturz, der sich drüben weiß schäumend an der Steilküste bricht, die sagen mir alle, daß man das Leben leben muß, um es zu leben. Und lebte ich's wirklich noch nicht, so liegt's eben noch vor mir, ebenso grell flammend wie die Sonne, ebenso heiß duftend wie die Natur, ebenso wild aufschäumend wie die Welle ... Was man will, das hat man! Glück ist Rausch. Wer den Rausch nicht liebt, der kennt auch nicht den Wein... Wir waren allein im Coupé. Und angesichts solcher leuchtenden, unvergänglichen Schönheit muß ja der Daseinsdurst kommen, das Lebenswogen, das uns die Brust sprengen möchte! Und aus diesem Gefühl heraus umarmte ich Peter, ich mußte ihn umarmen, und sagte leidenschaftlich: „Ach, Peter, wir wollen leben, glücklich sein! Wir werden wieder ein Kind haben, ein schönes, gesundes, das gar nicht sterben kann, ehe wir es erwachsen hierhergeführt haben, ihm zu zeigen, wie wirklich die Welt aussieht, so jung, so heiß, so liebeduftend!“ ...

Ich küßte ihn einmal, zwei ... es geht nicht! Es ist wie ein Verhängnis, — der Rausch war weg, noch ehe er gekommen ... Und Peter ist kein kühler Mensch, er hat mich lieb, er folgt mir gern, wenn ich mich so leidenschaftlich, so ganz gebe, was selten genug geschieht. Aber er ist doch eine so andre Natur, jemand, der den Rausch am liebsten meidet, weil ihm die Ernüchterung folgen muß. Das ist weise und sparsam. Und wir sind doch beide noch jung, haben so viel, müßten eigentlich verschwenden! ... Ist's wirklich, ist's meine Schuld allein, daß mich der Rausch flieht, wenn ich den seinen wecken möchte? Vor dem leeren Glas wird man nüchtern.

*

In Monte Carlo blieben wir über eine halbe Woche.

Mir hat's nicht den zauberischen Eindruck gemacht wie auf der Hochzeitsreise. Dafür kann der Ort natürlich nichts. Selbst der berühmte Palmengarten hat doch 'was Gequältes, Gekünsteltes. Riesenhotels rechts, Riesenhotels links, dazwischen das Kasino. Und wenn man da hineintritt, die Farce mit den Paßkarten, dem Gesellschaftsanzug. Ja, du lieber Gott, Albert von Monaco ladet uns doch zu keiner Soiree, er will nur unser Geld haben, und je mehr, je besser! Wenn man dann wieder heraustritt aus den Spielsälen, weil sie an einem Sonnentage nun einmal trotz alles schweren Luxus verräuchert und abgeschabt aussehen wie nur irgend ein Wartesaal erster Klasse, da tost gleich unter der weltberühmten Terrasse die Eisenbahn vorüber, und noch hundert Schritte weiter winkt der ekelhafte Taubenschießstand. Das ist ein kleiner, der Felsküste abgestohlener Rasenplatz, mit den gedeckten Schützenständen an der einen Seite, in der Mitte zwei unterirdische Verließe. Ein Pfiff, der Deckel des Verließes klappt, ein grauer Tauber windet sich blitzschnell in die Höhe. Zugleich ein Schuß, ein ersterbendes Flattern; ein Jagdhund springt vor und schleppt die blutenden, zappelnden Tiere in den Stand. Ein gutes Auge muß zu dem Sport nötig sein, eine schnelle Hand. Denn zuweilen stößt eine schief heraus und entflieht seewärts. Das freut mich heut immer und wohl auch noch viele andre. Nur daß die Tiere sofort wieder renig in ihr Gefängnis zurückkehren wollen ... Ich glaube, wir Menschen machen's auch nicht anders ...

Das Kasino, die Eisenbahn, der Taubenschießstand: wenn das der intimste Reiz von Monte Carlo ist! Vor drei Jahren fiel's mir nicht auf. Man wird eben älter.

Peter, der sich von dem Schießstand gar nicht losreißen konnte, sagte endlich bewundernd — ein besonders rascher Flieger wollte seewärts abstreichen, erhielt aber noch in der letzten Sekunde die sichere Kugel —: „Der Kerl schießt phänomenal! Ich muß versuchen, da auch mal 'n Dutzend wegzublasen. Du kommst doch mit?“

„Nein, es ist mir ein zu gemeiner Sport! ... Aber bitte, geniere dich nicht.“

Ich drehte mich weg und ging — und er ging auch. Ich möchte behaupten, den Knall seiner Büchse später herausgehört zu haben, und dieser Knall gellte mir in die Ohren. Taubenschießen ist höchster Modesport, jede Dame der besten Gesellschaft findet ihn scharmant; wir haben alle Jägerinstinkte und lieben den guten Schützen, jedoch wobei ich früher mit atemloser Spannung in Nizza zugesehen hatte, wie nämlich Peter zwei Dutzend Tauben der Reihe nach herunterschoß, das verletzt mich heute als gedankenlose Roheit. Natürlich sind's Kleinigkeiten, aber von Jahr zu Jahr treten mehr dieser Kleinigkeiten zwischen uns. Und es ist eigentlich lächerlich: was uns früher zusammengeführt hat — die Reit- und Jagdpassion —, gerade die beginnt sich jetzt zwischen uns zu stellen. Vielleicht geht's in allen Ehen so. Die Aeste eines Baumes,

die einst so nah beieinandersproßten, streben wachsend ja auch immer weiter auseinander.

Ich ging darauf hinunter zum Strand, wo mein Kater mit meiner Jungfer höchst elegant saß und den Brandungsgischt blinzelnd beargwöhnte. Er hat wenig von mir auf der Reise, weil es Peter mit Recht lächerlich findet, daß ich Afrika durchaus in Katergesellschaft beehren will. Doch er ist ein so kluges, schönes Tier, das überall wegen seiner brillanten Manieren auffällt. Und ich habe auch einen gewissen Aberglauben: ... Er ist ein Schutzgeist. Und obgleich ich nicht weiß, wie ein Eckart gerade in diese Hülle kommen soll, so denke ich doch, seitdem er am Garda uns unter so merkwürdigen Verhältnissen zulief, daß ihn irgend ein guter Freund geschickt haben könnte, über mich zu wachen, soweit er vermag. Eine lächerliche Phantastin ist man eben doch ... Aber was wäre das Leben ohne Phantasie? Ein im Guten wie im Bösen leeres Blatt. Am Strande spielten Kinder, vornehme Kinder mit den Spitzenhöschen und Spitzenkleidchen, all dem frühreifen Luxus, der sich an niemand mehr rächt, als an den Kindern selbst. Die Mütter standen dabei, vornehme Mütter, und ich wollte weinerlich werden, angesichts dieser Mutterfreuden. Und dann überlegte ich mir später, daß ich mein Kind wahrscheinlich genau so gehalten hätte, verzogen, angeputzt, seiner frohen Jugend beraubt, noch ehe es sie überhaupt besessen. Die eleganten Mütter parlierten und lachten und ließen keinen Blick von den Kleinen, die schon kokett zu trippeln versuchten und sich naiv bewundern ließen. Ist solche Mutterliebe nun eitel Liebe oder liebe Eitelkeit? Meine unvergeßlichen Jugenderinnerungen gipfeln jedenfalls auf einem Pflaumenbaum, von dem ich immer sofort heruntergeholt wurde, um frisch gewaschen und angezogen zu werden. Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn ich viel länger auf diesen Pflaumenbäumen hätte herumklettern dürfen. Wenn ich auch mal runtergestürzt wäre, davon stirbt man nicht. Und wenigstens hätte ich dann meine Kräfte versucht, mich meiner Kräfte gefreut, anstatt neben meiner englischen Bonne hergehend, hochmütig die Kinder zu betrachten, die eben ausgeprügelt doch wieder ihre Kräfte auf verbotenen Bäumen übten. Die artigen Kinder sind bequemer, aber die unartigen stärker. Und bei Menschen, die etwas bedeuten wollen im Leben, entscheidet doch nicht die Fügsamkeit, sondern die Kraft. Mein Kind würde ich todsicher zu einer eleganten Puppe erzogen haben, wie diese eleganten Mütter es tun, und vielleicht war es gut für das Kind, daß es starb ... Denn wenn es einmal im Leben die Kraft gebraucht hätte, so nötig gebraucht hätte wie Herzblut, es würde auch überall vor verschlossenen Türen gestanden haben, unfähig, auch nur die vermorschtefte mit seiner Kraft zu sprengen! Unsre Sorte klettert höchstens über verschlossene Gartentüren, das geht so lange es geht, und es ist eine feige Art, die wir innerlich verachten.

Mein weißer Carlo macht zu diesen Meditationen verschiedene gelangweilte Buckel, die wahrscheinlich andeuten sollen, daß man mit listigen Schlichen am weitesten kommt. Und doch bewies auch diese Katze bei ihrem ersten Kampf mit meinen Terriers, daß die beste Deckung der Hieb ist.

Als ich später bis Condamine hinunterwandelte in das köstlich weiche Abenddämmern dieses jungen Frühlingstages hinein, hoch oben die Burg von Monaco, tief unten das Meer, sanft rannend im einschlummernden Wind, begegneten mir, als ich eben umdrehen wollte, drei Herren, von denen der eine sofort mit untertänig abgezogenem Hute auf mich zukam. „Ach, meine allergnädigste Gräfin!“ er rief es so laut, daß seine Begleiter es unbedingt hören mußten, und wer sonst auch noch Lust hatte. Und wer war es? Der Geheime Kommissionsrat, nicht älter, nicht jünger, der Parvenu von einst. Er küßte mir aufs devoteste den Handschuh: „Und wie geht es dem Herrn Grafen? Und der Gräfin-Mutter? Ach, es war eine einzig schöne Zeit!“ Er sprach so hinreißend Sächsisch, und ich war so voller Wiedersehensfreude, daß ich ihm unmöglich gleich klarmachen konnte, er sei noch kein Oesterreicher und ich keine Gräfin mehr. „Nein, daß wir uns hier wiedersehen sollten, Frau Gräfin! ... Ich war die ganze Zeit mit der Prinzessin Thurn und Taxis zusammen. Die Herrschaften sind leider heute gerade abgereist, auch 'ne schicke Dame, und elegant, aber natürlich gegen solche Sterne!“ Und er machte mir einen Kratzfuß, genau so wie früher in seinem Uhrladen. Er war wirklich sehr im Fahrwasser!

Ich erkundigte mich auch nach seiner Nichte, obgleich sie mir kaum noch erinnerlich ist. Da muß ich aber auf eine recht empfindliche Stelle geraten sein, denn er machte ein Gesicht, als ob ihn wieder seine Magenschmerzen seligen Angedenkens peinigten.

„Es geht ihr sehr gut, sehr gut, Frau Gräfin ... ich nehme es wenigstens an. Es liegt eben jeder so, wie er sich bettet.“ Und wahrscheinlich um mir gleichfalls einen kleinen Hieb zu verabreichen: „Und wie geht es denn dem interessanten Afrikareisenden von damals? Der Name fing, wenn ich nicht irre, mit N. an.“ ...

Ich konnte ihm darauf ganz ehrlich erwidern, daß ich das nicht wisse und nicht wissen könne, weil zwischen uns nie eine Korrespondenz stattgefunden habe, ich hoffe aber, daß es ihm gut gehen möge. Das ist auch nur die Wahrheit! Er heißt übrigens Robert Rin, fügte ich hinzu. „J, natürlich Rin!“ und mit einmal war der alte Schleicher ganz auf dem Laufenden.

Als wenn er das nicht immer gewesen wäre! Erzählte auch gleich ganze Mordshistorien: daß es eine besondere Bewandtnis mit seinem Namen habe, daß über ihn viel in wissenschaftlichen Zeitschriften geschrieben würde, daß aber die große Expedition leider etwas mißglückt sei ... Ich wollte ihn auch wieder unterbrechen. Was interessiert mich das alles zu guter Letzt? Aber plötzlich fiel der Name Quedenberg, und zwar in einem merkwürdigen Zusammenhang. Er will bestimmt wissen, daß Jeanette und ihr Mann Herrn Rin irgendwohin nachgereist sind — und daß, ich muß wirklich lachen! — schon damals am Garda zwischen den beiden eine heimliche Liaison im Gange gewesen sei. Ich antwortete nur mit einem Achselzucken, ich wollte mich auf keinen Disput einlassen, obgleich wohl keiner besser wissen dürfte, daß er niemals an Jeanette gedacht hat, und Jeanette beinah noch weniger an ihn. Im Grunde ekelte mich der alte Kerl an, der von allem weiß, wie ein Waschweib. Aber er war nicht abzuschütteln und wollte uns durchaus im Hotel aufsuchen.

Nach dem Diner waren wir natürlich in den Spielsälen, und der Kommissionsrat natürlich unser Mentor. In den parfümierten Räumen wogte es. Und ich traue meinen Augen kaum, neben dem Ober-Croupier ein kleiner, eleganter Herr, außerordentlich häßlich, außerordentlich interessiert, im tadellosen Frack ein schmales Ordensband: Graf Bloome. Und was noch wichtiger, zwischen den aufgestemmten Ellbogen ganze Stöße von Gold und Tresorscheinen. Er sieht uns natürlich nicht! Ich sagte Peter, der aus Scherz seinen Louis Bloome fast auf die Hände warf: „Du, er wird noch die Wette gewinnen!" — „Kaum, Schatz! Der sitzt hier und hört und sieht nichts, und läßt jedenfalls nicht eher locker, als bis die letzten Groschen von der Tante verjent sind." — „Aber sonst doch 'n netter Mensch, Peter." — „Findst du?" — „Warum eigentlich nicht?!" — „Ja, du hast eben nur für ausgefallene Menschen Passion."

Es ist eigentümlich: Menschen, Männer speziell, die ich gerne haben könnte, mag er schon im voraus nicht. Ich ging darauf zum trente-et-quarante-Tisch, wo es lautloser, vornehmer zugeht, es werden hier auch die größeren Summen gewonnen und verloren. Noch im Weggehen hörte ich Skandal vom Roulette her: „C'est mon argent!" „Trop bête" ... „C'est un vol!" Ein Herr mit einem Monokel fuchtelte wild in der Luft, während ein andrer gleichmütig die Achseln zuckte. Ich dachte schon, der andre wäre Bloome, aber der saß und stierte unentwegt auf das grüne Tuch, die Geldhaufen zwischen den Ellbogen. Am trente-et-quarante Tisch verlor ich den Hundertfrankschein, den ich gesetzt hatte. Ich dachte eigentlich immer, ich wäre etwas Jen-Natur, und ich sah doch ganz ohne Neid, wie eine wirkliche Dame neben mir mit aristokratisch lascher Handbewegung ihren Haufen Gold-Plaques und farblose Scheine bald nach rechts, bald nach links schob, immer gewinnend, bis der Höchstsatz, die zwölftausend Franks, vor ihr lag. Wieder die lasche Handbewegung, der Croupier legte die Karten auf, langsam, sammetweich wie nur ein trente-et-quarante-Croupier. — Perdu! Er zog die große Summe mit dem kleinen Rechen gleichgültig ein, als wär's wirklich nur Papier. Und die noch junge, hübsche Dame, eine kleine, scharfe Falte zwischen den zusammengewachsenen Augenbrauen, begann von neuem in einem hellseidenen Ridikül zwischen Gold und Scheinen zu wühlen. Sie verlor so tadellos ruhig, wie sie gewann, und es muß doch eine Riesenaufregung sein, zwölftausend Franks im gleichen Moment zu haben und nicht zu haben. Jedenfalls war ich aufgeregter als sie selbst ... Ich weiß übrigens nicht, was heut in mich gefahren ist, die parfümierte Luft drückt, die Menschen, die Passionen widern mich an. Geht bei uns eine vornehme Dame ins Café national? ... Auch dieser Kommissionsrat, was belästigt einen eigentlich solch ein Parvenu mit seiner Höflichkeit und seinen Klatschgeschichten?

Während ich zu Peter in den ersten Saal zurückging, wich ich jeder Berührung aus. Es war doch wohl Instinkt. Ich will mich nun einmal nicht beschmutzen ... Graf Bloome saß und stierte noch immer. Peter brachte mich dann die paar Schritte bis zum Hotel de Paris hinüber.

„Nur schnell, schnell! ich kann die Luft nicht länger ertragen, und daß du mir diesen Kommissionsrat vom Halse schaffst!" Peter, der sich nur als Gatte für oder gegen einen Menschen engagiert — er ist kein Mensch, der sich gleich angezogen oder abgestoßen fühlt —, versprach alles. Aber er ging doch gern zurück ohne mich. Er ist eben Mann, und die Luft in Monte Carlo prickelt. Er wird nachher wohl noch ins Café de Paris gehen, und sicher mit irgend einer dieser „Damen" plaudern. Mag er! Er kann die unglaublichsten Dinge erzählen und sich erzählen lassen, aber er wird nie den Trauring wegstecken, oder gestatten, daß man über diesen Trauring witzelt. Das ist wohl die ehrliche Neigung für mich, aber noch weit mehr die Empfindung, daß die Ehe eine unleugbare Tatsache ist, die man vielleicht einmal vergißt, über die man aber niemals scherzt ... Ja, was das heute für ein Tag ist! Ich hatte mich doch gerade auf diese Spielsäle gefreut, auf dies Parfüm von Laster und Eleganz. Ich bin weder zimperlich noch blind, und nun macht's mir einen Ekel, daß ich fast darin ersticke.

Ich habe meines Wissens so hart und ungerecht über Menschen und Dinge niemals geurteilt wie heut.

Es ist, als wenn ich mich reiben wollte, reiben müßte an allem, was mir begegnet ... Dieser ekelhafte Kommissionsrat, nein, den Kerl ertrag' ich nicht!

Und wie ich das Fenster in unsrem Salon aufmache, der aufs Meer hinausgeht, um wieder frei zu atmen, frei zu schauen, da empfinde ich erst recht den Druck, die Beklemmung.

Nein, ich möchte nicht nach Afrika, wie's Peter will, ich möchte doch lieber an der Riviera bleiben, wie es Mama will. Ich würde schon wieder Gefallen finden an dieser wirklich eleganten, wirklich oberflächlichen Welt. Denn da drüben in der Wüste werde ich doch allein sein, werde zu sinnieren anfangen, Träume träumen. Die Träume, die ich träume, sind immer töricht, ich kenne mich ... Ich muß Menschen und wieder Menschen haben, und wenn sie mich auch noch so anekeln sollten, wie die Menschen hier. Ich schrieb heute nicht an Mama, und werde auch morgen nicht schreiben. Es widerstrebt mir, in dieser Stimmung und von dieser Stimmung gerade ihr Rechenschaft zu geben ... Aber ich wartete auf Peter in meinem Schlafzimmer, der erst spät nachts in das seine schlich. Seit der Geburt Robert Viktors logieren wir getrennt. Ich erwischte also Peter noch, der nach Parfüm und Zigaretten aus dem Café roch, und wünschte direkt, daß er unsre Kajütenplätze Marseille-Bona abbestellen sollte. Er fand das in seiner Weinlaune höchst spaßig, und mit den verliebten Augen, die ich nun einmal an ihm nicht leiden mag, sagte er immer nur: „Schatz, lieber Schatz, natürlich alles, was du befiehlst ... Aber, wir haben doch Bloome versprochen, den Kerl müssen wir doch reinlegen." „Ach, Bloome," antwortete ich, „Bloome, was geht mich der häßliche Mensch an?"

Und eigentlich, so lächerlich es klingt, Bloome war das Entscheidende. Hätte ich gesagt: „Bloome, ach ja, Bloome, du hast recht, natürlich reisen wir!" ... wahrscheinlich wären wir nicht gereist. Aber so: „Was geht mich der häßliche Kerl an?" — und natürlich reisen wir.

(Fortsetzung folgt)

Unter den Föhren

Novelle in Briefen

von

Olga Cordes

(Alle Rechte vorbehalten)

Erstes Kapitel

Mariechen Schultze an Walli Dengler.

Dreibergen bei Zwischenahn, Juli 22.

Liebste Walli!

Verzeihe mir, daß ich erst heute schreibe! Hätte ich zu klagen, wäre schon längst eine Jammerepistel zu Dir geflogen, aber ich befinde mich sehr wohl.

Noch vor acht Tagen schien mir die Welt so schwarz! Kein Wunder, die Stadtluft, der Lärm der Fabriken, das Rasseln der Frachtwagen paßt nicht zu einer zartempfindenden Seele und noch weniger zu einem schwachen Körper!

Hans findet mich zwar immer reizend, wenn ich auch wie grüner Käse aussehe, aber Mama, die ein wenig von meinen Nerven — sie nennt das sehr ungerecht „von meiner Kratzigkeit" — zu leiden hat, beschloß, mit mir eine Erholungsreise anzutreten.

Aber wohin?!

Mein Verlobter schlug uns das neuerbaute Hotel „Dreibergen" am Zwischenahner Meer vor.

Hans konnte uns leider nicht hinbringen. Ein Arzt ist ja nie, nie Herr seiner Zeit.

Am Abend vor der Abreise brachte er mir noch ein hochelegantes Reisetäschchen und verzuckerte Ananas-Bonbons, die ich leidenschaftlich gern esse. Auch eine Dose mit dem neuesten Kräftigungsmittel mußte für mich eingepackt werden.

Natürlich folgten eine Menge Verhaltungsmaßregeln, wie zum Beispiel gar nicht malen, nicht schnell laufen, nichts Saures essen und so weiter, was ich natürlich doch tun werde. —

Von Bremen bis Oldenburg ging alles gut, wir stiegen um und fuhren eine Station — zu weit!

Mama zeterte, aber ich nahm die Sache nicht sehr tragisch, da ich das Strafgeld nicht zu bezahlen brauche, und nun wurden wir wieder nach Zwischenahn, unserm eigentlichen Reiseziel, zurückbefördert.

Zwischenahn (heißt „zwischen Auen") ist ein hübsches Dorf im wohlhabenden Ammerland, und liegt direkt am Zwischenahner Meer, dem größten Landsee des Großherzogtums Oldenburg.

Von den Gebäuden des Dorfes ist der Hauptanziehungspunkt die uralte, dicht am See gelegene Kirche, deren Glockenturm nach Ammerländer Sitte abseits von dem Hauptportale steht.

Elimar der Erste und seine Gemahlin Nixa, die von dem Sachsenherzog Wittekind abstammen sollen, haben nach Aussage der Rasteder Chronik diese Kirche im zwölften Jahrhundert erbaut.

Während wir die Schnitzereien am Altar, die die Kreuzigung Christi darstellten, betrachteten, konnte ich kaum ein Gähnen unterdrücken. Ich habe gar keinen Sinn für so alte Scharteken und freute mich, als endlich der Dampfer vom See her tutete, das Zeichen zur Abfahrt.

Kaum hatten wir das Schiff betreten, als der Landungssteg zurückwich, die Maschine begann mit voller Kraft zu arbeiten.

An Bord befanden sich mehrere Holländer, ihre Sprache klang sehr interessant, aber hübsch war keiner von ihnen.

Der Kapitän, auch ein Holländer, gab uns irrtümlich eine Münze heraus mit dem Bilde seiner „Wilhelmintsche", die ich zum Andenken aufbewahrte.

Der Wind steigerte sich zu kleinen Böen, die Wellen trugen weiße Schaumkämme, und über uns schwebte ein Fischreiher.

Die Kirche von Zwischenahn wurde immer kleiner. An beiden Seiten des Sees tauchten niedrige, braune Hütten auf, Windmühlenflügel drehten sich schnell, gelbe Roggenfelder leuchteten in der Sonne, und auf saftigen Wiesen weideten schwarzweiße Kühe.

Welch ein Unterschied ist doch zwischen den öden Heidestrecken des Hannoverlandes und den fruchtbaren Feldern des Ammerlandes. Während dort der Baumwuchs immer spärlicher wird, erfreuen hier das Auge Eichen-, Buchen- und Föhrenwälder.

Unser Schiff steuerte direkt auf Dreibergen zu, das seinen Namen von den drei kleinen Hügeln erhalten hat.

Auf dem östlichen, dem Hülsberge, stand in alten Zeiten das Schloß der Ritter von Elmendorf.

Jetzt erhebt sich am Fuße des Hügels ein modernes Hotel, mit Türmchen, Erkerchen, Markisen und Veranden.

Statt der Ritterfräulein und Edelpagen, die hier einst am Ufer des Sees wandelten, spazieren auf den Kieswegen Damen in Reformkleidern und Radlerinnen mit Pumphosen.

Das Zwischenahner Meer, das seinen Ursprung bis auf die Eiszeit zurückführt, könnte viel erzählen.

Der Dampfer legte vor dem Garten des Hotels an; rechts und links von der Landungsbrücke schaukelten Segelboote, und in einem von ihnen stand ein alter Schiffer, die Planken mit Teer streichend.

Etwas zaghaft schritten wir zwischen den Anlagen hindurch, denn eine solche Umgebung schien nicht im Einklang mit unserm Geldbeutel zu stehen. Auch die herumschwänzelnden Kellner sind für Frauen, die fast nie aus ihrer Häuslichkeit herauskommen, sehr unbehaglich, aber weißt Du, in drei Tagen hatten wir uns daran gewöhnt, an das Feine gewöhnt man sich überhaupt sehr leicht.

Wir betraten die Veranda und bestellten Kaffee.

Jetzt, da ich Dir schreibe, sitze ich auch in der Veranda und blicke auf das Meer.

Es sind fast die gleichen wilden Wellen, die gleichen leuchtenden Segel, die wir an dem Starnberger See malten. Nur die Alpenkette fehlt, aber die Wolkenbildungen des nordischen Himmels, deren Farbenabstufungen zarter sind als die des süddeutschen, ersetzen diesen Mangel. —

Doch ich will nicht abschweifen.

„Mieze, mach nicht so 'n verzücktes Gesicht, sonst fordert man uns gleich fünfzig Pfennig mehr ab!" riß mich Mutter aus meiner Begeisterung.

Ich zog eine möglichst gleichgültige Miene, denn der Besitzer dieses irdischen Paradieses trat zu uns.

Statt eines dickbäuchigen Wirtes, den wir erwarteten, verneigte sich ein schlanker junger Mann, dessen blaue Augen an die Farbe seines Sees erinnerten.

Wie über dem Flachland, so lag auch in den wohlgebildeten Zügen seines Bewohners etwas Freies, Offenes, eine Treuherzigkeit, die die Söhne und Töchter Oldenburgs auszeichnet.

Da der Preis der Pension viel niedriger war, als wir berechnet hatten, so blinzelte meine Beschützerin mir zu, und ich nickte aus voller Ueberzeugung.

Der Wirt gefiel uns, warum sollte uns sein Essen weniger gefallen?!

Gleich darauf wurden unsre Koffer vom Dampfer geholt.

O Walli, wie wünschte ich Dich hierher, als wir unsre Zimmer bezogen! Wie schön hättest Du die Aussicht gefunden!

Mama versteht das eben nicht, sie kann so ein altes Strohdach nicht schön finden, aber dennoch machte sie eine sehr zufriedene Miene und holte, nachdem wir ausgepackt hatten, ihren Strickbeutel hervor.

Jeden Morgen um sechs Uhr weckt uns eine Kuh, gerade auf der Wiese vor unserm Fenster. Ich finde dieses langgezogene „Muh" sehr poetisch. Mutter freilich nicht, wir sind immer verschiedener Meinung.

Von unserm Eckzimmer aus blicken wir auf die Millionen Blüten einer uralten Linde. Unter ihren Zweigen soll in früheren Zeiten Gottesdienst gehalten worden sein.

Jetzt steht ein Automobil, oder wie Du sagst „ein Schnauferl" darunter.

Viele Offiziere aus Oldenburg kommen in so einem Ding daher, der Spiritus riecht bis zu unserm Fenster

hinauf, und wir sehen jedesmal gespannt der Abfahrt zu, wie das Ungeheuer mit seinen roten Lichtern in die dunkle Nacht hineinsaust.

Wie gern würde ich auch mal eine kleine Probefahrt machen, aber dann glaubte Mama gewiß, ich flöge in die Luft.

Weißt Du, es ist ja sehr schön, zu Hause zu sein, aber es hat auch viele Schattenseiten!

Ach, mein schönes Studienjahr in München! Da brauchte ich nicht bei allem Mutter zu fragen, da war ich mein eigner Herr, und wenn ich auch viele Dummheiten machte, so fühlte ich mich doch sehr!

Jetzt fühle ich mich oft nur wie ein Baby! Die Frauenrechtlerinnen können leicht reden vom Selbständighandeln.

Gleich muß ich schließen, denn wir essen bald; heute gibt es wieder diese köstlichen Schleien, wie mir die Mamsell verraten hat.

Aber nicht allein der gute Fisch, der saftige Lendenbraten und die Puddinge wirken kräftigend, nein, das hübsche Gesicht unsers Wirtes unten an der Tafel ist eine wirkliche Herzstärkung.

Denk nur nicht, daß ich mich in ihn verliebt habe, nein, einen besseren Menschen wie meinen Hans gibt es einfach nicht, aber deshalb kann ich mich doch an eines andern Mannes Schönheit erfreuen, ich bin doch nicht nur Weib, sondern auch Künstlerin!

Mama, die zuerst große Scheu vor der Table d'hote zeigte, unterhält sich jetzt sehr gemütlich mit ihrer Tischnachbarin, einer alten, dicken Schulvorsteherin.

Mein Nachbar ist ein Fischhändler, der nur Augen für seinen Teller hat. Gegenüber sitzen ein paar Backfische, die dreimal so viel essen als wir. Nur im Pudding halte ich die Konkurrenz aus, aber jetzt ist es höchste Zeit, zu schließen.

Viele herzliche Grüße

von

Deinem

Mariechen.

Zweites Kapitel

Dreibergen bei Zwischenahn, Juli 30.

Liebste Freundin!

Schon wieder muß ich zur Feder greifen, habe gar so viel zu berichten!

Wie ich Dir damals schrieb, war meine letzte Reise nach Worpswede eine ganz verfehlte Geschichte.

Diese berühmten Maler sehen so ein armes Malweibchen gar nicht an, und von meinen Kolleginnen zog ich mich bald zurück. Die eine trug Stulpenstiefel und Männerhosen, eine zweite rauchte, die dritte trug einen Dolch im Gewande, und wo ich mich auch mit meinem Malgerät niederließ, da hieß es: „Sie sitzen ja auf meinem Motiv!"

Dieses köstliche Ammerland aber mit seinen aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert stammenden Gehöften wird noch von keiner Malerherde abgeklatscht, und die berühmten Ammerländer Schwein (Du hast doch wohl von Ammerländer Schinken gehört) führen noch ein idyllisches Dasein, ohne befürchten zu müssen, daß ihre Porträts in die „Sezession" kommen.

Ich habe mir ein uraltes Bauernhaus ausgesucht und aquarelliere das Interieur. Wenn es gut wird, will ich es an den „Niedersachsen" schicken. So bei der Arbeit vergesse ich alles, auch Hans bekommt sehr selten Briefe, die Kunst geht eben vor.

August 10.

Die Arbeit für den „Niedersachsen" werde ich doch nicht fertig bringen, weißt Du, immer stört mich das viele Denken, und gerade jetzt habe ich so viel Stoff dazu . . . höre nur:

Wie ich eines Mittags in höchster Eile den Weg nach Hause einschlage, sehe ich schon von weitem einen weißen Feldschirm in der Sonne leuchten.

Aergerlich ging ich darauf los, um wenigstens den Eindringling in der Nähe zu betrachten, und erkannte einen Herrn, emsig malend.

Sehr vorsichtig trat ich vor, um einen Blick auf die Leinwand zu werfen.

Hm, ein Schmierhans war es nicht, das stand fest; denn die Zeichnung der Kuh hätte ich nicht so herausgebracht, aber die Blumen vorn am Graben und erst gar die Wasserrosen gefielen mir nicht.

„Das sind ja keine Blumen, die sehen aus wie von Blech!" rief ich entrüstet.

Der Maler, der mich in seinem Eifer gar nicht bemerkt hatte, fuhr wie gestochen herum, mich von oben bis unten betrachtend.

„Wenn . . . wenn Sie vermutlich eine Kollegin sind . . . mein Fräulein, bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen und es besser machen?!"

Da saß ich schön in der Patsche! Blutrot werdend, nahm ich seine Palette und Pinsel.

„Mein Herr! Wenn Sie wenigstens nicht zusehen wollten!"

„Nein, nein, ich sehe das Blech noch früh genug, einstweilen will ich eine Skizze in der Nähe entwerfen."

Lachend zog er sein Skizzenbuch aus der Tasche und entfernte sich.

Nun vergaß ich, daß Mama auf mich wartete, daß ich noch Toilette machen mußte zu Tisch, und daß ich vorher vor Hunger fast umfiel.

Schnell die Palette musternd, patzte ich in die Farben, fuhr damit auf die Leinwand, nahm statt

meines Mallappens mein Spitzentaschentuch — Mama hat drei Stunden darüber gejammert —, und in kurzer Zeit war eine Partie fertig.

Schon kam der Besitzer der Pinsel daher, ein Liedchen pfeifend.

Ich stand auf, und er trat vor die Staffelei.

„Donnerwetter ... alle Achtung!"

Ein wahres Glücksgefühl durchrieselte mich.

„Ihrem Aussehen nach habe ich das nicht erwartet!"

„Wieso?"

„Nun, die Damen, die etwas leisten, sind gewöhnlich alt und häßlich!"

„Ich gehöre auch nicht mehr zu den ganz Jungen!"

„Mein Fräulein, von weitem kann man Sie für ein Kind halten."

„Und in der Nähe erkennt man die Falten, gelt?!"

„Wirklich?"

Der Maler trat mir so nahe, daß ich schnell zurückwich.

„Ich muß fort ... es ist höchste Zeit zu Tisch!"

„Da haben wir den gleichen Weg ... Sie essen doch auch bei Rahnstede? Sind interessante Leute da?"

„Interessant!" rief ich lachend, „mein Gegenüber spricht immer von Heringen."

„Waas?"

„Ja, ich nenne ihn nur den Heringsprinz. Er ist nämlich ein Kaufmann."

„Ach ... so ... sind keine schönen Frauen dort?"

„O ja ... einige Lehrerinnen ... so zwischen vierzig und fünfzig, die werden sicher Ihre Tischnachbarinnen."

„Gott behüte ... und sonst?"

„Die übrigen sprechen stets von ihren Krankheiten."

„Bestes Fräulein, Sie machen mir Angst! ... Aber sagen Sie nur, gibt es irgendwo eine feinere Stimmung als hier?"

„Und erst das Interieur der Bauernhäuser!" rief ich unbedacht.

„Kennen Sie ein sehr altes? Bitte, zeigen Sie es mir ... ich wollte so gern eine Studie davon machen?"

„Soo? Zu was?"

„O, nur für mich ... Sie können beruhigt sein, ich nehme es Ihnen nicht weg!"

„Ja, wissen Sie ... ich wollte es für eine Zeitschrift verwerten ..."

„Ah so ... aber deshalb kann ich ja ruhig eine Skizze machen ... freilich habe ich mir schon etwas andres ausgesucht ... ein paar Föhren ... einfach großartig!"

„So, wo denn?"

„Ja, sehen Sie, zeigen Sie mir das Interieur und ich zeige Ihnen mein Motiv ... abgemacht, was?"

Während dieser Unterhaltung gingen wir die Klinkerchaussee entlang, an deren Ende das rote Dach des Hotels „Dreibergen" zwischen den Weiden hindurchschimmerte.

Vor dem Hause angekommen, reichte mir mein Kollege die Hand, ich berührte die seine nur flüchtig, denn oben an einem der Fenster hatten meine scharfen Augen den Kopf meiner Mutter entdeckt.

„Also auf Wiedersehn bei Tisch!" rief mein Begleiter mir nach, und ich stürzte schnell nach oben, denn schon läutete der Kellner.

Auf dem Korridor trat der Wirt aus einem der Zimmer.

„Fräulein Schultze ... ich habe einen Kollegen für Sie ... warten Sie ..., der wird Ihr Tischnachbar! Die Lehrerinnen schiebe ich weiter nach oben, sonst reißt er mir aus."

Ich lachte, und währenddem kam Mama aus unserm Zimmer heraus.

„Mieze ... wie kommst du spät! Du kannst dich ja nicht mehr umziehen ... und mit wem gingst du da oben?"

„O, das ist ein Kollege!"

„Aha, die Herrschaften kennen sich schon, desto besser!" kicherte der Wirt, mir zuzwinkernd.

„Aber ... Mariechen!"

Wenn Mutter ärgerlich ist, heiße ich nämlich so, und wenn alle Stricke reißen, dann bin ich nur die — Marie, die abscheuliche Deern.

Der Wirt zog sich diskret zurück, und es wäre ein wahres Unwetter von Vorwürfen auf mich niedergehagelt, wenn nicht die Glocke des Kellners einen geradezu wütenden Lärm aufgeführt hätte.

Man verstand sein eignes Wort nicht, und wie wir die Treppen hinuntergingen, sah ich, daß dieses Konzert vom Wirt in höchsteigner Person ausgeführt wurde.

Ich warf ihm einen dankbaren Blick zu, und wir nahmen unsre Plätze bei Tisch ein.

Meine Alte versenkte sich gleich darauf mit ihrer Nachbarin in ein Gespräch: über die Jugend von heute. Die Eulenaugen ihrer Partnerin warfen mir mißbilligende Blicke zu, aber ich kehrte mich nicht daran und wandte mich meinem Kollegen zu.

Der Kellner nahm meinen Suppenteller halb voll wieder mit. Das Fleisch ließ ich dreiviertel liegen, und die Kartoffeln schob ich ganz zurück, denn gerade fragte er, ob ich Pierre Loti kenne!

„Ach, das ist ja mein Lieblingsschriftsteller!"

„Der meinige auch ... wie merkwürdig!"

Er hob sein Glas und sah mir voll in die Augen. Nie sah ich solche Augen, so schwarz, so strahlend, dann wieder schwermütig ... wie eine Welt von Gedanken.

„Viele Leute sagen, die Lektüre dieses Schriftstellers sei Gift!“ Ich meinte Hans damit, der meine Vorliebe für Lotis Werke tadelt.

„Gift, wieso?“

„Nun, er endet stets so traurig!“

„Aber das Leben ist doch auch traurig?!“

„Das sagen Sie?“

„O, ich habe gewiß Grund dazu.“

„Aber was fehlt Ihnen denn?“

„Verständnis!“

„Das können Sie doch genug bei Ihren Freunden finden?“

„Da ist nur Neid und Mißgunst!“

„Nun, dann suchen Sie es bei einer Frau!“

„Ich brauche nicht mehr zu suchen, ich glaube, Sie verstehen mich!“

„Mieze, willst du denn gar keinen Pudding?“

Mama stieß mich mit dem Ellbogen an und reichte mir die Puddingschüssel her.

Verwirrt nahm ich ein ganz klein wenig auf den Teller. Zufällig begegnete mein Auge dem des Wirtes unten an der Tafel.

‚Gelt, jetzt spare ich an meinen Puddingen?‘ sagte sein Blick, unter dem ich tief errötete.

„Gnädiges Fräulein, nach dem Kaffee zeigen Sie mir das Interieur, nicht wahr? Gnädige Frau ... erlauben Sie mir, mich Ihnen vorzustellen ... Rudolf Sauter, Porträtmaler; ich freue mich sehr, in Ihrer Fräulein Tochter eine Kollegin zu finden.“

Die Angeredete sagte ein paar höfliche Worte, machte aber ein Gesicht dabei, wie wenn sie einen — Ohrwurm sieht; dann war die Tafel zu Ende und wir erhoben uns, um Mittagsruhe zu halten. Schon auf der Treppe begann die Strafpredigt.

„Wie kannst du als Braut so viel mit einem wildfremden Menschen reden?!“

„Mama, das verstehst du nicht!“

„Wenn Hans das wüßte ...“

„Meinst du, ich lasse mich von ihm wie ein kleines Kind behandeln ...“

„Pfui, Marie ...“

Nun wußte ich, was die Glocke geschlagen hatte, eine volle Stunde lang war meine Alte ungenießbar.

Währenddem zog ich meine blaue Bluse an, die mir gut steht, und braunte meine Haare vor dem Spiegel.

Mama schlummerte ein wenig, und wie sie aufwachte, rief sie sehr sanft:

„Miezchen, müssen wir noch nicht Kaffee trinken?“

Es war noch zu früh, aber ich drehte schnell ihre Uhr, die auf dem Tische lag, eine Viertelstunde vor, und in größter Eintracht gingen wir zum Kaffeetrinken hinunter auf die Veranda.

Nahnstede, mein heimlicher Bundesgenosse, setzte sich gemütlich an einen Nebentisch und verwickelte meine Behüterin in ein endloses Gespräch über die Zusammensetzung von Menüs, ein Thema, das meine Mutter in tiefster Seele interessiert, so daß sie mein Verschwinden gar nicht beachtete.

Schnell lief ich durch den Hausgang und fand an der Tür meinen Kollegen wartend.

„Ach, mein Fräulein, wie entzückend Ihnen dieses Blau steht!“

„Mein Herr, ich liebe Komplimente durchaus nicht!“ erwiderte ich kühl, aber innerlich war ich glühendheiß.

Wieder gingen wir die Klinkerchaussee entlang, bis zur Elmendorfer Mühle.

Dicht daneben lag eine baufällige Kate, mit deren Besitzern ich schon Freundschaft geschlossen hatte.

Die Giebel der oldenburgischen Bauernhäuser sind höher und spitzer als die im Hannoverlande, auch fehlen die aus Holz geschnitzten Pferdeköpfe.

Die Seitendächer reichen fast bis zur Erde nieder. Das Haustor vorn liegt zurück, zwischen dem rechts und links vorspringenden Dache, unter dem die Schweine ihre Ställe haben.

Der bläuliche Rauch zieht nicht durch einen Kamin ab, sondern qualmt aus der Tür und den Fugen des braunen Strohdaches hervor.

Wir traten in das Innere der Hütte.

Ueber einem auf ebener Erde prasselnden Feuer hing ein eiserner Kessel, pechschwarz von Ruß.

Der Feuerschein fiel auf das Gesicht einer jungen Frau, ihre bräunliche Gesichtsfarbe in kupferne Tinten verwandelnd. Die kohlschwarzen Augen glühten wie die einer Zigeunerin.

Alles andre in der Hütte war von Qualm in ein graues Nebelmeer verwandelt, mein Begleiter hustete.

Trotzdem schlug er sein Skizzenbuch auf.

Aber merkwürdig; ich besaß nicht die rechte Sammlung und verzeichnete mich fortwährend.

Dem Maler tränten die Augen, er war das „echte“ eben nicht gewöhnt und klappte ärgerlich sein Buch zu.

„Mir wird hier ganz elend,“ flüsterte er, „gehen wir.“

Nachdem wir ein Geldstück auf den Tisch gelegt hatten, eilten wir schleunigst ins Freie.

Ein frischer Windzug kühlte unsre heißen Backen, und wir atmeten mit Entzücken die reine Luft ein. Das Roggenfeld rechts neigte seine schweren Aehren, und dazwischen, hinter Wiesen, blitzte das Zwischenahner Meer.

„Jetzt zu den Föhren!“ rief mein Kollege, in einen Seitenpfad biegend.

Wir gingen durch einen Hohlweg, der von Eichen- und Buchengebüsch eingefaßt war.

Das Geißblatt duftete süß, und vom braunschwarzen

Erdboden leuchtete blauer Enzian. Zuweilen kamen wir an versteckt liegenden Gehöften vorüber, deren Hunde anschlugen.

Eidechsen huschten über den Weg, und die Abendsonne ließ die gelben Pfifferlinge wie Gold erglühen.

Jetzt machte der Weg eine Krümmung; vor uns lag ein Stück Wildnis.

Braunrote, windzerzauste Föhren, in das Licht der scheidenden Sonne getaucht.

In den Kuhlen stand mooriges Wasser, und auf der gelben Erde blühte die Glockenheide; kleine, blaue Schmetterlinge flogen umher, Bienen summten, und von fern klang wie ein Hauch die Glocke der Kirche von Zwischenahn über den See herüber.

Wir sprachen kein Wort.

Aber in den Augen des Malers las ich eine beredtere Sprache.

Eine Sprache, die ich verstand, die Begeisterung für die Natur!

Und plötzlich fragte ich mich: ‚Wie würde sich mein Verlobter beim Anblick dieser Föhren äußern?'

‚Sehr nett, Kindchen, aber tritt nicht ins Wasser, du darfst dir keine nassen Füße holen!'

Niemand sprach diese Worte, aber dennoch hörte ich sie deutlich.

Ein tiefer Schmerz durchzuckte mich, seufzend wandte ich mich ab, und wir traten den Heimweg an.

— — — — — — — — — — — — — —

Jetzt wird es dämmerig, der Brief soll noch mit dem letzten Dampfer fort, in Eile

Deine

Mieze.

Drittes Kapitel

Dreibergen bei Zwischenahn, August 20.

Liebe Walli!

Herzlichen Dank für Deinen lieben Brief, Du richtest mich immer wieder auf, schreibe mir nur recht oft, gerade jetzt habe ich eine Vertraute so nötig, denn Mama versteht mich nicht.

Weißt Du, die schönsten Tage meines Lebens sind vorüber!

Schon morgens beim Kaffee sah ich sein liebes Gesicht! Die andern Pensionäre schimpften über den Regen, aber mir war es, als wenn doch die Sonne schien, seine schwarzen Augen, deren Strahlen mich erwärmten.

Mama zwar ärgerte sich, daß er mir nicht von der Seite wich, aber schließlich war doch die Veranda ebensogut für ihn da wie für uns.

Abends hatte der Wirt in dem altdeutschen Zimmer ein Holzfeuer im Kamin anzünden lassen, es wurde heißer Eiergrog herumgereicht, und das war nur ein Glück, denn sonst wäre Mutter nicht unten sitzen geblieben.

Rahnstede beschäftigte sich fortwährend mit den Damen, natürlich aus lauter Angst, daß sie bei dem schlechten Wetter abreisen würden. Ganz besonders nahm er meine Alte in Anspruch, indem er sie in hauswirtschaftlichen Dingen um Rat fragte. Unter solchen Umständen konnte ich mit meinem Kollegen die schönsten Privatgespräche führen.

Wie die Regentage vorüber waren, gingen wir noch spät abends bei Mondschein im Garten spazieren. Mama mit der alten Vorsteherin zwar immer hinter uns her, aber weißt Du, sie haben nicht so lange Beine, und daher kam es, daß wir stets einen Vorsprung gewannen.

Mein Kollege, der anfangs nur acht Tage bleiben wollte, hatte schon mehrere dazu gegeben, er wäre gern noch geblieben, aber ein Auftrag in Berlin ließ keinen weiteren Aufschub zu.

Am Tage seiner Abreise — er wollte mit dem letzten Dampfer fort — beschlossen wir, noch einen Besuch bei „unsern Föhren" zu machen. Meine Alte wollte natürlich wieder mitgehen, aber ihre Gummischuhe waren nicht zu finden, und sie fürchtet sich sehr vor nassen Füßen. Daß sich diese am nächsten Tage in meinem Malkasten wiederfanden, wird Dich wohl nicht verwundern.

Da es später geworden war als sonst, so stand die Sonne schon tief und warf ein bleiches, gelbes Licht auf die moorige Landschaft.

Der Sturm der letzten Nacht hatte eine der malerischsten Föhren entwurzelt, und nun lag sie vor uns; ihre grünen Nadeln hoben sich scharf ab vom gelben Heidesande. Heute noch waren sie frisch, aber morgen?

Dieses morgen legte sich mir wie Blei auf die Brust.

‚Morgen ist er nicht mehr hier, dann bin ich wieder allein,' dachte ich, ohne die malerische Stimmung zu empfinden.

Aber auch mein Begleiter schien nicht im künstlerischen Interesse aufzugehen. Er blickte mich an ... noch nie hatte mich ein Mann so angesehen ... und dann lag ich an seiner Brust ... ich kann nicht weiterschreiben ... immer die dummen Tränen!

Viele Grüße schickt Dir

Deine unglückliche

Marie.

Viertes Kapitel

Bremen, August 25.

Liebe Walli!

Nun sitze ich wieder zu Haus zwischen meinen vier Wänden. Die Maschine in der Nachbarschaft popst wie

toll; die Mädchen des Majors klopfen die Teppiche aus, die elektrische Bahn saust an unserm Hause vorüber, und meine Nerven, die ich ganz vergessen hatte, sind wieder da.

Mama ist schlechter Laune, da unser Mädchen gekündigt hat ... ach, Walli, ist das eine tragische Welt!

Ich glaube, wir Frauen sind doch nicht für die Kunst geschaffen, denn meine Pinsel liegen in der Ecke und meine Farben sind halb vertrocknet. Meine Kätzchen spielen mit einem Stück Leinwand, und Kalakaua, mein Papagei, zerfetzt eine Photographie von Rubens, meinem Ideal.

Von Dreibergen ist nicht mehr viel zu berichten. Es war trostlos dort! Die Puddinge schmeckten wie Essig. Da ich doch nicht dicker wurde und Mutters Busenfreundin abreiste, so packten auch wir unsre Koffer.

Der Wirt brachte uns noch Rosen zum Abschied, wie wir schon auf dem Dampfer standen, und er blickte mich so mitleidig an, daß ich schnell nach der Kajüte ging, um die Tränen zu verbergen.

Nicht einmal eine Karte hatte er mir geschickt, wie es jetzt doch Sitte ist!

Also haben nur die Menschen ein Herz, die uns nicht verstehen?!

Aber warum war ich nicht zufrieden mit der Freundschaft weniger Tage?! —

Die Fahrt mit dem Dampfer, die mir sonst so viel Vergnügen machte, ließ mich kalt; ich erschrak über mein Bild im Kajütenspiegel. Die Gesichtsfarbe ist ja etwas frischer geworden, aber um den Mund zeigte sich so ein wehleidiger Zug, wie ihn die alten Jungfern haben.

Ich kann Dir sagen, Walli, ich war einfach wütend auf mich selbst und auf die ganze Welt.

Zum Unglück feierte ich an dem Tag auch noch meinen — dreißigsten Geburtstag! Ich glaube, da ist jede Frau gallig! Mutter schenkte mir ein Buch, „Gedanken einer Hausmutter", natürlich mit Absicht, denn gleich auf der ersten Seite stand, daß man an sich — arbeiten soll, um seinen Lieben Freude zu machen! Weißt Du, mir wurde ganz übel davon. Etwas besänftigte mich ein langer Brief von Hans, der so zärtlich geschrieben war, daß ich anfing, mir Vorwürfe zu machen; doch das ist auch kein gemütlicher Zustand, und ich freute mich, daß mein Verlobter, durch den Kongreß zurückgehalten, erst heute nachmittag kommt. Mir ist so unbehaglich, er ist so ein ehrlicher Mensch, und ich ... Mama ruft ... Sollte er? ... ich glaube, er ist es ...

Abends spät.

Richtig, Hans stürmte die Treppen herauf und schloß mich in seine Arme, kaum daß ich diesen Brief verstecken konnte.

Er zeigte so deutlich seine Freude über unser Wiedersehen, daß meine schwarze Seele sich fast umdrehte. Nach dem Mittagessen zog sich Mama zum Schlafen zurück und wir blieben allein.

„Weißt du, Miezchen, ich habe eine Ueberraschung für dich!"

„So?" fragte ich, nicht gerade neugierig.

„Ich habe eingesehen, daß es für deine Kunst und für deine Gesundheit besser ist, wenn wir auf dem Lande leben, und da habe ich vor, Landarzt zu werden."

„Was, dieses Opfer würdest du mir bringen?!"

„Dir tue ich alles zulieb!"

O Walli, da wurde mir ganz sonderbar; ich kam mir vor wie der schlimmste Bösewicht, daß ich einen so herzensguten Mann hintergangen habe.

Eine innere Stimme trieb mich, ihm alles zu beichten.

Jetzt, da ich ihn zu verlieren glaubte, fühlte ich, daß meine Liebe zu ihm noch nicht ganz erloschen war.

Eine bange Pause entstand.

Endlich sagte er: „Vielleicht habe ich Schuld, da ich so wenig auf deine Ideen eingegangen bin!"

Sieh, Walli, diese Worte rührten mich tief, und Tränen stürzten mir aus den Augen.

Dann zog er mich zu sich, und ich legte meinen armen, geplagten Kopf an seine Brust. —

Das Bild von den Föhren verblaßte.

— — — — — — — — — — — — — —

Nun werde ich Dir keine langen Briefe mehr schreiben, liebste Freundin, denn auf unsrer Hochzeitsreise, Weihnachten, kommen wir über München, und dann können wir uns endlich wieder mündlich aussprechen.

Viele Grüße sendet Dir

Dein treues

Mariechen.

Am Ellwurth

Erzählung

von

Thusnelda Kühl

(Fortsetzung)

Mit dem Boßeln hatte es seine Richtigkeit. Dietrich Tetens war schon in der Mittagsstunde hinausgegangen auf die Fenne, den bleigefüllten Boßel in der Hand. Da draußen warf er die Jacke ab, zog die Schuhe von den Füßen und warf wie im Zorn die Kugel, daß sie über Fennen und Gräben flog — und die Raben auf den Heckpfählen krächzten Beifall.

Er warf aber neunzehn Ruten weit. Das tat ihm keiner in Hemminghörn nach und keiner in Ewerschop. Aber was nutzte das Können! „Was nutzt es?“ rief er so laut, daß die frechen Raben darob erschraken und mit flatterndem Flügelschlag sich in die Luft erhoben und nun auf den Jüngling herabsahen.

Sie waren aber sämtlich alt und sehr weise und riefen ihm zu: „Alles Können nutzt — wart's ab!“ Er aber verstand sie nicht, und sein Gesicht blieb finster. Und doch hätte es jedem Beobachter scheinen müssen, als sei gerade dieser ein Liebling der unberechenbaren Natur. Die hohe, breite Gestalt, voll Kraft und Geschmeidigkeit in jeder Bewegung, das frische Gesicht, mit gelocktem Haar um die hohe, offene Stirn, einem vollen Schnurrbart über dem energischen Munde, einem Paar starker Brauen über dem von Lebensernst und Tüchtigkeit redenden Blick! Aber zwischen den starken Brauen lag eine senkrechte Falte. Der Mund schien nicht lachen zu können, das ganze Gesicht des Fünfundzwanzigjährigen war das eines Menschen, der etwas Teures verloren hat. Hatte er das denn nicht auch? Den Vater begraben, sein Kindheitsparadies verloren, seine Zukunftsträume lang eingesargt. Freilich war's um seine Gegenwart nicht schlecht bestellt, denn Frens Gaye war ihm mehr ein Vater als ein Herr; aber dennoch, das Ende der Dinge mußte ja doch sein, daß er zum Spaten griff, Tagelöhner ward und sich ein simples Weib nahm!

Ein simples Weib! Wie stieg ihm das Blut in die Schläfen — und schier setzte der Herzschlag aus. „Nein!“ rief er abermals so laut, daß die Raben aufflogen und sich in Sicherheit brachten vor dem wildrasenden Menschen da unten.

„Hast recht, hast recht!“ krächzten sie beifällig von oben.

Dietrich aber hob den Boßel wieder auf und schleuderte aufs neue. Und während er vor sich selber tat, als sei ihm alles gleich, als habe das Leben keine Feste mehr für ihn, war doch in seiner Brust die Jugend eifrig daran, Wünsche zu türmen.

Er hatte heute bei der Kirche gehört, daß Hemminghörn und Ewerschop Horsbüll zum Eisboßeln herausgefordert hätten. Wie war ihm das in die Glieder gefahren! Im vorigen Jahre hatte derselbe Kampf stattgefunden und Horsbüll hatte gesiegt — nur mit vier Schott-op und einem Kiekut! Das wäre nicht geschehen, wenn er mitgeworfen hätte. Aber ein Knecht, einer, der nichts hatte und nichts vorstellte — wer kam wohl auf den Gedanken, ihn aufzufordern!

Er wog den Boßel wieder in der Hand, zum letztenmal wollte er werfen, und zwar hatte er sich ein Ziel erlesen. Wenn er jenen Heckpfahl dort traf, dann — ja, was dann?

Das wußte er nicht, aber er nahm seinen Anlauf, drehte sich zwei- und gar dreimal um die eigne Achse und warf.

„Bravo!“ rief eine volltönende Baßstimme vom Deich herunter. Die gehörte dem Schulmeister und Organisten von Hemminghörn, Klaus Jensen, familiär Klaus Ballett genannt wegen hervorragender Fertigkeit in Terpsichorens Kunst.

Und nun wandelte der joviale Klaus Ballett den Deichakt herab und gesellte sich zu Dietrich Tetens.

„Guten Tag, mein lieber Tetens!“

„Tag, Herr Jensen!“ erwiderte der etwas Verlegene, der aber doch sofort eine Miene hochmütiger, finsterer Abwehr annahm.

Die verfing nun zwar durchaus nichts bei dem vergnügten Schulmeister, dem zwei lachende Augen, ein bißchen schief zwar, im Gesicht standen und der aus der Tiefe seines massiven Brustkastens eine Fülle wohlwollender und angenehm lautender Redensarten hervorholte und sie mit öfterem behaglichem Lachen würzte.

Beim Lachen verschwanden die Augen, daß nur ein paar dunkle Ritzen übrig blieben, das feiste Unterkinn trat heraus und verlieh momentan dem Gesicht des gemütlichen Klaus einen neronischen Zug.

„Sie sind ja ein Juwel, edler Jüngling!“ rief er, sich in geschicktem Bogen um das Heck schwing

„Auf nach Hoyerswort!“ Das nämlich war die Walstatt.

Dietrichs Gesicht hellte sich flüchtig auf, dann sagte er barsch: „Da braucht man keine Knechte, Schulmeister.“

„Recht, mein Sohn. Die soziale Rangstufe kommt dabei nicht weiter zur Geltung, aber die Wurftüchtigkeit! Alle Wetter, wie viel Ruten werfen Sie Halunke denn?“

Nun lachte Dietrich Tetens sogar, ein bißchen rauh und eingerostet zwar, aber doch ganz fröhlich.

„Am guten Tag neunzehn, am verkehrten siebzehn,“ berichtete er.

„Dann mögen die Götter Ihnen nur Mittwoch einen guten Tag verleihen, denn mit müssen Sie, das erlangt heut abend im Boßelverein Gesetzeskraft. Alle Wetter nochmal, da geh' ich nichtsahnend nach Tetenbüll und finde dies Menschenkind am Wege! Wenn das nicht Glück bedeutet, will ich Jakob heißen. Na adieu, und versuchen Sie nicht, sich dünne zu machen!“ rief der Schulmeister im Entschwinden.

Dietrich aber eilte nach dem Heckpfahl, der ihm als Malzeichen gedient hatte, um seinen Boßel zu holen. Und dann ging's in demselben raschen Lauf querfeldein nach dem Hofe. Als Freus Gaye in der Dämmerung nach dem Stall wanderte, hörte er seinen Knecht halblaut singen, indes er den Tieren ihre Gift brachte. Das gefiel dem Alten wohl, und er zog sich sachte wieder zurück, um den scheuen, stolzen Burschen nicht zu beschämen. Der aber sang ein Reiterstücklein, das er in Potsdam bei den Soldaten gelernt hatte:

„Kein schön'rer Tod ist in der Welt,
Als wer vorm Feind erschlagen
Auf grüner Heid' im freien Feld,
Darf nicht hör'n groß Wehklagen
Im engen Bett, wo ein'r allein
Muß in den Todesreihen,
Hier aber find't er Gesellschaft sein,
Fall'n mit wie Kräuter im Maien.“

Und an dem festgesetzten Mittwoch zog er mit den jungen Bauernsöhnen, denen auch der Schulmeister zugesellt war, von dannen, und es war keiner unter all den jungen Besitzern, der den Besitzlosen unfreundlich angesehen hätte. Allerdings galt er ihnen auch nicht eigentlich als Gayes Knecht. Der Alte von Königskamp sagte nämlich stets „mein junger Mann“, aber trotz dieser Umschreibung hätten sie ihn sicherlich von oben herab behandelt, wenn er nicht gewissermaßen das Heil des Landes in Händen gehabt hätte. Neunzehn Ruten am guten Tag — die warf keiner von ihnen!

Und Dietrich verhalf den Boßlern von Hemminghörn und Ewerschop zum Siege. Unter voller Musik der Ewerschoper Feuerwehrkapelle kehrten sie heim, Dietrich aber erhielt als Ehrenpreis einen silbernen Boßel.

Doch als nun im Kruge das Boßelbier anhub, bei dem keiner nüchtern blieb, außer dem alles vertragenden Schulmeister, da trank sich Dietrich Tetens, der Nüchterne, Ehrbare, seinen ersten Rausch an, und der war schwer.

Es wurde auch ab und zu ein Tänzchen gemacht, mit ein paar Mädchen, die sich nicht zu gut gedünkt hatten für die Arme angetrunkener Männer. Darunter war auch die kleine, lachende Tille, so zierlich und niedlich anzuschauen wie ein Porzellanfigürchen. Den ihre runden, blanken Augen suchten, der achtete ihrer aber nicht, verstand auch nicht die Kunst des Tanzens, sondern pokulierte nur, wie nie zuvor und nie nachdem.

Als er Jahre später diesen Schritt vom Wege beichten wollte, lehnte „sie“ es ab, daran zu glauben. Die kleine Tille hätte es freilich bestätigen können, aber die war damals schon in Amerika verheiratet.

Um zwei Uhr nahm Dietrich seine letzte Besinnung zusammen und brach im Schwarm von einigen andern auf. Aber, o weh, wie viel Leides ihm die kalte, klare Nachtluft tat! Er taumelte, und Klaus Ballett, der sicheren Schrittes, mit hochgeschlagenem Kragen auch nach Hemminghörn abmarschierte, lachte und ließ ihn allein seiner Wege gehen. Da ward Tille Thoms seine Genossin.

Vielleicht wäre er trotz seiner Unsicherheit in den Füßen besser allein gegangen, denn dann wäre ihm für spätere Zeiten das unbehagliche Gefühl erspart geblieben, seinen ersten Kuß ohne Liebe, in bloßem Rausche auf Mädchenlippen gedrückt zu haben.

Bei seiner Ankunft auf dem Königskamp war er vollständig nüchtern, und als er von ungefähr durchs Fenster sah, erblickte er den sternbesäten Himmel. Da stieg die Erinnerung in ihm auf an eine andre Februarnacht, die er mit Nanning Rickmers auf der Hallig verbracht hatte. Der Sturm hatte ihnen die rechtzeitige Rückfahrt nach Pellworm verwehrt, doch gegen drei Uhr morgens war Ruhe geworden in den Lüften, der Himmel klar, die schäumende Flut still, und die funkelnden Sterne hatten so seltsam hinabgestarrt auf die schweigenden Wasser. Sie waren von Ockenswarf hinabgegangen an das nahe Ufer, und Nautiana hatte leise gesagt: „Nun leuchten sie den Toten unten.“

Das fiel Dietrich Tetens in dieser Stunde ein, das Wort und der Mund, der es gesprochen. Die Erinnerung an seines Vaters Grab gesellte sich zu seinen andern trüben Gedanken, und das Bewußtsein, einen verlorenen Tag hinter sich zu haben, schritt

voran, das ward ein langer, trauriger Zug, und er schlief in Feindschaft mit sich selber ein.

Des andern Tages schlich er scheu umher, wagte keinem Menschen ins Auge zu sehen und verbrachte seine freien Augenblicke bei dem Vieh im Stall. „Bläß, wär' ich nur hier geblieben," murmelte er seiner Lieblingskuh zu, und den silbernen Boßel steckte er tief zu unterst in die Lade, dabei sich selbst mit allerhand Sprüchlein traktierend, als da sind: „Hochmut kommt vor dem Fall", „Wenn dem Esel zu wohl wird, geht er aufs Glatteis zu tanzen" und „Wer gut sitzt, der lasse sein Rücken".

Schließlich erbarmte sich der Meister seiner, rief ihn in die Wohnstube und stellte ihm wie ein Freund die ganze Fülle seiner Torheiten vor, beginnend mit Hochmut und Unzufriedenheit, endend mit unmännlicher Schwäche, und in bezug auf das Boßelbier bemerkte er spottend: „Wenn einer wüst tun will, mein Junge, der muß wissen, daß er es auch vertragen kann, wer aber von besserem Stoffe ist, der bleibe davon, denn Reue und Scham sind böse Weggenossen."

Dietrich ging wieder in den Stall und zeitig schlafen. Frens Gaye sagte nach dem Abendbrot zu Levka, die bekümmert dreinschaute: „Du meinst, Levka, dem hätte ich die Predigt schenken können, der täte sich selber schon genug? Aber du kannst mir's glauben, der sehnte sich ordentlich danach, daß ihm jemand den heißen, verstörten Kopf wasche."

Levka schüttelte den Kopf. „Das meinte ich nicht! Was Herr Gaye tut, ist schon recht, aber daß Dietrich überhaupt solches Unwetter im Kopf hätte, habe ich nie geglaubt."

Da lachte der Alte: „Sei nur ruhig, Levka, wer seinen wilden Hafer auf einmal aussät, dem gerät er nachher nicht zwischen das Korn."

Der Besprochene aber fühlte sich selbst andern Tages noch nicht wieder heimatsberechtigt unter den Menschen und verweilte lieber bei dem Vieh, das in langen Reihen, behaglich brummend und mit den Ketten rasselnd, den Stall mit Leben und Wärme füllte. Es ging für Dietrich Tetens etwas Beruhigendes aus von den Tieren, die von seiner Hand lebten. Er liebte sie in diesen Tagen mehr als je und betrachtete sie alle als sein eigen. Nur, als Tille zum Melken kam, wuchs wieder das alte Unbehagen in ihm empor. Einen Augenblick ward ihm so grimmig zumute, daß er wünschte, das kleine Ding schlagen zu können, im nächsten aber ward er seiner eignen Roheit inne und drehte den Spieß des Zornes gegen sich selber.

Und das war gut, denn nun tat er, was recht war, trat leise zu der Melkerin und sagte mit heiserer Stimme: „Tille, ich bitte dich um Verzeihung, daß ich mir's herausgenommen habe, dich zu küssen, du weißt ja, ich war betrunken —" Er brauchte eigentlich einen gröberen Ausdruck, um seine Selbstverachtung recht deutlich zu machen. Tille sah ihn erst verwundert und verständnislos an, dann füllten sich ihre Augen mit Tränen, sie drückte den Kopf gegen die Kuh und sagte leise und demütig: „Reg dich nur nicht auf, Dietrich, ich nehme es nicht übel." Dann schoß der weiße Strahl wieder in den Eimer, und Tilles Tränen rannen an der alten Braunen herab.

An diesem Abend versammelte der Hausherr wieder einmal, wie er oft tat, sein Gesinde um sich in der gemütlichen Wohnstube, Levka spann, Tille strickte, als ginge es ums tägliche Brot, und Dietrich schnitzte, Frens Gaye aber redete mit seinen Leuten von allem, was der Menschengeist Höchstes und Tiefstes ahnt zwischen Himmel und Erde. Da fand sich Dietrich Tetens verirrte Seele wieder zurück auf den stillen Pfad der Pflicht, der zwar durch den grauen Alltag führte, doch so, daß über ihm die ewigen wegweisenden Sterne strahlten.

Mit dem zehnten Glockenschlage standen sie alle leise auf, setzten ihre Stühle beiseite und sagten fröhlich und zutraulich: „Gute Nacht, Herr Gaye, und vielen Dank." Dietrich war der letzte, er erfaßte seines Brotherrn Hand, drückte sie mit starker, jugendlicher Heftigkeit und murmelte: „Gute Nacht, mein guter Meister."

Dem trat ein gerührtes Lächeln auf die Züge, ein altes Wort auf die Lippen: „Gut, Junge? Niemand ist gut, denn der einige Gott."

Sechzehntes Kapitel

Ueber die grünen Marschen jagte der Lenz mit wilden Rossen. Wo er kam, ging ein frohes Flüstern durch die junge Saat, ein heimliches Kichern durch die Büsche und Bäume, die da jung waren, aber ein Wehklagen, Weinen und Stöhnen durch die uralten Kronen, denn: „Siehe, ich mache alles neu," war dieses Sturmes Losung.

Alt waren die meisten der Eschen und Rüstern, der Erlen und Pappeln, die auf Ellwurths Werft standen, sollte ihre Zeit gekommen sein? Sollte auch auf die grünende Werft des alten Herrensitzes ein neues Leben seine Füße setzen wollen? Die alten Riesen fragten sich's in diesen Frühlingssturmnächten, fragten sich's mit wildem Wehklagen, denn das Sterben ist ein schweres Werk.

Vor den Fenstern des Saales stand eine breite Linde, die mischte sich nicht in die angstvolle Klage der andern Bäume. Leise nur klang ihre Stimme,

aber was sie sprach, ging wie Weisheitskunde von einem Recken zum andern, bis es wie ein wildes Brausen durch alle Wipfel fuhr. „Ein morscher Stamm vergeht, ein starkes, junges Reis springt auf aus alter Wurzel, Heil ihm, wehe uns!“

— — — — — — — — — — — — — —

Im Saale des Haubergs standen zu dieser Zeit zwei Gestalten einander gegenüber, durch des Tisches Breite voneinander getrennt. Auf dessen Platte lagen aufgeschlagene Bücher, zerstreute Dokumente.

„Nun weißt du alles,“ sagte der Mann, ohne den Blick zu heben, er sprach mit leiser, unsicherer Stimme und rasch. „Bis zu deinem zwölften Lebensjahre ist der Hof belastet worden, seitdem nicht mehr. Damals klärten sich meine Verhältnisse und ich durfte auf bessere Zeiten hoffen, die auch Ellwurth zugute kommen würden.“ Er hatte die letzten Worte leise und hastig gesprochen, jetzt gab er sich einen Ruck und fragte fest: „Ziehst du es vor, in der Welt draußen zu leben?“

„Du weißt es, nein!“ sagte die Frau fest und hart.

Er fuhr, des Einwands nicht achtend, fort: „So verkaufen wir den Besitz, meiner Väter Land und Haus, und du tust mit dem Reinertrag, der sich etwa auf sechzigtausend Mark beläuft, was dir gefällt, du bist ja mündig, und Ellwurth ist dein. Die förmliche Uebergabe machen wir gelegentlich auf dem Amtsgericht. Du kannst es halten oder lassen.“ Als er nun endlich den Blick zu ihr hob, lag etwas Angstvolles, Hilfesuchendes darin, etwas, das früher in keinem Winkel seines Wesens zu finden gewesen wäre.

Er war sehr alt geworden, der weiland Großkaufmann, jetzt Börsenmakler Volkert Fresendelff.

„Ich bleibe hier,“ sprach sie fest —, sie Zoll um Zoll ein in sich selbst ruhendes Ich. In dem schlichten, dunkeln Gewande stand die antike, schöne Gestalt ihm gegenüber, das blasse Gesicht wie aus Marmor gemeißelt, der Blick kalt und ruhevoll, wie der Blick steinerner Bilder.

„Du hast für mich getan, was du konntest,“ fuhr sie gelassen fort und ging über seine abwehrende Gebärde auf ihrem Gedankengange fort. „Wäre es mehr gewesen, ich meine, wäre ich im Haben und Genießen aufgewachsen, so wäre ich heute schwerlich imstande, meine Hand auf Ellwurth zu legen und zu sagen: Ich habe es, und ich halte es aus eigner Kraft.“

„Du bist aus festem Holz, meine Tochter,“ lächelte der alte Mann schwach. „Ich war es auch einst — doch irgendwo in mir muß eine morsche Stelle gewesen sein, sonst — hätte nicht alles so kommen können.“

Es lag etwas Rührendes in der Art, wie er diese Worte sprach, so gedemütigt, so schier Verzeihung flehend klangen sie.

Mit ein paar Schritten war sie um den Tisch herum, legte ihre Hände, große, schlanke Hände, auf seine Schultern und sagte mit einem halben Lachen in der klangvollen Stimme: „Trag den Kopf nur immer noch hoch, Volkert Fresendelff. Das Unglück kam von draußen, was kannst du dafür! Armer Papa,“ schloß sie weicheren Tons, „du hast zu viel Gemüt gehabt für diese Zeit.“

Volkert Fresendelff legte seinen Arm um seine stolze Tochter: „Zu viel Gemüt, Anna Vena? Gott verhüte, daß du noch weniger davon hättest als ich! Das Gemüt ist ja das Fleckchen unsers Wesens, wo das Glück sich anbauen kann.“

„Glaub's nicht, Papa,“ sagte sie kopfschüttelnd und begann die Papiere auf dem Tisch zu ordnen.

„La gaieté est dans l'esprit —
la tristesse est dans le cœur.“

Als auf dem Tisch Ordnung hergestellt war, ließ sie sich in dem Lehnstuhl ihrer Großmutter nieder, Fresendelff ihr gegenüber, und in der Art, wie sich nun die Unterhaltung weiterspann, trat es zutage, daß er zu seiner stolzen, festgesinnten Tochter bewundernd aufsah und daß sie, indem sie ihm dankte, ihn bemitleidete oder tröstete, unbewußt herabsah auf den Mann, der nach eigner Erkenntnis an einer morschen Stelle in seinem Charakter zugrunde gegangen war.

Nach leisem Pochen trat die Aufwärterin ins Zimmer und stellte ein einfaches Abendbrot auf den Tisch. Das Gespräch um Soll und Haben verstummte zwischen den beiden Menschen. Sie redeten über nebensächlichere Dinge. Dabei bediente Anna Vena ihren Vater mit Brot und Tee und ländlichem Aufschnitt.

Wie manche Frau legt in diese kleinen Verrichtungen große Anmut! Nicht so Fräulein Fresendelff. Aber es äußerte sich selbst in dieser Kleinigkeit ihre fest zugreifende, sichere und praktische Art.

Als das einfache Mahl beendet war, erschien wieder lautlos und schemenhaft die Frau aus dem Hinterhause, um den Tisch zu räumen, und die beiden blieben im unwirtlichen Raume am kahlen Tisch zurück. Die Papiere waren vorläufig in die Schatulle gelegt worden, die schier verlassen an der einen Wand stand, und weder die Herrin von Ellwurth, noch ihr Vater hatten sogleich wieder Lust, sich mit den Dokumenten zu befassen, waren sie doch den ganzen Tag mit nichts anderm beschäftigt gewesen.

Herr Fresendelff durchwanderte den großen Raum und zählte im Hindurchschreiten zehn Schritte. Anna Vena saß im Urvaterstuhl und hatte das feste Kinn in die gleichfalls feste Hand gefügt. Zwischen den schmalen, dunkeln Brauen lag eine kleine Denkfalte.

Der Wanderude war ehemals fast einen Kopf höher gewesen, bevor Frau Sorge seine Schultern krümmte. Seine Tochter entsann sich dessen noch, und heute hatte sie halb begreifen gelernt, was den einst so Hochmütigen, Starren so sehr gebeugt hatte. Doch aber nur halb! Denn daß er zusammengebrochen war mit dem sinkenden Glück seines Hauses, dem erlöschenden Glanz seines Namens, das war nur des Rätsels halbe Lösung, die andre Hälfte war Anna Vena Fresendelff zurzeit noch ein Geheimnis: daß er nämlich, als die Welt ihn ließ, keine Menschenbrust hatte, an die er sein müdes, schmerzendes Haupt legen konnte, daß sein Gemüt, das allezeit nur ein verborgenes Leben gefristet hatte, so jammervoll hatte darben müssen. Er war zu spröde, um viel geben zu können, aber er hätte dankbar genommen, eines Weibes Zärtlichkeit, eines Kindes Liebe. Die er sein Weib genannt einst, war längst vom sinkenden Schiff geflohen und am festen Lande gestorben. Schweigen darüber! Sein Kind aber verkörperte seine eigne Art in schärfster Ausprägung, hart gepanzert, kühl und stolz. Doch, wenn es denn so war, daß sich kein Winkelchen in ihrer Seele befand, in dem das Glück hausen konnte, so doch sicherlich auch keins, in dem das Leid seine Hütten bauen würde! Sei's drum. —

Er hielt in seiner Wanderung inne. „Hier muß aber noch Wandel geschafft werden, Anna," meinte er freundlich und deutete auf die Umgebung, auf die verschlissene Tapete, deren Farbe und Muster lang vergangen war, auf die weiße Tannendiele und die unverhängten Fenster.

„Wozu, Papa? Mir genügt's."

„Es wird dir bald genug leid sein, dies hier ist doch kein Damenzimmer." Sie lachte halblaut. „Verschone mich, ich will nun keine Dame mehr sein. Fort mit dem Plunder!" Und sie riß, als sei dies das Symbol des Damentums, das Armband von ihrem Handgelenk und warf es auf den Tisch. Dann begann sie das Zimmer zu durchmessen, ihr schweres, dunkles Kleid glitt wie ein Schatten über die weiße Diele.

„Bin ich nicht aus Bauernblut, Papa?" fragte sie plötzlich, ihre stolzen Glieder dehnend. „Laß mich nur erst den Feldern ihr Gold entreißen, so soll allmählich Ellwurth wieder werden, was es vor Zeiten war, ein glänzender Herrensitz."

„Du hörst wohl nicht auf den Rat eines Alten, du kluges Weib?" fragte Herr Volkert mit stillem Lächeln und strich sich den ergrauenden Spitzbart.

„Warum nicht?" entgegnete sie höflich.

„Man muß die Welt des Scheins mit ihrer eignen Münze bedienen, Anna Vena. Lebst du wie eine Eule in ihrem Loch, so werden vielleicht zwei von hundert dich loben, die andern achtundneunzig werden sagen, der Boden von Ellwurth schwanke so sehr, daß er kein stattliches Haus mehr trüge."

„Kreditsache, Papa?" fragte sie mit raschem, nüchternem Verstehen.

Er mußte wieder über sie lächeln, der alte Bauernhof, den er gehegt hatte für sie, war wohl in die rechten Hände geraten.

Als sie wieder am Tische einander gegenüber saßen, fragte Herr Fresendelff zögernd: „Soll ich bleiben, bis dein Verwalter kommt? Ich meine, ob du es gerne sähest, wenn ich ihm seine Instruktionen gäbe?"

„Nein, Papa," erwiderte sie kurz, „ich danke dir für deinen freundlichen Willen, aber der Verwalter soll vom ersten Tage an in mir seine Herrin sehen."

„Anna, Mädchen!" lachte er nun, sich zurücklehnend und eine Zigarre anzündend. „Du gehörst in eine andre Zeit hinein, als die unsrige, hättest die Knute schwingen können über den Nacken der Hörigen! Die hat's aber hierzulande niemals gegeben. Dein starkes Herrenbewußtsein, Kind, es paßt nicht hinein in dieses Volk und in diese Zeit. ‚Eala fria Fresena' heißt der Friesenstamm von alters her. Du rühmst dich deines Bauernbluts, so achte dieses Blut auch in andern, sonst wirst du wie eine Verfemte in diesem Lande stehn!"

Seine Rede war allmählich zu schwerem Ernst übergegangen. Er schob die Lampe beiseite, die zwischen ihm und ihr stand, und sah in ihr Gesicht. Das seine hatte für Augenblicke wieder den festen Zug vergangener Jahre, dabei lag aber eine milde Traurigkeit in seinem Blick.

Sie lehnte im Stuhl seiner Mutter, ein Bild ohne Gnade, wie sie.

Noch immer brauste es in den Baumkronen, das Feuer im Ofen war verglüht, und durch die Fensterritzen hauchte die kalte Nacht. Sie sprachen noch ein wenig über äußerliche Dinge, von Großem und Wesentlichem zu reden, waren sie beide müde.

„So reise ich morgen zurück," sagte der Kaufmann beim Gutenachtgruß. „Nur eins wollte ich dir noch empfehlen, Anna. Wenn du einmal einen treuen, mitfühlenden Menschen brauchst, so geh hinauf nach dem Königskamp, dort wohnt einer! Den grüße von Volkert Fresendelff, so wird er dir sein Haus und Herz gewiß auftun."

„Danke, Papa," nickte sie verbindlich, kühl und gleichgültig. Ihre Miene sagte: ‚ich brauche keinen Menschen.' Sein Blick aber, der lange mit kaum verhohlener Weichheit an ihrer stolzen Erscheinung hing, widersprach leise ihrer stummen Antwort.

Sie gingen beide zur Ruhe. Anna Vena schlief

im Zimmer neben dem Saal. Auch hier zwängte sich der Wind durch die Ritzen schlecht schließender Fenster. Das Licht ihrer Kerze zuckte ängstlich auf und nieder. Sie achtete es nicht, sondern öffnete einen Fensterflügel, daß sie nun, umfangen von Sturm und Dunkelheit, dastand. Der Sturm tat ihr wohl, der war Kraft von ihrer Kraft! Der hieß sie willkommen auf dem alten wüsten Hofe. Sie lehnte sich hinaus in die lichtlose Nacht, ihre Sinne schliefen, ihr Herz war fest, und in ihrem Geist war ein helles, klares Lachen. So spürte sie nicht den weichen, schweren Erdduft, den die Nacht emporhob, so vernahm sie nicht die Geisterstimmen, die um Haus und Werft erklangen und durch des Hauberge altes Gemäuer wisperten und raunten — Stimmen, die der letzten Fresendelff gerne Kunde gebracht hätten von den Gewesenen, wie sie weise geworden oder töricht geblieben, wie sie lachend die Hand an den Pflug gelegt hatten und weinend mißratenes Brot geerntet, oder wie sie seufzend die Scholle gebrochen und lachend goldene Saat empfangen hatten, kurz, wie so wandelbar der Menschen Sinn und Glück allezeit gewesen. Sie kreuzte die Hände über der Brust und lächelte. Wie sich all die stolzen Baumwipfel neigten, war's ihr, als huldigten sie ihr.

Geraume Weile hatte sie so verharrt, als sie plötzlich eine unangenehme Empfindung überkam. Es überlief sie kalt, und ihr Herz, das nie das Bangen gekannt hatte, setzte den Schlag aus. Hastig zog sie das Fenster an und entkleidete sich. Sie hätte schwören mögen, daß jemand, nein — nicht jemand, sondern ein schattenhaftes Etwas am Fenster vorbeigestrichen wäre — sie hätte es schwören mögen, dennoch schwur sie, daß es nicht gewesen sein könne.

Am andern Tage war die Luft klar, auf bräunlichen Wipfeln lag der Sonnenschein, über Feld klang der Kiebitzschrei und Anna Vena Fresendelff wanderte über das weite, grüne Land und sagte wohl hundertmal: „Es ist mein!"

Siebzehntes Kapitel

Im Laufe der folgenden Wochen erwachte Ellwurth aus dem Schlaf, den es ein halbes Jahrhundert lang geschlafen hatte. Anna Vena Fresendelff hatte sich der besseren Einsicht ihres Vaters gefügt, vielleicht war auch in ihr der Geschmack an einer schönen Außenseite der Dinge nicht so völlig erstorben, wie ihr radikaler Sinn es gemeint und gewollt. Jedenfalls geschah ein lustiges Hantieren auf der alten Werft, und die Handwerker im Dorfe lobten einmütig das Fräulein Fresendelff, das ihnen so manchen Taglohn gönnte.

Das zerbröckelnde Steinwerk des Baus wurde ausgebessert und die verwitterten Mauern weiß getüncht. Aus grünen Rahmen blitzten die hohen, kleinscheibigen Fenster, der uralte Messingklopfer an der schweren, gewölbten Haustür hub an zu gleißen wie in vergangener Zeit, und an den Sonnenwänden wurde Spalier gezogen. Daß aber die Sonne wirklich den alten Hauberg mit goldenen Strahlen umfangen konnte, dafür sorgte der Gärtner, der das von Anna Vena ausgesprochene Todesurteil an etlichen Baumriesen vollstrecken mußte. Auch im Baumgarten sollte seine Hand die Wildnis lichten, und Schuster Witt aus Tönning, der berühmte Kletterer, hatte den Auftrag, die Nester der Krähen zu zerstören, die zu Hunderten in den Baumwipfeln horsteten, die Kronen verwüsteten und Ellwurth mit beständigem Wehrufen umkrächzt hatten. Dieses ohrenzerreißende Krächzen hatte sogar die nervenstarke Anna Vena erregt, und eilends war der berühmte Schuster zitiert worden. Der grinste beutefroh von einem seiner abstehenden Ohren zum andern und sagte weise, er würde die Schwarzröcke schon „expropriieren". Das geschah, und mit zornigem Geschrei und Flügelschlag zogen die alten Herren in grauen oder schwarzen Röcken, die so lange Ellwurth als ihr Eigentum betrachtet hatten, fort und suchten einen andern Wohnsitz, der herrenverlassen, sich als Rabenhorst eignen würde. Mit erleichtertem Aufatmen sah die junge Herrin von Ellwurth ihnen nach. Es war ihr immer gewesen, als seien diese Krähen- und Rabenscharen über Ellwurth hergefallen wie über einen Leichnam, und dieses Gefühl war nicht unberechtigt. Denn, wo immer sich des Herrn Auge und Hand von seinem Besitze wendet, ziehen die Raben herzu und beschlagnahmen den „wüsten Hof".

Daß aber Anna Vena Fresendelff etwas Symbolisches in dieser Tatsache erblickte, das lag eigentlich nicht in der Neigung ihrer Natur, die durchaus nüchtern war, am Konkreten haften blieb und nie in diesem Bilder fand für die Gedankenwelt. Aber seit sie auf dem alten Hofe wohnte, war es ihr ein paarmal geschehen, daß sie solche Vergleiche angestellt hatte. Fast schien's, als habe jene erste Frühlingssturmnacht, die sie hier erlebt, an eine bisher verschlossene Tür ihrer Seele gestreift.

Es war schon gegen Ende des Mai, als sie die letzten Handwerker ablohnte. Dabei hatte sie nun freilich das Unglück, die gute Meinung, die ihr anfangs von jener Seite entgegengebracht worden war, heftig zu erschüttern. Denn als sie, an ihrem Schreibtische sitzend, Rechnung machen wollte mit den Zünftigen, diese ihr aber bedeuteten, daß alle Zahlung auf den Herbst ginge und sie einer früheren Ablohnung durchaus nicht bedürftig seien, da entfuhr der Kaufmannstochter das rasche, heftige Wort: „Ein Schlendrian!"

Das böse Wort aber fand auch böse Statt. Die

eben noch freundlichen Gesichter der Handwerker wurden starr und steif, und Niels Jakobsen, der Maurer, trat vor und sagte mit bebenden Lippen: „Wir sind alt und grau geworden bei dem Schleudrian, für Aenderungen sind wir nicht — zum Herbste schicken wir die Rechnung, bis dahin verlangen wir nichts — wir haben's nicht nötig!“

Und Anna Fresendelff mußte sich wohl oder übel fügen. Das Wort „Schleudrian“ aber war keine gute Saat gewesen, das fuhr, als sei es windgetragen, durch das ganze Dorf, die Frucht aber, die aufging, hieß Feindseligkeit.

Davon ahnte das selbstbewußte Mädchen allerdings nichts und ging mit hartem, festem Schritt ihren Weg weiter.

Es war Abend geworden nach einem arbeitsreichen Tage, und Anna Vena hatte sich in ihr Zimmer zurückgezogen, dessen Behagen sie schon oft genug dankbar geschätzt hatte. In dem alten, braunen Kachelofen glühte ein schwaches Feuer, das aber ausreichende Wärme verbreitete, denn die Sonne hatte lange heute geschienen. Sie trat an den Schreibtisch, ein massives Eichengerät, ließ sich vor Müdigkeit aufseufzend auf den Stuhl nieder und begann, die in ihrer Abwesenheit eingegangene Post durchzusehen. Ein Brief von ihrem Vater, so kurz und nüchtern er auch immer abgefaßt war, bereitete ihr die größte Freude. Seit sie selbst im Kampf des Lebens stand, hatte sie erst begreifen gelernt, welch ein Arbeiter er gewesen in guten und bösen Zeiten, und das halb herablassende Mitleid, das sie sonst für ihn gehegt, wich mehr und mehr der Ehrung seiner Tüchtigkeit.

Ruhelos hatte er geschafft, indes sie noch, von des Lebens Woge gefällig emporgehoben, in Theater, Konzert und Kränzchen ging.

Und wofür hatte er gearbeitet? Seine eignen Bedürfnisse waren für einen Großstädter aus ehemals glänzenden Verhältnissen die denkbar einfachsten. Sein Arbeiten und Mühen geschah für sie, daß sie und der alte Besitz in der Marsch für immer eine feste Einheit bilden möchten.

Die ganze Wiederherstellung und Einrichtung des Hauses war ein Geschenk ihres Vaters gewesen. Er wollte so gerne, daß man vom ersten Tage ihrer Besitzergreifung an mit Achtung auf sie blicken sollte, auf die Letzte seines Namens. Und er kannte die Welt wohl, die nur nach dem, was einer hat und vorstellt, ermißt, was einer ist.

Sie faltete den Brief des Vaters zusammen und schob ihn in ein Fach. In diesem Tun lag nicht das ihr eigne Geschäftsmäßige, sondern etwas Behutsames, Achtungsvolles. Dann wurde der Herzenserguß einer Freundin gelesen und zerrissen, und wanderte in den Papierkorb.

„Warst ein nettes, kleines Ding, Britta, aber ich muß mit aller Ueberfracht aufräumen — und Ueberfracht ist mir dein holdes Geschwätz über den ersten Tenor und die Jugendstil-Broschen bei Markus ...“

Es folgten Geschäftsbriefe. Die las sie, obschon so müde, mit großem, feierlichem Ernst. Sie trug naturgemäß noch ein wenig schwer an der neuen Würde und Bürde, denn sie war dreiundzwanzig Jahre alt und hatte so große Verantwortung wie jetzt noch nicht kennen gelernt, obgleich sie es nie ihren Altersgenossinnen gleich getan hatte in sorgloser Jugendlust. Das kam daher, daß in ihrem Leben ein Schatten lag aus Kindertagen. Tüchtig werden um jeden Preis, etwas leisten können, mehr als ein Ding leisten, damit sie es nie nötig habe, in schweren Zeiten von ihrem Posten zu fliehen. Das war das Gebot, das sie sich selbst auferlegte.

Indessen die meisten ihrer Freundinnen tanzten, malten und musizierten, hatte sie gearbeitet, sei es für den Handelskursus, den sie besuchte, sei es für die Haushaltungsschule oder nach freier Wahl.

„Anna Fresendelff ist kolossal fix,“ lautete das einstimmige Urteil der Bekannten. Ihre Lektüre hatte man geradezu verlacht. Und was war's damit? Sie schleppte aus dem Johanneum landwirtschaftliche Bücher herbei und studierte mit gefurchter Stirn Wechselwirtschaft, Düngung, Drainierung und so weiter.

„Eigentlich bin ich nämlich eine Bäuerin,“ hatte sie einer befreundeten Dame einmal erklärt. „Ich habe einen großen Marschhof, den ich längst selbst in Angriff genommen hätte, wenn es mir nicht zu leid wäre, meinen Vater zu verlassen.“

Die Dame hatte eigentümlich gelächelt. Der zurückgekommene Fresendelff noch Besitzer eines Marschhofes? —

(Fortsetzung folgt)

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Der Ueberkater

Von

Johannes Richard zur Megede

(Fortsetzung)

Ich wollte anfangs nicht nachgeben, das heißt in der Nacht. Am Morgen lachte ich mich selbst aus. Meer blau, Sonne warm, und der Blick in uferlose Weiten: da will jeder junge, gesunde Mensch weiter, immer weiter! So packten wir denn in aller Gemütlichkeit unsre Sachen, und drei Tage später ganz früh und heimlich, damit nur ja nicht der Kommissionsrat auch auf Wüstengedanken kommen könnte, trug uns der Morgenkurier nach Marseille.

Und da ist er glücklich wieder, der graue Hauch, aber leicht, dunstig, der Hauch des Südens, wenn der Sirokko in der Luft liegt. Das Meer stumpf, träge, mit melancholisch zischelnder Brandung; die Berge dunkler, näher, leblos wie ihre eignen Schatten. Und dieser Sirokkohauch, den man mehr fühlt als sieht, webt über der träumerischen Bucht von Cannes, kriecht um die säuselnden Oliven von Beaulieu, verschleiert das sonnig lächelnde Nizza. Er zieht den ganzen Strand entlang und hüllt Gebirge und Meer in stumme, sanfte Schwermut.

In Marseille war dieser Sirokkohauch am lastendsten. Marseille, das schwatzende, gestikulierende, überschwengliche Marseille — kalt, düster, tot. Es friert, es grollt, der Hafen verödet, die Schiffe ungelöscht. Und auf dem breiten Kai Juliette hingelagert wie Zigeuner Hunderte von Familien mit säugenden Kindern, finster blickenden Männern. Wenn der dicke, kohlschwarze Kerl, der neben unsrer Droschke steht und von Zeit zu Zeit wichtig mit dem Finger auf die Brust tippend, wiederholt: „Je suis commissionaire, moi!“ nicht so entsetzlich nach Knoblauch röche, ich glaubte wahrhaftig nicht, daß ich in Marseille wäre. Es ist der große Streik der Hafenarbeiter, der nun schon Wochen dauert. Darum das bange Schweigen. Kavallerie-Patrouillen, die mit klappernden Karabinern unausgesetzt die Straßen durchreiten, vermehren nur den Alp, den auch ich spüre.

Peter und ich hatten, glaube ich, sogar etwas Angst, daß unser Schiff nicht abgehen würde unter solchen Verhältnissen, aber der erste Offizier des Abd-el-Kader versicherte uns militärisch, daß die Compagnie générale noch alle ihre Schiffslinien aufrechterhalten hätte und unter allen Umständen aufrechterhalten würde. Wir gingen auch sofort an Bord. Das Schiff ist zwar wenig komfortabel, die Decks schmutzig, die Kabinen klein. Wir fahren nach Bona. Im Regiment kannte überhaupt niemand den Namen dieses Hafens. Gerade darum habe ich ihn gewählt. Wir wollen ja auch etwas andres sein, als andre Leute.

Anders sein, wie andre Leute! Das ist der Satz, wo Mama und ich uns nie verstehen. Von ihr ist's nur Herzensgüte, denn sie will mich um keinen Preis

den Gefahren eines unbekannten Seitenweges ausgesetzt sehen; von mir Opposition, denn ich wandle ja selber am liebsten die breiten Straßen. Das letztere wurde mir wieder mal auf dieser kurzen Seereise sehr klar. Ich wollte nämlich die ganze Nacht in Decken auf dem Deck kampieren, weil das so schön fein soll, und weil eben nur Schwächlinge auf dem Mittelmeer seekrank werden. Und schlafen in solcher Nacht: das ist erst recht was für den Pöbel. Nun, die wunderschöne Hafeneinfahrt mit den phantastisch starren Felstoren auf beiden Seiten hielt ich aus. Aber da begann's dunkelblau zu wogen, die Wellen spritzten, das schwere Schiff hob und senkte sich knarrend. So viel weiß ich, daß unter den Passagieren eine gewisse Josefa war, die ihren Peter wegen dieses Schwächlings von Frau aufs tiefste bedauerte. Und jemand wäre furchtbar wieder gerne umgekehrt, wenn es nur gegangen wäre. Aber Schnelldampfer sind wie das Schicksal, unnütze Gebete verhallen. Vielleicht ist's auch gut, daß nicht jeder Wunsch erhört wird, sonst gäb's noch mehr Schwächlinge. So hielt ich eben aus, weil ich aushalten mußte, und war beinahe stolz, als ich so gegen Morgen mich bis an das Guckloch schleppen konnte. Peter schlief gerade. Die Sonne ging auf über einem seltsam grün und kalt wogenden Meere. Die Schaumköpfe hatten etwas Gruseliges, wie wenn sich Ungetüme von Kamm zu Kamm herüberschaukelten. Aber als die blaßrote Kugel langsam am Horizonte emportauchte und dann eine ganze Weile auf dem Wasser zu schwimmen schien, war's noch dieselbe träge, stumpfe Sirokkosee. Ein richtiger Alltagsmorgen auf hohem Meer! Ich kroch wieder in meine Koje. Und sofort begann's auch zu regnen und zu stürmen, der Abd-el-Kader stöhnte in allen Fugen, und ich stöhnte auch. Ich habe auch nichts von den schroffen Küstenbergen gesehen, die Nordafrika schon auf weite Ferne ankündigen sollen. Ich kam nach Afrika in der Nacht und hatte keinen andern Wunsch, als nach so viel Qualen ruhig liegen bleiben zu dürfen bis zum Morgen.

*

Und dieser Morgen! Ich war einfach empört! Afrika, Palmen, fremdartige Gesichter, und dazu Regen, echter deutscher, eiskalt rieselnder Regen, so daß der schmucke Mittelmeerhafen tintig ausschaut und die Bremer Bark Jeanette ganz heimatberechtigt scheint. Und am nahen Ufer in einem zähen, schwarzen, bodenlosen Schmutz blaue Turkos mit weißen Gamaschen, bulldoggige Negergesichter mit rotem Fez, und eigentümlich fahle, biblische Gesichter in schmierigen Burnuffen, und beinahe die ganze Gesellschaft barfuß oder in geflochtenen Sandalen, aber in orientalischer Gelaffenheit einherknetend. Peter spazierte mit dem Oberstewart als gelbkarrierter, mißvergnügter Theaterlord auf dem glitschigen Promenadendeck. Als ich ans Tageslicht kam, zwinkerte er nur: „Afrika?" — „Es scheint wenigstens." Und ich lachte. Aber es war mir gar nicht zum Lachen ... Wenn ich denke, wie uns damals der Garda empfing. Es war auch Februar, und doch nur Italien! ... Aber an den Garda möchte ich doch nicht mehr, nie mehr; und von den Menschen von damals möchte ich auch keinen wiedersehen, keinen.

Später gingen wir, in diesem afrikanischen Moraft vergeblich einen Steg suchend, in die Stadt, die mit ihren breiten Straßen und kahlen Mietskasernen ebensogut in Nordfrankreich liegen könnte. Dort saßen in dem Café unter den Kolonnaden allerlei orientalische Gestalten umher: sehr dicke und sehr schlanke; Leute mit ganz hellgrauen Augen, eigentümlich ausdruckslos, als wenn sie ins Uferlose starrten, und wieder andre mit ganz dunkeln, sanft aufgleißenden Augen, die sich gleich wieder zu einem schmalen, verächtlichen Spalt zusammenziehen. Die Dicken sind meistens schmutzig, aber hellfarbiger, es sollen ackerbauende Kabylen aus dem Atlas sein; die Mageren mit weißem Turban und reinen Mänteln, tief dunkel, wie braun poliert die harten Gesichter, es sollen echte Araber sein, Beduinen, Söhne der Wüste. Und wenn ihre hohen Gestalten in den wallenden Burnuffen dahinschreiten, haben sie etwas Vornehmes, Gemeffenes ... Gegen Mittag hat es zu regnen aufgehört, die Sonne sticht, diesmal ja auch afrikanische Sonne. Von den nahen Bergen kam so ein köstlicher Erdhauch, wie er wohl auch auf unserm Gut von der frischen Ackerfurche aufsteigt, aber hier war es doch wiederum würziger, heißer, weil ja auch andre Früchte reifen sollen, als mein silbernes, langwogendes Korn. Aber das Gefühl, nun wirklich in Afrika zu sein, habe ich noch nicht recht. Höchstens, daß ein negerartiger Kerl mit schiefem Fez uns beim Gepäck wahrhaft afrikanisch bemogelte, und daß der Oberkellner des Hotel du Commerce, wo wir mäßig aßen, mit orientalischer Gelaffenheit das guthieß. Peter war so wütend, daß er auf deutsch wetterte und fluchte wie ein Rekrutenunteroffizier: „Wenn ich nicht wenigstens einen Mufflon schießen möchte, und nicht wenigstens ein Dutzend Gazellen in der Freiheit sehen wollte, ich kehrte auf der Stelle um! Das steckt ja alles unter einer Decke bei der Bande." Die französischen Mittagsgäste sahen uns von der Seite an, aber in Algier sind sie ja selbst Fremde, und zwar sehr übel gelittene Fremde ... Es ist zu drollig, wenn sich Peter über so etwas aufregt, muß ich innerlich immer lächeln, und wenn mich etwas reizt, dann lächelt er wie über ein Kind. Das gehört wohl zur Ehe. Große Auseinandersetzungen haben wir dafür nie. Wenn das im Anzug, dann hören wir von selbst

auf, zucken die Achseln, als wenn's ja doch nicht lohnte. Und so halten wir es seit des Kleinen Tod stets. Man hat mir gesagt, daß es so das Normale wäre, nur müßte unbedingt ein Kind da sein oder mehr. Mama und viele Kinder! Ich glaube, sie hat das eine Kind so geliebt, daß für ein zweites gar nichts übriggeblieben wäre. Arme, gute Mama, nächstens wird wohl einer kommen und sagen und behaupten, du hättest mich viel zu sehr geliebt! aber ein einziges Kind kann man ja gar nicht genug lieben: das weiß ich selbst.

Am Nachmittage fuhren wir nach Konstantine weiter.

Cirta—Sophonisbe: das zaubert mir die Mädchenzeit zurück. Es wird wohl nicht so schlimm gewesen sein mit der Liebe von der schönen Sophonisbe und dem ehrgeizigen Massinissa. Aber es gab eine Zeit, wo ich all so etwas leidenschaftlich geglaubt habe, und jeden gesteinigt hätte, der nicht ... Und Peter hätte auch mitgesteinigt. Jetzt lächelt er über solchen Ueberschwang ... Und Josefa lächelt auch. Aber eigentlich ist's doch traurig, daß wir lächeln können ... Vielleicht ist's auch das andre Land, die andre Sonne, die Leidenschaften schießen hier wilder empor, verdorren rascher; bei uns Nordländern langt's nur zur kleinen Flamme, die uns aber zeitlebens wärmt.

Jedenfalls war die Dämmerung, der wir entgegenrollten, schwankend und in einem miserabeln Coupé, keine Orientdämmerung, das war kühler, nordischer Gebirgsfrühling, der langsam erwacht. Dunkle, sanfte Berge, breite Straßen, scharfer Windhauch. Und die Strecke entlang, auf Maultieren, Eseln vermummte Algerier, die in ihre Dörfer trotten. Als wir endlich gegen Mitternacht in dem berühmten Felsennest Konstantine ankamen, konnte ich vom Hotelomnibus aus nur einen ganz flüchtigen Blick in die schmale, düstere Schlucht werfen, die so viel Schreckliches erzählen könnte, aus ältester wie aus neuester Zeit.

Wir hatten früh aufstehen wollen am andern Tag, um den Felswürfel noch anzusehen, auf dem das alte Cirta liegt, und der von Schlucht und Fluß ringsum weit besser geschützt war, als von den höchsten Mauern. Aber das Schicksal wollte es wieder mal anders, wir konnten noch gerade mit dem gleichen Omnibus den Frühzug nach Biskra erreichen, den einzigen, den es gibt. Und wieder war mir nur ein flüchtiger Blick vergönnt in die schauerliche, ernste Tiefe, deren überhangende Felsen mit moosigem Grün kümmerlich bekleidet sind. Tief unten rauscht der Uëd Rumel, schmal, schmutzig, und ein feuchter Gruftthauch steigt von ihm auf; oben baut sich trostlos wie eine Ruine die Araberstadt auf, die kahlen Lehmwände grau verwaschen, gelb ausgedörrt. Es hätte uns ja freigestanden, hier noch einige Tage zu bleiben, und Peter hatte nicht übel Lust, aber es war so ein heller, hoffnungsfreudiger Sonnentag, und mich zog's mit allen Fibern nach der Wüste. Ich wollte die echte afrikanische Glut haben und die echte afrikanische Oede.

Und wie's immer im Leben nicht schnell genug geht, bis es zu schnell geht, so schaute ich schon von Konstantine unausgesetzt nach der Wüste aus. Es kamen dürre Felder, verbrannte Felsen, tote Salzseen. Hüben und drüben die Atlashöhen, bald wild zerrissen, bald sanft gewellt. An den armseligen Stationen Kinder, die dunkelbraune Hand ausgestreckt, oder hochmütig schreitende Araber; einmal schaute aus dem Schlitz eines Beduinenzeltes ein uraltes Hexengesicht heraus. Die Landschaft war öde, steinig, die gelben, starren Bergketten drohten aus der Ferne. Dann wurden die Atlasberge höher, dunkler, schoben sich näher heran, und die dörrende, stechende, afrikanische Sonne brannte auf einem Schneefeld. „Batna muß bald kommen," sagte Peter, der alle Stationen wußte, weil er den Bädeker in der Hand hielt. Er träumt schon lange gerade von Batna, weil dort das Löwengebiet des Atlas beginnen soll. Der Zug keuchte empor, pfiff, wir waren in einem engen Talkessel mit Alpenluft und hohen Bergen, an denen die kleinen Zedern wie schwarze Ameisen emporzuklimmen schienen: außerdem Forts, Soldaten. Der Atlas ist gelb, dürr, ausgebrannt. Und als wir den Stationschef nach den Löwen fragten, da zuckte er nur die Achseln, das war einmal. Und als wir den berühmten Zedernwald von Batna sehen wollten, da zeigte er tief in die abschüssigen Schluchten hinein. Wir waren enttäuscht. Peter hatte von Löwen geträumt und fand nur ein Festungsdefilee, und ich hatte von der Wüste geträumt und fand nur einen französischen Gendarmerieoffizier, der mir höflich Platz machte an der Lunchtafel.

Ich war natürlich müde geworden vom Sehen und döste vor mich hin, als wir weiter durch die heißen, gelben, bröckelnden Bergschluchten fuhren. Erst bei El-Kantara wurde ich wieder wach. Ein kleines, weißes, verschwiegenes Hotel im Tal, ringsum lange, hohe, rotleuchtende Bergketten. Das Hotel lag so lauschig, so weltfern in seinem grünen Garten, etwas für junge, liebende, einsame Menschen ... Doch der Zug ließ uns nicht Zeit. In einer einzigen roten, starren, zackigen Riesenschlucht durchbrach er fauchend die letzte Atlaskette. Und gleich dahinter, an rote, heiße, dürre Berge gelehnt, die Oase. Ein blaugrüner, tief eingerissener Fluß, und wie aus ihm aufsteigend eine Palmeninsel, grün, saftig, mit flüsternden, fächelnden, märchenhaften Palmen ... Mir ist's noch heute, als wenn ich das alles schon einmal gesehen hätte! Und ich konnte mich auch damals gar nicht losreißen, schaute

immer wieder zurück, wie diese Trauminsel langsam versank und zuletzt nur schattenhaft hinübergrüßte, wie ein grauer, dunstiger, verträumter Wüstentraum. In dem kleinen Hotel am Atlas möchte ich einmal einen Frühling verleben, glücklich sein, in dieser Oase die Palmen flüstern hören, den klaren Ued rieseln ... Aber ich müßte wieder jung sein, ganz jung, und Peter auch jung, ganz jung ... Und wir müßten andre, ganz andre Menschen sein ... Aber Träume erfüllen sich ja nie, und einmal möchte ich ihn doch träumen, meinen Oasentraum! Wenn man auch eine Woche später wieder hinaus müßte in die Wüste, der Traum würde mit uns gehen, und seine Palmen würden uns den Wüstenstand von der Stirne fächeln, und sein Erinnerungsduft würde die Verschmachtenden laben.

Und jetzt sind wir wirklich in der Wüste. Die Berge im Bogen weit zurückgewichen, vor uns nichts als Dürre, Hitze, Schweigen. Alles ein graues, steiniges, uraltes Einerlei! ... Das kann übrigens nur der Beginn sein. Denn im Weiterfahren tauchten wieder Hügel auf, scharf gezackte, wie Silhouetten. Die freie Wüste soll ja so anders mit so wunderbar monotonen Sandwogen dahinrauschen, wie der Ozean ... Aber heute mag ich die Wüste nun einmal nicht. Ich habe El-Kantara zu früh gesehen, und so denke ich nur noch an die Oase. Ich bin in dies kleine Hotel verliebt, wie ein verliebter Backfisch. Ich kann's und will's nicht glauben, daß Biskra noch schöner sein soll.

Und von El-Kantara habe ich bis Biskra geträumt und zum ersten Male mitten drin in der großen Wüste, deren totes Meer ich ersehnte, doch nur an die kleine Oase gedacht, von deren Palmen es mir auch jetzt noch verschwommen herüberrauscht. Rauscht 's Glück? rauscht 's Unglück? Eins oder 's andre: es gilt mir gleich. Wahrscheinlich klingt's ketzerisch, aber ich fühle im Augenblick nun einmal so, es gibt nur ein einziges großes Verhängnis: weder glücklich noch unglücklich zu sein!

Von Biskra später ...

Als wir ausstiegen aus dem Bahnhof, dachten Peter und ich vor lauter Wüstenerwartung natürlich eher an alles andre, als an den guten Bloome. Er öffnete uns auch keineswegs die Coupétür, aber plötzlich erschien auf dem Perron ein atemloser, tadelloser Tropenanzug, zu dem ein wüst häßliches Gesicht gehört: Bloome.

„Also doch, lieber Graf!"

„Also doch, gnädigste Baronin! das heißt genau zwei Minuten zu spät."

„Aber, lieber Graf, Sie haben glänzend gewonnen!" sagte ich wieder, und Peter pflichtete mir bei. „Wie haben Sie eigentlich nur unsern Zug ausbaldowern können?"

„Geht alles, gnädige Frau. Compagnie générale bestochen in Marseille, Chef de gare bestochen in Konstantine, Portier bestochen in Batna. Signalement: Deutsches Ehepaar, bildhäßlicher Mann, bildschöne Frau. War mir nicht anders möglich, Peter von Amiens. Konnte den gnädigen Herrn nicht höher und die gnädige Frau nicht tiefer einschätzen." Wir mußten lachen, obgleich Peter, der für seine Person nicht gerade eitel ist, solche Elogen für mich nur schwer verdaut. „Wir Afrikaner machen eben alles möglich, gnädigste Frau. Und ich mit den drei Alarmdepeschen in der Tasche hätte fraglos die Wette gewonnen, wenn nicht im Hotel durchaus ein Ecartéspieler ohne Partner gewesen wäre. Zerriß mir zwar das Herz, aber ich kann nun mal keinen Mitmenschen unglücklich sehen. Und wie's so geht. Hin, her ... Sehe nach der Uhr. Letztes Spiel. Quitte oder Double? Double! Mußte erst wechseln lassen, und eben diese zwei Minuten waren mit dem Droschkenkutscher nicht mehr zu holen ... Also fort ist fort, hin ist hin! Hilft nischt! Habe eben verloren ... Alter Gardist, gnädige Frau, darf zum Dienst bei Seiner Majestät vielleicht, zum Dienst bei Ihrer Majestät nie zu spät kommen."

Peter sagte darauf: „Na, meinetwegen, Bloome, wir akzeptieren. Monte Carlo hat Sie diesmal wohl höllisch rausgerissen."

„Jawohl, mein lieber Mönch von Amiens, wenn ich nämlich vierundzwanzig Stunden früher aufgehört hätte! Wieder mal total blank. Mußte erst vierzig Kilometer von hier einen alten Bekannten anpumpen ... Halt! Mir kommt der erste Geistesblitz meines Lebens. Gnädigste, ich bitte zu Mittwoch um sieben Uhr im Royal und gebe Ihnen mein Wort: Sie werden die sechs verschiedenartigsten Typen der zeitweiligen Sahara versammelt finden, eine davon bin ich!"

Mehr ließ sich leider aus ihm nicht auspressen, obgleich ich riesig gern gewußt hätte, mit welchen Menschen uns denn nun gerade die Wüste vereinen soll.

„Ich weiß nicht, ob wir gehen können," meinte Peter nachher zu mir. „Bloome ist mir doch zu sehr Aventurier geworden."

Und da wir in Kleinigkeiten ja stets kollidieren, antwortete ich: „Selbstverständlich gehen wir! Wir sind ja in der Wüste."

Zehntes Kapitel

Haben Sie, lieber Hiddigeigei, je die Seekrankheit gehabt? Nun, nur Weltreisende bekommen sie ... Sie ist abscheulich, aber sie ist lehrreich. Mir steht der Satz jetzt fest: Die Liebe zum Leben ressortiert vom Magen. Streikt der, fliehen die Lebensgeister ... Und ich kann wohl sagen, daß aller Weltschmerz, alle

Liebesqualen mir nicht im entferntesten diesen Ekel am Dasein eingeflößt haben, wie mein lebensmüder Magen, während ich auf dem Deck des Abd-el-Kader kauerte, naß, frierend, jenes unbeschreibliche Wehegefühl im Herzen, das nur den einen Wunsch kennt: Schmerzlos, rasch, von Engeln in ein Nirwana hinübergetragen zu werden, wo es keine von Katzenpfoten bedeckte See, keine unerträglichen Dinergerüche, vor allem kein haltlos schwankendes Schiffsdeck gibt. Ueberhaupt diese Katzenpfoten auf See! Schon wenn ich daran denke, wie ringsum die weißen Schaumbuketts aufzucken, schwankt der Magen, und das Lebensbarometer fällt auf taedium vitae ... Auf dem Schiff hatte ich entschieden Landbeine. An Land bekam ich entschieden Seebeine, denn ich torkelte in Bona geradezu von Bord.

Nun wären wir ja in dem schönen Afrika. Mein erster Eindruck war allerdings: Das sind ja alles Wilde, Kannibalen, Katzenfresser ... Im Coupé dann, ich fuhr, glaube ich, mit meiner Zofe dritter Klasse, aber dies natürlich nur, weil uns beiden daran lag, möglichst intim Land und Leute kennen zu lernen. Alle Reisenden bestätigen, daß man in der ersten Klasse nichts, in der dritten alles lernt vom Wissenswerten, und weil sie mich kennt, lud mich die Lasowitz nicht in ihr Kompartiment ein. Und was die Männer anbetrifft, so muß ich gleich bekennen, daß der junge Zuavenkorporal, der meiner Jungfer die Cour zu machen schien, aber mich sehr verständnisvoll kraute, weit mehr Gentleman war, als jener Oberleutnant Lasowitz, der mich am liebsten mit seinen Sporenrädern streichelt. Ich liebe das letztere nicht. Später füllte sich das Coupé, jedoch selbst die wirklichen Wilden mit dem Sandelholzteint und dem Turban, die mich anfangs erschreckten, suchten mir zu gefallen und unterhielten sich in ihrem gurgelnden Dialekte, den ich nicht verstand, ausschließlich über meinen Geist und meine Schönheit.

Aus dem Fenster sah ich absichtlich nicht. Ich wünsche afrikanisches Wetter kennen zu lernen, europäisches habe ich zu Hause selbst. Und wie sich weise Mäßigung rentiert! Gleich hinter Biskra kam sie, die afrikanische Sonne. Wie mein weißes Angorafell sich belebte, duftete, wie heiß, weich, knisternd es sich anfühlte! Wie ich alle Leiden der Seereise vergaß, und wie mir mit dieser köstlichen Glut auch die afrikanische Lebensauffassung in alle Poren drang! Afrika ist im Grunde wie seine Sonne: heiße Sinne, leidenschaftliche Phantasien, überhaupt unsagbar tiefe Glut ... Nur vor dem Sonnenstich muß man sich hüten. Das ist dann erst recht die afrikanische Sonne: sie liebt uns eben zu sehr. Und aus allzu großer Liebe resultiert in Deutschland Gliederschwäche, in Afrika Sonnenstich ... Nachdem ich also das Afrikalicht genossen hatte, begab ich mich in den Afrikaschatten, der ungemein angenehm sein muß, wenn er nämlich irgendwo vorhanden sein sollte. Zurzeit kann ich noch nicht abschließend urteilen, weil ich meine deutsche Wintergarderobe mitgebracht habe, welche die Hitze wie dürstend einsaugt, sie dann aber wie berauscht absolut nicht wieder herausgeben will. Jedoch ohne eine Spur von Wüste bis jetzt gesehen zu haben, das ist mir klar, daß die Schattenseite der Sahara gerade die Schattenlosigkeit ist.

*

Und Biskra selbst?

Ich gehe in meinen Beobachtungen, wie gesagt, Schritt vor Schritt vor. Und vorläufig kenne ich nur das Hotel. Im letzten Augenblicke entschied sich Herr von Lasowitz dafür, obgleich er gar nicht hinpaßt und seine Gemahlin noch weniger. Anfangs degradierte es mich geradezu, in der Wüste ein Hotel zu finden, wo vom Oberkellner bis zum Hausknecht alles Deutsch spricht. Ich hatte sofort dem Koch meinen Anstandsbesuch gemacht: appetitliche weiße Mütze, einladender Duft nach Hammeltalg. Auch bei den Stubenmädchen war ich. Bei den Stubenmädchen bereitete sich eine Verschwörung vor, die Wirtin verlangt zu viel, das Essen ist schlecht, die Arbeit tötet und so weiter. Ich kenne diese Verschwörungen, sie beginnen regelmäßig zu Ende der Saison, wenn das schwindende Trinkgeld die Kellnergemüter erblich belastet, oder wenn ein Hotel sonstwie einzuschlafen gedenkt. In vollen Hotels setzen die schlechten Wirte den guten Mädchen den Stuhl vor die Türe, in leeren verfahren die schlechten Mädchen ebenso mit den guten Wirten. Unser Hotel ist nach dem maßgebenden Urteil des Souterrains und der Mansarden dem Tode geweiht. Uns wird es wohl noch überleben! Und obgleich ich Dienstbotengezänk nicht liebe, so war es mir doch sehr interessant, auf dem Schoße meiner Zofe sitzend und von schweizerischen Stubenmädchen umgeben, gleich an diesem ersten Nachmittage die Chronique scandaleuse des Hauses zu hören. Danach gab es hier noch im November Skorpione, genau so lang wie mein olympischer Schweif; aus jedem Mauerloch krochen sie hervor, und wer gestochen würde ... Leb wohl, Carlo! Also aus dem Wüstensande wird sich dein Grabmal erheben. Ich werde übrigens jeden Abend meinen Korb auf Skorpione durchsuchen, und da ich auf keinen Fall gestochen werden will, meine Zofe veranlassen, dieses Untier herauszubefördern oder sich selbst stechen zu lassen. Die sehr schwer verständliche Schweizerin erzählte noch von einem Skorpion, der aber nur halb so lang gewesen sein dürfte, denn sie kniff mich mitten in den Schwanz, was ich mir höflich verbat. Sie verbreitete sich später darüber, daß es schon im April von

Moskitos wimmle, und daß das Biskrafieber die unausbleibliche Folge jedes Stiches sei. Ich bleibe also unter keinen Umständen bis zum Mai! Da diese knochige Person, die nur Ungeheuerlichkeiten erzählte, sowohl vom Wirt, der eine Null, als von der Wirtin, die eine Messalina sein solle, bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten mir den Schwanz heimtückisch lachend zwickte, so dürfte es wohl eine Verleumderin von Beruf sein. Jedenfalls wunderte ich mich, daß nur Skorpionstiche und Biskrafieber die Anziehungspunkte dieser berühmten Oase bilden sollten. Aber die übrigen Mädchen, meine Anna nicht ausgenommen, nickten immer, und je schlimmer es kam um so mehr, so daß ich eine eigne Entdeckungsreise diesem Kolportageroman des Souterrains vorzog.

Das Haus ist im Karree gebaut, ein angenehm kühler Hof in der Mitte, rings von Galerien umgeben, die auch sehr lauschig sein dürften, und von denen man allein in seine Appartements gelangt, die Fenster gehen alle nach den Straßen. Es war bereits Nacht, und die Skorpione hätten eigentlich in Kolonnen heranziehen müssen, aber auf den schattig kühlen Fliesen, auf denen früher einmal ein zahmer Löwe regelmäßig auf und ab patrouilliert sein soll, wandelt nur der freundliche Wüstenmond, der auch einen seltsamen Stein in dem grünen Arkadenhofe fahl beleuchtet; es dürfte ein historischer Stein sein, leider jedoch nicht der Stein des Propheten in der Kaaba zu Mekka, wie ich anfangs vermutet hatte. Der Irrtum war begreiflich, denn überall, wo ich mich wohl zu fühlen beginne, baut sich ein Mekka des guten Geschmacks auf. Ich fand mich wirklich gleich so angenehm heimisch in diesen schattenhaften Bogengängen, daß ich einer nicht mehr jugendlichen Falbkatze mit hartem Akzent, aber durchaus nicht ohne Scharm, meine Aufwartung machte, die mir unter anderm auch erzählte, wie ihre Urgroßmutter noch diesen alten, blinden Leuen gekannt habe, der schließlich niemand gefährlich gewesen sei, als sich selbst. Ich möchte solchem sogenannten König der Tiere einmal begegnet sein, als er noch jung und mächtig war. Aber wann begegnet unsereiner seinesgleichen? Sie erzählte mir ferner, daß hier El-Dorado der deutschen Afrikalente sei, und dementsprechend auch der Dattelschnaps reichlich flösse. Sie nannte ganz berühmte Namen. Und da sie als angestellte erste Hotelkatze natürlich auf Gesellschaft hält, zeigte sie mir auch in den erleuchteten Bogengängen des Erdgeschosses verschiedene Herren, die gerade an kleinen Tischen saßen und sich gegen die nachträglichen Anfechtungen des Diners schon vorher mit einem kleinen Kognak wappneten. Ich tat zwar, als wenn mir gerade die berühmtesten dieser Leute schon einmal vorgestellt seien, mußte mich aber innerlich wieder einmal wundern, sehr wundern, daß bedeutende Kater sich so ganz anders als bedeutende Menschen geben. Ich hätte zum Beispiel geschworen, daß der joviale, rundliche, ursidele Bonvivant dort vor dem Bierglas ein Amateur-Afrikareisender sein müsse, der die Wüstenentfernungen immer nur nach den Kognaks bemißt, die er in der Zeit hätte haben können, und es war der große Conquistadore, der Cortez Afrikas, der mehr Stämme unterworfen und mehr Sektkörbe geleert hat, als überhaupt ein Mensch ahnen kann! Und der schlanke, bewegliche Sechziger mit dem massiven Kinn, mit dem lebhaften Auge, dem man sehr wohl eine indische Generalsuniform zutrauen könnte? Wieder Conquistadore, das heißt das genaue Gegenteil davon, nämlich ein wissenschaftlicher Reisender, ein friedlicher Forscher, einer von der aussterbenden Sorte, die nie nach Negerkindern zum Vergnügen geschossen hat, aber trotzdem siegreich ganze Kontinente durchzog, nur gewappnet durch die überragende Persönlichkeit ... Die Falbkatze zeigte mir darauf noch einige Professoren, die allerdings auch so aussahen, und in der Jagd auf Skorpione das Unglaublichste leisten sollen. Und nachdem mir noch ein kleiner martialischer Herr präsentiert worden war, der sich offenbar von seinem Tropenhelm nicht trennen konnte, und von dem behauptet wurde, daß er alle Pflanzen der Erde kenne, ohne eigentlicher Pflanzengeograph zu sein, da erwiderte ich doch etwas überlegen: „Meine Liebe, der größte Pflanzengeograph ist und bleibt Graf Rhyn." Und ich buchstabierte ihr den Namen zweimal sehr deutlich, damit sie nur ja nicht auf den Gedanken kommen sollte, ihre plebejische Berühmtheit mit meinem adligen Freunde zu vergleichen. Außerdem, wen ich kenne, der ist schon allein dadurch berühmt! Aber da natürlich solche Hotelkatzen in Afrika, die niemals in Deutschland oder Italien gewesen sind, niemals die echte Seekrankheit gehabt haben, also recht bemitleidenswerte Geschöpfe, denn die Zukunft aller Völker fährt ja neuerdings auf dem Ozean spazieren, da solche Katzen, wie gesagt, wenigstens in ihrem lächerlich kleinen Ressort unfehlbar sein wollen, so behauptete sie, daß, wenn dieser Rin wirklich ein bekannter Afrikareisender sei, er erst später geadelt sein könne, denn große Forscher begännen grundsätzlich bürgerlich und endeten nur ausnahmsweise adlig. Den großen Forschern läge auch nichts am einfachen Adelsprädikat, weil ihnen „die Freiherrnkrone" mindestens von der Geschichte garantiert würde. Und das seien doch eigentlich die einzig historischen Freiherrnkronen.

Darauf lächelte ich sehr fein. Denn es gibt in diesem Punkte nur eine maßgebliche Ansicht: man ist entweder adlig, oder man ist es nicht, adlig werden

kann man nicht. Ich bin adlig, und ich hoffe, daß mir das jeder ansieht!

*

Und Enthusiastin bin ich durch und durch! Die schlimmste Art, die über dem einen das andre vergißt...

Aber ich werde El-Kantara doch nicht vergessen, El-Kantara nicht! Es ist mein Oasentraum nun einmal ... Und wenn ich es auch nie wiedersehen sollte, und wenn's dann, überwuchert von andern Erinnerungen, eines Tages doch wieder vor meiner Seele steht, so würde ich es sofort erkennen und wehmütig sagen: „Traum, warum bliebst du nur Traum?" Denn so treulos ich scheine, so treu bin ich. Was mir einmal lieb war, das lasse ich nicht.

Und kaum, daß ich's schrieb, so werde ich auch schon wieder irre. Ein andres Bild will mir auftauchen. Biskra. Wie ich zum ersten Male auf den kleinen Balkon meines Hotelzimmers trat. Spät Nachmittag. Der heiße, weiße afrikanische Tag im Erlöschen. Ueber den flachen Dächern der fahlen, stummen, wunderlich aufsteigenden orientalischen Häuser ein weicher, heller Duft, — fern im Atlas, wie in ihrem Blute schwimmend, ertrinkend die Sonne. Und wie hinter dem Ort am weißen Himmel der Palmenwald aufsteigt, hoch, unbewegt wie eine Mauer, fremdartig, ernst, in mattem Graugrün dämmernd. Am Horizont die Wüste, farblos, dunstig, mit einem erstorbenen Schimmer. Ich war so froh, allein zu sein! Da fing unten auf der Straße ein langer arabischer Bengel seine Stimme zu erheben an: „O Madame deitsch, deitsch ... Wollen Sie sehen ein Bild von général allemand, mon ami und großes Freund von Hotel." Dabei versuchte er mir eine Photographie bis hinaufzurecken: „Bon guide, le meilleur guide de Biskra!... Une lettre allemande? Geschrieben an mich. Wollen Sie?" Und er kramte wahrhaftig aus seinem weißen Burnus einen schmutzstarrenden Brief hervor. Wenn mir je meine Muttersprache holperig geklungen hat, so war's aus diesem gurgelnden Munde.

Dies Paris der Sahara ist überhaupt ein toller Mischmasch, ungefähr so wie das Ehepaar Lasowitz.

Wüstenoase, elektrisches Licht, Kursäle. Das klingt, als wenn die ganze Sahara überhaupt nur ein schlechter Witz wäre.

Wir nahmen das Diner im Speisesaal, er im Frack, ich in kleiner Gala, und waren linkisch, verlegen wie nie. Dabei Peter der einzige Frack, ich die einzige wirkliche Toilette. Ueberhaupt alles Leute, die auf Anzug wenig geben, ältere Herren, gesetztere Frauen, bis auf einen schnarrenden Rittmeister, der Meyer heißt und darum alles tadeln muß; neben ihm seine junge, reizlose Gattin. Man macht eine Tour, wäscht sich die Hände, setzt sich zu Tisch: so nimmt sich die Table d'hote aus. Dafür sind wenigstens die älteren Herren wohl wirkliche „Afrikaner", denen Entfernungen, Strapazen und so weiter nie eine Rolle gespielt zu haben scheinen: „Als ich damals beim Negus war ..." „Wenn ich alles zusammenrechne, bin ich in meinem Leben mindestens vier Jahre Tag und Nacht Kamel geritten ..." Und wenn man wenigstens die beruhigende Gewißheit gehabt hätte, daß das alles Renommistereien waren! Aber das kam so ganz en passant, und außer uns wunderte sich gar niemand. Peter und ich hörten mit halben Ohren zu, streiften uns mit halben Augen, hatten die unangenehme Empfindung, daß wir hier die unfreiwilligen Komiker waren, — die Vornehmheit deplaciert, die Eleganz lächerlich. Und als sie später auch noch langes und breites von einem Grafen erzählten, den die große Expedition damals doch mächtig mitgenommen hätte — „Bedeutender Mensch, aber kein Glück ... Ob er wirklich noch nach Assuan gegangen sein mag?" ... Es ist ja sehr interessant, wenn ein Graf wie dieser von seiner Gräflichkeit nie den mindesten Gebrauch macht, so daß eigentlich kein Mensch die Vornehmheit ahnt. Die Table d'hote findet das nicht weiter verwunderlich, ich denke aber, es wird wohl die Gräflichkeit danach sein!

Wir machten jedenfalls sehr bald, daß wir fortkamen. Peter sagte hinterher zu mir: „Hör mal, du, das können gar nicht die richtigen Afrikaner sein, denn die lügen ja viel zu wenig." Und ich konnte ihm nur antworten, daß ich junge, lustige, elegante Herren, und wenn sie auch noch so lügen, weit lieber gehabt hätte. Ueberhaupt diese Afrikaner! ...

Den Rest des Abends durchbummelten wir den Ort, aber sehr vorsichtig, sehr Provinzler, in der fortwährenden Angst, mohammedanische Gebräuche zu verletzen, wovor in allen Reisehandbüchern dringend gewarnt wird. Daß wir keinen Führer nahmen, daran war ich schuld. Ich hatte es mir so viel poetischer ausgemalt, durch diese orientalische Nacht zu irren, hier hinter einem vergitterten Balkon ein wunderschönes Odaliskenauge trauern zu sehen, dort einen schwarzen schönen Beduinen, der vielleicht gerade diese Odaliske liebt, und was man so aus Romanen und Tausendundeiner Nacht sich für märchenhafte Begriffe nach Afrika mitgebracht hat ... Es wallte ja auch weiß und gravitätisch von Arabern gerade in den engsten Gassen, und wo man in einen Hof hineinsah, da bewegte es sich phantastisch von schlaftrunkenen Menschen, wiederkäuenden Kameleu. In einer niedrigen Halle lagen und saßen viel Leute mit Turbanen um einen Mann, der vorlas oder erzählte, und ich glaubte schon die erste arabische Moschee glücklich entdeckt zu haben. Aus dem nächsten Hause tönte eine dumpfe

Musik, und da öffneten sich die Vorhänge, und umgeben von einem Höllenlärm und in einer Höllenluft irgend ein schrecklicher Kerl, der zu tanzen schien. Ich hielt Peter direkt von weiteren Entdeckungsreisen ab, weil ich das Gefühl hatte, daß es sinnlos sei, gleich am ersten Abend eine Welt ergründen zu wollen, zu der man unbedingt einen Führer haben muß, aber wenn möglich keinen bezahlten Führer. Und als richtige Provinzialen stellten wir uns abseits auf, und Peter sagte mir, was er dächte, und ich sagte Peter, was ich nicht dächte. Und wir hatten eigentlich an diesem Tage vom Orient gerade genug. Da streifte uns ein hoher Araber. Und ich fühle jetzt noch die Berührung seines Burnus und sehe das dunkle Auge, das so fremdartig gleißt. Da wurde mir klar, welch andre Welt uns hier umgab, und wie vielleicht nichts von diesem Burnus zu meinem Mohairkleid Gemeinsames herüberführt, obgleich wir uns doch so nahe berührten.

(Fortsetzung folgt)

Am Ellwurth

Erzählung

von

Thusnelda Kühl

(Fortsetzung)

Eines Tages war Fresendelff zu seiner Tochter ins Wohnzimmer gekommen. Sie hausten dort gemütlich und einträchtig zusammen, er hatte seinen Arbeitstisch an dem einen Fenster, sie den ihren am andern, und hatte ihr bekümmert die Mitteilung gemacht, daß die Erträge von Ellwurth Jahr für Jahr zurückgingen und daß man wohl daran denken müsse, den Hof zu verkaufen. Die Ursachen des Rückganges gab er ihr nicht an, es war ihr vorbehalten, die mit eignen Augen zu erkennen.

Ach wie deutlich steht der Tag vor ihren Augen, deutlich, wie es die Tage tun, die Wendepunkte in unserm Leben bedeuten. Sie spürt, wenn sie daran denkt, noch den Duft der Hyazinthen, die auf dem Fensterbrett standen, hört noch, wie in der Küche die Köchin in demselben Augenblick einen Teller zerschlägt. „Scherben bedeuten Glück", pflegte die „schlagfertige" Wirtschaftsdame bei jedem neuen Fall zu versichern.

„Verkaufen?" hatte Anna Vena sich gewehrt. „Daran denken wir doch wohl nicht, aufbessern wollen wir den Besitz, Papa, wieder gut machen, was nach Großmutters Zeiten daran versehen worden ist."

„Wir beide, Anna, die nichts von Halm und Demat verstehen?"

„Aber ich, Papa, verstehe etwas davon, sieh, wie ich gearbeitet habe. Ich habe immer an Ellwurth gedacht, seit ich damals die Sommerwochen dort verlebte, und mit beiden Händen will ich's halten!" — „Mit deinen schwachen Mädchenhänden?" hatte er achselzuckend eingewandt. Da hatte sie ihm ihre Hände über den Tisch entgegengestreckt. „Sieh dir die schwachen Mädchenhände an, Papa!" Und sie hatten beide gelacht.

Und nun war sie hier, und heute fühlte sie an ihren schmerzenden Gliedern, daß sie gearbeitet hatte. Stundenweit war sie hinausgewesen, die Gräben zu besichtigen, die ausgeworfen werden sollten. Denn, verstand sie zurzeit gleich noch wenig genug von der Praxis der Landwirtschaft, so ließ sie sich ihre Unwissenheit doch nicht im entferntesten merken und trachtete nur heimlich danach, sie abzulegen. Nur einem gegenüber spielte sie nicht die alles Wissende, nämlich gegen den Verwalter. Und das wäre auch verlorenes Spiel gewesen.

Den Verwalter — landesüblicherweise hieß er Vizebauer — erwartete sie zurück von Husum, wo er zum Magerviehmarkt gewesen war. Er konnte in einer halben Stunde hier sein, bis dahin wollte sie ruhen.

Vor dem einen Fenster stand eine Ottomane, wer darauf ruhte, konnte den Blick hinaussenden zu den besonnten Wipfeln auf der Werft, oder auch zu den wandernden Wolken hoch darüber. Und Anna Vena hatte sogar schon einmal — zum erstenmal in ihrem Leben — beobachtet, wie Stern auf Stern herausgetreten war aus des Himmels Tür und seine Wacht begonnen hatte über ihrem Hause.

Nun streckte sie sich mit tiefem, wohligem Aufatmen auf das Ruhebett, zog die Nadeln aus dem Haar, legte die schwere, glänzende Flechte über ihre Brust und schloß die Augen.

Aber nicht lange gönnte sie ihren Gedanken Rast oder Traum. Auf dem niedrigen Tisch ihr zur Seite lag eine Broschüre, und sie begann, mit ernsthafter Miene die Viehrassen der Provinz nach Abbildungen und Beschreibungen zu studieren, wobei ihr jedoch nicht ein einziges Mal der Gedanke kam, daß es ein langweiliges Beginnen sei.

Ehe sie sich dessen versah, klopfte es an die Tür,

sie sagte mechanisch: „Herein“, und der Verwalter erschien auf der Schwelle, stutzte flüchtig und trat einen Schritt näher. Sie erhob sich nicht, denn, obgleich sie eine kleine Verlegenheit zu bemeistern hatte, beruhigte sie sich doch sofort mit dem Gedanken, es sei ja „nur“ der Verwalter.

Der, dem dieses Nur galt, war keine typische Verwaltererscheinung mit schneidigen, eleganten Bewegungen, er war vielmehr anzusehen wie ein Bauer des Landes, stolz, gelassen und ein wenig schwerfällig — eine breitschulterige, hohe Gestalt, dunkelblondes, leicht gelocktes Haar, ein kräftiger Schnurrbart über dem energischen Munde — sehr lange Wimpern über den immer noch ein wenig träumenden, sinnenden Augen. Das war Dietrich Tetens' äußere Erscheinung, als er mit sechsundzwanzig Jahren Verwalter auf seinem heißgeliebten Ellwurth wurde.

Er berichtete auf Verlangen seiner Herrin über den Verlauf des Marktes, ein kleines, belustigtes Lächeln unter dem Schnurrbart verbergend.

„Wann kommt das Vieh?“ fragte sie mit jenem sachlichen Ernst, der es eben war, worüber er im stillen lachte. Und auf seine Erwiderung, daß die Ochsen vor Nacht aufgetrieben würden, sagte sie erregt, sie hätten natürlich erst auf den Stall sollen, sie müsse sie doch sehen!

Da erwiderte der junge Mann gelassen lächelnd: „Wenn Sie das für nötig halten, Fräulein Fresendelff, spiele ich hier ja eigentlich eine überflüssige Rolle, und übrigens wäre das ja stark verdoppelte Arbeit, da die Fennen nicht so gefällig sind, alle auf einem Haufen zu liegen.“

„Na, gut,“ meinte sie herablassend, erhob sich dann rasch und fragte mit gefurchter Stirn: „Haben wir nun bald unsern Bedarf an Vieh?“

„Noch nicht annähernd, Fräulein Fresendelff,“ lautete der Bescheid. „Das ist ja das Unglück, daß nichts als etwas Jungvieh vorhanden war und wir in diesem Frühjahre Hals über Kopf den ganzen Beschlag zusammenkaufen müssen.“

„Wann hätte denn das geschehen sollen?“ sie lud ihren Angestellten durch eine Handbewegung zum Sitzen ein.

„Im vergangenen Jahre auf den Herbstmagerviehmärkten, und wofern das nicht langte, hätten Händler nach Nordschleswig und Dithmarschen hinein müssen. Nun sind fast alle Ställe abgesucht, und ich muß von Herodes zu Pilatus, um das Land voll zu bekommen, währenddessen wuchert das Gras ungenützt.“

Er hatte, ihm selber unbewußt, ein wenig ärgerlich gesprochen, war er doch auf dem Königskamp an die größte Ordnung und Umsicht gewöhnt worden. Ihr hochmütiges: „Ein Schlendrian!“ hätte Dietrich Tetens ihr mit Fug und Recht heimzahlen können.

„Ich glaube, Papa hat wenig oder nichts von den Erfordernissen der hiesigen Landwirtschaft verstanden,“ sagte sie entschuldigend und ziemlich kleinlaut, da mit Hochmut zurzeit doch nichts zu machen war.

Er erwiderte nichts auf diese Bemerkung, es hätte ja auch nur eine Bestätigung sein können.

„Wir haben nun bereits zwanzig Stück Jungvieh draußen und fünfzig Ochsen — fünfzig Ochsen zum Preise von fünftausend Talern — genügt das wirklich noch nicht bald?“ Das soll scherzend klingen, aber ihre Stimme ist unsicher, und nervös dreht sie den Schlüssel des Schreibtisches zwischen ihren Fingern. Ihr Gesicht kann er nicht sehen, es befindet sich im Schatten, doch möchte er wetten, daß es einen ängstlichen Ausdruck hat. Was sie sich nur denkt? Von nichts kommt nichts, wer auf den Fettviehmärkten nachher schweres Geld einheimsen will, muß zuvor einmal tief in den Säckel greifen.

„Wir brauchen noch mindestens fünfzig mehr,“ gibt er bedächtig Auskunft, es können auch, wenn's viel Gras geben sollte, sechzig vonnöten sein.“

„Das ist ja entsetzlich,“ sagte sie, sich nun beherrschend, mit leisem Auflachen. Dann fällt ihr etwas ein, das sie für einen klugen Ausweg hält.

„Wenn wir recht viel Heu machten, Herr Tetens, wäre das nicht ebenso zweckmäßig?“

„So viel Heu, als wir zur Winterfütterung gebrauchen, bekommen wir leicht auf dem Tiefland am Sommerdeich, Fräulein Fresendelff — jeder Halm mehr wäre unwirtschaftlich —, nur wenn wir den Beschlag nicht bekämen, müßten wir uns dazu bequemen. Vorher aber muß ich noch einmal versuchen, bei Tingleff Vieh aufzutreiben. Kann das noch in dieser Woche geschehen?“ fragt er, sie bedeutsam ansehend. Sie versteht wohl seinen Blick und ärgert sich, daß sie ihm ihre Bestürzung über die großen Summen verraten hat. Die breiten Lider sinken über ihre Augen, kühl erklärt sie:

„Nicht diese Woche — ich habe so viel Geld nicht im Hause —, warten Sie bis Anfang nächster.“

Er zuckt kaum merklich die Achsel. Als ob hier der geringste Aufschub zulässig wäre! Einen Hof von hundertzwanzig Demat Weideland zu beschlagen, war doch kein Spiel.

Sie sieht ihn gehen und fühlt, daß sie sich vor ihm gedemütigt hat, daß sie gewissermaßen geschlagen zurückbleibt. Das darf nicht sein, ihr Verwalter soll doch nicht denken, daß es ihr Mühe und Sorge mache, die nötigen Summen zu beschaffen!

„Noch einen Augenblick, Herr Tetens,“ bittet sie

liebenswürdig. „Ich wünsche, morgen dem Herrn vom Königskamp meinen Besuch zu machen, wollen Sie, bitte, mich begleiten und sorgen, daß um drei Uhr angespannt ist?“ Ihr Ton schien die Beendigung der Audienz anzukünden. Sein Lächeln aber, immer sichtbarer werdend, verrückte ihr das Konzept. Leise den Kopf schüttelnd, sagte er:

„Das letztere werde ich gehorsamst und eigenhändig besorgen — aber um drei Uhr haben sich die Pferde kaum genügend ausgeruht —, wäre es nicht früh genug um fünf?“

„Da Sie es für gut befinden,“ erwiderte sie ein bißchen ärgerlich, doch mit einem belustigten Zucken um die Augen.

Er ging, ohne Verbeugung, ohne eine Spur weltmännischer Gewandtheit. Sie dachte freilich, welch ein Tölpel er sei, freute sich aber im nächsten Augenblick, daß sie sich vor ihm nicht im geringsten wegen ihrer Unkenntnis zu schämen brauche, und daß er wegen seiner Tüchtigkeit sozusagen ein Juwel sei, wenn denn auch ein ungeschliffenes.

Dietrich Tetens hatte seine Unterkunft in einem kleinen Nebenhause. Im Bauernhause selbst wohnten außer Fräulein Fresendelff Hanne Tetens, die für die Wirtschaft aufkam, die Magd und der Dienstjunge. Dessen Posten würde aber bereits im Herbst durch einen Knecht ausgefüllt werden, denn auf Dietrichs Anraten sollten dreißig Demat Weideland für Weizen- und Haferanbau aufgebrochen werden. Nur dieser Sommer sollte noch in idyllischer Ruhe verfließen, die allerdings unterbrochen würde durch die Heuernte auf dem tieferen Lande an der Hamme, einem alten Mündungsarm der Eider. Wenn er abends an seinem primitiven Schreibtisch saß, führte er bereits alle Arbeiten, die das künftige Jahr bringen sollte, in der Phantasie aus. Und wenn er über Land ging, sah sein Auge schon goldene Saaten wallen; er meinte, den schweren Duft seiner Rapssaat zu spüren, das knisternde Windeswehen im Weizen, und er liebte Ellwurth tief und leidenschaftlich wie vor Zeiten, so sehr, daß sein persönliches Wünschen und Leben restlos aufging in Ellwurths Gedeihen.

Andern Nachmittags hielt er mit dem Wagen vor der Haustür, aus der sehr bald Anna Vena trat. Wer sie flüchtig ansah, hätte sie schwerlich für ein Mädchen gehalten, so reif erschienen bei aller herben Linienschönheit die Formen ihrer Gestalt, so selbstbewußt und ruhevoll der Ausdruck ihres blassen, schön gerundeten Gesichts. Wer sie näher kennen lernte, freilich, konnte sie nie für etwas andres halten als für ein Mädchen, so spröde und klar war ihre Natur, so hell und durchsichtig wie Glas.

Die braunen Gäule langten tüchtig aus, aber lautlos ging die Fahrt über den eben erst geeggten Landweg. Ueber die Fennen tönte der Kiebitzschrei, vom Grabenrand stieg die Lerche auf, und schneeweiße Möwen bedeckten in dichter Schar einen Acker, an dem sie vorbeifuhren.

„Wem gehören all die Tauben?“ fragte sie rasch.

„Es sind Möwen.“

„Nein!“ sagte sie ungläubig und lachte dann rückdenkend.

„Ihre naturgeschichtlichen Kenntnisse haben sich nicht sehr erweitert,“ stellte er trockenen Tones fest.

Sie fand diese Bemerkung unglaublich frech, mußte aber, eingedenk der garstigen Maulwürfe und schwarzen Spatzen von früher, lachen und sich bescheiden, und ließ sich von Dietrich die Erklärung geben, daß die Möwen Sturmkünder seien für den dritten Tag.

„Den Sturm liebe ich,“ sagte sie froh.

Während sie, von ihm halb abgewandt, über das Land schaute, das mit seinen Baumgruppen auf sanft ansteigenden Werften, mitten auf den grünen Rasen der Fennen, des Anschauens sehr wert war, betrachtete er sie mit forschendem Blick. Dieser Blick war von Frens Gaye auf ihn übergangen, er war still, scharfsehend und dabei gut, als läge ein freundliches Lächeln dahinter.

„Was dachten Sie?“ fragte sie plötzlich und sah ihn mit spöttischer Zurückweisung an. Das wollte ihm wunderlich vorkommen, solch rücksichtsloses Eindringen in andrer Leute Gedanken war durchaus nicht gebräuchlich in seinem Lande. Aber, was tat das am Ende? Wie Frens Gayes Wesen die starre Form des Herkommens durchbrach und doch so schön und gut war, so mochte auch seinerseits die Herrin von Ellwurth entbunden sein von dem Ueblichen, das er selbst manches Mal als Lüge und Falschheit empfunden. Mit einem großen Ernst in seinen schönen, ehrlichen Augen antwortete er ihr:

„Ich dachte, was wohl Frens Gaye von Ihnen halten werde. Wen er schätzt, der gehört zur Oberklasse der Menschheit.“

Nun wunderte Anna Fresendelff sich über seine Sprechweise, die klang ihr, als käme sie aus weiter Ferne, nicht vom Markt der Welt.

„Also solch eine Einteilung der Menschheit gibt es auch,“ sagte sie halblaut, sinnend. „Ich fürchte, Ihr verehrter Sonderling wird mich in die Unterklasse verweisen.“

Sie hatte eigentlich gehofft, daß er, in seiner sie eigentümlich dünkenden Sprechweise fortfahrend, ihr widersprechen würde. Aber er dachte weder daran, ihr eine banale Höflichkeit zu sagen, noch Frens Gayes Urteil vorzugreifen und sagte daher freundlich: „Warten Sie's ab.“

Während der einstündigen Fahrt sprachen sie merkwürdigerweise kaum ein Wort über Weidewirtschaft und Viehpreise, es war, als müßte auch Anna Venas Seele einmal ihren Festtag haben.

Ihre Augen schauten weit über Land und tranken sich voll Sonnenschein. Dieser warme Sonnenglanz lag noch in ihrem Blick, als sie den alten Bauern vom Königskamp begrüßte. Fest umschlossen sich ihre Hände, ruhig gab das Mädchen den sinnenden Blick des Alten zurück, beobachtend stand Dietrich Tetens im Hintergrunde, bis er von seinem alten Meister den herzlichen Handschlag auf die Schulter, das freundliche: „Willkommen, mein lieber Junge!“ empfing.

Dietrich litt es nicht lange in der Wohnstube, er mußte ein paar Worte mit Levka sprechen, die in der Küche war, und dann ging er über Land und sagte noch nach alter Gewohnheit von jedem Halm und jedem Tier „unser“. Das freute die stillen Leute auf dem Königskamp, und sie sagten ihrerseits „unser Dietrich“. Und Frens Gaye, obwohl in lebhafter und ihm wohl zusagender Unterhaltung mit seinem Gast, spähte ungeduldig nach seinem Jungen aus. Der war inzwischen im Außendeich und schaute hinüber nach den Inseln, und da es helles Wetter war, sah er Pellworm am fernen Horizont, an diesem schmalen, nebelhaften Strich hing sein Blick für eine gute Weile in lächelndem Traum. Leise singend kehrte er zurück auf den Hof, eben zur Zeit des Abendbrots.

Als des Mondes Sichel über die Bänme heraufstieg und der Abendstern sanft zu leuchten anhub, rüsteten sich die Leute von Ellwurth zur Heimkehr. „Und wenn Sie einmal Zuflucht suchen vor der Welt, die uns allen, früher oder später, den Krieg erklärt, so kommen Sie nach dem Königskamp, bei meiner Levka und mir hat der böse Feind nichts mehr zu suchen,“ so schloß Frens Gaye sein Abschiedswort an Anna Fresendelff.

Die schüttelte dem freundlichen Manne die Hand, und ihre Stimme klang hell und klar durch den zart verhüllten Abend.

„Ich danke Ihnen für Ihre Güte, hoffe aber, sie niemals zu gebrauchen nach dem Motto: „Tue recht und scheue niemand!“

Als sie fortfuhren, schüttelte der Alte den Kopf und murmelte: „Tue recht und empfange dafür die Dornenkrone von der Welt.“

Achtzehntes Kapitel

Der Johannistag fiel auf einen Sonntag, die Luft war voll Sonnenschein und Blumenduft, und das Dorf mit seinem hochragenden Turm stand feierlich auf dem blauen Grunde der Ferne. Vernehmlich hallte das Frühgeläut über die Fennen. Da bekam auch Anna Vena Sehnsucht nach etwas anderm als dem ewigen Einerlei des Alltags, und sie beschloß, den schönen Tag für ihre erste Kirchfahrt zu benutzen. Der eben an ihren Fenstern vorübertrottende Dienstjunge erhielt die Weisung, den Verwalter zu benachrichtigen. Nach kurzer Weile aber änderte sie ihren Sinn. Warum sollte sie nicht gehen? Die Rosse wären doch am Ende ein Zeichen übel angebrachten Hochmuts. Wer so, wie sie, sich mühen mußte, dem stand es wohl besser an, zu Fuß das Gotteshaus zu erreichen.

Gedacht, getan.

Die kleine vierschrötige Magd aber, die mit der Botschaft zu Dietrich Tetens entsandt wurde, vergoß ein paar heimliche Tränen, von denen sich Augen und Nase verräterisch röteten.

„Was ist denn um des Himmels willen los, Mite?“ fragte Dietrich gutmütig.

„Ach,“ schluchzte Mite Holm auf, „Fräulein hat zu mir gesagt, es schickt sich nicht, daß ich Dietrich sage und du.“

Der Verwalter setzte sich an den Frühstückstisch, den Mite deckte, und dachte: ‚Faren!‘ Laut aber sagte er beruhigenden Tones: „Für das, was wir beide miteinander zu reden haben, Mite, bleibt es bei der alten Weise. Laß nur das Heulen sein, du versalzt mir die Butter.“

Mite lachte durch Tränen, was sehr hübsch aussah. „Ja, und dann sollte ich sagen, Fräulein wollte zu Fuß zur Straße — was es bedeuten soll, mußt du dir selbst ausstudieren.“

Sie kehrte sich vergnügteren Sinnes ab als sie gekommen war und schritt, sich munter und keck in den Hüften wiegend, dem Herrenhause zu.

Anna Vena aber ging mit ihrem leichten, weitausholenden Schritt zum Dorfe. Prüfend schweifte ihr Blick über die Felder, auf denen die Spuren des Regenmangels bereits sichtbar waren, ob sie schon im Tau und Morgenglanz schön genug prangten. In sanften Wogen ging das Korn. Wie Palisaden stand Boye Boyens Weizen, in dem einst Tete, Mite und Dietrich so tiefer Rast gepflogen. Davon wußte freilich Anna Fresendelff nichts, aber auch ihr Fuß hielt hier inne, und mit bösen Augen sah sie auf das Feld. Wie konnte man nur den Ackersenf so wuchern lassen? Eine Schmach war's! Das hätte Dietrich Tetens nie gelitten, der raufte ihn eigenhändig aus dem Hafer und ging an manchem schulfreien Nachmittage mit einem halben Dutzend Schulbuben den Disteln zu Leibe. Anna Fresendelff konnte keine Unordnung leiden, freilich, wie um die wuchernden gelben Blumen so sanftes Bienengesumm tönte, milderte sich ein wenig

ihr tadelndes Gesicht. Der Sommertag war zu schön zum Grollen!

Die Luft war voller Glockenklang, der rief noch immer die Andächtigen von fern und nah herbei. Das Fräulein von Ellwurth hatte indessen Zeit, das Innere des Gotteshauses zu betrachten und fand auch bald, was sie aufs höchste fesselte, nämlich zwei alte, dunkle Bilder mit dem Wappen ihres Geschlechts: der Mann in höfischer Tracht, die Frau mit dem Stirnschleier, ein Gesangbuch in zarter, beringter Hand.

‚Hier möchte ich auch einst hängen,‘ dachte das Mädchen, das in hellem Sommerkleide, ganz blühendes, starkes Leben, vor den Bildern der Vorzeit stand.

Dann lauschte sie der Predigt, die war ernst und gedankentief, und nur selten schweiften ihre Gedanken ab, einmal zu den Gewesenen, die einst in diesem reichgeschnitzten Stuhl gesessen, ein andermal nach Ellwurth, wie wohl die Leute dort den Sonntagmorgen hinbrächten!

Das letzte Amen war verhallt, und die Kirchtür sprang auf — ihr Bogen umrahmte ernst und schön die goldene Ferne. Plötzlich aber mußte Anna Vena, die langsam durch den breiten Kirchgang schritt, achthaben auf die Orgel über ihrem Haupte, denn sie hörte, wie sich aus den Tonumschlingungen gar weltliche Weisen hervorstahlen, sich heimlich wieder bargen in kirchlichen Klängen und dann wieder hinauslugten. Und dabei brauste es bald wie Sturmeswehen daher, als ließe ein Titane seine Hände über die Tasten fahren, bald flüsterte es, als rührten zarte Kinderhände die Saiten, und alles in allem empfand sie, daß ein Meister hinter jener geschnitzten Brüstung walte.

Von der hoch gelegenen Kirche ging sie die steinernen Stufen zum Pfarrhause hinab, das weinumrankt in einem wohl gepflegten Garten lag. Die Hausglocke schrillte, und sie trat in den großen, dunkeln Fliesenflur, den ein Geruch von Naphthalin und Kampfer erfüllte.

Eine kleine Magd erschien, floh aber bei dem Anblick der hellgekleideten Fremden, um dann einen zweiten Versuch des Näherkommens zu machen, der von dem Gast auf entsprechende Weise unterstützt wurde. „Ich wünsche, Ihrer Herrschaft meine Aufwartung zu machen.“

„Ja, ja,“ stieß das kleine Wesen hervor und flog abermals auf eine Tür zu. Anna Vena, die nichts andres vermutete als einen erneuten Fluchtversuch, war hocherfreut, als sich die Tür eines freundlichen kleinen Gartenzimmers auftat. Das Lächeln aber, das sie sich noch nachträglich über diesen sonderbaren Empfang gestatten wollte, verschwand eilfertigst von ihren Lippen, als sie sich einem Herrn gegenüber sah, der mit dem Ausdruck höchster Verwunderung im Blick von einem Korbsessel aufstand. Zwei Doggen erhoben sich gleichzeitig und umkreisten ihn.

Seine wortlose Verwunderung aber machte sich nun Luft in der Frage: „Wo kommen Sie her?“

Ihr schoß das Blut über das weiße, hochmütige Gesicht, doch schnell schüttelte sie die flüchtige Verlegenheit und Gekränktheit ab, besann sich auf den eigentümlichen Empfang seitens der Magd und dachte, die Leute im Pfarrhaus seien wohl ein wenig wunderlich.

Ihre Antwort lautete gelassen und nachsichtig: „Aus der Kirche — darf ich fragen, welche Vermutungen Sie Ihrerseits hegten?“

Der stattliche Herr mit dem braunroten Gesicht und dem langen flächsernen Schnurrbart lachte, streichelte seinen Doggen die Köpfe und sagte: „Pardon, Gnädigste, ich dachte, Sie seien aus dem Rahmen gestiegen, ich sah Sie doch noch kürzlich in Amsterdam in der Galerie hängen.“

Sie zuckte die Achseln und dachte abermals: ‚toll — bin gespannt, wie sich die Komödie weiter entwickeln wird.‘

„Haben Sie die Güte!“ ließ sich der Hundebesitzer inzwischen vernehmen und bot ihr einen Sitz. „Ich nehme, da das mit Amsterdam nicht zutrifft, nunmehr an, daß Sie einem der einheimischen Königsgeschlechter angehören.“

„Erraten,“ sagte sie lachend. „Sie wohl nicht, da Sie so respektvoll von unsereinem reden.“

Der Unbekannte brach in ein lautes Gelächter aus, schlug die Beine übereinander, bog den Kopf zurück und lachte noch immer — warum, das mochte der Himmel wissen, aber ansteckend war es. Anna Fresendelff entäußerte sich ihrer gewöhnlichen Würde und lachte mit.

„Nein,“ sagte er endlich, „ich nicht, Sie hatten ja auch bereits die Güte, mich anders zu klassifizieren.“

Nun ward’s gut! Las denn der Gedanken?

Aber ehe sie nachfragen konnte, trat die Hausfrau ein, eine feine schlanke Fünfzigerin, mit leisen Bewegungen, bedeckt klingender Stimme und grauem Scheitel.

Es war Anna Vena, als ginge eine bannende Kühle von ihr aus — wer hätte noch zu lachen gewagt in Gegenwart dieser stillen Frau? Sie nicht! Den Mann aber schien nichts anzufechten. Als der Gast seinen Namen kundgetan hatte und wieder feierlich in das steiflehnige Sofa zurückgenötigt worden war, wanderten die hellen Augen der Pastorin zu dem lachenden Doggenbesitzer.

„Oskar, könntest du dich für einige Zeit fassen?“ fragte sie sanft.

„Weiß nicht für wie lange, Marianne," versetzte er. „Du mußt nämlich wissen —"

„Braucht es gleich zu sein?" fiel sie ihm ängstlich abwehrend in die Rede.

Sie wandte sich ihrem jungen Gaste wieder zu und begann in einer höflichen, etwas monotonen Weise mit ihr zu reden. Anna Vena fand das langweilig — es war so gar kein frischer, ursprünglicher Ton darin — ihr war's, als müsse sie die Frau bitten: nun zeige endlich das Selbst, das hinter deinen Worten steht. Auch der Oskar angeredete Herr schien wenig erbaut zu sein, er pfiff seinen Doggen und verschwand durch die Gartentür. Im nämlichen Augenblick kam der Pastor herein und bewillkommte das neue Gemeindekind. Dieselbe kühle, doch sehr weltförmige Art bei ihm wie bei seiner Gattin. Es war, als hätten die beiden Leute Brandmauern um sich gezogen.

„Wo ist Oskar, Frau?" fragt er mitten in der Unterhaltung besorgt.

In gleichem Tone erwidert die Frau: „Hoffentlich bei seinen ausgestopften Tieren," und der Gast bildet sich die Ueberzeugung, daß Herr Oskar, wofern er nicht in der erwähnten stummen Gesellschaft wäre, gewiß bedauerlich dumme Streiche auszuführen pflege.

„Mein Bruder hat ein etwas unbändiges Naturell," erklärte nun die Hausfrau und sah Anna Fresendelff forschend an; „zudem lebt er seit bald zwanzig Jahren in Amerika, da geht dann die europäische Gesittung verloren. Ich will hoffen, daß er Sie mit seinem Sturmgelächter nicht beleidigt hat."

‚Das fehlte!' dachte die Herrin von Ellwurth geringschätzig. Laut versicherte sie, nein, sie habe sogar mithalten müssen, ohne zu wissen, warum.

Der Pastor lächelte zum ersten Male, als er langsam äußerte: „Es ist doch am Ende etwas Erfrischendes um solche ewige Jugend, und da mein Schwager nur besuchsweise hier ist, mag's ja hingehen."

Eben trat der Besprochene wieder auf den Schauplatz mitsamt den Hunden.

„Du könntest die Tiere wohl draußen lassen, Oskar," meinte seine Schwester.

„Kuscht euch, Marco und Diana!" rief der Amerikaner mit Stentorstimme. Dort lagen sie nun auf der Granitplatte vor der Gartentür, als der Gast aufbrach. Im Vorbeigehen konnte Anna Vena es sich nicht versagen, die beiden Tiere rasch zu streicheln. Das schien denen wohl zu gefallen und auch ihrem Herrn, denn seine Augen blitzten fröhlich auf. Zwischen den Buchsbaumrabatten und Rosenbeeten schritt sie dann, geleitet von den Pastorsleuten, der Pforte zu, und als sie sich wendete, stand der Amerikaner noch auf der Terrasse und ängte ihr nach, die Stirn mit der Hand beschattet.

An der andern Seite des Friedhofes lag der Schulgarten, drin wucherten die Blumen so üppig, wie die Töne unter des Schulmeisters Händen auf der Orgel. Sie öffnete das knarrende Pförtchen, das zwischen hohen Weißdornhecken eingefügt war, und stand nun verwundert in der Blütenwildnis. Drin wandelte, zur Stunde mit sich und der Welt in tiefstem Frieden, der Küster mit der langen Pfeife, die Hände auf dem Rücken, und hob aufhorchend den stark vorübergebeugten Kopf, der von schwarzgrauen Locken umkraust war. Kleine helle Augen standen lächelnd und spottend über der großen gebogenen Nase. Das junge Mädchen inmitten seiner Blumen, das selbst aussah wie das blühende Leben, gefiel ihm offenbar, denn ohne ihr auch nur einen Schritt entgegenzugehen, neigte er den Kopf auf die Seite und betrachtete andächtig das schöne Menschenbild.

Den Kopf schüttelnd über die heillose Unordnung auf Beeten und Steigen schritt Anna Vena über die sich beugenden Blumen auf den Eigner dieses Paradieses zu.

„Wie gefällt Ihnen mein Garten?" fragte Küster Rabe freundlich.

„Die Blumen sind schön, die Unordnung aber nicht," kritisierte sie.

„Jedem das Seine," versetzte er bedächtig. „Folgen Sie mir nur nach der andern Hausseite, da kommen die Leute Ihrer Art zu ihrem Recht." Er strebte eilfertig voran und umschritt die Hausecke. Dort lag das Land der Ordnung. Zierliche Rasen mit Moos bewachsen, darin viele schöne Blumen, schlanke Lilien und blaue Iris. Hier und dort Baumexemplare von schönstem Wuchs und an verschiedenen Punkten des Gartens malerische, wohlberechnete Durchblicke.

Der Schulmeister lud seinen Gast auf die Bank vor der offenen Gartentür, und Anna Vena konnte sich der Bemerkung nicht enthalten: „Sie sind ja ein Künstler, Herr Küster."

„Das nicht eben," sagte der und lachte, „doch stamme ich aus angrenzenden Gebieten."

Anna Fresendelff sah ihn von der Seite an, eine nähere Erklärung aber ward ihr nicht. „Ich weiß nicht einmal Ihren Namen," entschuldigte sie sich plötzlich. „Man hört der Küster oder der Pastor sagen, aber der Eigenname wird kaum genannt."

„Nein, die sogenannte Individualität sinkt, weil zu schwer befunden, ohne Gnade ins Nichts hinab," philosophierte der Mann mit dem Gesicht Friedrichs des Zweiten. „Was meinen Namen anbetrifft, so lautet er Rabe — vulgo Pechvogel!"

Er stand auf und rief durchs offene Fenster: „Gretjen, bring uns mal einen Labetrunk!" Darauf erschien ein simples Weiblein mit glattgescheiteltem

Blondhaar, unendlich viel vernünftiger anzuschauen als ihr Herr, und brachte eine Flasche goldklaren Stachelbeerwein.

„Aus eigner Kelterei," sprach der Alte nicht ohne Selbstgefühl und brach das rote Siegel.

Das volle Glas in der Hand, sah er sinnend zu dem Mädchen empor, da gewahrte sie, daß seine Augen, der Schalkrede zum Trotz, klug und klar und gut waren, und ward ihrer neuen Bekanntschaft herzlich froh.

„Haben Sie bemerkt, daß der Pastor eine blaue Brille trägt?" fragte er beiläufig, als ihre Rede über Blumen- und Gemüsekultur einmal stockte.

Sie hatte es bemerkt, da es auch in der Tat nicht zu übersehen war.

„Die dient zum Schutze gegen die rauhe Küstenatmosphäre," erklärte der Küster. „Wir alle, die wir nicht hier heimisch sind, müssen uns auf solche oder ähnliche Weise gegen die etwas angreifende Luft hier schützen."

Sie ahnte wohl einen Hintersinn in seinen Worten, war aber weit entfernt, ihn zu fassen.

„Die Luft ist herrlich hier, Herr Rabe," sagte sie tief atmend; „warum schmähen Sie sie?"

„Ja, hier," betonte er, „hier ist ein geschützter Winkel."

Sie meinte nun, gehen zu müssen, denn der hohe Mittag war nahe — und bot dem Schulmeister die Hand.

„Sie müssen mich auch bald einmal besuchen," bat sie, „ich fühle mich manchmal sehr allein."

„Das will ich gern, falls Sie mich nicht zu wunderlich finden — und an rauhen Tagen sollen Sie in meinem Gärtchen Schutz finden."

Sie lächelte überlegen. Wozu bedurfte sie des Schutzes? Der Sturm, der war ja Kraft von ihrer Kraft!

Das ward ein langer Nachmittag — die Sonne wollte nicht wanken noch weichen, und drückend lag die Einsamkeit über Haus und Hof. Dietrich Tetens war über Land gegangen, die Magd bis Melkenszeit fort, Hanne war eingenickt im Hinterstübchen.

Was tun, was tun?

Sie geht in den Garten, um Kühlung zu suchen. Da lassen sich die Blumen von Sonnenstrahlen und Faltern küssen, blitzende blaue Libellen gaukeln um die Gräser am Teich, ab und zu fährt ein Fischchen empor, um Luft zu schnappen, und das ist das einzige Geräusch ringsumher. Spukhaft ist die Garteneinsamkeit, sie will sich lieber wieder mit ihrem Buche vor die Haustür setzen, obschon das Heu auf der Werft und der blühende Holunder betäubenden Geruch senden. Bald steht sie wieder auf, denn sie hat sich's vorgenommen, einmal nachzusehen, was denn der sich selbst überlassene Dienstjunge treibe.

Sie findet ihn auf der kahlen Nordwerft vor der Stalltür sitzen und klütern. Der weite Blick, den man von hier über Land hat, erinnert sie lebhaft an den Tag, wo Dietrich Tetens ihr die weite Welt gezeigt hatte.

„Was machst du denn da, Martin?"

„Eine Rattenfalle," erklärt der Kleine stolz und zeigt das halbvollendete Instrument. „Sieh," erklärt er, „hier hab' ich eine Knallbüchse an einer Sprungfeder festgemacht, wenn nun die Ratte auf den Futterplatz kommt, dann muß sie sich ohne Gnade totschießen."

Anna Vena lacht. „Wer hat dich denn die Kunst gelehrt, Martin?"

„Das, mit der Knallbüchse, ich selbst," sagt der Junge bescheiden stolz. „Das Klütern hat mir Herr Tetens beigebracht — da kommt er," schloß er trockenen Tones seinen Bericht.

„Wo?" fragt sie rasch und wendete den Kopf.

„Günt," sagt Martin lakonisch und klopft weiter.

Der Heimkehrende wischt sich den Schweiß von der Stirn.

„Nun, wie steht's draußen?" fragt Anna Fresendelff munter.

„Noch nicht ganz schlecht, aber wir brauchen Regen, sonst wird's schlecht."

„Und das Heu?" fragt sie fast vorwurfsvoll.

„Nun, das trocknet natürlich gut. Uebrigens könnte es uns lieber dreimal naßregnen, als daß diese Dürre bleibt," sagt er heftig.

Die Heuwirtschaft erfreut sich nicht seiner besonderen Gunst, sie hat den Wert des Landes herabgedrückt, und das Heu ist hier, wo wenig Milchkühe gehalten werden, schwer ins Geld zu bringen. Aber wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren — und es war eben nichts dagewesen, nämlich kein Magervieh mehr — etliche „Oesterreicher" ausgenommen — und wohl am Ende auch kein Geld, wenigstens hatte Fräulein Fresendelff bereitwilligst die Notwendigkeit auf sich genommen, zwanzig Demat hochgelegenes Weideland in diesem Jahre zu Mähland zu machen.

„Uebers Jahr soll's besser werden, da bekommen Sie Ihren Willen," gelobte sie mit freundlicher Herablassung. „Und können wir nicht schlimmstenfalls das Heu selbst verfüttern diesen Winter?"

„Verzeihen Sie, das geht keinesfalls, für unsre paar Kühe liefern die Spätinge genug, als Ochsenfutter wäre es doch wohl reichlich wertvoll, die müssen mit Stroh und Rüben zufrieden sein."

Es zuckt um ihre Brauen — in welcher unbehaglichen Lage ist sie diesem Menschen gegenüber! Der verkehrte Anfang, den ihre Selbstwirtschaft genommen

hat, macht sich an allen Enden fühlbar. Aber sie ist jung, die Hoffnung schwellt ihres Fahrzeugs Segel und bläst die Sorgen von des Fährmanns Stirn.

Abends gelüstet's ihn, ein wenig durch den Garten zu wandern, um zu sehen, ob denn die Obstbäume gut angesetzt haben. Daß er seiner Herrin in die Quere komme, steht nicht zu befürchten, denn die schwärmt nicht für Gartenromantik. Auch er liebt mehr den Blick ins Weite, Unbegrenzte; aber heute bei seiner stundenlangen Feldwanderung im Sonnenbrande hat er der Fernsicht genug gehabt. Die kurze Pfeife wird angezündet, behaglich schlendert Dietrich Tetens über die grünweiße Brücke und verschwindet zwischen den Büschen. Hanne steht am Küchenfenster und sieht ihm nach, dem stattlichen, sicher schreitenden Sohne. War's nicht, als sei er der Herr hier?

Anna Fresendelff aber hat des Alleinseins genug und übergenug, sie will auch ihrerseits in den Obstgarten gehen und ein kleines Feierabendgespräch mit Dietrich Tetens halten. Was ist dabei? Sie reckt sich höher empor. Sie ist die Herrin und kann tun, was ihr beliebt.

Den Tabaksrauch, den sie nun alsbald verspürt, hat sie in den ersten Wochen unleidlich gefunden. Wie man sich doch an alles gewöhnt! Heut abend deucht er sie sogar gemütlich. Er sagt ihr doch, daß sie nicht ganz menschenverlassen ist. Das nämlich ist die schwerste Seite ihres Bauernlebens — das viele Alleinsein. Sie unterhält sich gern und spricht gut, hier meint sie manchmal, daß ihr die Stimme einroste. Dasselbe sagt sie jetzt eben zu Dietrich, der zwischen den Obstbäumen einhergeht.

„Ich suche Gesellschaft, Herr Tetens, mir rostet die Stimme sonst ein."

„O nein, durchaus nicht," beruhigt der schmunzelnd, angenehm berührt von ihrem hellen Organ. Die Pfeife gleitet in die Rocktasche.

„Ach, lassen Sie doch," sagt sie gnädig, „mich stört der Rauch nun nicht mehr, Sie haben mich ja bereits abgehärtet."

„O je, ist Ihnen mein Tabak auf die Nerven geschlagen?" fragt er bestürzt.

Sie winkt lachend mit der Hand ab. „Nerven kenne ich nicht; was halten Sie von den Obstaussichten?"

„Sehen Sie selbst," er biegt den Zweig eines Apfelbaums zu ihr nieder, sie hebt sich auf die Zehenspitzen, worüber sie sich ärgert — dann jubelt sie wie ein Kind. „Nein, die Pracht! Sind alle Bäume so besetzt?"

Er nickt. „Es wird ein gutes Obstjahr, trotz der Dürre, — aber freilich, der Garten liegt tief und hat viel Baumschutz — ganz verunglückt hier die Obsternte nie."

„Wie viele Tonnen bringt's gewöhnlich?"

„Ja, wissen Sie denn das nicht?" fragt er verwundert und beginnt, ihr die gewünschte Auskunft zu geben.

Sie hört aufmerksam zu und sagt: „Ich sehe immer mehr ein, daß ich mich nicht genügend für mein Eigentum interessiert habe."

Mein Eigentum, wie oft sie diese oder ähnliche Redewendungen braucht! Er runzelt die Stirn und deutet auf den nächsten Baum. Während sie nach den Zweigen hascht, steht er zurück und sieht sie an, ihre prächtige Gestalt mit den erhobenen Armen, dem zurückgebogenen dunkeln Kopf. Ein schönes Mädchen! Aber von Zeit zu Zeit unleidlich durch ihre Eingebildetheit.

Seite an Seite durchwandeln sie nun den Garten, einmal, zweimal, ungezählte Male. Sie besorgt das Hauptreden, als könne sie sich dessen nicht genug tun, er braucht allermeist nur zu antworten und wäre auch wohl für nichts in der Welt bereit gewesen, es ihr gleich zu tun.

„Sie werden mit der Zeit noch ein tüchtiger Landwirt, Fräulein Fresendelff," entfährt es ihm anerkennend, und dies kleine, beschränkte Lob freut sie.

„Ich gebe mir wenigstens Mühe und arbeite gern von früh bis abend; aber wenn's dann Abend wird, wünsche ich mir doch sehr, in einem kleinen Menschenkreise ein bißchen zu sprechen von des Tages und der Welt Lauf."

„Ja, sind Sie denn nicht todmüde abends? Ihr Tag ist doch wahrlich lang genug."

„Müde?" wiederholt sie geringschätzig, „was das anbetrifft, so könnte ich noch jetzt einen Ringkampf mit Ihnen bestehen."

Das Wort ist ihr rasch entflohen, nun hätte sie's gern zurückgeholt.

Sie sind beide ein wenig rot. Da fällt es dem kleinen Dienstjungen vor der Stalltür ein, seiner Ziehharmonika ein paar sehnsuchtsvolle Töne zu entlocken.

„Müde kehrt ein Wandersmann zurück," klingt es durch den Abend.

„Soll ich ihm sein Handwerk legen?" fragt Dietrich Tetens, der so am ehesten auf freien Fuß zu kommen hofft. Der Spaziergang an der Seite des Mädchens, das seine Herrin ist, behagt seinem stolzen Sinne nicht.

Sie aber geruht die Musik ganz nett zu finden und sagt: „Setzen Sie sich ein wenig zu mir auf die Steinbank dort und erzählen Sie mir von Land und Leuten! Ein etwas primitiver Sitz allerdings — stammt wohl aus grauer Vorzeit."

„Das nun eben nicht, ich habe ihn als Junge aufgemauert."

„Ach richtig, Sie sind ja ein Ellwurther Kind."

Dann geht's um Land und Leute.

Die letzteren sind schwer zu ergründen nach Anna Venas Meinung — so zugeknöpft von oben bis unten!

„Lehnsmann Hamkens, meinen Sie? Ach, der ist ein tüchtiger Mann, ist auch für den Fortschritt, will freilich immer alles besser wissen als andre Leute und muß immer einen haben, den er aufzieht."

Das Urteil über die folgenden lautet fast ebenso. Ruhig, nüchtern, fleißig, so sind sie alle.

„Aha," nickt sie, „das Land der Gerechten. Der Pastor macht aber einen strengen Eindruck, scheint mir."

„Strenge nun wohl weniger, er ist etwas verbittert, hat früher endlosen Aerger mit den Bauern gehabt, die vor jeder Neuerung — seien es auch die besten Wohlfahrtseinrichtungen — einen Abscheu haben."

Sie zuckte die Achseln. „Natürlich vertritt jeder sein eignes Interesse, und was man heutzutage Wohlfahrtseinrichtungen nennt, schneidet uns Bauern häufig ins Fleisch."

Er stemmte die Hände auf die Knie und hob den Kopf mit heftigem Ruck.

„Der Bund der Landwirte hat keine Bedeutung für uns hier, wir hier sind ein einig Volk von Brüdern, und unsre Landwirtschaft steht viel zu gut, als daß wir dem kleinen Mann das Brot zu verteuern brauchten."

„Lassen Sie sich in den Reichstag wählen, Herr Tetens," riet sie kühl.

Nun war die Dämmerung der Sommernacht da, der kleine Martin war ins Bett gegangen, ganz still wär's ringsumher gewesen, wenn nicht ein Kuckuck unermüdlich über den Garten gerufen hätte — ein armer Hagestolz, der keine Genossin finden konnte.

Im Abendgrau sieht der Garten wie eine Wildnis aus, da fällt ihr der Morgen wieder ein, und sie fragt: „Der Schulmeister, ich meine Rabe, ist wohl ein bißchen närrisch?"

„Ach nein," verteidigt Dietrich den Abwesenden. Die Art, wie sie ihre Bemerkungen machte, hatte immer etwas verletzend Hochmütiges. „Die Leute möchten ihn gern dafür ausgeben; aber hier ist es nicht schwer, den Narrentitel zu erlangen. Er ist ein Spottvogel und hat die Weise, daß er leicht ins Uebertreiben kommt — man erzählt sich mancherlei Döntjes von ihm."

„Was sind Döntjes?" fragt sie und wendet ihm ihr Gesicht voll zu.

Das schimmert weiß, doch erkennt er noch die dunkeln Augen und den tiefroten Mund. Da wird ihm ein bißchen wirr zu Sinn — wirr und wild wie nie zuvor. Das macht die Johannisnacht. Er vergißt die Antwort und wünscht nur, daß sie fortgehen möge, ehe er mit diesem siedenden Blut eine Torheit begeht. Sie weicht aber nicht, denn auch in ihr ist ein wirres, dunkles Gefühl, das bannt sie mit süßer Gewalt an ihren Platz. Immer noch schimmert ihr weißes Gesicht ganz nah dem seinen — da springt er auf.

„Was haben Sie?" fragt sie erschrocken über die Heftigkeit seiner Bewegung.

„Ich habe vergessen, nachzusehen, ob Martin den Marktwagen in Ordnung hat — wie viele Kopf Butter haben Sie?" Seine Stimme hat rauh geklungen, doch hat er die Besinnung wieder.

„Dreißig," antwortet sie mechanisch.

Sie gehen zusammen nach Hause. Er gibt sich einen Ruck und berichtet nun: „Döntjes sind scherzhafte Geschichten — ich sagte schon, der Küster übertreibt immer ein bißchen —, da wird nun aus seiner früheren Gemeinde erzählt, er habe einmal auf der Heide einen erratischen Block gefunden. Der deuchte ihm unermeßlich groß, und er berichtete im Krug: ‚Der Findling war so groß wie der holländische Schrank da in der Ecke — ach nein, was sage ich, wie der Schrank? Er war wohl so groß wie diese Stube.' Für eine Weile steht das nun durch, da hebt Rabe zum dritten Male an und sagt: ‚Nein, das reicht nicht, der Stein war so groß wie dieses Haus,' und dabei blieb es."

Dietrich Tetens zieht tief den Hut vor seiner Herrin, tiefer als sonst, und geht in seine Wohnung. Drin schließt er hastig die offenen Fenster — mag sie draußen bleiben, die schwüle Johannisnacht.

Neunzehntes Kapitel

Anna Vena Fresendelff, die Alte, mußte, wenn sie zufällig aus jenseitigen Gebieten in diesseitige hinüberlugte, zufrieden sein mit der Verwaltung ihres alten Hofes, sogar ihre Art des rührigen Selbstzugreifens war auf ihre Enkelin übergegangen.

Die stand vor Tag und Tau auf, ging in den Milchkeller und schöpfte die Sahne ab, maß den Kälbern ihr Teil zu und fütterte Hühner und Enten, ließ sich von Hanne die Kunst des Käsens lehren und war stolz auf die stattlichen Reihen, die auf dem Schwebebord in der Kammer lagen, stolz auch auf die goldgelben Butterköpfe im Keller, die sie Sonntagabends selbst in kühles Gras packte für die Reise nach dem Wochenmarkt. Diese Reise machte sie freilich nicht mit, die führte Hanne mit dem kleinen Dienstjungen aus, aber ihr erwuchs daraus ein vermehrtes Teil Hausarbeit, dem sie sich geschickt und willig unterzog. Nur sah sie kopfschüttelnd manchmal auf ihre Hände, die sehr merklich den Stempel der Arbeit trugen.

Auch ihre Kochkunst erfuhr hier eine Bereicherung, denn sie ließ sich von Hanne bedeuten, wie dies oder jenes zubereitet werden müsse, um „den Leuten" zu munden. „Hast du eine Ahnung," schrieb sie an ihren Vater, „wie welsche Bohnen mit Speck schmecken? Wo nicht, so komm geschwind einmal her, ehe diese herrliche Zeit vorübergeht."

Herr Fresendelff aber ließ sich nicht in Versuchung führen, den banden seine Geschäfte mit Ketten an die Großstadt.

Das Heu kam glücklich unter Dach, nämlich das zum Verkauf bestimmte unter das Pappdach des Vierntenbergs, das andre unter das hohe Dach des Haubergs, eine verschwenderische Fülle. Das war ein Duft sondergleichen im Hinterhaus, der strömte, nicht zu hemmen, auf die Hausdiele und in die Stuben. Anna Vena war entzückt. „Nun riecht's hier wie in einem rechten Bauerhause!"

„Hätten wir nur erst das andre zu Gelde," sagte Dietrich Tetens, „das lagert nur auf Schaden."

Er war ordentlich mager und abgearbeitet, man sah's ihm an, daß er seinen Mann gestanden hatte auf dem Felde, und der galt für zwei andre. Anna Vena blickte in sein rotes, sonnverbranntes Gesicht, von dem die Haut abgesprungen war, und obwohl es gar nicht hübsch aussah, zog ihr eine weiche Regung durchs Herz, sie sagte zu Hanne: „Sorgen Sie, daß Ihr Sohn ein extragutes Abendbrot bekommt, er hat's verdient."

Die Märkte in Husum hatten aufgehört, es war die mehrwöchentliche Pause zwischen dem Mager- und Fettviehhandel eingetreten. Trotzdem reiste Dietrich hin, um in diversen Wirtschaften ans schwarze Brett schreiben zu lassen, daß schönes Altlandsheu auf Ellwurth zum Verkauf stehe.

Ein paar Bauern schüttelten den Kopf; wie kamen denn die Ellwurther Leute dazu, so viel Land zu mähen? Ein Käufer meldete sich nicht, aber auf Ellwurth hatte man keine Zeit, daran viele Gedanken zu wenden, denn es wuchs im ganzen Land die Klage, daß kein Regen kommen wolle. Unwandelbar blau stand des Himmels gläserne Glocke über dem dürstenden Lande. Das Gras ward knapp, kein Mensch redete mehr von dem schönen Wetter.

Eines Nachmittags kehrte Timm Agge, ein Landnachbar von Ellwurth, dort ein. Er habe gehört, sagte er, daß Fräulein Fresendelff noch Wolle liegen habe, was denn die kosten solle?

Sie lächelte schelmisch zu ihrem Berater hinüber.

„Neunundsechzig Pfennige," sagte Dietrich Tetens, „die Wolle ist wie Seide."

Er führte den Nachbar auf den Boden, und als der schwerfällig die Treppe wieder hinabstieg, hatte Anna Vena auf dem kühlen Hausflur den Kaffeetisch gedeckt.

„Morgen haben wir denn auch ja Viöler Markt," bemerkte Agge betrübten Tons.

„Bedeutet Viöler Markt denn ein Unglück?" fragte Anna Fresendelff, die mit dem Begriff Markt lustige Vorstellungen verband.

„Am Dienstag nach Viöler Jahrmarkt pflegen die Fettviehmärkte zu beginnen, und ich denke, dabei wird kein Vergnügen zu holen sein dies Jahr."

„Fettviehmärkte?" wiederholte Dietrich Tetens bitter. Agge leerte zum andern Male die Tasse, die die freundliche Wirtin ihm eingeschenkt, und wischte sich den Schweiß von dem runden, roten Gesicht. Dietrich fragte, wie's denn sonst im Lande stünde.

„Nun, hier noch nicht so schlecht wie in Oldenswort und Kotzenbüll, wenn das ein Trost ist." Der Bauer schritt mit schwerem Schritt und noch schwererem Mut von dannen.

„Er hat nur fünfzig Demat," sagte Dietrich, „und sechs Kinder, die Brot wollen."

„Wohin gehen Sie?" fragte Anna Vena.

„Ueber Land, um zu sehen, ob wir zum Dienstag ein paar Ochsen los werden können; vielleicht, daß die übrigen noch einschlagen, wenn ein paar Mäuler weniger sind."

„Dietrich, hättest du nicht Lust, mal wieder zu fischen?" fragte Hanne an diesem Abend. „Das wird dich auf andre Gedanken bringen, mit eurem ewigen Sorgen schafft ihr doch keinen Tropfen Regen vom Himmel, macht höchstens die Milch im Keller sauer mit euren trübseligen Gesichtern, du und Fräulein Fresendelff."

„Gar kein übler Plan, Mutter!" Dietrich fuhr mit der Hand durch sein lockiges Haar, seine Augen blitzten munter auf. „Laß mich nur erst die Bücher in Ordnung bringen, nachher kann's losgehen. Sind denn wohl die Geräte noch vollständig?"

„Ja, das glaube ich; Mite kann die Bunge nach der Grafft bringen, dann kannst du selber sehen. Ueberarbeite dich nur nicht, Dietrich."

„Keine Angst, Mutter," klang's frisch und munter vom Schreibtisch zurück. „Nun mach du uns nur nicht die Milch sauer." Er nickt ihr noch einmal zu, dann geht sie, leise murmelnd, von seinem Fenster fort. „Das kann sie nie wieder an ihm gut machen — oder aber —" Nur ihre Gedanken beenden den Satz.

Dietrich aber verließ nach Sonnenuntergang die Hofstelle und suchte sich an der großen Grafft hinter dem Garten das schönste Plätzchen aus, ebenda,

wo noch das wracke schwarze Boot von ehedem lag. Unter den Zweigen einer spätblühenden Weide senkte er die steinbeschwerte Bunge ein. Dann streckte er sich ins weiche Gras und Kraut am Ufer, blickte hinüber auf die Fennen, sah den Fuchs brauen und freute sich, daß wenigstens der Tau die lechzenden Gräser erquickte, dann aber entwich ihm die sorgenbeschwerte Gegenwart, der brauende Meister Reineke führte seine Gedanken sachte zurück zu Kindertagen. Das waren Träume, die in seinem arbeitsreichen Alltag nur selten eine Stätte noch fanden, und es war ihm, als läge die Zeit fern hinter silbernen Nebeln. Selbst seine Lehrjahre auf dem Königskamp schon fern, und die Jahre seines Soldatenlebens draußen in der bunten Welt! und der fröhliche Pellwormer Sommer. Einzig lebendig, groß und mächtig die Gegenwart.

Er besinnt sich, nein, nicht einzig! Es gibt einen heimlichen Weg, den seine Gedanken manchen Tag gehen, und den gehen sie auch jetzt, doch nicht mit Lachen und Singen, sondern mit Sehnsucht und Leid! Denn zwischen ihm und der geliebten grünen Insel liegt — nicht das graue, wogende Meer, das ist zu überschiffen — nein, liegt der stolze Edelsitz auf hoher Werft, mitten in der weiten, grünen Einsamkeit der Marschen — Ellwurth, seine erste und wohl auch seine letzte Liebe.

Nun lag er wieder in dem alten Bann, und um ihn her hockten die Sorgen, doch hinter dem grauen Schleier, der vor ihren Zügen lag, sah er sie lächeln. „Wir," flüsterten sie, „eben wir, sind bereit, dich hineinzuführen in das Land deiner Sehnsucht, vertraue uns nur; je mehr unsrer werden, desto sicherer ist dein Weg."

Er schrak aus seinem Träumen auf, denn durch das lange Gartengras streifte ein Schritt. Das Blut stieg ihm in die Stirn bis unter die dunkelblonden Locken; er dachte, es käme Anna Vena, da wollte er ihr sagen, in dieser Stunde, wie sehr er Ellwurth liebe, so sehr, so sehr, daß er den heimlichen Weg seiner Seele verraten wolle um sie und ihr Eigentum. Er stöhnte auf, jach aber sank der böse Rausch hinab, es war nicht Anna Venas schöne Gestalt, die durch die dämmernde Sommernacht schritt, sondern nur Mite, die, von Neugier getrieben, sich herzugemacht hatte und sich nun zu ihm ins Gras hockte, während er sich über das Wasser beugte. Ein Lachen stieg in ihm auf, Mite und das schwarze Boot, das waren lustige Gedanken. Und Mite öffnete die Schleusen ihrer Beredsamkeit, plauderte von alter und neuer Zeit und schloß: „Ach, Fräulein Fresendelff, das ist ine Stolze, Dietrich, die hat solche Leute wie du und ich gar nicht auf der Rechnung."

„Hör mal, Mite," sagte Dietrich, „es ist besser, du gehst jetzt in die Falle, mein Dirn, erstens verdirbst du mir den ganzen Fischfang durch dein nettes Mundwerk, und zweitens schickt es sich nicht, daß wir hier nachtschlafender Zeit miteinander hantieren. Also gute Nacht, und richte dich darauf, daß ich dir morgen eine Mahlzeit Brassen in die Küche bringe."

Da schlich Mite kleinlaut von hinnen, und Dietrich Tetens spann den goldenen Faden seiner Träume weiter um Ellwurths Mauern, Bäume und Felder.

Um Mitternacht, als des Mondes volles Rund wie eine silberne Ampel in dem feierlich stillen Weltenraum hing und die Geister der Nacht anhuben, durch Nebel zu streifen, als unenträtselbare Stimmen in Busch und Baum erwachten und leise um die zitternden Kräuter tönten, zog Dietrich seine Bunge herauf und trug die Brassen ins Haus. Er mußte aber, um in seine Wohnung zu gelangen, an Anna Venas Zimmer vorbeigehen. Da hielt er den Schritt an und sah nach ihren offenen Fenstern. Leise zitterten die Vorhänge im Nachthauch, und Dietrich Tetens, kaum wissend, was er tat, drückte sich an den Stamm einer Linde, und sein Herz schlug wie ein Hammer an den Baum. Drin aber schlief Anna Vena Fresendelff und war schön wie das Weib am Schöpfungsmorgen. Schwer floß das lose Haar um ihre Schultern, herab auf die reife, kraftvolle Schönheit ihrer Glieder. Wie sie da ruht, versinnlicht sie ihm Ellwurth, er sieht um sie die goldenen Saaten wallen, der alten Bäume Wipfel rauschen und fühlt der Erde baumschweres Duften. Da streckt er die Arme aus und stammelt: „Du bist Ellwurth!"

Mit schwerem, taumelndem Schritt geht er in sein Häuschen. Das aber dünkt ihn zu enge und niedrig heute; er breitete eine Decke aus unter der Hauswand und schlief unter Gottes freiem Himmel.

Zwanzigstes Kapitel

Frens Gaye ist nicht zufrieden mit seinem jungen Freunde, das verrät der vorwurfsvolle Blick, mit dem er den jüngeren ansieht, der unter der Hauswand des Königskamps ihm bei einem Glase Bier gemütlich gegenübersitzt, und bald auch verrät's sein Wort.

„Junge, Junge, dich frißt der Alltag; gibt's denn keine Feierstunden dort bei euch?"

„Nein, keine," antwortet Dietrich und weicht dem forschenden Blick des andern aus.

„Verzagt ihr denn vor einem schlechten Sommer, oder hat die Sorge Hausrecht bei euch?"

„Ich glaube, das hat sie wohl, Herr Gaye."

Der legte seine Hand nachdrucksvoll auf Dietrichs braune Rechte und mahnt, die Augen voll Güte: „Verlier doch nur nicht über diesem Sorgengelichter

den Blick fürs Weite und Große, ein halber Sommer ist doch nur ein Fetzen des Lebens, und das Ringen um rein äußeres Gut ist wohl Schweiß wert, aber doch kein Herzblut. Mache dich doch nicht zum Sklaven des Werkeltags, Dietrich, hast einst so frei und fröhlich hinausgeschaut in die weite, weite Welt und schaust nun düster und verbohrt auf die trockene Scholle."

„Ach, Herr Gaye, es ist in Wahrheit so schwere Zeit, daß ich nicht über das Allernächste weggucken kann, weil's gar zu hoch sich türmt. Wäre ich an Fräulein Fresendelffs Stelle, ich wüßte schon, was ich täte! Aber sie hat ihren eignen Sinn, und der alte Herr in Hamburg ist kein guter Ratgeber. Ich bin aber doch gewissermaßen Vertrauensmann und möchte gern die Hoffnungen rechtfertigen, die sie auf mich setzt, statt dessen muß ich sehen, wie sie zusammenzuckt, wenn ich von Husum komme und ihr das Geld vorzähle, mindestens zehn Taler Defizit auf jedes Stück Vieh."

„Geht andern nicht besser heuer, mir nicht, keinem, das laß sie nur mal einsehen, dann wird sie wohl ruhiger. So geht's nun mal nicht, daß man sagt: ‚Ich ergreife Besitz von Ellwurth, folglich muß es mir nun auch seine reichsten Ernten geben.' Ueber uns und unserm guten oder schlechten Willen steht unerforschlich eine höhere Macht, die gibt nicht unserm Bitten nach und antwortet nicht auf unser drängendes Fragen: zu welchem Zwecke und nach welchem Ziel? Der gegenüber gilt's einfach, stille zu werden."

Dietrich nickte zustimmend und stand auf: „Möchte nur noch einmal nach dem Hafer sehen, ob er besser ist als der Ellwurther, nachher wird's meine Zeit. Adieu, Herr Gaye!"

„Na warte doch, ich komme mit." Der Alte legte die Hand auf des Jungen Schulter. Dem sind die Augen nun wieder heller geworden.

„Mir scheint, der Ellwurther stünde besser," sagt er.

Frens Gaye lacht: „So steht's wohl auch in manchem andern Stück besser bei euch, als ihr gedacht."

*

„Wollen Sie nicht einmal über Land fahren, Fräulein Fresendelff, sehen, wie es dies Jahr andern geht und den und jenen Ihrer Leidensgenossen grüßen?"

Dietrich Tetens macht Anna Vena eines Abends diesen Vorschlag. Sie haben eben einmal wieder eine unerquickliche Unterhaltung über die heurigen Märkte beendet und sitzen nun vor der Haustür, um den Rest des Abends mit gemütlicherer Zwiesprache hinzubringen. Seine Worte finden ein geneigtes Ohr.

„Ach ja," meint sie und sieht wie sehnend ins Weite. „Ich hätte schon Lust, aber wohin denn?"

„Nun, Sonntag zum Beispiel nach dem roten Hauberg, nach dort ist ein großer, allgemeiner Ausflug aus der Umgegend geplant."

So fuhren sie über Land, und Anna Fresendelff erkannte, daß ihr Schicksal nicht härter war als andrer Leute, die darum ihre Gelassenheit nicht eingebüßt hatten.

In dem alten weißen Hause, das man den „roten Hauberg" heißt, und in dem tiefgelegenen schattenden Garten wimmelte es von Menschen. Die suchten sich ein hübsches Plätzchen für ihren Nachmittagskaffee und einen gemütlichen Schwatz. Viele helle Mädchenkleider sah man zwischen den Büschen und manches frohe, junge Gesicht.

„Wie das wohltut," sagte Anna Fresendelff, als sie mit Dietrich die hölzernen Stufen hinabging, von denen aus man den Garten überschaut, „ich war nahe daran, zu glauben, das Leben sei nur Mühe und Arbeit."

„Da ist auch der Herr aus dem Pastorat, wollen wir an dessen Tisch Posto fassen? Viel Auswahl haben wir nicht mehr."

Herr Verbeek sprang von seinem Sitze auf und ging den Ankömmlingen entgegen.

„Mehr Glück, als ich zu träumen wagte," scherzte er. „Ich verschwöre sofort mein Sodawasser nebst dem obskuren Kognak und geh' ins Reich des Kaffees über, wofern ich nur hoffen darf, ihn aus Ihren schönen Händen zu empfangen."

„Sie haben keine Ahnung von meinen Händen," versetzte sie trocken und bat, die Handschuhe abstreifend, Dietrich Tetens möchte nur in Gottes Namen den Kaffee bestellen. Der folgte nun auf vielgewundenen Pfaden den Spuren der Wirtin, der Amerikaner aber benutzte seine Zweisamkeit mit Anna Fresendelff, um sich noch einmal ihrer Hand zu bemächtigen.

„Eine tapfere, tüchtige Hand," sagte er mit etwas wie Rührung in der sonst stets spöttelnden Stimme, „ein bißchen hart zwar, doch das geht vorüber."

Trine, die Wirtin, brachte eigenhändig die wohlgefüllte Kaffeekanne und würzte noch nachträglich den Trank mit einer Flut von Liebenswürdigkeiten. In ihren Augen strahlte und funkelte dazu die lebhafteste Neugier, die sich nach Weiberart darauf bezog, wer von den beiden Herren der Erwählte des schönen Fräuleins sein möge.

Auf eigne Faust kamen sie dann schließlich zu dem Resultate, daß es der mit dem langen blonden Schnurrbart sein müsse, denn die Unterhaltung ward bald Alleingut zwischen ihm und ihr. Der andre

ging ab und zu vom Tische fort und redete ein paar Minuten mit den jungen Bauern, die zahlreich über Steige und Brücken wanderten, oder grüßte ein hübsches Mädchen, das ihn lachend ansah, oder versank in halben Traum.

„Sie müssen doch auch den Hauberg selber besichtigen, Fräulein Fresendelff, seine hundert Fenster und die Teufelsküche. Die Geschichte kennen Sie ja natürlich."

„Nicht genau, leider; vielleicht erbarmt sich Herr Tetens meiner Unwissenheit?" Zum ersten Male an diesem Nachmittage gönnt sie ihm einen Blick, der ist voll und warm und scheint's ihm abzubitten, daß sie seit Stunden des Weltmannes Unterhaltung der seinen vorgezogen hat — Leckerbissen für Hausmannskost.

Sie umwandern die weißen Mauern, und Dietrich erzählt die Sage vom roten Hauberg.

Anna Vena runzelt leise die Stirn; wie schwerfällig ist doch seine Ausdrucksweise! Das ist ihr niemals sonst so aufgefallen.

Der Amerikaner aber ruft: „Hätte ich doch auch solch ein kluges Mütterchen!"

„Können Sie sich nicht allein eine Frau besorgen?" fragt Dietrich, belustigt lachend.

„Das ist ein verteufelt schweres Stück, junger Mann; ja, wenn man noch Ihre goldene Jugend hat, dann ist einem schließlich jedes hübsche Mädchen recht, aber in meinen Jahren, wenn der ganze inwendige Mensch starr und steif geworden ist, findet man nur schwer und von ganz besonderem Glück begünstigt, seinesgleichen. Holla, Marco und Diana, macht Fräulein Fresendelf keine Liebeserklärungen, das besorge ich selbst!"

Anna Fresendelff war böse, mußte aber lachen. Ueber Dietrich Tetens Gesicht war ein abwehrender Zug gegangen, er hätte gern seine goldene Jugend verwahrt gegen des Amerikaners Behauptung, besann sich aber und schwieg.

Für die Rückfahrt bot Anna Vena dem Amerikaner einen Platz auf ihrem Wagen. Dietrich kutschierte, sah auf seine Pferde und sandte seine Gedanken weit über Land und Wasser; von dem, was Oskar Verbeek und Anna Fresendelff derweil redeten, vernahm er kein Wort.

Der Amerikaner sprach von seiner zurzeit verpachteten Farm in Kalifornien, von der mannigfaltigen Arbeit auf einer solchen, von den reichen Ernten, von fröhlichen Gesellschaften bei Ampellicht auf der offenen Veranda, um die die Oleanderbüsche dufteten, von Mondscheinpartien auf waldbekränzten Strömen.

Da verlor die weitgedehnte Marsch, die im letzten Abendschein grüngolden schimmerte, ihre Schönheit, und zum ersten Male ward es Anna Vena vollbewußt, daß die landwirtschaftliche Arbeit auf ihrem Hofe recht eintönig sei, das ganze Leben ein wenig öde.

„Alles kehrt ewig wieder, Vieheinkauf, Gräsung, Märkte; es ist kein Leben, keine Fahrt in dem allen; ich möchte schaffen, schaffen, immer etwas tun, meine Kraft ist so groß! Zu tun aber gibt's wenig, nur immer zu warten."

Da ward der lachende Mann ihr zur Seite ernst und sagte: „Dies Land ist reich, Menschenhände können seiner Güte kaum etwas hinzutun, sein Heil liegt einzig in des Himmels Hand. Das wissen die Friesen, und darum sind sie solch ein stilles Volk, stärker im Tragen als im Tun. Darum freilich auch bleibt der Fremdling ewig fremd hier, denn der Geist dieses Landes hat Jahrtausende gebraucht zu seiner Entwicklung."

„Das läßt sich hören," sagte Anna Fresendelff und hatte ein nachdenkliches Gesicht, „ich habe mir manchmal unfreundlichere Gedanken gemacht über die Leute hier."

„Wie alle Fremden es tun," pflichtete Verbeek bei.

„Sie sind doch auch ein Fremder hier, mehr als ich." Ihre Stimme klang gereizt.

„Immerhin! doch ist Menschenstudium meine Spezialwissenschaft und Gerechtigkeit mein Tugendideal. Nein, wie sie mich zweifelnd ansieht!" lachte er plötzlich.

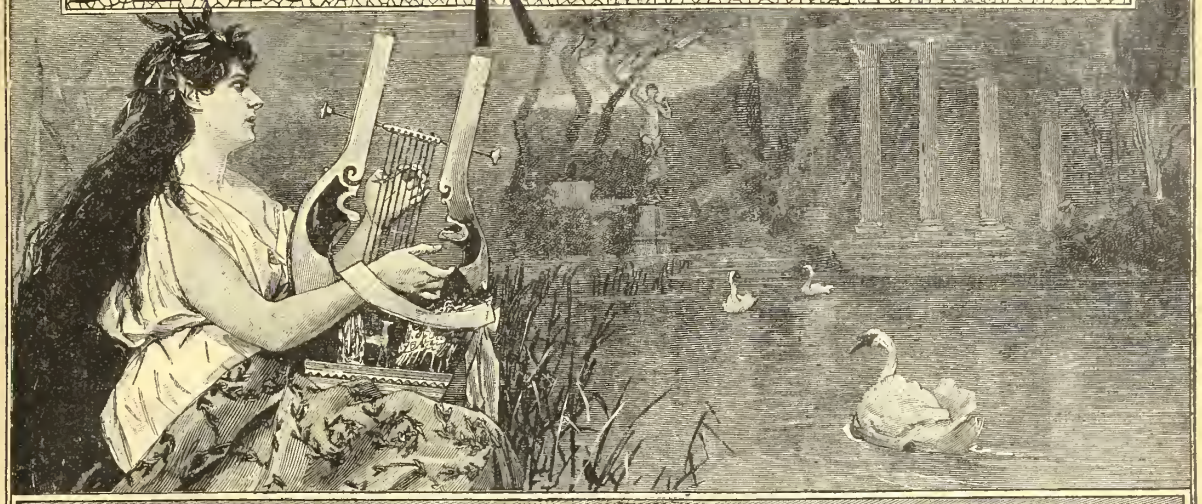
„Ich glaube, Sie machen sich über mich lustig," grollte sie.

„Aber, Kind, liebes," sagte er weich und sah sie gütig an. Kein weiteres Wort aber wurde gesprochen, der Wagen rollte in die Dorfstraße ein, und die Köter begannen ein ohrenzerreißendes Begrüßungsgebell. Oskar Verbeek sprang aus dem Wagen, drückte Anna Vena kurz und kräftig die Hand, und ehe sie sich's recht versehen, war sie mit ihrem Fuhrmann allein. Reden aber mochte keins von ihnen, am wenigsten heute abend Anna Vena, über die eine leise Befangenheit gekommen war. Oskar Verbeek war der erste Mann, der ihr gehuldigt hatte.

(Fortsetzung folgt)

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

DEUTSCHE ROMANBIBLIOTHEK



Wöchentlich eine Nummer | № 37 | Alle 14 Tage ein Heft

Der Ueberkater

Von

Johannes Richard zur Megede

(Fortsetzung)

Ich habe die Nacht geschlafen wie mausetot und geträumt wie überlebendig. El-Kantara und nochmal El-Kantara — und ich kenn's doch gar nicht! Aber so kindisch wie ich sind auch meine Träume. Ich gestand das Peter beim Frühstückstisch, und er entschied weise, daß ich nicht sowohl kindisch als äußerst wankelmütig sei ... Das hat mir den ganzen Vormittag keine Ruhe gelassen. Wankelmütig? Bin ich's? Bin ich's nicht? Donnerstag werde ich sechsundzwanzig Jahre, und eine Frau, die sich bis dahin noch nicht gefunden hat, die findet sich überhaupt nicht mehr. Obgleich Peter recht behalten wird, ihm möchte ich's innerlich zuletzt zugeben. Denn es gab eine schwere, Gott sei Dank lange überwundene Zeit, wo ich so gern wankelmütig gewesen wäre und wo ich doch weiß Gott so wenig wankelmütig gewesen bin. Er sollte mich nicht des Wankelmuts beschuldigen, er nicht!... Vielleicht, ja wahrscheinlich bin ich noch unfertig, werde niemals fertig sein, aber er hat auch nicht die richtige Hand, weder für die eine noch für die andre Josefa. Die Stute und ich können ein Rennen nur im großen Stil gewinnen oder gar nicht...

Noch das letztemal! Er hatte noch Pfunde über Pfunde in der Hand und ließ sich diesen ausgerittenen Wallach glatt vorübergehen. Er reitet brillant, er kommt immer plaziert auf die Grade —, und dann ist er imstande, den Gaul in letzter Minute auf Platz anstatt auf Sieg auszureiten. Er reitet eben zu sehr mit dem Kopfe, und die Josefa will nun einmal mit dem Herzen geritten sein. Sie wird ihn nicht enttäuschen, wenn er vom Fleck weg den ersten Platz belegt. Denn sie steht über jede Distanz: das ist meine felsenfeste Ueberzeugung. Doch für sein überlegtes Reiten müßte die Bahn noch tausend Meter länger sein. Es ist allerdings ganz gut, daß auf Mamas direkten Wunsch unser Stall aufs äußerste reduziert worden ist, weil das Herrenreiten doch eigentlich nicht für Verheiratete taugt und weil man dann so viel allein ist... Liebe, gute Mutter, ich bin trotz alledem sehr viel allein! Aber dafür kann Peter nichts, gar nichts, das kommt nur davon, daß ich so sonderbar bin.

Nun ist's aber definitiv zu Ende mit den Reflexionen! Wir verleben hier afrikanische Frühlingstage und sollen den deutschen Winter doch nicht überall mit hinschleppen.

Jedenfalls war's, als ich aufwachte, ein wundervoller Tag. Und wenn ich nicht eine so unverbesserliche Langschläferin wäre, so hätte ich von meinem Fenster aus wenigstens einen Teil des mohammedanischen Festes beobachten können, das sich mit wüstem Geschrei durch alle Gassen wälzte. Mir wurde der hohe Araber von neulich abend lebendig, und ich wähnte, daß wieder einer jener entsetzlichen Araber-

aufstände ausgebrochen sei und dies die Aufforderung zum Tanz. Es soll sich nur um einige Hammel gehandelt haben, die koranmäßig abgeschlachtet wurden. Peter hat's mitangesehen und auch weiter nichts kapiert, als daß die Leute geschmückt und verrückt waren. — Um zehn Uhr läßt sich in unserm Salon ein arabischer Führer melden, der energisch abgelehnt wurde, aber gleich darauf in der Türe stand. Bloome! Er introduzierte sich folgendermaßen:

„Als Kammerherr vom Dienst befohlen ... Ihre Majestät geruhen über Afrika und den Kopf Ihres ergebensten Sklaven zu verfügen!" Er war mal wieder so bildhäßlich mit den verrückt schwarzen Schlitzaugen und der Wippnase.

Ich antwortete ihm lachend: „Nein, mein lieber Graf, über Ihren Kopf gerube ich nicht zu befehlen. Aber sagen Sie mir lieber, wer ist morgen noch von dem Souper?"

„Staatsgeheimnis! — Ich muß übrigens bitten, erst Donnerstag mir die Ehre zu geben."

Gefrühstückt hat er bereits, und Peter klingelt nach einer Hotelzigarre.

Aber dieser Bloome, der ein großer Schlauberger ist, bemerkt dazu, wie selbstverständlich: „Peter von Amiens, die Zigarre, die nachher der Kellner bringen wird, die dürfen Sie rauchen, und die Importe, die Sie jetzt aus dem Koffer holen werden, die werde ich rauchen. Denn selbstverständlich haben Sie geschmuggelt, oder Sie sind nicht verheiratet!" (Wir haben allerdings eine Upmann-Kiste mit, aber nur fünfundzwanzig Stück und nur für Weihestunden berechnet. Verzollt sind sie auch auf Peters direkten Wunsch, der seine Frau nicht gern als Defraudantin entlarvt sehen wollte. Ich hätte für mein Leben gern geschmuggelt, natürlich nicht wegen der paar Groschen, sondern wegen des wundervollen Spitzbubengruselns vor und nach der Zollprozedur). — Ich holte denn auch selbst lachend die gewünschte Zigarre, die in meinem Hutkoffer untergebracht war, und ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich meinem guten Peter die kleine Egoismus-Lektion doch von Herzen gönnte. Warum gab er die gute Zigarre nicht gleich? Wer auch zu mir kommt, ich gebe ihm immer das Beste.

Bloome dankt sehr wohlerzogen mit einem Handkuß, pafft genußlich, und der Schelm schläft natürlich auch nicht. „Er ist doch ein ganzer Filou, Ihr Herr Gemahl, gnädigste Baronin. Devise: Jeder für mich, und Jott ooch noch für mich extra! ... Uebrigens, Peter von Amiens, haben Sie auch Ihre Orden und Ehrenzeichen mitgenommen?"

„Allerdings, lieber Bloome." Und er erzählt auch ganz ruhig, daß wir sogar die Gala-Uniform und die Trag-Erlaubnis dazu mithaben, weil wir dem Bay von Tunis unsre Aufwartung zu machen gedenken (ich glaube, dem guten Mann wird von anständigen Menschen nur deshalb aufgewartet, weil man doch einen Orden ergattern könnte).

Aber Bloome, als heimlicher Revolutionär, erklärte auf einmal sämtliche Orden für Schwindel. „Frühstück-Bärenführer-Orden: haben Sie, mein lieber Peter von Amiens, Ihren Mecklenburger vielleicht aus andern Gründen? ... Apropos, Sie wollen mich ja in Monte Carlo gesehen haben, wie ich gerade Doublonen in einen Sack senkelte — nun, wenn ich dagewesen bin, so habe ich auch ein dezentes Ordensband getragen. In Frankreich trägt man eben ein Ordensband, und in Monte Carlo erst recht! Und ich versichere Sie, das gelbe Band, das ich bescheidentlich anlegte, war ein Zigarrenband aus einer Importenkiste. Den einzigen Orden, den ich wirklich besitze, die Rettungsmedaille, die trägt man eben da nicht, wo man Büfettorden trägt."

„Na, Bloome, da wundern Sie sich man nicht, wenn Sie eines Tages von dem guten Alberto di Monaco wegen unerlaubten Ordentragens eingesteckt werden ... Sagen Sie mal, haben Sie wirklich die Rettungsmedaille? Sie sind jetzt so lange in Afrika, und da weiß man nie —"

Peter blickte dazu etwas schief. Es war noch gerade zwischen Scherz und Ernst.

Aber Bloome stand nur lächelnd auf, klopfte ihm lächelnd auf die Schulter und sagte lächelnd: „Mein lieber Peter von Amiens, Sie haben Glück gehabt im Leben, viel Glück, aber das Glück, einem Menschen reell das Leben gerettet zu haben, das Glück haben Sie nicht gehabt und werden Sie nie haben, soweit ich Sie kenne."

Geschrieben liest sich's wie blutiger Ernst, gesprochen war's die richtige Fähnrichsschrauberei. Sie drückten sich auch gleich darauf sehr freundschaftlich die Hand, und trotzdem war diese Upmann keine Friedenspfeife!

Bloome ist dann wirklich unser Führer gewesen durch die Oase. Ein amüsanter, vielleicht zu amüsanter Führer! Denn diese Oase will mir nur langsam in den Kopf.

*

Was ist eine Oase? — Ein Stück Eden inmitten einer Wüste.

Was ist eine Wüste? — Ein rotgelbes glühendes Sandmeer.

Und nun tritt man aus dem Hotel, das wie der nahe Bahnhof eigentlich schon in der Wüste liegt, und da breitet sich nur ein weiter Kranz von dürren, braunen, bröckelnden Felsen, und das Land, das in langen Wellen zu ihnen emporsteigt, ist ebenso braun und hart und trostlos wie der Fels, nur mit einem

triſten grünlichen Schimmer, kümmernden Salzkräutern, die nicht mal die Kamele freſſen.

„Iſt das auch die Wüſte, lieber Graf?“

„Ja, das iſt auch die Wüſte, gnädigſte Baronin.“

Und da man ſo was natürlich erſt begreifen muß, lächelt unſer Führer und ſagt mit ſo 'ner großen Armbewegung, wie ſie wahrſcheinlich nur Afrikareiſenden zu Gebote ſteht: „Das iſt alles Wüſte, alles ringsum. Und da weit drüben links, wo die Felskette wie in einen großen Sarg auszulaufen ſcheint, da beginnen die Sanddünen, und da gibt's auch Hornvipern. Und wenn Sie auf dieſer Düne ſtehen, ſo können Sie eine Reihe ſtumpfer, verſiegender Salzſeen erkennen, an denen lang es roſenrot von Flamingos ſchillern ſoll — ich habe es zwar noch nicht geſehen, und andre Leute haben es auch noch nicht geſehen, aber das ſchadet ja nichts. Und ſo geht's weiter, immer weiter — Düne und Sandebene, und Sandebene und wieder Düne, und dann zur Abwechſlung mal Felſen... Und wenn Sie jede Dünenwelle und jeden Felskegel genau notiert haben, dann können Sie ruhig wieder von vorne anfangen. Denn in der Wüſte fängt's auch wieder von vorne an.“

Bei ſolchen Erklärungen habe ich gar keinen Eindruck. Wenigſtens nicht den Eindruck der gewaltigen und erdrückenden Monotonie, der bei aller Sonnenglut immer über der Wüſte ruhen muß wie ein unbeweglicher, unheimlicher Schatten. Dafür breitet ſich allerdings heute über uns ſo ein froher, weißer, warmer afrikaniſcher Frühlingshimmel, und der witzelnde Bloome paßt mit ſeinen ſpaßigen Erklärungen zu dieſem Tag.

„Nun bitte kehrt, meine Herrſchaften. Die Oaſe!“

Vorläufig präſentiert ſich mir dieſe Oaſe nicht anders als jede andre ſüdfranzöſiſche Stadt. Komfortable Häuſer mit Rolläden, Straßen mit Trottoirs, Hunde, Katzen, Kinder. Zur Seite ein kleiner Stadtpark mit elektriſchen Glühlampen, Promenadenwegen, natürlich immer grün, aber ohne jede Tropenfülle, nur die Mimoſen blühen. Und dicht dabei die großen, gelben Kaſernements der Turkos, die kein Fremder betreten darf. Doch an dem blauen Poſten mit dem Fez vorbei kann man in die Höfe hineinſehen, wo die Soldaten herumlungern, die Franzoſen leidenſchaftlich geſtikulierend, die Eingeborenen immer das ſtumme, orientaliſche Verachtungslächeln wie ein Hauch über den dunkeln Geſichtern. Die ganze europäiſche Bevölkerung von Biskra ſoll in dieſe rieſigen Höfe ſich flüchten können, falls wieder einmal der Araberſturm gegen die Fremdherrſchaft losbricht, wie vor zwanzig oder dreißig Jahren. Es muß einen Reiz haben, wenn es rings um dieſe Kaſernen wirbelt von flinken Berberpferden, weißen Burnuſſen und ſchwarz unter dem Turban aufblitzenden Augen! — Aber wie heiß, wie ſtickend heiß muß es in ſolchem Sommer in ſolchen Höfen ſein! Denn wenn uns auch heute Frühlingsluft umfächelt, man ſieht es dieſen ausgebleichten Mauern und dieſen nachgedunkelten Geſichtern an, wie hier die Sonne brüten, laſten muß, wie unter ihr alles erwacht an ſcheußlichem Getier, an ſcheußlichen Wünſchen — wie's dann erſt Orient iſt, der heiße, verzehrende Orient, der das Blut peitſcht, die Nerven erſchlafft. Dann erſt ſtrahlt auch das weiße, erbarmungsloſe Licht von dem weißen, niederen, dunſtigen Himmel, dem Sommerhimmel der Sahara, den ich inſtinktiv ſchon heute wittere. Nicht gelb, nein, weiß iſt dann die Oaſenfarbe, ein graues, ſtaubiges, bröckelndes Weiß, das die Sonne gebleicht, der Wüſtenwind gedörrt hat. Ich kann ſie mir vorſtellen, dieſe Sommer-Oaſe, wenn ich auf die helle, harte Steinwüſte blicke, die gleich hinter der Kaſerne beginnt, ſo troſtlos dürr, ohne eine Spur des Lebens... Das alles gaukelt mir die Phantaſie vor.

In Wahrheit iſt mir hier alles neu, und dieſes Neue alles fahl.

Wir bogen dann wieder vom Park in die Straße ein, auf eine Art freien Platz. Ein Denkmal, eine Pferdebahn, der grell neue Zitadellenbau des Hotel Royal, von deſſen Turm die bunten Wimpel flattern. Es iſt Europa — und es iſt ganz gewiß nicht Europa! Eine dunkle, ſchmutzige, rauh kreiſchende Horde arabiſcher Kinder umtobte uns — freche Gaſſengeſichter, ekle Nacktheit, und die traurig tappende Blindheit. Es gibt ſo viel Blinde hier: von dem ſchmutziggrauen Greis, der ſich dumpf winſelnd aus dem Staube der Straße erhebt, bis zu dem Säugling, der mit blöden Augen ins Licht ſtarrt. Ja, das iſt Afrika! Das iſt die mordende Sonne, der weiße Staub, das Tote, Mumienhafte, das von der Sahara herübergrinſt. Dieſe erloſchenen Augen ſind mir eine Qual.

Ich zwang die Herren, die dies Bettelgeſindel beluſtigte, ſchleunigſt weiterzugehen. Jedoch das Geſindel folgte uns, an dem mauriſchen Kurſaal vorbei, wo die Amüſements des Cercle baccarat und der Petits Chevaux ſich allabendlich ablöſen ſollen; an einem Sattelplatz der Kamele vorüber, wo die ſchmutzſtarrenden Tiere ſtumpfſinnig gelagert wiederkäuen, bis zu dem arabiſchen Friedhof, der der ſeltſamſte Friedhof der Welt mir ſcheint. Kein Grabhügel, kein Grün, nichts als dürres, braunes Brachfeld, auf dem wie hingeſtreut Feldſteine liegen; unter dreien ſchlummert jedesmal ein Mann, nur ein einziger laſtet auf der Frau (es kann aber auch umgekehrt ſein). In einer Ecke ein plumper gelber Rieſenzuckerhut, das Grabmal eines Marabut, wie ſie ihre Heiligen hier zu Lande nennen (nach Bloomes Erklärung hat Marabut ſo oder ſo etwas mit einem Vogel zu tun: entweder

man ist einer oder man hat einen, und jeder Heilige hat einen). Links von dem Friedhof auf sandiger Landstraße die rostigen Pferdebahnschienen und rechts daran gelehnt die Lehmmauer des Palmenwaldes.

Der Palmenwald! Auch den habe ich mir anders gedacht und wie wunderbar es sein müsse, unter wirklichen Palmen zu lustwandeln und zu träumen... In Biskras Palmenwalde wandelt man weder lust noch träumt man. Da zieht zwischen hohen Lehmmauern eine breite, staubige Straße. Und die starren, schönen Palmenstämme recken sich drüben und hüben in die Höhe, die mächtigen Kronen rascheln, grüßen. Die Straße entlang murmelt ein kleines, rasches, trübes Rinnsaal, wohl der Lebensquell der Oase. Und die Mittagssonne glüht, und die Lehmmauern bröckeln, und die Palmenkronen nicken, flüstern ganz leise, ganz sacht. Die Straße windet sich weiter, holprig, staubig. Es duftet köstlich nach heißem Orient und riecht unerträglich nach dumpfigem Schmutz. Zuweilen klafft eine Lücke in der Mauer. Man tritt neugierig hinein und sieht nur Palmenstämme und wieder Palmenstämme in sorgfältigen Abständen, jeder umfriedet mit einem kleinen Wall, in den sie das kostbare Wasser leiten —, und dazwischen die ewigen Lehmmauern, aufsteigend, absteigend, aber bröckelnd alle. Oder diese Lehmmauer verwandelt sich plötzlich in ein Lehmhaus ohne Fenster, die niedere Türöffnung mit rohen Palmholzscheiten gestützt. Und was man in der halbdunkeln Höhle sieht —, ein unglücklicher Esel, der kaut, ein altes schwarzes Araberweib, die Augen erloschen, doch die Fingernägel noch mit rotem Henna beschmiert. Hie und da kann man wohl auch durchsehen bis in den verwahrlosten Oasengarten hinein, und man sehnt sich nicht mehr nach solchem Oasenidyll. Denn da gibt's nur Schutthaufen und Unrat und erbärmliches Getier und noch erbärmlichere Menschen — und von seiner Lehmzinne bellt heiser eine dürre gelbe Bestie von Hund, nach vorn überbaut und die Zähne fletschend wie eine Hyäne. — Ich habe Hunde so gern! Das jedoch ist das Zerrbild eines Hundes... Meine guten Terriers, was werden sie sich bangen nach mir, und wie werden sie sich freuen, wenn ich wiederkomme.

Von dem weißen Kater, der leicht pikiert und stets exklusiv ist, habe ich nichts. Es war eine große Torheit, ihn mitzunehmen: Peter mag ihn nun einmal nicht, und ich mache mich lächerlich. Es war wohl wieder die reine Oppositionslust. Was andre nicht tun dürfen, das kann ich eben tun... Ach, wenn ich doch wenigstens so wäre! Aber gesellschaftlich so feige, so eitel, so sehr Sklavin — bereit, allen Rechenschaft zu geben, nur nicht mir selbst... Und hier in der Fremde, in der Wüste, wo ich deutlich fühle, daß man mit eignen Ohren hören muß, um zu hören, mit eignen Augen sehen muß, um zu sehen, fühle ich, wie schwer das unsereinem fällt, der immer nur durch andrer Sinne empfunden hat. Ja, so ein Alltagsempfinden!... Und dieser Bloome ist auch so ein alltäglicher Führer. Er witzelt und witzelt, läßt dieser ganzen Oase nicht einen Schimmer von Poesie. Peter lacht und ich lache auch, aber ich ärgere mich.

Zu guter Letzt verliefen wir uns denn auch zwischen den Lehmmauern und standen plötzlich am Ende. Die großen Palmenblätter hingen herüber, herrliche Palmenblätter, aber das half uns nicht aus dem Sack. Und erst ein alter, ausgedörrter Araber, der uns würdevoll durch seine Hütte geleitete und ebenso würdevoll jeden klingenden Dank ablehnte, brachte uns wieder auf unsre Straße.

„Sehen Sie, das haben Sie vom Witzeln!" sagte ich. „In einer Oase sich verlaufen? Schämen Sie sich doch was, Graf!"

„Aber man verläuft sich gerade in Oasen, Baronin! Sie werden das auch noch tun und mit aller Ueberlegung. Denn dies Biskra ist ein Phantom, wie der ganze Orient; von weitem wundervoll, in der Nähe scheußlich. Und Sie werden mir noch oft im Herzen danken, wenn Sie wieder in eine Sackgasse geraten, die Ihnen den faulen Kern des Morgenlandes gnädig verbarrikadiert. Eine Oase ist Schmutz, und die Dattelpalme der langweiligste aller Waldbäume."

Nach meinen bisherigen Erfahrungen hätte ich das einfach unterschreiben sollen. Bloome lacht gutmütig und Peter lacht kritisch, und sie haben beide kein Recht dazu! Peter ist nach Afrika gegangen, weil er Mufflons und Gazellen schießen will und weil ich mir nicht die Cour machen lassen soll, und Bloome ist nach Afrika gegangen ausschließlich wegen Schulden. Was verstehn die beiden von fremder Natur und fremder Eigenart? — Die bringen ihre Eigenart überallhin mit und denken, sie sei das einzig Richtige. Ich sagte das Bloome auch, und es war ziemlich häßlich, daß ich es sagte, weil er arm ist und doch immer der gutmütig Gebende: „Ja, Graf, solche Oase verlangt am Ende einen andern Führer, wie Sie es sein können, der..."

Er ist urplötzlich ernst geworden: „Nicht weiter, Baronin! Ich weiß, was kommen soll: ‚der jedenfalls ein besserer Führer durch Berlins Nachtlokale ist als durch die Sahara, und trotz aller Schauspielerei der richtige Tagedieb, der richtige Graf!' Das stimmt leider, aber..."

„Aber," wiederhole ich.

Da ist er schon wieder lustig geworden: „Dieses ‚Aber' existiert. Und wozu soll man ein ‚Aber' erklären? Sie würden mir's ja doch nicht glauben!...

Jedenfalls, gnädigste Frau, verlangen Sie mehr, als ich Ihnen geben kann. Und was der Mensch braucht, das muß er haben! Sie sollen als Führer jemand zur Verfügung gestellt bekommen, der die Wüste kennt und liebt, der sie belauscht hat wie kein zweiter. Der wird Ihnen hoffentlich genügen, wenn nicht, dann genügt Ihnen überhaupt keiner."

„Und wann werde ich den Vorzug haben?" fragte ich etwas ungläubig.

„Das wird sich binnen fünf Minuten entscheiden. Apropos, das war Alt-Biskra, und das dürfte hier wieder Neu-Biskra sein."

Im Hotelflur stand, als wir zurückkehrten, ein Araber, der mir bekannt vorkam. Groß, beinahe schwarzgebrannt, aber mit wunderschönen Augen. Er sah aus wie ein vornehmer Wüstenscheich, und wie in solcher grüßte er auch, höflich lächelnd, jedoch mit orientalischer Zurückhaltung. Bloome ging sofort auf ihn zu. Sie sprachen arabisch miteinander. Und wir beiden kamen uns wieder recht kleinbürgerlich vor.

„Ihr Führer kommt, Gnädigste!" sagte der Graf.

„Das ist er doch nicht etwa selbst?" antwortete ich voll Angst und Ehrfurcht zugleich.

„O nein. Der hier spricht nur arabisch und ist nur der Diener seines Herrn. Früher Kameltreiber, aber ein interessanter, denn er hat schon zweimal die Pilgerfahrt nach Mekka mitgemacht. Daher die Würde. Die haben übrigens diese sogenannten Wüstensöhne alle. Und ahnen Sie, was ungefähr dieser Kameltreiber in diesem Augenblicke denkt? Er denkt: Ihr Christenhunde! Ich möchte euch allen den Hals abschneiden, bis auf meinen Herrn, dem darf ich's aber nicht, denn er spricht ein so wundervolles Arabisch, wie höchstens noch der Padischah in Stambul und der Khedive in Masr, und die sind doch die besten Söhne des Propheten."

*

Wir hatten Bloome natürlich zu Tisch dabehalten, aber nicht in unserm Hotel, sondern in Dardiaf, was arabisch klingt, aber französisch schmeckt. Es ist nämlich das Kurhaus selbst.

Ich war sehr liebenswürdig gegen Bloome, weil das so in meiner unberechenbaren Natur liegt, die Leute oft zu kränken und doch eigentlich nie kränken zu wollen. Sofort meldet sich das Gewissen, und das ist Menschen gegenüber, die ich irgendwie bemitleiden zu sollen glaube, sehr empfindlich. Ich weiß nicht, ob Peter das tragisch nahm, ich weiß nur, daß Bloome dankbar war. Aber es ist die alte Geschichte: Gefallen soll ich allen, namentlich dem alten Obersten; aber gefallen darf mir keiner, nicht mal der alte Oberst ... Jedenfalls wurde Bloome nicht zum Nachmittags-Bärenführer befohlen. Peter tat, als wenn ich furchtbar angegriffen wäre und durchaus ins Hotel müßte und schlafen. Ich kenne das lange Gesicht meines Gatten ganz genau, wenn ihm jemand über ist.

Und kaum waren wir im Salon, da ging's auch gleich los, ich möchte mich doch, bitte, im Verkehr mit Herren menagieren, namentlich mit Herren, von denen man niemals wissen könne, ob sie überhaupt noch grüßbar seien.

„Und wir gehen zum Souper eines solchen Herrn?" gab ich achselzuckend zurück.

„Allerdings, liebe Josefa, weil ich dein und mein Kuvert selbstverständlich bezahlen werde und weil ich in bezug auf die Gesellschaft, die er uns präsentieren wird, wissen möchte, wie weit er noch gesellschaftlich intakt ist und wie weit nicht. Denn hier wird man ihn nur brüsk oder gar nicht los."

„Aber wenn der Mensch ahnte!"

„Er braucht ja gar nicht zu ahnen."

„Weißt du, wie das gehandelt ist? Unfair, unfair im höchsten Grade!"

„Nein, lieber Schatz, meiner Ansicht nach nur vernünftig."

„Dann gehe ich auf keinen Fall zu dem Souper, Peter."

„Ich dann auch nicht, Josefa. Mir liegt sehr wenig an diesem Souper."

Ich zuckte wie gewöhnlich die Achsel: „Eifersucht, weiter nichts als Eifersucht!"

„Ja, meinetwegen Eifersucht, liebes Kind ... Wenn du dich anders gäbst, brauchte ich es nicht zu sein."

„Ach so ..."

„Ach so!"

Ich ließ ihm das letzte Wort. Ich lasse es ihm eigentlich immer. Ich gehöre nun einmal nicht zu den Frauen, die sich in leidenschaftlicher Verteidigung verausgaben, nicht weil ich mich nicht verteidigen könnte, sondern weil ich mich nicht verteidigen will. Was nützen Reden, Posen? — Die Zweige eines Baumes kann man wohl zusammenbringen, die Aeste wachsen unerbittlich auseinander.

Ich ging gleich darauf in mein Schlafzimmer. Und nie im Leben war ich eigentlich so von Herzen froh darüber, daß unsre beiden intimsten Gemächer der Salon trennt ... Peter klopfte natürlich fünf Minuten später, weil er viel zu verständig ist, um ein Unrecht nicht rasch einzusehen, und viel zu gut erzogen, um eine gekränkte Frau nicht um Verzeihung zu bitten.

„Josefa, wenn du dich ein klein wenig anders gäbst!"

„Ja, Peter, wenn ich dich nur ein klein wenig mehr ..." Den Rest verschluckte ich. Ich habe ihm natürlich vergeben, von Herzen vergeben.

Aber als er endlich wieder gegangen war, da habe

ich die Tür hinter ihm verschlossen und verriegelt — aber leise, feige, die echte Frau. Und dann mich auf die Chaiselongue geworfen und, das Taschentuch wie einen Knebel im Munde, genurmelt, damit es nur ja niemand hörte: „Ja, Peter, wenn ich dich nur ein klein wenig mehr — lieb hätte!“

So steht's, und das habe ich ihm eigentlich sagen wollen. Aber es ist eine schreckliche Wahrheit, und jetzt, wo ich allein bin, wage ich sie nur zu flüstern, so schrecklich ist sie.

Heute schreibe ich sie nieder. Und wenn's das Schicksal will, so mag er sie lesen dermaleinst nach meinem Tode. Ich kann nicht anders, ich bin des Versteckenspielens vor mir selber satt... Mama hat mich beschworen, nie und niemals auch nur solche Gedanken zu denken — und ich habe gegen diesen Gedanken gekämpft. Und so oft er auch bei mir anklopfte, ich habe ihn immer fortgewiesen. Und er ist doch wiedergekommen. Immer öfter, immer stärker, und einmal muß man seinem Schicksal ins Auge sehen!... Ich werde diesen Gedanken nie zur Tat werden lassen, nie. Ich werde ihm treu sein, wie ich ihm treu gewesen bin, ich hab's ja vor Gott gelobt. Aber ich weiß auch, warum ich dieses Flatterleben führe, warum ich's führen muß... Ich wundere mich, daß ich mir gerade den heutigen Tag, die heutige Szene zu dieser Seelenbeichte aussuchte.

Nein, Peter und ich passen nicht zusammen! Wir sind, soweit ich mich wenigstens beurteilen kann, innerlich anständige Menschen, die den geraden Weg gehen möchten, weil's ihr Weg ist. Der eine von uns ist vielleicht ein wenig zu warm, der andre ein wenig zu kühl, aber das soll sich so gut ausgleichen, wenns paßt. Nicht, wie's in Büchern steht, daß der eine schlecht, der andre gut, du lieber Gott, von uns beiden ist keiner schlecht! — nein, daß die beiden Menschen nicht zueinander passen, das macht die unglücklichen oder die gleichgültigen Ehen, je nach dem Temperament. Und weil wir nun einmal nicht zueinander passen trotz Sport, trotz Vornehmheit, trotz Eleganz, darum liegen auch zwischen uns nur Kleinigkeiten, Lappalien, die lächerlichen Riffe, über die jede Woge hüben und drüben hinüberschäumen muß. Aber entweder fehlt uns diese Woge oder sie erstarrt urplötzlich vor dem Riff. Kleinigkeiten, nur Kleinigkeiten, das ist kein ehrlicher Kampf, kein Ausleben im Guten oder im Bösen... Die Mutter sagt, in allen Ehen sei's zu Beginn nicht anders und der wahre Prüfstein für das Glück hieße: die Kinder und die Zeit. Es mag sein... Aber soll's sein? Ich bin weder zum Kampf geboren noch erzogen worden und doch brandet's manchmal mächtig in mir auf und ich frage: Hat das alles einen Sinn? Kann's einen Sinn haben? Wo kein Kampf ist, ist auch keine Leidenschaft. Und wo keine Leidenschaft ist, da ist auch kein Glück... Und in solchen Momenten des Aufruhrs läßt mich ein Gefühl nicht: mir ist's, als müßte ich mich hinwerfen und Gott im Staube liegend inbrünstig anflehn, für mich und für ihn, für diese Scheinehe überhaupt, daß sich zwischen uns beide Menschenkinder etwas Großes stellen möge, etwas, des Kampfes und unsrer selbst wert.

Ich habe ja nichts gegen ihn, ich quäle mich ja nicht um einen andern Mann, und wenn ich meinen toten Jungen Viktor Robert getauft habe, so war's ein letztes Valet an einen Kindertraum; meine Mutter weiß es, und sie weiß auch, daß es ein Valet an einen Freund, nicht an einen Geliebten sein sollte... Und gerade seit dem Tode dieses Kindes komme ich nicht davon los, daß es einmal aufhören muß mit dem kleinen Streit und der kleinen Liebe, daß eine im Grunde tief leidenschaftliche Natur wie ich sich nicht ausleben kann in einem Goldfischteich. Mich gelüstet nach Strom und Meer... Und wenn wir dann ehrlich ringen füreinander, gegeneinander, was weiß ich! aber um etwas Ganzes, Großes, um uns selbst, dann erst werden wir erkennen, wer wir sind und was wir sind, und werden uns bis zum Tod lieben oder bis über den Tod hinaus hassen, was weiß ich!

Wenn meine Mutter hier wäre, sie würde diese Gedanken schon längst erstickt haben mit Küssen, mit Tränen. Die gute, gute Mutter! Sie will mich hinwegtäuschen über die Kluft und sie täuscht mich auch hinweg, und ich werde wohl älter, aber nicht glücklicher dabei... Und das zweite Kind, das sie von allen Himmeln erfleht, — wenn ich ehrlich bin, möchte ich's eigentlich? Möchte ich's wenigstens schon jetzt? Ich will kein Durchschnittskind, ich will in den Augen des geliebtesten Geschöpfes nicht die eigne Mittelmäßigkeit wiedersehen... Das klingt so vermessen... Und am Ende, welche Frau möchte nicht doch ein Kind, und hätte es doch lieb, wie's auch sei. Denn sobald meiner Mutter Bild mir vorschwebt, kommt auch der warme, sanfte Hauch, der mich selbst fortträgt.

Nein, Mutter, sei nicht böse, der Hauch taugt doch nicht für mich! Denn einmal wird der Kampf kommen, das weiß ich. Und findet er mich, wie ich jetzt bin, so muß ich in diesem Kampfe untergehen, das weiß ich auch... Nein, ich will kein Kind... Jetzt nicht!

Wie ich die letzten Zeilen noch einmal durchlese, da merke ich erst, auf wie schwankem Boden ich stehe und auf wie schwachen Füßen ich wandle. Ich habe geheiratet aus Liebe, die nicht wuchs, ich habe ein

Kind gehabt, das nicht lebte. — Was werden die vielen Jahre noch in dieser Ehe bringen, die keine Ehe ist? Ich kann's nicht wissen ... Und wenn heute, wenn morgen schon die große Versuchung an mich heranträte, der große Kampf ... Bin ich gewappnet? Nein. Ich sollte die Hände falten und beten: „Herr, mach's gnädig mit mir in der Not!" Und ich falte die Hände und sage: „Gott, gib mir Kraft, den Kampf zu bestehen!"

(Fortsetzung folgt)

Die Geschichte der kleinen Lene

Von

Lotte Gubalke

(Alle Rechte vorbehalten)

Erstes Kapitel

Es war im Dezember. Schon dämmerte der Abend über die Landschaft herein. Hier und da flammten die Gaslichter in den Straßen der Stadt auf und die Sterne oben am Himmel da, wo die Wolken ihn freiließen.

Die beiden Freunde, die durch den Park gingen, der das auf einer Anhöhe gelegene Schloß umgab und sich bis zum Anfang der Stadt ausdehnte, waren von der Freude erfüllt, die Heimat nach langer Abwesenheit wiederzusehen. Sophron Reinfeld, der ältere von beiden, hatte eben in eindringlichen Worten seinem Freund Achill Büchner vorgestellt, wie geboten es sei, daß er endlich seßhaft werde und sein umfangreiches Stadtgut selbst bewirtschafte, als dieser lachend antwortete:

„Das Leben ist so schön und dann vor allem das Wandern! Blühen Blumen überall am Wege und Vögel singen! Es gibt so viel Gründe zum Schlendern und Weilen! Die Seitentäler sind so verlockend. Diese stillen, heimlichen grünen Täler. Ach, warum ans Ende denken! Ich liebe es, mich treiben zu lassen. Ich liebe die Verschwendung an Geld und Zeit und Licht und Liebe. Ich meine, die Anmerkungen, die man auf einen breiten Rand seines Lebensbuches schreibt, sind amüsanter als die Geschichte selbst!"

„Schon gut — schön, ja! Aber das Ziel — das Ende," sagte Sophron ernst.

„Und die Ideale und die Pflichten. Ich weiß das alles, bitte, verdirb mir nicht den Abend mit deinen schwerfälligen Philosophien, ich bitte dich. Ich fühle mich immer noch als Pilgrim — noch lange nicht als Bürger."

„Spotte nicht, mir ist's ernst."

„Ah, Spott? Wahrhaftig, mir ist's auch ernst damit! Ich habe keine Lust, darüber nachzusinnen, wie man Pferche bequemer ausstaffiert. Ich habe immer noch die Neigung, über die Hürde zu springen, besonders an mondhellen Nächten wie heute ..."

„Ich begreife dich nicht —"

„Sophron, du Guter, Kluger! Warum hast du einen so leichten Vogel zum Freund! Sei übrigens getrost, ich kenne ein paar helle Sterne, die zeigen mir den Weg nach einem sicheren Port. Ganz so ziellos, wie du denkst, bin ich nicht. Nicht nur gerade Straßen führen ans Ziel."

Die beiden Freunde waren während dieser Unterhaltung den Weg entlang gegangen, der rings um das Schloß führte. Sie befanden sich jetzt gerade einem kleinen Pavillon gegenüber, vor dessen Eingang ein Paar aus Stein gehauene Löwen lagen.

Den ganzen Dezember über hatte es geschneit. Die Landschaft lag da, in jenes zauberhafte Schneelicht getaucht, das den Gegenständen, den Bäumen und den kleinen Lusthäusern in den Gärten am Saum des Parkes und der Brücke, die in schöngeschwungenem Bogen über den kleinen Fluß führte, ein magisches Aussehen gab. Am Himmel ballten sich neue Schneewolken zusammen, nur hier und da leuchtete ein Stern. Auf dem Weg vom Schloß her kamen zwei Frauen. Die eine war schlank und jung, die andre hatte die üppigen, reiferen Formen der Frau von dreißig Jahren. Sie tuschelten und lachten miteinander. Die Aeltere hob ihre langstielige Lorgnette an die Augen und rief: „Sieh da, Sophron und Achill — ja, der schöne Achill —, da werden wir keinen verlorenen Abend haben!" Sie bückte sich, formte einen Schneeball und zielte nach den beiden Freunden. Und er erreichte sein Ziel. Er flog Achill Büchner gerade in den Nacken. Erschrocken drehte er sich um. Nun begann sie eilig noch mehrere Bälle abzusenden, indem sie laut lachend einen scheinbaren Rückzug antrat.

Die andre, Schlanke, stand etwas abseits neben einem Laternenpfahl. Das weißliche Licht beschien ein feines, blasses Gesichtchen. Sie schien sich von dem Treiben ihrer Begleiterin mehr aus Schüchternheit und Zaghaftigkeit fernzuhalten, als aus Widerwillen.

Als die beiden jungen Männer nahe genug herangekommen waren, ging die Angreiferin lachend und drohend noch einige Schritte rückwärts.

„Du hier, Melanie?“ rief Sophron. „Ich denke, du bist Erzieherin in England? Sagtest du mir das nicht damals, als wir deinen Bruder begruben?“

„War ich doch auch!“ antwortete Melanie, den Schnee von den Händen klopfend. „Und wenn du willst, erzähl' ich dir die ganze Chose. Zwei Jahre war ich dort! Wie die Zeit vergeht! Uebrigens das hier ist meine kleine Freundin Madlaine von Mirandola, und das ist ja wohl dein Freund Achill Büchner, ich kenne ihn freilich nur vom Sehen, — kommen Sie doch näher, Sie!“ Sie winkte mit ihrem weißen Muff und rückte etwas vor.

Sophron war augenscheinlich unangenehm berührt von diesem unerwarteten Ueberfall. Er zuckte ungeduldig mit den Achseln, aber was half das, Melanie faßte ihn einfach sehr kordial unter und fuhr ihm mit dem Muff, den sie in der Hand hielt, über das Gesicht: „Mein Gott, hab dich nicht so steif, als ob du einen Laternenpfahl verschluckt hättest!“

Während Sophron auf Melanie einredete und ihren Uebermut als vollkommen unpassend tadelte und diese ihm lachend jedes seiner Worte parodierte, hatte Achill das schlanke Mädchen ins Auge gefaßt, das schüchtern und verlegen beiseite stand. Seine schönheitsdurstigen Augen hingen voll Bewunderung an dem feinen Kinde, das mit scheuen und doch so begehrlichen Blicken dem Vorgang zusah.

Sophron sträubte sich immer noch gegen die vergewaltigende Art Melanies. Aber da half kein Sträuben. Da gab es feine Fäden, die waren vor Jahren eingeschlagen und bildeten eine jener Ketten, die Schlingen und Widerhaken mit sich führen. Sie forderte dreist und sichtlich ungeduldig Achill auf, doch Madlaine unterzufassen: „Es ist so glatt auf diesen abschüssigen Wegen im Park — begleiten Sie uns, meine Herren!“

Achill machte eine Verbeugung vor dem schweigsamen Kinde. Ihm war dies kleine Zwischenspiel nicht unwillkommen. Er hielt es für geboten, ritterlich zu sein und den Wünschen Melanies einstweilen nachzukommen, man konnte ja immer noch, wenn es nötig schien, einen Rückzug antreten. Während nun Sophron und Melanie die Ahornallee hinabgingen, sagte Achill zu seiner Begleiterin:

„Ich bin nicht so glücklich wie mein Freund, jene Dame näher zu kennen, ich war viele Jahre fern von der Heimat; sind Sie näher befreundet mit ihr?“

Madlaine errötete. Es fiel ihr schwer, den achtungsvollen Ton des fremden Mannes hinzunehmen, ebenso zu antworten, denn wer hätte jemals so mit ihr geredet? Dann aber sagte sie nach einigem Zögern mit einer weichen, wohltönenden Stimme und jenem einschmeichelnden Singen der Thüringerin: „Ich muß es Ihnen lieber gleich sagen, ich bin ja die Lene Binder vom Brühl. Mein Vater ist der Photograph Binder, und Melanie hängt mir nur immer solche Namen an. Melanie ist eine Freundin von der Schwester meiner Mutter.“

Achill lächelte über die naive Ehrlichkeit des Mädchens und ließ sich weiter von ihr erzählen, daß der große Federhut und ein Teil ihres Putzes von Melanie geliehen sei: „Erst wollte ich wirklich nicht,“ entschuldigte sie sich mit verlegenem Lächeln, „aber es macht so Spaß, auch einmal so fein gekleidet zu sein, und Vater war heut wieder so — so“

Melanie, die diese letzten Worte gehört hatte, drehte sich ärgerlich um und rief: „Kind, belästige doch den Herrn Doktor nicht gleich mit Familiengeschichten! Gott,“ fuhr sie, stehen bleibend, Sophrons Arm loslassend, zu Achill gewandt fort, „es ist das erstemal, daß sie unter Menschen kommt.“

Ja, es war das erstemal, daß sie „unter Menschen“ kam. Sie wußte mit ihrem ungelenken Wesen nicht recht wohin. Sie hing sich verlegen und schwer an Achills Arm, denn es ging ein wenig steil bergab. Man war auf dem freien Platz vor dem Schloß angelangt, von dem aus die Freunde vor wenigen Augenblicken ihre Wanderung angetreten hatten. Melanie kannte eine gemütliche Konditorei in einer der steilen Gassen, da konnte man bei einem Glas Punsch noch einige Abendstunden gemütlich verbringen. Nach einigem Zögern ging Sophron auf ihren Plan ein.

Sie hatte ihm unterwegs allerlei von jenen Zeiten in das Gedächtnis zurückzurufen, da er als junger Student in Leipzig bei ihrer Mutter wohnte, mit ihrem verstorbenen Bruder und ihr Freundschaft schloß, und da fingen einige Gefühlssaiten seiner Seele an zu schwingen, um jener ersten frohen, unschuldigen Stunden willen gab er nach, nicht ahnend, daß Melanie im Innern lächelte über ihren leichten Sieg.

Nun saßen sie in der kleinen Hinterstube der Konditorei als die einzigen Gäste. Lene kam sich sehr vornehm auf dem roten Plüschsofa vor. Niemals vordem war sie in einer Konditorei gewesen. Sie versuchte ängstlich, sich in allen Dingen nach Melanie zu richten. Diese führte einstweilen das Wort. Gott, was hatte sie alles in diesen zwei Jahren jenseits des Kanals erlebt! Sie erzählte so eifrig, sie merkte gar nicht, daß Sophron gedankenvoll und geistesabwesend in sein Glas sah und die kleinen Dampfwölkchen mit seinem silbernen Teelöffel zerschlug und sich ärgerte, daß er heute abend „ziellos“ gehandelt hatte. Sie berauschte sich an ihren eignen Phantasien und hatte allein in

Lene eine dankbare Zuhörerin, die staunend und bewundernd alle diese Erlebnisse mit Lords und Herzögen und Grafen auf sich wirken ließ und leise seufzte. Achill hatte sich in einen Sessel zurückgelehnt und sah die feine Nackenlinie seiner schlanken Nachbarin an und das liebliche Profil dieses kleinen Köpfchens — diese zarten Schultern.

Er phantasierte auch, während Melanies Worte nur wie ein summendes Geräusch an sein Ohr schlugen. Da erstand vor seinen Augen das wunderliebliche Bild einer schlanken weißen Göttin. Und er zog in Gedanken den Pfeil aus dem blonden Haar, daß es in weichen Wellen herunterfiel. Er sah, wie diese Göttin ein schönes Menschenbild wurde und verlangend die schlanken Arme nach einem goldenen Apfel ausstreckte, der ihm von einem grünen Baum entgegenlachte.

„Wir müssen heim," sagte plötzlich Sophron in diese Träumereien hinein. Es war ihm ganz schwül geworden in dem Zimmer mit den verstaubten Portieren, dessen Fenster auf einen engen Hof gingen und das angefüllt war von einer unleidlich schlechten Luft, die sich mit dem Duft des minderwertigen Punsches und dem des fettigen Gebäcks vermischte. Er erhob sich und hatte dabei das Gefühl, als ob ihm die Aufgabe zufiele, Spinnennetze zu zerreißen, in denen man ein Seelchen fangen wollte. Und wie zum Hohn dachte er an seine hochtrabenden Worte, die er zu Achill gesagt hatte: „Ja, man hat doch ein Ziel und lebt für ewige Ideen, und das ist's, was den Mann ausmacht."

„Wir haben noch einen weiten Weg, bis wir am Ziel sind," erklärte er der fragend zu ihm aufsehenden Lene.

„Am Ziel." Melanie ärgerte sich, daß Sophron ein andres im Auge zu haben schien, als sie.

Achill sah die kleine Lene, als er ihr in den Mantel half, mit einem Blick an, der beide aufweckte, sie und ihn. Es war ein böses Erkennen und Aufwachen, wenn es ihnen anfangs auch süß vorkam. Nach wenigen Minuten standen sie draußen auf der dunkeln Straße. Nur das Schneelicht leuchtete.

Melanie Schotte wohnte im Osten, Lene im Süden. Sophron fühlte den unbestimmten Drang, begangene Fehler wieder gutzumachen, darum bot er jetzt plötzlich Lene Binder den Arm. Er richtete einen kalten, strafenden Blick auf seine alte Freundin und begegnete dabei ein Paar häßlichen, listig erstaunten Augen. Diese Augen schauten begehrlich in die graue Nacht hinein. Achill ging neben Melanie und hörte wie im Traum ihre Prahlereien und faden Witze mit an. Vor ihrer Haustüre verabschiedete er sich kurz. Brummend ging sie allein die knarrende Treppe hinauf. Mit sich selbst uneins, schlenderte Achill nach Haus.

Währenddem schritt Lene Binder mit Sophron sicher und wohl bewahrt die Lindenallee der Bürgerau entlang bis zum Brühl. Sophron ging mit Absicht langsam. Er hatte heute schon so viel Moralpredigten gehalten, hatte schließlich selbst noch an die Folgen vor Jahren begangener Sünden glauben müssen, und darum bemühte er sich, dem schlanken Vögelchen an seiner Seite ein Moralkettchen anzulegen. Ja, dieser Melanie, der wollte er das Handwerk legen! Er zog die Brauen hoch und begann:

„Wie können Sie mit einem so leichtfertigen Mädchen abends ausgehen. Daß es Ihre Cousine ist, darf nicht als Entschuldigung gelten."

Mit echt weiblicher Logik antwortete die Schlanke: „Ach, es ist gar nicht meine Cousine, es ist nur meiner Stieftante Freundin."

„Das ist ganz gleichgültig," fuhr Sophron unbeirrt fort, „ganz gleichgültig; wenn Ihr Vater —"

Lene ließ ihn nicht weiter reden, trotzig rief sie: „Warum gingen Sie nicht mit Melanie? Ihr Freund paßt viel besser zu mir. Er ist jünger und lustiger, und am Ende hätte er mich einmal zu einem Ball eingeladen! Ich möchte so gerne Bälle mitmachen und Gesellschaften, wie Melanie —"

„Sie sollten nur mit Ihren Eltern zu Balle gehen," sagte er abweisend.

„Mit meinen Eltern auf Bälle gehen?" Sie lachte belustigt.

„Was ist Ihr Herr Vater?" fragte Sophron.

„Mein Vater ist der Photograph Binder, — haben Sie nie von ihm gehört?"

„Wohl, wohl!" rief Sophron. „Theobald Binder! Er ist ursprünglich Maler! Er macht diese herrlichen photographischen Landschaftsaufnahmen von merkwürdigem Reiz. Der ist Ihr Vater? Aber wenn dieser Mann ahnte, daß Sie mit Melanie auf offener Straße Männer anredeten, mit dieser leichtfertigen Melanie Schotte." Er schüttelte den Kopf und sann darüber nach, was er eigentlich beginnen könne, um dies Kind auf rechte Wege zu bringen.

Lene schwieg einen Augenblick, dann sah sie ihn mit ihren hübschen Kinderaugen sehr ernst an, zog ihren Arm aus dem seinen, drückte fröstelnd den geborgten Muff an ihre Brust und sagte, den Blick von ihm ab nach den eilig dahinjagenden Wolken richtend: „Herr — Herr, ich vergaß, wie Sie heißen —"

„Sophron Reinfeld."

„Herr Reinfeld, Sie denken schlecht von mir. Ich glaube, Ihr Freund täte es nicht."

Sophron seufzte. Achill und wieder Achill; wohin er auch kam, flogen ihm die törichten Mädchenherzen entgegen. Lene fuhr fort: „Man ist jung und will

sein Vergnügen haben. Melanie sagt auch, es ist dumm, immer nur schuften und gehorchen und zu Haus sitzen. Und niemals Tanz und Musik und ein wenig Plaisier!"

„Wenn Sie Freuden haben wollen, so sollten Sie diese nicht heimlich hinter dem Rücken Ihrer Eltern und vor allen Dingen nicht gemeinsam mit Melanie suchen; ich werde einmal mit Ihrem Vater reden, ich halte das für meine Pflicht."

Sie waren an Lenens Haustür angekommen. Während er ihr mit dem Schlüssel, den sie ihm hinreichte, die Haustür aufsperrte, sagte sie bittend, mit einem leisen Zittern in der Stimme: „Ach, sagen Sie meinem Vater nichts, Sie ahnen ja nicht, was dann geschieht!" Und sie bettelte so lange, bis er zu schweigen versprach, wenn sie geloben wolle, Melanies Umgang zu meiden. Sie gelobte es zögernd, und er hatte das unbestimmte Gefühl, daß ein unter solchen Umständen abgegebenes Versprechen keinen großen Wert habe, und schlug verstimmt und gedankenvoll seinen Heimweg ein.

Lene Binder ging leichtfüßig die Treppe hinauf, ein wenig zitterten ihre Knie. Wenn dieser Sophron Reinfeld nun doch ihrem Vater alles erzählte? Ach, was war das für ein Leben! Dank der Fürsorge ihrer Mutter, die die Flurtür nur angelehnt hatte, kam sie unbemerkt in ihr Stübchen. Wenn sie nun auch mit diesem alten, steifen Brummbär heimgehen mußte — nun, sie hatte immerhin in einer Konditorei gesessen.

Sie beschaute sich mit hochgehobenem Licht in dem kleinen, schmalen Spiegel über ihrem ärmlichen Waschständer. Knax, da ging der Zylinder entzwei! Ach, es war ja auch alles so entsetzlich ärmlich hier — an Melanies Spiegel waren Flügelleuchter — seufzend zog sie die schönen geborgten Kleider aus und kroch fröstelnd unter ihre blaugewürfelte Bettdecke.

Zweites Kapitel

Sophron steckte sich, zu Haus angekommen, eine Zigarette an und legte sie halb geraucht weg. Mißmutig stand er auf und schalt sich laut einen Esel. Er zog seine Uhr hervor und sah, daß es eine Stunde vor Mitternacht sei. Einen Augenblick zauderte er, dann öffnete er die Tür, ging leise einen langen Gang herunter bis zum Zimmer seiner Schwester. Ein matter Streifen Licht, der durch die Türspalte drang, zeigte ihm an, daß sie noch wach sei. Er klopfte. Eine dunkle Stimme rief ein gedämpftes „Herein!"

„Ich sah von der Straße aus schon dein Licht; was beginnst du eigentlich so spät noch?"

„Ich schrieb einen Brief, und ehe ich das tat, träumte ich von ganz dummen Dingen, Dingen, die ich gern erklärt haben möchte. Aber wie soll ich mit dir davon reden —"

„Kleine," sagte er zärtlich, die Hand auf ihren braunen, welligen Scheitel legend, „du weißt doch, daß du mir alles sagen kannst, rede also."

„Es ist schon spät," warf sie zagend ein. „Vielleicht wird die Mutter ärgerlich, wenn sie merkt, daß wir wieder so lange aufbleiben —"

„Du suchst Ausflüchte, Renate, und nun will ich es wissen!"

Er hatte sich auf einen Diwan geworfen und legte die Arme unter den Kopf. Renate zog einen niedrigen Stuhl zu ihm hin, und die Hände um die Knie gefaltet, sagte sie träumend: „Gibt's zweierlei Liebe, Sophron?"

„Wie kommst du darauf, Kind," sagte er, in die Höhe schnellend. Er gab seine liegende Stellung auf, setzte sich seiner Schwester gegenüber, schlug die Beine übereinander und stützte sein Kinn in die Faust.

„Das ist doch keine Antwort!" rief Renate.

„Zweierlei Liebe," sagte er dann langsam, „zweierlei? Nein, aber tausenderlei Liebe! Für jeden eine andre Art, für manchen keine, und es soll Leute geben, die an einer einzigen sterben — das sind seltene Ausnahmen —, sie gehören ins Fabelreich, jedenfalls sind's Esel."

„O, so meint' ich es nicht," rief das schöne Mädchen, „so nicht! Ich meine: könntest du zwei Frauen gleichzeitig lieben, ich dachte so: eine mit der Seele, die andre mit den Sinnen?"

„Also meintest du, man könnte Seele und Sinne voneinander trennen?"

„Du willst mir nicht antworten," sagte Renate. „Ich merke das an deinem ganzen Wesen. Meine Frage bewegt dich, und doch hast du nicht den Mut, sie tiefer zu fassen. Du wirst gleich wieder, wie schon so oft, zu mir sagen: ‚Kind, greife nicht ins Licht, du verbrennst dich!' Ich bin aber kein Kind mehr! Ich fasse auch gar nicht in des Lichtes Flamme, sondern trage es behutsam auf einem Leuchter. Und du sollst es mir nicht ausblasen, ich werde die Hand schützend davorhalten."

„Gut, mein Kind, tue das," sagte Sophron. „Aber es ist wirklich unsinnig, Lichter am hellen Tage anzuzünden. Man nennt das: dem Tag die Augen ausstechen. Deine Fragen sind wie Lichter am hellen Tage. Antworten andrer Leute darauf machen dir die Frage nicht klarer, und der Tag wird von einer Kerze nicht heller. Erlebe deine Frage, das Leben gibt freilich oft unerbittlich harte Antworten."

Renate stand auf: „Ausflüchte! Du scheust dich,

mir eine knappe Antwort zu geben. Aber du unterschätzest mich. ‚Siehe, das Weibergeschlecht strich sich den Traum von der Stirn.‘“

Sophron schaute betroffen auf das Mädchen, das jetzt vor einer Clythia-Büste stehen blieb, nachdem sie einigemal im Zimmer auf und ab gegangen war.

„Wegewarte,“ sagte sie träumend, „arme Wegewarte, stehst stanbig am Weg und schaust sehnsuchtsvoll nach dem Lichtspender, dem schöngliedrigen, dem Sieghaften! Du liebtest ihn mit Seele und Sinnen!“

Sophron sprang auf, legte die Hand auf Renatens Schulter und rief: „Willst du mir nun, bitte, erzählen, was dir widerfuhr?“

Renate sah den Bruder fest an. Sie senkte ihre schönen großen Augen in die seinen und schüttelte den Kopf: „Nein, mein Freund, solche Erlebnisse erzählt man nicht einem Mann, selbst dann nicht, wenn er unser Bruder ist. Aber sie eröffnen dem Mädchen Aspekte in ein düsteres Reich, ich möchte dahinein mit Fackeln leuchten! Spare jede weitere Frage, aber wisse, ich ging um viele Zoll gewachsen aus diesem Erlebnis hervor.“

„Du sollst schlafen gehen, Renate! Und leuchte nicht mit Fackeln dahinein, das ist nicht heilsam. Gute Nacht!“

Die Geschwister trennten sich.

Sophron lag bis zum Morgen schlaflos. Allerlei hatte ihn heute aus dem Geleise geworfen. Der Tag, den er mit einem Loblied im Munde auf hohe Ideale beschließen wollte, war durch den Schneeball einer lustigen Freundin früherer Tage anders ausgeklungen, als er wollte. Und dann dies Mädchen! Das sich den Traum von der Stirne strich — und das seine Schwester war. Was hatte sie nur erlebt, seine stolze Renate? War's ein zerflatterter Jugendtraum oder gab's ein zersprungenes Herz? Er seufzte. Und er schalt sich, daß er nicht genug um die Schwester gewesen sei, sondern seine Tage auf der Bibliothek verbrachte, um alte Scharteken zu durchstöbern. War's nicht am Ende eine Sünde, alten Liederschätzen und Urkunden nachzusuchen, anstatt die Lebensmelodie einer Schwester von Mißtönen reinzuhalten? Ach, er hatte noch nicht gelernt, eines tun, ohne das andre zu lassen.

Renate ging noch nicht schlafen. In einen alten Lehnstuhl zurückgelehnt überdachte sie noch einmal die Erlebnisse des Tages. Und sie meinte seufzend: ‚Warum gibt es Janusköpfe? Warum mußte ich das an Achill erleben? Waren wir uns nicht gut von Jugend auf? Wir haben uns im fröhlichen Spiel ohne Vor- und Nachgedanken die Hand gereicht.‘ Gestern auf dem Ball, als sie sich nach langer Trennung wiedersahen, da hatte mehr in seinem Blick gelegen, als die Freude jener Kindertage. Sie hatten erkannt, daß Herz und Seele zusammenstimmen. Er hatte ihr gesagt, wie ihn das beglücke, erhebe, ermutige, zu Taten anspornen werde. Und wie sie die Fäden zerreißen wollte, die sich von Seele zu Seele spannen, da rief er in seiner frohen Art: „Verbiete du dem Seidenwurm, zu spinnen!“

Aber sie hatte nichts mehr dagegen getan. Er hatte sie eingesponnen in ein Netz von süßen Hoffnungen und lieben Gefühlen. Sie hatte es geduldet, sie, die sonst Feind jeder Fessel war. Sie dachte weiter. Wie war die Winternacht so klar, voll klingenden Frostes, die weiße Welt ringsum. Und der alte Park, den sie durchschritten, belebt von Erinnerungen an eine gemeinsame Kinderzeit und an große Menschen, die den Geschlechtern Führer gewesen waren. Wolken jagten manchmal pfeilschnell über den Mond, der warf lange Schatten über ihren Weg, Schatten, die minutenlang alles in Dunkel hüllten, dann erglänzte wieder alles in silbernem Licht. Die Löwen, die vor dem Eingang des Schlößchens lagen, das einst eine schöne Fürstin bewohnt hatte, schienen zu leben, so weich umfloß sie das Mondlicht. Bewundernd blieben sie stehen, vergessend, daß Mutter und Bruder weitergingen. Da hatte er ihre Hand genommen, ihren Namen genannt, fragend und heischend. Sie hatte ihm die Hand nicht entzogen. So waren sie hinter den andern dreingegangen, und seine Worte waren wie froher Siegesjubel gewesen. „Immer war ich einsam, Renate, in dieser Welt, nun bin ich es nicht mehr!“ Wie klang das Wort „Auf Wiedersehen!“ im Jubelton!

Und was hatte ihr der heutige Abend gebracht.

Sie hatte wieder den Park durchschritten. Von einer Freundin kommend, war sie vor den Löwen stehen geblieben, einen großen Glücksgedanken im Herzen. Und dann? Sie schlug die Hände vor das Gesicht. Zwei leichtsinnige Grillen, zwei Lachtauben kamen des Weges geflattert, und sie sah auf ihrem unfreiwilligen Lauscherposten, wie ein neuer Faden gesponnen wurde, um ein Herzchen zu fangen: „Verbiete du dem Seidenwurm, zu spinnen!“ sie sagte es mit einem bitteren Lachen. Und nun war nichts geblieben, als eine große Oede und ein wehes Fragen.

Und Sophron? Sie ging zum Fenster und öffnete es weit. Er hatte denselben aufdringlichen Geruch in seinen Kleidern mit heimgebracht, der zu ihr geflogen war, als sie bei den Löwen stand und zwei lachende Paare an sich vorbeigehen sah. Dann ging sie nebenan in ihr Schlafzimmer. Auch sie hob das Licht hoch und beleuchtete ihr Gesicht: „So sieht eine aus, die in einen Abgrund schaute.“ Auch sie schauerte leicht zusammen, dann ging sie zu Bett. Sie zog die seidene

Decke über sich, ließ das Licht brennen und starrte hinein mit heißen, brennenden Augen. Es brannte, bis es Tag wurde.

‚Ach, ich steche dem Tag damit die Augen aus,‘ dachte sie so müde, als der Morgen fahl durch die Fenster schien.

Auch Achill hatte kaum geschlafen. Was war doch alles von heißem Begehren und ärgerlichem Grollen durch seine wachen Träume gezogen. Renate — ja, wie machte ihn ihre Liebe stolz! Und wenn er sie erst in sein Haus führte, in das alte Haus, das er nun bald zurechtbauen wollte für sie, und das Wanderleben aufgeben — ja, das wollte er. Man verlangte nun einmal von ihm, als einem der reichsten Grundbesitzer des Landes, daß er seßhaft werde, die Familie fortpflanze und sich für das Wohl des Staates abmühe. Ein Leben in Gemeinschaft mit der schönen Renate Reinfeld — er dehnte sich behaglich und lächelte —, wie schön sie war, dies braune Haar, diese königliche Gestalt. Aber da fiel ihm diese kleine schlanke Blonde ein — so ein süßes Ding! Er lächelte auch jetzt behaglich, wenn er an ihre bittenden Augen dachte, so ein armes Dingelchen, so sehnsüchtig nach ein wenig Glück und Licht ausschauend — konnte man so etwas unbeachtet am Wege stehen lassen?

Ja, so waren sie nun, diese Frauen, was hatten sie ihm doch nicht schon zu schaffen gemacht! Die Blonden und die Braunen, die herben Keuschen und die naiven Verliebten. Ah, und dieser gute Sophron — pfui, wie kam er eigentlich dazu, über diesen braven Ehrenmann, seinen besten Freund, so spöttisch zu lächeln? Ah — ja, man hatte seine kleinen und großen Qualen. Endlich schlief er ein mit dem Gedanken an beide, seinem alten Ausspruch treu, daß ihm Rosen und Lilien gleich lieb seien. Und er schlief noch, als schon die Sonne in sein Zimmer schien und eine feste Hand ihn schüttelte. Sophron war's. Achill setzte sich im Bett auf und spottete lachend über die weise Moral des Freundes: „Alter Puritaner! Hast du sie wohlbewahrt heimgebracht, die kleine Katze? Nun, ich muß gestehen, gestern abend war ich etwas ärgerlich auf dich,. aber, mein Gott, heut ist halt auch noch ein Tag —“

„Du solltest doch endlich —“

„Vernünftig werden,“ fiel Achill ein. „Aber ja doch, ich bin ja auf dem besten Weg dazu, — aber warum soll sich denn die Vernunft von allem süßen Liebreiz lossagen? Ist die Kleine nicht ein entzückendes Ding?“

Sophron seufzte.

Achill lachte laut und fuhr fort: „Da nimm dort das braunrote Buch und lies so lange darin, bis ich mich angekleidet habe. ‚Wirklichkeiten‘ heißt es, ganz meine Weltansicht.“

Sophron antwortete nichts, sondern stand stumm am Fenster und sah hinaus in die Winterlandschaft, die so weiß und still vor seinen Blicken lag. Dann sagte er mehr für sich: „Ich hätte diese Melanie, diese lästige Schmeißfliege, abschütteln sollen, sie hinderte mich schon einmal daran, mir selbst treu zu sein.“

„Alter Philister! So viel ist doch die ganze Angelegenheit nicht wert. Auch ist es dir ja gelungen, für gestern abend gelungen, ihre Seele zu retten. O, du getreuer Eckart!“

„Bitte, laß deinen Hohn!“ rief Sophron ärgerlich. „Ich wünschte dir, du sähest einmal ein Mädchen, das sich den Traum von der Stirn strich und Fragen stellte.“

Achill hatte inzwischen seinen Anzug beendet, steckte sich eine Zigarette an, und nachdem er einige Züge genommen hatte, rief er: „Ein Mädchen, das sich den Traum von der Stirn strich! Freund Sophron, du redest, wie schon oft, in Rätseln, die ich nicht raten kann. Mir fiel gestern ein Lied des alten Justinus Kerner ein, hör zu:

‚Was wär' die Erde ohne Frauen,
Das fühlt das Herz, wär's Auge blind!
Ein Garten wär' sie anzuschauen,
In welchem keine Blumen sind.
Sie wär' ein Tag, der ohne Sonne,
Wär' eine Nacht ohn' Sternenlicht.

Preis jedem Tag, an dem gegeben
Gott dieser Welt ein weiblich Kind.‘

Ja, mein Alter, so ein weiblich Kind ist diese kleine Madlaine, oder sagen wir lieber Lene, und ich finde es ganz unnötig, daß sich Mädchen den Traum von der Stirne streichen.“

„Man wird in Zukunft mit dieser Tatsache rechnen müssen.“

„Ich liebe das Leben, stör mich nicht! Geh mir aus der Sonne!“

Sophron stand ärgerlich auf, nahm Hut und Handschuhe und sagte kurz: „Also leb wohl!“

Drittes Kapitel

Rohreis hing an Baum und Strauch, und die Wintersonne stand hell am Himmel. Ein Funkeln und Glitzern lag über dem Park. Renate beschattete die Augen mit der Hand, als sie sich jetzt erhob, um die spiegelglatte Fläche des Teiches mit den Schlittschuhen zu überfliegen. Sie legte weit aus und flog in großen Bogen dahin. Das tat gut nach dieser Nacht, in der Gefühle ihre junge Seele durchzuckt hatten, die ihrer herben Natur widerstrebten.

Es befand sich außer ihr niemand in so früher Morgenstunde auf dem Teich. Das liebte sie, so einsam sich zu tummeln. Als sie das jenseitige Ufer beinahe erreicht hatte, sah sie einen auffallend langen, in einen flatternden Havelock gekleideten Mann am Ufer stehen, der ihr etwas zurief, das sie nicht verstand. Er machte mit den Händen Zeichen dazu. Sie blieb einen Augenblick stehen, denn der Lange kletterte die Böschung herab und kam auf sie zu. Als er vor ihr stand, schob er seinen breitrandigen schäbigen Hut und rief lebhaft: „Meine Gnädige, Verzeihung, Binder ist mein Name! Sie muß ich haben. Bitte, nur einen Moment halten Sie stille — bitte! Ich beobachte Sie schon eine ganze Weile. Was ist das für ein Genuß! Diese Ruhe in der Bewegung und diese leise nachzitternde Bewegung in der Ruhe — prachtvoll einfach!“ Renate starrte den Langen einen Augenblick erschrocken an. Dann sah sie sich hilfesuchend um, ob irgend jemand in der Nähe sei, dem sie sich zugesellen könnte, da ihr der Alte unheimlich vorkam. Ehe sie antworten konnte, fuhr der Lange fort: „Oder kommt es Ihnen wie eine Hinrichtung vor?“

„Aber was wünschen Sie denn von mir?“ fragte Renate.

„Photographieren möchte ich Sie, Gnädigste; ich befinde mich auf der Jagd nach Winterlandschaftsbildern.“

„Aber man läßt sich doch nicht von jedem im Bilde fangen!“ rief Renate abweisend.

Der Lange lachte: „Fein, fein! Im Bilde fangen — Ja, sehen Sie mal, ich fang' mir da so allerhand ein, was mir gefällt, und mir gefällt nur das wahrhaft Schöne! Darum vergeud' ich viel Zeit und schaffe wenig.“

Er trat näher hinzu und holte aus der Seitentasche seines langen Mantels eine Handvoll Photographien und hielt sie Renate hin.

„Sehen Sie, ob ich Geschmack habe, ob ich etwas kann. Ah, das Licht ist ein großer Maler. Unerbittlich wahr ist es. Eine Klägerin und Richterin. Sehen Sie diese Fratze, was erzählt sie alles von Jahren und Taten, von Erlebnissen und Geschehnissen, die über jenen Menschen kamen, der ihr Träger ist, auf dem Weg von keuscher Schönheit bis zur Häßlichkeit. Und ganz sind die Grundlinien einstiger Schönheit heut noch nicht verwischt, und ist doch heute nichts mehr als ein großer Haufen Dreck und Laster — ha — o. So etwas ginge der Nachwelt verloren, so eine gewaltige Predigt, wenn sie Theobald Binder nicht einfinge im Bilde. Und hier, passen Sie mal auf, — haben Sie schon einmal etwas Lieberes gesehen als diesen Lümmel da, der sich von der Sonne seinen Knabenleib nach einem wohligen Bade trocknen läßt? — Und hier, dies ist meine Lene, wie sie Wäsche auf die Leine hängt; schön ist das Ding, schön! Sehen Sie diese jungen, keuschen Linien — wie sie den Arm strafft, und hier die Rundung des jungen Busens. Das Hemdchen ist schon ein wenig eng und das Röckchen hat sich gelockert — ja, so ein keuscher, junger Leib, so eine Menschenknospe, was gibt's Schöneres! — Und nun,“ fuhr er bittend fort, „fliegen Sie ein wenig vom Ufer fort, nur hundert Schritt, und stehen Sie still, so in lauschender Haltung wie vorhin, wie ich Sie zuerst sah. Da lauschten Sie auf das Klingen des Frostes, ich kenne das —“

„Und was wollen Sie mit dem Bilde machen?“

Der Lange sah sie eine Weile schweigend an, dann sagte er: „Ich werde es nicht schänden!“

Renate überlegte nicht lange und tat ihm den Gefallen. Sie freute sich nun beinahe, daß sie dem alten Sonderling eine Bitte erfüllen konnte. Ehe sie noch recht wußte, wann und wie, hatte er sie eingefangen. Er dankte ihr mit warmen Worten und dann, schon im Fortgehen begriffen, wandte er sich noch einmal um und gab ihr das Bild seiner Lene.

„Da, Gnädigste, zum Dank!“

Renate nahm das Bild an sich und dankte ihm erfreut.

„Gnädigste, Ihre Adresse, ich werde Ihnen doch ein Bild schicken müssen.“

Renate gab ihm belustigt ihre Adresse.

„Ja,“ sagte der Alte gedehnt, „Renate Reinfeld? Ihr Vater — ist tot, aber grüßen Sie Ihre Frau Mutter von mir, wenn wir auch nur einmal zusammen an einem offenen Grab standen. Sie wird sich meiner wohl noch erinnern.“

Er verschwand im Gebüsch, das den Teich umgab. Renate sah ihm nach, wie er mit langen Schritten und wehendem Mantel über den Parkweg ging. Wer war Theobald Binder — nie hörte sie von ihm.

(Fortsetzung folgt)

Am Ellwurth

Erzählung

von

Thusnelda Kühl

(Fortsetzung)

Einundzwanzigstes Kapitel

Die Dürre hielt an, und die Landwege waren so hart und glatt, daß man den Weizen darauf hätte dreschen können, auf den Fennen zerriß der Erdboden, und die Ochsen stießen sich am sonnverbrannten Boden das Maul blutig. Mancher Bauer stand schweren Herzens vor der leeren Tränkkuhle und mußte sich bequemen, Wasser in Tonnen hinauszufahren. Allgemein ward die Klage, daß das Gras knapp werde. Die Fettviehmärkte wurden stark beschickt, das Vieh aber erzielte keine Preise — das war der Durchschnittszustand dieses Sommers. Nur die Bauern, die niedriggelegenes Weideland besaßen, sangen ein fröhlicheres Liedlein, denn ihre blanken, fetten Rinder waren ihnen nur für viele blanke Taler feil.

Ellwurth besaß zwar auch ein paar Demat Tiefland, die „Niederfenne" genannt, aber was wollte das besagen gegenüber dem vielen hohen Weideland, dessen schwerer, fetter Boden nun gerissenem Backsteingrund glich!

Was Dietrich Tetens seinem alten Herrn geklagt hatte, das traf zu — Anna Fresendelff zuckte zusammen, wenn er vom Markte wiederkehrte und ihr den Erlös hinzählte. „Wir haben für die Shorthorns aus der Niederfenne die höchsten Preise erzielt, Fräulein Fresendelff, daß die andern nicht ins Geld kamen, war nicht zu ändern, andern Leuten geht's nicht besser."

„Ich weiß, ich weiß, Herr Tetens," erwiderte sie heftig, und er sah ihre stolze Sicherheit vor seinen Augen zerbröckeln. Wohl fühlte sie seinen fragenden Blick, aber sollte sie ihm denn sagen, daß auch die glänzendsten Einnahmen nicht aufkommen würden gegen die Zinsen, die zu zahlen waren?

Mit Worten sagte sie es nicht, aber er schien ein derartiges Bekenntnis von ihren Mienen zu lesen. Achtungsvoll trat er näher, sah sie mit seinen schönen ernsten Augen treuherzig an und fragte: „Haben die Stimmen recht, die da sagen, Fräulein Fresendelff säße sehr schwer davor?"

Sie will auffahren, bezwingt sich aber und wendet sich stumm von ihm ab, als wolle sie nach der Uhr sehen, deren metallenes Zifferblatt matt durch die Dämmerung blinkt.

Er ist wieder zurückgetreten, seine straffe Haltung scheint ihr zu sagen, daß er sich des Abstandes zwischen ihnen bewußt ist, und daß er keinen Versuch wieder machen wird, ihn zu überbrücken.

Sie aber tastet unschlüssig über den Schreibtisch, preßt dann die eine Hand gegen Stirn und Augen und schiebt ihm mit der andern das Buch ihrer Sorgen hin.

„Lesen Sie selbst, und dann sinnen Sie auf Rat."

Er trat ans Fenster und begann beim letzten Tageslicht die Posten zu durchforschen, sie sah nur ab und zu auf, dann sank ihre Stirn zurück in ihre Hand. Sein unbewegliches Gesicht verriet nicht den Eindruck, den ihm das Gelesene machte. Das wollte ihr anfangs als Beruhigung erscheinen, dann aber fiel ihr ein, daß die Menschen dieses Landes ja alle so eherne Mienen trügen.

Endlich war er fertig. „Die Zinsen fressen Sie auf, Fräulein Fresendelff — so kann's nicht weitergehen, denn so steuern wir mit vollen Segeln auf den Ruin los."

„So raten Sie Besseres," forderte sie herrisch und ungeduldig und begann, den Raum zu durchwandern.

„So schnell geht das nicht." Seine Blicke folgten nachdenklich der hellen Gestalt, die stets so stolz und aufrecht gewandelt war und nun das Haupt beugte unter der Faust der Sorge. „Seien Sie versichert, daß mir Ellwurth fast ebenso sehr am Herzen liegt als Ihnen, und vorläufigen Rat will ich beschaffen, so gut ich's vermag, nur überlegen muß ich mir die Sache, übers Knie brechen kann man sie doch nicht."

„Wollen Sie morgen zu Markt?" fragte sie zögernd.

„Gewiß, die Eiderfenne ist zu stark beschlagen, die Jüten müssen fort, sie sind leidlich."

„Mir wird der Tag lang werden, bis Sie Rat bringen," seufzte sie und sah mit traurigen Augen hinaus auf die stille Werft.

„Das können Sie heute noch nicht wissen," tröstete er. „Man muß nicht immer vorausSorgen."

Sie lag schlaflos diese Nacht und erwartete den Morgen. Als sie früh die Tür des Verwalterhäuschens gehen hörte, erhob auch sie sich und ging an ihres Tages Geschäfte.

„Und es wird doch ein langer Tag," murmelte

sie vor sich hin, als sie ihren Morgenimbiß verzehrte. Wenn sie es sich freilich recht überlegte, so waren alle die Tage, an denen Dietrich Tetens fort war, endlos lang. Hanne war schweigsam und übertrieben bescheiden, die Magd kam für ein Gespräch nicht in Betracht, und von den umwohnenden Bauern kehrte nicht oft einer freundnachbarlich ein. Das Fräulein von Ellwurth war ihnen zu fein, dazu eine Fremde! Allen Elementen, die nicht unter ihren Augen dem heimatlichen Marschboden entstiegen waren, standen sie mißtrauisch gegenüber. Anna Vena war allemal froh, wenn sie den gemütlichen Rauch von Dietrich Tetens' Pfeife wieder auf dem Hofe spürte.

So lang indessen, wie sie gefürchtet, ward dieser Tag der Sorge doch nicht. Er ward nämlich gekürzt durch das seltene Ereignis, daß ein Gast auf Ellwurth erschien. Es war der ausländische Herr mit den beiden Doggen, der im schönsten Vormittagssonnenglanz über die Werft schritt und nach kurzer Umschau die Dame des Hauses im Gemüsegarten entdeckte.

Die erschrak nicht wenig, als ein frohgemutes „Guten Morgen, mein Fräulein" an ihr Ohr klang und Herr Oskar Verbeeks stattliche Gestalt an ihrem Zaun emporwuchs.

„Putzen die Königinnen selbst ihr Gemüse?" scherzte er.

„Hierzulande, ja! Indessen, darf ich fragen, ob Ihr Kommen mir gilt oder dem Verwalter?"

„Das erstere, meine Gnädige," erwiderte der Amerikaner, nochmals an den Strohhut tippend.

Sie hob mit der einen Hand den mit Schoten gefüllten Korb empor und raffte mit der andern das helle Morgenkleid von den Füßen, denn es hatte stark getaut in dieser Nacht zum Heil der Gärten und Fennen.

So wanderte sie an seiner Seite dem Hause zu, einen halben Schritt vor ihm her, daß er ihre Gestalt, ihr braunes Haar bewundern konnte.

Also das war Volkert Fresendelffs Tochter! Und das war der Besitz, den der Schiffbrüchige ihr gerettet! Er blickte bald auf den stolzen Hauberg, bald auf das Mädchen und schüttelte verwundert den Kopf. Vor der lindenbeschatteten Haustür bot Anna Vena dem fremden Manne Gastfreundschaft, ein Glas Milch, das sie selbst aus dem Keller holte, denn Mite war im Heu und Hanne käste.

Er fragte beiläufig, wie ihr die Partie nach dem roten Hauberg bekommen sei, hatte aber augenscheinlich mehr auf dem Herzen als den Wunsch, höfliche Erkundigung einzuziehen. Eine leichte Verlegenheit prägte sich auf seinem frischen Gesichte aus, indes er seine hellen, muntern Augen wandern ließ um Stein und Baum.

„Das also ist die Welt, in der Sie nun leben?"

„Meine Welt!" bestätigte sie stolz.

Er legte den Kopf ein wenig auf die Seite und sah sie wohlwollend an.

„Das möchte ich nun nicht behaupten, Fräulein Fresendelff — nur eine Station —, ich will nicht untersuchen, ob ein notwendiger oder ganz und gar überflüssiger Umweg zu Ihrer Welt."

„Wie dürfen Sie das sagen!" wehrte Anna Fresendelff hochmütig, indes eine Blutwelle über ihr Gesicht jagte und ihr Körper sich vorbeugte, als wolle er emporschnellen. „Sie kennen mich kaum!"

Ein überlegenes „Ach" war die ganze Antwort, erst nach geraumer Weile, während der er mit sich gekämpft hatte, fuhr der Amerikaner fort:

„Daß ich Volkert Fresendelff von alters her kenne, da ich Prokurist war in jenem kubanischen Hause, dessen Fundamente zu Ihrem Unheil wankten, mein Fräulein, will ich nicht als berechtigend zu solcher Urteilsbildung anführen, aber daß ein Mensch, der so wie ich die Weiten der Erde durchschweifte, sich ein leidliches Maß von Menschenkenntnis erwirbt, werden Sie zugeben müssen. Schon als ich Sie sah im Hause meines Schwagers, und mehr noch, als ich mich an jenem Haubergsonntag mit Ihnen unterhielt, erkannte und schätzte ich Ihre Art, und mein Wille stand alsobald fest —" er hielt inne und sah sie abwartend an. Wenn er nicht so seelengut ausgeschaut hätte, so vertrauenerweckend und väterlich, das stolze Fräulein Fresendelff hätte ihm seine Rede wohl schwer verübelt. Nun aber vermochte sie es nicht und fragte mit heiterem Lächeln:

„Was hatte denn Ihr verehrungswürdiger Wille mit mir zu tun?"

„Möglichst viel — ich wünsche mir, wie ich es neulich schon im Scherze verlauten ließ, ein Weib — hab' es unter jedem Breitengrad gesucht und endlich hier zwischen dem vierundfünfzigsten und fünfundfünfzigsten ‚nördlicher' gefunden."

Das Lachen sprang wie ein Quell aus ihrer Brust — ein erlösendes Lachen nach so viel Ernst und Sorge.

„Sie haben lange nicht so gelacht, Fräulein Fresendelff," meinte der Amerikaner wohlgefällig und bat um die Erlaubnis, eine Zigarre anzünden zu dürfen, legte sie aber alsbald wieder beiseite, beugte sich vornüber und sah Anna Fresendelff in die Augen. „Wir wissen es ja beide," sagte er leise, „wie hier das Lachen stirbt, wie die Menschen starr und tot werden, dem Geiste dieses Landes aufgeopfert. Sie hätten meine Schwester früher kennen sollen, wie sie ganz Lachen und Frohsinn war, und den jovialen Pastor! Alles hin — man möchte dem gestorbenen Lachen blutige Tränen nachweinen —"

Der Amerikaner lehnte sich wieder zurück, blies blaue Rauchringel in die Luft und fuhr in ruhigem, sachlichem Tone fort: „Wir sprachen ja schon darüber, wie dieser Volksstamm so werden mußte, wie er ist, wie hier statt mutigen Wettens und Wagens ernste, schwermütige Ergebenheit in Unabänderliches zu Hause ist. Und dazu die Landschaft! Man braucht nur zur Herbstzeit über das Land zu blicken, auf seine verschlammten Wege, um zu begreifen, daß es fast unmöglich ist, gesellig seine eigne Weisheit gegen fremde auszutauschen. Und selbst im Sommer, wenn in guten Zeiten die Ebene wie Smaragd leuchtet, alle Bäume rauschen, ist doch von Frohsinn nirgends eine Spur, nirgends ein Lachen oder Singen. Es ist, wie ich sage, die Freude geht hier zur Rüste — Und so soll es auch Ihnen ergehen?“ rief er, wieder heftiger werdend, und sprang auf. „Ihnen, so geboren, lächelnd auf des Daseins Höhen zu wandeln, Ihre Kräfte in frohem Schaffen zu betätigen? — Nonsens!“ unterbrach er sich selber. „Ich habe beschlossen, Sie zu retten.“

„Ich bin nicht zu retten,“ erwiderte sie halb feierlich, halb scherzend, „ich bin an Ellwurth gebunden und gehe nicht fort, solange noch ein Fußbreit Landes mir gehört —“

„Eine schöne Rede, aber töricht — verzeihen Sie.“

Sein seltsam überlegener Blick reizte sie noch mehr als seine Worte. Sie wurde blaß. „Ich hasse Sie,“ kam es halblaut über ihre Lippen, doch aus dem Worte klang viel mehr Schmerz als Zorn.

„Warum tun Sie das?“ fragte der Mann. „Ich meine es gut mit Ihnen.“

„Weil Sie mir das bißchen Freude nehmen, das ich so nötig brauche für meine Arbeit.“

„Dafür gebe ich Ihnen die Wahrheit, Fräulein Freseudelff. Sie stehen auf einem unglücklichen Platz — ein Mensch wie Sie hat eine andre Mission im Leben, als um einen weltfernen Bauernhof zu fronen! Doch es sei, wie Sie wollen, nur wenn die Schwierigkeiten wachsen und gar die Not in Ihre Fenster schauen sollte, bitte ich Sie, an mich zu denken — Sie werden mir immer gleich wert sein.“

Sie wandte den Kopf, um die aufsteigenden Tränen vor ihm zu verbergen; ihn stolz zurückzuweisen, vermochte sie nicht, dazu war sie zu ehrlich.

Jetzt stand er dicht vor ihr und sah sie bittend an. Sie aber gab weder Blick noch Antwort. „Ich komme einst wieder,“ war sein letztes Wort, dann lüftete er seinen Hut, pfiff seinen Hunden und schritt davon. Ueber alle Maßen verwundert sah sie ihm nach und ging dann ins Haus, geradeswegs in die Küche, wo Hanne an der Käsebalje stand.

„Es ist spät geworden, Frau Tetens, ich hatte Besuch.“ Die Herrin von Ellwurth ließ sich müde auf den hölzernen Stuhl nieder. Verständnisvoll sah Hanne Tetens zu ihr hin.

„Fräulein hat's nicht leicht — auf so viel Grund und Boden wächst nicht nur Gras und Kraut, sondern auch Sorge und Mühe,“ meinte sie, in ihrer Arbeit fortfahrend.

„Es ist wohl besser, auf einem kleinen Fleck ohne Sorge zu stehen,“ sagte Anna Vena bitter.

Dietrichs Mutter schüttelte leise das Haupt. „Ich denke, es ist gut, vorwärts zu streben und Sorge und Mühe nicht zu scheuen.“

Das Mädchen ließ das Thema fallen und bemerkte: „Ich habe gedacht — da es doch so spät geworden ist —, die Hauptmahlzeit bis zu Ihres Sohnes Rückkehr zu verschieben, wir schlagen uns wohl heute mittag einmal durch.“

Hanne Tetens erstarb vor Freude und Stolz das Wort auf den Lippen. Anna Vena aber ging in die Speisekammer und rüstete ein Frühstück, dabei halb mit Freude und halb mit Bangen an des Verwalters Rückkehr denkend.

Der saß zur Mittagszeit in Hinrich Dragseths Wirtschaft und verzehrte sein Butterbrot zu einem Glase Bier. Die Schankstube war eng und altmodisch, von ihr und ihrem Eigner ließe sich eine bunte Geschichte schreiben, die aber nicht in dieses Buch gehört.

An Markttagen war dort ein Kommen und Gehen ohne Ende, und mit manchem tauschte Dietrich Tetens Gruß und Handschlag. Dann aber fiel er in das alte, grübelnde Sinnen zurück, das ihn seit gestern befallen und das sich nach einer langen Unterhandlung mit Jud Levy eher vertieft als gelichtet hatte. Jud Levy freilich war nach dieser Zwiesprache auf dem Ochsenkamp befriedigt von dannen gezogen, denn allemal ist des einen Eule des andern Nachtigall.

Plötzlich legte sich auf Dietrich Tetens' Schulter eine Hand, die war hart von schwerer Arbeit, und als er den Kopf wandte, stand hinter ihm ein kleiner hagerer Mann mit glattrasiertem Gesicht, um das ein grauer Kinnbart üppig sproßte. Das war Hanne Tetens' Bruder von Pellworm.

„'n Tag auch, Dietrich, du machst dich ja mächtig rar bei uns,“ begrüßte der Alte den Jungen.

„Hast recht, Nanning, aber es sind keine Festzeiten jetzt.“ Ueber Dietrich Tetens' Gesicht zog wieder die Wolke.

„Ja, wenn man warten wollte, bis einem die Festtage entgegenspazieren,“ lachte Nanning und holte seinen Tabaksbeutel hervor, „da könnte einer wohl Werktag haben sein Leben lang.“ Sie redeten ein paar Worte über den Regen, der nicht kommen wollte, und

das Vieh, das nichts kostete, und wie die Fennen schlecht aussähen im Friesischen.

„Sei froh, daß du bloß Vizebauer bist," tröstete Rickmers. „Du läufst unter den Sorgen durch wie die Kunstreiter unterm Regen."

Dietrich Tetens wollte auffahren, besann sich aber, eigentlich müßte ja Nanning recht haben, warum war er solch ein Narr, daß er sein Herz an fremdes Gut hängte!

„Wie steht's bei euch, Nanning?"

„Na, es geht, man muß zufrieden sein," kam's aus den lustigen Dampfwolken heraus, „wir haben gerade in dieser Zeit oft von dir gesprochen, Voline und ich, es ist eben solch ein Sommer wie damals, als du bei uns warst, und ich habe mal wieder Meedeland auf der Hooge gepachtet — schönes Heu, sag' ich dir, man möchte selber beinahe hineinbeißen."

Dietrich Tetens schlug das Herz, als er der Hooge gedachte, doch klangen seine Fragen nach Ocke Johannsen, Bonke Thedsen und andern Halligleuten ziemlich gleichgültig. Der alte Mann fuhr ihm dazwischen.

„Und nach Ingeborg und Nantiana fragst du nicht?"

„Nun natürlich."

„Na, Nantiana wird wohl Schulmeisterin auf der Hooge, sie soll freilich ihrem Freier noch nicht viel Mut machen, aber ein bißchen besonders war sie immer, und Anhalten tut kriegen . . ."

„Kann schon sein." Dietrich Tetens sprang auf. „Es wird Zeit für mich, Nanning, grüß die Leute auf Pellworm und auf der Hooge. Ich komme sacht nächste Woche mal 'rüber, wir lassen eine gute Partie Kleeheu mit nach Hull gehen, da hab' ich hier zu tun und kann mich wohl mal auf einen Tag freimachen, wenn's mit dem Dampfer paßt; zum Viehmarkt brauch' ich nicht, da ist vorläufig nichts los mit den Tieren."

Er drückte sich zwischen den umstehenden Händlern durch und ging dem Bahnhofe zu. Auf der Neustadt hielt ihn Jud Levy noch einmal an.

„Also Anfang nächster Woche komme ich hinaus, Herr Tetens."

„Ich bitte, noch in dieser Woche," entfuhr es dem brüsk, „in der nächsten verreise ich, und" — mit einem geringschätzigen Blick auf des Händlers schmierigen Anzug — „wenn ich Ihnen raten darf, in Ihrem Festtagsrock, sonst bin ich bange, daß Fräulein Fresendelff sogleich auf jede Unterhandlung verzichtet."

Der Jude verneigte sich lächelnd, doch gewahrte Dietrich noch den schnell verschwindenden Ausdruck von Bitterkeit auf seinem Gesicht. Er ging weiter, und es tat ihm leid, daß er den Händler so angelassen hatte, die Ursache dazu hatte doch wahrlich nicht in dessen Rock gelegen, sondern an ganz andrer Stelle.

Er wanderte von der kleinen Station heim durch die Felder, immer Ellwurth im Auge, doch im Sinn jetzt nicht mehr die graue Sorge, und zur Stunde auch nicht das wilde Werben um das Glück, das dort wohnte, sondern ein Gefühl von Erlösung und großer Freude, daß er sich entschlossen hatte, einmal der Mühe und Arbeit um Ellwurth den Rücken zu wenden und einen Tag frei und glücklich zu sein auf der Hallig wie einstmals. Wenn's denn überhaupt noch möglich war —

Er trat mit hellem Blick vor Anna Vena, die stand auf der Werft und schaute mit beschattetem Blick über Land.

„Sie bringen gute Botschaft? Ihr Auge ist so froh," sagte sie lebhaft und vergaß so weit ihre hochmütige Zurückhaltung, daß sie ihm die Hand reichte.

„Wir wollen nachher von Geschäften reden, ich denke, jetzt werden Sie hungrig sein, treten Sie näher, auf dem Hausflur ist gedeckt."

„Ich bitte für einen Augenblick um Entschuldigung, möchte erst den Staub des Wegs etwas abschütteln." Keine Miene verriet, daß er ihrer Liebenswürdigkeit Wert beilege. Als sie bald darauf miteinander auf der Hausdiele beim Abendbrot saßen, bat sie:

„Wär's Ihnen recht, immer bei mir zu speisen? Die Einsamkeit und das ewige Schweigen machen mich ganz wunderlich."

Er blickte, durch den Klang ihrer Stimme überrascht, auf und gewahrte, daß sie aussah, als habe sie geweint. „Das will ich gerne, wenn es Ihnen lieb ist," sagte er herzlich.

Am Sonnabend erschien Jud Levy, und Anna Fresendelff verkaufte zwanzig Demat Lehmboden für eine Ziegeleianlage. Sie erhielt den höchsten Preis, der je für ein Demat gezahlt worden war, achtzehnhundert Mark, dennoch zitterte ihre Hand, als sie den Vertrag unterschrieb, und sie sagte, als der Jude gegangen war, fassungslos zu Dietrich Tetens: „Nun habe ich den Saum abgerissen von meinem Besitz —"

„Man muß das Notwendige tun ohne viel Klagen," sagte der trocken.

„Ein rechter Trost!" Sie strich mit der Hand über die Augen, da tat sie ihm wieder so leid, daß er nach einer Ermutigung suchte und nichts Besseres fand, als herzlich ihre Hand zu fassen und leise zu sagen:

„Haben Sie nur Geduld, Fräulein Fresendelff, Frens Gaye sagte immer: ‚Alles Gute, das zu uns gehört, wird seinen Weg auch zu uns finden.'"

„Ich danke Ihnen," nickte sie leise und blickte ihn mit helleren Augen an.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

An der Hooger Fähre lag das Postschiff, und Ocke Johannsen, der Fährmann, der zugleich Gastwirt und Briefbote auf der Hallig war, schaffte die Körbe mit Mundvorräten auf die Planke, wobei ihm Melv Nathje, der einäugige Trunkenbold, mit manchem guten Witzwort behilflich war. Derweil harrte Dietrich Tetens am Strande und lugte hinüber nach der langgenießenen Insel. Das Wasser glitzerte im blanken, gelben Sonnenschein, daß ihm die Augen schier schmerzten. Wie manches liebe Mal, ja liebe Mal, war er hinübergefahren vor Jahren, und jetzt schien es, als kenne ihn weder Melv noch Ocke mehr. Ob er bei allen drüben ein Fremdling geworden war?

„Menschenkinder, ist das nicht Dietrich Tetens?" rief jetzt aber Ocke mit breitem Lachen und hielt die Hand vor die Augen. „Donnerwetter noch mal, wie hat der Kerl sich verändert!" meinte Melv und sprang mit seinen nackten Füßen auf den Steindamm, daß es klatschte. „Er hätte nur auf Pellworm bleiben sollen oder lieber noch bei uns auf der Hooge!" sagte der gutmütige Fährschiffer, „hier hat jeder Mensch sein Wohlsein!"

Dietrich Tetens schüttelte den beiden alten Bekannten die Hand, und noch einmal meinte Ocke: „Du siehst nicht aus, als hättest du lustige Tage gehabt, Dietrich! Na, da unten bei euch wollte ich auch nicht mal begraben sein!"

Das Boot stieß ab, die See dehnte ihre sonnenglitzernden, azurnen Schwingen um seinen weißen Bug.

„Willst wohl zu Ingeborg?" fragte Ocke in einem Tone, als sei das ja selbstverständlich, vom Steuer her, und Dietrich nickte stumm und mochte keine Frage tun nach jenen drüben.

„Wo landet ihr?"

„An Ockens Warf — du sollst dich wundern, was wir dies Jahr für Heu haben — und keine Forke voll weggetrieben! Bleibst du eine Zeitlang?"

„Wenn ich's könnte!" sagte Dietrich — „nein, eine Zeitlang wird es nicht, morgen mit der ersten Flut muß ich wieder los."

„Dann halte dich nur an Edleff, der will 'rüber."

„Ihr auf dem Festland habt's immer so eilig!" spottete Melv und schob die Hände in die Taschen. „Eile mit Weile, sage ich."

„Na, Melv," versetzte Dietrich Tetens — „mich dünkt, du bist kein glänzendes Beispiel dafür, was bei der Weile 'rauskommt."

In der Tat sprach weder das dürftige Leinenwams noch sonst etwas dafür, daß Melv Nathje sich auf irgend einen grünen Zweig am Baum des Lebens geschwungen habe. Ihm war darum der Mut nicht schwerer.

„Ich hab', was du vielleicht nie bekommst, Vetter, ein fröhliches Herz," und lachend schlug er auf die linke Brustseite.

Nun war die Landungsstelle erreicht, Dietrich Tetens sprang ans Ufer, auf dem die blauen Halligblumen, zarte Strandnelken und Suden blühten. Langsam schritt er auf die nächste Werft zu, Ocke und Melv schauten ihm nach und der erstere bemerkte: „Der ist ein feiner Mann geworden, soll ja Verwalter sein auf einem der größten Höfe in Eiderstedt. Ich sagte schon immer, daß etwas in ihm stecke, so ein bißchen Großmannssucht oder wie ich's nennen soll — war sonst ein guter Kerl, der Dietrich."

„Hat aber das Lachen verlernt," beharrte Melv. „Da flöt' ich auf die Gutheit."

Dietrich Tetens aber ging wie schlafwandelnd über die einst so sehr geliebte Hallig, um seine Füße raschelten die blauen Blumen, ob seinen Häupten schrie der Strandvögel weißes Heer und ringsumher blaute die See um das schöne, grüne Land.

Fast alle Halliglente, Männer, Weiber und Kinder, waren draußen auf dem Meedeland, breiteten das feine, duftende Heu und trugen das trockene in weißen Laken heim. Manch frohes Grußwort empfing er unterwegs und manches lachende Frauenauge schaute ihn an unter dem weißen Kopftuch — die Augen, die er suchte, hatte er noch nicht gefunden.

Nun stieg er die hölzernen Stufen hinauf zu Hanswarf und blickte hinüber nach dem stattlichen Haus, vor dem der blühende Garten voller Provencer Rosen und prangender Sommerblumen lag. Die grüne Tür war nur angelehnt, und er ging hinein in den kühlen, rotsteingepflasterten Flur, auf dem alte Schränke mit holländischen Vasen standen und auf dem es duftete nach frischem Heu.

Leise pochte er an die Darnsktür, dann an die des Pesels, doch keine Antwort erfolgte. Tiefe Stille lag über dem ganzen Hause, als sei es verwunschen.

Da hängte er seinen Ueberzieher an den blanken Türhaken, nahm nur den Hut in die Hand und ging hinaus. Doch als er sich's recht überlegte, ob er hinuntergehen wolle nach Ingeborgs Meedeland, da dünkte es ihn richtiger, hierzubleiben und die Rückkehr der Frauen abzuwarten. So hatte er Muße, sich zurückzudenken in die Zeit, da er als fröhlicher junger Bursch oft mit Nanning hinübergefahren war und oft auch allein, und wie er allezeit so zu Hause gewesen war bei Sönke von Holdts Witwe und Tochter. Wie oft hat er bei Ingeborg und Nantiana auf dieser selben Bank gesessen! Ingeborgs nimmermüde Hände hatten das Spinnrad gedreht, indes der Mund erzählte von langvergangenen Zeiten, von Gongern und vom Stawenwüffke. Nantiana

aber hatte nach wackerer Tagesarbeit die Hände in den Schoß gelegt und die stillen, lächelnden Augen auf ihn gerichtet, wenn er so stolz, mit gar zu vollem Munde erzählt hatte von seinem hochgehenden Wollen und Wünschen. Ob sie wohl nun den Schulmeister so anschaute? „Zum Donnerwetter, der soll mir kommen!“ murmelte der Träumer mit wachsendem Ingrimm.

Aber was hatte er denn nun erreicht, da er wieder auf ihrer Schwelle stand? Einen geachteten Posten in der Welt? Immerhin, doch sein Streben war weit höher gegangen. Eine Tüchtigkeit, die auf jedem Weltfleck ackern und ernten kann — hätte wohl Freus Gaye sinnenden Blicks gesagt, Dietrich Tetens aber war sich dieser Errungenschaft kaum bewußt, auch kannten seine Wünsche zurzeit kein andres Arbeitsfeld als Ellwurth, das ihm nie gehören konnte.

Den schmalen Weg am Fething entlang schritten zwei Frauen, die weißen Heubündel auf dem Kopf, und Dietrich Tetens schnellte empor, ihnen die Pforte zu öffnen. Da ließ die eine vor hellem Schreck das Bündel fallen und sprach zwischen Lachen und Weinen: „Das ist ja unser alter Dietrich! Nantiana, was sagst du nun?“

Die aber sagte vorderhand nichts, nur ihre dunkelgrauen Augen strahlten aus der weißen Kopfumhüllung den Besucher an, und ihre kleine, harte Hand fand lange Rast in der seinen.

Er hob die beiden Heubündel auf wie Kinderspielzeug und brachte sie nach dem Stall. Drin standen drei Kühe, die des Melkens harrten. Bald ergoß sich der weiße Strom in die Eimer der Frauen, Dietrich lehnte mit verschränkten Armen an der niedrigen Stalltür, schaute bald über das sonnige Land, blickte bald auf Nantianas blonden Scheitel, der sich so fest an die braune Kuh schmiegte, hörte dann wieder auf Ingeborgs muntere Rede und glaubte, daß er nie in seinem Leben so herzensfroh gewesen sei als zu dieser Stunde. Es war ein Singen und Lachen in seiner Brust, die grauen Sorgen flogen von dannen.

Und dann stand er bei den Frauen in der Küche, die alte redete und die junge schürte das Feuer auf dem offenen Rotsteinherd, und sein Schein umspann ihr blondes Haupt mit heimlichem, traulichem Schimmer. Dietrich Tetens' Augen leuchteten mit der Herdglut um die Wette. Kein einziges Mal kam ihm der Gedanke, die feine Gestalt zu umfangen, die ernsthaften roten Lippen zu küssen, doch war ihm wunderselig zumute, daß er sie nur anschauen durfte.

Und wie herrlich schmeckte das selbstgebackene Mischbrot, bereitet aus Roggen, Weizen und Gerste, wie duftete die Milch nach dem zarten Strandheu!

„Ach, Ingeborg, wie habt ihr es gut auf der Hooge!“ rief der Gast aus und fuhr mit der Hand über die Stirn und das kurze, gelockte Haar.

„Das haben wir auch, was, Nantiana?“ bestätigte die Frau mit den freundlichen Augen und den tiefen Leidensfalten aus alten Tagen auf der Stirn. „Wir haben unser täglich Brot und noch ein bißchen mehr, arbeiten gerne und sind gesund, haben uns lieb und geben uns kein böses Wort, was will der Mensch mehr? Wir sind zufrieden. Aber du, Dietrich?“

Der achtete der Frage nicht, sondern blickte das Mädchen an, ob es auch so ganz und gar zufrieden sei, wie die Mutter rühmte. Vor ihren Zügen lag ein Schleier, es ward schon dämmerig und am Fenster dunkelte der Holunder.

„Ja, ihr beiden müßt nachher noch mal hinausgehen, wir haben Vollmond, da kann Nantiana dir noch unser neues Meedeland zeigen, es ist umgelost worden dies Jahr, und mich dünkt, du interessierst dich immer noch ein bißchen für uns hier.“

„Das magst du glauben, Ingeborg,“ sprach Dietrich fröhlich.

Und später am Abend gingen die beiden jungen Menschen hinaus über die Hallig, indes die schönste Mondnacht heraufstieg und sich spiegelte im glitzernden Wattenmeere und in den Prielen, die das Land durchziehen. All die weißen Fahrzeuge, die den Inselleuten gehörten, erglänzten geisterhaft durch die Nacht, leise, leise wehte der Wind und vermischte die halblauten Worte, die Dietrich und Nantiana sprachen. Keine Liebesworte zwar, doch immer dem Ohr des andern wie wunderbare Kunde klingend.

Ab und zu wanderte ein Mann mit nackten Füßen an ihnen vorüber, das Schlagnetz für den Entenfang über der Schulter oder den Eimer zum Schollenstechen am Arm. Dann hieß es wohl: Guten Abend, Nantiana, hast du Besuch? So spät noch auf dem Weg? Hast noch nicht genug von der Luft? Aber keine Bosheit folgte den beiden Wandernden. Endlich waren sie auf Ipkens Warf angelangt. Da gingen sie hinab ans Wasser, über das der Leuchtturm von Amrum seine Grüße sandte, trübe Grüße freilich, denn weit heller brannte das weiße Leuchtfeuer am Firmament. Dietrich Tetens kam es plötzlich in den Sinn, das rote Leuchtfeuer mit dem Zauber zu vergleichen, den Ellwurth und seine Herrin über ihn ausgeübt.

Ueber das Watt liefen emsige Wellen, eine hetzte die andre und leise klingend zersprangen sie am Uferrand.

„Das sind kleine tückische Wellen, Nantiana,“ unterbrach Dietrich Tetens das Schweigen.

„Warum, Dietrich?“ fragte sie mit weicher Stimme zurück.

„Weil ich, wenn ihrer genug geworden sind, wieder fort muß von euch. Diese Nacht um drei fahre ich mit Edleff Edleffen zurück nach Pellworm."

„Ach, Dietrich!" — kein weiteres Wort als dieser leise Klagelaut.

Da nahm er ihre Hand in die seine und ließ sie nicht eher wieder los, als bis sie vor Ingeborgs Tür standen, und auch dann erst, nachdem er mit der freien Linken ihr feines Gesichtchen emporgehoben hatte und in ihre Augen geschaut. Die waren voller Tränen.

„Nantiana, willst du Geduld haben? Ich habe noch Pflichten draußen zu erfüllen!" sprach er tief bewegt. Und sie blickte empor in sein gutes, ernstes Gesicht und sagte leise: „Ich habe Zeit, Dietrich, doch wirst du mich wohl diese Nacht mit hinübernehmen nach Pellworm?"

„Das will ich gerne —" seine Hand fuhr mit schüchterner, ungewohnter Liebkosung über ihr Köpfchen. Dann traten sie in die Darnst, und als Ingeborg genug gejammert hatte über des lieben Gastes frühes Scheiden, führte sie ihn zur Nachtruhe in den Pesel. Dessen Wände blinkten und gleißten, als hätten sich die Kacheln, die einst Kapitän von Holdt aus Holland mitgebracht, in eitel Silber verwandelt. Doch wie schön auch das Gemach und wie weich das nach Lavendel duftende Lager war, Dietrich Tetens schloß kein Auge in dieser Nacht.

Es war kalt und der Mond ging zur Rüste, als er mit Nantiana nach Ockens-Warf schritt, wo Edleffs Boot schon wartete. Der Schiffer war einer der ältesten der Insel, einer von denen, die jahrzehntelang auf fernen Meeren gefahren, einer von denen, denen das Meer Heimat ist, weil es ihr Liebstes birgt.

„Gib mir deine Hand, Nantiana," bat Dietrich, und wie nun ihre arbeitsharten Hände ineinander lagen, ging es wie ein Strom des Glücks von ihm zu ihr, des Friedens von ihr zu ihm, meinte er, ihr Sinn und Leben seien eines für immer.

Plötzlich gewahrte Dietrich, wie der schweigsame Bootsmann die Segel reffte und niederlegte, wobei ihm sein junger Gesell stillschweigend half. Dann bedeckte er mit dem Hute sein Gesicht, Nantiana aber faltete die Hände im Schoß und sprach dann leise zu ihrem Gefährten: „Jetzt fahren wir über die gläsernen Särge von Edleffs beiden Söhnen."

„Waren es nicht prächtige Jungen, mein Harro und mein Frerk, Nantiana?" fragte der Schiffer.

„Ja, Edleff, sie waren beide gut, und das werden sie auch sein, wenn das Meer einst seine Toten wiedergibt," sagte das Mädchen, und ihre bloße Stimme war schon wie ein Trost. Da setzte Edleff sich nahe zu ihnen und erzählte Dietrich, was das Mädchen längst wußte:

„Ich bin vor fünf Jahren im Februar hier mit Stückgut von Husum gefahren. Da stand an dieser nämlichen Stelle mein Schiff im Feuer, rundum rote Wabe. Das hat eine halbe Stunde gedauert, dann bin ich weiter gefahren und hab' keinem Menschen davon etwas erzählt. Und dann am Ostermorgen sind mir meine beiden Jungen hier ertrunken, alle beide, mein letztes Gut. Drum bin ich nun fast Tag und Nacht auf dem Wasser und warte auf mein eignes Stündlein." Er brach ab. „Wir sind zur Stelle. Adieu, Dietrich, vergiß die Hooge nicht wieder so lange und laß Nantianas Haar nicht grau werden, wie Engel Frerksens dazumal wurde."

Das Mädchen lachte leise: „Schadet nicht, Dietrich, sie sind ja schon grau von Natur, tu du nur erst deine Pflicht da draußen."

Er beugte sich zu ihr nieder und küßte ihr Haar und ihre Stirn, dann zog er ihre Hände an Augen und Lippen und ging von dannen, ohne auf ihren Mund ein Siegel gedrückt zu haben. Und das war recht, denn im staubgrauen Alltag ist die Sehnsucht mit den Purpurschwingen ein gefährlicher Gast.

(Fortsetzung folgt)

Neue Gedichte von Christian Wagner

Vorwärts

Nicht kann schildern ich mehr rückliegende Zeiten. — Der Zukunft
Schleiergewebe und Saum zu entfalten ist einzig mir Ziel noch;
Doch rückliegend ist nichts, was Schönheit bietet und Liebe. —
Auf nach sonnigen Höh'n allein nur wendet der Blick sich,
Neugewordenem gilt nur einzig des Schauenden Wandern.

Grab der Mutter

Ein ist gesunken das Grab, drin Mütterlein ruhet, die Inschrift
Längst nicht leserlich mehr nach fünfunddreißig der Jahre; —
Gott, wie verwischet die Zeit die heiligsten Spuren! — Wie sind doch,
Gottesacker, ja selbst heut anders deine Quadrate. —
Nur das bittende Blau des Vergißmeinnichts bleibet das alte.

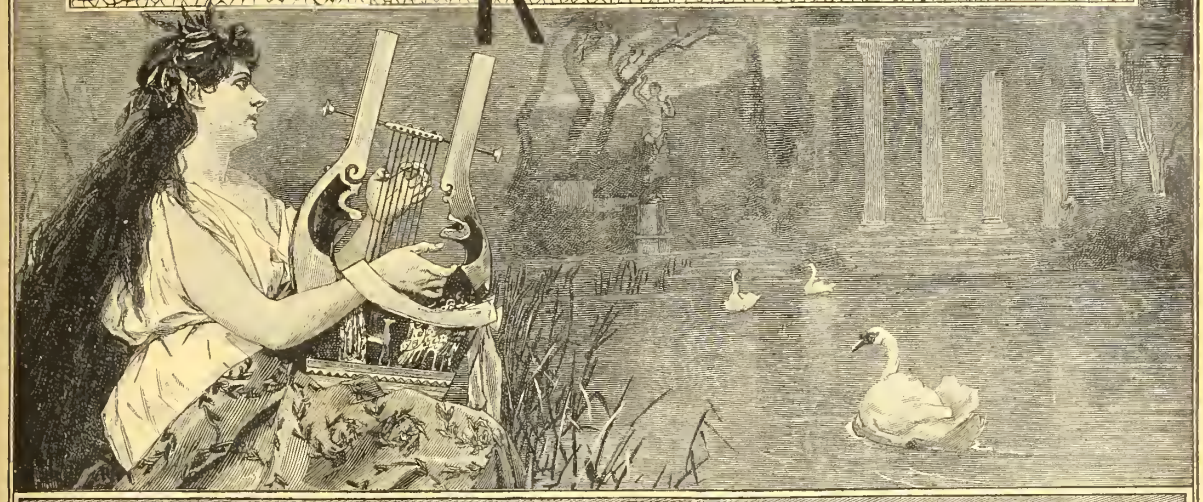
Bohnenblüten im Hausgärtlein

Wo an das Gärtchen sich lehnt so ebenerdig ein Stüblein; —
— Fünf der Särglein es sah der frühe gestorbenen Kinder, —
Und wo die Seelchen einst hinausgeflattert zum Fenster,
Engelein schweben anjetzt in Flügelkleidchen von Scharlach. —
Bohnenblüte, wie schön stellst dar du ihre Verklärung!

Christian Wagner, Warmbronn

Für die Redaktion verantwortlich Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

DEUTSCHE ROMANBIBLIOTHEK



Wöchentlich eine Nummer | № 38 | Alle 14 Tage ein Heft

Der Ueberkater

Von

Johannes Richard zur Megede

(Fortsetzung)

Den Rest des Tages und den folgenden blieb ich zu Hause, und zwar zu Bett. Peter kennt mich, jeder Mensch ist mir bei trüben Stimmungen ein Greuel, und kam nur, um mir gute Nacht zu wünschen.

Und es wurde auch eine gute Nacht, wenigstens die letzte.

Morgen ist ja mein Geburtstag!

Wo er das Blumen-Arrangement aufgetrieben hat, weiß ich nicht. Jedenfalls durchduftete es am Geburtstagsmorgen den ganzen Salon. Rosen, nur Rosen. Darunter ein langer, langer Brief von Mama und von Peter ein brauner Lappen. Wir haben's immer so gehalten in den letzten Jahren der Ehe: ich schenke ihm irgend einen Unsinn und er mir Geld. Es ist eigentlich höchst prosaisch, und ich lasse mich gern überraschen und überrasche eigentlich noch lieber, aber so liebe Torheiten, über die ich mich freuen, kindisch freuen würde, findet er nun einmal nicht heraus, und ich finde auch nichts Passendes für ihn. Wahrscheinlich weil wir schon alles haben, wir sind ja so reich! Und reiche Leute verstehen, obgleich's widersinnig klingt, sich auf wirkliche Liebesgaben nun einmal nicht so wie die Armen ... Tausend Mark diesmal. Das ist wirklich zu viel! Wir könnten allerdings über Paris zurückkehren, und ich könnte mir ein Frühjahrskostüm machen lassen bei Worth. Aber so sehr ich den Luxus liebe, als Geburtstagsgeschenk täte er selbst mir verwöhntem Geschöpfe weh ... Am liebsten möchte ich die ganze Summe einem wirklichen Armen schenken, einem, der sich darüber nicht halb, sondern ganz tot freut ... Ein Mensch, der vor Freude stirbt, es klingt ja frivol. Aber es muß doch der schönste Tod sein, und ich möchte ihn mal sterben! Nun hat man tausend Mark und kann sie mit gutem Gewissen ausgeben, und möchte es so brennend gerne, nur der betreffende Arme fehlt, der sich mir zu Gefallen tot freut ... Ich möcht's Bloome schicken, der es natürlich nie nähme, das heißt als tödlichste Beleidigung oder wenn er's doch nähme, so beleidigte das wieder mein Gefühl tödlich, und wenn wir beide uns über die Empfindlichkeiten hinwegsetzten, so wäre das unfehlbare Geschick dieses Geburtstagsgeschenks, auf der Stelle verjeut zu werden. Es ist beinah ebenso schwer für die Reichen, einen passenden Armen, als für die Armen, einen passenden Reichen zu finden ... Im Leben ist eben alles halb.

Ich machte mit Peter am Nachmittage nur einen kleinen Spaziergang. Ziel der Kursaal. Und während wir beide sehr geburtstaglich auf der Terrasse unsern türkischen Kaffee tranken, da sah ich eigentlich weder Wüste noch Oase vor mir — ich sah in mich hinein und gelobte mir feierlich, daß ich Peter immer lieb haben würde, wie ich ihn ja auch immer lieb gehabt

hätte, und daß Herzenskämpfe wie gestern nur dazu da wären, daß man sie besteht. Und ich habe ihn ja auch lieb, ich habe ihn wirklich lieb!

Sechsundzwanzig Jahre! Zweimal dreizehn macht sechsundzwanzig. Da sieht man mal wieder, daß die bösen Zahlen sich gegenseitig aufheben. Dreizehn ist böse, zweimal dreizehn am besten!

Ich schreibe noch schnell diese Zeilen, weil ich mich gleich zu dem Bloomeschen Souper umziehen muß. Denn wenn mir etwas passierte, und Peter läse von seiner schlechten Frau nur das Häßliche und nicht von der guten hinterher auch das Hübsche... Es wird mir natürlich nichts passieren! Aber sechsundzwanzig durch zwei macht dreizehn! Und wenn Gott den Schaden besieht, könnte der Teufel mein ganzes schönes Exempel von vorhin auch umdrehen, wie ich's jetzt tue, und diktierte mir an meinem Geburtstag nur das doppelte Unglück zu.

*

Wenn andre an Ahnungen leiden, ich leide nicht daran.

Dieses Souper findet nun doch in unserm Hotel statt, und zwar in dem kleinen Zimmer neben dem Speisesaal.

Als mein Mann und ich militärisch pünktlich herunterkamen, ich in Crêpe-de-Chine mattweiß ohne jeden Schmuck, wie ich's jetzt am liebsten mag, Peter in Zivil-Gala, zum Scherz das Band des „Mecklenburgers" im Knopfloch, stand wieder der hohe, düstere Araber im Flur. Er grüßte leicht, eigentlich nur mit den Augen. Hier im Abendlichte erkannte ich ihn sofort wieder. Es muß derselbe Araber sein, der mich den ersten Abend mit seinem weißen Burnus und seinen gleißenden Augen fast erschreckte. Wir mußten durch das Table d'hote-Zimmer gehen, wo sich die andern Herrschaften gerade versammelten. Viel erstaunte Blicke, ein einziger bewundernder, der letztere vom Rittmeister Meyer. In dem kleinen Zimmer vorläufig nur Bloome, etwas feierlich, etwas aufgeregt, der bon camarade, an dem alles echt ist, vor allem der Leichtsinn. Reizend mit Blumen arrangierte Tafel, nur ein wenig zu viel von den gelben, feinen, duftenden Mimosen. Vor jedem Kuvert eine Rose, eine dunkelrote knospende, als wenn's alles heiße Herzen wären, die sich hier in der Wüste ein Rendezvous geben sollten. Ich sah Peter an und tippte auf die zwei blassen, taufrischen Rosenknospen auf meiner Schulter, sie sind auch sein Geburtstagsgeschenk. Er verstand und machte einen galanten Versuch, diese Knospen zu küssen. Ich wich aus. Bräutigamszärtlichkeiten vor dritten wirken leicht komisch. Aber ich hielt ihm gleich darauf wie reuig die Lippen hin, die er auch herzlich küßte. Bloome schloß schämig die Augen und markierte, die Hände als Flügel auf dem Rücken, einen bildhäßlichen Amor.

„Geburtstag, lieber Graf! Sie dürfen gratulieren." Und ich reichte ihm die Hand zum Kuß herüber.

Er gratulierte mir aufrichtig und pries das Glück, das er in keiner Beziehung im Spiel, in irgend einer Beziehung bei Frauen aber stets hätte. Wahrscheinlich würde er durch weitere Spöttereien noch allerhöchsten Unwillen erregt haben, wenn nicht im Table d'hote-Zimmer plötzlich ein freudiges Stuhlrücken entstanden wäre. Der gute Graf warf sich in Positur: „Achtung, sie kommen." — Die zu erwartenden Herrschaften mußten aber mit den Afrikanern drin beinah eben so eng liiert sein, denn ich hörte verschiedene Male: „Nein, das ist ja famos, daß man Sie mal wiedersieht!" — „Aber nun bleiben Sie wenigstens ein paar Wochen." Wir sahen schräg im Spiegel verschiedene Schatten herumtanzen, zwei außerdem abseits stehen. Die freudige Table d'hote-Erregung galt also nur einer Person.

„Na, nu laßt ihn aber endlich los!" knurrte Bloome.

Darauf wie als Antwort aus dem Saal: „Pardon, ich komme später noch einmal. Vorläufig muß ich da hinein." — Die Stimme kenne ich.

Die hohen Herrschaften treten ein. Mir entfällt nicht etwa die Feder. Es sind — Graf und Gräfin Quedenberg und Herr Rin. Wir waren allerdings sämtlich nicht wenig verwundert, jeder ahnungslos, der Gastgeber am meisten. Jedenfalls war es eine gelungene Ueberraschung. Ob sie allen gefiel, weiß ich nicht.

Als die Anstands-Begrüßungen und die Freundschaftsküsse vorüber, sagte Bloome, der immer 'neu dummen Schnack machen muß, so echt berlinisch: „Na, Jrafen und Jräfinnen wären wir ja jrade jenug! — Herr Rin, bitte an den rechten Flügel. Lasowitz ins zweite Jlied! Sie sind ja man bloß Freiherr."

Peter sah sich den kleinen Mann innerlich etwas achselzuckend an. Mir schien's nur provozierend dem einzigen Bürgerlichen gegenüber.

Das Souper war exquisit, brillant serviert, brillant gegessen; die Riesenimporten zum Nachtisch eine Anstandspille für Lasowitzens. Ich rauche ja nie, aber Jeanette paffte eine Zigarette, die Herr Rin aus seiner eignen Tuladose wickelte. Die Tuladose kenne ich noch, auch die eigentümliche Handbewegung, er wickelte immer nur mit einer Hand... Wir saßen auch eigentümlich arrangiert. Auf der einen Seite der Tafel: Gräfin Quedenberg, flankiert von Herrn Rin und Peter; ihr gegenüber meine Wenigkeit, zwischen Bloome und Quedenberg. Wir hätten uns gegenseitig über und über zu erzählen gehabt, jedoch ich kann

nicht behaupten, daß ich mich besonders unterhalten hätte. Bis zum Gazellenrücken und zum Sekt nur Floskeln, lauwarme Floskeln, so sehr sich auch der gute Gastgeber mühte. Das liegt nur an uns beiden Frauen, die wir uns in der Zwischenzeit entweder so fremd geworden sind, oder so viel andres erlebt haben, daß der Vorname, mit dem wir uns anreden, wie eine Reminiszenz aus der allerfrühesten Kindheit klingt. Jeanette hat sich nicht eine Spur verändert. So blasse Blondinen sind nie jung und werden nie alt: Aber dies scharfe hartglänzende Blauauge sehe ich mit Bewußtsein heut zum ersten Male. — Ich kann mich äußerlich auch nur wenig geändert haben, bis auf das Auge, das früher zu wissen wähnte und heut natürlich weiß. Jeanette ist zweiunddreißig, ich bin sechsundzwanzig Jahre, wir sind beide Frauen.

Als die erste Mumm diskret knallte, hob sich dann auch die Stimmung. Quedenberg und mein Mann, die von ihren beiderseitigen Damen etwas kaltgestellt waren, rächten sich durch eine Jagdunterhaltung. Demnach sind Quedenbergs schon Monate in Algier, haben das Tell und die Kabylie durchstreift, immer mit Herrn Rin, der diese Gegenden ja wohl kennen muß. Sie waren jetzt im Begriff, von El-Kantara aus tiefer in die Wüste vorzudringen, als sie ein Telegramm Bloomes erreichte. Es galt nur unserm Souper. Und da Graf Bloome und Herr Rin dicke Freunde sind, wechselte man den Plan und will später von hier aus die letzten französischen Oasen erreichen. Wir wären uns also wahrscheinlich nie mehr im Leben begegnet, wenn nicht Bloome und seine törichte Wette gewesen wären. Peter möchte offenbar sehr gern mitreisen, und wenn noch irgend eine Wolke über der Expedition liegen sollte, so ist es höchstens die gräßlich Quedenbergsche Befürchtung, daß unter dem Zeltleben die Nageltoilette leiden könnte. Ob sonst alle von der Partie sein werden, weiß ich nicht. Ich werde sie auf keinen Fall mitmachen!

Bloome tat ich übrigens vorhin unrecht. Er unterhielt mich sehr humoristisch von ihrer letzten großen Sahara-Durchquerung: er und Herr Rin, die einzigen Europäer, und da zwei volle Jahre kampiert, immer zwischen „Abgestochen- und Gebranntwerden", wie er sich ausdrückte. „Ich meine nämlich, wenn uns die Tuaregs oder die Tubus niedergesäbelt hätten, wozu sie zuweilen die größte Lust hatten, so hätte die Wüstensonne die Bratangelegenheit sehr rasch erledigt... Darauf werden Sie mir antworten: ‚Aber Sie hatten ja Rin.' Ja, den hatten wir Gott sei Dank!... Aber der hat wieder kein Glück. Es war wie verhext! Eine Riesen-Energie, ein Elan, der nie versagt, und zum Schluß klappt doch irgend etwas nicht. Pas de chance, pas de chance, gnädige Frau! Zu viel Glück bei den Damen, obgleich er sich daraus wenig macht." Es ist komisch, daß Afrikareisende so leicht abergläubisch sind, ich höre jetzt zum zweiten Male von einem, der alles hat, nur kein Glück. Daraufhin habe ich mir Herrn Rin noch einmal genau angesehen. So sonnenverbrannt und so sehnig war er wohl auch damals, und den Kopf würde ich überall wiedererkennen, so großgeformt ist die Stirn und so hart das Kinn. Aber die Augen hat er in der Wüste gelassen, seine warmen, grauen Augen. Heute ist's so ein kühles, ruhiges Auge, das sich immer nur halb öffnet und dem offenbar nichts mehr unerwartet kommt... Lächerlich, wir alle drei vom Garda sind dieselben geblieben, nur die Augen haben sich geändert, wahrscheinlich auch die Art des Sehens... Herr Rin hat mich noch nicht ein einziges Mal voll angesehen. Es mag ihm peinlich sein, und ich versteh's! Mein Blick sucht ihn auch nicht freiwillig. Es ist eine törichte Gêne. Denn nicht ein einziger hier kann wissen, was einmal war, wie tief ein Mann gefühlt hat für eine Frau, und wie diese Frau nur unter Tränenströmen sich hat klarmachen können, daß sie nichts andres empfand, als ein leidenschaftliches Freundschaftsgefühl für den Mann... Liebe gute Mutter, wenn du nicht gewesen wärst damals, die nicht duldete, daß ich in mein Unglück lief! An welches Mannes Seite ich dann heute säße, das weiß ich, an welcher Frau Seite Peter, das weiß ich wahrhaftig nicht.

Ich denke, wie's ist, so ist es gut.

Für eine ganz oberflächliche Frau mag's ja ein Hochgenuß sein, ungewollt und unter einem andern Himmel den Mann wiederzusehen, dem sie die einzige Frau auf der ganzen Erde gewesen ist. Ich hab's mir wenigstens eingebildet, daß ich's war... O, das ist ein Zauber, ein Zauber, dem jede gern unterliegt, die darf. Ich durfte nicht, weil ich nicht konnte!... Vor dieser Begegnung hätte ich Angst haben sollen, und sie hat mir nur weh getan. Sind denn die Gestalten unsrer Erinnerung nur Traumgebilde, die der scharfe Hauch der Wirklichkeit sofort zerstört? Wenn ich jetzt so den Mann und die Frau mir gegenüber ansehe, die beide sich in Afrika nur gefunden haben, weil sie sich finden wollten, da krampft sich doch in mir etwas zusammen, und ich sage bitter: „Das also war die große Liebe, und so vergißt sie!" Ich habe nicht etwa hinübergehorcht, vielleicht weil ich aus den wenigen Brocken schon begreifen mußte, wie sehr mir Jeanette Quedenberg an Geist über ist. Auch habe ich nicht Steine geworfen; nicht auf die Frau, obgleich der eine flüchtige Blick, den sie beim Anstoßen wechselten, die Frau ganz gewiß richtete. Ich grolle auch nicht dem Mann, der sich nicht schämt, mir seine Geliebte zu präsentieren... Vielleicht tue ich den

beiden unrecht, und es handelt sich nur um eine jener rein geistigen Freundschaften, die ich nicht verstehe, weil ich dem Mann, der mir seinen Geist gab, wenigstens meinen Körper geben möchte.

Jedenfalls ernüchtert bin ich! Und ist's nicht zum Lächeln: Auf dem Papier zitterte ich vor der großen Versuchung. — Da ist sie! Die größte, die allergrößte, — der Mann, ich breche jetzt einen heiligen Schwur, weil er nicht mehr vonnöten, der Mann, dessen Schatten mich nicht gelassen hat von der ersten Nacht meiner Ehe bis zu dem heutigen Tag, weil ich ihm bitter unrecht getan zu haben glaubte, ihm und mir... Mutter, wie danke ich dir, daß du mich bewahrt hast!

Aber ich will ja zusammenhängend erzählen: Also bei dem Toast auf die Damen gedachte Bloome meines Geburtstages, und so liebenswürdig schmeichelnd, als wäre ich innerlich und äußerlich das verführerischste Geschöpf. Es folgten die drei üblichen Hochs oder Hurras, welches letztere jetzt allein für vornehm gilt. Alle kamen natürlich zu mir besonders mit dem Sektglas, einen Glückwunsch wenigstens auf den Lippen. Selbst Jeanette Quedenberg zwang sich zu einem Judaskuß: „Ihnen, liebe Josefa, kann man zu jedem Geburtstag gratulieren. Ihr Aussehen werdet nur schöner mit den Jahren!" Hohn war's nicht. Das sagt mir jeder Spiegel. — Nur Herr Rin verzichtete. Er verbeugte sich tief, fast zu tief, und sprach kein Wort... Ich werde wohl kaum daran sterben.

Bei dem Kaffee und den Riesenimporten ergab sich, vom Dattelkognak unterstützt, die Dinerstimmung.

Jeanette setzte sich zu mir und erzählte ... Ja, was erzählte sie mir eigentlich?

Graf Quedenberg setzte sich zu mir und erzählte ... Ja, was erzählte er eigentlich? Doch ich erinnere mich. Er erzählte mir, daß Robert Rin ein famoser Kerl sei und sein Freund, und daß die interessanteste Ausbeute jener zweijährigen Wüstenexpedition eigentlich eine neue Tamariskenabart sei, von ihrem Entdecker nach seiner Frau benannt. Nun hätte ich ja Jeanette meinerseits gratulieren können. Ich tat's nicht, es war mir zu gewöhnlich.

Und Bloome setzte sich zu mir und erzählte ... Er hat nicht zu viel, aber hat viel getrunken. Und da manche Herren nach Diners immer verliebt sind, konnte er sich gar nicht genug tun in allerdings harmlosen Elogen. Er eiferte gegen Peter, der ein unverantwortlicher Glückspilz sei, und das als Kadett beim Regiment, am allermeisten aber bei seiner Frau bewiesen habe. Da gab ich ihm einen leichten Schlag mit dem Handschuh und drohte ernstlich, ihn ins Bett zu schicken.

Später saßen wir noch mit den andern Afrikanern in der Galerie vor dem Speisesaal zusammen. Ich hörte berühmte Namen, sah alltägliche Gesichter. Herr Rin mitten unter ihnen, beinah gefeiert, aber eisig reserviert. Körperlich überragt er sie alle, auch seine Stirn herrschte. Was ich ihm lassen muß, lasse ich ihm. Als sich eine der wissenschaftlichen Afrika-Unterhaltungen entwickelte, die mich einschüchtern, weil ich sie nicht verstehe, da ruhte unausgesetzt ein Frauenauge auf einem Mann, daß die junge Frau des Rittmeisters mich bescheiden fragte, ob die blaßblonde Dame in hellgrau Foulard die Gräfin Rhyn sei. Ich antwortete ihr darauf, es gäbe weder einen Grafen, noch eine Gräfin Rhyn, der Herr, der eben spräche, hieße einfach Robert Rin. Sie entschuldigte sich verlegen wegen des Irrtums und nannte mich bei der Gelegenheit Frau Gräfin. Ich fühle beinah die Versuchung, dieses leidlich hübsche Gesellschaftsgänschen zu chaperonisieren. Herr Rin ritt noch dieselbe Nacht nach El-Kantara zurück.

Wir gingen alle mit vor die Hoteltür, wo der arabische Diener gelassen am Bug eines knochigen Maultiers lehnte: „So allein durch die Wüste?" sagte die junge Frau ängstlich und schmiegte sich an ihren Mann. Herr Rin drehte sich lachend um: „Die Wüste ist niemals schöner, als wenn man mutterseelenallein ist." Er saß auf und grüßte, während das Maultier in einen schnellen Paßgang fiel. Drüben über dem gespenstisch starren Felsengürtel kroch ein bleicher, schmaler Mond. Es schimmerte alles fahl, tot, einen Augenblick war's mir, als ständen wir inmitten eines erloschenen Riesenvulkans. Ich schaute lange. Es war eisig kalt, und die andern traten fröstelnd in den Flur zurück. Mich hielt das Bild voll wundervoller Oede gefangen. Ich glaubte allein zu sein, aber als ich mich umwandte, stand im Türschatten Jeanette Quedenberg und horchte, wie in der dünnen Luft der klappernde Hufschlag allmählich verklang. Wir gingen aneinander vorüber ohne ein Wort.

Wir geben Bloome und Quedenbergs noch ein großes Stück das Geleit bis zum Hotel Royal, wir sind eben höfliche Leute, und ich bemühe mich besonders, es zu sein.

Auf dem Nachhausewege sagte Peter: „Du, die Quedenberg macht's 'n bißchen toll!"

„Wieso?"

„Na, wer nicht zufällig blind geboren ist! Die Liebelei ist jedenfalls im besten Gange."

„Das kommt dir wohl nur so vor, Peter."

„Mir nicht und den andern auch nicht, und wenn Quedenberg seine Tischkarte mit den Riesenantilopenhörnern nicht begriffen hat, so kann Bloome jedenfalls nicht dafür, der sie extra ausgesucht hat. Uebrigens der Rin ist doch 'n vornehmer Kerl! Gefällt mir außerordentlich."

„Und ich glaube, Peter, daß er mit dir nicht zwei Worte gesprochen hat."

„Is ja auch nicht nötig! Außer mit deiner Jeanette hat er ja überhaupt nur das Allernötigste gesprochen. Ueberhaupt kolossal reservierter Mensch. Aber, was er sagt, hat alles Hand und Fuß, und da gibt's gar keine Debatte ... Wenn ich mir so dagegen den Potaz, den Bloome, bedenke! Hast du gehört, sagt immer vorschriftsmäßig, „Herr Rin", und der antwortet immer bloß kameradschaftlich „lieber Bloome". Die acht Jahre älter bei Rin, die können's doch nicht machen."

„Und was hast du eigentlich gegen Bloome?"

„Was hast du eigentlich für ihn?"

„Hat er deine Anstandsprobe bestanden, Peter?" fragte ich darauf bloß noch kurz.

„Ja, duzt sich mit Quedenberg. Und Quedenberg hält auf Exterieur bei Mensch und bei Pferd."

Wir blieben darauf noch eine Stunde im Salon sitzen. Er rauchte Rins Zigaretten, die ihm Quedenberg als etwas Besonderes offeriert haben muß. Sie riechen stark, und der Tabak ist dunkel ... Mir war schließlich der Geruch unerträglich, und wir mußten das Fenster öffnen, so daß die wunderbare Wüstenluft hereinströmte. Gegen die Kühle trank darauf Peter einen Dattelkognak und noch einen Dattelkognak, und ich nippte auch einmal an seinem Glase. Aber als er die verliebten Augen bekam, ging ich. Er hat mich in solchen Momenten sicher rasend lieb. Doch in seiner Liebe klingt immer eine Saite an, die bei mir nicht widerklingt. Ich habe keine Sinne. Warum hat er sie? Während ich meine Nachttoilette machte, kam mir der ganze Tag noch einmal zurück.

Ich komme mir so deplaciert vor nach diesem Wiedersehen, fast erniedrigt. Und den Mann hätte ich beinah einmal geliebt! Vor einem Jahr, was sage ich, vor vierundzwanzig Stunden noch, hätte ich gezittert vor diesem Wiedersehen, jetzt fühle ich mich nur unsagbar ernüchtert. Meinetwegen mag er wiederkommen, so oft er will! Jedoch ich fühle mich nicht freier, nur leerer nach dieser Erfahrung. Also Jeanette Quedenberg ist endlich die richtige! Dem alten Schwätzer in Monte Carlo habe ich doch bitter unrecht getan. Ich wünsche den beiden Liebenden von Herzen Glück.

*

Heute habe ich Peter eine interessante Mitteilung machen können, er jedenfalls war einfach paff:

Herr Rin heißt nämlich in Wahrheit: Robert Graf zu Rhyn!

Bloome hat's mir verraten und gleich dazu, daß diese uralte und vornehme Gräflichkeit dem Träger vollkommen gleichgültig ist. Ich wollte es anfangs nicht glauben, aber die berühmten Afrikaner bestätigten es mir sämtlich. Und jetzt weiß ich auch, warum mir der Name Bloome sofort unsympathisch war. Er erinnerte mich an meine Gardazeit, und speziell an die Toscolaner Schlucht. Ich empfand es fast wie einen Nadelstich, als mir dieser gute Graf sehr lebhaft erklärte: „Ich habe doch schon vor sechs Jahren in Windhuk eine Woche lang Tag und Nacht mit ihm durchgekneipt, wo er mir seine Familiengeschichte haarklein auseinandergeklaubt hat, der Vater Düsseldorfer Ulan, die Mutter Genfer Patrizierin. Der Schlußrefrain: „Auf meinen Grafen pfeife ich." Warum, weiß ich nicht. Aber Rhyn gehört zu den Leuten, die sich in eine Idee festbeißen und sie nicht lassen bis zum Tod."

Es wurde mir ein bedingtes Stillschweigen auferlegt, weil der große Reisende auch ein großer Sonderling sei. Erst kam ich mir ganz dumm vor, als ich die Geschichte hörte, und dann fand ich sie eigentlich natürlich. Er hatte immer ein Recht anders zu sein als andre ... Ich habe mich darauf auch gefragt, ob nicht alles ganz anders geworden wäre, wenn mir damals auf Sirmione nicht Herr Rin, sondern Graf Rhyn gegenüberstand. Und ich habe mir gleich antworten können: Nein. Denn damals wenigstens gehörte er für mich zu den Menschen, die den ‚Grafen' nicht nötig hatten. Heute ist mir das eine wie das andre absolut gleichgültig.

Mir ist ein Alp von meiner Seele genommen worden an meinem Geburtstage, und manchmal wünsche ich, ich keuchte noch unter dem Alp. Es gibt eben unverbesserliche Gefangene.

Elftes Kapitel

Es ist nicht etwa wegen der Skorpione, die, wie ich mich überzeugt habe, vornehmen Saharahotels ihre Aufwartung nur in fest zugebundenen Einmachegläsern zu machen pflegen, und es ist dann allerdings recht pläsierlich, die lieben Tierchen in diesem Verließ gelbgrün vor stiller Wut den Stachel heben und senken zu sehen; der eine Bursche zielte direkt nach meiner Pfote und traf natürlich nur das Glas. Es ist viel mehr, weil ich das Souterrain nun genügend studiert habe. Also ich kehre in die hohen Regionen zurück, in die ich durch Geburt und Bildung gehöre. Erst die Welt von unten, dann die Welt von oben! Da der Berg nicht zum Propheten spazierte, spazierte der Prophet zum Berge, und wir sind ja im Lande des Propheten.

Ich hatte diese Tage die Freude, einen lieben Freund wiederzusehen. Diese im schönsten Sinne historische Begegnung fand in dem gemütlichen Bogengang vor dem Speisesaal statt, den ich teils der

Diners, teils der Afrikaner wegen zu frequentieren liebe. Ich habe nun einmal den Zug für das Große, Unbekannte, die Gazellenlapatte neulich mundete vortrefflich. Graf Rhyn befand sich, wie ihm zukommt, gerade im Kreise der berühmten Reisenden, und wir erkannten uns sofort. Wenn ich auch nur graziös gemessen in seine sehnsüchtig ausgebreiteten Freundesarme eilte, so war doch im Augenblick mein ganzes Herz bei dem großen Forscher, den der Jüngling damals töricht belächeln durfte, den der Mann heute aber herzlich verehrt. Lieber Rhyn, ich biete Ihnen die Pfote zum Gruß: Ich bin kein Dutzendkater, und Sie sind kein Dutzendmensch. Ich weiß, was Sie hierher führt, lieber Freund, und ich werde Ihnen behilflich sein bei dem Gewünschten. Dies internationale Wiedersehen erweckte natürlich einen begeisterten Widerhall in aller Herzen. Gerade die berühmtesten Afrikaner befühlten und betasteten mich in dem begreiflichen Hochgefühle, die reinste Vergeistigung des Katertums leibhaftig vor sich zu sehen. Mein Freund hatte die Herren darauf vorbereitet, indem er bei der Vorstellung sagte: „Entweder ist dies mein Carlo, oder wenigstens sein Geist, denn solchen Ueberkater gibt's nicht zweimal." Ich nickte leutselig nach allen Seiten. Nicht einbegriffen dabei waren zwei Gäste, die sich süßsauer lächelnd über die Tatsache hinwegtäuschten, daß ein wahnsinniger Kater unter den großen Entdeckern glänzt. Graf und Gräfin Quedenberg, deren Adel mir noch keineswegs feststeht, konnten sich einiger hämischen Bemerkungen natürlich nicht enthalten. Für mich existieren angemaßte Grafenkronen nicht, aber eine einzige, verdächtige Fußbewegung hätte genügt, um diesen Idioten zu einem toten Mann zu machen. Ich fackle nicht mehr, und Graf Rhyn fackelt hoffentlich auch nicht mehr. Ach, wie herzerquickend doch diese Nasenschmarre aufleuchtete!

Da große Afrikaner leider auch kleine Neuigkeitsjäger sind, so war der Mann mit dem unvermeidlichen Tropenhelm sofort in der Lage zu berichten, daß ich im Souterrain und bei meiner Zofe logiere. „Mein Lieber, Sie scheinen etwas zu lange in Afrika gelebt zu haben. Von dem letzten Bourbon und seinem hübschen Kammerkätzchen zugleich zu sprechen, das gehört an keinen Kneiptisch. Unsterbliche steigen zu den Sterblichen hinab, aber sie bleiben Unsterbliche." Als später der Name Lasowitz fiel, bemerkte die in mehr als einer Beziehung zweifelhafte Gräfin: „Da erkenne ich meine extravagante Josefa wieder! Wenn dieser Kater denn durchaus nach Afrika mit mußte, so hätte er die Reise viel praktischer als Vorlageteppich machen können." Es folgte darauf ein ganz ordinäres Banditengelächter, das der eben hinzutretende Lasowitz verstärkte. Nur mein Freund Rhyn sagte vornehm gelassen wie immer: „Ein lebendes Tier ist mir unter allen Umständen interessanter als ein totes. Sie lieben eben keine Tiere, Gräfin. Aber dafür können Sie nichts." Und dieses Weib, das seinen Mann schon damals brutalisierte, gab sofort klein bei. „Ja, Sie haben recht, Graf. Aber denken Sie an den riesigen Baumkater, den Sie selbst geschossen und ausgestopft haben!" Er antwortete mir mit unverständlicher Objektivität: „Ja, da haben Sie wieder recht, Gräfin." Aber gleich darauf ging er, wie diese Quedenberg glaubt, pikiert, weil sie ihn Graf genannt hatte, was er noch immer nicht liebt, wie ich glaube, aufs tiefste empört, weil er diese kaum wiederzugebenden Blasphemien hätte anhören müssen.

Als mein Freund ging, ging ich auch. Der Idiot sieht aus, als wenn er selbst den Gottesfrieden des Hotels brechen könnte, und sie bricht ihn schon ganz gewiß, wenn's ihr paßt! Aber vielleicht Nähtischteppich, und unter den Füßen dieses mißratenen Geschöpfs? Nimmermehr! Jedes Haar sträubt sich bei dem Gedanken. Da ziehe ich es denn doch vor, die lebendige Sofazierde einer wohlanständigen Dame zu sein. Ich ging also direkt zu meiner großherzigen Josefa. Als ich die breite Steintreppe furchtlos und treu emporstieg, konnte ich durch die geöffnete Küchentür noch gerade die appetitliche Mütze des Kochs und die klätschigen Händchen von zwei Jungfern erblicken. Es war die Lasowitzsche, die sich mit der Quedenbergschen unterhielt, ich erkannte die letztere lasterhafte Kreatur sofort, die wahrscheinlich ebenso wie ihre Herrin an Gemeinheit noch zugenommen hat. Und kaum hatte sie mich erblickt, da kreischte sie auch schon los: „Das ist ja der Kater mit der Tollwut!" Gewöhnliche Leute, zu denen Zofen nun einmal gehören, sind dumm, wankelmütig, abergläubisch, und schon meine Nachmittagsmilch kann vergiftet sein. Anna, die immer heimlich ist und noch neulich meiner engelsguten Josefa eine Spitze entwendete, wird sich mit dieser kreischenden Gemeinheit nur zu bald verständigen. Es gibt keine schlimmeren Verbündeten als Heimlichkeit und Gemeinheit. Ich ruhte darum auch nicht eher, bis ich vor dem Schlafzimmer meiner teuern Freundin stand.

Ich miaute sanft. Mir wurde zögernd aufgetan, zögernder jedenfalls, als es so hohes Vertrauen verdient. Ich hätte mich verletzt fühlen können, ich durfte es nicht! Mit kleinen Empfindlichkeiten rettet man keine großen Seelen. Denn in dem Augenblicke, als ich meine teure Freundin vor mir sah in vollkommener Straßentoilette, und trotzdem in einem unaufgeräumten Schlafzimmer, da sagte ich mir: „Carlo, diese Frau flieht den gemeinsamen Salon und die bekannten Menschen, und flieht eigentlich nur sich selbst!

Dahinter steckt" ... Trotz meines Genies wußte ich in dem Augenblicke nicht, was dahinter steckte, aber entschlossen, sofort und alles zu wissen, sprang ich mit einem einzigen lautlosen Satze macchiavellistischer Diplomatenmoral auf das kleine Reisepult, zu dem sie gleichgültig nach einem gleichgültigen Empfange zurückgekehrt war. Es war ihr Tagebuch, das sie durchblätterte, und sie kämpfte offenbar mit einer starken Regung, mich sogleich den Segnungen des Souterrains wieder zuzuführen. Aber ich saß so jungfräulich sittsam und machte dazu so treue Hundeaugen, daß sie nur achselzuckend in ihrer Lektüre fortfuhr. Sie ist eine Frau, und Frauen verraten in schwachen Stunden alles, ausgenommen ihre Toiletten und ihre Tagebuchgeheimnisse. Und sie wünschte offenbar keinen Mitwisser! Aber es bedurfte nur winziger, blinzelnd erhaschter Bruchstücke für mich, um sonnenklar zu sehen, daß sich hier eine Komödie oder Tragödie vorbereitete, und daß ich allein fähig, die notwendige Intrige zu schürzen.

Die Dame sitzt scheinbar sehr apathisch da, einen hochmütig gelangweilten Zug um die Mundwinkel, sie ist im Begriff, sich und die ganze Welt zu verachten. Ich bekam auch einige Verachtungsblicke mit ab, so eisige, daß ich inmitten der Wüste mich nach einer deutschen Ofenbank sehnte. Einmal schob sie mich sogar mit dem Arm beiseite, als sei ich ein schmutziger Verräter. Aber ich kenne die Frauen und weiß, daß sie Komödiantinnen sind auch vor sich selbst. Darum verwunderte es mich gar nicht, als sie nach einer Weile anfing, mich wie geistesabwesend zu streicheln; die Liebkosung steigerte sich, wurde immer leidenschaftlicher, immer bewußter, bis ich zuletzt einen heißen Kuß zwischen meinen göttlichen Ohren spürte. Ich denke darauf nicht etwa wie früher: „Carlo, was sind doch alle Weiber in dich vernarrt!" Ich konstatierte nur lächelnd die Tatsache, daß eine Frau liebt, und daß der Geliebte nicht ihr Mann ist. Daran kann mich auch nicht irre machen, daß ich wieder fast heftig weggeschoben wurde, ja, daß sogar die Worte fielen: „Ach, ich mag dich auch nicht, Tier; ich mag euch alle nicht." Im Gegenteil, von diesem Moment an war es einfach Pflicht, mich auf dem Chaiselonguekissen zu installieren, den Gatten, die Zofe zu beobachten, und schnurrend jenen Intrigenfaden weiterzuspinnen, der einst von einem verliebten Mann eingefädelt und jetzt erst von einer verliebten Frau aufgenommen werden wird.

(Fortsetzung folgt)

Die Geschichte der kleinen Lene

Von

Lotte Gubalke

(Fortsetzung)

Viertes Kapitel

Frau Julie Reinfeld sah ungeduldig auf die Kaminuhr. Sie liebte die Pünktlichkeit. Der Tisch war gedeckt. Fünf Minuten waren bereits über die festgesetzte Zeit verstrichen. Renate war mit den Schlittschuhen fortgegangen, und Sophron steckte wie immer auf der Bibliothek. Sie seufzte. Ja, da suchte er nach alten Handschriften, nach alten Liederschätzen. Niemals konnte sie die Wichtigkeit und den Wert dieser Studien fassen. Aber sie hatte sich allmählich damit abgefunden, daß der einzige Sohn des Bankhauses Reinfeld & Co. keinen Sinn für geschäftliche Dinge hatte. Es war ein Glück, daß der Sohn ihrer ältesten Tochter ein so tüchtiger Geschäftsmann war und das große Bankhaus in ihm einen tüchtigen Chef gefunden hatte. Frau Julie hatte früher alle Anstrengungen gemacht, Sophron seine Liebhabereien zu verleiden. Jetzt hatte sie nur noch ein Achselzucken für sein Tun — mochte er suchen. Zum Glück hatten frühere Generationen den Wohlstand des Hauses so fest gegründet, daß er diese Extravaganzen ertrug. Extravaganzen! Sophron lächelte gutmütig, wenn seine Mutter ihm diese vorwarf, und suchte bei Renate Verständnis.

Friedrich, der alte Diener, verkündete die Ankunft der jungen Herrschaften und stellte gleich darauf die Suppe auf den Anrichtetisch. Frau Julie behielt ihre Scheltworte für sich beim Anblick Renatens, die sie mit einer herzlichen Umarmung begrüßte und ihr versprach, den Grund dieser Verspätung nach Tisch zu berichten. Denn Frau Julie liebte keine Tischunterhaltung, dagegen war es ihr sehr angenehm, nach dem Essen, zurückgelehnt in einem behaglichen Sessel am Kamin eine Tasse Kaffee schlürfend, sich allerhand Neues von ihren Kindern erzählen zu lassen.

„Also was hast du erlebt, Renate?"

„Ich machte einen Umweg über den Brühl —"

„Mein Gott, der Brühl, wie lange bin ich nicht dort gewesen," warf Frau Reinfeld dazwischen.

„Ich hatte beim Schlittschuhlaufen den Photographen Binder kennen gelernt, Theobald Binder."

„Theobald Binder? Ja, mein Gott, an den habe ich lange nicht gedacht."

„Ja, Mama, du mußt uns von ihm erzählen, er ist ein sonderbarer alter Mann. Er sagte, er habe einmal an einem offenen Grabe mit dir gestanden, — er kannte Papa —"

Frau Julie nickte. „Ja, ja, ich weiß noch, und vielleicht habe ich irgend etwas nach eures Vaters Tod versäumt. Er stand eurem Vater nahe, dieser Binder, aber er sprach nicht gern von diesen alten Geschichten, und ich habe so etwas immer respektiert und nie gefragt." Dann legte sie die Hand vor die Augen, sann ein wenig nach und erzählte:

„Wir waren kaum einige Jahre verheiratet, euer Vater und ich, da bat er mich, mit zu einem Begräbnis zu kommen. Das Ganze war sehr merkwürdig. Man begrub ein altes Fräulein Binder, die Tante ebendieses Theobald Binder, den du heute trafst. Dein Vater stand Hand in Hand mit ihm an jenem Grabe, und ich stand daneben. Sie weinten beide und drückten sich die Hand, und zum Abschied umschlangen sie sich. Und ich weiß, solange euer Vater lebte, ging er jeden Freitagabend in ein kleines Wirtshaus und traf sich mit jenem Binder. Auf dem Nachhauseweg von jenem Begräbnis erzählte er mir dann, diese Frau sei seine Lehrerin gewesen, auch die seiner Schwestern, und Theobald Binder sei auch von ihr erzogen. Er habe mit ihm frohe Studienjahre verlebt. In Italien waren sie auch gemeinsam. Ich glaube, Binder hat viel Unglück im Leben gehabt, außerdem weiß ich, daß er lebenslänglich eine Rente erhält, aber wir wollen uns näher nach ihm umhören."

Sophron mischte sich jetzt in die Unterhaltung: „Du hast recht, Mutter, Binder stand dem Vater nahe. Ich hörte gestern zufällig auch von ihm. Er ist ein komischer Kauz, sagte mir unser Sachwalter, bei dem ich mich erkundigte, und es lag in Binders, nicht in des Vaters Absicht, daß wir nicht näher mit ihm zusammenkamen. Es war ihm wohl peinlich, daß nichts aus ihm geworden ist — kein großer Künstler, wie er gerne wollte, nur ein Photograph, wenn auch ein vorzüglicher."

„Ja, das ist er," meinte Renate, und erzählte nun ausführlich ihre Erlebnisse und legte Lene Binders Bild vor Frau Julie hin.

„Darum," fuhr sie fort, „habe ich auf dem Heimwege erst bei Dora vorgesprochen, um sie zu bitten, ihre Kinder und die neuen Doggen von Binder aufnehmen zu lassen. Seinem alten Mantel nach zu urteilen, geht's ihm nicht gut. Unterwegs traf ich Sophron, da haben wir dann einen Umweg über den Brühl gemacht, Sophron ist rasch hinaufgesprungen und hat eine Bestellung hinterlassen."

Frau Julie besah durch ihre Lorgnette das hübsche Bild. „Vielleicht kann man für das Kind etwas tun, sie gut erziehen lassen, sie scheint allerliebst zu sein. Sicher wäre es im Sinne eures Vaters."

Auch Sophron hatte das Bild genommen. Er besah es lange und legte es dann seufzend zurück.

„Immer bist du mißmutig," sagte Frau Julie tadelnd. „Warum das? Langweilt dich das Interesse, das ich an diesen Leuten nehme?"

„Aber nicht im geringsten, Mama, nicht im geringsten! Im Gegenteil —"

„Nun, dann seufze nicht, — man wird etwas tun müssen, die Lage dieses hübschen Kindes zu bessern, ich meine, es wäre gerade so nützlich als alte Liedertexte suchen."

Sophron lächelte: „Ich werde poetisch werden, — wenn ich das Kind ansehe auf diesem Bild, so denke ich, sie ist ein verkörpertes Volkslied, — bist du nun zufrieden?"

Renate lachte, und auch Frau Reinfeld machte ein vergnügtes Gesicht: „Sophron, wenn man bedenkt, daß du ein Herrenleben führen könntest, und statt dessen wühlst du in alten Manuskripten! Kaufe dir ein Automobil, wie dein Schwager, und fahre hinaus in die Welt!"

Sophron lachte: „Ich brächte ja doch nur alte Manuskripte mit heim! Und du weißt ja, ich habe für diese Sportfreuden kein Talent, finde dich damit ab. Ich hätte wirklich besser in das Zeitalter der Postkutschen gepaßt. Im übrigen bin ich sehr dafür, zu erwägen, wie man diese kleine Lene erziehen könnte, ihr sozusagen die Möglichkeit geben, sich emporzuschwingen aus ihren kleinen Verhältnissen."

Renate war Feuer und Flamme für diesen Gedanken und drang darauf, daß man so bald wie möglich die Bekanntschaft von Lene Binder mache. Frau Julie war über all dem Reden müde geworden, sie sehnte sich nach dem gewohnten Mittagsschlaf. Sie erhob sich und ließ die Geschwister allein. Sophron hatte wieder Lenens Bild zur Hand genommen und betrachtete es. Plötzlich steckte er das Bild ein und entschuldigte sein einsilbiges Wesen mit Plänen für eine neue Arbeit, die er im Sinne habe.

Fünftes Kapitel

Hoch oben in seinem Atelier stand Theobald Binder und besah mit entzücktem Gesicht das fertige Bild Renatens. Es war vorzüglich gelungen. Wieder und wieder hielt er es in kleineren und größeren Abständen vor sich hin.

„Wie sie ihrem Vater gleicht — nur nicht weichmännlich werden, alter Esel," schalt er sich selbst und stellte das Bild auf eine kleine Staffelei. Draußen erklang Geräusch von schlurfenden Schritten, und gleich darauf öffnete eine schlampig aussehende Frau die Ateliertüre. „Balder," sagte sie in singendem Ton, „geh, höre, da ist ein Herr, der will abgenommen sein, und aus der Villa in der Bürgerau, von der Madame Reinfeld ihrem Schwiegersohn, dem Bankier Lindner, da war ein Bote da, du sollst die Hunde —"

„Hab' ich dir nicht gesagt," schrie er sie an, „daß du mir nicht immer mit zwei Sachen zu gleicher Zeit kommen sollst?"

„Balder," fuhr sie unbeirrt fort, „soll der junge Herr heraufkommen?"

Theobald Binder griff nach einem Buch, als wenn er es als Wurfgeschoß benutzen wollte. Dann aber sanken seine Arme gelassen wieder herunter, und er sagte: „Wie Sie denken, Gnädigste! Schicken Sie die Doggen herauf und den jungen Herrn in die Bürgerau, dann wird's stimmen. Denn man fährt stets am besten, wenn man diese verkehrte Welt konsequent und ohne Unterlaß auf den Kopf stellt, — so wie sie ist, ist sie nichts nutz."

Frau Amanda Binder kannte die Philosophien ihres Gatten. Sie zuckte verächtlich die vollen Schultern und zog die Mundwinkel herunter. Draußen schlang sie das alte türkische Umschlagetuch, das sie in Ermanglung eines andern Kleidungsstückes über die Nachtjacke zu tragen pflegte, etwas fester, fuhr mit der Hand durch das unfrisierte Haar und schlurfte, die ausgetretenen Halbschuhe geschickt balancierend, die Treppe herunter.

Theobald sah ihr mit einem Seufzer nach und stellte sich, als die Tür hinter ihr ins Schloß flog, die Hände in den Taschen vor Renatens Bild. Wie wurde mit einemmal die alte Zeit lebendig.

Eine Treppe tiefer im „Empfangssalon", der gleichzeitig das einzige bessere Zimmer vorstellte, wartete Achill Büchner. Er besah die schönen Landschaften an den Wänden, zwischen denen auch verschiedene interessante Köpfe hingen. Immer war die Ausführung wahrhaft künstlerisch zu nennen und das Sujet originell. Auf Tischen und Stühlen lag eine dicke Staubschicht, und man sah an der ganzen Verfassung des Zimmers, daß selten genug jemand hier eintrat. Es war mit einem zweiten durch eine Tür verbunden, vor der eine staubige Portiere hing. Hinter dieser erklang Kindergeschrei und manchmal dazwischen beschwichtigende Worte, von einer Stimme, die er gut kannte und um derentwillen er jetzt hier stand. Wunderlich genug kam er sich selbst vor. Was zog ihn denn zu diesem schlanken Kinde hin? Kaum zwanzig Worte hatte er mit ihm geredet, und hatte er nicht am Tag vorher einer andern, die ihm teuer war, die Hand geküßt und ihr tief in die schönen Augen geschaut? Und hatte er nicht Pläne entworfen, schien ihm an jenem Abend ein Ziel nicht erstrebenswert? Ja, ein Ziel, und Renate, die stolze, braunäugige! Und dann kam diese kleine blonde Lene — ein Lächeln überflog sein Gesicht —, ja, diese kleine blonde Lene, — warum soll er achtlos vorbeigehen an dieser kleinen, blauäugigen Jungfer im Grünen, dieser zarten, kleinen Unkrautsblume. Außerdem, warum sollte er sich von Sophron bevormunden lassen, überhaupt, es war ja zum Lachen, dieser alte Philister! Man war nur einmal jung, und diese kleine Lene würde ihm ein ganzes Leben lang dankbar sein für die paar Lichter, die er in ihr Lebensbild setzte — er konnte das ja zur Genüge —, na, wozu überhaupt so viel darüber nachdenken, darüber priestern! Der Reiz der Stunde, das Glück des Augenblicks, gab's denn überhaupt etwas andres auf dieser Welt?

„Mein Mann wird sich sehr geehrt fühlen, wenn Sie kommen wollen," die gute Frau Amanda Binder unterbrach mit dieser Lüge seine Gedanken. Achill folgte der Einladung der dicken Dame im türkischen Schal. Auf dem Vorflur rief sie dann: „Lene, Lenechen, komm und zeige dem Herrn das Atelier!"

Die Türe des Zimmers, aus dem das Kindergebrüll erklungen war, öffnete sich, und Lene stand vor ihm. Das hatte er kaum zu hoffen gewagt, und auch sie hatte keine Ahnung von seiner Anwesenheit, ganz erstaunt starrte sie ihn an. „Ach Sie, — Sie sind da?" stieß sie hervor und senkte errötend den hübschen Blondkopf.

„Aber höre, woher kennste denn diesen Herrn — mein Herr, ich muß doch bitten?" Frau Amanda warf einen strafenden Blick auf Achill. Dieser lächelte ein wenig und sagte erklärend: „Wir sahen uns einmal ganz flüchtig — ich dachte, Fräulein Lene hätte Ihnen davon erzählt?"

„Ach so, ja," meinte die biedere Frau etwas gedehnt, — „na ja, nun weiß ich's, das macht nichts weiter. Ich dachte schon —"

Was sie eigentlich dachte, erfuhr Achill nicht, denn sie ging hinein zu den weinenden Kindern, die sich im Türspalt blicken ließen und ungestüm nach ihr verlangten. Lene flog schnell vor ihm her die Treppe hinauf. Er war entzückt von ihren Bewegungen. Auf einem Absatz der Bodentreppe holte er sie ein. Hoch aufatmend war sie stehen geblieben, die schmalen Hände auf das klopfende Herz gedrückt. Achill schaute sie lächelnd an:

„Nun, kleine Lene, das hatten Sie wohl nicht erwartet? Madelaine von Mirandola!“

„Um Gottes willen, nennen Sie mich nicht so, mein Vater schlägt mich tot, wenn er's hört —“

„Ich werd' ja nichts verraten,“ sagte er, sie mit einem langen Blick ansehend, indem er ihre Hand nahm. Da wurde die Ateliertüre geöffnet. Erschrocken riß Lene ihre Hand aus der seinen. Achill wandte sich um, zog höflich seinen Hut und fragte, ob Herr Binder wohl bereit sei, ihn zu photographieren?

Binder rief ärgerlich, statt eine Antwort zu geben: „Dacht' ich's doch, — das Frauenzimmer schickt mir den jungen Herrn herauf. — Na, haben Sie etwa extra Verschönerungen mit Ihrem Leichnam vorgenommen?“

Achill wollte etwas antworten. Die Art des Alten amüsierte ihn, da er Sinn für das Groteske hatte, aber er kam nicht dazu, denn Binder schickte Lene mit einer unwilligen Handbewegung weg, bat ihn, einzutreten, und fuhr dann, ohne ihn zu Wort kommen zu lassen, fort: „Warum wollen Sie sich photographieren lassen? Sind Sie verliebt? Wollen Sie Ihr Bild verschenken? Haben Sie denn überhaupt eine Ahnung, daß das eine ernste Sache ist, so ein Bild? Wissen Sie vielleicht, was Bildzauber ist? Sicherlich ahnen Sie das nicht! Was weiß einer heutzutage vom alten Paracelsus! Glauben Sie mir, junger Mann, diese Hexereien und dieser Bildzauber, den da zum Beispiel August der Starke trieb, — na, es war sicherlich etwas an der Sache. Aber mir soll's gleich sein. Ich sagte zu meiner Amanda, die mir seit zehn Jahren nur noch türkisch kommt: ‚Schicke den Herrn in die Bürgerau und die Doggen herauf zu mir,‘ das wäre richtiger gewesen.“

Achill wußte nicht, was er dem wunderlichen Alten antworten sollte, darum machte er nur eine höfliche Verbeugung. Jener fuhr indessen fort: „Herr, glauben Sie, daß ich fast annehme, Gott der Herr habe der Königin Viktoria die Vorliebe für indische Schals nur deshalb eingepflanzt, damit dies Kleidungsstück von meiner Amanda antizipiert werde? Ja, Herr, Gottes Wege sind wunderbar, und wenn Sie annehmen, es gäbe keinen Zusammenhang und kein planvolles Regiment in betreff der indischen Schals und meiner Frau, so gehen Sie lieber gleich, denn dann werden wir kaum auskommen. Und nun vor allen Dingen Ihren Namen?“

Achill war froh, endlich ein Wort sagen zu können. Er nannte seinen Namen und zog auch noch eine Visitenkarte aus seiner Brusttasche, die er dem Alten hinreichte.

Binder lachte: „Achill — Achill Büchner, kommt mir das Leben heut zum zweitenmal griechisch?“

„Sicher war mein Freund Sophron Reinfeld heut hier?“

„Ist das Ihr Freund? Nun, dann bedarf es weiter keiner Empfehlung. Sophron Reinfeld ist der Sohn meines besten, ha, was sage ich, meines einzigen Freundes.“ Binder sah eine Zeitlang in Gedanken versunken vor sich hin. Dann nahm er Renatens Bild von der Staffelei, hielt es Achill hin und fragte: „Kennen Sie auch die? Ist es ähnlich?“

Achill sah erstaunt auf das Bild. „Ja, wie kommen Sie dazu? Wann machten Sie es? Sicher kenne ich Fräulein Renate Reinfeld. Wir sind Jugendfreunde!“

Als Achill immer noch das Bild in Händen hielt und, alles vergessend, das schöne Mädchenbild ansah, schmunzelte Binder leise und sagte: „Das ist schon Bildzauber.“

Achill sah auf. Er hatte die Worte nur halb gehört. Jetzt gab er das Bild zurück, und niemals war ihm zwiespältiger zumute gewesen, als er fragte: „Was meinten Sie, Herr Binder, mit dem Bild?“

„Mit dem Bild? Nun, ich sagte Ihnen doch, es gibt einen Bildzauber, — das konstatierte ich, als Sie soeben das Bild ansahen.“

Achill griff wieder nach dem Bild und sah es an.

Da rief Binder plötzlich: „Halten Sie stille, Herr! Blicken Sie nicht auf! Sie gehören zu denen, die man immer mit niedergeschlagenen Augen abbilden sollte. Das ist das Zeichen, in dem sie alleweil wandeln. Sie haben scheint's das Leben überhaupt noch nicht darauf angesehen, daß es Ihnen jene Frage löse: Woher, wohin, warum?“

Achill schaute halb belustigt, halb ärgerlich den Alten an. Er war doch gekommen, um sich photographieren zu lassen, nicht um Moralpredigten oder philosophischen Tratsch zu hören.

„Ja, ja,“ fuhr Binder unbeirrt fort, „hüten Sie sich, daß Sie ungefragt eine unerbittliche Antwort bekommen!“

Endlich war Theobald Binder so weit gekommen, Anstalten zu einer Aufnahme zu treffen. Achill fragte: „Wie sind Sie mit Sophrons Vater bekannt geworden, das interessiert mich außerordentlich, da Sophron niemals mir gegenüber etwas davon erzählte?“

„Auch ich werde Ihnen wohl kaum heute diese alten Geschichten auftischen, sie sind zudem für einen Dritten nicht eben interessant.“ Er hatte einen Band Goethe von einem alten Schreibtisch genommen und ihm in die Hand gedrückt, und brach, als er jetzt, nachdem er die Aufnahme vollendet hatte und sich die aufgeschlagene Seite ansah, in helles Gelächter aus. Laut las er: „Du verklagst das Weib, sie schwanke von einem zum andern. Tadle sie nicht, sie sucht einen beständigen Mann!“

Niemals war sich Achill Büchner dümmer vorgekommen, als diesem Manne gegenüber, den er einen kompletten Narren im stillen nannte und einen progressiven Trottel. Er beeilte sich deshalb, fortzukommen. Binder rief ihn noch einmal zurück, als er schon die Tür in der Hand hatte, und zeigte auf die Staffelei mit Renatens Bild, über das ein Sonnenstrahl huschte: „Sie ist selbst ein Sonnenstrahl, — ein Glückskind der Mann, der solch eine Jugendfreundin hat!"

Achill war froh, als er die knarrende Stiege hinunterging. Das war ein ungemütlicher Photograph, ein halb Verrückter! Arme kleine Lene, kein Wunder, wenn die sich nach Sonne sehnt!

Unten an der Treppe stand sie. Hochrot, mit großen, fragenden Augen. Was lag alles in diesem Blick! Furcht und Freude und Stolz. Ja, nun verscheuchte er alle diese unangenehmen Eindrücke, die er da oben empfangen hatte, und auch die Gedanken, die klagenden und anschuldigenden, — die an Renate, und war ganz Beglücker. Er faßte Lene neckend an einer losen Strähne ihres Blondhaares und bat sie, doch in der Dämmerung heute aufs Eis zu kommen. Auf den Schloßteich. Stumm und strahlend nickte sie Antwort.

Sechstes Kapitel

Als Achill um die Ecke bog, da, wo der Brühl auf den neuen Markt einmündet, begegnete ihm Sophron. Das war ihm just nicht angenehm, denn er vergegenwärtigte sich sofort die Moralpredigt, die nun kommen werde.

„Also doch," sagte Sophron, „also doch! Nun, ich hätte es mir denken können. Du spieltest schon als Kind gern mit dem Feuer. Oder willst du mir etwa erzählen, du habest dich bei Theobald Binder photographieren lassen, um mir auf bequeme Weise mit deinem Bild ein Weihnachtsgeschenk zu machen?"

„Ich leugne nie, mein Lieber," antwortete Achill in einem Tone, der etwas obenhin klang. „Ich sagte dir außerdem schon oft, hemme doch nicht den Lauf eines Stromes, zu Tale kommt er doch."

Sophron verspürte keine Lust, auf das Thema einzugehen, und fragte ablenkend: „Da du meine Mutter neulich nicht daheim trafst, soll ich dich in ihrem Namen bitten, uns heute abend zum Tee zu besuchen — willst du?"

Achill sagte kurzerhand zu. Die Verabredung mit Lene hielt ihn nicht ab. Von vier bis sechs würde er mit Lene auf dem Eis sein, dann zum Tee bei Reinfelds, — nun, es würde sich alles einrenken, und im Grunde war es lächerlich von Sophron, so den Moralischen zu spielen, — am Ende war er selbst in diese kleine, schlanke Lene verschossen? — Das wäre —

Die Freunde trennten sich. Achill pfiff vor sich hin, wie er unter den entlaubten Bäumen der Promenade weiterschritt. Was hätte ihn aus dem Sattel werfen können! Diese kleinen prickelnden Wirrungen brauchte er zu seines Lebens Würze, sie waren ihm Lebensbedingung. Er schlenderte die Bürgerau hinauf, bog in den Park ein und amüsierte sich, wie er meinte, mit einer großen Objektivität über sich selbst. Fast kam er sich wie ein Benvenuto vor. Er würde schon an ein Ziel kommen. Wenn's sein mußte, mit einem kühnen Sprung.

Da war er bei den Löwen angekommen, die den alten Pavillon bewachten. Diese königlichen Tiere. Was hatten die schon alles mit ansehen müssen. Und wie manche schöne Frau war von ihnen hier in diesem schmucken, grotesken Lusthäuschen bewacht worden. Und neulich waren sie auch Zeuge gewesen, wie er in ein Paar schönen ernsten Augen ein großes Glück las ... Er dachte an Renatens biegsame und doch so stolze Gestalt, an ihre feinen, edeln Hände, an die ernste Falte, die auf ihrer Stirn erschien, wenn sie nachsann, und sie stieg so lebendig vor seiner Seele auf, daß er die kleine Lene darüber vergaß ...

Ja die kleine Lene.

Durch Melanie, die im tänzelnden Schritt daherkam, wurde er wieder an sie erinnert. Melanie begrüßte ihn wie einen alten Bekannten. Sie gesellte sich dreist zu ihm, machte einige geschmacklose Vorwürfe über sein sonderbares Verhalten ihr gegenüber und fragte, wie er eigentlich in diesem gottverlassenen Nest seine Zeit hinbringe? Melanie fragte auch, ob sie Lene grüßen solle, sie gehe eben gerade in diese Räuberhöhle. Das war Achill nicht unwillkommen. Er bat sie, Lene um vier Uhr aufs Eis zu schicken. Melanie machte ein ganz betretenes Gesicht — so schnell war diese Bekanntschaft angeknüpft —, sie hätte gern mehr erfahren, aber das konnte ihr ja Lene alles erzählen! Diese kleine Lene! Darum sagte sie nur: „Ich garantiere Ihnen, punkt vier Uhr ist sie auf dem Schloßteich."

Siebentes Kapitel

Sophron war hinauf in Binders Atelier gestiegen. Frau Amanda konnte sich nicht genug darüber wundern, daß mit einemmal so viel Zuspruch war, — ja, das war eine Seltenheit, daß jemand zu dem Sonderling kam, der es verstanden hatte, in kurzer Zeit alle Kunden wegzubeißen mit seinen unhöflichen Wahrheiten.

Binder hatte seinem Gast eine Sammlung von Photographien herbeigeholt. Sie stellten Landschaften dar, die von wenig Menschen gekannt waren. „Ja,"

sagte er triumphierend, „das sind keusche Landschaften, sie sind so keusch wie ein Weib, auf dessen Gliedern noch kein Mannesauge ruhte. Unentweihte Schönheit! Und dann sind sie auch Zeugen vergangener Tage und vergessenen Könnens, — Mahnungen an Künstlerherzen. Sehen Sie hier am Fluß diese drei alten Fachwerkhäuser. So recht das Merkmal einer alten deutschen Kleinstadt, — und die Salweiden am Ufer, — die Steintreppe, die zum Fluß führt, und hier seitwärts das alte Zinshaus am Eingang zur Brücke. — Und hier dann weiter die Häuserreihe auf diesem Bild, sehen Sie einmal die Balkenschnitzerei an. Diese Häuser, das sind liebe Nester, so recht deutscher Eigenart angemessen. Spitze Giebel und schöne Regentraufen! Und eine breite Haustür, mit einem Wagen kann man hineinfahren! Die Dachtraufe ein Drache! Ja, man stammt doch nun einmal von Drachentötern ab und ist sich dessen bewußt. Und die Türe steht weit offen — da strömten Gäste am Abend herein, die saßen auf der Diele und besprachen den Weltlauf. Wenn ich mir dagegen den alten italienischen Kasten ansehe, den sich Ihr Vater da hingesetzt hat, — damals hab' ich mir die Zunge lahm geredet, es half nix. Säulen sollten es sein!" Und er summte leise vor sich hin: „Auf Säulen ruht sein Dach. Es schimmert . . ."

Dann brach er plötzlich ab und sah schweigend zu dem hohen Atelierfenster hinaus in den winterlichen Himmel.

„Sie reisten mit meinem Vater in Italien?" fragte Sophron, „und waren mit ihm sehr gut freund. Wollen Sie mir nicht von ihm erzählen? Allzu viel weiß ich nicht von seiner Jugend. Er starb so früh dahin . . ."

Binder kramte in den Bildern und sagte: „Ja, warum nicht. Die Sache ist ziemlich einfach. Kindern und Frauen wird man sie nicht erzählen. Auch nicht jedem Hausnarren. Aber Ihnen wird man's sagen können. Wir sind Halbbrüder, Ihr Vater und ich. Jene Frau, der Ihre Mutter damals in Gemeinschaft mit Ihrem Vater das letzte Geleit gab, war meine Mutter. Herr — das war das alte Drama. Ihr Herr Großvater hatte eine kranke Frau und Gefallen an der Erzieherin seiner Kinder. Es fiel damals keinem auf, daß er sie nach England tat, unter dem Vorwand, sie solle die Sprache an Ort und Stelle lernen. Dort wurde ich geboren. Ich galt dann als der Neffe des Fräulein Binder und wuchs mit Ihrem Vater gemeinsam auf. Ihr Vater war drei Jahre älter als ich. Es ist mir eine Zeitlang sehr gut in meinem Leben gegangen. Als ich noch jung war. Am Morgen meines Lebens. Der Mittag war schwül, und der Abend ist trüb und einsam und düster... Jede Bildungsmöglichkeit stand mir offen. Nur daß meine Mutter und Ihr Herr Großvater mein Malertalent überschätzten. Es reichte nicht aus für Höhenkunst. Gefühlt habe ich es immer, wie es sein könnte, wenn zu dem Wollen das Vollbringen käme, — wenn ich das innere Schauen in Taten hätte umsetzen können! So schön war die Welt, die wir beide, Ihr Vater und ich, durchwanderten. Es hätte ja noch lange Zeit so schön bleiben können, wenn das Elend nicht in Weibsgestalt an mich herangetreten wäre —"

Sophron unterbrach den Alten, der jetzt, während er sprach, im Atelier auf und ab ging: „Wenn ich nicht irre, starb meine Großmutter früh, — dachte denn mein Großvater nie daran, Ihre Mutter zu heiraten und sie so in ihre Rechte einzusetzen?"

„Junger Freund — so etwas war damals keine Mode. Wissen Sie, man hatte damals eine ganz andre Art von Empfindsamkeit, als wie heutzutage. Das war eine so altmodische stille Liebe, die mochte man nicht ans Licht ziehen und bürgerlich abstempeln lassen. Ihr Herr Großvater war ein geehrter und gern gesehener Gast in dem Stübchen vier Treppen hoch, und niemand sprach anders als voll Ehrerbietung von den beiden Alten, die eine heiße Jugendliebe zusammengeführt hatte, und ich kann mich wohl, wenn ich so zurückdenke, in die Seele meiner Mutter hineindenken. Sie hatte nie ein böses Wort oder einen grollenden Gedanken für irgend einen Menschen, und Ihr Herr Großvater — nun, er hat wohl nur Segenswünsche aus ihrem Mund gehört. Es gibt jetzt kaum noch solche Frauen. Sie würden auch nicht in diese Zeit hineinpassen."

Sophron schüttelte den Kopf.

„Reden wir nicht davon. Es war so" — fuhr der Alte fort —, „es war so, wie ich Ihnen sage. Meine Mutter wäre als Frau Kommerzienrätin Reinfeld elend geworden, — so war sie glücklich. — Reden wir von mir! Ihr Herr Vater hatte damals recht behalten . . . Haben Sie die Dame da unten im Doppelschal gesehen? Gut, können Sie glauben, daß sie einmal genau so aussah wie meine kleine Lene, deren Bild ich Ihrer Schwester Renate gab? Die Natur, mein junger Freund, ist ein heimtückisches, listiges Ungetüm, sie will nicht aufhören, wissen Sie, will ewig dauern. Darum braucht sie feine und grobe Listen, um Mann und Weib zusammenzuführen. — ‚Es ist so lustlich zu leben!' hat der alte Ekkehard ausgerufen. O dieser Lustdrang — man kennt das!"

Sophron schüttelte den Kopf: „Aber, Meister Binder!"

„Hören Sie mit Ihrem ‚aber' auf. Wenn man alles genau bei Licht besieht, könnt' man den Verstand verlieren. Daher die verschiedenen Verschleierungs-

methoden! Der Schleier der Maya, — das verschleierte Bild zu Sais, die mosaische Decke und das berühmte dunkle Wort — Mann Gottes, reden Sie nichts dawider, die Welt ist ein Narrenspiel. Ueberlistet wird man. Ehe man sich's versieht, sitzt man in der Falle, dann gehen einem die Augen auf.

„In Leipzig lernte ich sie kennen. Sie trug damals noch keinen Doppelschal. Sie stand vor mir in ihrer ganzen knospenden Mädchenschöne. Herr, das ist das gefährliche Stadium im Weibe! Kann einer ahnen, was sich mählich aus so einem halbverschlossenen Wunder entwickelt? Ich glaubte an eine Paradiesoffenbarung, als sie sich mir hingab, ganz ohne Vor- und Nachgedanken, — eines fahrenden Musikanten Kind war sie, damals machte ich gerade die große Rundreise bei allen Göttern, ich war just bei der Astarte angelangt, betete das rein Körperliche an und spottete über den Alten, von dem es heißt, daß er die Sünden der Väter heimsucht, und den man den Gerechten nennt. War auch nicht umsonst Hörer beim alten Curtius gewesen, die Schönheit gewisser Linien bezauberte mich, tut's auch heute noch, aber, mein Gott, was ist aus ihnen geworden. — Denken Sie nur immer an die Dame im türkischen Schal mit den Filzpantinen! — Da stand ich denn nun eines Tages außerhalb des Paradieses und sah, daß wir beide nackend waren. Ich war nicht einmal so naiv wie Adam, mein Ahne, uns Schürzen aus Feigenblättern anzufertigen. Unsre Nacktheit fing bei der Seele an und ließ sich nicht zudecken. Mein nachmaliger Schwiegervater, der fahrende Musikant, erinnerte mich an den Mantel christlicher Liebe und an meine Pflicht. Gut, ich sah das ein, ich wollte rechtschaffen handeln und kam mir sehr groß meinem Vater gegenüber vor, dessen Handeln an meiner Mutter mir mit einemmal in ganz anderm Licht erschien. Wunderliche Menschen; wie sich mit den Umständen ihre Ansichten ändern, das merken die wenigsten, und die wenigen gestehen es dann nicht mal ein. Ihr Vater, der ein so kühler Verstandesmensch war, wollte diese Nacktheit vergolden. Mammon, voller Verachtung empörte ich mich! Geld spielte bei ihm keine Rolle, besonders nicht, wenn es galt, mir zu helfen. Er liebte mich, wie nie, außer meiner Mutter und vielleicht meiner Lene, mich ein Mensch geliebt hat. Ich kam hart mit ihm aneinander. So eine Art Pharisäerwahnsinn war in mich gefahren. Ich weiß, ich bildete mir damals ein, ich habe ein Recht, die Familie Reinfeld von oben herab anzusehen, als ich Amanda Kneschke ehelichte!

„Ich brach zwar meiner Mutter das Herz damit. Das machte mich stutzig, denn ich meinte, in ihrem Sinn zu handeln, dachte, ich rechtfertige und rehabilitiere sie mit in meiner Amanda —

„Aber sie, die Kluge, Gute, Feine sah, daß ich mir eine Seelenlose ins Nest geholt hatte. Ja, diese Rapunzelprinzessinnen mit ihrem Goldhaar, an dem sie die Männer angeblich emporziehen — brrrr —

„Na, das war nun so, wie's war. Die Schwingen gelähmt, und dann der bekannte Acker, der Dornen und Disteln trägt und bei Gott außerhalb des Paradieses liegt! Ich habe dann noch drei Grazien gezeugt innerhalb der vom Staate gezogenen Grenzen, — aber Freude habe ich an dem Nachwuchs nicht. Dann band Amanda den Doppelschal um. Pfui Deubel, warum verlor ich mich in diesen Geschichten." — Und nach einer Weile sagte er, die Hand vor die Augen legend: „Wem das Glück wird, daß er eine Seele liebt, eine Seele in einem wonnereichen Leib, wonnereich durch die Seele, die ihn baute, — ja, Sophron Reinfeld, das ist dann die Erlösung und der Eingang zum verlorenen Paradiese. Mir ist es nicht so gut geworden. Ich bin daran zugrunde gegangen an dem bekannten Apfelfraß, und er schmeckte noch dazu verflucht bitter, weil er wurmstichig war."

Sophron mochte die Stille nicht unterbrechen, die nun eintrat. Dann wieder sagte Binder: „Ihr Vater hat ausgiebig für uns gesorgt. Vor Not sind wir geschützt — manchem bedeutet das ein Glück —, ich kenne diesen Begriff nicht mehr."

Sophron reichte dem Alten beide Hände.

„Keine Sentimentalitäten, junger Herr, — wir bleiben vor den Leuten, was wir waren, meiner Mutter zuliebe, verstehen Sie? Sie hielt viel von der Liebe, die keine Fesselgedanken kennt." —

Sophron kam sich diesem sonderbaren Menschen gegenüber wie gelähmt vor in seinen Entschließungen. Endlich sagte er, und dabei stieg eine helle Röte in sein Gesicht: „Wenn die Lene in eine gute Schule käme, — etwas lernte —"

Binder lachte. „Nein, mein Bester, das paßt nicht für sie. Ich glaube nicht, daß da Anlagen und Talente sind, die man zu einem bürgerlichen Gewerbe ausbilden könnte. Wovon stammt das denn ab? Fahrende Leute, ein verbummelter Künstler, — ein reicher Lebemann, ah — nein. Lassen Sie sie mir unangetastet. Oft sehe ich sie an und freue mich ihrer Lieblichkeit, und dann bange ich vor dem Tag, an dem sie auseinanderfließt wie Hefenteig und auch einen Türkischen umbindet. Behüten will ich sie vor einem Fall, — einem braven Manne möchte ich sie ans Herz legen. Wissen Sie, die alten Semiten hatten darüber prachtvolle Gedanken —"

Es wurde Sophron ganz schwül. Er dachte an den Umgang, den Lene Binder pflegte, — beinahe hätte er sein Versprechen gebrochen und Binder gewarnt. Aber er schwieg und nahm sich vor, alles

daran zu setzen, diese Lene seiner Mutter ans Herz zu legen. Er kannte sie genau genug, um zu wissen, was Frau Julie Reinfeld tun würde, wenn es galt, im Sinne ihres verstorbenen Mannes zu handeln.

Achtes Kapitel

Der kürzeste Tag im Jahr. Um vier Uhr dämmert es bereits. Auf dem Schloßteich brannten Pechpfannen, und ihr zuckendes und schwälendes Licht warf phantastische Schatten über die Eisfläche, die von vielen Schlittschuhläufern belebt war. Lene Binder konnte nicht Schlittschuhlaufen. Sie stand ganz betäubt am Ufer, als Achill kam, und er mußte laut lachen über ihre kindliche Verzweiflung. Sie hatte sich wieder mit Melanies Sachen herausgeputzt. Er sagte ihr lachend, sie solle sich in einen Stuhlschlitten setzen, er werde sie warm und mollig einpacken. Wie nun der Schlitten über die spiegelglatte Fläche dahinflog, von Achill geschoben, zitterte sie vor Lust und Freude. Ja, nun hatte sie es genau so gut und noch besser wie Melanie und all die andern feinen Mädchen. Achill mied die belebteren Stellen des Teiches. Bald waren sie weit von den andern entfernt, da er auf einen zweiten Teich eingebogen war, der durch einen kleinen Kanal mit dem Schloßteich verbunden war. Inmitten dieses kleineren Teiches war eine Insel mit einem alten Grabdenkmal. Ein Genius mit gesenkter Fackel, dem die nichts heilighaltende Zeit die Flügel abgeschlagen hatte, war auf dem Stein abgebildet. Kaum ein Mensch dachte noch an die schöne Frau, die hier ruhte nach einem Leben, das ihr mit der Liebe eines Fürstensohnes gleichzeitig heißen Kampf gebracht hatte, der vielleicht ein verschwiegenes Glück nicht aufwog? Wer weiß es. Im Volksmund ging die Sage, daß die schöne Kornelie von Molschbach noch heute in langen, schleppenden Gewändern durch die Gebüsche des Parkes husche und den Pavillon mit den Löwen umschwebe, sehnsüchtige Klagelaute ausstoßend. Die Aufgeklärten sagten, es ächzten die dürren Aeste der uralten Eichen, und die Winde seien es, die sich in der Aeolsharfe fingen, die in der Eiche hinge, nahe dem Schlößchen. Jetzt im Dämmer des Winternachmittags, beim bleichen Schein des Schneelichts inmitten der bereiften Bäume, sah man nichts von den Spuren zeitlicher Verwüstung, — dazu das Knistern der frierenden Bäume und das Klingen und Knacken der Eisdecke bei jeder Bewegung, die der ausholende Schritt mit dem Stahlschuh verursachte, und von weitem das Getön der Stadt, das zu ihnen herüberdrang, — das ganz Seltsame, Neue einer solchen Situation für Lene, — war es da ein Wunder, wenn sie aufseufzend zusammenschauerte, bang und froh zugleich und sich zu dem Mann umwandte, dessen warmer Atem sie streifte und zu ihm mit kindlicher Koketterie sagte: „Ich fürchte mich so —"

„Aber warum denn, kleine Lene, ich bin ja bei Ihnen!"

„Die Frau von Molschbach, die weiße Kornelia, — einen Rosenkranz trägt sie am Arm, — sie soll immer dort auf der Insel lauern —"

„Ach, kleine Lene, wer hat Ihnen das erzählt! Die schöne Kornelia schläft, und wie ich sie kenne, gönnt sie jungen Menschen eine glückliche Stunde. — Bist du nicht glücklich, kleine Lene?" Er bog sich zu ihr hinab und drückte seinen Mund auf ihren kleinen, roten Mund, und ihr ängstliches Stammeln ging unter in einem langen, heißen Kuß.

Da war es nun so gekommen, wie er meinte, daß es kommen sollte und mußte, trotz Sophrons des Philisters Moralpredigten. Sie hatte die süße Frucht vom Baume des Lebens gekostet. Von dem Baum mitten im Garten, unter dem bis dahin friedlich Löwen und Tiger geschlummert hatten. Er sagte kein Wort zu ihr. Ja, das war das Wunderbare. Sie begegneten sich auf dem Weg der Lust, was brauchte es der Worte. Sie hatten sich erkannt. Ueber Lene war ein seltsamer Rausch gekommen. Sie flog dahin über die glatte Fläche, und sie meinte, der Himmel mit seinen Sternen, der dort — ganz dort am Horizont die Erde berührte, sei ihr Ziel. Sie dachte nur daran, daß der schönste Mann, den sie gesehen, sie küsse und „kleine liebe Lene" genannt habe — sie dachte nicht an Vater, nicht an Mutter —, sie dachte, ich gehöre ihm.

Ganz erschrocken fuhr sie zusammen, als der Schlitten auf eine knorrige Baumwurzel anfuhr, die weit in das Wasser hineinragte und ein Hindernis im Eis bildete. Fast wäre der ganze Schlitten umgefallen, wenn Achill ihn nicht mit festem Griff gehalten hätte.

„Wir müssen umkehren," sagte er, indem er sie wieder fest in die Decke hüllte und dann ihr Kinn hochhob und sie lachend ansah. „Ich muß heute abend noch in eine Gesellschaft, — aber wir sehen uns wieder, bald und lange."

Sie hätte weinen mögen. Warum konnte sie nicht mit in jene Gesellschaft? Alles zerfiel plötzlich in Nichts. Der schöne Traum von dem Himmel und vielen tausend Sternen, denen sie immer näher zu kommen schien, und der Gedanke an die enge Stube mit den weinenden Kindern, an ihre immer keifende Mutter, an den sonderbaren Vater, an ihre kalte Kammer stiegen in ihr auf. Fast war sie dem Weinen nahe, wie ein Kind, dem man eine süße Frucht zeigte und doch nicht gab.

Es entstand ein Schweigen. Lene hörte ihr Herzklopfen. Dann sagte Achill bittend: „Lene, ich komme heute abend um elf Uhr durch die Bürgerau, am Brühl vorbei, — kannst du noch eine Stunde mit mir zusammen sein?“

Sie nickte. Eine Träne stahl sich ihr ins Auge, — ach, sie kam sich so glücklich vor. Ja, sicher würde sie um elf Uhr unten an der Tür sein. Da schliefen Vater und Mutter lange schon, und sie wollte ihn noch ein Stückchen Weg begleiten — gern!

(Fortsetzung folgt)

Am Ellwurth

Erzählung

von

Thusnelda Kühl

(Fortsetzung)

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Kurz nachdem Dietrich Tetens mit der Hallig seinen Frieden gemacht hatte, war der alte Rabe am Werk, Anna Fresendelffs Frieden mit Ewerschop zu erschüttern. Sie saßen vor ihrer Haustür in der Abenddämmerung. Auf dem weißgedeckten Tisch stand feines Porzellan, und unter dem Teekessel züngelte die blaue Flamme. Und wie über der das Wasser zu kochen begann, stieg über der roten Flamme von Rabes langgehegtem Grimm das Gespräch der beiden Leute zu Siedehitze an.

Der Alte mit den schwarzgrauen Locken und den Zügen des Alten Fritz erzählte: „Ich war immer ein wenig andrer Art als die, die ordnungsgemäß meinesgleichen sein sollten, denn in mir war der Gottesfunke der Narrheit.“

„Gottesfunke!“ warf sie lachend ein. Der Alte aber schaute an ihr vorüber ins Baumdunkel, den Kopf zurückgebogen, und fuhr fort: „Ich habe eine Philosophie geschrieben, eine Philosophie des Lachens; sie ruht in meinem Pult, wo es am tiefsten ist, und habe ein Oratorium gedichtet, in Worten und Tönen, drin Gott und Satan bekümmerte Zwiesprach halten über die Versauerung der Welt, und habe ein paar Reden geschwungen wider den heiligen Bureaukratismus. Das war zuviel für die Gemüter meiner Oberen. Da hieß es, dem wollen wir sein Lachen und Singen gründlich verleiden. Und aus einem Kreise von Menschen, denen das Blut im Walzertempo fließt, der Mund überrinnt von raschem Zorn und noch rascherer Lust, kam ich, genannt Rabe, das ist Pechvogel, an diese heiligen Gestade, an denen man, wie weiland im Lande der Taurier, jeden Fremdling den Göttern opfert.“

Anna Vena verstand nun, nach ihren Vorstudien bei Oskar Verbeek, gar wohl der Rede Sinn, er focht sie aber heute nicht an, auf ihren frischen, festgemeißelten Zügen lag ein amüsiertes Lachen. Eben wollte sie sagen: „Ich glaube, Sie sind ein Poet, Herr Rabe,“ als dieser ihr sein Gesicht zuwandte und sie über dessen ohne Maßen traurigen Ausdruck stutzte. „Denken Sie, daß auch mir noch solche Erfahrungen aufgehoben sein könnten?“ forschte sie beunruhigt.

Er schwieg mitleidig und hub nach langem Schweigen zögernd an: „Sie sind ja wenigstens halb ein Kind dieses Landes, vielleicht, daß man es ein wenig gnädiger mit Ihnen macht. Nur fürchte ich fast, Sie haben Ihr alles auf eine Karte gesetzt, die heißt Ellwurth; es ist aber gut, irgendwo eine Hütte zu haben, in die die gepeinigte Seele flüchten kann. Mir hat Frau Musika solches Zelt erbaut.“

„Ich habe keins außer Ellwurth,“ sprach das Mädchen sinnend, „meine redliche Arbeit am Tage, meine Feierabendruhe unter diesen Bäumen, sollte man's nicht so aushalten können? Wozu brauche ich die Menschen draußen? Ob sie mir freund sind oder feind, was macht es aus!“

„Ach, liebes Fräulein Fresendelff,“ widersprach der alte Mann ernst, „es kann der Mensch des Menschen nicht entbehren. Hat Sie nicht selbst die Einsamkeit schon geplagt?“

„Nun ja,“ gestand sie zögernd.

„Und jahrein, jahraus einsam zu sitzen unter diesen alten Bäumen, ist doch nur ein trübes Los in der schönen Welt Gottes. Wenn ich mir etwas Liebes vorstellen will, so ist es die Zeit, da ich als alter, ausgedienter Krieger mein Gärtchen im Sonnenschein wuchern lassen darf und freundlich mit dem munteren Nachbar am Zaune plaudern — leichtbeschwingte Rede, die man sorglos verklingen läßt!“

Er sank in sich zusammen und sah aus wie ein Häuflein Unglück.

Wer mochte so weit vorausdenken! Anna Vena zog, als fröstle sie, die Schultern hoch.

„Sie sind ein bißchen bitter, Herr Rabe, sind ja auch durch keine besonderen Bande an dieses Volk geknüpft. Ich dächte, für uns, die wir auf eignem Grund und Boden stehen, wäre es ein herrliches Land hier, schön zum Leben und zum Sterben."

„Ich will nicht widersprechen," beschied der Alte sich und blickte nun aufmerksam nach dem Hecktor hinab, um das soeben eine dunkle Gestalt schritt.

„Da kommt Herr Tetens," sagte Anna Vena und wußte selbst nicht, daß ein heimlicher Jubel in ihrer Stimme lag; des alten Mannes feines, musikgeübtes Ohr aber vernahm den Laut, und er lächelte bedachtsam.

Jetzt setzte sich Dietrich Tetens an den weißschimmernden Tisch und erhielt aus den Händen seiner Herrin eine Schale heißen Tee.

„Hoffentlich tut er Ihnen wohl," sagte sie, und es waren noch immer die feinen, klingenden Obertöne in diesen langsam gesprochenen Worten.

Er erzählte von dem Verkauf des Kleehens, seinem Abstecher nach Pellworm und der Rückfahrt per Boot vom Tamsiel nach Wobbenbüll. Sein innerstes Denken freilich war fern von diesen Worten, dagegen merkte der Schulmeister, wie sehnsüchtig sich des Mädchens Seele aus ihrer Einsamkeit zu dem Manne flüchtete. Da ersah man der Jugend stolze Worte und ihren weichen Sinn!

Prüfend blickte er den jungen Mann mit seinen schalkhaft freundlichen Augen an, wes Geistes Kind er sei.

„Sie sind noch aus der Schule meines Vorwesers im Amt, Tetens —"

„Des alten Nissen," bestätigte Dietrich.

„Ein wackerer Mann," sprach Rabe sinnend, „nur wußte er nicht, daß, im Blick auf das Ganze, derjenige doch ein stärkerer Geist ist, der das Lachen, als der das Weinen nicht halten kann."

„Nein, gelacht hat er nie," pflichtete Dietrich bei, „doch viel geseufzt und geklagt über die bösen Buben, die es gar nicht immer so böse meinten, als es schien."

Als der kleine Herr von dannen schritt, von Dietrich bis ans Heck geleitet, blieb Anna Vena unter ihren geliebten Bäumen stehen, ihr weißes Kleid schimmerte zwischen den Stämmen, ihre Blicke harrten, von ihren Gedanken nicht bewacht, im Dunkel des heimgekehrten Mannes. Um ihr stolzes Haupt schwirrten die Fledermäuse und allerhand Nachtgetier wie Unglücks- und Sorgenboten, und in dem Gutenachtgruß, den sie und Dietrich nun vor der Haustür wechselten, vermißte sie, ihr selber nur halb bewußt, den warmen Ton, nach dem ihre Seele den ganzen Tag verlangt hatte.

In der nächsten Woche kam Herr Volkert Fresendelff, und Anna Vena gewahrte mit Bestürzung, wie nachlässig, schier ein wenig heruntergekommen, der Anzug ihres Vaters war. Sie hatte seine äußere Erscheinung so ganz anders in Erinnerung. Eine Andeutung zu machen, scheute sie sich indessen, doch lag in der Art, wie sie ihn ins Zimmer führte und für sein Behagen sorgte, von ihr selber ungewollt, wieder etwas von der mitleidigen Herablassung, die ein Deklassierter erweckt.

Er trommelte mit seinen spitzen, mageren Fingern auf die Tischplatte, ließ Brot und Wein unbeachtet stehen und fragte mit nervösem Lachen: „Also mein Töchterchen hat Geschäftsbeziehungen mit Jud Levy angeknüpft? Uebrigens, der Mensch ist anständig und reell, ich sage nichts dagegen, nur, ist dir nie der Gedanke gekommen, selbst das Gold aus dem Lehmgrunde zu ziehen, das nun ein andrer sicherlich herausbringt?"

„Nie, Papa," erwiderte sie achselzuckend und setzte sich ihm gegenüber. „Bitte, iß ein Stück Brot, ich habe es eigenhändig gebacken, und der Käse ist auch Ellwurther Produkt. Nein, siehst du, ich bin ein Bauer, aber doch kein Spekulant."

„Was heißt Spekulant?" fragte Volkert Fresendelff unsicher. „Auf alle Chancen achten, jede ausnutzen, warum nennst du das Spekulantentum?"

Anna Fresendelff aber besaß noch immer ihre alte Gründlichkeit und erklärte: „Wenn nur äußere Umstände den Erfolg vorenthalten oder geben können, wenn mein eignes Können keine Ziffer bedeutet in der Rechnung, spreche ich von Spekulantentum."

„Na, meinetwegen!" lachte er gutmütig und genoß ein Häppchen Brot zu zwei Glas Wein. Dabei erzählte er, das Thema wechselnd: „Es war neulich ein alter Geschäftsfreund bei mir, Herr Verbeek, der mir erzählte, daß er deine Bekanntschaft gemacht habe."

Anna Vena errötete schwach, merkte aber, daß der Vater keine Kenntnis ihres Gesprächs mit dem Amerikaner habe und gab eine gleichgültige Antwort. Das Interesse des alten Herrn an Oskar Verbeek war nur flüchtig, denn seine Beziehungen zu den Kreisen, denen der Amerikaner angehörte, waren längst der Vergangenheit verfallen, und er liebte die Erinnerung an sie nicht.

„Ich möchte nur noch erreichen, daß du ohne Sorge auf deinem Besitz wohnst," schloß er aphoristisch.

„Was ist das Leben ohne Sorge, Papa?" fragte Anna Vena, in dem Bestreben, den Vater zu entlasten.

„Ach, Kindskopf!“ lehnte er ihre Weisheit ab.

Am Fenster schritt Dietrichs wuchtige Gestalt vorüber. „Du bist überzeugt, daß die Aufsicht über den Hof in guten Händen liegt, Anna?“

„In den besten, Papa,“ sagte sie nachdrucksvoll. „Dessen einzige Liebe ist Ellwurth, und wenn die Friesen einmal lieben, so, glaube ich, ist's dauerhaft,“ schloß sie mit frohem Lachen.

Herrn Fresendelff litt es nicht lange in der Stille von Ellwurth. Schon andern Tags brach er wieder auf. „Ach, Papa, ich hätte dich so gerne ein bißchen herausgepflegt,“ sagte Anna Vena.

„Mit selbstgemachter Butter, selbstgemachtem Rahm und Käse, nicht wahr?“ fragte er lachend zurück, ihrer ersten gemeinsamen Reise nach Ellwurth gedenkend. Ihr aber war das Herz schwer, als sie ihn von der Werft fahren sah, so alt und gebeugt kam er ihr vor, und dazu die Vernachlässigung seiner Person! Dem stets so kühlen und beherrschten Mädchen stiegen die Tränen in die Augen, als sie dem Scheidenden nachsah.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Frens Gaye hatte seit der Rapssaaternte etwas gekränkelt, und Dietrich Tetens war mehrfach hinübergewandert zu dem alten Meister, freilich ohne ihn jemals allein getroffen zu haben. Das war ihnen beiden leid gewesen, des Jungen enttäuschtes Gesicht bewies es, des Alten seltsam suchender, fragender Blick, der sich heute wie zuvor fast ängstlich an den Fortgehenden heftete. Er erhob sich mühsam, wie es schien, aus dem Sorgenstuhl und ging mit Dietrich über die Hausdiele. An der Tür hielt er geraume Weile dessen Hand und sagte: „Wir haben lange nicht ordentlich miteinander gesprochen, mein Junge. Vergiß nur den dreizehnten Oktober nicht, du und Fräulein Fresendelff sollt mir willkommen sein, aber fremde Leute kommen heuer nicht.“

So fuhren Dietrich Tetens und Anna Vena zusammen nach dem Königskamp. Es war ein gewaltiger Nordweststurm, und Anna Fresendelffs Augen blitzten. Sie liebte das Geschlecht der Thursen. Freilich an eine Unterhaltung mit ihrem Fahrtgenossen war nicht zu denken, jedes Wort riß der Wind von ihren Lippen, doch gleich in die Ferne und nie an des andern Ohr. Da mußten sie das Beginnen aufgeben, und sie tat es mit einem lauten Auflachen, und lehnte sich zurück in den Wagen. Der war zweistühlig, und nach Landessitte hatte die Frau in großer Einsamkeit und Hoheit auf dem hinteren Sitz zu thronen, indes der Mann, und wäre es auch der Eheherr, den vorderen allein innehatte. Das nannte Fräulein Fresendelff hellen Unsinn, klappte eigenhändig den hinteren Stuhl nieder und setzte sich zu ihrem Fuhrmann. Zwei prächtige Gestalten! Wie geschaffen, nebeneinander zu stehen auf einem der ältesten Herrensitze des Landes, die ersten eines neuen Königsgeschlechts.

Mit solchen Gedanken hatte auch Hanne Tetens die beiden fortfahren sehen, als sie am Hausdielenfenster stand. Sie dachte an ihres Vaters Prophezeiung, daß bald die Zeit wieder daher sein müsse, wo im ewigen Wogengang des Seins die Leute aus Rickmers Geschlecht aufwärts stiegen. Still lächelte sie vor sich hin, als sie zurückkehrte in das friedliche Hinterstübchen, das einst all ihr Glück umschlossen hatte. Seegaard verloren, Ellwurth gewonnen, das war schlicht um schlicht getauscht. Im Ofen brannte ein freundliches Feuerchen, und Hanne nahm das Spinnrad aus der Ecke, spann den grauen Faden am Wocken und den goldenen ihrer Träume.

Derweil saßen in Frens Gayes Pesel vier Menschen bei froher Rede, der Hausherr, Frau Flora und die Ellwurther, keiner sonst. Nur Levka lief leisen Schrittes ab und zu und füllte die Tassen. Levka, die zum Königskamp gehörte, so gut wie das friesische Sandsteinwappen über der Haustür.

Ganz trefflich verstanden sich aber Frau Lehnsmann Jürgensen und Fräulein Fresendelff. Die waren aus gleichem Stein gemeißelt, nur daß Flora Gaye Runenzeichen trug, von denen auf Anna Fresendelffs glatter Stirn noch keine Spur war.

Ehe es noch vollends dunkelte, sagte Frens Gaye zu seinem jungen Freunde: „Ich möchte wohl noch mal auf den Deich gehen, Dietrich, und Rundschau halten.“

„Bei dem Winde, Herr Gaye?“ warf der Angeredete besorgt ein.

„Der Wind hat mir mein Lebtag nichts zuleide getan, mein Junge. Nein, Flora, sorge dich nicht,“ beruhigte er die Schwester, die einen raschen Blick voll Angst und Bitte auf ihn gerichtet hatte. Er schob seinen Arm durch Dietrichs, vier Frauenaugen folgten den Davonschreitenden, und Flora Jürgensens Augen wurden trübe.

„Nun sollen Sie unsern alten Wohnsitz einmal gründlich kennen lernen, Fräulein Fresendelff,“ meinte sie dann in ihrer freundlichen, lebhaften Weise, rollte ihre Handarbeit zusammen und führte den Gast hinaus. Auf dem Flur stand eine altmodische kleine Lampe, die zündete sie an und zeigte Anna Fresendelff das alte Haus, an dem sie jeden Stein zu lieben schien.

Im Saal oben, in Frens Gayes Bibliothek, hielten

sie längere Rast, und Frau Jürgensen erzählte stolz von ihres Bruders Studien und seinen Wanderfahrten. Neben dem Ofen hing ein altes Pastellbild. „Frens' Mutter," erklärte die Frau.

„Und nicht die Ihre?"

Flora Jürgens schüttelte leise den Kopf und ging weiter. Neben dem Saal lag ein als Rumpelkammer dienendes Gemach mit manchem veralteten Gerät, über das die beiden Frauen lachten. In der Ecke stand, verstaubt und mißachtet, eine Wiege.

„Herrn Gayes Wiege!" rief Anna Vena aus, „und wohl auch Ihre, Frau Lehnsmann?" Sie setzte das alte Möbel in das das Gayesche Wappen eingeschnitzt war, in schaukelnde Bewegung; ein erster schwacher Schauer wehte zu ihr herüber von den unbekannten Mysterien des Lebens.

Frau Flora aber hatte bestätigt: „Unsre Wiege," und das hatte so seltsam geklungen, als fielen statt Worte Steine von ihren Lippen. Und als das junge Mädchen sich jetzt nach der Frau umwandte, erschrak sie vor dem blassen, starren Gesicht, in das sie sah. Ihr war's, als habe sie sich in einen dunkeln Gang verirrt und stehe nun klopfenden Herzens an einer verschlossenen Tür. Minutenlang währte das Schweigen, da nahm Frau Jürgensen sie an die Hand und sagte: „Kommen Sie fort aus dem Staub und Moder der Vergangenheit, der paßt nicht für Sie."

An den Fenstern rüttelte der Sturm. „Hoffentlich sind die Männer zurück, Frens könnte sich den Tod holen!"

Aber sie waren noch nicht zurück, und Frens Gaye holte sich auch nicht den Tod, sondern eher schien's, als dehne sich seine Gestalt im Sturmeswehen zu ihrer alten Reckenhöhe empor.

„Dietrich, was hast du vor, willst du deine Hand auf Ellwurth legen?"

„Nein, Herr Gaye, das ist vorbei."

„Dir war das Land deiner Träume nie näher als heute, Junge," kam es fast spöttisch zurück. „Lang zu, die Taler fallen."

„Sie sprechen nicht im Ernst, Herr Gaye."

„So tu du's."

„Ich habe Ellwurth geliebt mit meiner ersten Liebe."

„Erste Liebe ist die beste."

„Nicht immer."

„Na weiter, du neunmal Weiser!"

„Und ich will, nein, ich muß, es gibt keinen Ausweg! Ich muß für den Hof arbeiten und streben, bis er meiner Hilfe nicht mehr bedarf."

„Wann wird das sein?"

„Wenn ein andrer seine Hand darauf legt und zu der Herrin und ihrem Gut spricht: ‚Ihr seid mein,' oder, was Gott verhüten wolle! bis Ellwurth nicht mehr zu halten ist, schwer genug wird's."

„So leg du doch deine Hand auf Weib und Land, Junge."

Dietrich lachte. „Ja, die beiden sind untrennbar, aber das Weib ist nichts für mich."

„Warum nicht, du Stockfisch?" fragte der Alte, und Dietrich meinte, seine tiefen Augen im Dunkel blitzen zu sehen.

„Sie ist zu hart, mein Weib müßte weich sein und Träumeraugen haben, ihre Stimme muß wie eine stille Glocke sein." Dietrich hatte sich dem Wasser zugewandt und starrte durchs Dunkel in die Ferne.

Da fühlte er Frens Gayes Arm auf seiner Achsel, und dieser Arm war stark genug, des Jungen Kraftgestalt an sich zu ziehen. Also standen sie Schulter an Schulter, und Frens Gaye sprach bewegt: „So bist du mir recht, Dietrich Tetens. Nur treu sein, Junge, das ist aller Weisheit höchste."

„Meister," kam es leise, dankbaren Tons von Dietrichs Lippen. Sie gingen heim, und fröhlich ging Frens Gayes Geburtstag zu Ende.

Bald nach Mitternacht fuhren Dietrich Tetens und Anna Vena die Werft von Ellwurth wieder hinan. Da ging ein stärkeres Wehen durch die halb entlaubten Wipfel, die Eschen und Rüstern sangen ihm brausend zu: „Nimm sie und binde sie, sie ist dein!"

Er hob sie vom Wagen, einen Augenblick ruhte sie in seinen Armen, nur einen Herzschlag lang, da spürte er, daß er falsch geurteilt mit seinem Worte, ihr Wesen sei zu hart. Weich streifte ihr Gutenachtgruß sein Ohr, und ihre Gestalt hatte gezittert, als er sie flüchtig umfing.

Fünfundzwanzigstes Kapitel

„Verfluchte Bande!" sprach Dietrich Tetens mehr als einmal, wenn er in diesem Winter über Land ging. Dies Zorneswort galt dem Gezücht der Mäuse, das kreuz und quer über seinen Weg huschte, bis an seine Füße. Der Weizen war bei gutem Wetter in die Erde gekommen. Darauf war ein gelinder Regen gefallen, und man hätte die schönsten Träume träumen können, wenn nicht jenes Diebsgesindel gewesen wäre, das einbrach in die vollen Kammern der Erde und dort leeren Tisch machte.

‚Gäbe es nur Glatteis!' dachte der Verwalter von Ellwurth, und mit ihm jedermann zwischen Ewerschop und Garding, der nur ein Hälmchen sein eigen nannte, denn auf diesem Strich übten die Nager ihr Verheerungswerk, während andre Gebiete verschont geblieben waren.

Auch Anna Vena redete von Glatteis.

„Dann brechen alte Leute die Beine," sagte Hanne Tetens kopfschüttelnd.

„Sonst aber brechen junge Leute das Genick, Frau Tetens," hatte das Fräulein heftig erwidert.

Das Dienstmädchen, das eben das Feuer schürte, kicherte zu diesen Worten, die sie für einen Witz hielt. Diese Magd war Mites Nachfolgerin.

Mite aber war mit vollen Segeln hinausgebraust in das schöne Menschenleben.

„Ich will nun nicht mehr dienen, ich will Fräulein werden," hatte sie Anna Fresendelff erklärt, und die gab den Segen dazu. Und dieselbe Erklärung aus Mites Mund bekam Dietrich Tetens noch einmal serviert. Nur daß Mite zuvor ihr gelbes Haar zu schönen Löckchen brannte und ihr Sonntagskleid anzog.

„Ich hab' es nicht mehr nötig, Dietrich," sprach sie halb stolz und halb bescheiden, und drückte, ein nasses Jahr ahnend, das Taschentuch zwischen den roten Fäusten. „Tete will vielleicht Fabrikbesitzer werden, und meine Schwiegerin sagt, es schickt sich nicht für mich, daß ich diene, ich muß als Fräulein los."

Mites helle Aeuglein lugten erwartungsvoll zu dem jungen Manne empor, der in dunkelm Joppenanzug und hohen Stiefeln stattlich ihr gegenüberstand. Sollte noch der Unterschied zwischen ihm und ihr nicht ausgeglichen sein? Fräulein Mite konnte es nicht glauben und wollte gerade mit kühnem Scherzwort eine Brücke schlagen, als Dietrich mit einem besonderen Maß von Freundlichkeit und Wohlwollen sagte:

„Na, Mite, dann man 'rein ins Vergnügen, und sieh zu, daß du weder auf die Nase, noch auf sonstige edlere Körperteile fällst. So 'ne Fräuleinslaufbahn denk' ich mir höllisch glitschrig."

Die also Beglückwünschte kehrte dem Jugendfreunde in höchstem Zorne die andre Breitseite zu und segelte ab. Das Fähnlein in der Hand hatte mit Unrecht ein nasses Jahr verkündet.

Dietrich aber stellte bei sich selber noch eine kurze und erbauliche Betrachtung an über den Weg, den er, Tete und Mite zurückgelegt, und hatte alsdann die Herzlosigkeit, sein Interesse wieder andern Dingen zuzuwenden. Und das war sehr nötig, denn er war allmählich in eine Art Kampfverhältnis zu Anna Fresendelff, der Herrin von Ellwurth, getreten.

„Verkleinern Sie das Areal, sonst zerbröckelt Ihnen das Ganze unter den Füßen," mahnte der Mann. Sie aber schwur bei dem Gedächtnis der alten Anna Fresendelff, daß sie das Erbe ihrer Väter nicht vermindern dürfe. „Papa schreibt mir, er sehe ein offenes Tor," tröstete sie ihn und sich, „es gingen große Umwälzungen auf dem Weltmarkt vor."

Und er schonte ihre Tochtergefühle, ob er schon wußte, daß Volkert Fresendelffs Worte nicht mehr volles Gewicht hatten wie einst.

Eines Abends saß er wieder bei ihr in ihrem Wohnzimmer. Sie hatte heute ein helles, schalkhaftes Lachen im Gesicht.

„Denken Sie sich, Herr Tetens, was einer mir heut geschrieben hat; ich solle ihn heiraten und Ellwurth preisgeben, ehe mein freier Wille gebrochen würde. Was der sich denkt! Meine Hand ist wohl stark genug, das Schicksal zu zwingen, meinen Sie nicht?" Sie streckte ihm lachend die Hand entgegen, die er für einen Augenblick mit der seinen umschloß.

„Die Hände wären wohl stark genug, Fräulein Fresendelff, aber sie vermögen auch nicht alles."

Sie machte sich frei und ärgerte sich über das Blut, das ihr ins Gesicht gestiegen war. Dann war's ihr, als höre sie ein Auflachen unter dem Fenster und vermochte in doppelter Verwirrung kaum den abgerissenen Faden ihrer Rede wieder zu finden. Hilfesuchend hingen ihre braunen Augen an Dietrich Tetens leuchtend blauen, die mit verwirrendem Glanz auf ihr ruhten. In ihm nämlich war das Tor der Erkenntnis aufgesprungen, daß Ellwurth seinen Händen sehr nahe sei. Doch nimmer hätte er wohl gedacht, daß in der Zeiten Wechsel der Tag kommen könne, da er zu seiner alten Liebe spräche: ich will dich nicht.

Er erhob sich, um in seine Wohnung zu gehen, denn die Hausuhr auf der Diele schlug zehn.

„Der Ihnen riet, Ellwurth aufzugeben, hat nicht verkehrt geredet, Fräulein Fresendelff," sagte er, sie ernst anblickend. „Das Ellwurth von heute — hundertsechzig Demat schwer belastetes Land, kein genügendes Betriebskapital — ist nicht zu halten."

Es war etwas in seinem Blick und seiner Sprechweise, das sie schmerzender traf als der Sinn seiner Worte. „Wenn's Ihnen leid ist, mein sorgenvolles Leben zu teilen, so können Sie ja gehen," sagte sie stolz und heftig. „Der Weg ist frei, ich halte Sie nicht!"

Er dachte nicht daran, ihr die herben Worte übelzunehmen oder nur mit gleicher Münze zu vergelten, sondern erwiderte ruhig, noch einmal in das Innere der Stube zurücktretend: „So war's doch gewiß nicht gemeint von mir, nur wenn Sie meiner überdrüssig sind oder einen kennen, der mehr für Ihren Hof tun kann als ich, will ich zurücktreten, andernfalls überlegen Sie sich's vielleicht noch einmal. Gute Nacht!"

Er verneigte sich höflich und griff nach dem Türdrücker.

Da kam ihr erst das Bewußtsein dessen, was sie gesagt, und leidenschaftlich forderte sie: „Bleiben Sie bei mir, Herr Tetens!"

Der Ton überraschte ihn nun doch, und er wandte sich wieder um. Da stand sie regungslos wie ein Bildwerk am Tisch, um ihre Königingestalt das knappsitzende dunkle Kleid, das in Falten auf den weißen Estrich fiel, die Hand auf die Platte des Tisches gestützt, die dunkeln Augen voll Tränen.

Er mußte die Augen einen Moment schließen, um sich ein fernes liebes Mädchenbild heraufzubeschwören. „Wie Sie wünschen," sagte er dann schweren Tones und ging.

Als er hinaustrat, sah er, wie sich eine Gestalt an die Baumstämme duckte. Sein Auge war scharf und gut, und in gelassenem Befehlstone rief er: „Geh ins Bett, Robert, es ist nachtschlafende Zeit."

Keine Antwort und keine Bewegung erfolgte, doch wußte Dietrich Tetens gar wohl, wer unter Anna Fresendelffs Fenstern gelauscht und gelacht hatte.

Nun warf er einen Torfsoden in die verlöschende Ofenglut und hätte gern, wie sonst an manchem Abend, noch ein wenig die alten Chroniken durchblättert, in denen seine Seele das Steigen und Fallen der Friesengeschlechter verfolgte, den großen Wogengang des Lebens; aber heute war es nichts damit, sein Gespräch mit Anna Fresendelff hallte noch zu laut in ihm nach. Warum nahm er nicht die gebotene Freiheit? Warum überließ er nicht Ellwurth dem Geschick, das ihr Eigenwille und Hochmut, zusammen mit des alten Volkerts Optimismus, darüber verhängten! Warum nicht? Auf den Inseln winkte ihm ein friedliches Los, da konnte er auf seinem eignen bescheidenen Aeckerlein säen und ernten, und Nantianas Blondhaar ward nicht grau vom Warten. Nantiana — es fährt ihm durch den Sinn, daß heute auf ihr liebes Bild ein Schatten gefallen ist durch seine Schuld; dann aber gehen seine Gedanken in der alten Furche weiter. Warum nur war er so über alle Begriffe töricht, sich für fremdes Gut aufzuopfern, statt seines eignen bescheidenen Loses zu genießen!

Er zürnt sich selber und nennt sich einen Narren, und weiß doch, daß es so sein muß, wie es ist, daß er niemals glücklich sein kann unter den bescheidenen Verhältnissen, die er sich zu schaffen vermöchte, daß sein Sinn höher steht, seine Kraft ein größeres Feld braucht, daß eben hier im heißen Ringen um das verfallende Paradies seiner Kindheit sein Platz ist, den er aus bloßem Mutwillen nicht verlassen darf — sagte nicht auch Freus Gaye von der Treue, daß sie der Weisheit höchste sei?

„Hab Geduld, Nantiana," bittet er leise. Und ihre grauen, meerestiefen Augen lächeln aus weiter Ferne stilles Gewähren, weich wie Windeston, der über das Strandgras weht, tönt ihre liebe Stimme hinüber in die Einsamkeit seiner späten Abendstunde. „So viel Geduld als ich Liebe habe, Dietrich, tu du nur deine Pflicht."

Kurz sind nun die Tage, lang die Abende, der Arbeit gibt's wenig, der Ruhe viel, und viele der Geister, die nur an stillen Tagen sich den Menschen nahen, wandern durch den alten Hauberg.

Es ist Dämmerung, Schneetücher liegen auf der Werft und hängen zerfetzt von den Baumwipfeln herab, und leise fallen die Flocken.

Anna Vena läßt die Feder sinken, wie Asche ist's auf ihren Bogen gefallen, der Tag ist hin. Nun stützt sie die Stirn in die Hand und bedeckt die Augen, und da kommen die Geister und schließen um sie die Runde. Vergangene Tage reißen den grauen Spinnwebschleier von ihren Zügen und lachen sie an oder weinen, wie sie einst getan, da sie noch lebten. Der Mutter Schattenbild tritt aus dem Winkel, die Züge unerkennbar, doch wird der Träumenden das Herz schwer, wie von nie gekanntem Leid. „Weihnachten so nah! Könnt' ich noch einmal Kind sein und von Mutterhänden mir bescheren lassen!"

Auch der Vater ist bei ihr, und sein Gesicht ist düster, wunderlich! Sein Brief, den sie eben beantwortet hat, lautete nicht unfroh, ob er ihr gleich schwere Enttäuschung brachte.

„Sei nicht kopfhängerisch, Anna, sind wir nicht ein paar gute Kameraden, die wacker miteinander durchs Leben steuern? Weihnachten feiern wir diesmal nicht zusammen, aber wenn wir uns nun wiedersehen, sind andre Zeiten gekommen."

Wie kommt's, daß sie sich heute auf diese andern Zeiten gar nicht zu freuen vermag? Von der Finsternis kommt's und vom Alleinsein, bescheidet sie sich selber, steht auf und pocht mit leisem, doch festem Finger an Hanne Tetens' Stübchen.

„Ach, wie traulich! Ich bitte um Gastfreundschaft, Frau Tetens, es war mir gar zu melancholisch drüben!"

(Fortsetzung folgt)

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Wöchentlich eine Nummer | № 39 | Alle 14 Tage ein Heft

Der Ueberkater

Von

Johannes Richard zur Megede

(Fortsetzung)

Die Jagdexpedition ist nun endgültig beschlossen. Teilnehmer: Quedenberg, Bloome, Peter, Graf Rhyn. Die Wage schwankte lange. Außer dem Ehepaare und meinem Mann hatte eigentlich niemand rechte Lust. Graf Rhyn wollte durchaus nach El-Kantara zurück, Bloome wollte durchaus nicht mit. Und ich gönne Peter diesen Ausflug doch von Herzen, wie ich ihn mir auch von Herzen gönne. Ich möchte Wochen, auch länger hier allein sein, allein sein so lange als möglich. Denn die Abspannung der Reise kommt nach. Ich kann als verheiratete Frau doch auch ruhig vierzehn Tage allein mit meiner Jungfer im Hotel logieren. Und daran scheiterte die Expedition beinahe, das heißt, mehr weil Bloome als Kavalier zurückbleiben wollte, was Peter mir direkt zum Vorwurf macht. Ach, ich will wirklich keinen Krieg mit meinem Manne! Und Bloome? — Es ist so unsagbar töricht! Was kann mir Bloome je bedeuten ... Außerdem war Jeanette fest entschlossen, mit zu nomadisieren, mit zu jagen. Sie soll ihre Hasen und ihre Hühner mit Passion schießen jetzt. Sie freut sich so auf die Jagd und ich gönne sie ihr ganz gewiß! Wenn sie ahnte, wie ich sie ihr gönnte! ... Aber es gibt einen stärkeren Willen: Graf Rhyn. Er will nicht, und sie bleibt. O, er muß eisig befehlen können, daß gerade die ihm blind gehorcht!

Jetzt ist alles in Ordnung. Die zwei Frauen bleiben allein zurück. Die zwei Frauen, die sich so vortrefflich beschützen werden, weil sie sich so achten und so lieben. Ihr klugen Herren der Schöpfung! Ihr hättet allerdings nicht leicht zwei Frauen zusammenbringen können, von denen die eine mich so wenig liebt, und von denen die andre sie so wenig achtet. Wir werden ganz gewiß allein sein zu zweien!

In acht Tagen geht's los. Die europäischen Herren der Expedition sind sehr aufgeregt, die afrikanischen sehr ruhig.

„Du, da können wir auch ganz gut von Tuaregs attackiert werden!" — Peter. Ihm ist diese Jagd ein wundervolles Abenteuer.

„Zu so 'ner Spritztour nehme ich mir 'ne Flinte und 'nen Rucksack auf den Rücken, und nu Maultier lauf!" — Bloome. Ihm ist's höchstens Sonntagsjägerei.

Von Quedenberg weiß ich nur, daß ihm Graf Rhyn achselzuckend sagte:

„Ja, Liebster, Bester, wenn Sie einen Hemdenkoffer und ein halbes Dutzend Anzüge mitnehmen wollen, da können wir ja noch ein halbes Dutzend Kamele chartern."

Graf Rhyn hat eben nur bestimmt, was mitzunehmen ist, und damit ist für ihn die Sache erledigt.

Jedenfalls wird überlegt und gepackt, und man rennt sich in unserm Salon beinahe um vor Eifer.

Peter ist jagdlustig und verliebt zugleich, er brennt auf Mufflons und Gazellen und die harte Poesie des Zeltlagers, und er möchte mich doch auch wiederum nicht missen mit all' dem weichlichen Luxus, den schmeichelnden Parfüms der hyperelegenten Dame. Er versichert mir hundertmal täglich, daß ich die reizendste Frau sei, und fragt, ob ich ihn auch nicht vergessen würde... Und dann starrt er wieder stirnrunzelnd durch die Expreßzüge seiner Pirschbüchse und schimpft vor sich hin. Er, dem Ordnung und Anzug so viel gilt, läuft im Salon mit einer Jagdweste umher... Er ist auf einmal so jung, so hübsch, so frei! Ich mag ihn so, und er erinnert mich an die besten Zeiten unsrer Brautschaft, wo er mich durchaus überreden wollte, Fuchsjagden in Schottland mitzureiten. Wir haben sie nicht geritten. Wir haben überhaupt alles andre getan, als was wir uns vorgegaukelt hatten gegenseitig. Und etwas von der harmlosen Jugend meiner Mädchenzeit kommt mir dabei zurück. Ach, damals, wo man noch nicht dachte, wo man nur lebte! — Und ich verstehe alles, alles, seine Jagdlust und seinen Liebesgram. Er steckt mich beinah an; in unsrer Fasanerie bei Mama werde ich wahrscheinlich nächstes Jahr die Fasanenhähne von den Bäumen knallen... Dabei weiß ich genau, daß ich das nie tun werde, nie! Ich wüßte wahrhaftig nicht, warum gerade ich nachäffen sollte, was mir eine Quedenberg vormacht.

Aber jetzt kommt das für mich Unbegreifliche, ja Verletzende. Peter schwärmt beinah für Rhyn, fragt ihn um Rat, um jedes und alles, ob er Bloome für gentlemanlike hält, ob man sich auf Gazellen auch mit dem Winde anpürschen könne, ob die Nichte des Geheimen Kommissionsrats und ihre Junogestalt ihn nicht doch ein wenig gereizt hätten. Er bespricht eben Dinge... Ich mag ja wieder an nichts etwas finden, aber Rhyn, der zu den Menschen gehört, die weder Konfidenzen machen noch lieben, ist gegen meinen Mann doppelt zugeknöpft. Was dem einen wie eine Offenbarung vorkommt: der Graf, gilt dem andern höchstens ein mitleidiges Achselzucken. Nach der Richtung hin glaube ich ihn von früher gut genug zu kennen. Herr Rin ist im Grunde noch hochmütiger und exklusiver als Graf Rhyn. Und dieser Mann wünscht nun einmal, nichts mit uns zu tun zu haben! Peter glaubt's nicht, aber ich weiß es... Auch bei dem Revanche-Diner für Bloome im Hotel Royal glänzte er durch Abwesenheit. Er mußte durchaus nach El-Kantara, wie ich damals durchaus nach Venedig. Ich soll ihn nicht herzlich genug aufgefordert haben. Kann sein. Aber Peter tat's doch an meiner Statt fast zu herzlich... Von Herzen kann man einen Mann nicht einladen, der so leicht und so häßlich vergessen konnte. Der Herr Rin, den ich damals kannte, und der Graf zu Rhyn, den ich heute kenne, sind zwei grundverschiedene Menschen. Was meinen Mann allein mit ihm verbindet, der Graf, das trennt mich von ihm. Die schlichtbürgerliche Moral von einst hielt ich hoch, die gräfliche von jetzt verachte ich. Aber was mich innerlich wirklich trifft, ist etwas ganz andres! Peter, der bei dem Gedanken an den winzigsten Fleck auf meinem weißen Kleid ganz rabiat wird — und ich habe doch wahrhaftig keinen! — den geniert der häßliche große Plarren bei Jeanette Quedenberg nicht. Nein, er sieht's mit Interesse, fast mit Behagen, der Handkuß ist herzlicher von Mal zu Mal. Ja, wozu küßt denn der Herr der Dame die Hand? Doch nur, weil er wenigstens annimmt, daß diese Hand unbedingt rein ist! Ich habe natürlich mit Peter darüber kein Wort gesprochen. Im Gegenteil, ich habe Jeanette sogar verteidigt, einmal warm, als er wie selbstverständlich behauptete, daß das Aeußerste längst geschehen sei. Das Aeußerste. Warum eigentlich jeder Mann nur an dieser letzten Kapitalfrage hängt? — Die Menschen, die zeitlebens schlüpfrige Pfade wandeln, die gleiten nie aus, aber die es zum erstenmal tun, die stürzen der Länge nach. Wer der Beschmutztere von beiden trotzdem ist, das weiß jedes Kind. Aus diesem Gefühl heraus würde ich eine Frau, die fällt, niemals fallen lassen... Aber Jeanette Quedenberg wird nie fallen, und das ist mir das Schmutzige, Unfaßbare... Jedoch das versteht kein Mann.

*

Während Peter und Quedenberg dieser Expedition wegen eigentlich zu nichts Vernünftigem mehr zu haben sind und neulich sogar nach Konstantine reisten wegen kleinkalibriger Patronen, habe ich mit Bloome Maultier geritten. Sie gehen einen merkwürdigen stöckrigen Paß, und an den wollte ich mich gewöhnen. Die Sporenhülfen gibt man mit einem Stock hier zu Lande; das Zaumzeug besteht aus einem Strick. Reißt man links, geht's links; reißt man rechts, geht's rechts; wagt man aber mal die beiden Zügelenden zugleich zu fassen und versucht, wie andre vernünftige Menschen mit Gebißfühlung zu reiten, bleibt der Gaul rettungslos stehen. Vorläufig jedenfalls benimmt sich das Maultier unter mir wie das Schicksal über mir: es führt mich absonderliche Wege. Einmal wurde es mir allerdings zu viel. Es bockte, ich hieb, und schließlich ging's mit mir durch in dem thörichten Wahn, daß ich runterfallen würde. Ich bin noch nie von meinem kleinen arabischen Fliegenschimmel heruntergefallen, und Peter, der ihn mir anritt, sagte selbst, das Vollblut habe abscheuliche Mucken. — Und ein Miets-Maultier sollte mich aus dem Sattel kriegen?

Jeanette schießt, und kann nicht reiten. Josefa reitet, und kann nicht schießen. Manchmal habe ich mich im Verdacht, ich jagte so scharf, jemand zum Possen, der gar nicht da ist.

Jedenfalls macht's mir Freude und ich fühle mich wohl dabei. Bloome reitet als Groom neben mir oder hinter mir. Von der Gegend sehe ich wenig. Mein Tier ist betagt oder träumerisch veranlagt und stolpert bei jedem Stein. Dafür straft's Bloome, der höllisch aufpaßt, jedesmal mit einem Jagdhieb. Die einzige Leidtragende dabei bin ich. Denn wenn der Klepper schuldbewußt zusammenruckt, rucke ich erst recht. Ach, hätte ich doch das Maultierfell und den Maultiereigensinn, dann wäre mir die Schicksalspeitsche auch für alle Zukunft gleichgültig! Man ruckt und ruckt, und den eignen Weg geht's doch!

Bloome ist mir gegenüber sehr Kavalier und zum Dank dafür will ich ihn verheiraten. Ich bekomme manchmal solche Tantenanwandlungen junger Frauen. Daraus entwickelt sich dann ein mehr oder weniger scherzhafter Dialog.

Ich: „Graf, Sie sind dreißig Jahre und müssen sich verloben!"

Er: „Gegen wen, wenn ich fragen darf?"

Ich: „Ach, es gibt doch nette Mädchen genug!"

Er: „Haben Sie mich schon mal genau angesehen, Baronin?"

Ich: „Na, berückend sind Sie allerdings nicht, lieber Graf, wenigstens äußerlich."

Er: „Und innerlich?"

Ich: „Ich denke, daß Sie furchtbar leichtfertig sind, aber eine vernünftige Frau würde Sie schon zur Raison bringen und dann mit Ihnen ganz glücklich werden."

Er: „Glauben Sie? — Ich glaube nicht! Sehen Sie, gnädigste Frau, wenn eine so schwer reich ist, daß sie sich einen armen Grafen kaufen kann, und so häßlich, daß sie mit mir siegreich konkurriert: so ist das eine wundervolle Sache, solange eben die Zechinen langen. Aber lange langen werden sie nicht, darauf gebe ich Ihnen mein Wort! Kenne mich... Und nachher? Ich bitte Sie, teuerste Baronin, auch ihre beste Freundin darf meiner Frau dieses Glück nicht wünschen. Denn treu, ich treu! Der Coeur-Dame bin ich treu. Aber keiner andern und wenn sie auch noch so häßlich wäre."

Ich: „Graf, Sie sollen vernünftig reden!"

Er: „Ja, ich rede ja schon ganz vernünftig. Rhyn und ich haben ausgemacht, wenn wir mal in Ehren grau geworden sind, danach bekomme ich allerdings nie graue Haare, ziehen wir uns in irgend eine Sahara-Oase zurück, er mit seinem Herbarium, ich mit einem Spiel Karten. Und dann kriegt er das Kopfnicken über all' den trocknen Pflanzen, weil die einzig grüne, auf die er immer heimlich gehofft hat, sich in der Gesellschaft nun schon ganz gewiß nicht findet, und ich die Schwermut, weil unter all den schmutzigen Karten die richtige Coeur-Dame dito verschwunden ist."

Ueber den geistreichen Schluß will er sich tot lachen, während ich mich ärgere. Und nachher lache ich widerwillig auch, und wir peitschen lachend unsre Maultiere aus ihrem stöckrigen Paß zu einem wilden Galopp. Und eine Stunde später mache ich wieder den Heiratsvermittler und ernte wieder den lustigen Refus. Ich mag seine Geschichten. Sie sind immer leichtfertig, immer lustig. Und ich lasse mich gern von der Lustigkeit andrer anstecken. Gerade hier, gerade jetzt, wo es doch eigentlich so langweilig ist. Peter und Jeanette wundern sich manchmal, daß ich über ein Nichts lachen kann. Ich lache über das Nichts, weil ich über das Nichts lachen will. Den Abend bin ich dann todmüde.

Ach, wenn doch endlich die Expedition unterwegs wäre, und ich allein.

*

Graf Rhyn soll ja ein so unvergleichlicher Führer sein durch die Oasen. Führer ist er uns wohl überallhin gewesen, ein unvergleichlicher wohl nur für Jeanette Quedenberg.

Wir sind nach Sidi Okba hinübergefahren, der großen Nachbar-Oase, wo die älteste Moschee Algeriens steht. Sonnenbrand, entsetzlicher Weg, um das mohammedanische Gotteshaus, die ekelste, zudringlichste Horde von Bettlern und Kranken... Ich habe wieder so viel tote Augen gesehen! — Wir Neulinge waren wohl sämtlich enttäuscht von dem berühmten Bau, der etwas Bröckelndes, Fahles, Unheimliches wenigstens äußerlich hat, für mein Gefühl. Im Innern schlanke, weiße, schmucklose Säulen, die Marmor sein könnten, aber wahrscheinlich überkalktes Holz sind. Ich möchte nicht fragen, ich scheue mich vor einem überlegenen Lächeln. Angeekelt aber waren wir alle von dem entsetzlichen mohammedanischen Schmutz und dem widerlichen Bettelhandwerk. Blindheit: Metier —, schrecklich!... Und was bedeuten unsre Almosen gegenüber all den Almosenbedürftigen? Sie versiegen wie der Tropfen im Sand. Bloome hat recht: Schmutz und nochmals Schmutz, das ist der Orient.

Auf der Rückfahrt, wir mußten natürlich wieder durch dieselben brennenden Wüstenwellen, hatte ich auf Augenblicke die Empfindung, daß der Koran und seine Lehre recht hat. Was hat's für einen Sinn, in dieser fahlen Oede, die mit Gespensterarmen alles gierig umklammert, alles gierig aufsaugt, an irgend ein Entrinnen denken zu wollen? Was geschieht,

geschieht ja doch! — Alles Mühen ein ohnmächtiger Tropfen. Diese Leute müssen gern sterben, leicht, sie kennen hienieden nur die Wüste des Lebens, drüben wandeln sie in den Gärten des Propheten, in labendem Schatten ... Aber der Mohammedanismus ist doch wieder so hart, so dürr, so fremd, um ihn hat eine ganze Welt in Haß gelodert einst! Während ich so träumte, schraubte sich über uns ein großer Raubvogel in langsamen Spiralen zu schwindelnder Höhe. „Der dürfte es da oben bei der Sonne etwas heiß haben!" lachte Quedenberg. „Du meinst kalt," verbesserte sein Frau. Graf Rhyn sah dem Vogel lange schweigend nach, und erst als er kaum sichtbar, ein winziger im Aether schwimmender Punkt kreiste, sagte er fast träumerisch: „Ja, es gibt auch Täler- und Höhenmenschen, genau so. Und die für die Berge geboren sind, die sollten eigentlich urplötzlich abstürzen, alle, und die für die Täler geboren sind, die sollten eigentlich langsam siechen, alle ..." Und darauf zu Bloome mit einem eigentümlich harten Aufblitzen seiner grauen Augen: „Bloome, Spital oder Kugel?" — „Kugel!" Und das Wort Kugel machte die Runde bei den Herren. Sie haben alle die Ueberzeugung, Höhenmenschen zu sein. Wir beiden Frauen schwiegen. Unsereiner mag ja unerbittlich zu den Tälermenschen gehören. Und doch habe auch ich einmal die Höhen geliebt! ...

*

Den Abend waren wir dann bei den danseuses de ventre. Nach der arabischen Moschee das arabische Tingeltangel. Viele Menschen sollen eigens hierherkommen, diese Tänzerinnen zu sehen. Das dürften wohl Franzosen sein. Ich bin Deutsche und habe kein Gefühl dafür.

Ein wüster Raum, schmutzig, angefüllt mit Menschen und Gerüchen, an den Lehmwänden ein paar schreiende Vorhänge, der Fußboden schlechter Estrich. In der Ecke ein Araber, der am Lehmherd den türkischen Kaffee bereitet, kleine Emailletassen, der Grund bis zum Rand, das Getränk schwarz und unerträglich süß; aber gerade das letztere lieben die Orientalen. Die Wandestrade entlang Araber, junge, alte, hockende, sitzende, mit weißem Turban oder schmutzigem Fez; dazwischen die Kabylen vom Atlas mit den grau verblaßten biblischen Gesichtern, den hellen, habsüchtigen Augen, der leuchtende Araberburnus wechselnd mit dem schmierigen Kabylengewand. Sie sprechen kein Wort, bewegen sich kaum, nur zuweilen langt die Hand bedächtig nach der Kaffeetasse, die ebensoviel Stunden aushalten muß, als sie Schlucke zählt. Gegen die Straße zu als Vorhang ein bunter Teppich, der sich alle Augenblicke lüftet: Straßengesindel, das hineinglotzt, Europäer, die hinauswollen. Gurgelndes Arabisch, britisches Kauderwelsch, das breite deutsche Lachen, darüberhin das scharfe, elegante französische. Am liebsten wäre ich sofort wieder gegangen. Es waren die Gerüche einer Tierbude, und die Eingeborenen starrten auf mich wie auf ein Tier ... Nein, das können unmöglich die freien Söhne der Wüste sein, das ist das entnervte Oasengesindel, das von dem Bakhschisch der Europäer die eigne Faulheit nährt! Aber mein Mann wollte durchaus bleiben, ebenso Quedenbergs; die beiden andern Herrn stellten anheim, sie zucken die Achseln und sehen's doch gern. Wir nahmen Platz an kleinen Blechtischchen unten, die uns der arabische Kellner eilfertig hinschob, und tranken glühendheißen Kaffee. Jetzt begann auch die arabische Tänzerin. — Tänzerin? Tanz? — In weißlichem Gewande ein junges, abgeblühtes Geschöpf, dunkel überhaucht, mit unbeweglichen Zügen, starren Augen, und die schiebt sich immer in kleinem Kreise herum, scheinbar ohne die Füße zu bewegen oder irgend ein Glied, eine unverständliche Statue, an der nichts lebt als der Leib. Die Araber starren wie elektrisiert. Darauf ein Tamburinschlag, die Hände fallen ihr gleich wieder automatisch zurück. Die Körperbewegungen werden immer krampfhafter, immer schneller, die Araber beugen sich vor mit leuchtenden Augen, man glaubt sie schwer atmen zu hören. Und so geht es weiter mit den Verrenkungen, nicht wilde Grazie, nicht schöne Nacktheit, nur häßlich, unsagbar häßlich ist dies Bild.

Graf Rhyn und seine Dame unterhalten sich sehr eindringlich. Sie folgt gespannt, wie er erklärt. Schließlich lächeln sie.

Mich langweilt's allmählich. Aus halbgeschlossenen Augen sehe ich weiter nichts, als an den Wänden die dunkel polierten Gesichter, die heiß glänzenden Augen, und neben dem Lehmherd apathisch kauernd einen Soldaten der Fremdenlegion in vernachlässigter Uniform, an dem abgenommenen Fez die Troddeln zählend. Wie er den Blick jetzt hebt, ein rätselhaftes blasses Auge in einem stumpfen Gesichte. Er ist sicher Europäer, vielleicht Deutscher, er hat irgend etwas Scheußliches begangen oder er wird's noch begehen, und doch ist in diesem Gesichte ein Zug, der mein Mitleid weckt. Die Fremdenlegion liegt viel weiter drüben nach Marokko. Was will der Mensch hier? Während ich ein Schicksal zu wittern glaube, das wahrscheinlich nie existiert hat und höchstens in der „Fremdenlegion" besteht, sehe ich wie durch einen Schleier einen schwarzen mageren Sudan-Neger mit krummen Knien sich drehen und plärren. Auf dem Wollkopf ein Muschel-Diadem, und er springt und schreit und schlägt auf eine Trommel, bald laut, bald leise, eine wahre Höllenmusik. Ehe ich mich's versehe, steht er vor mir, den

Menschenfressermund mit den weißen Zähnen weit geöffnet. Ich drehe mich weg. Jedoch Peter wirft ihm lachend ein schmutziges Zweisousstück in den Mund, die andern desgleichen, und das Scheusal fletscht zum Dank die Zähne, rollt die Augen.

Darauf habe ich genug. Wir gehen. Wie der Kellner vor uns höflich den Teppich hebt, schaue ich noch einmal zurück. In dieser Glut, in diesem Miasma kann's eigentlich nur Skorpionen und Wilden auf die Dauer wohl sein. — Eine Ouled-naël tanzte wieder und die Araber starrten gierig, der Fremdenlegionär aber zählte noch immer stumpfsinnig die Quasten seines Fez. Dieser Mensch hat mich bis in den Traum verfolgt.

*

Am andern Tag waren wir in dem berühmten Park von Landré. Herrliche Bäume, ein Grünen und Duften wie in einem Gewächshaus, an den seltenen Stämmen Porzellanschilder. Ich kann mir wohl vorstellen, daß zur Sommerszeit dieser wohlgepflegte Garten in den märchenhaftesten Formen und Farben blüht, die Wohlgerüche der Tropen aushaucht, und rings um die gelbe Lehmmauer, die ihn abschließt, die brennende, durstende Wüste, aus der von ferne noch eine vergessene Palme winkt neben einem vergessenen Haus. Der Neger, der uns führte, verlangte durchaus unsre Visitenkarten. Ist's die Passion seines Herrn, auch die Visitenkarten aller Länder in seinem Landhaus zusammenzutragen, nachdem er bereits die Pflanzen aller Länder hier zusammengetragen hat? Naturforscher sind merkwürdige Leute, ihre wahre Neigung entdeckt man ganz zuletzt. Graf Rhyn sprach über den Wert und Unwert solcher wissenschaftlichen Gärten. Jedoch nur Jeanette vermochte ihm zu folgen. Ich hätte nie geglaubt, daß sie Blumen liebt.

Nachmittag waren wir in den heißen Bädern. Sie sind nicht weit. Man fährt in einem Tram hin, und gewiß ist es interessant, aus der harten Lehmwüste, die sich bis zu den Dunes de sable hinüberzieht, plötzlich ein maurisches Haus emporwachsen zu sehen. In der Vorhalle war's so angenehm kühl, in den Schwefelquellen so stechend heiß. Aber man macht doch die Torheit mit, als wenn eine Wüstentherme für alles gut sei. Mir fehlt nichts, weder äußerlich noch innerlich, trotzdem habe ich gebadet. Auch hübsche schmachtende Araberinnen mit viel Silberschmuck und Odaliskenaugen flanierten in den Gängen umher. Die Herren lachten und machten sich gegenseitig Zeichen. Ich weiß auch, daß es Ouled-naëls sind und warum sie sich nicht verschleiern. Es ist doch bei den Herren immer dasselbe Gefallen, gestern bei den Tänzerinnen, heute in den Bädern, das Ewigweibliche zieht sie hinab. Peter und Quedenberg fanden sich bei der Gelegenheit merkwürdig. Gegen Abend gingen wir zu Fuß zurück.

Damit wären die Touristensehenswürdigkeiten von Biskra erschöpft. Es ist eine andre Welt, eine interessante Welt, und vielleicht wird sie mir einmal als Erinnerung teuer. Bis jetzt kann ich nicht sagen, daß mir irgend etwas von der großen Poesie der Wüste aufgegangen wäre. Aber, wenn ich so vom Rande des Palmenwaldes aus den äußersten Horizont absuche, die gelbgraue, verschwommene Linie, dann faßt mich eine Art Sehnsucht, und auch eine Art Zorn. Die wirkliche Wüste liegt viel weiter draußen! Ich will mal mitten drin in dieser Wüste stehen, mitten drin, wo mir kein Oasenhauch die wunderbare Monotonie verkümmert. Dann wird mir vielleicht etwas von der Größe des Orients und der Geschichte seines Glaubens aufgehen. Aller Glaube wird doch in der Wüste geboren.

Jeanette mag ja einen idealen Führer gehabt haben, ich habe ihn nicht gehabt. Ich möchte ihn auch nicht gehabt haben.

Uebermorgen geht's nach Saada. Es ist weit. Mehr als drei Meilen. Und ich freue mich sehr darauf.

Wir haben gestern noch über den Islam gesprochen und unsre Unfähigkeit, ihn zu begreifen. Darin waren wir Europäer alle einig. Dabei kamen wir überhaupt auf Religion zu sprechen, und Graf Rhyn, der sich gern in Paradoxen bewegt, sagte: „Ich würde aus allen Religionen das Bußgebet streichen. Die einzige Buße ist die Tat." Das quält mich. Hat er recht? Ich habe so viel gebetet und so wenig getan.

Außerdem muß ich noch folgendes bemerken: Graf Rhyn ist niemals unhöflich gegen mich gewesen, nur kühl, wie er es ja eigentlich gegen alle ist. Mir wird's kühler vorgekommen sein, weil ich ihn wärmer gekannt habe. Zwischen uns existiert aber nichts mehr als eine zufällige Bekanntschaft, und das markiert er. Wenn sich Jeanette Quedenberg mir gegenüber auf denselben Standpunkt stellt, so ist das erst recht begreiflich. Sie ahnt, was früher gespielt hat und wie es geendet. Da sie die Freundin, vielleicht die Geliebte dieses Mannes ist, muß sie Partei ergreifen, und zwar nicht für mich. Das ist alles so sonnenklar! Nur daß ich ein echtes Frauenzimmer bin, das verwöhnt und verblendet am liebsten alle Männer zu seinen Füßen sehen möchte. Man studiert im Leben langsam um, und ich am langsamsten. Also Graf Rhyn ist mir ein völlig fremder Herr, und Gräfin Quedenberg eine völlig fremde Dame. Ich bin ebensowenig nach Afrika gekommen, ihre Freuden zu stören, wie sie die meinen. Warum engagiere ich mich eigentlich für oder wider Leute, die mit mir nichts zu tun haben

wollen, und mit denen ich auch nichts zu tun haben will? Wissen möchte ich nur, ob die Frau für den Mann ebenso stark fühlt, und wenn, ob er auch für sie stark fühlt. Weib bleibt man, und in Romanen interessiert uns schließlich doch am meisten, ob sie sich kriegen und ob sie glücklich werden.

*

Saada. — Die da gewesen sind, raten uns ab. Doch ich will: es ist die freie Wüste.

Ich hatte von einem tollen Maultierritt geträumt, wo Bloome und ich ein wenig vor der andern Gesellschaft hergaloppieren könnten, doch wird leider die Tour immer zu Wagen gemacht. Früh um sieben ging's los. Bequemer, leichter Wagen, geblümte Kattunkissen unter uns, lustiges Kattundeck über uns. Vorn drei Pferde nebeneinander, die hochbeinigen, berberischen Grauschimmel mit den langen Schwänzen, magere, feingliedrige Kracken, die nur unter der Peitsche gehen. Auf dem Bock der arabische Kutscher und der arabische Diener des Grafen Rhyn in weißem Turban und weißem Burnus. Wenn der Herr und der Diener miteinander arabisch sprechen, überläuft mich ein ehrfürchtiges Gruseln. Es klingt so fremd, — und ich bin Deutsche ... Quedenberg und mein Mann sind nicht von der Partie, weil sie Saada auf ihrem Wege nach Tuggurt und Ouarghla so wie so berühren müssen. Erst ging's durch die ganze Oase. Die Palmen nickten uns wie erwachend zu, die Blätter noch schwer vom Tau. Dann kamen grüne Weizenfelder, die im Halbkreis die Oase umziehen, die Felder werden heller, gelber, verschwinden. Wir sind in der Wüste. Lehm und Sand und staubgrünes Kraut in uferloser Ebene, und so weiter, immer weiter, bis der Horizont in der Wüste ertrinkt. Eine ausgefahrene Straße führt durch und der Telegraphendraht. Der Wagen schwankt, die Pferde schnauben. Rechts und links bauen sich auf gelbem Blachfeld winzige Sandhügel auf, vom Wind zusammengetragen, vom Wind auseinandergeweht, und zwischen ihnen das harte, graue Grün verstaubt, erblindet, und doch emsig wuchernd. Weiterhin tauchen dürre Tamariskensträucher auf, ein Wüstenfuchs schnürt vorsichtig durch diesen verdorrten Wald. Dann kommt ein Kamelskelett, halb im Sande begraben, dann noch eins, — noch eins, — als zeichneten sich alle Saharastraßen nur durch Leichen ... Und jetzt die erste echte Karawane, die ich im Leben sehe, natürlich eine ganz kleine Karawane. Die hageren Kamele mit dem staubverfilzten Fell, dem wiegenden, schattenhaften Gang, den dummen Lasttieraugen; auf dem Höcker die Eingeborenen, die Männer schmutzstarrend, die Weiber verschleiert, aus dem banschigen Burnus eines Weißbarts schaut eine winzige Gazelle. Der Weißbart lächelt jüdisch, die Gazelle mit den unendlich zarten Gliederchen schaut aus fragend großen Augen zu uns. Ich hätte das Tierchen den Leuten vielleicht abgekauft zu seiner und meiner Qual, jedoch Rhyn rief ein arabisches Wort, und wir fuhren rasch vorüber. Die Sonne brannte heißer; in den weißen Burnussen auf dem Bock spielte der Morgenwind. Die Straße war voll tief ausgefahrener Lehmgeleise, der Wagen stöhnte, die Pferde prusteten. Rechts zieht das dürre Tamariskengestrüpp getreulich mit, ein ausgewaschenes Flußbett schaut rissig und wild dazwischen hervor. Kein Tropfen Wasser, aber früher muß hier ein Bergstrom getost haben. Ein Bergstrom in der Wüste! Aber zur linken wird der graugrüne Schimmer stärker. Er streicht über die Ebene wie ein leiser Hoffnungshauch, und zugleich tauchen in der Ferne kleine, dunkle Punkte auf, häufiger, immer häufiger, sie bewegen sich langsam, verschwinden, tauchen wieder auf. Jeanette fragte für mich. Es sind Kamele, hunderte von Kamelen, die diese Hungerweiden gierig abgrasen, wie etwas Köstliches. Später, als wir näher gekommen, erkannten wir deutlich die Schiffe der Wüste, und wirklich hoben sie sich gegen den weißen Horizont so scharf ab wie Schiffe auf dem Meer.

Wir sahen schon lange Fenster von Saada her blinken. Doch nur langsam kam es näher, kriechend langsam, wie alles in der Weite. Ein brauner, festungsartiger Kasernenbau, den Fremdenlegionäre in den sechziger Jahren errichtet oder bewohnt haben; ich werde aus der Inschrift über dem Portal nicht recht klug. Jetzt gilt diese Gegend als absolut sicher, und man schob die Legionen längst gegen das räuberische Marokko vor. Dies Saada liegt trostlos. Kein Baum, kein Strauch, nur unter dürren Tamarisken eine schmutzige Quelle. Innen sieht das Gebäude mit seinem viereckigen Hof und seinen Bogengängen wie eine verödete Karawanserei aus. Die wöchentliche Post von Tuggurt nimmt ihr Relais hier. Sonst trieben sich nur ein paar ältliche Araber am Portal herum, die ihre Neugier unter ihrer Würde verbargen, und halbnackte Kinder, die im Hof herumtollten. Ein dunkler, schlanker Bengel ritt einen Esel im Kreise herum, immer Galopp, statt der Peitsche eine blanke, scharfe Sichel schwingend. Es war echt: der Wüstensohn, — die geschwungene Sichel, — das unbarmherzig gequälte Tier. Sie reiten hier merkwürdig, die Leute, fast auf der Kruppe, und der kleinste Esel trägt den stärksten Mann. Hier nahmen wir das mitgebrachte Frühstück in einer Art Wachtstube an einem wackligen Tisch, auch die schmutzigen Strohstühle längst ausgedient. Der Blick auf den Hof. Die Wüstensonne brannte bereits unbarmherzig auf dem flachen Dach; an den gelblichen Mauern in dem Bogengang die Araber lehnend mit den gleißenden Augen. Ich höre noch den dumpfen Gurgelton und bewundere ihre

orientalische Gelassenheit. Es ist doch eine Oede und eine Menschheit, die man nicht versteht.

Vielleicht war Saada allen die eindrucksloseste aller Biskratouren, — mir nicht. Ich habe mich noch niemals mit so heiß klopfendem Herzen in der heißen Wüste gefühlt, wie hier. Es waren freilich nur kurze Momente.

Nachdem wir des Sitzens in der Wachtstube und des gequälten Esels überdrüssig geworden, gingen wir ins Freie. Es war heißer Mittag, und Hitzdunst flimmerte über der schmutzigen Quelle und ihren dürren Tamarisken. Die Wüste stumm, gelb, ohne Leben. Der ferne Felswall hinter Biskra verschwommen wie täuschendes Gewölk, doch der braune Sarg der Dunes de sable hell, grell, eine Apotheose des ewig dürstenden Sandes. Wir gingen zu den Beduinen, die nicht weit ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Die Männer mit den weidenden Kamelen weit drüben am Horizont, im Zelt nur die Frauen und Kinder und ein tobender Hund von der spitzschnauzigen, gelben Oasenrasse. Wir gingen hinein. Zuerst eine Alte, die an der verglimmenden Asche kauerte, grau wie diese Asche selbst, eine Hexe, die uns arabisch beschimpfte. Dann eine junge mit zwei lallenden Kindern, etwas Negergesicht, die Fingernägel hennarot, am nackten Arm eine plumpe Silberspange, im Ohr ein Stück rote Koralle, die mit ihrer leuchtenden Farbe gut zu dem filzigen Zigeunerhaar stimmte. Die Silberspange habe ich dem Weibe abgekauft, allerdings erst viel später und heimlich. Ich habe, glaube ich, einen unsinnigen Preis dafür bezahlt, doch ich wollte wenigstens eine echte Erinnerung aus der echten Wüste mitnehmen. Ich werde die Spange immer tragen, Erinnerungen soll man ja heilig halten. Soll man das wirklich immer, Mama?

(Fortsetzung folgt)

Die Geschichte der kleinen Lene

Von

Lotte Gubalke

(Fortsetzung)

Neuntes Kapitel

Renate stand am Schreibtisch und rüttelte an dem kleinen Spiritusbehälter, daß die blaue, kaum sichtbare Flamme hoch aufzüngelte. Frau Julie saß in einem bequemen Lehnstuhl am Kaminofen und blätterte in den neuesten Journalen. Manchmal warf sie einen Blick auf die Kaminuhr. Sie liebte auch bei ihren Gästen die Pünktlichkeit. Fast eine Viertelstunde war verstrichen, Achill ließ auf sich warten — das wunderte sie. Sophron beobachtete seine Schwester, die bleicher aussah als sonst. Er hätte gerne gewußt, wie tief ihre Neigung zu seinem schönen Freund Wurzel bei ihr geschlagen hatte. Achill machte ihm Kummer, und er sorgte sich um diese beiden Menschen, die ihm immer so selbstverständlich zueinander zu gehören schienen, von Jugend auf. Aber das war es nicht allein. Er kannte ja Achill, es gab für ihn keinen Graben, der zu breit gewesen wäre, um ihn zu überspringen, wenn am andern Ufer eine Blume blühte, die er pflücken wollte. Und diese Blumen wurden achtlos fortgeworfen. — Diese Stunde heute im Atelier Binders hatte seinen Gedanken eine seltsame Richtung und seinem Wollen eine große Festigkeit gegeben. Diese Lene Binder — nein, sie sollte nicht wie eine Blume am Weg abgerissen und fortgeworfen werden, — er — nun er hatte da ein Wort mitzureden, seitdem er wußte, wie nahe ihm Binder stand, und seine Gefühle für das schlanke, blonde Kind waren nur vertieft, seit er wußte, wie nahe sie ihm verwandt war. Draußen erklang jetzt die Glocke. Renate wurde um einen Schein bleicher, ihre Hand zitterte leicht — fast wäre der kleine Behälter von seinem Ständer gefallen. Als sie einige Minuten später dem Gast die Hand reichte, zuckte sie zwar mit keiner Wimper, aber eine wehmütige Frage schien in ihren dunkeln Augen zu stehen, und die Falte zwischen den Brauen deutete gleichzeitig auf eine leichte Verstimmung. Achill hielt ihre schlanke, kühle Hand in der seinen und empfand, wie verschieden sie von der kleinen, heißen Hand sei, die vor kaum einer Stunde in der seinen geruht hatte. Und er empfand gar nichts andres als einen gewissen Uebermut und eine gewisse Ueberlegenheit, Sophron gegenüber — ach dieser engherzige, einseitige Sophron! Bei Frau Julie hatte er seine Verspätung mit unaufschiebbaren Geschäften entschuldigt und wohl das spöttische Lächeln Sophrons bemerkt, als seine Mutter den Freund ihrer Kinder lobte, daß er endlich einmal anfange, sich um die „Geschäfte" zu kümmern.

Sie hoffte, er würde nun Geschmack an dem schönen Stadtgut und an dem wundervollen Herren-

haus finden. Dies Herrenhaus am Fasanenwäldchen, dieser Fasanenhof, den sie so liebe um der vielen frohen Kindheitserinnerungen willen, die sie daran bänden. „Sie wissen nicht, wie oft ich an Ihre liebe Frau Mutter denke —"

Nun da sie zusammen um den runden Teetisch saßen, den der Diener näher zum Ofen schieben mußte, damit es so recht behaglich warm sei, und Renate den Tee bereitete, mußte Achill von seinen Reisen erzählen. „Reisen! Man wird allgemach zu alt dazu," rief Frau Julie, „aber warum Sophron immer daheim bleibt, das verstehe ich nicht. Er ist ganz aus der Art geschlagen! Dein Vater hielt so viel davon, daß einer Land und Leute kennen lerne und die weite Welt. Er meinte immer, es lebt sich noch einmal so gut daheim, wenn man in fremdem Land war und das Heimweh geschmeckt hat. Aber dieser Junge," sagte sie, zu Achill gewandt, „kennt nur eine Liebe, das sind diese alten Liedertexte, nach denen er die Bibliotheken durchstöbert! Denken Sie, in Paris tat er auch nichts außerdem. Er wußte uns gar nichts zu erzählen von dieser eleganten Stadt, gar nichts, und gestern da wußte er, als ihm Renate das Bild eines wahrhaft reizenden Mädchens zeigte, auch nichts andres zu sagen, als zu seufzen. Ja, das tatst du gestern," wandte sie sich an Sophron, „du hast es wohl schon ganz vergessen, ich meine das Bild dieser kleinen Lene Binder, wo habt ihr es denn eigentlich?"

Sophron lächelte und zog das Bild aus seiner Rocktasche. Er gab es seiner Mutter über den Tisch. Die sah ihn mit einem so komisch erstaunten Blick an, daß Renate lachen mußte.

„Ja, aber Sophron, so viel Interesse hast du an der Kleinen, oder war es Zerstreutheit von dir, deine so bekannte Zerstreutheit, daß du es einstecktest? Am Ende bist du unter die Heuchler gegangen?" Sie gab das Bild an Achill weiter und sagte stolz mit ein wenig gut gemeinter Uebertreibung: „Mein neuester Schützling. Finden Sie nicht, Achill, daß sie für ein armes Mädchen zu hübsch ist, daß man sie behüten muß, ihr helfen muß, emporzukommen?"

Sophron mischte sich in die Unterhaltung. Ehe Achill etwas antworten konnte, sagte er mit trockener Stimme: „Achill kennt Fräulein Binder. Er lernte sie durch mich kennen, ganz zufällig und flüchtig, er wird dir sicher ebenso wie ich beistimmen, daß man etwas für das holde Kind tun muß."

„Das holde Kind!" rief Frau Reinfeld amüsiert. „Sophron, du machst mir Freude. Das klingt wie eine Strophe aus deinen Volksliedern. Wann machtest du denn Achill mit Lene Binder bekannt?"

Achill war sprachlos. Was fiel diesem Sophron ein. Er nahm das Wort und sagte mit einem festen Blick auf Sophron: „Wir waren beide in Binders Atelier. Herr Binder ist ein vortrefflicher Photograph — da traf ich auch die Tochter. Sie ist ein selten liebliches Mädchen, sicherlich wäre es ein Glück, wenn sie aus dieser Misere herauskäme — aber wie, das ist die Frage." Er tat sehr harmlos und meinte, er könne nicht beurteilen, ob sie bei aller äußeren Lieblichkeit auch bildungsfähig sei und ob es ein wirkliches Glück bedeute — ihr Vater sei jedenfalls ein Original. „Ich sah auch Ihre Bilder bei ihm, Fräulein Renate, und ich hoffe, Sie geben mir eins davon?"

Und es war sein Ernst, wenn er beteuerte, wie froh ihn der Besitz eines so guten Bildes machen würde. Renate sah ihn erstaunt an. Hatte sie geträumt, als sie damals hinter der Löwengrube stand und er Arm in Arm mit einem leichtfertigen Mädchen davonging, einen Tag nach jener Ballnacht — wer ihr Klarheit geben könnte über ein Männerherz?

Frau Julie winkte Sophron zu sich, als der Diener den Teetisch abräumte, und ließ sich von ihm in kurzen Worten von seinem Besuch bei Binder erzählen, und Sophron hielt es für richtig, ihr alles zu berichten. Währenddem waren Achill und Renate in das nebenliegende Zimmer getreten. Renate sang auf Achills Bitten einige Lieder von Wolf und Rubinstein. Er gab sich ganz dem Zauber von Renatens Stimme hin, sah ihr edles Profil, die stolze Haltung ihres Kopfes und diese edle Nackenlinie. Renate endete ein schwermütiges Lied und ließ die Hände noch einen Augenblick auf den Tasten des Flügels ruhen.

„Wann reisen Sie nach dem Süden?" fragte Renate.

„Wahrscheinlich bleibe ich daheim," sagte Achill mit einem tiefen Blick in ihre Augen.

„Das ist vernünftig von dir," mischte sich Sophron in die Unterhaltung, „sehr vernünftig. Dein Besitz bedarf deiner, und deine Freunde werden sich freuen. Aber wer hat dich zu diesem Entschluß bekehrt? Vor ein paar Tagen wolltest du von Bürgerpflichten nichts wissen."

„Vielleicht eine schöne Frau!" rief Achill und sah Sophron lachend dabei an. „Fräulein Renate, freuen Sie sich, wenn ich daheim bleibe, und werden Sie mir öfter vorsingen und wollen Sie mir einen Gefallen tun? Wollen Sie mir die Symphonie mit dem Paukenschlag vorspielen, wissen Sie noch die Symphonie, die uns Tante Lene immer vorspielte, wenn wir in der Dämmerstunde neben dem Kamin in der Kinderstube auf dem Fasanenhof kauerten mit einem Butterbrot und einem Apfel hochbeglückt?"

Renate sagte lächelnd zu und summte, während sie die alte, liebe Weise spielte, an einzelnen Stellen

die Melodie mit; auch Achill tat es, und Sophron war beruhigt. Wer hätte besser zueinander gepaßt, als diese beiden Menschen?

Da hob die alte Wanduhr aus und schlug langsam, zwischen jedem Schlag etwas raschelnd, die elfte Stunde.

Frau Julie war in ihrem Lehnstuhl schweigend in Gedanken versunken. Sophrons Bericht hatte die Vergangenheit heraufbeschworen. Jetzt fuhr sie ganz erschrocken auf, als die Mahnerin ihre Stimme ertönen ließ. Auch Achill brach auf. Er war etwas bleich und seltsam bewegt, da er Renatens Hand umspannte und „auf Wiedersehen" sagte.

Frau Julie ging hinauf in ihr Zimmer, Renate wartete noch auf den Bruder, der den Freund hinausgeleitet hatte. Als er wieder eintrat, sagte sie: „Mir scheint, als ob Achill von seiner letzten Reise nicht eben viel Vorteil heimgebracht habe; ich meine, er ist ein Sklave seiner Nerven, seiner Stimmungen. Er unterliegt jeder Reizung; es ist vielleicht sehr gut, wenn er daheim bleibt und sich mit seinem Erbe beschäftigt. Der Umgang mit seinen Arbeitern und das Aufsichnehmen von verantwortungsreichen Pflichten stärkt den Mann; meinst du nicht auch? Ich weiß nicht, ich verstehe so vieles nicht an ihm."

Sophron sagte, in dem Bestreben, etwas, das sich zwischen diese beiden geschoben hatte, zu beseitigen: „Kleine, sage mir einmal ganz offen, wie steht es zwischen dir und Achill, sprich. Und hingen deine mystischen Reden von neulich mit ihm zusammen: ich meine, hast du irgend eine Erfahrung an ihm gemacht, die ihn dir minder wert erscheinen läßt, als in früheren Jahren?"

Renate senkte den Kopf. Dann sah sie ihren Bruder an mit einem wehen Blick, und sie meinte: „Warntest du mich nicht, mit Fackeln in ein dunkles Reich zu leuchten?"

„Ja, ich tat es, aber am Ende ist die Wahrheit doch heilsam, mir scheint, irgend etwas verwirrt und bedrückt dich —"

„Laß mich," sagte sie fest. Und dann nach einer Weile mit einem schelmischen Aufleuchten ihrer dunkeln Augen: „Warum trugst du das Bild dieser kleinen Lene in deiner Brusttasche? Ist sie am Ende das so lang von dir gesuchte Volkslied — der Text zu deinem Lebenslied?"

Sophron errötete. Jetzt senkte er den Kopf.

„Wann machtest du denn eigentlich Achill mit der Kleinen bekannt und seit wann kennst du sie überhaupt? Du bist ein sonderbarer Geheimniskrämer! Du solltest dich mir anvertrauen; es bedarf nur weniger Worte von mir, und Mama nimmt sie ins Haus, und wir erziehen sie für dich!"

Sie sagte das alles in einem liebenswürdigen Neckton, so daß Sophron, der erst ein ärgerliches Gesicht machte, auch lächelte und erzählte: „Ja, mein neugieriges Schwesterchen, die Sache verhält sich so." Und nun erzählte er der Aufhorchenden, wie er mit Achill gemeinsam auf einem Spaziergang den beiden begegnet sei — Melanie, seines alten Studienfreundes Schwester, und deren kleiner Cousine oder Stiefnichte oder wie sonst der Verwandtschaftsgrad sei, wie sie zusammen durch den Park gewandert, in einer Konditorei gesessen hätten und wie er Lene heimgebracht. Renate atmete auf. Also das war es gewesen an jenem Abend. Sie war so beglückt von dieser Aufklärung, daß sie anfing, übermütig zu werden, Sophron neckte, bis er ärgerlich wurde und sie bat, zu schweigen. „Ich kenne dich nicht wieder, Renate, und wenn es dazu kommen sollte, daß Fräulein Binder unsre Hausgenossin wird, so wirst du mir die Bitte erfüllen und nie von diesem Abend zu ihr reden. Diese Melanie ist keine Persönlichkeit, auf deren Bekanntschaft man stolz sein könnte. Natürlich hat das arme Kind von alledem keine Vorstellung, keine Ahnung. Ihr Vater darf zudem nicht wissen, daß sie abends mit zwei Herren in einer Konditorei saß." Zur weiteren Klarlegung der Verhältnisse erzählte er ihr alles, was er von Binder und den Beziehungen zu seinem Vater erfahren hatte. Renate hörte ihm mit steigendem Interesse zu. „Aber sicherlich müssen wir das Kind ins Haus nehmen! Sicher! Weiß Mama dies alles?"

„Ja!" Er hatte vorhin, als sie mit Achill musizierte, der Mutter alles erzählt, und sie sei fest entschlossen, sich mit Binder in Verbindung zu setzen. „Du weißt, wie gut Mama ist, wie sie unsern Vater liebte und wie gern sie alles tut, wenn sie glaubt, in seinem Sinne zu handeln."

Die Geschwister trennten sich, jedes mit einem frohen Zukunftstraum im Sinn. Renate schlug die schönen Arme unter dem Kopf zusammen, als sie sich zu Bett gelegt hatte. Lange noch sah sie in das brennende Licht — voll Glück und froher Gefühle. „Sicherlich tat ich ihm unrecht." Mit diesem Gedanken schlief sie ein.

„Sicherlich tat ich ihm unrecht," so dachte auch Sophron, als er noch eine Weile, ehe er sich schlafen legte, am Fenster stand und in den beschneiten Garten schaute. „Er liebt Renate, wie soll es auch anders sein." Und dann träumte er von der kleinen, blonden Lene, von der er glaubte, sie müsse singen lernen und ihm mehr werden als eine Pflegeschwester. „Ja, singen soll sie lernen — alle die schönen Lieder vom Scheiden und Meiden und Nimmerwiedersehen —"

Als Achill Büchner von den Geschwistern Abschied

genommen hatte, war er in einer sonderbaren Stimmung. Die kühle Nachtluft tat ihm wohl. Sie paßte zu dem kraftvollen Gefühl, das ihn durchströmte. Er sah zu dem tiefdunkeln Nachthimmel empor und freute sich der funkelnden Sterne, die Renatens Augen glichen. Langsam schlenderte er über die Bürgerau, dann bog er auf den Brühl ein. Sein Weg führte ihn dort vorbei. Ein leiser Ruf weckte ihn aus seinen Sinnen; er wandte sich um. Da im Haustor stand Lene Binder — und er hatte das kleine Ding ganz vergessen! Eine halbe Stunde hatte sie auf ihn gewartet in Melanies Pelzmütze und einem geborgten Mantel. Sie schmiegte sich zitternd an ihn und lehnte verschämt ihr Köpfchen an ihn. Ihre Zähne schlugen vor Frost aneinander. Einen Augenblick zögerte er, dann nahm er sie mit, nur ein paar Schritte wollte er auf und ab mit ihr gehen, aber sie schmiegte sich so fest an ihn, und er sah ihr lockiges Haar und die langen Wimpern ihrer gesenkten Augen, aus denen sie eine Träne wischte: „Ich dachte schon, du hättest mich vergessen —"

Er schwieg und zog ihren Arm fester durch den seinen, und sie gingen und kehrten nicht um. Jetzt standen sie vor dem Laufsteg, der über den Fluß führte, der an seinem alten Stadtgut vorbeifloß. Irgendwoher klang es wie leises Donnern, das Eis barst. Eng aneinander geschmiegt gingen sie über den schmalen Steg . . .

Als er nach Stunden Lene heimwärts geleitete, da mußte er Tränen fortküssen und Reuegedanken beschwichtigen. Und er verstand sich sehr gut hierauf, denn er hatte Uebung darin.

Als Lene Binder in dieser Nacht in ihr schmales Bettchen kroch, da schüttelte sie sich abwechselnd vor Frost und Fieber. Sie weinte sich in den Schlaf. Ein banges Angstgefühl vergiftete ihre Träume.

Zehntes Kapitel

Wenn Frau Julie Reinfeld irgend einen Gedanken zur Ausführung bringen wollte, so zögerte sie nicht lange. Sie besprach am andern Morgen noch einmal alles mit Sophron, ließ den alten Sachwalter ihres verstorbenen Mannes kommen, und nachdem sie sich in allen Dingen gut orientiert hatte, ließ sie Binder zu einem Besuch in die Bürgerau bitten. Mit leisem Widerstreben folgte er der Einladung. Als er in dem vornehmen Vestibül stand, zögerte er noch einmal, aber der Diener öffnete bereits seine Loge, um ihn höflich nach oben zu führen. Er ging die breite teppichbelegte Treppe hinauf mit einem Herzen, in dem alte Erinnerungen auflebten und es beschwerten. Erinnerungen an eine Zeit waren das, die ach so weit, so weit zurücklagen, als gehörten sie einer ganz andern Daseinsstufe an. Ehe er recht zur Besinnung kam, saß er unter diesen Leuten, die durch eine weite Kluft von ihm getrennt lebten und die bestrebt waren, alten Banden Geltung zu verschaffen, die ihn zu einem der Ihren machten. Er versuchte es anfänglich, sich gegen den Zauber zu wehren, den die Erinnerung spann, als Frau Julie mit leiser Wehmut in der Stimme von jenen Frühlingstagen sprach, da sie mit ihm und ihrem seligen Manne zusammen an einem offenen Grab stand. Auch wollte er nicht dem Zauber unterliegen, der von Renate ausging, die ihn mit hinreißender Liebenswürdigkeit bediente, ihm selbst Tee eingoß und seine Kunst in warmen Worten lobte. Und dann Sophron, der ihm mit vertrautem Lächeln zunickte, ihm so herzhaft die Hand schüttelte und ihn mit einem so ganz selbstverständlichem Wesen als alten Freund der Familie behandelte.

Frau Julie war ohne Umschweife mit ihrem Plan hervorgetreten. Alle seine Einwendungen wurden zurückgewiesen. Frau Julie ließ ihn gar nicht zu Worte kommen. Alles war schon vorgesehen und vorbedacht. Sogar daran hatte Frau Reinfeld gedacht, daß Lenens Hilfeleistungen im Haus fehlen könnten, und darum eine Summe für eine Dienstmagd angewiesen. Die Lene! Ja, mein Gott, was sollte aus seiner Lene gemacht werden! Ein feingebildetes Mädchen — so eine harmonische Persönlichkeit wie Renate Reinfeld.

„Das würde ja ein Ding der Unmöglichkeit sein," rief er ganz aufgeregt. Und nun schilderte er in seiner drastischen Weise die Umgebung und die Einflüsse, unter denen sie bis jetzt aufgewachsen sei. „Man soll so eine kleine Unkrautsblume, die auf kargem Boden aufwuchs, nicht mit einem Mal in fetten Boden pflanzen und sie den Sonnenstrahlen aussetzen! Lassen Sie die Lene weiter im verborgnen blühn, ich habe das bestimmte Gefühl, aus alledem entsteht ein regelrechtes Unglück . . . Laßt mir das Kind, sie war bislang glücklich und vermißte nichts . . ."

Woher er wisse, daß Lene bis jetzt nichts vermißt habe, fragte Sophron.

Binder wurde ganz aufgebracht über diese Frage. „Was soll sie denn vermißt haben? Dinge, die sie nicht kennt? Ich kenne doch meine Lene! Sie ist zufrieden, ich weiß es. Ihre kleinen törichten Begehrlichkeiten lagen immer innerhalb der Grenze meines bescheidenen Könnens. Was wünschte sie sich denn? Irgend einen kleinen blitzenden Stein, ein Ringelchen, eine Nadel, — ich hab's ihr gegeben! Sie fände sich gar nicht zurecht in einer vornehmen Sphäre!"

Sophron mußte lächeln. Er dachte an jenen Abend in der Konditorei. Ein leises Unbehagen beschlich ihn in dem Gedanken, in welchen Händen sich das Kind befinde. Melanie! Der Gedanke bestärkte

sein Vorhaben, und er setzte seine ganze Redekunst ein, um Binder für seinen Plan zu gewinnen. Es gelang dem vereinten Zureden dieser drei Menschen, Binder umzustimmen. Zuletzt erzählte Sophron, daß er Lene durch Melanie kennen gelernt habe und fällte ein abfälliges Urteil über diese Freundschaft. Binder sprang wie elektrisiert auf. „Ist sie wieder mit dieser Dame gegangen! Ja sehen Sie, das ist so ein Teil dieser Anhängsel, die man nicht los wird. — Gewiß, Sie haben recht, es wäre ihr Verderb, dieser Umgang, diese lockern Sitten, also nehmen Sie das Kind in Gottes Namen hin."

Als er, heimgekommen, diese Botschaft von Lenens Uebersiedlung in die Reinfeldsche Villa verkündete, war er sehr erstaunt über die Wirkung seiner Botschaft. Lene sah ihn ganz verstört mit hochrotem Kopf an. Sie schien ganz niedergeschmettert von der Wendung ihres Geschicks. Frau Amanda zog ihren türkischen Schal etwas fester und erging sich in Lobeshymnen über die Familie Reinfeld und den alten Gott, der immer noch lebe und zur rechten Zeit eingreife, und nahm diese Angelegenheit so auf, als ob sie ein Lohn für ihr treues Ausharren im Elend sei. „Ja, dieser Herr Reinfeld, der nun lange tot ist, der war immer mein Beschützer, und ich entsinne mich noch so genau, wie wir, mein Vater und ich, dich und ihn kennen lernten. Es war an einem Abend, als wir in Gohlis die ‚Lieder des Musikanten' aufführten. Meinem Vater gefiel der Reinfeld besser — er traktierte uns mit Bergunter Wein —"

„‚Burgunder Wein', verbesserte Binder ärgerlich.

„‚Bergunter Wein'", behauptete Amanda weiter, „und ich verliebte mich in dich —"

„Höre auf mit diesen Geschichten," wehrte Binder der Redseligen.

„Immer bist du so rabide —"

„Rabiat wolltest du sagen, aber das ist egal, wir wollen von dem Vergangenen schweigen und uns an die Gegenwart halten. Setze die Sachen von dem Mädchen instand, damit sie fort kommt, ich liebe die Galgenfristen nicht."

Lene fing leise an zu weinen. Sie lehnte den Kopf ans Fensterkreuz, es war ihr, als ob der Himmel einstürzen wolle.

„Lenechen," rief Frau Amanda, „na, höre, was soll denn das? Was muckschste denn? In eine Villa und französisch barlieren und danzen, womöglich Katrilche und dann feine Kleider, und wenn's zum Schluß kommt, kennste deine armen Eltern niche mal mehr!" Nun fing auch Amanda an zu schluchzen.

„Schweig jetzt," herrschte Theobald die Weinende an, „wasche die Kinder, es wird Zeit; und du, Lene, komm einmal mit, ich habe mit dir zu reden."

Sie folgte ihm mit wankenden Knien. Sie war wie in einem bösen Traum befangen. Was war denn seit den wenigen Tagen alles auf sie hereingebrochen?!

O, warum war sie mit Melanie ausgegangen — warum — warum? . . .

Sie sollte in einer Villa wohnen, schöne Kleider haben wie Renate Reinfeld, der sie noch vorgestern mit stillem Neid nachgesehen hatte, wie sie die Atelier-treppe hinaufging. Durch einen Türspalt hatte sie ihr nachgesehen, — einen seidenen Unterrock hatte sie angehabt — einen seidenen Unterrock. Und alles das sollte sie jetzt auch haben, ausdrücklich hatte es ihr Vater gesagt, „wie ein Kind des Hauses, wie eine Schwester" —

Ein helles Rot stieg in ihr bleiches Gesicht. — Es war unmöglich, es ging nicht — nach dieser Nacht — o, diese Nacht. Sie mußte unaufhörlich daran denken. An die schmale Brücke, die sie, eng an Achill geschmiegt, überschritten hatte, die sie in ein ganz fremdes Land geführt hatte. In ein Zauber-land, von dem sie keine Ahnung gehabt hatte, — sie fuhr erschrocken zusammen, als ihr Vater sie jetzt an der Schulter rüttelte und in seiner ungeduldigen Art rief: „Lene, Lene Binder! Ich hab' drei Minuten lang mit dir von der Wendung deines Geschickes ge-sprochen, habe zweimal dieselbe Frage an dich gestellt und du hörst nicht! Bist du krank, Lene?"

„Ja, Vater," sagte sie mit bebender Stimme, „ich bin krank."

Ein Schüttelfrost ging durch ihre jungen Glieder. Binder nahm ganz entgegen seiner sonstigen Rauheit seinen alten Mantel, wickelte Lene hinein und trug sie, die leicht wie eine Feder war, auf das Kanapee. Er legte ein Kissen unter ihren Kopf und sagte, indem er über ihr Haar strich: „Kleine Maus, fällt es dir etwa schwer, diese Räuberhöhle zu verlassen? Deinen alten griesgrämigen Vater? Kind — Kind," fuhr er ganz erschrocken fort, als Lene herzbrechend schluchzend, ihr Gesicht mit den Händen bedeckt, sich in das Kissen drückte, „was machst du denn für Sachen! Wir sehen uns ja alle Tage!" Sie wußte gar nicht, wie ihr geschah, als er weiter fortfuhr: „Lene, Lene, ich glaube fast, ich habe mich zu wenig um deinen inneren Menschen gekümmert. Freute mich immer nur an deiner Lieblichkeit und dachte gar nicht, daß sich darinnen noch etwas andres auswächst. Lene, willst du am Ende gar nicht fort, willst du bei mir bleiben?"

Lene schlang plötzlich zum erstenmal seit langen Jahren ihre Arme um seinen Hals, schmiegte den Kopf an seine Schulter und schluchzte herzbrechend. Binder ließ sie weinen und gab ihr nur ab und zu einen Kosenamen. Namen, die sie seit Jahren nicht mehr gehört hatte. Allmählich wurde sie stiller. Da begann

er ihr mit beredten Worten auszumalen, wie glücklich sie werden könne in der neuen Umgebung, in den andern Verhältnissen. Daß sie viel lernen würde, emporwachsen sollte sie zu einem freien reichen Menschen. Er nannte sie sein braves tapferes Mädel, das ihm keine Schande machen würde. Auch von dem Segen ihrer Großmutter sprach er, der noch übers Grab hinaus wirke. Ihre Großmutter! Sie kannte nur das kleine Bild, das er wohl verschlossen in seinem Tresor liegen hatte. Sie konnte sich nicht mehr an die Lebende erinnern, starb sie doch, als Lene kaum zwei Jahre alt war. Aber sie wußte, daß es eine feine, vornehme Frau gewesen sei. Ihre Mutter hatte das immer gesagt und sehr geheimnisvoll getan. Heute sagte sie zum erstenmal zu ihrem Vater, mutig gemacht durch seine Zärtlichkeit: „Erzähle mir etwas von meiner Großmutter." Theobald Binder kaute verlegen an seinem Bart. Was sollte er dem kleinen törichten Ding da erzählen! Sollte er ihr diese ewig alte Tragödie einer liebenden Frau erzählen, die sich geopfert hatte, die niemals klagte, die still im Winkel verblüht war mit der Erinnerung an ein kurzes großes Glück im Herzen? Er begann: „Deine Großmutter war eine vornehme Frau, arm aber vornehm und mit einem mutigen Herzen. Ich wollte, du würdest wie sie ..."

„Und der Großvater?"

„Dein Großvater war ein strenger, harter Mann nach außen, sein Herz war gut, er starb schon lange."

Lene schwieg und lag stille eine Weile da, den Blick auf die Decke gerichtet, an der die Strahlen der Wintersonne hin und her huschten. Dann erfaßte sie wieder eine seltsame Unruhe. Sie warf den Mantel ab und setzte sich aufrecht, strich das Haar zurück und glatt hinter die zierlichen Ohren und rief: „Ich will lieber hinunter und der Mutter helfen —"

Er hielt sie mit festem Druck zurück. „Nichts da! Du bleibst hier und ruhst dich aus, — kommst erst mal innerlich zur Ruhe, damit du morgen gesund bist, wenn ich dich hinbringe zu unsern, zu deinen," seine Stimme stockte und ein leises Zittern klang durch seine Worte: „zu unsern Wohltätern."

Lene wagte keinen Widerspruch. Sie ließ sich willenlos niederdrücken. Es kam ihr alles so seltsam vor. Der Vater war mit einem Mal ein ganz andrer! Er erhob sich, breitete von neuem sorgsam den Mantel aus, legte neues Holz in den eisernen Ofen, rückte den Tisch vor das Sofa, auf dem sie lag, und holte Bilder herbei. Er zeigte ihr das Bild Renatens, die jetzt ihre Schwester und Freundin werden sollte. Er lobte ihre Seelengüte. Er stellte das Bild so, daß sie es sehen konnte. Er erzählte ihr auch von Frau Julie und von Sophron und flocht leise tadelnd ihren Abendspaziergang mit Melanie hinein. Sie erbleichte und atmete auf, als aus seinen Worten hervorging, daß er nur flüchtig und im guten Sinn von dieser Begegnung erfahren haben könne. Schließlich schlug er sich mit dem Handrücken vor die Stirne und holte die Bilder Achills, — Lene erbebte. Sie hätte gerne gebeten, er möge ihr eins davon zeigen, aber sie brachte kein Wort über die Lippen. Binder legte die fertigen Bilder vor sich hin und sah sinnend auf den schönen Kopf. Dann nahm er eins der Bilder auf und hob es hoch. Bald hielt er es näher, bald weiter von seinen Augen ab, um es schließlich Lene mit den Worten hinzureichen: „Den wirst du auch dort kennen lernen. Es ist ein Freund der beiden, ein Jugendfreund. Und wenn mich nicht alles täuscht, so liebt er die schöne Renate. Es sind im Grunde zwei feine Menschenkinder, nur scheint mir, diesem Manne fehlt noch mancherlei, was dazu gehört, eine Frau wahrhaft zu beglücken. Ob er ein im Feuer geläuterter Charakter sein mag?" Er hatte vor sich hingesprochen, ohne Lene anzusehen, darum gewahrte er nicht ihr jähes Erröten, und als er dann ihre unheimlich glänzenden Augen bemerkte, hielt er das für eine Fiebererscheinung und legte seine Hand auf ihre Stirn und fühlte besorgt ihren Puls.

Achill und Renate? Mein Gott, was redete da ihr Vater. Sie wollte ihn fragen, warum er das glaube. Wollte ihm zurufen, das kann ja gar nicht sein, denn ich, deine kleine Lene, war heute nacht in seinem Haus, lag an seinem Herzen, und mich liebt er, nur mich! Aber eine bleierne Schwere lag auf ihr. Sie schloß die Augen und drückte den Kopf in die Kissen. Während sie so dalag und sann und sann und nicht ans Ende kommen konnte mit ihren verängstigten Gedanken, baute Theobald Binder Luftschlösser. Er war fest überzeugt, daß ein gütiges Geschick an seiner kleinen Lene gut machen werde, was an seiner Mutter gesündigt worden war.

Elftes Kapitel

Lene Binder war schon seit acht Wochen in der Villa in der Bürgerau. Alles war wie ein Traum an ihr vorübergezogen. Sie war kaum zur Besinnung gekommen. Der Abschied von den Ihren und dann der Eintritt in das neue Heim.

Renate hatte sie in die Arme genommen und sie geküßt und „du" genannt, und Frau Julie hatte „mein liebes Kind" gesagt, und Sophron war voll Rücksicht und Ehrerbietung gegen sie, als ob sie eine feine Dame wäre. Und ebenso waren die Diener und die Mägde. Sie war wie Renate, Tochter des Hauses.

Seit Minuten stand sie schon sinnend vor dem großen Spiegel in ihrem behaglichen Mädchenstübchen, das neben Renatens Zimmer lag, und starrte hinein. War sie noch dasselbe Mädchen, das vor wenigen Wochen spät nachts in ihren kleinen blinden Spiegel schaute, mit stillem Neid im Herzen, daß die paar bunten Lappen nicht ihr gehörten, mit denen sie sich aufgeputzt hatte für ihre abenteuerliche Fahrt? Dies feine dunkelblaue Kleid gehörte wirklich ihr! Sie konnte ganz nach Belieben mit den schönen Kleidern dort in dem Schrank schalten und walten!? Und da in den Kästen lag Wäsche mit Spitzen, und dort auf ihrem Toilettentisch stand alles, was eine junge, vornehme Dame brauchte, und in dem Bett mit den weißen, duftigen Mullgardinen schlief sie, und eine blauseidene Decke lag darüber. Aber sie hatte noch nicht eine Nacht so ruhig geschlafen als wie zu Haus. Sie faßte nach ihrem Herzen. Das schlug so unruhig, und manchmal war es, als ob es stillstehen wollte.

Es wäre alles gut gewesen, es wäre ein namenloses Glück gewesen, aber in alles drängte sich die Erinnerung an Achill, an jene Nacht. Sie hatte ihn nur einmal flüchtig wieder gesehen. Das war am Tag ihrer Ankunft gewesen. Gerade als sie mit ihrem Vater das Haus betrat, war er mit den Geschwistern und Frau Reinfeld die Treppe heruntergekommen. Er hatte Frau Reinfeld die Hand geküßt und den Geschwistern so herzlich die Hand gedrückt. Für sie hatte er nur einen flüchtigen Blick gehabt. Es war viel von ihm in diesen Tagen die Rede gewesen. Er war zum Kandidaten für die Landtagswahlen aufgestellt worden und hatte dann eine Reise antreten müssen, um sich seinen Wählern vorzustellen. Heute wurde er zurückerwartet. Er sollte zum Abendessen kommen und von seiner Reise berichten. Sophron hatte andeutungsweise zu seiner Mutter davon gesprochen, daß Lene und er sich „flüchtig" kennen gelernt hätten. Renate hatte lachend gesagt: „Ja, ich weiß, ich stand an jenem Abend hinter der Löwengruppe und sah, wie ihr davon ginget." Sie hatte dann von Melanie gesprochen und war ganz ernst geworden, hatte sie liebevoll gebeten, diesen Umgang abzubrechen, sie habe sehr viel Schlechtes von diesem Mädchen gehört ...

Und sie hatte nichts sagen können, gar nichts, — ach, wenn Renate ahnte!

Nun stand sie wieder sinnend eine ganze Zeit vor ihrem Schrank. Sie sollte ein helles Kleid anziehen, hatte Frau Reinfeld gesagt. Man erwartete außer Achill noch andre Gäste. Frau Dora mit ihrem Mann und einige Offiziere ... Renate hatte ihr geraten, das hellrosa Kleid zu wählen, und versprochen, ihre Jungfer zu schicken. Ach, wie sie das alles drückte. Diese Liebe, diese Güte, die sie nicht verdiente. Warum fand sie nicht den Mut, davonzulaufen ... weit fort, und sich irgendwo in einen Winkel zu verkriechen, um ungekannt zu sterb .? Sie griff mechanisch nach dem rosa Kleid. Wer ihr vor acht Wochen gesagt hätte, daß sie jemals ein solches Prachtgewand anlegen würde! Merkwürdig schnell hatte sie sich an alles gewöhnt, an die nobeln Gewohnheiten und an die feine Umgebung. Sie hatte zudem in Renate eine so liebenswürdige und feinfühlige Lehrmeisterin, die nie müde wurde, sie auf alles aufmerksam zu machen, was in den veränderten Verhältnissen für sie ein Stein des Anstoßes hätte werden können.

„Lene, bist du bald fertig?" ertönte Renatens Stimme aus dem Nebenzimmer. Lene raffte sich zusammen, strich das Haar aus der Stirn und rief hastig: „Ja, gleich!" Mit zitternden Händen ordnete sie dann ihren Anzug. Als sie bis auf das Kleid fertig war, ging sie, in einen Frisiermantel gehüllt, in Renatens Zimmer.

„Wie bleich du bist, mein Kleinchen," sagte diese zärtlich, „hast du Heimweh, mein Kind?"

Lene schüttelte den Kopf: „Ich habe Angst vor den fremden Menschen. Muß ich denn heut abend dabei sein?"

„Aber, liebe Lene, du kennst ja fast alle; nur die paar Leutnants sind dir fremd, und das sind so liebe nette Jungens, du wirst schnell mit ihnen bekannt werden. Du sollst bei Tisch neben Sophron sitzen, Achill Büchner gegenüber. Ich werde auch in deiner Nähe sein, und Mama freut sich so, ihr neues Kind zu zeigen."

Lene konnte keine Einwendungen machen. Renatens Jungfer kam und ordnete ihr volles, hellblondes Haar in einfachen Flechten um ihr zierliches Köpfchen und warf ihr das duftige Kleid über. Wie sie sich im Spiegel sah, erschrak sie vor sich selbst. So schön sah sie aus, sie, die kleine Lene Binder vom Brühl. Renate trug ein weißes Kleid. Sie trug meist Kleider von dieser Farbe. Als sie so zusammenstanden, schlug die Jungfer hoch erfreut die Hände zusammen. Das brave Mädchen diente schon lange im Hause Reinfeld und durfte darum ein Wort wagen „Eine ist schöner durch die andre!" rief sie ganz begeistert aus. Und Sophron sagte, als Renate mit Lene zusammen im Saal erschien: „Wirklich, Mama, es ist nicht anders, Renate ist die Ballade, Lene das Volkslied."

„Du bist merkwürdig," entgegnete Frau Julie, „es gibt bessere Vergleiche für junge, schöne Mädchen."

„Kann sein, aber keinen treffenderen für diese zwei.“

Eine wunderliche Stimmung war über Lene gekommen. Wie sie sich ihrer Schönheit bewußt wurde, kam Mut und etwas wie Trotz über sie. Sie wollte doch einmal warten, was Achill tun würde, wenn er sie jetzt in so ganz andern Verhältnissen sähe. Ihr erschien mit einem Schlage das Geschehnis jener Nacht in einem andern Licht. Sie fand, es gäbe ihr ein Anrecht auf Achill, und wiederum stieg ein Gefühl aus der Tiefe ihrer Seele, das ihr vorschrieb, dies Anrecht nie geltend zu machen. Und so entstand ein Gemisch von jener Empfindung, die aus Stolz und Demut besteht und die schönste Zierde einer liebenden Frau ist.

Lene sah wie verklärt aus. Sophron konnte sich nicht satt an dem schönen Mädchenbild sehen. Er stand in einer Fensternische und träumte.

Renate war in fieberhafter Erwartung. Sie hatte nie mehr als in diesen letzten Tagen gefühlt, wie stark das geistige Band sei, das sie mit Achill vereinigte. Die Briefe, die er an Sophron schrieb, hatten sie begeistert. Sie enthielten stets Grüße für sie, und nun sollte sie ihm in wenigen Augenblicken gegenüberstehen, um mit ihm zu reden, von was denn, ach! sie dachte an jene Ballnacht, an ihren Lauscherposten neben den Löwen, und ihre Verzweiflung am folgenden Tag. Wie sich alles das so schön aufgeklärt hatte! Sie meinte, wenn sie an jenem Abend Lene schon gekannt hätte, würde nie ein mißtrauischer Gedanke in ihr aufgestiegen sein! Von diesem frohen Gefühl beseelt, ging sie zu Lene und schlang ihren Arm um sie. Sie war ganz unbeachtet von dieser gekommen, und darum fuhr Lene erschrocken zusammen, als sie Renatens Kuß auf ihren Wangen spürte. In diesem Augenblick trat Achill ein. Sein erster Blick traf die Mädchen, wie sie sich herzlich umschlungen hielten. Die zierliche Lene reichte gerade mit ihrem blonden Köpflein bis an Renatens Schulter.

Er stutzte, wie ein Riß ging es durch seine Seele, ja, bis dahin hatte er sich niemals die Konsequenzen seiner Handlungen klar gemacht. Diese Lene, diese kleine wilde Blume, die an seines Lebens Wegrand geblüht, die er gepflückt hatte, mit der er eine kurze Stunde lang gekost hatte, vielleicht nur darum, weil sie ihm begehrenswerter erschien durch Hindernisse, die man seinem Verlangen entgegenstellte. Auch Mitleid mit dem kleinen, einsamen Ding war's gewesen, er wollte ihr ein wenig Sonne spenden, so wie er sie vielen gespendet hatte . . .

Nun war dieser Sophron mit seiner Schrulle wirklich durchgedrungen! Dieser sonderbare Heilige liebte alles auf ganz besondere Weise in Szene zu setzen. Sollte er wirklich ernstlich sein Herz an dies Kind aus dem Volke verloren haben? Er wollte sich gleich nachher darüber Gewißheit verschaffen. Hoffentlich war dem nicht so, denn nach dem Vorgefallenen wäre das, was er tat — nun, er gehörte trotz allem Leichtsinn nicht zu den feigen Seelen, die sich selbst belügen —, ja, es wäre doppelt gemein gewesen, er wagte die Folgen nicht auszudenken. Seine Gedanken jagten in tollem Wirbel durch das Gehirn, während er in äußerlich tadelloser Haltung die Frau des Hauses begrüßte und deren Glückwünsche zu seinen Erfolgen entgegennahm. Gleich darauf stand er Renate gegenüber, die Lene an der Hand hielt. Während sie ihm Glück wünschte, hatte Lene sich losgemacht. Sie hatte ihre Kräfte überschätzt. Wie sollte sie das ertragen, einen ganzen Abend lang diesem Mann gegenüberzusitzen, der sie gar nicht mehr zu kennen schien; alle jene Gefühle, die noch vor kurzem ihr Herz erfüllt hatten, gingen unter in einem einzigen großen Schamgefühl, und wie weh war ihr ums Herz! In wenig Augenblicken war ihr ein grauenvolles Verständnis über das Unwürdige ihrer Lage aufgegangen. Das Entsetzlichste aber war, daß sie mit hellseherischem Blick bemerkt hatte, daß Renate Achill wirklich liebte, schon lange lieben mochte. Ob auch er sie liebte? Diese schöne, stolze Renate mußte jeder lieben, sagte sie sich, es konnte nicht anders sein! Ja, was wurde denn nun aus ihr?

„Lene, wo sind Sie denn hingeflüchtet, wird Ihnen bange unter den fremden Menschen? Kommen Sie, wir wollen einen Pakt schließen, ein Trutzbündnis gegen diese Gesellschaftsmenschen!“ Sophron war es, der diese Worte zu ihr sagte, da er ihr unbemerkt gefolgt war. Sie kam zögernd zu ihm hin und behauptete schüchtern, sie habe Angst vor so viel Glanz, sie fürchte immer, viel zu dumm zu sein und ihnen allen Schande zu machen. Sie ahnte nicht, wie schön sie aussah mit ihrem verängstigten Gesichtchen und ihren furchtsamen Augen. Er legte ihren Arm in den seinen und führte sie in den Saal zurück, am liebsten hätte er sie in seine Arme geschlossen und sie fortgetragen in sein einsames Studierzimmer, hätte ihr Lieder vorgesungen und von einer Zukunft mit ihr gesprochen, die er sich ausmalte . . .

„Kommen Sie, Lene, es geht zu Tisch, und dann müssen Sie auch noch Achill begrüßen und ihm Glück wünschen. Er ist nach heißem, ehrenvollem Kampf zum Landtagsabgeordneten gewählt worden. Renate suchte Sie schon überall, sie brennt darauf, ihre neue Schwester den Gästen vorzustellen, die Sie noch nicht kennen.“

Sie folgte ihm mechanisch. Renate kam ihnen an Achills Arm entgegen. „Hier, Achill, ist die kleine Ausreißerin!“ rief Sophron. „Nun sieh sie dir einmal an, ist sie nicht in den acht Wochen gewachsen?“

„Ja, nun gebt euch die Hand und schließt Freundschaft; Lene, du gehörst zu unserm Jugendbund, die erste Bekanntschaft ist ja schon gemacht!“ rief Renate.

Achill reichte Lene seine Hand mit einer liebenswürdigen Herzlichkeit. Meister in der Beherrschung, fiel ihm das nicht schwer. Als aber Lenens Kinderaugen scheu und bang sich auf ihn richteten, ging ein Zittern durch seine Seele. Niemals war ein Mann ein strengerer Richter in eigner Sache als Achill Büchner in dem Augenblick, da er diese schmale Kinderhand in der seinen hielt und einige höfliche, nichtssagende Worte sprach, während in seinem Innern ihn eine Stimme „Dieb und Mörder“ schalt.

Man ging zu Tisch. Die Unterhaltung drehte sich zumeist um die Wahlen. Man war in angeregter Stimmung. Der Sieg Achills über die Sozialdemokraten bedeutete für die nationale Partei, der Achill angehörte, eine unerhörte Errungenschaft. Achill hatte allen Grund, stolz und glücklich zu sein. Und er versuchte es, sich seiner Lorbeeren zu freuen. Aber wenn sein Blick auf Lene fiel, die mit großen Augen dann und wann zu ihm hinsah, so überkam ihn jedesmal minutenlang eine peinliche Scham, ein Unbehagen. Und Lene wuchs an diesem Abend über sich selbst hinaus. Mit einem Male bekam sie ein Bild der Welt, und das erhielt sie dadurch, daß sie meinte, eines Menschen Wesen erkannt zu haben. Und je mehr sie sich in diesem glänzenden Kreis umsah, von dem sie nicht abstach, je fester wurde ihr Entschluß, Achill mit Verachtung zu strafen, ihn zu quälen; ja, sie wollte ihn quälen. Er sollte leiden, wie sie litt. Und etwas dämmerte an diesem Abend zuerst unklar in ihr auf, das Verständnis dessen, was wahre, echte Liebe sei. Diese kleine Lene in ihrem rosa Kleid, mit den großen Augen, die erstaunt um sich blickten, weil sie Dinge sahen, die ihnen vordem verborgen waren, stand heute abend an einem Kreuzweg, an einem Scheideweg, und sie stand noch manchen Tag da und schaute nach den vier Straßen der Welt, die sich hier kreuzten. Und es stand nicht einmal ein Wegweiser da. Sie hatte keinen andern Berater als ihr „lustliches Leben“ und ihr Sehnen nach den Höhen des Daseins.

Nur Sophron bemerkte ihr heimliches Fieber. Er legte es sich auf seine Weise aus. Er kannte dies Machtvolle in seines Freundes Wesen und alle die vielen kleinen und großen Siege, die er über Mädchen und Frauen errungen hatte. Eine angstvolle Wehmut ergriff ihn, wenn er seine Pflegeschwester ansah, die mit brennenden Augen die beiden Menschen ihr gegenüber betrachtete, Renate und Achill, die strahlend glücklich im Bewußtsein einer stolzen Liebe für keinen andern Menschen Augen zu haben schienen als für sich selbst. ‚Arme, kleine Lene,‘ dachte er, ‚wenn ich dich retten könnte vor deinen eignen Gefühlen . . .‘

Achill war ganz in eine Unterhaltung mit Renate vertieft. Renate sah sehr ernst aus, und wie sie jetzt ihre strahlenden Augen zu ihm aufschlug, da ahnte Sophron, daß die Würfel gefallen seien.

(Schluß folgt)

Am Ellwurth

Erzählung

von

Thusnelda Kühl

(Fortsetzung)

Hanne ist aufgesprungen und hat dem Gast den Lehnstuhl zurechtgeschoben, in dem sie früher Feierabend hielt, ehe sie Lorenz' Sorgenstuhl erbte. Ueber die blanke Tischplatte tanzt der muntere Feuerschein, und die alte Hertje dehnt leise manzend ihre müden Katzenglieder vor der offenen Ofentür.

„Nein, nein, das viele Alleinsein tut nicht gut!“

„Erzählen Sie mal ein bißchen von der Zeit, als Sie jung waren, Frau Tetens,“ bat Anna Vena lebhaft und krenzte behaglich die Füße auf dem Holzschemel.

„Was soll ich erzählen? Ich hab' nicht viel erlebt.“

„Nun, ich meine, ob Sie manchmal zu Tanz gingen und einen Bräutigam hatten und dergleichen.“

Da lachte Hanne Tetens. „Nun, manchmal will ich nicht gerade sagen, aber ‚zwischen den Tagen‘ war immer mal Tanz bei Martin Blohm am Tamsiel, und dann Fastnacht wieder, und zu Husumer Markt gingen wir jungen Leute auch. Aber es wurde nachher weniger damit, denn als nach siebzig die Gründerjahre kamen, sah es bös bei uns aus. Da ging

manch einer kopfüber und dachte nicht mehr an Lustbarkeiten. Unser Vater kam auch ein bißchen ins Spekulieren hinein und wirtschaftete zurück. Er dachte, er könnte doch vielleicht die Zeit zwingen, und war doch sonst immer ein so stiller, besinnlicher Mann gewesen. Man weiß rein gar nicht, was einen Menschen alles ankommen kann."

Anna Vena begann noch einmal nach Hannes Bräutigam zu fragen. Da lächelte die Alte warm und sonnig.

„Ich hatte meinen Lorenz, der arbeitete am Deich, sonst hab' ich keinen Schatz gehabt, es konnte sich ja auch keiner mit ihm messen, das wissen Sie doch selbst noch, Fräulein."

„Ja, er war nett, Ihr Lorenz, ganz prächtig," sagte Anna Fresendelff.

„Die blauen Augen und das lockige Haar, und die breite Figur."

Da stand der Besprochene auf der Schwelle, die blauen Augen sahen den schönen Gast fast stutzig an, und die Hand fuhr verlegen durch das Haar.

„Hanne erzählt mir von alten Zeiten," sagte sie behaglich lächelnd und rührte sich nicht.

„Das ist recht," nickte Dietrich und setzte sich neben den Ofen, wo es schattig war, nahm Hertje auf den Schoß und fragte, ob das Rauchen erlaubt sei.

Sie lächelte bejahend, und er sah wohlgefällig auf ihr weißes, von sanfter Helle überstrahltes Gesicht, auf das schimmernde braune Haar, die schöne Gestalt im alten Stuhl — ja hübsch war sie anzusehen und nett war sie eigentlich auch, ganz einfach und natürlich. Ihr Wesen hatte offenbar gutgehabt von dem Leben auf Ellwurth!

„Da ist die Milch," sagte Hanne Tetens und stand eilig auf.

„Nein, Mutter, es spukt vielleicht in der Küche, die Milch ist keinenfalls da, laß dir nur Zeit," hieß es gemütlich vom Ofenplatz her. „Wenn du Fräulein Fresendelff von alten Zeiten erzählst, müßtest du ihr auch eigentlich einmal deine schönen Melklieder vorsingen."

„Du willst mich wohl zum besten haben, Junge."

„Nein, Mutter, wirklich! Sing doch noch mal das Lied von der Linde."

Da stimmte sie leise an und sang's mit altmodischem Tremolo, und Dietrich summte mit:

„Es steht eine Lind' in jenem Tal —
Ach Gott, was will sie da?
Sie will mir helfen klagen,
klagen,
Daß ich mein Lieb verloren hab',
verloren hab' . . ."

Weiter kam sie nicht, sie mußte sich die Tränen fortwischen.

„Ja, Kinder, das ist nicht gut zu erleben."

„Nein," sagte Dietrich Tetens nachdrucksvoll und „nein," flüsterte auch Anna Fresendelff träumerisch.

Nun hörte man aber wirklich in der Küche das Niedersetzen der Milcheimer, und Hanne mußte hinaus zum Aufseihen. Auch Anna Vena verließ das Zimmer. Da bat Dietrich Tetens um Urlaub über Weihnachten, es sei ja träge Zeit augenblicklich, und er gedächte, einmal nach Pellworm hinüber zu fahren, solange das Tauwetter noch anhalte.

„Gewiß, Herr Tetens." Ihre Stimme klang kühl und fremd, sie ging an ihm vorbei in ihr dunkles Zimmer, zündete die Lampe an und nahm die Zeitung. Immer noch lag ihr das Lied im Ohr, leise summte sie es nach: „Daß ich mein Lieb verloren hab', verloren hab'."

„Solch ein Unsinn!" rief sie dann laut, stampfte mit dem Fuß und war böse auf sich selbst, und noch viel mehr böse auf Dietrich Tetens, der sie hier vergraben in Schnee und Einsamkeit und Melancholie sitzen ließ, um sich auf Pellworm zu amüsieren. Natürlich wollte er zu Tanz und allen möglichen Winterfreuden, indes sie hier Trübsal blies und sich aus Verzeiflung von Hanne Spukgeschichten erzählen ließ.

„Ich möchte auch einmal zu Tanz," sagte sie halb lachend, halb eigensinnig vor sich hin und fügte mutwillig hinzu: „Mit meinem Bräutigam."

Mit dem zu Tanz gehen ward's nun freilich nichts, aber sie erhielt doch wenigstens in diesen öden Tagen, die sich zu Wochen zu dehnen schienen, eine Einladung. Die war ihr gerade recht, sie entriß sie doch einmal ihrer eignen unerfreulichen Gesellschaft. Eine eigentliche Einladung war es freilich nicht, solche waren in jenem Lande nicht üblich, aber man hatte ihr gesagt, der Lehnsmann feiere am Zweiundzwanzigsten seinen siebzigsten Geburtstag, und er hoffe, daß sich recht viele Bekannte darauf besinnen würden.

„Sie müssen auch hinfahren, Fräulein Fresendelff," meinte Frau Agge. „Der Lehnsmann würde sich gekränkt fühlen, wenn Sie ausblieben, alte Leute sind so sehr für Aufmerksamkeiten."

Frau Agge war eines kleinen Geestbauern Tochter und hatte ihrem Manne nicht viel mehr eingebracht als ein hübsches Gesicht, ein fröhliches Herz und Kraft und Lust zur Arbeit. Die Schönheit war nun freilich an die sechs Kinder aufgeteilt worden, und die Arbeitskraft hatte einen schlimmen Stoß erfahren, denn Frau Agge litt seit der Geburt des letzten Kindes an einer vollständigen Lähmung des linken Beines. Aber die Fröhlichkeit hatte nur immer tiefere Wurzeln gefaßt, sie war es, die dem sorgenschweren Manne

stets neuen Mut gab und den Kindern die Jugend vergoldete.

„Erst muß man kriechen, nachher lernt man gehen," sagte die Gelähmte mit Bezug auf ihre pekuniären Mühseligkeiten und lachte über das ganze Gesicht, als wäre nicht ihre eigne kümmerliche Erscheinung die traurigste Illustration für den umgekehrten Verlauf.

Anna Fresendelffs Besuch war ihr sichtlich große Freude und Ehre, sie lud den Gast ins Sofa, schleppte selbst Tassen herbei und hieß ihr liebliches zwölfjähriges Töchterlein Kaffee machen. „Ja, Sie müssen durchaus zum Geburtstag, Fräulein Fresendelff — Timm soll natürlich auch los, der versauert mir sonst ganz und gar."

„Und Sie, Frau Agge?" fragte der Gast.

„Na, ich natürlich nicht, ich bin zwar gut zuwege, aber doch nicht so dumm, daß ich's mache wie der Esel, der aufs Glatteis geht zu tanzen, wenn ihm zu wohl ist."

„Du weißt, ich gehe nicht ohne dich, Mutter," brummte Timm Agge, der im Sorgenstuhl saß und rauchte.

Die Frau lachte. „Bin mal die hübscheste Dirn weit und breit gewesen, meinst du, ich wollte es mir nun gefallen lassen, daß die Jungen schreien: ‚Timm Agge läßt seinen Drachen steigen.' Nein, Timm, wenn du mich mithaben willst zu Festlichkeiten, so mußt du mich erst nach der Jungmühle schleppen."

Anna Fresendelff ließ sich Frau Agges Mahnung gesagt sein, sie fuhr hinüber nach Holmers Hof, und setzte sich freundlich und unbefangen in den Frauenkreis am Kaffeetisch. Ihr freundliches Wort und Lächeln wurde nur mit halber Münze erwidert, denn die Frauen von Ewerschop wußten noch nicht, ob sie Anna Fresendelff in ihren geheiligten Zirkel aufnehmen könnten und wollten, und bis dahin war die äußerste Vorsicht geboten.

‚Auch gut,' dachte die Herrin von Ellwurth, die, dank der Weisheit des alten Rabe, längst wußte, wie viel die Glocke geschlagen. Sie saß als zuletzt Angekommene dem Männertisch ziemlich nah und wandte sich nun mehr dem rauchenden Teil der Gesellschaft als dem strickenden zu. Es erging ihr auch etwas besser hier, doch mußte sie die Wahrnehmung machen, daß man sie nur als Nebenfigur auf Ellwurth auffaßte, den abwesenden Vizebauer aber als Hauptperson.

„Nach Pellworm ist er, jetzt, in dieser Jahreszeit? Wenn das nur gut geht!"

„Wieso?" fragte Anna Fresendelff ahnungslos.

„Nun, um Weihnachten herum ist das Wetter immer so unsicher, daß die Fähre einfrieren kann, und wir haben heute zehn Grad."

„Ich kann meinen Verwalter in dieser Zeit recht gut zwei bis drei Wochen entbehren," sagte das Mädchen kühl. „Ich verstehe selbst meine Sache und habe einen sehr tüchtigen Knecht."

„Den Ostpreußen?" Ein überlegenes Lachen erscholl am Tische der Raucher. „Aus der Ecke ist noch nie was Gutes gekommen!" Sie mußte nun auch lachen — sollte sie den Bauernschädeln ein Licht aufstecken über das Gute, das eben aus der Ecke gekommen war? Verlorene Mühe jedenfalls — man wertet nur, was man begreift. Auch ward ihre Aufmerksamkeit gerade wieder gefesselt.

Ein leiseres Raunen nämlich ging um die beiden Kaffeetische. Aus Kuchendüften und Tabakwolken stieg die Kunde empor:

„Man will ja wissen, daß Tetens eine Braut auf der Insel habe."

Warum zuckt deine Hand nach dem Herzen, Anna Fresendelff? In diesem Volk verrät keins dem andern, was ihm wehe tut.

Gott sei Dank, das Gespräch hat seinen Gegenstand gewechselt, der neue freilich ist der Herrin von Ellwurth auch nicht lieb, doch nicht so peinvoll wie der vorige.

Es ging aber die Rede, daß der Herr Holm, der die Ziegelei bei Hochbrücksiel anlegte, der Sohn des früheren Streckenarbeiters gleichen Namens sei. Man wußte sich jetzt auch des Jungen zu entsinnen, Tete geheißen, und mit rotem Haarschopf und Sommersprossen geschmückt. „Ja, wenn einer Glück hat!" sagte Frau Lehnsmann Hamkens nachdrucksvoll, und senkte nach diesem tiefsinnigen Ausspruch wieder die Augen in den Schoß.

Der Lehnsmann aber fing mit spöttischem Lächeln diesen Weisheitsbrocken auf, strich mit der Hand über den grauen Kragenbart, der sein glattrasiertes Gesicht einrahmte, und hub an:

„Nein, ich sage: wenn einer tüchtig ist! Das ist die Hauptsache! Und davon können die Hamkens ein Lied singen."

„Ach, Vater, laß doch," wehrte die Frau.

„Nein, warum? 's ist keine Schande. Es kann nicht jeder mit dem silbernen Löffel im Munde geboren werden, aber jeder kann es erreichen, daß bei seinem Leichenschmaus fünfzig Gäste mit silbernem Löffel ihre Weinsuppe essen. Nur tüchtig sein, das ist die ganze Kunst!"

Er stieß gewaltige Dampfwolken aus, und Anna Vena dachte besorgt, was für eine lange Geschichte der alte Weisheitskrämer denn nun abwickeln würde, und sah hilfesuchend durch den festlichen Raum. Doch da war nichts, woran sie ihre Gedanken hätte hängen

mögen, und der Erzähler fuhr fort: „Als mein Vater und sein Bruder um das Jahr achtzehnhundertzwanzig hier aus Holland einwanderten, da hatten sie wie der Vater Jakob nichts als diesen Stab."

„Und nachher heiratete dein Alter Peter Jöns' reiche Witwe und kam auf den Hof," suchte Reimer Hansen, der ein bißchen ungeduldigen Naturells war, die Sache abzukürzen, kam aber schlimm an, denn auf eben das Geleis wollte der Redner nicht.

„Du redest, wie du es verstehst, Reimer, es war aber anders. Alleine durch seine Tüchtigkeit ist er auf den Hof gekommen, Mutter selbst hat wohl hundertmal gesagt: ‚Was wäre aus mir geworden, wenn Boye Hamkens mir nicht zu rechter Zeit die Karre aus dem Dreck gezogen hätte!' Mein Vaterbruder aber, der all sein Lebtag so faul gewesen ist wie ein Bund Stroh, hat's nicht über den Taglöhner hinausgebracht, und seine Söhne stehen noch heute im Siel zu kleien."

„Aber Glück gehört auch dazu," beharrten die Zuhörer, und Timm Agge seufzte, was aber in dem allgemeinen Stimmengeschwirr der Mitwelt verloren ging.

„Holm könnte lange tüchtig sein! Wenn er nicht Baumeister Thoms Frau mit hunderttausend Mark geerbt hätte, sollte er seine Finger wohl von der Ziegelei lassen."

Schließlich einigte man sich dahin, daß Glück und Tüchtigkeit beide vonnöten seien, um es zu etwas zu bringen in der Welt, und das Gespräch schloß damit, daß einer der Bauern aus der Tiefe seiner Pfeife das Orakel herausholte, kein Mensch könne wissen, ob Dietrich Tetens nicht auch noch mal in solchen Glückstopf griffe.

Anna Vena sah nach der Uhr — wie viele Stunden mußte sie noch sitzen bei Kartenspiel und Abendbrot, ehe sie wieder heim konnte! Sie hatte sich mehr Kurzweil von dem Besuch versprochen, hatte auf einen frischfröhlichen Meinungsaustausch über Land und Gut gehofft. So behutsam wie die Rede der Ewerschoper um Kaffee- und Spieltische wanderte, vermochten ihre Worte nun einmal nicht zu gehen. Sie wußte ganz genau, daß ihre Redelust ihr hier einen bösen Streich gespielt haben würde, wenn nicht auf ihre Stimmung ein Dämpfer gesetzt worden wäre.

Traurig gestand sie es sich selber, daß sie, aus alteingesessenem Geschlecht entsprungen, doch am Ende stets als Fremdling vor den Toren dieses Volkes stehen bleiben würde.

Endlich, endlich war das alles zu Ende. Der Hausherr erhob sein Glas mit dem dampfenden Punsch und brachte nach altem Brauch ‚Martje-Floris' Gesundheit' aus: „Et gah uns wohl op unsen olen Dagen!"

Dann verließ man mit ernster Miene die Tafel, und die am fernsten Wohnenden ließen anspannen.

Rings klingender Frost, über Land fuhr ein eisiger Wind und hoch am schwärzlichen Nachthimmel funkelten die kalten Sterne. Der Knecht ließ die Peitsche knallen, wieder und immer wieder, die Tiere jagten mit hartem Hufschlag über den Weg, von ihren Flanken flog der Schaum. Die Herrin aber, deren Blick sonst über der Kreatur wachte, daß keine Unbill ihm widerführe, saß mit geschlossenen Augen und merkte es nicht, denn ihre Gedanken waren in die Ferne gewandert.

Erst auf der Diele von Ellwurth gewahrte sie, daß die Braunen sinnlos abgehetzt waren. Da verwies sie dem Burschen seine Roheit und befahl ihm, die Tiere abzureiben. Er gab eine halbgemurmelte, frech klingende Antwort und wollte die ausgeschirrten Tiere fortziehen. Sie begriff, daß er sich ihrer Anordnung zu widersetzen gedachte. Sollten die klugen Bauern mit ihrer Geringschätzung weiblicher Fähigkeiten recht haben? Sie wußte, daß der Ostpreuße sich wie eine Weidenrute unter Dietrich Tetens' Willen beugte.

„Du reibst sofort die Tiere mit einem Strohwisch ab — oder —," befahl sie mit zornbebender Stimme, indessen seine schwarzen Augen sie dreist anfunkelten. Sein Atem roch nach Punsch, und es stieg wie Angst und Grauen in Anna Vena auf. Die Klugheit aber riet ihr, fünf gerade sein zu lassen, um nicht den Menschen zu reizen, dem sie schutzlos gegenüberstand, und sie schickte sich an, ins Haus zu gehen. Er aber wich nicht vom Fleck und wiederholte noch einmal sein halblautes, höhnendes: oder?

Da riß sie die Peitsche vom Wagen, doch nicht schneller, als er den Halfter losgelassen und seinen Arm um sie geworfen hatte.

„So haben wir nicht gewettet, schönes Fräulein," keuchte er. Sie stemmte die Hände gegen seine Schultern. Er höhnte: „Tun Sie doch nicht so spröde, Sie sind ja gar nicht so, können ja so schöntun mit dem Herrn Verwalter!"

Da hatte sie so viel Raum gewonnen, daß sie ihm mit der geballten Faust ins Gesicht fuhr. Er taumelte zurück, und sie hob eiligst die Peitsche wieder auf. Sein Rausch aber schien verflogen, er sandte ihr einen tückischen Blick hinüber und wandte sich wieder den verlassenen Pferden zu, die auf der großen halbdunkeln Diele herumwanderten.

Instinktiv fühlte sie, daß sie nun Herrin der Sachlage sei und sagte kurz: „Geh in deine Kammer, für die Tiere sorge ich, und morgen schnürst du dein Bündel — verstanden?"

Er blickte sie listig an und lachte. „Es soll auch nicht lange mehr dauern, bis du dein Bündel schnürst, Liebchen!"

Er schwankte nach seiner Kammer, sie aber warf die Pelzjacke ab und raffte ihre Kleider hoch. Dann brachte sie die Pferde an ihre Krippen und füllte die Tränker. Das alles in vollkommener Ruhe, ihre Angst war verflogen vor dem Bewußtsein, daß ihr Wille machtvoller sei als die rohe Gewalt.

Am andern Tage aber war sie früh auf, aus Sorge, der Mensch könne seine Rache an den Tieren ausgelassen haben, aber ihre Furcht war unbegründet, er sann auf andre Vergeltung. Sie lohnte den Knecht ab und besorgte mit Hanne Tetens und der Magd das Vieh, bis der alte Kordsen kam, den Hanne als Ersatzmann empfohlen hatte. An Dietrich Tetens aber war eine Depesche abgegangen, die seine Rückkehr erbat. Er verließ sofort Pellworm — die Hooge hatten nur seine Augen gegrüßt und Nantiana von Holdt nur seine Sehnsucht.

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Jetzt weiß Anna Vena, warum sie an Ellwurth festgebannt ist, die letzten Tage haben es ihr völlig klar gemacht: weil sie ihr stolzes Herz dem Manne geschenkt hat, der in ihrem Dienste steht und doch längst ihr Herr ist.

Jetzt erst weiß sie es? Lange zuvor haben es die Leute von Ewerschop bei ihrem Grog gemunkelt, und nun schreien und lärmen es die Spatzen auf den Dächern, nicht daß die Herrin des alten Hofes Dietrich in Ehren und Treuen die Hand zum Lebensbunde reichen werde, nicht das, nur daß sie sich die Langeweile kürze durch muntere Liebschaft mit dem Sohn des Aufsichtsmannes.

Am Tage vor dem heiligen Abend ging sie ins Pastorat, um noch verspätet ihr Scherflein auf den Tisch der Armen zu legen. Da ward ihr noch stillerer Empfang als sonst. Mitleidig sah die Predigersfrau sie an, der Pastor murmelte ein paar Worte über gute und böse Gerüchte, die ein Christ festen Mutes ertragen müsse, und über den Spießrutenlauf durch die öffentliche Meinung, den ein Fremdling wohl immer zu bestehen habe. Zum Schluß richtete man ihr einen Gruß aus von Herrn Verbeek, das war das einzige erwärmende Wort, das sie vernommen.

Als sie gegangen, fragte die Pastorenfrau zaghaft: „Glaubst du, daß sie schuldig ist?“

„Ich weiß nicht, ob das Gerücht Wahrheit enthält oder eitel Lüge,“ erwiderte der Pastor mit Nachdruck. „Schuldig aber ist sie auf keinen Fall, und ich werde die Schlange der Verleumdung auf den Kopf treten, wo sie mir begegnet.“

„Ach, mische dich doch nur nicht ein,“ bat sie und nestelte nervös an ihrer Handarbeit. „Du hast nur selbst den Schaden davon.“

„Frau,“ versetzte er bitter, „auch das noch? Auch meinen Sinn für Recht und Gerechtigkeit dem Götzen der öffentlichen Meinung opfern? Ist es so weit mit mir gekommen, daß du das erwartest?“

„Bleib,“ bat sie, als er den Drücker der Tür erfaßte. Ihre schmale Hand legte sich auf seinen Arm, ihr matter Blick belebte sich, während sie sprach. „So lieb dir dein Friede ist, mußt du schweigen, das ist die Weisheit, die wir in diesen fünfzehn Jahren gründlich erlernt haben, dächte ich. Wer anders ist als dieses Landes stolze und gerechte Leute, muß doch verfemt sein, das änderst du nicht, mag Anna Fresendelff anderswo Hütten bauen.“

„Ich fluche den Jahren, da ich mich duckte unter der Welt Urteil,“ sagte der Pastor und fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirn, auf der die Schweißperlen standen.

„Man soll nicht seinem Kreuze fluchen,“ murmelte die Frau, die einst in fernabliegenden Jugendjahren so klingend und silbern gelacht hatte.

„Und das Mädchen ist mir wert,“ begann er mit viel Weichheit in der Stimme aufs neue.

„Mir auch,“ nickte sie, sich abwendend, und trat ans Fenster.

Fast gleichzeitig pochte Anna Fresendelff an des Schulmeisters Tür. Der führte sie an beiden Händen hinein und hieß Gretjen Kaffee bereiten. „Hier ist zwar das Land des Tees,“ scherzte er, während er eilfertig den Tisch von Büchern und Schreibutensilien räumte, „aber Sie und ich, wir sind ja immer noch nicht ganz eingeschworen auf hiesige Sitte.“

Das kleine Sofa war recht von Herzen schäbig, aber Anna Fresendelff war es lange nicht so wohl gewesen als in seinem Winkel. Selbst das Klappern der Tassen, die nicht aus Meißen stammten, war ihr sympathisch und vollends der kräftige Kaffeeduft! Das machte aber alles der alte Schulmeister, von dessen altmodischem Gesicht allerhand warme Strahlen der Schalkhaftigkeit und Güte zu dem Gast hinüberblitzten.

Sie lehnte den Kopf an die Polsterung und sah aus wie jemand, der müde ist von Arbeit und Kampf. Hier brauchte sie nichts zu verhehlen, sondern konnte ganz sie selbst sein, und dankbar wiederholten ihre Lippen, was ihr Herz empfand: „Man ist hier so köstlich zu Hause bei Ihnen, Herr Rabe.“

„Das höre ich gern,“ erwiderte er. „Ich habe mich lange auf Ihr Kommen gespitzt, und mein Leierkasten birgt auch ein paar schöne Melodien für Sie.“

Er nickte munter nach dem Klavier, das in der Fensterecke stand, dann wieder zu ihr hinüber. Und als das Kaffeestündchen zu Ende war, und die stille tiefängige Dämmerung zu den Menschen trat, die

beide wie gestrandet am fremden Ufer standen, da ging der alte Rabe ans Instrument und spielte seinen geliebtesten Meister — Mozart, der an den Toren der Seligen gelauscht. Leise faltete das herbe Mädchen die Hände, und durch ihre Seele strich mit großen weißen Schwingen der Wundervogel der Sehnsucht.

Beflügelten Schritts eilte sie heim, der Dunkelheit nicht achtend und der leisen Bitterkeit nicht nachsinnend, die eben heute in ihr Herz getropft war. Doch als sie an das Westerende der langen Straße kam, nach dort, wo Eggert Eggers Mühle ihre Flügel schwang, stieß sie auf eine Gruppe junger Burschen, über deren Gesichter die nächste Laterne und die glimmenden Zigarren unsicheres Licht warfen. Dennoch erkannte sie das tückische Gesicht des ostpreußischen Knechts.

„Dietrich Tetens' Braut!" grölte es ihr entgegen. „Holla, wann soll die Hochzeit sein?" und ärgere Bosheit verhallte, von ihr nicht mehr vernommen, im wüsten Durcheinander der Stimmen. Sie schritt hoch aufgerichtet, doch keines Gedankens fähig, die Straße zu Ende, hinaus auf den schmalen Feldpfad. Als sie, noch an allen Gliedern zitternd, vor dem Hecktor stand, fiel ihr ein Lichtschein entgegen. Da wußte sie, daß nun Dietrich wieder da sei, und trotzdem sein Name sie eben noch wie Messerstiche getroffen, kam es nun doch wie Ruh' und Frieden über sie, und leise sprach sie:

„Nun sind wir beide wieder in guter Hut, du und ich, mein Ellwurth."

Auch auf den stillen Königskamp hatte das Gerücht seine Wellen gerollt, das die Herrin von Ellwurth in nahe Beziehung zu ihrem Verwalter brachte. Frens Gaye war den ganzen Herbst schwach gewesen und hatte seine Werft nicht verlassen können. Als ihm die schmutzige Woge der Verleumdung vor die Füße rollte, bat er Dietrich Tetens zu sich. Der kam sofort, obgleich die wildesten Winterstürme über die Marschen keuchten.

Auf dem altbekannten, trauten Flur stand Levka und flüsterte dem Gaste betrübt zu: „Herr Gaye ist kümmerlich, Dietrich, ich sag' es dir, damit du dir kein Erschrecken merken läßt." Sie öffnete die Wohnstubentür, und vom Lehnstuhl am Fenster erhob sich mühsam die hagere Greisengestalt des Herrn vom Königskamp. Seine tiefliegenden Augen blickten forschend auf den jungen Freund.

„Setz dich zu mir, mein Junge, mir fällt das laute Sprechen schwer."

„Schonen Sie sich doch nur, Herr Gaye," bat Dietrich, der seine Erschütterung über den Kräfteverfall des alten Mannes, der ihm Meister und Vater gewesen war, nicht verbergen konnte.

„Ich muß mit dir reden, Dietrich," wehrte Frens Gaye ernst. „Es ist um dich und Fräulein Fresendelff — warum wirst du so rot?"

„Vor Zorn, Herr Gaye!"

„Stecke dein Schwert in die Scheide, Dietrich," lächelte der Mann im Lehnstuhl. „Aber ich will dich fragen, gedenkst du nun, um sie zu werben? Du wirst bald nicht mehr mit leeren Händen vor ihr stehen — ich mach's nicht lange mehr — und du warst mir wie ein Sohn und Freund."

Dietrich Tetens gedachte bei den Worten des Alten des Sommertags, da über ihn wie ein Rausch das Begehren nach Anna Vena und ihrem Gut gekommen war. Ueber die alte dumme Erinnerung ward er zornig heute, legte die Hände auf die Knie und richtete sich finsteren Blicks auf. „Ich hab' eine andre lieb und hab' nur meine Pflicht tun wollen an Ellwurth, weiter nichts."

„Deine Pflicht? — Ja, tue recht, so kreuzigt dich die Welt. Und was willst du nun tun, um euch beide aus dem Flammenmeer der Verleumdung zu retten?"

„Gar nichts, die Flammen sollen in ihrem eignen Rauch ersticken, dann erst weiche ich."

„So habe ich dich recht erkannt, mein Junge —" Frens Gaye sank erschöpft zurück, seine hagere Hand lag auf der Fensterbank. Dietrich blickte darauf hin, und rückwärts eilten seine Gedanken in die Jahre hinein, da diese Hand ihn kraftvoll und milde geleitet. Des Greises Stimme weckte ihn aus seiner Versunkenheit.

„Und was gedenkst du zu tun mit dem kleinen Erbe deines väterlichen Freundes?"

Da erst ward es Dietrich klar, daß Frens Gaye über seinen Tod hinaus deutete, und er schämte sich der heißen Tropfen nicht, die ihm den Blick verdunkelten.

„Ich weiß es nicht, Herr Gaye, auf was für ein Land ich nachher meinen Pflug setzen werde, aber ich will Ihnen Ehre machen, wo immer ich säe und ernte, das gelobe ich."

(Fortsetzung folgt)

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Der Ueberkater

Von

Johannes Richard zur Megede

(Fortsetzung)

Als wir zurückkamen, hielt gerade die Post von Tuggurt auf der Wüstenstraße, ein wenig abseits vom Haus. Es war ein schwerer Verdeckwagen. Im Fond ein Araber in helle Decken eingewühlt, er mochte wohl krank sein, vorn beim Kutscher eine schwere Eisenkiste, die Post. Drei abgetriebene, nasse Pferde abgeschirrt, drei frische trübselig in die Stränge. Es geht rasch. Wo Frankreich befiehlt, wird nicht gesäumt. Der einzige anständige Passagier: ein eleganter Kapitän der Chasseurs d'Afrique in der hellblauen Schnurjacke seiner Truppe, stand dabei und rauchte eine Zigarette. Ein spitzbärtiger Herr von einer andern Touristengesellschaft, die eben angekommen war, interviewte den Franzosen, der mit knapper Höflichkeit Antwort gab. Ein halber Gruß des Offiziers aus dem Wagen heraus — der französische Gruß für Deutsche — und das Gefährt ratterte schwer aber schnell auf Biskra zu. Ich sah ihm nicht nach. Es fährt ja zur Oase, und Oasenwünsche habe ich im Augenblick nicht.

Wir mußten auch an den Rückweg denken. Während Bloome mit dem Kutscher verhandelte, ging ich ums Haus herum nach der abgewandten Seite, wo viele Meilen weit Tuggurt liegen soll. Die Ferne lockte. Da standen aber bereits Graf Rhyn und Gräfin Quedenberg. Ich trat höflich zu ihnen. Sie standen und schauten, und ich schaute auch.

„Verstehen Sie hier, warum ich die Wüste liebe, mehr liebe wie See oder Hochgebirge, und daß ich immer wieder zu ihr zurückkehren muß?" Eine Antwort kam nicht. Da bemerkte er mich: „Verzeihung!" Ein kalter Zug sprang um seinen Mund, dann sprach er ruhig weiter.

Ich weiß nicht, was es war, und für mich war's sicher nicht bestimmt. Und doch war's für mich. Denn ich habe ihn verstanden, sie nicht.

Es war wie damals in Gaino. Tempi passati. Da lag sie vor mir, die freie Wüste! Gelb, dürr, trostlos unter einem weißlich lastenden Himmel. Und der afrikanische Gluthauch darüber, sengend, mordend, erbarmungslos. Und kein Maß in dieser Oede, kein Leben in diesem Brand, nur Kiesel und Sand. Das Meer ohne Wasser! Am blassen Horizont die Oede in der Oede sterbend, der heiße Tod. Ich fühle sein Nahen, wie er riesengroß durch die Rieseneinsamkeit schreitet, und wie er auch brennenden Auges sucht nach Lebendigem, nur der eigne, heiße Schatten wandelt neben ihm. Rings um den Tod nur Tod. Der Tod schreitend in Lichtfluten, der heiße Tod, unsrer ist kalt. Von der Wüste kam ein Windhauch. Ein zitternder, sterbender. Mir schlug er wie Lohe ins Gesicht. Der Mann neben mir hat nichts zu mir gesprochen, aber ich habe ihn verstanden. In dem Glutatem der Wüste lebt auch der Firnhauch der Höhen.

Das Unermeßliche drückt, und doch macht's frei. Muß man denn immer in die Wüsten gehen, um sich selbst zu finden? Und wenn ich, die ich gefesselt bin von meiner Geburt an, einmal diese Fesseln breche, brechen muß, weil ich wenigstens sterben will in der Wüste, in der Freiheit ...

Josefa Lasowitz, du bist verheiratet, du hattest ein Kind, der Mann hier neben dir ist ein fremder Mann. Sein Herz gehört der Frau, die ihn nicht versteht. Und das deine, Josefa? In dem Augenblick war's mir, als fühlte ich die sanfte Nähe meiner Mutter und den feinen Duft ihrer Hand, die sich auf meine Augen legt: ‚Mein Kind, du suchst wieder draußen das Glück, das nur daheim zu finden ist.' Es war ihre Stimme, ihr Bild, die mir das unklare Sehnen bannten. Und ich dachte an Peter und unser totes Kind. Das tote hat uns das Glück hinweggenommen, das lebende bringt's uns wieder zurück.

Die beiden andern gingen bald. Jeanette schien mißgestimmt. Während der Wagen anspannte, ging ich langsam Schritt für Schritt um das Kasernenviereck herum. Hüben das graue Grün, die weidenden Kamele, in wolkiger Ferne die kahlen Atlashöhen wie braunes Felsgestade, gegen das der Ozean brandet. Dann über die Tamariskensträucher und das ausgewaschene Flußbett hinweg das Dünenufer, und dann wieder das uferlose Meer. Ich wollte mir das Bild einprägen, und angesichts der großen, schweren Monotonie, die dieser tiefe, weiße Dunsthimmel mit stummer Glut doch überall deckt, mußte ich an den Glauben dieser Wüstenmenschen denken. Was hier aus Glut und Oede geboren wird an Gedanken und Gefühlen, das muß wie die Wüste selbst sein, in leidenschaftlichen Sinnen lodernd oder in dumpfer Askese verdorrend.

Jedenfalls ist mir Saada unvergeßlich. Ich weiß nicht, warum die Wüste so stark mich gerade hier gepackt hat. Es war überhaupt heute alles anders wie sonst. Auch auf der Rückfahrt; ich hatte heiße Sehnsucht nach Peter und dumpfe Angst vor dem Wiedersehen. Ich mache so große Worte und bin doch so klein. Als die blaßgrünen Konturen der Weizenfelder näher kamen, begrüßte ich die Oase wie eine Heimat. Peter und Quedenberg waren uns entgegengekommen bis zu dem verfallenen türkischen Fort in Alt-Biskra, dessen Lehmmauern so echt orientalisch in dem Abendschatten der Palmen lagen. Wir stiegen natürlich aus und gingen zu Fuß bis zum Hotel. Ich umarmte Peter leidenschaftlich, als hätten wir uns Monate nicht gesehen. Ihm fiel's auf, und er sagte verwundert: „Schatz, was hast du?" Ich habe nichts, gar nichts. Ich bin nur in der Wüste gewesen, und ihre Monotonie ist so groß.

Als mich die Jungfer im Schlafzimmer umzog, war ich matt zum Weinen. Aber unten beim Diner wurde ich wieder frisch zum Lachen. Ich ging früh und heimlich zu Bett. Peter konnte mir nur durch die Tür Gute Nacht sagen. Ich hatte mich eingeschlossen wie gewöhnlich, aber gerade heute hätte ich's nicht tun sollen.

Heut ist Freitag. Montag reisen sie.

*

Ich bin die letzten beiden Tage zu Hause geblieben. Ich war nicht etwa krank, aber ich wollte wenigstens in diesen beiden letzten Tagen meinem Mann die liebevolle Hausfrau sein, die ich ihm so selten gewesen bin. Irgend etwas im Leben muß man doch lieb haben und an dieses Liebste muß man sich klammern. Vor einer Abreise ist solch Gefühl immer am stärksten.

So haben wir denn zum aller-allerletztenmal gepackt, ohne Jungfer und Hausdiener, auf meinen direkten Wunsch. Vielleicht war's auch die Laune der großen Dame, die 'mal die kleine Frau spielen will. Aber mir war wirklich so ums Herz, so hausmütterlich, so zärtlich! Solche Stimmungen muß man nutzen. — Wir haben eine Unordnung gemacht im Salon, als ob zwei ungezogene Kinder packten. Und wie Kinder waren wir ja auch, Kinder, die lustig kreischend im Sande spielen, während schon die Flutwelle heranrauscht, die ihre törichten Burgen zerstören muß... Das Hotel wird uns kündigen und die Packesel werden streiken. Aber wir wollen ja auch heute andre Menschen sein, selbst das Frühstück war das kleiner Leute, die auf dem blanken Tisch ihre Sandwiches liegen haben, ihren Kaffee im Ab- und Zugehen trinken. Peter war ganz gerührt. „Ja, warum kann's denn nicht immer so sein, Schatz?" — Und ich zeigte darauf nach der Sonne. „Ja, warum kann die denn auch nicht immer scheinen?" Er fand den Vergleich anmaßend, und ich eigentlich auch. Trotzdem zog er mich darauf gewaltsam auf den Schoß und wollte mich verliebt küssen. Ich erlaubte es aber nicht. Er soll mich nicht küssen, ich will ihn küssen! Auch im letzten Moment lasse ich die Kaprice nicht. — Dann wollte ich ihm seinen Gewehrkoffer packen, aber da ist er wieder kapriziös. An Büchsen und Sättel dürfen keine Frauen... Und während er mir lustig erklärte, was ich schon längst weiß, nämlich: daß er eigentlich drei Geliebten hat, die Frau, das Pferd und die Jagd, kroch ein Fetzen Gewölk draußen über die Sonne, und drinnen einer über mein Herz. Ich möchte dem Manne gern alles sein, dem ich alles bin. Ehe ist doch Gemeinschaft. Mama sagt davon: zu wenig Gemeinschaft kühlt ab, zu viel übersättigt... Und eigentlich will's mir doch nicht in den Kopf, daß wir nach der Bibel uns mit Leib

und Leben gehören sollen, wir beide, und doch zeitlebens die kleinen, egoistischen, lügnerischen Kämmerchen in unsern Herzen hüten, in die wir von Jahr zu Jahr mehr mit unsern Passionen flüchten, bis das große wirkliche Herz ganz verödet ist. Warum auf die Dauer immer nur die kleinen Passionen zusammenführen, während die große auf die Dauer trennt? Das ist doch die Idee aller Mütter, daß man alles im Leben entdecken darf, nur nicht sein Herz.

Ich dachte so ketzerisch und hielt gerade unsre beiden Ferngläser in der Hand. Sie sind natürlich das Neueste, Theuerste, man sieht durch beide gleich gut. Trotzdem ist meins von Goerz und seins von Zeiß. Die kleinen Passionen vereinen uns schon ganz gewiß nicht! Aber geärgert habe ich mich doch nachher, daß man immer über Kleinigkeiten stolpern muß, je kleiner, je mehr. Und die echte Zärtlichkeitswallung für Peter, aus der echten Wüste mitgebracht, ließ sich heute nicht mehr irre machen. Sie war in der letzten Nacht so unbegreiflich stark!

Ich war in dieser Nacht leidenschaftlich aufgeregt in dem Gedanken, daß er morgen in die Wüste geht, vielleicht niemals mehr zurückkehrt. Ich hing weinend an seinem Hals und sagte: „Ach, bleib doch, Peter, bleib!“ — Er hätt's nicht getan und ich hätt's nicht zugelassen im Ernst, aber es war mir nun einmal so ums Herz... Ich konnte kein Auge zutun in der Nacht. Ich lag in einer trockenen, heißen Glut. Ich dachte schon, es wäre Fieber, und Fieber war's auch.

Als ich zum Frühstück kam, sagte Peter: „Donnerwetter, Josefa, was siehst du matt aus!... Ich sollte noch einen Tag zugeben.“

„Gib ihn nicht zu, Peter. Auf keinen Fall! Ich fühle mich ganz wohl.“

Der Rausch war verflogen. Ich spürte nur noch einen dumpfen Kopfdruck.

Jedenfalls bin ich auch jetzt so klar und nüchtern, und es ist am Vormittag nach dieser Nacht, daß ich die vorstehenden Zeilen schrieb. Ich könnt' es vielleicht ebensogut abends tun, vielleicht noch besser, weil ich dann allein bin. Doch wer weiß am Morgen vom Abend.

Sie wollen erst nachmittags aufbrechen, um Mensch und Tier zu schonen in der stechenden Saharahitze. Es ist Vollmond, und sie gedenken die Nacht durchzureiten. Um solchen Ritt beneide ich sie fast. Es muß wundervoll sein, einsam in der kühlen, schweigenden Wüste! Der Gedanke an Einsamkeit, der mir hier die Brust engt, weitet sie mir dort.

Wir haben noch ein letztes feierliches Dejeuner im Royal, wozu Quedenbergs eingeladen. Darauf begleiten wir Frauen per Wagen die Jagdkarawane noch ein Stück auf dem Wege nach Saada.

*

Es ist Mitternacht. Ich sitze in meinem Schlafzimmer. Sie sind fort. Und ich bin so allein...

Das letzte Gabelfrühstück im Royal war gut. Es herrschte die fröhliche Abschiedsstimmung, die für einen Jagdausflug paßt. Ich war die Fröhlichste. Graf Rhyn brachte den Abschiedstoast aus, kurz, trocken. Er kehrt nicht mehr nach Biskra zurück. Ich hob darauf das Glas im Namen der Zurückbleibenden und sagte nichts als „Weidmannsheil“.

Um fünf Uhr brach die Karawane auf: die vier Herren, Rhyns arabischer Diener und die Treiber für die Packtiere. Wir fuhren eine kurze Strecke die Saadastraße mit. Graf Rhyn gab das Zeichen zu unsrer Rückkehr. Er mag Sentimentalitäten nicht. — Ein letzter flüchtiger Händedruck von allen und für alle. Peter liebt die Jagd doch mehr als mich. Unser Wagen hielt. Wir winkten, sie winkten zurück, viele Male, Graf Rhyn nur einmal und ganz leicht. Er war es auch, der sofort Trab befahl. Als wir zurückfuhren, Jeanette nervös, ich ruhig, sprachen wir kaum ein Wort. Vor dem arabischen Kirchhof sagte sie plötzlich: „Wenn der Kutscher fährt, was er kann, sind wir in dreiviertel Stunden auf dem Col de Sfa. Mit dem Glas können wir sie da noch sehen. Wünschen Sie mitzufahren?“ Es war eine kühle Aufforderung, dennoch sagte ich ja.

Der Col de Sfa ist einer von den Felsen, die Biskra auf der andern Seite im Halbkreis umschließen, und der Blick auf die Wüste berühmt. Von hier aus sahen die französischen Soldaten zuerst in einer Vollmondnacht die Sahara, und sie riefen aus: „Das Meer, das Meer!“ — Ich bin schon einmal mit Peter dort gewesen. Es war ein dunstiger Tag und die Wüste schwamm in trägem Grau... Wir fuhren wie rasend und immer wieder trieb Jeanette Quedenberg den Kutscher an. Sie gab sich auch keine Mühe, ihre Aufregung zu bemänteln. Zu den verschlossenen Naturen gehört sie, zu den feigen nicht. — Endlich! Wir mußten noch den Felsen in die Höhe klettern. Sie rang nach Luft, als wir oben waren, ich atmete nicht stärker als sonst... Ich weiß nicht, ob ich eine verächtliche Komödiantin bin, auch vor mir selbst, oder ob es die Vorsehung liebt, mich unversehens aber tödlich zu treffen.

Da lag sie wieder, die freie Wüste, so groß, so traurig. In den braunen Atlasbergen verglommen die letzten Sonnenstrahlen. Im fahlen Grau starrte die unermeßliche Oede. Wir sahen beide durch unsre Ferngläser, aber von einander entfernt, vielleicht aus Instinkt... Und da war auch die Karawane, klein, puppenhaft, es schien, als käme sie nicht von der Stelle.

„Sehen Sie Rhyn, Josefa?“

„Ja, er reitet ganz vorn!“

Und ich sah und sah und wunderte mich in meinem Herzen, wie leicht doch das Scheiden von einem Jugendtraum. Mein Mann ritt ganz weit rechts. Ich glaube wenigstens, daß es mein Mann war ... Und plötzlich — war es eine tückische Bodenwelle oder eine List der Finsternis? — verschlungen die Karawane, der Reiter vorn wie verschluckt von der Wüste. Ich habe sie auch nicht wieder finden können, nur Peter allein ritt ruhig weiter ... Und da setzte mir das Herz aus und die Zähne schlugen zusammen, ich fühlte einen Stich, weher als in Sirmione damals, weher als je ein Stich. Und eine tödliche Angst packte mich, und ich konnte nur brennenden Auges denken: Laß sie alle verderben: Peter, die andern, aber rette ihn, ihn!“ — Es war eine Todsünde. Ich weiß es. Aber schwimme gegen den Strom, in dem du versinkst!

Wie ich nach Hause gekommen bin, weiß ich nicht recht. Es war dunkel, und das tat uns beiden wohl. Als mir vor dem Hotel meine Jungfer aus dem Wagen half, sagte sie: „Frau Baronin bluten ja!“ Ich hatte mir die Lippe durchgebissen und es nicht einmal gemerkt.

Und nun sitze ich in meinem Schlafzimmer um Mitternacht, kaum vierundzwanzig Stunden älter, und alles um mich predigt von der letzten Nacht. Und ich fühle, wie mir die böse, heiße Träne ins Auge tritt, die diese letzte Liebesnacht verwünscht, weil sie die nicht versteht, nicht verstehen kann ...

Was sollen mir Erinnerungen, Schatten? Was ich gestern war, bin ich heute nicht mehr. Ich kann nicht anders ... Ich liebe ihn, ihn! — Und ihn allein begleite mein sündig' Gebet ...

Zwölftes Kapitel

Nun, was habe ich gesagt? — Carlo war wieder einmal der Wissende. Wahre Größe ist eben immer bescheiden.

Die Tage verbringe ich ausschließlich im Hotel, und zwar in meinem Schlafzimmer oder in meinem Salon. Diese Nähe muß ein unendlicher Trost für meine liebe Kranke (Josefa) sein! ... Ich liege mit Vorliebe auf ihrem Betteppich. Er ist weich, kühl, und die deutsche Treue wünscht nun einmal Hunde-Attitüden. Ich nehme meine Milch nur aus Josefas Hand, es ist meistens die gelbe, distinguierte Kaffeesahne, während das Souterrain in einer bläulich verwässerten Flüssigkeit schlemmt ... Hunde urteilen nach der Quantität, Katzen nach der Qualität. Und da ich die Zofe mit der liebenswürdigsten Nichtachtung behandle, ihrer Herrin aber die unbedingteste Ergebenheit zeige, werde ich von der einen um so leidenschaftlicher geliebt, von der andern um so höher geachtet. Dienstboten fühlen sich nicht wohl ohne unsre hauteur von Zeit zu Zeit. Ich glaube, daß Anna noch nie so eifrig und so schmeichelnd über gewisse Prinzengewohnheiten geschrieben hat, wie jetzt ... Der Betteppich und das Sahnekännchen gelten als unfehlbare Beweise für Carlos Hundetreue, obgleich sie eigentlich noch viel unfehlbarer für seine Katzenklugheit sprechen. — Seit wenigen Tagen wohnt nämlich die Gräfin (?) Quedenberg in unserm Hotel und im Zimmer neben uns. Diese Frau mischt Gift, und Dienstboten sind bestechlich. Wenn mir zum Beispiel Anna mit der Morgenmilch den Schierlingsbecher kredenzte, oder das Souterrain mir heimtückisch den Hanfstrick drehte? ... O nein, nein, ich lasse von meiner süßen Josefa nicht, gerade jetzt, wo sie in der Not ist! Medaillen haben eben Revers. Nur der Weise darf sie auf beiden Seiten tragen. Von der meinen leuchtet tags das fleckenlose: Toujours fidèle — nachts und für mich lese ich auf der andern Seite das bescheidene: Sei klug!

Den Tag opfere ich wie gesagt stets Josefa — die Nacht eigentlich noch mehr. — Wir wandeln nämlich schon halb und halb auf dem Pfade der Liebe, aber wir vergessen uns nie! Ich inspizierte darum klug vorher die ganze Oase, und im Hotel ist mir von den gemeinen Wichsgerüchen des Hausknechts bis zu dem heimtückischen Ylang-Ylangrieseln aus dem Quedenbergschen Schlüsselloch, von den Mondscheinpromenaden einer hochbejahrten Messalina bis zu dem Totenschlaf ihres fetten Gatten nichts verborgen. Das Schlachtfeld wäre also bereit. Ich warte nur noch auf den Wink von oben, das glühende Ziehen in den Schnurrhaaren. Ich machte meine Schleichwege vernünftig vorher, und das große Gefühl wird einen wohlgewappneten Kämpen finden, der in seinem Zeichen siegt. Dagegen Menschen wie meine Josefa kommen urplötzlich mit dem großen Gefühl nach Hause, und bei ihnen hat es immer etwas Urkomisches, wie der Stich der Tarantel.

Meine Situation hier ist gefährlich, aber interessant. Von Josefen geliebt, von Jeanetten gehaßt: es ist nun einmal das Schicksal aller Großen, daß sie leidenschaftlich erhöht und leidenschaftlich erniedrigt werden zugleich. — Von der Leidenschaft kann ich ein Lied singen! Geherzt, geküßt, mit heißen Kosenamen gerufen: „Nicht wahr, Carlo, er liebt mich? — Ja, er liebt mich ... Ach, ich bin so glücklich!“ Wäre ich nicht der leibhaftige Olympier, hier könnte ich mir einbilden, wenigstens der Götterbote zu sein. — Und fünf Minuten später! Weggestoßen, angestarrt, kalter Egoist gescholten: „Nein, du falsches Tier, er liebt mich nicht ... Wie könnte er mich auch lieben? —

Ach, ich bin so unglücklich!" — Was doch die Menschen für infame Egoisten sind! Ich wünschte in dem Moment gerade Kakes, und sie begießt mich mit Tränen. Ich schnurre, ich blinzle, ich verschwende meine melodischen Miaus. Sie will weinen und ich will Kakes essen, es ist eine verrückte Welt!

Darauf kehre ich gewöhnlich resigniert in meinen Salon zurück, wo ich Gott sei Dank allein bin, und setze mich auf das Balkongitter, Philosoph, weil ich es sein muß. Aber so geht's im Leben. Diese Moralphantastin brauchte nicht eine einzige Träne weniger zu vergießen und könnte trotzdem einem Weisen ein vorübergehendes Glücksgefühl erzeugen, doch die Hände, die für die Kakesbüchse so wunderbar geeignet sind, scheinen sich endgültig mit einem triefendnassen Taschentuch vermählt zu haben... Diesen Balkonplatz liebe ich besonders gegen Abend. Unter mir der lange Araber mit dem Fez, der seinen General und seinen Brief diesmal zur Abwechslung der Quedenberg anpreist, aber das staubige Oasenparfüm mit einem lieblichen Zusatz von Küchenduft steigt herauf. Am Himmel drüben gleiten goldne Wölkchen der türkisblauen Mondsichel zu. Hier schwankt träumerisch ein Palmenblatt, dort zwitschert müde ein Vogel. Vor dem Kasba-Hügel rechts kauert ein schmutziger Burnus an einer Pfütze, betenshalber wie er behaupten wird, waschenshalber wie ich hoffe. Meinem Gefühl nach müssen all diese schwarzgrauen Hände abfärben, ich bin eben fleckenlos weiß... Bei solchem Zwielicht kommt man ins Tränmen... Wo mag doch der müde Vogel sein Nest haben? Die Fürsorge für seine unmündigen Kinder würde ich gern übernehmen. Ich denke weiter an die Wüste, an das weiße Haus, ich spüre ein sanftes Ziehen in meinen Schnurrhaaren. Das Bild der afrikanischen Fürstentochter —, ihre kupplerische Mutter, die Falbkatze, pries sie mir neulich an —, gaukelt mir vor, schwarz, düster, mit dem herben Schnitt einer alttestamentlichen Schönheit; die jüdischen Augen flammen... Die semitische Rasse, die wir in Europa verachten, verachtet uns hier. Ich bekenne mich gern zu den Anschauungen des betreffenden Landes. — Uebrigens sind Prinzessinnen überall international, sie leiden nie an Rassevorurteilen, und bei den Menschen wenigstens wechseln sie ihren Glauben so gleichgültig und so oft, wie die Weltdamen ihre Handschuhe. Jedenfalls muß sie schön sein, märchenhaft schön!... Und noch während ich träume, sitze ich unversehens bereits auf dem äußersten Balkonrande.

In demselben Augenblicke öffnet sich die Tür von Josefas Schlafzimmer; sie tritt lächelnd und in eleganter Toilette zu mir: „Carlo, wo willst du hin? Du wirst fallen und brichst dir was, du weißer Phantast!" — Phantastin sind Sie, liebe Baronin, und täten besser, auf die eignen Füße zu sehen! Frauen fallen, nicht Katzen. — Und durch die andre Tür lächelt die Gräfin (?) Quedenberg freundlich ins Zimmer: „Sind Sie fertig, Josefa? Ich wollte Sie zum Abendessen abholen." Und dann gehen sie wirklich Arm in Arm. Frauen sind Katzen. Aber ob Katzen solche Heuchler sind wie Frauen? — Ein großes Gefühl bei uns lächelt nicht, sondern es kratzt, beißt, muß unbedingt sein Recht haben...

Jetzt, wo ich allein bin und sicher, habe ich natürlich die Verpflichtung, vergleichende Zimmerstudien zu treiben. — Meine Freundin lebt in einer leichten, duftenden Unordnung, aber sie liebt fanatisch warme Bäder und schneeweiße Wäsche. Sie ist immer elegant, ob nit, ob ohne Hülle. Ich liebe das, und Peter Lasowitz liebt's auch... Aber in ihrer Nachttischschublade liegt ein grüngelbes, filziges, vertrocknetes Kraut, und das kann sie anstarren stundenlang. Neulich sollte die Jungfer auf der Stelle weggeschickt werden, weil dieses Heu verkramt war. Zum Glück fand sich's wieder. Madame lächelte beglückt und schloß sich sofort in ihr Schlafzimmer ein und sagte zärtlich: „Ich will zehntausendmal lieber all meinen Schmuck verlieren als dich!" Solche Kranke mit solchen Monologen gehören eigentlich in eine Nervenheilanstalt. — Durch die stets geöffnete Balkontür der Quedenberg gleite ich ins feindliche Lager. Alles peinlich sauber und ordentlich. Auf dem Nachttisch ein arabischer Sprachführer. Im Bett abends studiert sie wohl immer noch ein Stündchen diese Sprache, die sie zwar dem Herzen ihres Galans nicht näher bringt, wohl aber seinem Kopf. Das heiße ich doch vernünftig sündigen! Wenn das Herz gewisser Menschen nicht mit so viel Annehmlichkeiten verbunden wäre, auch ohne Geist; ich würde den Geist dieser Frau vorziehen, auch ohne Herz. Ich habe eine Schwäche für Geister, die sich nicht vom Herzmuskel dirigieren lassen... Liebe Josefa, du hast mich nach dieser Richtung bitter enttäuscht! — Ich liebe die Intrige, wenn sie fein ist, ich liebe die Sünde, wenn sie jung ist, ich liebe den Geist, wenn er Haare spaltet, ich liebe das Herz, wenn es für mich allein schlägt...

Uebrigens sind Menschen untaxierbar. Ich habe eines Tages die beiden Frauen beinah zu gleicher Zeit in ihren Zimmern beobachtet, sofort nachdem sie besonders freundschaftlich geschieden. Josefa stand mitten in ihrem Salon, die geballte Hand um das gewisse Herbariumskraut gekrampft. Und Augen? — Diese Augen brannten wie Feuer. Gegen einen leidenschaftlichen Dolchstoß hat sie demnach nichts... Jeanette stand vor dem Schreibtisch, die Hand auf das neue

Testament gepreßt. Und Augen? — Diese Augen strahlten wie Eis. Sie schwärmt offenbar mehr für Aqua tofana ... Als persönlicher Vermittler so herzlicher Beziehungen kann man leicht den Dolchstoß und die Giftphiole zugleich abbekommen.

Ich begab mich also schleunigst aus dem Hause. Ein lauer Abend. Die Sterne funkelten. Mir war einen Augenblick, als brenne das äußerste rechte Schnurrhaar. Später erwies sich das als Einbildung. Aber ich promenierte tags darauf am Rande der Oase auf und ab, fern von jenem sittenlosen Menschentosen, das ich in tiefster Seele verachte. Ich habe so oft vergebens nach „dem großen Gefühle" gesucht; den Wahn, es gefunden zu haben, mache ich jährlich wenigstens zweimal durch, aber jetzt weiß ich, daß ich dieses große Gefühl nie finden konnte, weil es nur im Orient schlummern kann, jener Wiege des Katzengeschlechts, jener Urheimat der Menschheit, jenem Stammlande des Paradieses. Warum trieb es mich in die Wüste, in den dunkeln Erdteil, der auf Landkarten allerdings merkwürdig weiß aussieht? Ich empfinde den hehren Ernst dieser Länder, die tiefe Glut ihrer Leidenschaft. Ich empfinde wonnig schauernd das Nahen jenes großen Augenblicks, der Orient und Occident vermählt. — Es war sicher ein Wink des Schicksals, daß ich am Fuße jenes Wüstenhügels gerade stand, der die gemauerte Burg oder Kasba trägt und nur wenige Schritte von unserm Hotel liegt. Ich stieg traumverloren hinauf. Das Firmament strahlte in südlicher Pracht, es trieb mich, in den Sternen zu lesen. Und wie ich durch das leuchtende Labyrinth irre, lächelt mir Frau Venus wie verzaubert. Ich spüre ein heißes Ziehen in den Schnurrhaaren. Und um diesem Liebeslocken selbst der Himmlischen auszuweichen, senke ich erdwärts den Blick, lasse ihn über die starren Felshügel und die toten Dünen gleiten. In der ganzen Natur jenes rätselvolle große Schweigen. Wie von ungefähr gewahre ich das weiße Haus. Ich weiß nicht, was weiße Häuser in der Wüste an sich haben, aber gerade weil sie außen so wunderbar leblos sind, müssen sie inwendig wunderbar lebendig sein ... In dem Augenblicke fällt ein Meteor, ein violett gleißendes, das majestätisch den ganzen Himmel entlang zieht und endlich langsam in dem Schornstein des weißen Hauses versinkt. In den Schornstein des weißen Hauses, dahin und nirgend anders! Ich hebe die drei Schwurkrallen meiner rechten Pfote zum heiligsten Eide. Der Olymp gibt ein sichtbares Zeichen seinem erdenwallenden größten Sohne ... „Omen accipio!" ... Ich sage es feierlich laut, und die Wüste schweigt mir die Antwort zurück.

Die Falbkatze ist keine Kupplerin, sie ist eine Botin des Himmels.

„Afrikanische Fürstentochter ...", mir schwillt das Herz sehnsuchtsvoll, so daß ich nicht weiter zu sprechen vermag. Ich schlich leise den Kasba-Hügel hinab. Entweder warf das neidische Schicksal oder ein böser Bengel Steine nach mir. Ich sah mich nicht um. Wem der Stern der ersten großen Liebe leuchtet, den kümmert der Meuchelmord im Rücken nicht. Ohne Hast und ohne Furcht wandelte ich durch die Wüste. Erst eine kleine Seitenoase, ich ging beherzt mitten durch, weil die Palmen noch immer am geeignetsten sind, sich einen wutschnaubenden Köter von oben zu beschauen. Ich kam an einem schmutzigen Zeltlager vorüber, aber in einem großen Bogen, ich liebe diese schwarzgrauen Beduinen nicht, so wenig wie Kesselflicker und Zigeuner. Darauf wurde es hüglig, ich dachte an die jüngst gefangene Hyäne und die wahrscheinlich geringe Kenntnis dieser Bestien von dem Olymp und von den italienischen Bourbons. Für solche Fälle fehlt es in der Wüste entschieden an Bäumen. Ich schlich also sehr vorsichtig um die Abgründe, denn der großen Liebe muß das große Leben kostbar sein. Der sumpfige Boden kam, über den es salzig rieselt, der kleine Teich, der süß aber tief sein soll. Ich sprang, die Augen starr auf der Erde, immer von Grasbüschel zu Grasbüschel. — Wenn die Minutenschlange hier lauerte? Ein Biß des Giftzahns, Carlo der Königssohn tot, in einem eklen Sumpf verendet. Ich denke an den unermeßlichen Schmerz Josefas, an die leidenschaftlichen Wehklagen der afrikanischen Prinzessin, die einen Himmel vor ihren Augen offen sah, und der sich nun die Pforten dieses Himmels für immer schließen. Ich darf nicht sterben, ich muß leben! ... Und da stand ich vor dem weißen Haus. Alles tot. Nur in der Vorhalle ein lautloses Huschen, ein heimliches Leuchten. Dschins? — Wenn sie es doch gewesen wären! ... Nein, umringt von den Wüstenkatern aller Schattierungen, die holdseligste Fee aller Zeiten. Fahlleuchtend wie die Wüste, die Augen gelblich flimmernd wie der Abendstern, die üppigsten Glieder, der schmachtendste Mund, o, sie verstehen sich auf Schönheit, diese Orientalen! — Ich stehe stumm in ihrem Anblick, hauche, da ich ein arabisches Liebeswort nicht kenne, das alttestamentliche: „Sulamith!" Es ist wie im hohen Liede selbst ... Und in dem Augenblicke, wo ich zu ihren Füßen stürzen will ...

Das nächste Mal mehr! ... Ich bin heut zu schwach, selbst meine Feder vermag nur zu hauchen ...

(Fortsetzung folgt)

Die Geschichte der kleinen Lene

Von

Lotte Gubalke

(Schluß)

Frau Julie hob die Tafel auf, die Gesellschaft zerstreute sich in die nebenanliegenden Räume. Man gruppierte sich um den Flügel im Musikzimmer. Sophron hatte Lene den Arm gereicht und sprach mit verstärkter Lebhaftigkeit auf sie ein. Lene wandelte wie im Traum neben ihm. Sie hatte etwas Visionäres an sich, meinte er, es war ihm nicht ganz klar, ob er sie wecken solle, vorbereiten auf etwas, was nun kommen würde. Er hatte Achill mit Renate in Frau Juliens Zimmer verschwinden sehen, in das diese sich für einige Minuten zurückgezogen hatte. Und wie er seine Mutter kannte, würde sie keinen Augenblick zögern, den Bund der beiden zu segnen und die Verlobung zu verkünden. Frau Julie liebte Offenheit in allen Dingen und schnelles Handeln. Außerdem erwartete sie seit Achills Rückkehr die Wendung der Dinge in dieser Richtung und hatte erst vor Beginn des Festes mit ihrem Sohn ausführlich über Achill gesprochen. Sie kannte Achills Fehler. Aber sie war nicht anders als alle andern, sie verzieh ihm seine vielen kleinen und großen Abenteuer, sie verzieh sie ihm, weil er, Achill, der schöne, geistvolle Mann, sie begangen hatte, und stand nicht an, ihren Hauptgroll auf die Frauen zu werfen, die ihm nachliefen, die ins Licht flatterten wie die Motten und sich so „gerne" von ihm betrügen und verführen ließen.

Und Renate? Sie liebte ihn, und das erklärte alles. Und alle Welt meinte zudem, diese beiden schönen, in allen Dingen so gleichgestellten Menschen wären füreinander geschaffen. Sollte er Lene auf das bevorstehende Ereignis vorbereiten? Gerne hätte er gewußt, ob Achill nach jenem Abend in der Konditorei noch einmal mit ihr zusammengetroffen sei. Da kam sie ihm mit einer Frage zuvor: „Renate liebt Achill Büchner schon sehr lange? Und wenn ich recht vermute, so wird er sie heiraten?"

Sie fragte so rührend unbeholfen, mit dem Bestreben, das Zittern in ihrer Stimme zu verbergen. Sophron sagte, mit einem Versuch zu scherzen: „Sieh, wie klug meine kleine Pflegeschwester ist. Ja, die beiden kennen und lieben sich schon lange Jahre, und es ist nicht ganz unmöglich, daß Achill heut abend die Festung im Sturm nahm und wir noch eine Ueberraschung erleben, oder eigentlich keine Ueberraschung, denn alle Welt dachte, daß es einmal so kommen würde."

Lenes Arm bebte leise, als sie fragte: „Achill Büchner liebte Renate schon lange? Sie wissen es bestimmt? Warum sprach er nicht früher?"

Sophron schaute erstaunt auf die Fragerin. „Achill gehört zu den Wandervogelnaturen. Er wollte wohl erst die Welt in allen Weiten kennen lernen, ehe er sein Nest in der Heimat baute."

„Wußte Renate, daß er sie liebte? Hatte er es ihr schon früher gesagt? Glaubte sie an seine Treue? War ihr nie ängstlich, wenn er — wie Sie sagen — als Wandervogel in die Welt flog?"

In dem Bestreben, Achill zu verteidigen und Lene klar zu machen, daß man schönen Männern gemeinhin allerhand nachsähe, sagte er, immer noch in scherzendem Ton: „Kleine Lene, wenn Sie die Welt und das Leben kennten, so würden Sie nicht solche Fragen tun! Und was soll ich Ihnen darauf antworten? Ein Mann wie Achill hat wohl eine große, ernste Liebe im Herzen, die ihn bewahrt, im Ernst eine Untreue zu begehen, aber nicht hindert, hier und da eine Blume am Weg zu pflücken und zu seinem Freudenkranz eine Rose zu fügen, die in den Hecken blühte, die seine Straße begrenzen. Sehen Sie, kleine Lene, die Männer sind halt alle Egoisten, nur die Liebe zu einer reinen Frau entsühnt und heiligt sie." —

Lene zuckte zusammen. Wenn er geahnt hätte, was er ihr für Dolchstiche versetzte mit diesen Worten. Sie nickte stumm. Sie hatte ein Gefühl, als ob etwas in ihr zerrisse. Sophron fuhr fort: „Liebe Lene, denken Sie nicht schlecht von Achill. Ich weiß nicht, ob Sie vielleicht noch mit ihm zusammentrafen, am Ende in der Wohnung Ihres Vaters, als er sein Bild anfertigen ließ, oder einmal zufällig auf der Straße mit Melanie, und ob er da nicht in seiner übermütigen Art allerlei Dinge redete —"

„Ja, ich traf noch mit Ihrem Freund zusammen," sagte Lene, „aber er hat das sicherlich ebensogut vergessen, als es für mich gleichgültig ist. Ich war damals, wie Sie vorhin sagten, so viel wie eine Blume am Weg oder eine Rose in der Hecke." Sie stockte einen Augenblick und holte tief Atem — „wie eine Rose in der Hecke —, daß er mich nicht brach, sehen Sie ja. Ich stehe noch ganz leibhaftig vor Ihnen — ungebrochen, und ich denke mir, Achill Büchner wird in dem Bestreben, Renate glücklich zu machen, kaum

noch an die Lene denken — es war auch wirklich gar zu flüchtig, dies Begegnen . . ."

Sie wußte selbst nicht, woher sie den Mut nahm, so zu reden. Sie wußte, nur um Renatens willen, um Frau Juliens willen, um ihrer großen Dankbarkeit willen mußte sie so reden. Und es gelang ihr sogar zu lächeln und Sophron zu versprechen, sie werde von nun an ihm Renate zu ersetzen suchen. —

Renate kam in strahlender Heiterkeit und ganz von Glück umflossen. Sie winkte Sophron. In diesem Augenblick vergaß auch sie die kleine Lene.

Sophron folgte ihr. Lene sah, wie sie mit ihm in das Zimmer der Mutter verschwand. Ein junger Leutnant trat zu ihr, und sie war ihm dankbar, daß er mit seinen harmlosen Reden ihre Phantasie zwang, aufzuhören, sich Bilder auszumalen, die sie dem Wahnsinn nahe brachten. Sie raffte sich zusammen mit einer fast übermenschlichen Kraft und gab auf alle seine gutmütigen Fragen Antwort. Sie versprach ihm, sich von ihm Schlitten fahren zu lassen, sie lachte über seine kleinen harmlosen Anekdoten und Erzählungen und zitterte doch vor dem Augenblick, da sich die Türe von dem Zimmer ihrer Pflegemutter öffnen werde und ein Paar Hand in Hand auf der Schwelle erscheinen würde — Renate, die sie liebte und verehrte, und Achill, der sie betrogen hatte, der ihr alles, alles genommen hatte und mit kaltem Blick über sie hinwegschritt, um mit einer andern ins Paradies zu gehen. —

Der junge Leutnant erzählte eine Manövergeschichte und sah voll Entzücken auf die schlanke Mädchengestalt, die wie in eine rosa Wolke gehüllt vor ihm stand; und je mehr er sprach und je länger er sie ansah, je überzeugter war er, daß diese Pflegetochter des Hauses Reinfeld ein ebenso entzückendes Frauenbild sei, als die stolze Renate, und daß er sicherlich Eindruck machen würde . . .

Da öffnete sich die Türe, und es war alles so, wie Lene gedacht hatte. Achill trat hervor und führte Renate am Arm, und Sophron sah bleich und erregt aus, als er, die Mutter am Arm führend, die Gesellschaft auf einen Augenblick um Gehör bat und die Verlobung seiner Schwester Renate mit dem Landtagsabgeordneten Achill Büchner verkündete. Unwillkürlich flog sein Blick zu Lene hin. Die stand neben dem Leutnant und sah mit einem seltsam leeren Blick auf die Neuverlobten. Es schien ihm, als ob sie sogar ein wenig wanke, und darum ging er auf sie zu. Doch da kam sie ihm entgegen, mit lächelndem Mund sogar. Er hatte sich geirrt, sie war nur etwas unbeholfen, dachte er, wie sie ihren Glückwunsch anbringen und wie sie sich in die veränderte Situation finden solle. Das war ja so natürlich, daß sie einen Moment bestürzt war. Welcher Kontrast! Die kleine Lene von damals im geborgten Hut und in Gesellschaft dieser Melanie, über deren Wert sie nun aufgeklärt war, und die Lene von heute mit einem festen Fundament unter den Füßen und einem gesellschaftlichen Hintergrund — das war's, und er wollte alles tun, um so bald wie möglich das Peinliche der Erinnerung zu verwischen. „Kommen Sie, Lene, lassen Sie uns noch einmal zusammen Renate und Achill Glück wünschen und dann zur Mutter gehen, die doppelt froh ist, jetzt noch eine zweite Tochter zu haben."

Lene schlang wortlos ihre Arme um Renate und drückte ihre heißen Lippen auf ihren Mund.

„Du mußt Achill wie einen Bruder lieben lernen, Kleinchen," sagte sie gerührt, „komm, gib ihm die Hand —"

Achill fühlte eine kleine, heiße Hand in der seinen. Diese Hand lag so lose in der seinen und zwei Augen sahen ihn an — den Blick vergaß er nie. „Glück und Segen," sagte eine Stimme; es war ihm, sie käme aus ganz weiter Ferne. Es war gut, daß man von allen Seiten auf ihn einstürmte, um ihm immer wieder von neuem Glück und Segen zu wünschen. So wurden die lauten Vorwürfe, die wieder sein Inneres durchtobten, halb niedergedrückt. Sophron hatte Lene zu seiner Mutter gebracht, die im Kreise von einigen älteren Freundinnen saß. Frau Julie strahlte heute vor Glück; das war wieder eine Wunscherfüllung! Und wie sie Lene am Arm Sophrons sah, da spann sie neue Pläne. Und ganz erfüllt von diesen Zukunftsträumen war sie noch herzlicher gegen Lene, als es sonst ihre Art war. Sie zog sie zu sich an ihre Seite und küßte sie und nannte sie „mein liebes, liebes Kind".

Da überkam Lene eine Sehnsucht nach der Frau, die ihre Mutter war, nach der Frau im Doppelschal, nach den weinenden Geschwistern, nach dem schrulligen Vater. Sie biß die Zähne zusammen und kämpfte die Tränen nieder! Warum saß sie denn hier — im rosa Kleid in Glanz und Reichtum? Und war doch so elend im Herzen! Und dies Elend hatte angefangen mit der Sehnsucht nach diesen Dingen, und warum hatte sie diese törichte Sehnsucht überhaupt gehabt? Ja, warum?

„Liebe Lene," bat Renate, „komm und singe — Sophron bittet dich, du sollst ihm das Volkslied singen, das er von dir gelernt hat."

Lene stand müde lächelnd auf — ach Gott, jetzt sollte sie singen! Sie wagte einen kleinen Widerspruch: „Vor den vielen fremden Menschen — meine ungeschulte Stimme?" —

„Darin liegt ja gerade der Reiz, daß du wie der Vogel singst —"

Lene ging mit und dachte: ‚Darin liegt für sie alle der Reiz, daß ich anders bin wie die andern — ungeschult und eine wilde Blume, ein Unkraut, das man ungestraft abpflücken kann, um es an einen Hut zu stecken — in einem künstlichen Garten steht Strafe darauf, eine Blume zu brechen.‘ Ihr Fuß stockte, aber dann ging sie doch. O, sie hatte so viel Liebe von diesen Menschen empfangen, sie wollte nicht undankbar sein, und warum sollte sie nicht singen. —

Und sie sang zu Sophrons Begleitung „Lieder im Volkston“. Das Lied, das vom Scheiden und Meiden und Nimmerwiedersehen handelt, das Lied von der „Linde im Tal“, und das andre, das so wehmütig beginnt: „Daß ich im Frühling sterben soll“. Sie sang die Lieder, die der Wandersmann sang und die Magd am Brunnen und der Schäfer, der seine Herde über die Weide treibt — und sie sang ganz im Volkston ohne jede Künstelei. Sie hatte eine kleine, liebe Stimme, wie sie für solche Lieder notwendig ist. Als sie geendet hatte, umdrängte man sie und wünschte ihr Glück und prophezeite ihr eine große Zukunft. Frau Reinfeld küßte sie auf die Stirne, und Sophron sah ganz verklärt aus.

Renate standen Tränen in den Augen — wie war sie doch so glücklich ... Sie drückte Achills Hand. Der saß sehr bleich neben seiner schönen Braut und umfaßte mit einem seltsamen Blick das singende Kind. Denn als ein Kind erschien sie ihm, wie sie so rührend dastand, den zierlichen Kopf ein wenig nach vorn geneigt, die Hände gefaltet. Er stöhnte. Er hatte doch nichts Böses gewollt. Und konnte er denn ahnen, daß Sophron so ernstlich daran dachte, diese Lene in ein andres Erdreich zu pflanzen — diese kleine Lene — mein Gott, wenn jede Straßenbekanntschaft — —

„Was hast du, Achill? Gefällt dir Lenens Gesang nicht? Höre mal,“ sagte Renate lieblich schmollend, „ich fürchte, du verzeihst der kleinen Lene immer noch nicht ihren Umgang mit dieser Melanie? Ach, wenn du eine Ahnung hättest, wie eng wir mit diesem Kinde zusammenhängen. Laß es dir von Sophron erzählen. Heut abend noch, bitte! Ich möchte, du wärest liebenswürdig gegen sie. Weißt du, ich ahne so etwas. Ich glaube, Sophron hat endlich sein Herz entdeckt, und wie mir scheint, findet Mama Gefallen an seiner Neigung.“

Das war allerdings das Fatalste, was Achill hören konnte.

„Eine besondere Bewandtnis hat es mit Lene Binder? Ja, das konnte ich nicht ahnen. Ich fand, offen gestanden, die Idee, dieses Kind ins Haus zu nehmen, etwas absurd. Man weiß nie, was das für Folgen haben kann. Ich bin gespannt auf Sophrons Erzählung.“

Lene war von nun an der zweite Mittelpunkt des Abends. Ein romantischer Zauber umgab sie. Man stritt sich im geheimen über ihre Herkunft und behauptete, sie sei nur ein Pflegekind des alten Binder und eine natürliche Tochter des verstorbenen Reinfeld, und damit stand wieder im Widerspruch die Vermutung der andern, die fest annahmen, daß Sophron im geheimen mit der schönen Lene verlobt sei und daß man nicht allzulange auf eine zweite Verlobung zu warten brauche. Lene ahnte von all diesen Vermutungen und Legenden, die sich um ihre kleine Person bildeten, nichts. Sie ließ sich treiben und tragen von den Wogen, die um sie fluteten. Sie stand neben Sophron und dachte nur immer das eine: ‚Heut mußt du nur dankbar sein, nur dankbar — und dann — dann!‘ Ja, das Dann — sie wollte heute nacht, wenn sie allein war, darüber denken, was nun kommen würde. —

Aber sie konnte nicht, wie sie wollte, allein in ihrem Bett liegen und ihr Elend ausdenken. Renate hatte sich, nachdem die Gäste alle gegangen waren, zu ihr auf das Bett gesetzt und hatte von ihrer Liebe gesprochen. Sie hatte mit gemeinsam verlebten Kindertagen begonnen — hatte von einer frohen Jugendzeit gesprochen, von reinen Glückstagen und bangen Zweifeln. Und von jener Ballnacht, und dann von dem Ereignis an der Löwengruppe, und nun klagte sie sich an, daß sie jemals an diesem Manne gezweifelt habe — an diesem Manne! Und nun schilderte sie ihn, und Lene lag da mit offenen Augen — stumm, eine Beute des Jammers, und hätte am liebsten laut aufgeschrien und gerufen: „Ach, dieser König deines Herzens ist ein großer Lump!“ Aber sie schwieg und schloß die Augen, und ihre leisen Seufzer legte Renate als Uebermüdung aus.

Endlich war sie allein. Da lag sie nun und starrte in das rote Ampellicht und durchdachte noch einmal ihr Leben von jenem Abend an, und dann war ihr eins klar: Niemals sollte Renate erfahren, wie es um sie stehe, und niemals Sophron — Sophron — ach, sie stöhnte. Sie wußte, daß er sie liebe. —

Und dann ihr Vater? Sie schauderte. Sie setzte sich aufrecht ins Bett, eine Uhr schlug von fern die zweite Stunde des neuen Tages. Sie schlug die Hände vors Gesicht und weinte heiße Tränen.

Als der Morgen ins Fenster schien, wußte sie, was sie tun würde. Sie war die erste am Kaffeetisch. Ein stiller Ernst lag auf ihrem blassen Gesicht. „Was ist Ihnen, Lene?“ fragte Sophron erschrocken, als er gleich nach ihr das Zimmer betrat.

„Ich bin solche Feste nicht gewohnt — und dann — nun, ich habe heute nacht geweint — ich mag es nicht leugnen. Ich dachte an daheim — an meinen Vater, an so mancherlei Trübes, das ihn umgibt, und daß ich es hier unverdient gut habe!"

Wieder standen Tränen in ihren Augen.

„Sie werden nervös von dem vielen Lernen — legen Sie die Bücher beiseite," riet Sophron. „Wollen wir Ihren Vater heute zu einem gemeinsamen Spaziergang abholen?"

„Hattest du dich nicht mit Achill verabredet zu heute morgen?" fragte Renate, die eben eintrat und Sophrons Worte noch hörte.

„Allerdings, das hatte ich, aber sieh doch diese kleine Lene an, sie hat Heimweh — sie hat geweint!"

Renate umschlang erschrocken ihre Pflegeschwester und tröstete mit herzlichen Worten. „Gut, so geht zusammen nach dem Brühl — Achill mag warten."

„Ich möchte allein nach dem Brühl gehen," sagte Lene bittend, „vielleicht verstehst du das, Renate? Ich möchte mal wieder ganz Lene Binder sein! Wenn dein Bruder mitkommt, so behandeln mich alle dort mit einem unleidlichen Respekt, die Kinder trauen sich nicht, wie sonst auf meinem Schoß zu sitzen." —

Ja, Renate begriff das. Was hätte sie nicht begriffen mit ihrem großen, edeln Herzen.

So ging denn Lene allein nach dem Brühl und Sophron zu Achill auf den Fasanenhof. Frau Reinfeld trank heut ihre Schokolade in ihrem Schlafzimmer; sie war sehr müde und abgespannt von dem festlichen Abend und hatte in der Nacht ebenso wie Lene ihre Gedanken rückwärts gehen lassen. Sie hatte ein langes, glückliches Leben an sich vorbeiziehen lassen und wehmütige Tränen der Erinnerung geweint, und dann hatte sie sich eine schöne Zukunft ausgemalt, in der auch Lene Binder eine Rolle spielte. Sie war dem Geschick dankbar, das ihr gestattete, wie sie meinte, alte Schuld und Fehle auszugleichen.

Als sie von Renate hörte, daß Lene zu den Ihren sei, weil sie etwas von Sehnsucht und Heimweh geplagt sei, fand sie diesen Zug an Lehne sehr rühmenswert.

„Es ist ein neuer Beweis für ihre Liebenswürdigkeit, Renate, sie wird nicht stolz und übermütig, obgleich alle Welt sie feiert!" Renate stimmte dem zu und hörte lächelnd mit an, wie Frau Julie der Hoffnung Raum gab, Lene möge das „Volkslied" sein, nach dem Sophron suche.

Indessen ging Sophron nach dem Fasanenhof. Renate hatte ihn gebeten, Achill vollkommene Klarheit über Lenens Abstammung zu geben, damit das kleine Vorurteil schwinde, was er immer noch gegen sie habe. Sophron hatte erstaunt und etwas gereizt die Achseln gezuckt: „Ich weiß nicht, wieso Achill Vorurteile gegen Lene haben kann, und wenn er sie hat, so weiß ich nicht, warum sie schwinden sollen, wenn er erfährt, daß ihr Vater unser Onkel ist; immerhin kann er als dein Verlobter verlangen, volle Klarheit über alle Glieder unsers Hauses zu bekommen — also erfülle ich gern deine Bitte."

Achill saß noch in dem großen Speisezimmer zu ebener Erde, in dem er eben mit seinem Verwalter und einigen jüngeren Inspektoren und der alten Mamsell, die seit seiner Eltern Tod die Wirtschaft führte, das zweite Frühstück eingenommen hatte. Es herrschte eine festliche Stimmung unter den Anwesenden, denn Achill hatte ihnen eben seine Verlobung angekündigt.

Der Konduktor Hattenhausen hob gerade sein Glas hoch, als Sophron unangemeldet eintrat, und ließ in schwungvollen Worten die schöne junge Braut im besonderen und das ganze Haus Reinfeld leben. Mamsell Nische trocknete sich gerührt die Tränen, die in ihren alten, treuen Augen standen, und versicherte, sie habe es ja lange geahnt, daß das so kommen müsse. Die jungen Beamten tranken respektvoll auf das Wohl ihres Herrn und erhoben sich, als Sophron in dem kleinen Kreis stand, nachdem sie auch ihm Glück gewünscht hatten, um sich zu entfernen. Nach einigen freundlichen Worten gingen auch die beiden Alten, und Achill schob seinem Freund und Schwager die Zigarren hin, schenkte ihm von neuem das Glas voll und sagte äußerlich ganz kühl: „Nun erzähle, was ist das für eine romantische Geschichte mit dieser Lene Binder? Offen gesagt — du weißt, ich bin mit Vorliebe offen —, kam mir diese ganze Sache etwas aufgestelzt vor. Nach meinen Erfahrungen rächt sich so etwas immer; ich meine, ein so plötzliches Herausreißen aus andern Verhältnissen. So ein sprunghaftes Emporkommen taugt selten etwas! Wirklich sehr selten. In diesem Falle scheint ja bis jetzt kein Unglück entstehen zu sollen. Immerhin, du kannst es nicht leugnen, sie war nicht viel mehr als ein kleines Straßenmädchen . . ."

„Ein Straßenmädchen," sagte Sophron ganz verblüfft, „wie kommst du dazu, in solchen Ausdrücken von Lene zu reden? Weil du ihre Bekanntschaft auf der Straße machtest? Mein Gott, darum ist sie doch noch kein — kein Straßenmädchen!"

„Nun — Melanie, — diese Begleiterin, die sie da hatte, — du wirst mir zugeben . . ."

„Ich muß dich bitten, diese beiden nicht in einem Atem zu nennen . . ."

„Sicherlich trügt der Schein sehr oft, und wenn du mir sagst, daß Lene anders ist als Melanie und Melanie anders wie Lene, so muß ich es glauben . . ."

„Du solltest das wissen, ohne daß ich es dir

sage, indessen wir wollen uns nicht streiten, am allerwenigsten heute morgen und ebensowenig um Lene. Auch will ich dir erst die Erklärung geben, warum meine Mutter so schnell dies Mädchen ins Haus nahm: Lene ist das Kind von dem Halbbruder meines verstorbenen Vaters, und wir handelten in seinem Sinne. Du hast ja den alten Binder näher kennen gelernt, als du in seinem Atelier warst."

„Jawohl, zur Genüge, er sagte mir eine ganze Anzahl Grobheiten."

„Das ist so seine Weise, das Leben hat einen Sonderling aus ihm gemacht."

„Der Umgang mit diesem Herrn gehört nicht zu den Annehmlichkeiten dieses Lebens."

Sophron sah erstaunt den Freund an.

„Hast du denn irgendwelche trüben Erfahrungen mit dieser Familie gemacht?"

„Wie kommst du darauf? Nicht im mindesten, aber weißt du, ich kann nun einmal nicht so leicht über solche Dinge fort; siehst du, mein Alter, nun fahre aber nicht auf, ich fürchte, du hast ernstlich Feuer gefangen, und wenn ich nun auch gar nichts dagegen habe, daß man seinen armen Verwandten oder Nebenmenschen gegenüber sich hilfreich erzeigt, so weiß ich nicht, ob es unbedingt nötig ist, gleich . . . nun, nennen wir das Ding beim Namen, sich gleich Hals über Kopf in so ein kleines Mädchen zu verlieben!"

Sophron wollte auffahren. Achill drückte ihn sanft auf seinen Sessel zurück und rief: „Gemach, gemach, ich meine es nur gut und nehme alles zurück, wenn es sich herausstellt, daß Lene Binder der Ausbund aller Tugenden ist, für den ihr — Renate und du — sie haltet."

„Ich gestehe, ich bin ganz erstaunt, ich dachte, es hätte eine Zeit gegeben, wo du ganz Feuer und Flamme für diese kleine Lene warst, so sehr, daß ich, offen sei's gesagt, etwas für Renate fürchtete . . ."

„Um des Himmels willen, wie kannst du so ein Wohlgefallen an einem kleinen Mädchen, das man abends zwischen elf und zwölf auf der Straße findet, mit meiner Liebe zu deiner Schwester Renate in einem Atem nennen! Lieber Sophron, du kennst doch das Leben!"

„Leider ja."

„Ich weiß ja, es gibt Männer, die imstande sind, eine ernstliche Liebe auch für Magdalenen zu empfinden, ich gehörte nie zu denen; die Liebe, die ich empfinde, kann nur einem reinen, unberührten Weib gehören."

„Was soll das? Lene Binder ist rein wie Renate und hat nichts von einer Magdalene an sich, ich bitte dich, zu bedenken, daß du von der Cousine deiner zukünftigen Frau sprichst, und daß ich das Mädchen ernstlich liebe."

„Gut, reden wir nicht weiter davon."

Sophron versuchte noch einmal in guter Weise, Achill milder zu stimmen, doch es gelang ihm nur, von ihm die Versicherung zu erhalten, daß er versuchen wolle, seine Vorurteile niederzukämpfen. So schied denn Sophron von seinem Freund etwas verstimmt. Wenn er nicht gedacht hätte, Lene wolle allein bei ihren Eltern sein, würde er jetzt nach dem Brühl gegangen sein, um sie abzuholen. So schlenderte er nach dem Universitätsgebäude und versuchte seinen Gedanken eine andre Richtung zu geben.

Lene war nicht gleich nach dem Brühl gegangen. Sie hatte einen Umweg durch den Park gemacht. Das hatte die Tränenspuren fortgeschafft und einige Röte auf ihre bleichen Wangen gezaubert. Sie hatte darauf nur wenige Minuten bei der Mutter und den Kindern zugebracht und war dann hinauf in das Atelier gestiegen. Binder saß über einer Landschaft. Er retouchierte und summte leise vor sich hin. Erfreut sprang er auf, faßte Lene an den Händen und besah sie von allen Seiten. „Ein bißchen bläßlich siehste aus, mein Kind, na ja, das macht das gute Leben," und dann bewunderte er ihren Anzug: ein feines dunkelblaues Tuchkleid und einen ebensolchen Hut. Lene sah aus, als ob sie niemals etwas andres getragen hätte, als ob sie in diese vornehme Kleidung hineingehöre. Er gab diesen Gedanken Ausdruck voll Stolz und Genugtuung. „Ja, weiß Gott, das liegt dir nun einmal so im Blute, du gleichst deiner Großmutter, wirklich, bleib einmal so stehen, rühr dich nicht!" Er holte ein altes Oelbild, das er in einem Schrank verschlossen aufbewahrte, und prüfte Lene, die geduldig stehen geblieben war. Befriedigt stellte er dann das Bild gegen die Wand, lud Lene auf das Kanapee zum Sitzen ein und nahm neben ihr Platz. „Lohne deinen Wohltätern durch Treue, was sie an dir tun, ich hätte es mir nie träumen lassen, daß alles noch einmal so kommen sollte. Im Anfang fürchtete ich, die Sache würde nicht gut ausschlagen, aber ich sehe, mein Kind, du kannst die guten Tage ertragen!"

Da schlang Lene ihre Arme um ihres Vaters Hals und rief: „Nein, Vater, ich ertrage die guten Tage nicht, ich sehne mich heim, ich denke Tag und Nacht an euch und möchte zurück . . ."

„Kind — Kind, wie kommst du dazu . . ."

„Es ist ganz falsch, daß eins von uns im Ueberfluß lebt und die andern sitzen in der alten Armut."

„Von Armut kann gar keine Rede sein," rief Binder, „wir haben ja, dank meines Bruders Fürsorge, mehr als wir brauchen, und — und daß es so

bei uns ist und nicht anders, das liegt an deiner Mutter, nur daran."

„Eben darum müßte ich daheim sein, durfte niemals fortgehen."

Binder hob ihr Köpfchen hoch, indem er sie unter das Kinn faßte: „Nu, nu, meine Lene, nur nicht sentimental! Du weißt, wie mich das beglückt, daß du nicht hochfahrend geworden bist, und nun schweig von dem andern und erzähle mir von dem Fest."

Sie berichtete alles, Renatens Verlobung, von ihrem Gesang. Und des Alten Augen strahlten. „Deine Mutter sang in ihrer Jugend so schön, das war's, was mich zu ihr zog, — diese Stimme hast du von ihr." Ueber Renatens Verlobung wunderte er sich nicht. Das hatte ja alle Welt vorausgesehen. „Die beiden kannten und liebten sich von klein auf..."

„Hast du das bestimmt gewußt, daß er Renate liebte?"

„Na, und wenn ich's nicht schon hätte erzählen hören, so hätte ich's gewußt, als er damals hier oben vor ihrem Bild stand, weißt du, damals, als du ihm den Weg nach dem Atelier zeigtest? Ich glaube, er kam hauptsächlich des Bildes wegen ..."

„Das meinst du ganz gewiß? Daß er sie damals schon liebte? Daß er des Bildes wegen kam?"

„Sicherlich, warum fragst du danach so eindringlich?"

„O, ich konnte es mir nicht denken, daß man, — ach, ich bin dumm, — ich weiß nicht! Ich dachte, wenn man ein so schönes Mädchen liebt und reich ist, wartet man nicht so lange ..."

„Dumme Lene, das verstehst du nicht, — aber nun mußt du heim."

Lene seufzte und stand auf. Es war Zeit zum Diner, sie ging. Vor der Türe der Reinfeldschen Villa traf sie mit Sophron zusammen. Er reichte ihr die Hand und begrüßte sie mit großer Herzlichkeit, vielleicht mit etwas absichtlicher Herzlichkeit, denn oben am Fenster stand sein neuer Schwager und alter Freund Achill mit Renate.

„Nun," meinte er, wie sie zusammen die Stufen hinaufgingen, „kommen Sie getröstet zu uns zurück?"

Lene sagte, indem sie einen Augenblick auf dem Treppenabsatz stehen blieb, von dessen hohem Fenster aus man einen Blick in den beschneiten Park hatte: „Ich möchte Ihnen so gerne klar machen, wie mir eigentlich ums Herze ist, ich möchte von Ihnen verstanden sein! Vielleicht war es eine Sünde gegen die Natur, daß ich meinen alten Vater verlassen habe, und in meinem Herzen wird, so lange ich lebe, eine große Unruhe sein, ein Hin und Her, eine Zwiespältigkeit ..."

„Ich schätze das gerade an Ihnen, liebe Lene, es wäre traurig, wenn Sie so leichten Herzens das Vaterhaus vergessen hätten, aber Ihr Vater hat doch seine Freude daran, daß Sie in unsrer Mitte leben!"

Sie nickte und ging schweigend mit ihm hinauf. Oben angekommen, trat sie erst in ihr Zimmer, um Toilette für das Mittagessen zu machen. Achill blieb zu Tisch da, und eine kleine Nachfeier sollte stattfinden. Wieder stand Lene sinnend vor dem Spiegel. Sie trug eine helle Bluse und eine feine goldne Kette um das schlanke Hälschen. Sie starrte ihr Bild an und dachte an jene Nacht, an den schmalen schwanken Steg, ach, warum war er nicht eingebrochen, als sie darüberschritten, warum nicht! Sie sah genauer auf ihr Spiegelbild. Sah man denn nicht die Male von seinen heißen Küssen, jenen ersten Küssen, die ein Mann auf ihren reinen Mund gedrückt hatte ... Sie schauderte. Und sie dachte daran, daß er ihre Tränen, die sie über etwas Unbegreifliches geweint hatte, abküßte — abküßte und „auf Wiedersehen, kleine Lene" sagte. Und heute war er ihr so fremd, und Renate war seine Braut, und sie? Sie war geschändet, entehrt, und er sah mit kaltem Blick über die Blume fort, die er abgerissen hatte von den Hecken an seinem Weg. Plötzlich durchzitterte sie eine gräßliche Vorstellung. Sie hörte wieder wie in jener Nacht das Donnern des Eises, wenn es bricht, und sie sah die Schollen hinabtreiben und sich gegenseitig aufeinandertürmen in den schmutzigen, brodelnden Wellen des wilden Wassers, und dazwischen lag sie, starr und leblos, eine Beute des Todes.

„Lene — Lene!" rief Renate aus ihrem Zimmer nebenan. Mit fliegender Hast ordnete sie ihren Anzug. Etwas Neues war in ihr erstanden. Der Gedanke an den Tod, an ein Ende. Ach, sie konnte ja, wenn sie wollte, hinweg aus diesem Jammertal, das war für alle das Beste. Lene wurde ganz still bei diesem Gedanken. Sie berauschte sich an dieser Idee und ward sogar ganz gesprächig und heiter. Wieder saß ihr Achill gegenüber. Heute war es nicht zu vermeiden, daß sie ins Gespräch miteinander kamen. Frau Julie sprach von ihren frohen Jugendtagen, die sie auf dem Fasanenhof verlebt hätte. „Uebermorgen werden wir alle Achills Gast sein," sagte sie zu Lene gewandt. „Du wirst dich wundern, wie schön es dort ist, und alles genau noch so wie einst. Du kannst dann deinem Vater davon erzählen, und er sollte wirklich das alte Haus photographieren, es wäre eine schöne Erinnerung, und da Achill einige Aenderungen vornehmen lassen will, wäre es doppelt angebracht!"

„Die Lene hat den Sinn für Romantik von ihrem Vater geerbt," warf Renate ein. „Neulich gingen wir am Fasanenhof vorbei, da fiel ihr vor allen

Dingen das Brückchen auf, der schmale Laufsteg, weißt du, Achill? Der Steg, der nach dem alten Turm führt, in dem dein Zimmer liegt, und da wurde sie ganz sonderbar ernst, die kleine Lene . . ."

Achill schaute auf und sagte fast unfreundlich: „Ich finde diesen Steg gefährlich, ich werde ihn entfernen lassen."

„Ja, gefährlich," sagte Lene mit seltsamem Blick. „Er kam mir, als ich ihn zum erstenmal sah, vor, als ob er die, die darübergehen, ins Leben oder in den Tod führe, vielleicht kam es daher, daß ich früher einmal, als ich noch daheim war, von meiner Mutter eine Geschichte hörte, in der ein Ritter eine Frau über einen solchen schmalen Steg führte, und nachdem sie von ihm festlich bewirtet worden war, in einen schrecklichen Abgrund stürzte. Es war ein Lied, wie es Jahrmarktsänger singen, die eine Mordgeschichte mit einem langen Rohrstock erklären; später verwischte sich das mit der Geschichte von der Sphinx, aber es ist sicherlich dumm, daß ich so etwas sage."

„Gruselig ist es," rief Renate. „Ich kenne dich gar nicht wieder. Ich dachte nicht, daß du so düstere Phantasien haben könntest!"

Sophron hatte verwundert Lene angesehen und dann Achill, der nervös mit seinem Messer spielte. Wie kam denn Lene zu solchen wunderlich geschraubten Reden? Oder lag ein tieferer Sinn dahinter? — Mein Gott, wenn . . .

Aber er sah ja Gespenster am hellen Tage. Diese Liebe, die so spät und so heiß in ihm erwacht war, machte ihn mißtrauisch, und die ganze außerordentliche Lage der Verhältnisse trug dazu bei, ihn noch unruhiger zu machen. Er verwickelte Lene in eine Unterhaltung, erzählte ihr von seinen Reisen und versuchte die Lust in ihr zu wecken, auch die schöne Welt kennen zu lernen. Sie ging auf alles ein und war so lebhaft und erschien so angeregt und harmlos, daß seine schwarzen Gedanken vollkommen verschwanden. Dagegen wurde sein Schwager immer einsilbiger, und wenn er nicht so mit Lene beschäftigt gewesen wäre, so würde er bemerkt haben, daß Achill mehr als einen erstaunten und unruhigen Blick auf Lene ruhen ließ.

Nach dem Essen setzte sich Sophron an den Flügel, Lene stand träumerisch am Fenster. Ihr lichtes Köpfchen hob sich scharf ab von den dunkelroten Sammetvorhängen und dem graudunkeln Luftton, der vor den Fenstern lag. Es begann zu tauen, ein heftiger Wind pfiff ums Haus, und die Aeste der Bäume draußen im Park sahen ganz schwarz und gespenstisch aus. Das alles sah Sophron, während seine Finger leise über die Tasten glitten. Wenn er die wilden Gedanken hätte lesen können, die in Lenens Seele miteinander rangen.

Achill schützte Geschäfte vor und entfernte sich. Renate geleitete ihn auf seine Bitten ein Stück Wegs und wollte dann bei ihrer Schwester vorsprechen. Sophron war froh, allein mit Lene sein zu können, denn Frau Reinfeld war auf ihr Zimmer gegangen, um Briefe zu erledigen, aber Lene entschlüpfte ihm. Sie klagte über Kopfschmerzen und ging hinauf.

Sie stand eine ganze Weile still mitten in ihrem Zimmer, die Hände gegen die Schläfen gepreßt, und dachte immer wieder dasselbe: Fort, aus der Welt, ach, sterben, in dem eiskalten Wasser zwischen lauter Eisschollen liegen, o wie furchtbar! oder sollte sie die Hand fassen, die sich ihr rettend bot — Sophron — Betrügerin — o, o wie entsetzlich! Wie lange würde das denn dauern? Und dann? Und Achill? Er — o, wie sie ihn haßte! Warum schrie sie nicht laut auf: Mörder, Dieb . . .'

Langsam ging sie auf und ab, mußte denn gestorben sein? Wenn sie nun davonlief. Ihr Großvater war ja auch ein fahrender Musikant, und sie konnte ja singen, wie die Harfenmädchen, von niemand erkannt! Man sollte sie nicht finden. Nein, nicht sterben! Sie riß das Fenster auf, der Sturm, der draußen in den Bäumen tobte, war mild und frühlingswarm, und auf den Wegen des Parkes glänzte es silbern von vielen kleinen Wasserlachen, und da, wo der Schnee fortgetaut war, schimmerte der Rasen grün . . . Und sterben, jetzt sterben müssen! Und sie war doch so jung. Aber die Schande, die auf sie lauerte, ach, sie ertrug es nicht! Schweigen müssen, stumm alles ertragen! Was würde nur ihr Vater beginnen — wenn er daran stürbe . . . Dankbar sollte sie sein! Sie setzte sich in den weichen Sessel am Fenster und begann wieder und wieder dieselbe Gedankenreihe zu denken. Ja, wenn sie nur einmal wüßte, was Achill zu alledem sagte, was er darüber dachte, was nun werden sollte!

Zwölftes Kapitel

Achill ging in seinem Zimmer unruhig auf und ab. Renate hatte ihn bis zum Steg geleitet, der über den jetzt hoch angeschwollenen Bach führte. Er hatte ihr mit dem Tuch zugewinkt, als er an der andern Seite stand, und ihr nachgesehen, wie sie, vom Sturm umtost, heimschritt. Niemals in seinem Leben war er in einer so verwirrten Lage gewesen. Anfänglich war es grenzenloses Staunen, das ihn erfaßte, als er Lene im Haus seiner Braut fand, und dann machte er sich zum ersten Male in seinem Leben Vorwürfe über etwas, das sich gar nicht einmal als etwas Besonderes in seinem Leben hervorhob . . . Konnte er denn ahnen, daß diese Lene je wieder

seinen Lebensweg kreuzen würde?... Dann schien ihm die Hauptschuld an Sophron zu liegen. Jedenfalls war es nötig, irgend einen Schritt zu tun, damit Renate von allem verschont blieb. Er würde sich Sophron anvertrauen, es war hart, aber es war das einzige. Fast kam es ihm wie eine seltsam grausame Wiederholung eines Familiengeschickes vor; diese Liebesgeschichte von Sophrons Großvater. Man konnte ja auch Lene nach England schicken! Gut, daß ihm dieser Gedanke kam. Er würde auch mit Lene reden müssen. Er biß die Zähne aufeinander.

Am Fenster stehend, sah auch er hinaus in das Toben und Stürmen da draußen. Da bemerkte er eine schlanke Mädchengestalt, die in schnellem Schritt auf dem schmalen Pfad daherkam, der über die Wiesen führte, die hinter dem Park lagen. Sie kam gerade auf den Fasanenhof zu. Es war Lene. Er erkannte sie trotz der Dämmerung. Das Blut stockte ihm in den Adern; was wollte sie beginnen? Zu ihm kommen? Ihn zur Rechenschaft ziehen? Er wollte hinuntereilen, ihr entgegen, sie abhalten, in sein Haus zu kommen, da, was tat sie denn? Sie stand vor dem Steg und tat ein paar Schritte vorwärts, dann wich sie langsam zurück und lief die Straße entlang, die längs des Parkes hinführte. Gottlob, sie hatte sich wohl besonnen, aber es war seine „Pflicht", sich nun mit ihr auseinanderzusetzen. —

Lene hatte vom Steg in die Fluten springen wollen, aber dann wich sie zurück; nein, sie konnte es nicht, nicht hier und überhaupt niemals, sie lief in wahnsinniger Hast weiter. Es dunkelte schon, und sie wußte selbst nicht, wie es kam, da stand sie auf dem Brühl vor dem Haus, in dem ihr Vater wohnte. Aber sie ging nicht hinauf zu ihm, sie ging zu ihrer Mutter.

Amanda Binder saß in ihrem Doppelschal in der Sofaecke und fuhr erschrocken aus einem Halbschlaf auf. „Mein Gotte doch," rief sie, „Lenechen, was willste denn? Ich denke, nu is bei euch Essenszeit! Was führt dich denn her zu mir." Sie erhob sich schwerfällig und steckte die Lampe an. „Setz dich, was willste denn, Lenechen?"

Lene ließ sich schwer auf den Stuhl fallen und legte den Kopf auf die gefalteten Hände auf den Tisch. Amanda war allein, das Mädchen hatte die Kinder mitgenommen. Sie verschaffte sich oft ein solches Ruhestündchen, indem sie die Kinder in die Nachbarschaft schickte. „Mein Jeh, Lenechen, du machst mich ganz bange; haben sie dir was getan?"

Lene hob den Kopf mit einem Seufzer und sah die Frau an, die ihre Mutter war; sie wollte ihr alles sagen, sie um Rat und Hilfe anflehen, es war ja doch ihre Mutter, aber sie brachte keinen Ton über ihre Lippen. Sie sah eine Weile wie geistesabwesend vor sich hin und in dem unordentlichen Zimmer umher, ohne ein Wort zu sprechen. Amanda Binder wurde es ganz ängstlich ums Herz: „Soll ich deinen Vater holen?"

„Nein, nein!" rief Lene, „ich war nur so müde, und nun gehe ich schon, und — Mutter, Mutter!" rief sie plötzlich und schlang die Arme um die Frau, die nichts mit ihrem aufgeregten Kinde anzufangen wußte. Dann ließ sie die Mutter aus ihren Armen, wischte sich die Augen trocken und sagte: „Ich habe eben Heimweh, das ist's, sonst nichts... und es wird sich schon geben. Ich bleibe noch ein halbes Stündchen hier, und du kannst mir etwas erzählen, von meiner Großmutter und von dir; wie war das doch mit meiner Großmutter?"

„Ach," meinte Amanda, „es ist unrecht, wenn ich darüber rede, dein Vater hat es verboten, aber schließlich, einmal erfährst du es schon, und warum sollst du es nicht von deiner Mutter erfahren, die die Nächste für so etwas ist! Deine Großmutter war die Geliebte von dem ganz alten Reinfeld; man kann darüber denken, wie man will, anständig waren die Reinfelds immer in so was, ich meine auch damit deinen Vater, der mich auch nicht im Pech sitzen ließ, indem er mich heiratete, und nur eins hat mich immer sehr gewurmt, daß er so ein Wesens von seiner Mutter machte, die nicht besser war wie ich, indem sie nicht einmal geheiratet wurde..."

„Meine Großmutter war...?"

„Na ja, darum auch nahmen sie dich zu sich, damit sie alles wieder gut machen..."

„Und du, du bist...?"

„Na, höre, Lene, ich weiß nicht, was mit dir los ist, dein Vater hat mich nachher geheiratet, wie du geboren warst, und alles ist in Ordnung und keiner kann mir etwas vorwerfen..."

Lene erhob sich, sie reckte sich, hob die Arme hoch mit einer sonderbaren Gebärde. „Du kannst mir schwören, daß meine Großmutter die — die Geliebte des alten Reinfeld war?"

„Ja doch, Lenechen, du bist Renatens Cousine, und Herr Sophron ist dein Cousin, es ist so!"

„Leb wohl!" sagte Lene. Sie ging langsam die Treppe hinab, zur Tür hinaus, den Brühl hinab, durch die Bürgerau. Vor dem Haus blieb sie einen Augenblick stehen, sie sah hinauf zu den hell erleuchteten Fenstern, und sie sah, wie Gestalten an den Fenstern vorbeigingen und in den dunkeln Zimmern plötzlich Licht auftauchte. Wehmütig dachte sie: ‚Sie suchen mich...' Dann ging sie weiter, am Schlößchen vorbei, wo die Löwen schweigend lagen. Dann führte der Weg am Fasanenhof vorüber. Sie warf einen

letzten Blick auf den Steg. Sie zuckte zusammen. „Nicht sterben, nein, nicht sterben, ich bin doch noch so jung, und ich möchte leben, leben . . .“

Sie lief weiter in Nacht und Nebel hinein. Und sie achtete nicht auf Sturm und Regen und dachte nur immer: ‚Was soll ich anfangen? Meine Großmutter war die Geliebte des alten Reinfeld, und meine Mutter? Ja, meine gute Mutter ward „anständig“, als sie mein Vater zur Frau nahm und sich damit elend machte, als er ihr die Ehre wieder gab. O Gott, ist das deine Welt? Und nun ich, die kleine Lene! Es ist einer da, der mich liebt, aber ich kann ihn nicht betrügen, ihn nicht, und darum muß ich fort. Was ist daran zu ändern? Es liegt mir so im Blut, das Elend, das Vagabundieren; gut, mag's so sein. Ich kann nicht sterben, ich will fort und meine Schande verbergen . . .‘

Und sie lief und lief in Angst und Verzweiflung immer weiter, immer weiter in die Irre hinein. Und sie blieb nicht allein. Denn da draußen, außerhalb der Grenzen des Gesellschaftslebens gibt es genug solcher losgerissenen Blumen aus den Hecken am Weg. Zu denen gesellte sie sich, und es dauerte nicht lange, da war sie im Staub der Straße zerstoßen und zertreten, und ihre Spur war verweht.

Dreizehntes Kapitel

An jenem Abend suchte man die kleine Lene, und man suchte sie noch manchen Tag, und niemand konnte denken, wohin sie gekommen sei. Frau Julie Reinfeld trug Trauer um sie wie um ein eignes Kind, niemand durfte mehr in ihrer Gegenwart die alten Lieder singen. Frau Amanda, die ihr Kind zuletzt gesehen hatte, klagte sich laut weinend an mit törichten Worten. Sie erzählte immer wieder jeden kleinsten Umstand ihrem Manne, dem alten Sonderling, und Sophron Reinfeld. Binder schüttelte den Kopf, er fand keine Aufklärung. Er überlebte diesen Schlag nicht lange, er wurde tiefsinnig von allen Grübeleien und allem Suchen in den Wäldern und Talschluchten der Umgegend. Sophron unterdrückte mit Gewalt eine bange Ahnung, einen leisen Verdacht, der immer mächtiger anwuchs, um Renatens willen. Für ihn hatte das Leben keinen Reiz mehr, seit die holde Mädchengestalt daraus verschwunden war. Er sammelte alle Lieder, die das Volk sang, die Lieder vom Scheiden und Meiden und Nimmerwiedersehen, und wenn er auf seinen Reisen eines dieser Lieder von einem traurigen Kind singen hörte, blieb er stehen, verweilte und dachte an die kleine Lene. Niemals kam er wieder in das alte freundschaftliche Verhältnis mit seinem Schwager. Er konnte einen Verdacht nicht niederkämpfen, einen furchtbaren Verdacht . . .

Nur einer dachte daran, daß er die Schuld trage an diesem Verschwinden der kleinen Lene . . . Und um der Wahrheit willen sei gesagt, daß er heimlich Boten ausschickte, sie zu suchen, als die andern schon erlahmt waren. Als er ein alter Mann war, selbst Söhne hatte und einen Namen, den jeder mit Ehrerbietung nannte, und eine Frau, die ihn vergötterte, da wühlte in seinem Innern immer noch ein Stachel, der Gedanke an die kleine Lene, und wenn er an dem Fenster seines Arbeitszimmers stand und auf den schmalen Steg starrte, dann nannte er sich einen Mörder und schauderte in den Umarmungen seiner schönen Frau zusammen. Niemand kannte den wahren Grund davon, weshalb ein Mann, den das Glück auf Schritt und Tritt zu verfolgen schien, nicht froh und frei seine Straße ging, sondern scheu und mißgestimmt.

Sophron überlebte seine schöne Schwester und seinen Schwager um viele Jahre. Es blieb ihm auch nicht erspart, die Wahrheit über Lene zu erfahren, denn eines Tages erschien ein schwindsüchtiger Seiltänzer in seinem einsamen Haus. Er trug einen bunten, zerschlissenen Komödiantenrock und hustete trocken und hohl nach jedem Wort, das er sprach und das so heiser klang. Das war Lene Binders Sohn. Der brachte ihm einen vergilbten Brief, und in dem Brief stand ihre Geschichte. Die Geschichte der kleinen Lene, der das Leben so lustlich erschienen war, die nicht sterben konnte, als sie aus einem Paradiese gestoßen war, und doch, so lange sie, eine Beute des Jammers, im Staub der Straße wandelte, Heimweh hatte. Nun sah er klar, ja „Zweierlei Liebe“ . . . und er sagte mit Lene: „Gott, ist das deine Welt?“ Da hat der alte Mann geweint, bittere Tränen. Der Seiltänzer starb nach kurzem Krankenlager, und Sophron Reinfeld begrub ihn . . . aber nicht das heiße Weh in seinem alten Herzen.

Am Ellwurth

Erzählung

von

Thusnelda Kühl

(Fortsetzung)

Die beiden Männerhände fanden sich zu kurzem, festem Druck zusammen. Dann lächelte Frens Gaye und fragte: „Und wer ist das Mädchen, das du mehr liebst als Ellwurth, darf ich's wissen?"

Und Dietrich Tetens erzählte, bald stockend und bald selbstvergessen leidenschaftlich, von Nantiana von Holdt.

„Mich dünkt, ich kennte sie schon," sprach der Alte sinnend, „sie ist das Märchen in deines Lebens grauem Alltag. Aber die andre, die stolze Herrin von Ellwurth! Weißt du, daß die Spatzenlieder ein Körnchen Wahrheit enthalten?"

Dietrich sah stumm vor sich nieder, die Stirn gefurcht, da merkte der Alte, daß er in Anna Fresendelffs Seele gelesen hatte.

„Raten Sie mir, Herr Gaye —"

„Das kann ich nicht, Dietrich. Rat bringt allein die Zeit —

„Noch eins, mein Junge," hub er nach einer Weile wieder an, „den Königskamp erhältst du nicht, der ist Flora Jürgensens Erbe, du weißt, daß ihre Wiege hier gestanden hat und daß sie an dem alten Hause hängt —"

„Ach, Herr Gaye, mit was für Worten soll ich Ihnen überhaupt Ihre unerschöpfliche Güte danken?" brach es stürmisch von des Jüngeren Lippen.

„Mit gar keinem, Junge, nur fortsetzen sollst du, was meines Lebens bestes Streben war, das Gute lieben, an das Gute glauben, ob auch tausend fallen zu deiner Rechten und zehntausend zu deiner Linken und — was das Schlimmste ist — du selber mitten drin. Und jeden Keim des Guten, den du findest, fördern, des Lebens große Hemmnisse im Schweiße deines Angesichts überwinden und die kleinen lachend, und nimmer richten und verdammen, Dietrich! Gut sein ist schwer, und nicht mitzuhassen, sondern mitzulieben sind wir da. Ja, mein Junge, das wäre so mein geistliches Vermächtnis an dich, nicht hohe und tiefe Weisheit habe ich zu vererben, nur Mittelgut, doch erprobtes." Er hielt die Hand des jungen Freundes, dem waren die Augen noch feucht von schwerflüssiger Männerzähre.

„Herr Gaye, so wahr mir Gott helfe, will ich nicht umsonst auf Ihrer Etgröde gestanden haben."

„Hast ein gutes Gedächtnis, Dietrich," lächelte der Alte vom Königskamp.

„Meister," fragte der Jüngere zagend, „wohin gehen Sie?"

„Nach dort, mein Junge, wo ebenso wie hier der Wille Gottes sonnenhaft über allen Dingen steht, mehr weiß ich nicht, mehr braucht's auch nicht — leb wohl —

„Nein, so war's nicht gemeint" — als Dietrich gehen wollte —, „bleib bei uns, wenn du kannst, und sitze einmal wieder an meinen Tisch, ich habe immer so gern dein gutes Gesicht angesehen. Erst war es rund wie ein Apfel, dann ward es länglicher und fester, und die blonden Löckchen wurden dunkel — und aus Potsdam brachtest du den Schnurrbart mit. Ich weiß es alles noch, wie du warst und wie du wurdest — und immer warst du mir lieb," schloß er innig.

Als Dietrich Tetens vom Königskamp ging, war sein Schritt schwer, und sein Kopf wendete sich ungezählte Male zurück nach dem trauten Hauberg am Deich, der seiner jungen Seele Schutz und Schirm gewesen war so manches gute Jahr.

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Anna Vena war verändert seit jenem Dezembertage, da die Burschen auf der Straße ihr entgegengejohlt, was sie sich selber nur zagend gestanden hatte — das Geheimnis, daß Dietrich Tetens ihrem Herzen allzu wert sei. Nun erst fühlte sie in Wahrheit den Boden von Ellwurth unter ihren Füßen schwanken. Seit jenem Tage ging sie nicht mehr so hoch aufgerichtet wie sonst, ihr Schritt klang nicht so hart und fest, und manchmal entdeckte Hanne Tetens einen hilflosen, suchenden Blick in ihren allezeit so stolz und verschlossen blickenden braunen Augen.

„Ich glaube, Fräulein Fresendelff hat schwerere Sorgen, als ich wußte," sagte Dietrich zu seiner Mutter, als er eines Abends bei ihr im Hinterstübchen saß. Ihr matter Blick hob sich vom Faden.

„Ja, schwere Sorgen, Dietrich, aber nicht um Geld und Gut allein." Mehr fügte sie nicht hinzu, es war auch nicht nötig, er hatte völlig verstanden.

Indessen sehnte sich Anna Vena zum zweitenmal

in ihrem Leben nach einem Menschen, an dessen Brust sie ihr Leid ein einzigesmal ausschluchzen könnte. Aber da war keiner, nicht der sorgenvolle Vater, mit dem sie nie so zartes, persönlichstes Fühlen in Worten ausgetauscht hatte, nicht der gütige, alles verstehende Gaye, dessen Hand sie stolz zurückgewiesen hatte mit ihrem selbstbewußten: „Tue recht und scheue niemand", nicht Hanne Tetens, obgleich sie fühlte, daß deren Blick mitleidig in ihrem Herzen las. Nein, nicht Hanne Tetens! Da war kein Mensch, der ihr hätte helfen können. Hilfe und Rat war allein in ihr selber. Heimlich hatte sie an jenem Abend, da sie bei verschlossenen Fenstern in ihrem Zimmer auf und ab wanderte, die Hände gefaltet, ein zages Suchen nach höherem Schutz. Doch jählings hatten sich ihre Finger wieder gelöst, sie legte den Kopf in den Nacken, bettelnd vor Gottes Angesicht zu treten, vor dem sie niemals anbetend gestanden, erschien ihr als erbärmliche Religion.

Am Kachelofen stand ein hochlehniger Stuhl, davor der alte Eichentisch der Ratmännin, über dessen schwärzliche Platte die niedrige Lampe matten Glanz warf. Der reichte nicht bis in die Ecken des großen quadratischen Zimmers und erhellte nur schwach ihre Züge, so nahe doch dem Bereich des Lichts. So war's ihr recht. Sie stützte den Kopf auf und sann und sann. Zornig ballten sich ihre Hände, sie drückte sie an die Augen und stöhnte auf. Stöhnte auf aus Qual und Scham, daß sie es nicht mehr vermochte, sich kalt lächelnd über die Verleumdung zu erheben, daß sie ihren Nacken beugen mußte — beugen unter die Wahrheit, daß sie in tiefstem Herzensgrunde wünschte, es sei alles so, wie nun die Lästerzungen höhnten.

Sie schlich in ihr Schlafgemach, auch dort der Laden geschlossen! Was hatte sie denn gewollt? Hinauslugen über die Werft nach dem Haus, aus dem der Lichtschein ihre Heimkehr gegrüßt? Mit ihren Blicken diesen Lichtschein liebkosen — ? Sie hatte es gewollt, die hochmütige letzte Fresendelff, aber an dem geschlossenen Laden sank nun ihr Blick beschämt hinab. Und dann war's ihr plötzlich, als tauche vor ihr ein Gesicht auf, rotbraun, mit langem, sonnengebleichtem Schnurrbart, mit einem Paar hellen, scharfen, doch freundlichen Augen. Und diese Augen lächelten, lächelten immerzu. „Kommen Sie nach Hause, Anna Fresendelff — das ist ja das Marschfieber! Seien Sie doch verständig — das Leben ist gar nicht schwer — warum es so machen? Hier meine Hand — wir schreiten lachend hindurch."

Sie fuhr mit der Hand über ihre Stirn, ein paarmal, als scheuche sie Träume fort, und kehrte zurück in ihr Wohnzimmer, um noch einmal den Brief zu lesen, den Oskar Verbeek zu Weihnachten geschickt hatte. Im Pastorate hatte sie ihn nicht zu erwähnen vermocht, so kühl war ihr die Stimmung des Hauses aufs Herz gesunken — ach, sie wußte ja nun wohl, warum es so gewesen war.

Sie las fast mit Andacht, jedes seiner gutherzigen Worte war ihr eine Wohltat, sie fühlte, daß hinter seinem Scherz viel Tapferkeit und Lebenstüchtigkeit wohnte — seine Mahnung: Nimm's nicht zu schwer, war reife Weisheit. Auf einmal wußte sie, wem sie ihr Leid vorklagen könne — nicht einmal der komische Umstand, daß der Amerikaner ihr Heiratsanträge gemacht hatte, sollte sie daran hindern, im Gegenteil; war doch seine Absicht, sie zu heiraten, nur seinem warmherzigen Mitfühlen entsprungen. Sie nahm einen großen, geschäftsmäßig aussehenden Bogen aus dem Schreibtisch, und ihre Feder flog darüber hin. —

Im Februar stattete Jud Levy dem Hofe einen Besuch ab, und als er wiederkehrte ins rote Schloß, bettelte die jüngere Sarah — die alte war zu ihren Vätern heimgegangen —: „Vaterleben, schenk mir Ellwurth!" — „Schenk mir Ellwurth!" quälten Veit und Rahel, die Kleinen. Der Vater dieser Sprößlinge, Veit Abraham, ein eleganter Herr, der ein großes Konfektionsgeschäft in der Angermannstraße innehatte, stand am Ofen und wärmte sich. Bei den Worten seiner Gattin hatte sich sein Gesicht spöttisch verzogen. „Schenk mir, gib mir —" die Litanei kannte er.

„Kann sein, daß ich's dir schenke," schmunzelte Levy und rieb sich die dürren Hände. Befriedigt aber sprach Sarah, die junge:

„Du weißt, ich habe mir's immer gewünscht."

„Ja, ja," lachte der Alte, „ich weiß, daß deine Augen immer größer gewesen sind als deines armen Vaters Geldbeutel. Meiner Seel, was wollen die jungen Affen?"

„Hast du uns nichts mitgebracht?" lärmten Veit und Rahel und tauchten ihre Fäuste tief in des Ahnherrn Taschen. Der aber schleuderte sie weg wie junge Raupen und schaffte das Bündel herbei, das er auf seinem gekrümmten Rücken von Ort zu Ort schleppte. Und als er es leerte, da war der Jubel groß in dem jungen Israel. Die üppige Sarah aber und ihr hagerer Gatte flüsterten von ihren Zukunftsplänen, und der alte Mann im Sorgenstuhle schaute behaglich lächelnd auf seine mühsame Wallfahrt zurück und dann voraus auf den Weg, den er dem jungen Geschlecht so schön geebnet hatte. —

Frau Lehnsmann Jürgensen bewohnte ein neues, stattliches Haus in Olwersum. Das war hochgebaut,

und von seinem Giebelzimmer sah man über den Deich hinaus auf die Eider, wie sie sich aufschäumend dem grauen Meer in die Arme stürzt. Frau Flora steigt oft empor ins Giebelzimmer, um die See zu sehen, deren Rauschen in ihre Kindheit und Jugend hineingetönt hat.

Auch heute steht sie oben, auf dem grünen Vorland und der grauen Flut ruht Märzsonnenschein. Die Kibitze schreien über dem flachen Land, und die Stare lärmen in den Lindenkronen. Ihr aber ist nicht lenzfroh zumute, aus ihren Zügen spricht mühsam beherrschte Sorge und Unruhe. Ist nicht der März der böse Monat, der mit blanker Sichel alles niedermäht, was krank und schwach ist?

Frau Flora seufzt vernehmlich und beginnt mechanisch, die Betten zu ordnen. Das Giebelzimmer ist die Fremdenstube des Hauses, und sie erwartet ihre Tochter aus Tating mit den Kindern. Sie hat ihr Kommen für den nächsten Tag gemeldet, Frau Jürgensen aber vermag sich nicht auf dieses Morgen zu freuen. An ihrem Lager steht an jedem neuen Tage das graue Gespenst der Sorge. Das hat ihr das frische, immer noch jugendliche Gesicht schier fahl und bleich gemacht und die letzten Silberfäden durch ihr Haar gesponnen. Erschrocken hatte schon die Tochter um Weihnachten zu ihrem Manne gesagt: „Wie sehr ist Mutter gealtert, ihr Haar ist fast grau."

Ja, sie hatte lange dem Alter ein Schnippchen geschlagen, die schöne Flora Gaye, nun hatte es sie doch gepackt an der einzigen Stelle, an der sie verwundbar war.

Als sie wieder hinabstieg, stand die Tür des Hinterstübchens an der Bodentreppe eine Handbreit offen, eine dünne Stimme rief von drin ihren Namen: „Flora —". Da trat sie ein zu der alten Martje. Die saß am Fenster hinter Nelken- und Geranienstöcken, der kümmerliche Rest eines Menschenlebens, verhutzelt und zusammengesunken, nur, wie es schien, die Augen noch lebendig. Auf dem Schoße hielt Martje einen ebenfalls sehr alten, gelbweißen Kater, an dem wärmte sie die dürren Hände, und unter ihren Füßen stand jahraus, jahrein die Feuerkike.

Martje Reimers aß das Gnadenbrot auf Ohwersum nach fünfzig Jahren treuer Arbeit in der Familie Jürgensen. Frau Flora war der Alten ganze Liebe von dem Tage an schon, da Lehnsmann Jürgensen sie vor dreißig Jahren ihr als Braut vorgestellt hatte mit dem Vermerk: „Nicht anfassen, Martje, sie ist von Schnee."

Seit Martje auf dem Altenteil lebte, war ihre Freundschaft mit der Frau des Hauses noch gewachsen, und wenn sie allein waren, sagte Martje keineswegs Frau Lehnsmann, sondern einfach Flora.

„Flora, wie grau siehst du aus," bemerkte sie nun im Tone liebevollster Sorge. Martjes Augen waren, trotzdem sie bald neunzig Jahre auf die bunte Welt geblickt hatten, noch immer gut. „Hier, nimm Hausohm und wärme dich." Frau Jürgensen aber lehnte dankend den Kater ab und fragte wie beiläufig:

„Hat Martje eine gute Nacht gehabt?" Die Beiläufigkeit war freilich nur angenommen. Martje geruhte auch nicht, eine direkte Antwort zu geben, feuchtete sich die Fingerspitzen an und strich die paar dünnen Haare noch glatter unter das weiße Mützchen. Dieses aus Verlegenheit. „Hast was gehört, Flora?" fragte sie dann vorsichtig.

„Mich dünkt es," sagte die Lehnsmännin, die am andern Fenster saß und sich um ein paar welke Blätter mühte, die an einer Pelargonie hingen. „In den Schränken hat es geknarrt, und von der Lohdiele ist ein schwer bepackter Wagen abgefahren."

„Wird mein Leichenwagen gewesen sein," versuchte die Alte zu beruhigen.

„Nein, Martje," sagte die andre kopfschüttelnd. „Martje hat auch etwas erlebt diese Nacht," raunte sie dann drängenden Tones und beugte sich über den Tisch, der zwischen den Fenstern stand.

„Na ja, ich weiß aber nicht, was es zu bedeuten hat, meine Tochter. Ich mußte aufstehen und nach dem Dielenfenster kriechen — da war keine Hilfe," wandte sie leise ein — „ich mußte."

„Mein Gott, davon hätte ja Martje den Tod haben können!"

„Nein, nein, davon nicht, ich muß erst mit flütten*) —"

„Was soll das heißen?" fuhr Frau Jürgensen auf, und ihre Stimme war voll Angst.

Martje duckte sich zusammen und sagte eigensinnig: „Weiß nicht."

Die Hausfrau aber mahnte zum Fortfahren, und die Alte sagte: „Da sah ich vom Norden her zwei glühende Augen kommen, die kamen immer näher, bis sie ungefähr bei Ketel Levsens Haus stehen blieben. Da brannten sie mir auf die Brust, und ich dachte, daß sie wohl großen Jammer bedeuten müßten. Bei Levsens Haus klappten sie zu, und ich weiß nicht, wie es kam, ich mußte denken: Nun ist Flora fort —"

„Tot, meint Martje?" fragte die Zuhörerin mit Unbehagen.

„Nein, nicht tot, nur fort," sagte die Alte nachdrucksvoll. Mehr konnte oder wollte sie nicht erzählen, und Frau Jürgensen ging an ihre gewohnte Beschäftigung.

Es war heute keine Ruhe in ihr, sie hetzte die Mädchen, hetzte sich selber, ersann Extraarbeiten, nur um die Zeit von dannen zu jagen, und wußte doch,

*) Umziehen.

daß der nächste Tag keine Erlösung bringen würde von dem Bann, der auf ihr lag, und auch der folgende nicht und keiner.

So ward es Abend, und die Arbeit war getan, die Kleinmagd räumte das Abendbrot fort vom Tische der Herrin, die jahraus, jahrein ihre Mahlzeiten einsam genoß. Schon schlich die Dämmerung durch die Stube, nur draußen lag noch der Nachglanz des Sonnenuntergangs am Himmel. Frau Jürgensen hüllte sich in ein dickes Tuch, denn der Wind blies scharf, und ging hinaus, den Akt hinauf zum Deich.

Kräftiger fuhr hier der Wind sie an, der kam aus Südwest, war feucht und schwer, als habe er nicht nur den Tau des Himmels, den Dunst des Meeres, sondern vieler Menschen Tränen getrunken. Auch von den Augen der einsam wandernden Frau strich er mit seiner Schwinge ein paar Tropfen fort. Die Flut stieg, um elf Uhr war Hochwasser — ihr war's, als tönten wunderlich gurgelnde, wehklagende Laute aus der Tiefe herauf. Fast graufte ihr. Noch waren's keine drei Wochen her, daß hier das Feuerschiff aus Tönning mit Mann und Maus versunken war. Wie, wenn die Toten aus der Tiefe riefen? Wenn sie noch mit unerfüllten Wünschen, unerfüllter Sehnsucht an das Leben, an die Oberwelt gebunden wären!

Flora Jürgensen schauerte. Dort unten im Dunkel lag das Haus Levsens, eines kleinen Aufsichtsmannes, bis hierher waren die brennenden Augen gedrungen, und hier waren sie erloschen. Von Norden waren sie gekommen — hatten sie zu ihr gewollt? Lebte da im Norden unter dem Schutt, den viele, viele Jahre darauf gehäuft, noch eine brennende Sehnsucht, die sie suchte?

Sie weint laut auf, es ist, als ob die langverschlossenen Brunnen der Tiefe aufbrächen. Dort steht ein umgestülpter Karren, fast wäre sie darüber gestolpert. Nun läßt sie sich darauf nieder, hebt das dicke Tuch vor ihr Gesicht und weint. Sachte legt die dunkle Nacht ihren schwarzen Mantel um die traurige, in Angst und Jammer zusammengesunkene Gestalt. Endlich ermannt sie sich und steht mit schweren Füßen auf. Freundlich winkt das Lämpchen aus Ketel Levsens niedrigem Haus, auf der Landstraße fern schimmern ein paar Wagenlaternen — das ist alles Licht, das zu ihr gelangt. Ihr zur Seite stöhnt die See, jammern ihre Toten, heult der Wind, der so viele Tränen getrunken hat, und vor ihr glühen immer heller die Laternen. Eine große Schwäche kommt über sie — sind das die glühenden Augen, die Martje gesehen hat? Was wollen sie —?

Die Zeit verrinnt, nun ist der Wagen ganz nahe. Da fliegt sie vom Kamm des Deiches hinab, daß ihr schwarzes Tuch flattert wie Nachtgespensterfittiche. Die Pferde bäumen sich vor ihrer jähen Erscheinung, doch der Kutscher bändigt sie, daß sie mit zitternden Flanken stehen.

„Wohin wollen Sie, Hems?"

Der reißt die Mütze vom Kopf. „Um Vergebung, ich habe Frau Lehnsmann nicht erkannt — Herr Gaye liegt im Sterben."

Sie faßt sich und sagt ruhig, mit dem Ernst, den die Stunde erheischt: „So werde ich gleich einsteigen, daß wir keine Zeit verlieren, und Gott gebe, daß wir nicht zu spät kommen. Nur muß ich erst Ketel Levsen mit Botschaft zu meinen Leuten schicken."

Sie pocht an das erhellte Fenster und gibt Weisung, ihre Stimme ist gelassen wie immer, und würdevoll kehrt sie zurück an den Wagen. „Fahren Sie zu, Hems — der Tod kennt kein Warten, und an zwei Gäulen liegt nicht viel." Da peitschte er die Schimmel — am Ende war's ja auch nicht nötig, daß sie ihren Herrn überlebten!

Levka empfing Frau Jürgensen und führte sie sorgsam, als wäre sie eine Kranke oder eine Greisin, ins Haus. Auf dem freundlichen Flur brannte wie immer eine kleine Lampe mit schwacher Helle, doch deuchte Frau Flora heut der Schein grell, und sie legte die Hand über die Augen.

„Herr Gaye weiß Bescheid," sagte Levka leise, ihre Worte waren voll scheuen Mitleids, und ihre Augen sagten noch viel mehr, nur daß Frau Jürgensen die nicht sah. Mechanisch folgte sie der Voranschreitenden durch die Wohnstube.

„Hier," sagte die alte Haushälterin kaum hörbar und öffnete die Tür.

Frens Gaye richtete sich halb vom Lager auf — „Flora —"

Ihre zitternde Hand drehte den Schlüssel im Schloß, dann war sie bei ihm, vier Hände legten sich ineinander, lange, lange.

„Heb den Schirm von der Lampe, Flora," bat der Kranke. Nun erst sah sie seine Augen, drin leuchtete der Sonnenglanz, der in ferner, lang entschwundener Zeit ab und zu jäh hervorgebrochen war, um dann hinter düsteren Wolken wieder zu verschwinden und schließlich unterzugehen im Dunkel der harten Lebensnot.

„Frens —" sprach die sechzigjährige Frau, und das klang weich und zitternd, wie der Menschen Stimmen klingen, wenn sie sich durch laue, duftende Sommernächte zueinander stehlen.

Fest ruhte Blick in Blick, und die Seligkeit des Sichwiederfindens und Wiederhabens war viel größer als des nahen Scheidens Pein.

Sie sank auf die Knie und legte ihren Kopf an

seine Brust, drin hämmerte das Herz sein letztes Glück. Immer leiser aber ward der Schlag, schwerer die Hand, die auf dem grauen Scheitel der Knienden ruhte. Angstvoll richtete sie sich auf. Da traf sie seiner Liebe allerletzter Abendstrahl.

„Flora," sprach er leise, „der Abgrund schließt sich, der uns lebenslang getrennt."

Sie sprach kein Wort mehr, leise schloß ihre weiche Hand die Lider über die erloschenen Sterne ihres Lebens. —

Die Nacht verrann, und ob sie kurz gewesen oder lang, hätte Flora Jürgensen nie mehr zu sagen gewußt, denn ihre Stunden gehörten nicht der Zeit an, sondern der unmeßbaren Ewigkeit.

Früh, als der graue Morgen durch die Scheiben brach, trat sie in Levkas Zimmer, darin auch Knecht und Magd wachend saßen.

„Mein Bruder ist um zwei Uhr sanft entschlafen —"

Alle sahen erschüttert die graue Frau an und schwiegen, Levka aber wunderte sich über Flora Gayes Gesicht, auf dem es wie untergegangener Sonne Leuchten lag.

Achtundzwanzigstes Kapitel

Die Hausgeister von Ellwurth schienen in diesem Frühjahre einen Aufruhr zu machen. Hanne Tetens sagte zu dem alten Kordsen, der bei ihr im Kuhstall stand, sie könne vor der großen Unruhe im Hause keine Nacht recht schlafen.

Nachbar Kordsen schob die Pfeife in die linke Mundecke, die rechte zuckte schelmisch, und die alten Augen lachten. „Paß auf, Nasche, es gibt 'ne Hochzeit im Haus."

„Ach, Nawer hat, so alt er ist, nur immer Hopphei im Kopf!" sagte Hanne mit leisem Tadel.

„Ich hab' mich all mein Lebtag lieber gefreut als gegraut, Nasche, und mir immer das Beste vorgestellt," verteidigte der Alte sich gemütlich. „Um die Vorfreude lass' ich mich von keinem Menschen betrügen."

Sie war fertig mit dem Melken und sah ihn lächelnd an. „Nawer ist am Ende der klügste von uns allen."

Er wollte nun eigentlich gehen, hatte aber, wie's schien, noch etwas auf dem Herzen. „Nasche," fragte er halblaut und sah sie nicht an, sondern starrte angelegentlich den Gang hinauf — „weißt du, was Ultimo ist?"

Hanne verneinte und war nicht einmal so neugierig, nachzuforschen, wo Nawer Kordsen denn das fremdländische Ding aufgeschnappt habe. Der Alte aber ging nun seiner Wege, die führten ihn nach seinem eignen Häuschen „auf dem Knüll", wo seine alte Hausfrau mit dem Abendtee wartete. Unterwegs machte er sich seine eignen Gedanken über „Ultimo", die waren freilich nicht richtig.

Er hatte dies geheimnisvolle Wort in Ewerschop aufgegriffen. Die Männer auf der Kreuzstraße sprachen davon, halblaut nur, denn die alte Botenfrau vom Westerende hatte es als großes Geheimnis aus der Stadt mitgebracht. Und noch geheimnisvoller wurde der Name behandelt, der mit dem Ultimospiel in Zusammenhang stand, denn, wenn's „zum Klappen käme", wollte beileibe keiner etwas gesagt haben. Sogar die großen Jungen auf dem Schulplatze nahmen altkluge Mienen an, schoben die Hände in die Hosentaschen und redeten vom Ultimospiel. Und die Kleinen äfften es ihnen nach, meinten aber damit ein neues Läuferspiel, das in diesem Frühjahr aufgekommen war.

Bald nachdem Frau Tetens und Kordsen beim Melken miteinander geredet hatten, schrieb man den zwölften April. Es war ein sonniger Tag, ein solcher, der die Brust weitet, den Sinn leicht und froh macht. Dietrich Tetens war draußen und trieb den Pflug durch die braune Scholle, die durch Frost gelockert und im Frühlingssturm getrocknet war. Zahlreiche Raben leisteten ihm Gefolgschaft. Das freute den kleinen Martin, und er schrie vor Vergnügen, wenn er sah, wie sich die alten Herren, nicht eben wählerisch, an den beim Märzglatteis ums Leben gekommenen Mäuslein ergötzten.

Anna Fresendelff war's nicht recht gewesen, daß Dietrich Tetens selbst auf dem Felde war, und seine Antwort auf ihre Einwände hatte sie erst recht nicht gefreut.

„Arbeit ist niemals eine Schande, am wenigsten für mich, eines Arbeiters Sohn!"

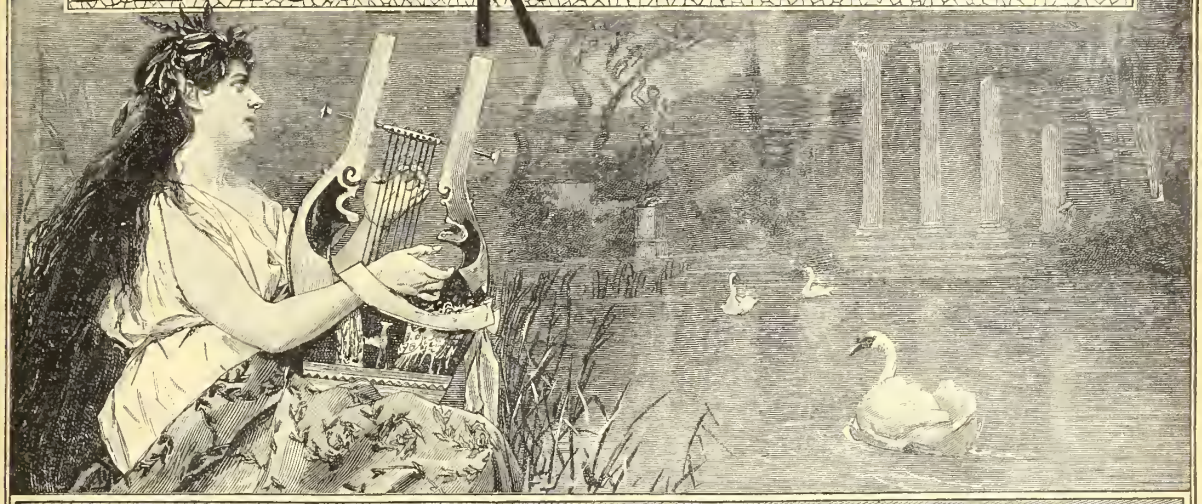
„Ach, Unsinn!" entfuhr es ihr heftig, und eigensinnig beharrte sie, es wäre Taglöhnerarbeit. Er bot ihr gelassenen Widerstand, zum letztenmal an diesem nämlichen Morgen, als er mit dem kleinen, stämmigen Martin den blanken, eben aus der Schmiede gekommenen Pflug auf den Ackerwagen hob. Der gleißte schön im Morgensonnenschein.

Da stand Anna Fresendelff auf der Lohdiele und sagte, nicht herrisch, sondern bittend, zum letztenmal: „Lassen Sie Kordsen pflügen, Herr Tetens."

(Schluß folgt)

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

DEUTSCHE ROMANBIBLIOTHEK



Wöchentlich eine Nummer | № 41 | Alle 14 Tage ein Heft

Der Ueberkater

Von

Johannes Richard zur Megede

(Fortsetzung)

Ich darf ihn nie, nie wiedersehen! Es ist der einzige Weg, und ich werde ihn gehen.

Aber ist es denn auch der rechte Weg? Es ist die heilige Landstraße der Moral, auf der kein Bußfertiger strauchelt. Wenn ich sie aber näher beschaue diese breite, weiße Straße: sie ist weiß von Altersstaub, den jeder Schritt aufwühlt, sie ist breit von der stumpfen Herde, die ihn tagaus, tagein platt tritt. Und trotzdem ist sie eigentlich viel mehr der feige, schmale Sündenpfad, der Pfad der Lüge, der lieber die Menschheit ewig betrügt, als daß er ihr einmal die Wahrheit gesteht. Und eben darum werde ich ihn gehen. Ich bin ja Herde, bin ja Lüge.

Ich habe den Kampf erfleht, ob's wohl ein Kampf ist! Ich habe mich nach dem Alleinsein gesehnt, ob's wohl ein Alleinsein ist! Aber ich habe nicht feige zum Schöpfer alles Lebens gebetet, ich habe auch nicht haltlos an meine Mutter gedacht, ich weiß, daß ich selbst klar werden muß. Wer sich stets mit beiden Händen und geschlossenen Auges an Mauern entlang getastet hat, der wird in der Sonne geblendet, in der Freiheit gebannt stehen. Und doch sind wir alle für die Sonne, für die Freiheit geboren! Ich sage mir, ich frage mich flammenden Auges: Hat irgend ein Mensch das Recht, die einzige Wunderblume seines heißen Herzens plump zu knicken, weil man in dürren Steppen eben keine Wunderblume zieht? Hat ein Mensch das Recht, auf sich selbst zu verzichten, so lange es noch dieses Selbst gibt? Und ich hebe in kindischer Empörung die Hand gegen jenen Gott, der uns die Persönlichkeit gab und wieder nehmen will zu gleicher Zeit. Und ich beiße die Zähne aufeinander im häßlichen Vorwurf gegen meine angebetete Mutter, die mich sanft in ihren Himmel geleiten wollte und mich jäh in ihre Hölle stürzt. Nein, Gott und Mutter, es kann nicht des Lebens höchstes Gesetz sein: zeitlebens im Schweiße des Angesichts das hoffnungslos dürre Steinfeld zu bebauen, das nur die eigne salzige Träne netzt, während die Aepfel des Paradieses lachend herüberhangen.

Und doch werde ich diesen falschen Bußweg gehen, noch ehe ich ehrlich gesündigt habe.

Was bin ich überhaupt für ein Geschöpf? Nur eitel, genußsüchtig, schwach? Ich bekenne mich zu allen dreien. Fügt auch noch schlecht hinzu, feige! Aber sagt nicht, daß ich treulos war! Nein, sagt das nicht, das dürft ihr nicht! Denn treulos war ich nie. Und wenn ich jetzt die Treue breche, so breche ich sie um die Treue. Ich habe den Mann geliebt, dessen dunkle, unheimliche Macht über mich ich gespürt habe vom ersten Tag. Ich habe diese Macht verlacht, sie blieb; ich habe gegen sie gekämpft — sie wurde nur stärker: ich habe sie bezwungen — und sie war am allerstärksten. Und wenn ein Schatten nicht von

meinem Brautbett wich, wer war der Schatten? Und wenn ein Strom mich am Sarge meines Kindes fortriß, woher rauschte dieser Strom? Und wenn ich heute zu sterben wünsche, woher weht der Todeshauch?

Ja, ich möchte sterben! Aber niemand darf's wissen, warum? Niemand als er. Ich denke wenigstens angesichts der Toten müßte ihm die heiße Zärtlichkeit zurückkommen, die er einst für die Lebende gefühlt. Weißt du noch, mein Schatz, wie du mir von der Wüste erzählt hast und ich dir von meinem Wüstentraum? Ich erinnere mich noch so genau! Und wie ich angstvoll immer auf dein todmüdes Tier starrte, und wie meines schließlich zusammenbrach? Du rittst flüchtig davon, und die Verschmachtende war dir nicht mal des Zurückschauens wert. Im Leben ist's nicht anders gekommen. Du bist härter, stärker, an die Illusion, die zerflattert, klammerst du dich nicht mehr. Aber sie sagen alle, du habest kein Glück. Wenn ich dir doch wenigstens das Glück geben könnte, mein Geliebter! Ich möchte es auf deine Lippen küssen, ich möchte es in deine Seele träufeln wie köstliches Gift.

Nein, ich werde nicht sterben! Und du darfst es niemals von allen Menschen, niemals wissen, du kühler Geist, der du so schnell vergißt! Warum bäumt sich meine Eitelkeit nicht dagegen auf, mein Hochmut? Warum breite ich die Arme selbst nach deinem blassen Schatten aus? Weil du anders bist, als du scheinst, weil du mich noch immer liebst, weil du in andern Armen nicht warm werden kannst. Denn wenn du — wenn du in Jeanette Quedenbergs Armen warm werden könntest — wenn du könntest! Dann bin ich wieder frei, ganz frei.

O, ich bin eine so flache Heuchlerin, und verlange tiefe Treue. Bin ich eigentlich schon wahnsinnig? Ich habe dem Mann doch gesagt, daß ich ihn nicht liebe; ich habe ihm doch Freundschaft geboten als Ersatz, was kein Herz erträgt, das liebt. Freundschaft für Liebe! Es ist der Schlag mitten ins Gesicht. Die hoffnungslos Armen, die berechnend Geizigen, die Menschen, die nichts geben können oder noch weniger geben wollen, die allein scheuen sich nie, ein andres großes, reiches Herz mit dem Phantom des eignen, kleinen, dürren Herzens zu betrügen. Und wenn er jetzt in dieser Minute vor mir stünde und sagte: ‚Josefa, dein Freund will ich sein, dein guter Freund, nicht mehr!' Ich, die ich ihm dieselbe Freundschaft angeboten habe, würde empört aufspringen: ‚Hinaus! Ihr, die Ihr ein Katholik seid, wagt die Hostie zu beschmutzen!' Aber, wie es jetzt ist, er, des Glaubens an das eigne Herz bar, erfüllt mit jenem Ekel, der mich auch erfüllen würde für die ganze Sippschaft, ist seiner vornehmen Natur nach doch kein Pessimist, sondern nur ein kühler Beobachter geworden.

Vielleicht versteht eine Frau später nie ganz, was die Jungfrau tat. Die Ehe öffnet erst die Augen auch für das eigne Ich. Und die Augen können mir noch nicht offen gewesen sein vorher, dann wäre ich doch meinen eignen Weg gegangen, denn Lüge und Heuchelei um ihrer selbst willen waren mir immer verhaßt. Ich muß also damals so gedacht haben, wie ich sprach! Ich erinnere mich noch so sehr genau, wie verbissen in Salò ich innerlich gekämpft habe, wie schwer ich in Venedig litt, und wie meine Mutter die ganze letzte Nacht vor Sirmione an meinem Bett saß und nicht etwa drohte oder abredete, sondern gütig wie stets nur unter Tränen sagte: „Josefa, du machst einen vornehmen Menschen, der dich herzlich liebt, und mit dem du dich aus Liebe verlobt hast, sehr unglücklich und einen andern nach meinem Gefühl nicht glücklich. Denn was euch himmelweit trennt und immer trennen wird, ist die ganz andre Anschauung des Lebens. Seine mag besser sein, aber sie ist bürgerlich; unsre mag schlechter sein, aber sie ist adlig. Ueber den Herrn Rin kann eine Gräfin Angern hinwegkommen, aber niemals über die Ansichten des Herrn Rin. Tue was du kannst, eine Herzenswallung zu besiegen, die deinem Herzen Ehre macht, und die wir vielleicht alle haben durchmachen müssen einmal. Sei froh, daß du als Braut schon hinter dir hast, was du als Frau noch vor dir hättest! Wenn du meine Tochter bist, so wirst du mir das später auf Knien danken. Empfindest du anders, so stehe sofort auf und reise zu ihm zurück und sage: ‚Meine Verlobung ist in diesem Moment aufgelöst, hier bin ich!' Aber dann hast du's zu verantworten, nicht ich. Für ein ganzes langes Leben hast du's zu verantworten, Josefa!"

Ich bin aufgestanden, ich bin gefahren, aber nur bis Sirmione. Und unterwegs wurde mir völlig klar, daß Mama recht hat, und daß ich das entschiedenste Nein sagen mußte, obwohl er mich noch nicht um das Ja gebeten. Und wenn ich ihm doch die Freundschaft anbot nachher, so geschah's nur aus Feigheit. Es war eben doch ein zwiespältig Empfinden in mir. Ich wollte den Mann fortschicken, aber den Menschen nicht verlieren. Was ich ihm sagte, sagte ich ihm innerlich ruhig. Ja, ich atmete vielleicht auf, wie von einem Alp befreit, als er ohne einen letzten Gruß hinter den Oliven verschwand. Er ging so straff und sicher wie stets, und das straffte auch mein Gefühl. Aber als ich dann wieder auf der Catull-Villa stand, er in dem winzigen Boot und die Ruderer übereilig . . . Ich winkte und winkte und hätte viel gegeben jetzt um einen letzten Abschiedsgruß. Er sah mich wohl und

winkte doch nicht zurück. Und da brach das ganze Kartenhaus zusammen. Ich ertrug den kalten Abschied nicht. Wenn ich gekonnt hätte, ich wäre zu ihm geeilt: ‚Nimm mich, nimm mich!‘ Aber zwischen uns lag jetzt der See, und der ist tief. Der See liegt auch noch heute zwischen uns, nur daß er ein Meer geworden ist derweil. Wie ist doch alles anders heut! Ein Bittender nahte mir, und er war wenigstens des wärmsten Abschiedsgrußes wert. Eine Bittende naht ihm, und sie ist ihm nicht mal ein Wimperzucken wert. Aber ich verdien's! Wie sagte er doch damals: „Leichtes Band jetzt, schwere Fessel später.“ Es ist noch derselbe Ring, doch nur noch die Fessel fühle ich.

Ich habe immer in Höhenwünschen geglüht, wie konnte ich mich zu der lauen Tälerentsagung bekehren?

*

Heute eine Karte „D. G.“ von Peter aus Tuggurt. „Noch keine Gazellen zu Gesicht bekommen. Sonst alles wohl.“

Ich mußte bitter lächeln. An Gazellen zu denken, wo Glück und Ehre auf dem Spiele stehen! Er ist völlig ahnungslos natürlich. Wie oft mag das Schicksal auch über uns lächeln, wenn wir mit unserm Schneider über ein Dinerkostüm eifrig debattieren, während gerade auf diesem Diner unsre Seele zu fallen bestimmt ist. Mann, wenn du ahntest, daß uns von jetzt ab nicht einmal die Gewohnheit mehr verbindet!

*

Seit Jeanette Quedenberg in demselben Hotel wohnt, sind wir Frauen natürlich oft zusammen. Ich kann nicht sagen, daß ich sie liebte; ich kann auch nicht behaupten, daß ich sie haßte. Vielleicht beneide ich sie nur. Sie ist mein überlegener Gegensatz in allem. Ich spreche Englisch und Französisch unbedingt fließend; sie spricht es unbedingt korrekt. Ich liebe lässige Eleganz; sie liebt elegante Ordnung. Sie hat den Trieb zu lernen, zu begreifen, allein mit ihrem Kopf diese neue Welt zu fassen; ich habe wenig gelernt, noch weniger begriffen, mein Gefühl versucht höchstens in die Umgebung hineinzutragen, was es selbst kaum besitzt. Mir sind die Menschen fremd oder vertraut, nicht die Dinge. Mit Jeanettens scharfem Geist kann eine nicht mit, die nur ein schwaches Herz hat.

Wir essen unten im Speisesaal, aber apart. Peter wünschte das aus Anstand, und Quedenberg fand es feiner. Nach Tisch erst sprechen wir mit den bekannten Afrikanern; ich am liebsten mit der kleinen, bescheidenen Rittmeistersfrau, weil die gutherzig scheint und keine Rätsel aufgibt; Jeanette mit dem berühmtesten Reisenden, der schon alt, aber noch eine wunderbare geistige und körperliche Elastizität besitzt. Er hat seine Schwächen, wie alle großen Leute, und fast jeden Abend doziert er in dem Glasgang vor dem Speisesaal über den Zug alles Lebendigen von Osten nach Westen. Ich hatte früher gemeint, es müsse eigentlich umgekehrt sein, alles Leben müsse der aufgehenden Sonne instinktiv zustreben, und nur wir Menschen wendeten uns eigensinnig dem sinkenden Gestirne zu. Der große Mann erzählt lebhaft, bilderreich, wie vom Springbock bis zum Lemming alle Wandertiere dieser Trieb beherrsche und wie selbst der Pflanze dieses unbewußte Sehnen eigen sei. Ich verstehe alles, mir ist's neu und interessant. Aber, wenn ich zuweilen nur halb träumend hinhöre und mir vorstelle, wie das alles so drängt und treibt, dumpf, stumpf, ohne Ziel, wie die Dünen des Meeres und der Wüste, da werde ich kleinmütig, fast weinerlich, angesichts dieses großen, kalten Gesetzes, das niemand dient als sich selbst. Ach, wenn doch ein andrer davon erzählte! Er würde mit der Seele sprechen wie einst, und meine Seele würde warm werden wie einst. Aber er ist ja fort, er kehrt nie wieder zurück.

Und um die grauen Gedanken zu scheuchen, schaue ich mir dann die Leute an, die um die kleinen Tische herumsitzen, Zeitung lesend, Dattelschnaps trinkend. Der Rittmeister Meyer schnarrt, seine junge Frau lächelt stolz. Eigentlich nichts, was anzieht, als eine dänische Familie in der Ecke mit der jungen Mutter und den jungen, hübschen Töchtern. Darauf beginne ich zu promenieren wie gelangweilt, und der Mann ist wirklich nie langweilig, es ist vielleicht auch nur der unbewußte Wandertrieb, der unbewußte Wunsch jemand nachzueilen. Dieser Wunsch wäre töricht, und darum dauert auch das Wandern nie lange. Ich bleibe gewöhnlich am Eingange der Galerie stehen, wo an einem Tisch zierliche Dattelkisten aufgebaut sind, die man als Oasengruß aus Biskra nach der Heimat schickt, und die dann teurer sind, als die Datteln beim Krämer. Aber der Mensch liebt nun einmal die Illusion, und meiner Mutter werden sie geschmeckt haben, als hätte ich sie selbst gepflückt. Durch diese Galerie ist auch der blinde Löwe gewandelt, den sie so viele Male als Wüstenkönig photographiert haben, während er doch nur ein Almosenempfänger war. Ein blinder Löwe! Warum gab man ihm nicht bei Zeiten den Fangschuß?

An diesem Datteltisch warte ich gewöhnlich auf die Gräfin Quedenberg, die oft sehr angeregt von solcher wissenschaftlichen Unterhaltung zurückkommt. Sie fragt auch wohl erstaunt: „Interessiert Sie denn so etwas gar nicht, Josefa?“ „Nein, das interessiert mich wirklich gar nicht, liebe Jeanette.“ Sie schüttelt darüber nicht den Kopf, sie ist viel zu klug, um nicht zu ahnen, daß ihre Neigung und meine Abneigung demselben innerlichen Gegensatz entströmt. Aber die andern nehmen's für Oberfläche, halten mich für hübsch,

dumm, eitel. Ich hörte mit eignen Ohren, wie der schnarrende Rittmeister mitleidig sagte: „Bildhübsch ist sie und dementsprechend ungebildet.“ Und der berühmte Reisende nickte ihm verständnisinnig zu. Ich konnte darüber nur lächeln.

Nach dem Diner machen Jeanette und ich dann noch einen Spaziergang um das Hotelkarree herum. Der Bahnhof und das Elektrizitätswerk, die hier die beiden Wüstenwächter sind, regen nicht sonderlich an. Wir sprechen, was man so spricht. Von der Expedition, von unsern Männern, aber nie fällt der Name Rhyn. Es ist eine trockene, dürre Schilderung. Aber wir sind nun einmal so, wir hüten uns, irgend etwas aus unserm Innern preiszugeben. Dann gehen wir auf unsre Zimmer, die so freundschaftlich nebeneinander liegen, aber Gott sei Dank durch keine Tür verbunden sind. Ich gehe an mein Tagebuch, und muß bitter lächeln bei dem Gedanken, daß ich's einst für meine Mutter begann. Meine Mutter liest's nie! Jeanette treibt, wie sie sagt, noch arabische Sprachstudien, und dann liest sie eine halbe Stunde in der Bibel, was sie nicht sagt. In der Bibel! Sie ist strenggläubige Protestantin, versäumt nie Kirche oder Gebet. Und wenn sie vom Glauben spricht, starrt der Puritaner aus den blauen Augen. Um diese Frömmigkeit beneide ich sie nicht. Ich glaube auch; ich bete auch. Aber ist's nun ein andrer Gott, zu dem sie fleht, ist's ein ander Herz, aus dem ich flehe — ich kann nicht mehr inbrünstig beten aus diesem sündigen, grollenden Innern. Fromm sein darf ich nicht mehr! Fromm sind reine Menschen. Wie können Frauen, die sündigen, fromm sein! Du hast doch auch gesündigt, Jeanette? Du sündigst vielleicht schlimmer wie ich, denn bei dir sündigt der klare Kopf, bei mir das törichte Herz. Aber hast du noch nie darüber nachgedacht, daß der Gott verhöhnt, der in Sünden zu ihm fleht?

*

Es wird heiß. Die Frühlingstage scheinen vorbei. Der Saharasommer naht. Er naht mit dürrem, sengendem Hauch. Die Wüste leuchtet grell auf, sie blendet, Mumienluft stäubt in die Oase.

Wir beiden Frauen schließen uns enger aneinander an. Nicht innerlich, da sei Gott vor! Aber wir bummeln vormittags, nachmittags. Die sich meiden müßten, suchen sich. Vielleicht Herdentrieb, vielleicht Eifersuchtsinstinkt.

Wir waren zusammen in den Bazaren. Eingelegte Waffen, ausgestopfte Wüsteneidechsen, bunte Satteldecken, der rohe Silberschmuck der Kabylen. Darüber die eigentümlich welke Bazarluft, der dumpfige Kellerhauch. Inmitten der phantastischen Orientwaren, des schweren Orientparfüms ein dicker, schlaffer Maure, dessen Haut ausgefahlt ist, bei dem Hocken, Kaffeetrinken, Schachern, dies Dämmergewölbe ihm Wiege wie Sarg. Es sind die Juden Nordafrikas und den Arabern verhaßt, die hager, habsüchtig, lautlos wie Schatten durch den bunten Tant ihrer arabischen Bazare gleiten, das gleißende Beduinenauge genau so hart, wie der kaschierte, maurische Blick. Ich kaufe Kleinigkeiten: ein silbergesticktes Kabylenledertäschchen für unsern Groom zu Haus, ein schreiend rotes Nargileh für den Diener. Wie wir wieder hinaustreten in die stechende Oasenhelle: mein Fremdenlegionär, der auf einen silberziselierten Kasten starrt. Er hebt das seltsam blasse Auge. „Der Kerl könnte, glaube ich, morden,“ sagte Jeanette! „Vielleicht hat er schon gemordet,“ antwortete ich. Und dennoch tut er mir leid.

Wir waren zusammen auf dem arabischen Markt. Eine bröckelnde, verwahrloste Steinhalle mit den Modergerüchen von schlechtem Ziegenfleisch, faulen Gemüsen, dumpfigem Gerstenbrot. Ringsum der Marktplatz, in weitem Viereck von gelbbraunen Laubengängen umzogen. Hier wallt an Markttagen, was die Oase an ausgedörrten Beduinentypen der Sahara, an dumpfen Schädeln aus dem Negerdorf, an weibisch bunten Mauresken, an lichtbraunen Kabylen aus dem Atlas herbeilockte. Zuweilen auch ein tiefverschleierter Tuareg, ein geschmeidiger Tibbu, die beiden großen feindlichen Wüstenstämme, die vom Karawanenraub leben, in die Felsenlabyrinthe von Tibesti zurückfliehend, die schattenhaft flüchtigen Tibbus; in die tiefsten Saharaoasen versprengt der stolze, harte Berberstamm der Tuaregs, des Lächelns und des Mitleids so ungewohnt wie die Wüste. Wir bummelten lange umher zwischen dem Kauderwelsch, dem Schmutz des Orients. Ein Neger wollte mir durchaus eine riesige, grüne Eidechse verkaufen. Sie sind bissig, und er hatte darum der lebenden die Kiefern zusammengenäht, wie man ein Paket zusammennäht. Scheußlich! Ein Kabyle bot kleine Affen feil, matte, traurige Geschöpfe, die menschlich flehend um sich schauten. Ein Beduine führte uns geheimnisvoll zu einem Korb mit züngelnden Hornvipern. Es ist die eigentliche Wüstenschlange, die zu den Nachtfeuern der Karawanen träge heranschleicht. Mir macht jede Giftschlange nur ungemessenes Grauen. Die Königin, die, Vipern am Herzen stirbt, konnte doch nur eine afrikanische Königin sein. Und Esel schreien betäubend, lagernde Kamele schauen mit törichten Augen umher. Solch ein liegendes, altes mit schrecklichen Schwielen wurde eben beladen. Als der junge Araber es mit wildem Drohen in die Höhe reißen wollte, brüllte es dumpf und gequält auf. Der Araber schlug, das Kamel wälzte sich, die Augen schwarz vor Wut. Da schritt ein hoher, zerlumpter, alter Beduine langen, ruhigen Schrittes von der entgegengesetzten Marktecke hinzu, teilte den Kreis der

Gaffenden. Ein dumpf gurgelnder Kehllaut, eine gemessene Handbewegung, dann faßte er das Halfter des Tieres und leicht und willig erhob es sich. Er schritt zurück, wie er gekommen, arm aber vornehm. Wer kennt diese Menschen denn mit ihren Orientsinnen, ihren Orientherzen? Es war eine wunderbare Ruhe und Geduld in der Bewegung, wie der alte Mann das alte Kamel aufrichtete. Vielleicht ist Geduld die höchste Tugend, die die Wüste ihren Söhnen predigt. Wir blieben interessiert, bis sich alles verlaufen hatte, bis auf einen Esel, der mit gesenkten Ohren in einer Ecke stand, und eine vertrocknete Kuchenfrau, die schreckliche Süßigkeiten feilbot. Die afrikanische Sonne brannte grell auf dem leeren, schmutzigen Platze. Wir spürten auch den Gluthauch der Wüste und gingen. Aber der Esel rührte sich nicht in der Hitze, und die Fliegenklumpen rührten sich nicht auf dem braun zerfließenden Zuckerbrot, und der Marktgeruch rührte sich nicht aus seiner trägen Fäulnis. Als wir in die nächste Straße einbogen, wieder mein Fremdenlegionär. Er saß in einer Ladentür auf einem Sack, und aß eine Dattel. Er hob das seltsam blasse Auge. „Der Kerl sieht wirklich unheimlich aus," sagte Jeanette. — „Vielleicht ist er nur unglücklich," antwortete ich. Was ist es nur, warum er mir so leid tut?

Wir waren bei den Koranvorlesern und in den maurischen Cafés. Ueberall die fremde Art, die fremden Gesichter. — Wie auf einer staubigen Tenne liegen all die schmutzigen Kameltreiber um den Alten mit dem langen Bart und dem gefleckten Burnus. Es nimmt sich aus wie ein Zigeunerlager, an dem alles fahl ist bis auf die träumerisch irrenden dunkeln Araberaugen. Jeder Vorübergehende kann hineinsehen in die kahle, niedrige Karawanserei, und jeder sieht hinein. Aber der Alte liest ruhig weiter. — Es gibt merkwürdig viel alte Menschen im Orient!... Und wie diese Araber und Berber dann wieder träge an der nächsten Straßenecke bei ihrem türkischen Kaffee hocken, stundenlang, ohne den Gedanken an die rinnende Zeit! Wie automatisch langt zuweilen eine schwärzliche Hand unter dem Burnus nach dem weißen Zigarettenpapier und dem krausen algerischen Tabak, oder der magere Arm greift langsam nach der Wasserflasche hinüber, die etwas Köstliches ist und immer in einem feuchten Tuchüberzug prangt. Und überall haben in der Nähe diese Gesichter das feindlich Starre, das ironisch Verwunderte, und ihre Bewegungen das überlegene Gemessene. In der Wüste kommt man nie zu spät, in dieser Oede, unter dieser Sonne scheint auch die Zeit still zu stehen. Die gleichen Glutwinde, die gleichen Dattelpalmen, die gleichen Koransuren. Die Wüstenkleider, die Wüstengewohnheiten sollen sich im Laufe der Jahrtausende kaum geändert haben. In diesem brütenden Einerlei vermag nur ein Glaubenssturm die Geister aufzupeitschen.

Abends sind wir auch einmal im Kursaal gewesen. Ein kleiner europäischer Konzertsaal, eine kleine europäische Bühne und darauf wieder Ouled-naëls. Hübscher, reicher gekleidet, aber die herabhängenden Goldschnüre bewegten sich zu diesen perversen arabischen Tänzen, und wieder erschien der Neger mit seinem Sudantanz, nur daß der offene Mund heute nicht seine Soukasse war. — Jeanette und ich hatten sehr bald übergenug. Es ist eine häßliche Erinnerung, die sich mir auffrischt, aber selbst die häßlichen Erinnerungen wecken mir das Wehgefühl des ewig Verlorenen... Wir spielten später noch in den sehr bescheidenen Spielzimmern. Jeanette das harmlose Wettrennenspiel, wobei man wenig verlieren kann; ich das leichtfertige Bakkarat, wobei man viel gewinnen kann. Ich habe übrigens alles verloren bis auf den letzten Sou, während Jeanette noch eine Kleinigkeit gewann. Ich mußte darüber lachen, sie wurde darüber ernst. Aber bis zum späten Abend saßen wir noch auf der Seitenterrasse des Kurhauses, über uns der Himmel, vor uns die Wüste.

Da haben wir auch zum erstenmal von „ihm" gesprochen, das heißt, Jeanette hat gesprochen. War es die lächerliche Spielaufregung, war es die köstlich laue Nacht, ihr schien die Zunge gelöst. Ich höre noch jedes Wort: „Liebe Josefa, in wenigen Tagen sind wir wahrscheinlich nie mehr ungestört allein, und ich möchte Ihnen um meinet- und Ihretwegen eine gewisse Klarheit über gewisse Dinge geben. — Meine Stellung zu dem Grafen Rhyn verwundert Sie vielleicht, ja sicher. Aber was die Menschen denken, ist nicht! — Wir sind geistig verwandt, und haben uns geistig gefunden. Es ergibt sich daraus eine gewisse Vertraulichkeit, die keine Frau ganz in ihrem Leben entbehren kann. Sie haben einen Mann, ich habe keinen. Es klingt hart, aber es ist nun einmal so... Man muß schon meine Nerven haben, um nicht selbst blöde zu werden. Ich habe natürlich oft an Trennung gedacht, und welche Frau in welcher Ehe hätte dies nicht schon einmal getan! aber es wäre unnütz, wie ich mich überzeugt habe. Eine andre Neigung habe ich nicht und bin absolut mittellos. Warum sollen also nicht zwei Leute, die sechs Jahre nebeneinander hergegangen sind, auch sechzig Jahre nebeneinander hergehen? — Ich bin bei Gott nicht allein daran schuld! Aber ich hatte als Braut beinah noch weniger Ahnung von der Ehe, als Sie damals am Gardasee... Vor den Leuten streiten mein Mann und ich, wie Sie wissen, nie. Aber unter uns habe ich wenigstens niemals die Komödie weitergespielt.

Ich behandle ihn schlecht, er nicht mich. Er hätte sich losreißen müssen! Da er es nicht tut, habe ich keine Veranlassung dazu. Sobald sich die Leute über ihre gegenseitige Abneigung verständigt haben, steht einer glücklichen Vernunftehe nichts mehr im Wege ... Um auf Rhyn zu kommen: Ich kannte ihn par distance schon vor dem Gardasee und ebenso seine Abneigung gegen ererbte Titel und leere Aeußerlichkeiten. Ich habe damals natürlich gemerkt, wie lebhaft er sich für Sie interessiert hat, Josefa, und ich wollte Ihnen beiderseitig keine Illusion zerstören. Ich glaube Ihnen die Versicherung schuldig zu sein, daß Sie und Ihr Name niemals über seine Lippen gekommen sind. Also keine Indiskretion wittern! Dazu ist er überhaupt unfähig. Jedenfalls hätten Sie nie zueinander gepaßt, und das, was wir Frauen Liebe nennen, empfinden solche Tatmenschen doch nur in tatenlosen Stunden. — Ich kann schweigen, wie Sie mir zugeben müssen, Josefa. Und wenn ich heute rede, so ist das keineswegs Vertrauensseligkeit. Ich will mich reinigen von einem Verdacht, der einem Grafen Bloome, vielleicht auch Ihrem Gatten etwas Selbstverständliches ist, hoffentlich nicht auch Ihnen, Josefa. Graf Rhyn ist mein Freund, nicht mein Geliebter. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß er das letztere nie war, nie sein wird! Aber seine Freundschaft steht mir hoch, sehr hoch, und ich möchte sie nicht missen ... Ich weiß nicht, Josefa, ob Sie zu den Frauen gehören, denen die Freundschaft jede Liebe ersetzen kann, ja ich weiß nicht, ob Sie das je verstehen können überhaupt. Mir ist es ein ehrgeiziger Genuß, an dem Streben eines Mannes teilzunehmen, dem ich mich verwandt fühlte von dem ersten Augenblick an, in dem ich ihn sah ... Und in diesem Punkte bin ich allerdings egoistisch: Soweit ich's hindern kann, soll er sich nicht verheiraten, weil die Ehe nicht für ihn paßt, weil ihn auch die beste Durchschnittsfrau nicht verstehen könnte, und wie er ebenso nicht die beste Durchschnittsfrau. Er mag Frauen lieben, soviel er will, aber keine Frau. Unter unsrer Freundschaft leidet niemand. Nicht meine Ehe, die kann überhaupt nicht kühler werden; nicht meine Moral, denn ich würde nie etwas tun, das gegen mein protestantisches Gewissen verstößt ... Und nun, liebe Josefa, habe ich Ihnen gesagt, was ich unsrer früheren Bekanntschaft schuldig war. Wir sind sehr kühl gegeneinander gewesen, namentlich im Anfang, und das war wohl die natürliche Gêne zweier Menschen, die sich unter ganz veränderten Verhältnissen wiedersehen ... Ich verlange darauf etwa keine Vertraulichkeiten, obgleich Ihnen die Ehe wohl auch nicht alles hielt, was sie versprach ..."

„O doch, liebe Jeanette."

Wir drücken uns die Hand. Bei Frauen lügt zu Zeiten alles, der Mund, das Auge, die Hand; ich wenigstens log bewußt.

Und während dann die schwere Pause kam, wo die Beichte der Beichte folgen soll, verschloß sich hermetisch mein Herz. Ich mußte sie nur immer wieder ansehen, den kleinen, scharfen, blonden Kopf, in dessen kluge, blaue, kalte Augen sich einst der Backfisch verliebte. Es ist ein Gesicht, dessen Undurchdringlichkeit mich heute nicht mehr täuscht. Nein, Jeanette Quedenberg, was du auch faselst von Freundschaft, ich lasse dir den Geliebten nicht, dir nicht und keiner andern! Und die Beichte sonst? — Wahrheit oder Lüge? — Wenn Frauen beichten, beichten sie immer viel zu wenig oder viel zu viel. Du liebst den Mann, liebst ihn wie ich und willst mich narren mit der Theaterdekoration der Freundschaft ... Aber liebt er auch dich? — Kann er dich lieben, wie er mich geliebt hat? — Und ich antworte triumphierend: Nein, er liebte dich nie, es sind die Schlacken seines Herzens, an denen du dich wärmst! ... Und ob ich dich auch verlachen müßte in deinem Wahn, so steigt mir doch ein heißes, böses Rieseln den Nacken hoch, aus den Augen bricht der Haß. Eine Weltdame gönnt der andern nicht den fadesten Courmacher mehr, und ich sollte dir den geliebtesten Mann gönnen? — Sünde hin, Sünde her, wenn du kein Weib bist, so bin ich's!

Wir gingen ziemlich einsilbig nach Hause. Und während es in mir schwelte, hat's in ihr geflammt. — Vor dem Hotel blieb sie plötzlich stehen und sagte, den Blick auf den Lehmhügel der nahen Kasba, langsam: „Ich habe vorhin noch etwas vergessen, wer mir den Freund nimmt, dem bin ich Feind. Er mag sich hüten!"

„Was wollen Sie damit sagen, Gräfin Quedenberg?"

Da sah sie mir gerade und ruhig ins Gesicht: „Daß ich Sie jetzt erst recht begriffen habe, Josefa."

Der Abend hatte weit anders geendet, als wir geahnt. Ist das nur meine Empfindung? — Nein. Was sie wahrscheinlich schon lange quälte, ob meine Liebe erwachte, während die seine einschlummerte, sie weiß es jetzt. Mir recht. Wir passen beide besser zu ehrlichen Feinden als zu falschen Freunden.

*

Am andern Morgen besuchte mich Gräfin Quedenberg, als ich noch im Bett lag. Ob ihr die ganze Beichte nachträglich unangenehm war oder nur der letzte Satz? Jedenfalls war es ihr erstes Wort: „Josefa, wir haben doch gestern nicht Opium geraucht! ... Wie konnte ich doch so viel Unsinn zusammenreden?! Jedenfalls muß ich Sie bitten, niemand gegenüber irgendwelchen Gebrauch davon machen zu wollen ... Haben Sie auch so schlecht geschlafen?

Dies Hotel saugt die Sonne auf wie ein Schwamm und gibt sie nicht wieder heraus."

„Ich schlafe in Biskra immer schlecht," antwortete ich der Wahrheit gemäß.

„Also Sie haben versprochen?"

„Selbstverständlich."

Trotzdem haben wir uns seit jenem Abend nach Möglichkeit gemieden. Es stimmt etwas nicht zwischen uns. — Wie sollte es auch stimmen?!

*

Es wird immer heißer. Die Lehmmauern der Oase glühen wie ein Backofen, und durch die Straßen wallt's erstickend wie ein maurisches Bad.

Ich liege tagsüber auf meiner Chaiselongue, gedankenlos, matt, und doch spüre ich unter der stummen Glut, wie der Orient auch meinen Sinnen erwacht... Das Zimmer ist dämmerig, durch die Balkonläden spielen winzige Lichter. Draußen flammt und leuchtet die Natur. — Der heimtückische Kampf beginnt zwischen dem, was mein Kopf soll, und zwischen dem, was mein Herz möchte. Das kommt von der weißen afrikanischen Sonne, die von der Wüste hereinglüht. Die Sinne dürsten in dem unbeweglichen Brand. Was kann ich dafür? — Soll ich mein Fleisch kreuzigen, mein Herz, und damit zugleich alles Gute, das ich je besaß? — Darf ich's überhaupt? — Denn dann bin ich ja selbst ein welkes Blatt, alt, wertlos! Bei alten Weibern ist die Moral ihrer Jugend nur lächerlich... Und ich bin noch jung, so jung! Ich muß das Leben leben. Wozu bekam ich's denn?... Und da lange ich den kleinen Handspiegel zu mir auf die Chaiselongue, und erkenne mein Bild in seiner gleißenden Dämmerung doch sehr genau. Ich bin wunderhübsch! Für wen bin ich's?

Und dann lege ich den Handspiegel wieder auf den Tisch, und die Moral sagt: „Es ist eine Versuchung. Du mußt sie überstehen." — Ich aber antworte feindselig: „Versuchung? Woher weißt du das? Mein Herz erzählt nur von Liebe und Glück... Und wenn's eine Versuchung ist, warum hast du mir nicht erst die kleine geschickt, sondern mich gleich vor die riesengroße gestellt, von der du so gut weißt wie ich, daß ich ihr die Arme weit, weit öffnen möchte?" — Und wenn ich's tue, freiwillig sündige, weil ich nicht verdorren mag?... So werden Mutter und Gatte mich verlieren, und ich werde mich selbst verlieren, aber ich werde glücklich sein!... Und wenn du diese Stunde des Glücks mit einer Sündenlast für alle Ewigkeit kaufst, ist's nicht doch ein guter Kauf?! Warum du gerade heute mich versuchst und mir als Versucher das Glück schickst? Sag doch: Warum ist alle Sünde jung und süß, und alle Tugend alt und bitter? Warum freut sich die Jugend ungemessen, wenn sie morgens zum Licht erwacht, und warum schleicht das Alter trübselig zu seiner schlaflosen Nacht?... Und wenn ich weiter denke und ihr an eure Brust schlagt: Was ist meine, was ist eure Moral im Grunde, ihr Durchschnittsmenschen? — Ihr fürchtet euch vor der Meinung der Menge, die nur das Kleid sieht, weit mehr als vor dem Gott, der in unsre Herzen sieht. Ihr würdet jeden verbotenen Weg gehen, und nur wegen der Warnungstafel kehrt ihr um... Ich bin wie ihr! Ich bin geboren, erzogen zur Lüge, die wie Wahrheit ausschaut. Ich kenne die Wahrheit nicht. Aber ich weiß heute, daß sie sich uns nicht verschleiert, sondern daß wir sie künstlich verschleiern mit unsrer Lüge... Wir haben nur gelernt, als Schoßhund an der Leine zu gehen. Die Leine reißt! Das Alter und die Tugend bleiben wie ein blindes Maultier auf der Stelle stehen, das Laster und die Jugend fliehen glückselig in die freien Weiten... Wenn ihr auch so springen könntet, ihr Alten, ihr Tugendhaften, ihr sprängt! Ihr könnt aber nicht, und darum ist der Himmel euer.

Mutter, wenn du jetzt bei mir wärst, du würdest mich vor einer Todsünde bewahren. Aber bleib fern von mir, auch dein Schatten flieh! Ich werde die Todsünde begehen, ich will sie begehen, ich muß sie begehen!

Dann springe ich auf von der Chaiselongue und öffne die Fensterläden, und das heiße Licht flutet herein. Ach, was der gesunde Tag doch wohltut nach all der ungesunden Dämmerung! Und dieses große Licht gibt mir Mut. Es ist, als wenn eine heiße Erleuchtung über mich käme. Ich möchte auf der Stelle Peter einen Brief schreiben, in dem ich ihm alles sage, was ich sagen darf, und dann abreisen auf Nimmerwiederkehr!... Er würde es ertragen! — Und dann würde ich zu meiner Mutter eilen und in ihrem Schoße alles beichten, und kehrte doch reumütig wie immer zurück!... Da sinken mir die Hände. Ich kenne mich und mein Metall nur zu gut: Selbst trostlos stumm, aber alle fremden Töne willig forttragend. — Ich müßte es doch wenigstens versuchen, einmal selber zu tönen!... Und wenn ich das nicht kann, nur ein Spottvogel bin zeitlebens, der fremden, nicht der eignen Töne kundig? — Dann hat meine Mutter recht, die mir den Talweg wies und mich warnte vor dem Schwindelsteg des Grats... Aber sie soll nicht recht haben, was an mir liegt! — Höhenmenschen, Höhenfreuden, Höhenabsturz; so mag ich's wieder und so hat er's mich einst gelehrt.

Du fieberst, Josefa!...

Halt, ich fiebere doch nicht!...

Ich muß vor allem wissen, schnell wissen, ob er mich noch liebt... Aber wann, wo, wie? — Unsre

Wege schieden sich doch bereits ... Ich kann ihm doch nicht nachlaufen, wie ein Backfisch einem Leutnant!

Und Jeanette Quedenberg? — Da bleibe ich schwer aufatmend stehen. Die Eifersucht kommt. „Dies Weib darf ihn nicht behalten, auch nicht als Freund ..." Wo gab's jemals Freundschaft zwischen Mann und Weib, solange das Blut noch nach dem Herzen strömt? — Sie log gestern, sie lügt heut ... Und von einer kindischen Angst getrieben, klingle ich dann nach meiner Jungfer, um mich zu vergewissern, ob Jeanette überhaupt noch da ist. Ich habe jetzt immer den Gedanken, sie könne eines Tages verschwunden sein und er mit ihr ...

Und dann klopft Jeanette im nächsten Augenblick selbst, will mich zum Diner abholen. Sie wundert sich, daß ich für mich lächle. Phantasten lächeln so oft für sich und über sich.

*

Die Hitze steigt, meine Unruhe wächst.

Die Sonne gelb verhüllt, stechend, der Himmel wie eine lastende Staubwolke, über die schweigende Wüste kriecht Mumienluft, rötlich schwer. Vielleicht liegt der Samum in der Luft, und sein Ahnen drückt auf Mensch und Tier. Wie gern hätte ich einmal den echten Wüstenwind dahinrasen sehen: Die Luft ein Feuermeer, die Dünen wandern, die Pflanzen verdorren, die ganze Natur erfüllt von einem Sandorkan, der das Leben rieselnd begräbt und die Skelette heulend aus ihrer Gruft wühlt ...

Wo mag die Karawane jetzt sein? — Hoffentlich in Uargla, wo sie sicher ist. Sie hat ja auch einen Führer, der die Wüste kennt, wie sich selbst! — Dennoch habe ich Angst.

Jeanette ist heute nicht wohl. Sie spricht von einem Brief und einem Bruder, von dem ich bis jetzt nie gehört, und daß sie vielleicht ganz plötzlich nach Oran werde reisen müssen. — Was sucht sie in Oran? — Die Karawane ohne ihn wird spätestens in einer Woche zurück sein ... Oder er geht wo anders hin, schon jetzt, und sie will zu ihm? — Es kann nicht sein, es darf nicht sein! Ich muß ihn noch einmal allein sprechen, koste es, was es wolle ... Ich spüre, wie um mich das Verhängnis schleicht.

Ach, es schleicht ja alles in dieser Glut! Die Leute behaupten, der afrikanische Sommer habe noch niemals so früh eingesetzt. Auch die Nächte sind zum Ersticken. Dennoch treibt's mich hinaus.

*

Ich bin heute nachmittag zu Fuß auf Col-de-Sfa gewesen. Unterwegs kein Mensch. Um mich nur die harte Lehmwüste, die hier schon zu bersten beginnt, und die grauen Salzkräuter, die gegen den Sonnentod kämpfen. Auch oben auf dem Felsenvorsprung war ich mutterseelenallein. Der kleine neue Wachtturm, der im Kriegsfall wohl Signale vermitteln soll, gelb und verlassen. Unten nur brennende Wüste, oben nur bröckelnder Fels. Die Ketten des Aures-Gebirges, das hier ganz nah heranzieht, braun, tot, wie versteinerte Riesenwellen noch von der Sündflut her. Ganz weit drüben zieht eine winzige Karawane langsam den Bergen zu ... In der Wüste nach Biskra der El-Kantara-Zug, aber wie puppenhaft ohnmächtig er durch die Wüste kriecht! In der Ferne schroffe Atlasgipfel, umwallt von schemenhaft weißem Gewölk ... Und die freie Wüste nach Saada zu: Rotfahl, wie erstickend in Dunst; wo es dunkel schimmert, Oasen. Aber alles leichenhaft, bewegungslos, ein totes Meer mit verwunschenen Inseln ... Ich strenge mich aufs äußerste an, das Haus von Saada zu erkennen. Unmöglich. Der träge bleierne Dunst deckt alles ... Und erst da überkam mich ein Gefühl maßloser Einsamkeit. Ich möchte rufen, und weiß doch, daß meine Stimme in dieser gespenstischen Glutatmosphäre verhallen muß, aufgesogen von der Mumienstille. Ich möchte etwas Lebendiges fassen und weiß doch, daß das warme Leben die heiße Wüste flieht. Nur die Hornvipern und Skorpione von dem verschwimmenden Riesensarg der dunes de sable lieben solch sommerliche Hölle ... Heut erst verstehe ich, daß kein Tuareg lächelt, der Tod und sein Schatten allein vermögen in der Wüste zu lächeln.

Und warum liebt „er" die Wüste, warum?

Und während ich dem Gedanken nachhänge, den Blick wie suchend auf dem braunen Fels, da wiegt sich grüßend eine kleine, gelbe Blüte in einem Steinritz. Die Glut hat sie übersehen, der Tod sie verachtet. — Ja, und die Blume habe ich gepflückt und geküßt und mir immer wiederholt, was „er" einmal in der Toskolaner Schlucht auch von einer so armseligen kleinen Felsblume sprach: „Vielleicht schlummert die Urgeschichte der Menschheit in diesem Blütenstaub..." Ich hatt's vergessen. Hier kommt mir die Erinnerung ungewollt ... Mein Guter, mein Einziger, wenn du auch nicht glaubst, wie ich glaube, an die Blume, die du mir sandtest, an die Blume glaube ich wie an dich! ... O Liebe, Leben, die ihr im Gluthauch des Samum dauert, verlaßt mich nicht ... Und wenn ich schwach bin, seid ihr stark für mich!

Und diese Blume an den Lippen, habe ich wieder einmal gebetet, inbrünstig gebetet in all meinen Sünden ... Und je heißer ich flehte, um so heißer wurde die Sehnsucht. — „Ich komme, ich komme, du Lieber, du Freund ... Hab mich lieb, hab mich lieb!"

Und die Flammen schlugen über mir zusammen.

*

Als ich wieder in Biskra war, sah ich auch wieder den Fremdenlegionär. Was seine blassen Augen in aller Schuld doch sehnsüchtig suchen: Die Heimat, das Glück, die suche ich auch bei aller meiner Schuld. Ich weiß nicht wie, aber ich weiß, daß mich die Sehnsucht fortan nicht läßt, bis ich die Oase geschaut habe in der Wüste des Lebens... Und du kleine Blume an meinem Herzen sollst mir Führer sein.

*

Morgen reiten wir dem Samum entgegen.

(Fortsetzung folgt)

Am Ellwurth

Erzählung

von

Thusnelda Kühl

(Schluß)

Tetens schüttelte den Kopf – was hatte Anna denn? Hielt sie doch selbst Arbeit sonst für Freud und Ehre! Nahe zu ihr tretend, sagte er halblaut, damit Martin es nicht höre: „In ganz Ewerschop ist keiner außer mir, der vernünftig pflügen kann, man lernt es hier seit Anno achtzehnhundertachtundsechzig nicht mehr. Lassen Sie's nur mit mir so angehen, es erniedrigt Ellwurth nicht, wenn sein Vizebauer übers Pflugland stapft. Und nun adieu, und geben Sie uns nur einen freundlichen Gruß mit aufs Tagewerk!"

„Nein," sagte Anna Vena zwischen Lachen und Aerger, „ich werde vielmehr einen Grund ersinnen, Sie durch Kordsen ablösen zu lassen, kein Bauer pflügt selber."

„Nein, allerdings nicht," sagte der Vizebauer mit Betonung. Dann ging's hinaus ins Weite, und Anna Vena hatte das Nachsehen. Das Nachsehen und das Nachdenken.

Und dazu war Muße genug bei der stillen, gleichmäßigen Hausarbeit. Noch waren Hanne und das Mädchen nicht vom Melken zurück, im Vorderhause waren sie und die alte Hertje, die auf der Küchenfensterbank lag, die einzigen, lebenden Seelen. Anna Vena schürzte ihr Kleid und begann im Hause zu schaffen. Dietrich hatte ganz recht, es gab keine Arbeit, die für zu gering zu halten war. Trotzdem versöhnte sie sich nicht mit seiner Pflugarbeit. Die Haferfenne lag so sehr weit fort, sie mochte ihren Verwalter lieber in der Nähe von Haus und Hof wissen. Und besonders heute, wo sie mit so wunderlich schwerem Sinn erwacht war, als habe das Schicksal verhüllten Gesichts an ihrem Lager gestanden. Mit Erleichterung vernahm sie, daß Hanne und die Magd aus dem Stalle kamen; nun hieß es, die Milch aufseihen, für Kälber, Ferkel und Geflügel sorgen, und zwischendurch konnte man ein Wort reden, das löste am Ende den nächtlichen Bann!

„Fränlein läßt sich heute gar keine Ruhe!" bemerkte Hanne kopfschüttelnd. Die Magd verzog hämisch das Gesicht. Wenn die Herrin keine Ruhe hatte, fanden auch die Dienstleute keine. Anna Fresendelff aber sagte, es sei schon spät, da komme ja schon der Postbote über Land.

„Der Postbote?" kam es erschrocken zurück, „nein, das ist Dirk Steffens, der die Depeschen ausbringt, ach Gott, was mag das doch bedeuten?"

Anna Fresendelff lachte. „Was sollte es denn bedeuten? Vielleicht, daß endlich mein Vater kommt!"

Hastig ruderte Dirk Steffens mit Armen und Beinen heran. Anna Fresendelff war doch ein bißchen aufgeregt und begann hastig, ihr Zimmer zu ordnen, dabei von Zeit zu Zeit ausspähend nach dem Notbemühten. Nun kam er ums Heck, da wäre sie ihm am liebsten entgegengeflogen, so ängstlich war ihr zumute. Aber sie tat es nicht, mit ruhigem Gesicht belohnte sie den Boten und empfing die Botschaft.

Die mußte wohl böse gewesen sein, denn Hanne Tetens hörte einen Aufschrei, warf die Holzpantoffeln von den Füßen und flog über die Hausdiele, die Magd neugierig hinterdrein. Anna Fresendelffs Tür aber war verriegelt. Traurig kehrte die alte Frau zurück in die Küche und wußte keinen andern Rat, als stille abzuwarten, was kommen würde.

Eine halbe Stunde später kam wirklich der Postbote.

Leise pochte Hanne an die verschlossene Tür. „Fräulein, ein Brief."

Ein müder Schritt klang durch das Zimmer, die Tür wurde halbgeöffnet, und auf der Schwelle stand

eine bleiche Fremde, die mit zitternder Hand wortlos den schwarzgeränderten Brief entgegennahm.

Das Telegramm war am Abend vorher aufgegeben, doch in Ewerschop nicht mehr angenommen worden. Sein kurzer Inhalt lautete:

„Herr Volkert Fresendelff soeben sanft entschlafen.
van der Lühe."

Der Brief enthielt das Weitere und fügte zu dem ersten Schlag den zweiten. Das Unglück baute seine Hütten in Anna Fresendelffs Seele.

Das Mädchen hatte den Kopf auf den Schreibtisch gelegt, wirr hing das Haar um ihre Stirn, und die schwere Flechte glitt über ihre Schulter. Sie regte und rührte sich nicht, kein Schluchzen durchstieß ihren Körper mehr, zu schwer lag die Faust des Schicksals auf ihr, und keine barmherzige Umnachtung ihrer Sinne, kein Versagen ihrer Denkfähigkeit! Sie war ganz klaren Bewußtseins und zählte ihren Jammer zusammen. Ein kühner Börsenspekulant war mit Hinterlassung großer Schulden aus dem Leben geschieden, ein Mann, dessen Name einst achtunggebietend auf dem Weltmarkt geglänzt hatte.

Die Welt verdammte einen ruinierten Spieler; sie glaubt die Worte selbst zu hören, die wie giftige Pfeile dem Toten nachschwirren.

„Und ich habe keinen Vater mehr," sagt sie laut und tonlos, „keinen einzigen Menschen mehr auf der ganzen Welt, der mir gehört, die Welt ist weit, aber wenn ich auch über all ihre Breiten wandern würde, so fände ich meinen Vater doch nirgend mehr, meinen armen, alten Vater!" Sie schluchzt wieder, wie sie getan, als sie zuerst inne ward, daß sie nie mehr Vater sagen, nie mehr Volkert Fresendelffs leidvolles Gesicht sehen wird.

„Und vielleicht ist kein Fußbreit Landes mehr mein," grübelt sie weiter, — „ich war so stolz auf Ellwurth und sah in diesem Jahre so froh in seine und meine Zukunft. Das ist nun hin, ganz hin," murmelt sie matt und wundert sich schier selbst, daß es sie nicht trifft wie Keulenschläge. Aber ein Weh ist genug, mehr vermag kein Mensch zurzeit zu ertragen. Anna Fresendelff weint zur Stunde um das für sie gebrochene Vaterherz und klagt sich an, daß sie dem alten, müden Manne so wenig Liebe gezeigt, kein friedlich schönes Altenteil bereitet hat.

„Mein armer, alter Papa!" Immer derselbe Jammerlaut wieder. Weiß sie denn nicht, daß die Toten keines Mitleids bedürfen, daß der Jammer das Los der Lebenden ist? Ihr eigen Los!

Sie kennt nicht einmal die Wohnung, die er zuletzt innegehabt, Johannisstraße 10, dritte Etage —, Namen und Zahlen, weiter nichts! Noch niemals hat sie einen Toten gesehen; ob er wohl ausschaut wie der tote Christus in der Kirche, so bläulich bleich, Blutstropfen an der Schläfe! Sie schaudert und beginnt im Zimmer auf und ab zu gehen, versucht andres zu denken. Daß sie nun nicht mehr Herrin von Ellwurth ist, sondern wie eine Bettlerin — nein, nicht Bettlerin, das braucht sie, dank dem, der da schläft, nicht zu werden —, er lehrte sie die Arbeit lieben! Wie kam's nur, daß er selbst dann doch von diesem schlichten, geraden Wege ins Labyrinth des tollen Wagens irrte? Sie schlägt die Hände vors Gesicht und weint laut auf:

„Für mich, für mich, für meinen Stolz und um Ellwurth!"

Vor ihrem Ruhebett sinkt sie auf die Knie und drückt ihr Gesicht ins Kissen. Ersticktes Weinen und dazwischen die gebrochenen Worte:

„Ich danke dir, mein armer, alter Vater, schlafe nur ruhig, ich finde schon einen Weg."

Dann ist sie still für lange, die Zeit streicht mit leisem Fittich über sie hin. Müde vom ungewohnten Weinen, müde von dem furchtbaren Leid, das verwüstend durch ihre Seele gefahren ist, denkt sie, daß ihr am wohlsten wäre an des Toten Seite.

Da hört sie die alte Flurglocke schlagen. Mechanisch zählt sie, schon zwölf, Essenszeit vorüber, die Leute warten auf ihr wohlverdientes Mahl, indes die Herrin nur an sich selber denkt. „Selbstsucht!" grollt sie. Das Leben steht vor dir mit seinen vielen gerechten Forderungen, und sie denkt an Schlafengehen, bevor sie ein Recht erworben hat zum Müdesein.

Ruhiger geht sie in ihr Schlafzimmer, kühlt ihr verweintes Gesicht, ordnet ihr wirres Haar und zieht ein schwarzes Kleid an. Ach, wie sehr sie schwarze Gewänder haßt! Als sie die Flurtür öffnet, lehnt Dietrich Tetens am Fenster und blickt traurig zu ihr hinüber.

„Mein Vater!" hebt sie an und kann nicht weiter. Was braucht's auch mehr? Das schwarze Kleid und die Tränen sagen genug.

Er drückt mit beiden Händen fest die ihren, sein Blick ist ganz verdunkelt. „Ich weiß, wie das tut, Fräulein Fresendelff, habe selbst zweimal einen Vater verloren. Sagen Sie mir nur, was ich für Sie tun kann, Mutter und ich sind ganz zu Ihren Diensten."

„Sie treuer Mensch!" erwiderte sie und empfand es dankbar, daß er noch immer ihre Hände so fest und herzlich umschloß.

„Haben Sie denn gegessen?" Sie wollte sich der Küche zuwenden.

Er hielt sie zurück. „Die Leute haben ihr Teil, Mutter konnte vor Sorge um Sie nicht essen und ich —" er stockte.

„Und Sie?“ forschte sie, ihn ansehend.

„Ich auch nicht,“ antwortete er warm.

Sie sagte ihm nun, daß sie mit dem Nachmittagszuge nach Hamburg fahren werde, und bat ihn, anspannen zu lassen zur rechten Zeit.

„Ist denn das nötig?“ fragte Dietrich besorgt, ich meine, müssen Sie sich die Aufregung machen, wo doch keine Hilfe mehr ist?“

„Ach, Herr Tetens, er tat's ja für mich!“ sagte sie kaum hörbar. Da schwieg er bestürzt, ahnend, daß ihr Elend noch viel größer sei, als er gedacht.

Jetzt drückte auch Hanne Tetens, herbeigezogen durch die Unterhaltung auf der Hausdiele, ihr Gesicht an die Glastür und kam dann leise herzu, die Augen rot und blind vom Weinen.

Ihre rauhen Hände streichelten Anna Vena; viele gute Worte waren in ihrem Herzen für die junge Herrin, über die Lippen kam nur ein Schluchzen und „Gott tröst, Fräulein Fresendelff.“

Der aber ging ein wunderbares Gefühl auf inmitten ihres tiefen Elends.

„Ihr guten Menschen!“ sagte sie bewegt, wie nie die Anna Fresendelff von gestern hätte sprechen können, „weint ihr um mich? bin ich denn wirklich nicht ganz verlassen auf der Welt?“

Nicht, so lange Mutter und ich leben!“ sagte Dietrich Tetens, und Hanne ging hinaus, deckte den Tisch und bat Anna Vena vom Himmel zur Erde, sie möchte doch nur ein Häppchen essen.

Als er ihr nun bei Tisch gegenübersaß, fragte Dietrich bescheiden, ob sie seine Begleitung nach Hamburg wünsche, ob er ihr von irgendwelchem Nutzen sein könne.

Sie besann sich eine Weile. Nein, dort in Hamburg, unter den vielleicht verzwickten Verhältnissen, im Kreise der Bekannten, die mit ihren Mienen trauerten und mit ihrem Herzen schmähten, deren Sprache und Gebaren fremd war für ihn, konnte sie sich den einfachen, guten Menschen nicht denken. Hierher gehörte er, dort war nicht sein Platz.

„Ich danke Ihnen von Herzen, aber ich bin nicht ganz verlassen in Hamburg, Herr Tetens, und werde Ihrer Hilfe hier nachher noch dringend genug bedürfen, ich bin nämlich —“ ruiniert, wollte sie sagen, aber das schreckliche Bekenntnis wollte noch nicht über ihre Lippen.

Doch fiel's ihr ein, daß sie sogleich angespannt haben möchte, um mit ihm vor Abgang des Zuges sämtliche Ellwurther Ländereien zu inspizieren. „Kann das geschehen?“ schloß sie fast zaghaft, als sei sie schon nicht mehr die Herrin, die zu befehlen habe.

„Gewiß doch, Fräulein Fresendelff,“ erwiderte er in treuherzigem Beschützerton, der ihr zu dieser Stunde so wohl tat. „Martin muß freilich mit, um die Pferde anzuhalten. Wir können ja nicht alle Fennen zu Wagen erreichen.“

„Nicht Martin, lieber Kordsen! Der ist fast taub.“ Ein trauriges, heimatloses, kleines Lächeln irrte über Anna Fresendelffs Gesicht.

„Auch gut,“ sagte Dietrich Tetens.

Kurz nach Mittag hielt der Wagen vor der Tür. Dietrich mußte sich zu Anna Vena setzen, und fort ging die Fahrt durch das frühlingsschöne Land, über das die Kibitze und Regenpfeifer schreiend flogen und die Lerchen jubelnd emporstiegen. Es war ein Tag wie damals, als sie zum erstenmal zusammen nach dem Königskamp fuhren. Die Schönheit der Welt aber war ihr heute ein Greuel. Wie mochte das Leben weiter blühen und lachen, trotzdem der Tod so furchtbare Schatten hineinwarf!

Alles ging sorglos im gewohnten Gleis, nur sie nicht.

Sie hielten bei Tofting, vor dem am Morgen gepflügten Haferland.

Dietrich lobte den trockenen Grund und daß die Mäuse jetzt für die Raben seien. „Die Natur hilft sich am Ende immer selber, wenn man's nur ruhig abwarten will.“

Sie nickte mechanisch.

„Auf Gunsbüll ist das Unzeug leider sehr zu Kehr gegangen, der Weizen kommt nur dünn auf, aber es sind glücklicherweise nur zehn Demat, den kleinen Schaden kann der Hof ja wohl tragen. Auch die Hengstfenne dahinter hat gelitten, fünf Demat, das muß sich helfen, das bringen die alten Weiden leicht wieder ein, die haben schon jetzt so viel Gras, daß wir sie gerne beschlagen könnten. Wir wollen gleich einmal herumfahren.“

„Nach Kleihörn zu, Nachbar!“ rief er dem alten Kordsen zu, und weiter ging die Fahrt.

„Hier sind unsre ältesten Weiden, mindestens hundert Jahre alt.“

„Haben hier keine Mäuse gehaust?“ fragte sie, sich zur Teilnahme zwingend.

„Nun, so schlimm ist's nicht geworden, sehen Sie nur, wie das Gras steht! Nächste Woche muß ich nach Owschlag, um Vieh zu holen, dies Land kann ruhig beschlagen werden. Daniel Hansen hat sogar schon seine Milchkühe hinausgejagt, hatte aber natürlich auch kein Futter mehr, konnte es seinem Geiz aber ja nicht abringen, unser Heu zu kaufen.“

„Haben wir schon alles Vieh? Ich kann mich nicht recht besinnen.“

„Noch nicht alles, aber doch annähernd; ist es Ihnen überhaupt recht, daß ich so viel über diese zurzeit gleichgültigen Dinge spreche?“ fragte er besorgt.

„Ja, ganz recht," sagte sie hastig. „Also brauchen wir nur Heu zu machen am Sommerdeich, nicht wahr?"

Dietrich Tetens nickte. „Ich denke, schönes Kleeheu für Irland."

Ihr zuckt es bitter um den Mund — wer wird das Heu ernten? Sie schwerlich! Aber auch über ihn ist eine leichte Befangenheit gekommen.

Sie gelangten nun nach der „alten Eider", die lag nahe der Station und war ihr fast am besten bekannt, jedenfalls am liebsten. Hinter dem Deich sah man die weißen und braunen Segel streichen, das sah lustig aus, wenn der Himmel blau war und der Wind gut.

„Fröhliche Fahrt!" hatte sie manchmal gerufen und dabei kaum gewußt, ob dieser Gruß den fernen Fahrzeugen gelten solle oder ihrem eignen Lebensschifflein, in dessen Nahen die Hoffnung geigte.

Einmal war sie auf einem kleinen Segelschiffe gewesen, das hatte Torf gebracht vom Winnertmoor. Des Torfbauern Weib war mit an Bord gewesen und hatte Kaffee gekocht. Kerzengerade war der blaue Rauch in die Luft gestiegen, ebenso der Schifferfrau munteres Lied. Und der braune Mann hatte sein kurzes Pfeifchen geraucht, zwei Flachsköpfe geliebkost und still gelacht. Ein paar Scheffel Moorland, ein Hüttchen darauf, ein fröhliches Weib und zwei Blondköpfe, das war all sein Gut, ein volles Glück! Daran muß sie heute wieder denken, da sie über Ellwurths viele Demat fährt.

Mit düsteren Augen wendet sie sich an ihren Begleiter. „Es ist nicht gut, so weit und breit zu bauen, da siedeln sich auch Kummer und Sorge gleich an."

Er sieht sie nur teilnehmend an und schweigt. Nun kommt die letzte kurze Strecke bis zur Station. Ihre Selbstbeherrschung droht von ihr zu gehen, ihr ganzer Körper zittert. Ihr graut!

Wenn Dietrich Tetens sie in seine Arme genommen und gebeten hätte: „Komm mit mir heim, Anna Vena," sie hätte es getan.

„Sie werden's überwinden, Fräulein Fresendelff," sagte er leise und wandte ihr wieder den Blick voll zu. Der war unentwegt mitleidig und gut, aber wonach ihre Seele weinte, das war nicht in ihm.

„Ueberwinden?" wiederholte sie, und es lag ein großer Jammer in der Frage. „Sie wissen nicht, wieviel ich zu überwinden habe, Herr Tetens." Ihre Stimme aber war fest, als sie fortfuhr: „Auch das, daß ich arm bin und vielleicht keine Scholle von Ellwurth mehr mein eigen nenne."

„So haben wir umsonst geschafft!" sagte er nach langem Schweigen mit sinkender Stimme.

Sie sah mit leuchtenderen Augen in die Ferne. „Das hoffe ich doch nicht."

Der Zug fuhr davon, dumpf sausten die Räder über die Schienen, die Bremse klopfte den Takt zu der Fahrt. Ueberwinden, überwinden, vernahm sie's aus dem brausenden Räderwerk. Sie stand am Fenster und grüßte das geliebte grüne Land ihrer Väter mit langem, wehem Blick. Dann sank die Dämmerung auf die weite Ebene und umsäumte schwarz die einsam liegenden Gehöfte, matt blinkte der Abendstern. Da wurden drin die Lampen angezündet, und vor den Fenstern stand plötzlich die dunkeläugige Nacht.

Der kleine Raum aber ward zum Gefängnis und auf ihrer Seele lag die furchtbare Angst vor dem Augenblick, da diese Fahrt ihr Ende erreicht haben würde und sie ihren Vater wiedersähe.

„Wenn wir uns wiedersehen, Anna, werden andre Zeiten gekommen sein," schrieb er Weihnachten, und Gott wußte, daß er die Wahrheit gesagt hatte.

— — — — — — — — — — — — —

Zwei Tage später war Volkert Fresendelff bestattet worden. Dabei hatte es geschienen, als habe sein verlöschender Name noch einmal weiten Schein geworfen, denn ein vielköpfiges Gefolge hatte ihm die letzte Ehre erwiesen.

Als Anna Fresendelff eben zurückgekehrt war in die verlassene Wohnung ihres Vaters, meldete die Wirtin ihr Herrn van der Lühe. Sie hatte ihn bereits auf dem Friedhofe flüchtig gesprochen, er war ein Geschäftsfreund ihres Vaters aus früheren Jahren mittleren Glücks. Was mochte er noch wollen?

Ein Herr mit dunkelm Bart, blassem Gesicht und lebhaft glänzenden Augen trat ein.

„Mein sehr verehrtes Fräulein Fresendelff, ich habe noch einmal die Ehre, Ihnen mein und der Meinen tiefstes Beileid auszudrücken."

Ihr wurde unbehaglich zumute unter seinen blanken Augen. Zum Sitzen genötigt, fuhr er fort: „Was die letzteren anbetrifft, ich meine meine Frau und Britta, so bitten sie dringend, Sie möchten sich's in unserm Hause wohl sein lassen, bis der unglückselige Konkurs vorüber ist, Sie —"

„Was sagten Sie, Herr van der Lühe?" fuhr das Mädchen auf, „Konkurs! Ich werde Ellwurth verkaufen, natürlich! um meines armen Vaters Gedächtnis rein zu waschen, aber das ist doch kein Konkurs!"

Er sah sie mit langem, seltsamem Blicke an und sagte dann gedehnt: „Mein gnädiges Fräulein, ich verwünsche das Geschick, das mich zum Träger dieser Unglücksbotschaft macht, aber Sie sind ja tapferen Sinns, und ich denke, Sie nehmen die Wahrheit lieber von Freundeslippen entgegen als von fremden."

Er umfaßte ihre Hände, die sie ihm kühl entzog, wohl fühlend, was diese Freundschaft bedeute, was ihre Ursachen und Ziele seien.

Gehalteneren Tones fuhr nun der Sprecher fort: „Die Forderungen der Gläubiger Ihres Vaters liegen dem Tönninger Amtsgericht zur Prüfung vor, und der Konkurs ist vielleicht schon in dieser Stunde verhängt."

Sie erhob sich, anscheinend gefaßt, nur die Hand, die sie auf die Tischplatte stützte, krampfte sich zusammen. „Ich danke Ihnen für die Mitteilung, Herr van der Lühe, sowie für Ihre gütige Absicht, sich meiner anzunehmen."

Wort und Haltung deutete dem Besucher an, daß sein Gehen erwünscht sei. Er konnte aber den Blick nicht losreißen von ihrer fürstlichen Schönheit und appellierte, viel Wärme in Blick und Stimme, noch einmal an ihre Verlassenheit. Sie neigte dankend das stolze Haupt und blieb bei ihrem Nein. Mit enttäuschtem Achselzucken ließ er sie allein.

Da sank sie in die Knie und rang die Hände in wortlosem Jammer — die Tochter des Selbstmörders, die ihr Haupt so hoch getragen und über die nun Schmach und Elend wie Sturzwellen hereinbrachen.

Zum ersten Male stand sie vor Gott — nicht in froher Anbetung, auch nicht mit weichlichem Flehen, daß er Unabänderliches wende — sondern demütig, ein leidzerschlagener Mensch vor dem großen, unbekannten Gott, der durch unenträtselbare Schicksale die Staubgebornen hinführt zu unbekannten Zielen.

Die Nacht brach herein, der sanfte Abendregen ward stärker, in schweren Tropfen rann er an den Scheiben hinab. Da dachte sie an ihres Vaters Grab draußen in Ohlsdorf, ob er den Regen an seine Kammer rauschen hörte? Nach langer Weile stand sie auf und trat ans Fenster. Drüben ragte der Turm der Johanniskirche düster empor. Jetzt schlug es Mitternacht, das klang so seltsam und schaurig, so mahnend, als käme es aus der großen Nacht, in die der unglückliche Vater gegangen war, in die auch sie einst gehen mußte. Sie faltete die Hände und sprach, was sie auf dem Friedhofe selbst nicht vermocht hatte, halblaut das Vaterunser.

Danach ging sie an den Schreibtisch, tastete nach Streichhölzern und zündete die Lampe an. Mit zitternden Händen durchsucht sie die Schubfächer, hoffend, daß sie eine Zeile finde, ein letztes Wort an seine Tochter. Kurszettel, Börsenblätter, ein paar quittierte Rechnungen über unbedeutende Ausgaben — und kein Wort für sie!

War er denn zugrunde gegangen, besinnungslos, wie einer, über dem die Flut zusammenstürzt? Wie hieß es in dem alten Buche, das sie zusammengeklappt an dem Tage ihrer Konfirmation und nie mehr geöffnet?

Sie kann den Wortlaut, den sie sucht, nicht finden und versinkt in Grübelei. Plötzlich weiß sie ihn und spricht langsam, mit feierlichem Pathos vor sich hin: „Deine Fluten rauschen daher, daß hier eine Tiefe und da eine Tiefe brauset — alle deine Wasserwogen und Wellen gehen über mich!"

Und die Glocke der Johanniskirche maß die verrinnende Zeit, und aus Abend und Morgen ward ein neuer Tag.

Bangend haben Hanne Tetens und Dietrich ihrer Wiederkehr geharrt, denn mit schwarzem Fittich ist die Kunde von ihrem Unglück durch Ewerschop geflogen und hat sich festgesetzt auf Ellwurth. Doch scheint ihr Sorgen übertrieben gewesen zu sein, denn die am späten Abend plötzlich wieder vor ihnen steht, ist ein Mensch, der emporwuchs über sein Schicksal.

Neunundzwanzigstes Kapitel

Wenige Tage darauf stand im Regierungsamtsblatt zu lesen:

„Im Wege der Zwangsvollstreckung sollen die in Ewerschop belegenen, im Grundbuche von Ewerschop Band I Bl. 39 zur Zeit der Eintragung des Versteigerungsvermerkes auf den Namen Volkert Fresendelff eingetragenen Ländereien und Gebäudegrundstücke von Ellwurth, groß sechzig Hektar, neun Ar, fünfzehn Quadratmeter mit hundertsiebzig Mark Nutzungswert am 31. Mai 19—, vormittags neun Uhr, durch das unterzeichnete Gericht an der Gerichtsstelle versteigert werden.

„Ueber sämtliches Inventar von Ellwurth, eingetragen auf den Namen des weil. Volkert Fresendelff, zurzeit unter Verwaltung des Fräulein Anna Vena Fresendelff, wird heute, am 20. April das Konkursverfahren eröffnet, da die Zahlungsunfähigkeit des weil. Volkert Fresendelff nachgewiesen ist.

„Rechtsanwalt Harms ist zum Konkursverwalter ernannt. Konkursforderungen sind bis zum 25. Mai bei dem Gericht anzumelden."

Anna Fresendelff empfing in dieser schweren Zeit manchen Beweis herzlicher Teilnahme, wodurch sich das harte Urteil, das sie über den Volksstamm hegte, unter dem sie lebte, milderte.

Da kam zuerst Pastor Schmidt mit seiner Frau. Das war an dem Nachmittag desselben Tages, an dem sie die Zustellungsurkunde über den verhängten Konkurs erhalten hatte und in Qual und Scham über ihr also in Elend verronnenes Leben hinter verschlossener Tür saß.

„Ich mag keine Menschen sehen," hatte sie zu Hanne

Tetens gesagt, „bitte, lassen Sie niemand zu mir.“ Als sie dann aber die Pastorleute die Werft hinaufkommen sah, ward sie andrer Meinung und ließ sich den warmen Händedruck, den sie empfing, das leise Wort der Teilnahme und die Tränen in den Augen der kleinen, stillen Frau gern gefallen.

Hanne Tetens brachte den Kaffee ins Zimmer, und Anna Fresendelff widerstand nicht länger dem Wunsche, sich die Seele einmal frei zu reden von all dem schweren Druck, den sie trug. Daß dies nun gerade dem wunderlichen, verschlossenen Pastorenpaare gegenüber der Fall sein würde, hätte sie sich wohl am wenigsten träumen lassen. Aber es war ein eigentümliches Doppelempfinden in ihr, so, als spräche sie nicht allein zu jenen beiden, sondern als stünde neben ihnen noch ein Dritter und schaute sie an mit Blicken voll tiefer, warmer Schalkheit und spräche zu ihr: „Nimm's nicht zu schwer, wälze die Last ab und atme wieder frei!“

„Oskar wird wohl auch sehr erschrocken sein, wenn er erfährt, daß es Ihnen nicht gut geht.“

„Ja,“ bestätigte der Pastor, „er hatte so viel Respekt vor der tüchtigen Arbeiterin, wie er immer sagte.“

Anna Fresendelff lächelte traurig.

„Es wird Zeit, daß wir gehen,“ mahnte die Pastorin nach einer Stunde, „aber erst müssen Sie uns eine Bitte erfüllen, nämlich die, daß Sie unser Haus ansehen wollen als Ihr Heim, bis Sie“ — ein kleines, schalkhaftes Lächeln glitt über ihr Gesicht — „ein besseres und lieberes gefunden haben.“

„Ja, kommen Sie je eher, desto lieber,“ pflichtete auch der Pastor bei, „ich dächte, Sie hätten herzhaft genug aus dem bitteren Kelch des Leides getrunken.“ Er konnte sich nie von einem gewissen Pathos frei machen, war aber im Grunde seines Wesens schlicht und wohlmeinend.

„Sobald die Auktion vorüber ist, will ich dankbar die gebotene Zuflucht annehmen,“ erwiderte Anna Vena, „bis dahin reicht meine Kraft wohl noch.“

Die kleine Dame streichelte dem Mädchen die Hände und strahlte sie an, als sei nun ja alles gut, der Pastor aber ermaß wohl, welchen Dornenweg dies stolze, selbstherrliche Geschöpf gegangen sein mußte, ehe es dahin gekommen war, dankbar eine helfende Hand anzunehmen, sich als kleines, abhängiges Glied in dem großen, surrenden Räderwerk des Menschenlebens zu erkennen.

„Auf baldiges Wiedersehn also,“ sagte er mit freundlichem Ernst, „und Gott möge Ihnen weite und breite Wege auftun, auf denen Ihr erworbenes Können und Sein sich in Freuden entfalten kann.“

Fast um dieselbe Stunde erschien auch der Ziegeleibesitzer, Herr Holm, auf der Bildfläche von Ellwurth. Er war außerordentlich elegant, trug einen goldgefaßten Kneifer, obwohl sicherlich kein Arzt an seinen hellen Luchsaugen einen Schaden hätte nachweisen können, umklammerte einen dicken Handstock mit silberner Krücke, trug an der linken Hand, die jede höhere Organisierung vermissen ließ, einen funkelnden Solitär und duftete nach wohlriechenden Essenzen. Also gestiefelt und gespornt, erschien er auf dem Hausflur und wollte eben rechts abschwenken auf Anna Fresendelffs Tür zu, als Dietrich Tetens ihm in die Quere kam.

„'n Tag, Tetens,“ nickte der Ziegeleibesitzer gönnerhaft, „wie geht's Ihnen?“

Der Angeredete war mit einem einzigen wuchtigen Schritt bei dem Eindringling.

„Linksum kehrt, Tete!“ sagte er im breitesten Baß. „Bist ja höllisch ins Kraut geschossen, Menschenkind!“ Dietrich sah von oben herab auf Tetes fein pomadisierten Haarpull.

„Hier herein, bitte.“ Er öffnete das kahle, dürftig möblierte Zimmer links vom Flur, in dem gelegentlich Geschäfte abgemacht wurden.

Tete, der an bedeutende Eleganz gewöhnt war, hüpfte zurück, als habe ihn jemand auf den Fuß getreten.

„Ich wünsche die Dame des Hauses zu sprechen,“ sagte er dann in der vornehmsten Tonart.

„Wünschen hilft nichts,“ beschied ihn sein Jugendfreund, „halte dich nur an mich, wenn du etwas auf dem Herzen hast.“

Herr Holm richtete sich zu seiner vollen, nun freilich nicht gerade überwältigenden Höhe auf und erklärte: „Ich bin entschlossen, noch weitere zwanzig Demat von Ellwurth zu kaufen, habe da meine besonderen Perspektiven.“ Eine elegante Handbewegung ergänzte der Rede dunkeln Sinn.

„Das wirst du dir nun wohl vergehen lassen müssen, Tete Holm.“

„Bitte,“ fuhr der Gentleman nervös dazwischen, „nicht diese Vertraulichkeit.“

„Hauswurst,“ sagte Dietrich trocken. „Also, was ich sagen wollte, da wird es sich wohl darum handeln: alles oder nichts. Zwanzig Demat? Solche Fetzen werden nicht verhöckert, aber ein Mann in deinen Verhältnissen, Tete, kann ja gern die übrigen hundert zum Zeitvertreib mitnehmen.“

Tete mißverstand die Ironie als Kompliment und lächelte geschmeichelt. „Ja, nun möchte ich mir denn noch einige vertrauliche Mitteilungen über die Güte des Areals von Ihnen erbitten.“

Dietrich Tetens verspürte wieder Lust, dem kleinen Protzen einige Grobheiten an den Kopf zu werfen,

sah aber ein, daß hier alle Kugeln umsonst verschossen wurden.

„In der Angelegenheit wende dich gefälligst an Rechtsanwalt Harms, der ist Konkursverwalter." Er schien die Unterredung als beendet anzusehen, nicht so Tete Holm. Der dämpfte seine Stimme und trachtete, dem Jugendfreunde seine ringgeschmückte Hand auf die Schulter zu applizieren, ein Bestreben, das der andre indessen vereitelte.

Herr Holm aber war nicht übelnehmisch, durchaus nicht, und häkelte nunmehr seinen Zeigefinger in Dietrichs Knopfloch ein.

„Hör mal, Tetens, kannst du Fräulein Fresendelff empfehlen?" fragte er, sich mit viel Herablassung des traulichen Du bedienend. „Ich meine, ob sie durchaus gebildet ist, Klavier spielt, feine Handarbeiten machen kann, etwas vom Judenstil versteht" — Tete meinte Jugendstil — „und so weiter — meine Frau Gemahlin nämlich wünscht eine Gesellschafterin zu engagieren — aber gebildet muß sie sein! Und ich wäre nicht abgeneigt, Fräulein Fresendelff eine derartige Offerte zu machen."

Einen Augenblick stand Dietrich Tetens sprachlos, er war immer noch ein wenig schwerfällig, dann aber brach ein kritischer Tag erster Ordnung über Tete Holms schön gesalbtes Haupt herein.

„Vermaledeiter Bengel!" rief der junge Bauer, „entweder du verschwindest mit der größten Plötzlichkeit von der Hofstelle, oder ich mache dir mal eine Offerte, die du dir nicht träumen läßt, 'raus! sage ich."

Und der feine Herr Holm entwich mit einer sonderlichen Geschwindigkeit über die Schwelle, es hätte nicht viel gefehlt, so wäre er in das gegenüberliegende Zimmer geflogen und hätte Anna Fresendelff in Gegenwart des Pastorenpaares kniend seine Offerte gemacht.

Mit ungentlemanliker Hast retirierte er über den Hof. Dietrich Tetens stand indessen breitspurig auf der Werft, hatte die Hände in die Joppentaschen gesteckt und pfiff dem Scheidenden ein Liedlein nach. Nachdem Pastor Schmidts gegangen waren, klopfte er an Anna Venas Fenster. „Fräulein Fresendelff."

Sie trat heran, ein wenig heller aus den Augen schauend als an den Tagen zuvor.

„Bitte, lachen Sie einmal, es täte Ihnen wirklich gut, der Mensch muß ab und zu einmal seinen Packen absetzen und Atem holen."

„Ich glaube, ich kann nicht mehr lachen, Herr Tetens," sagte sie, „was gibt's denn?"

Er erzählte ihr von Tete Holms Offerte, in der das Komische genügendermaßen das Kränkende überwog, und hatte richtig gehofft: das lang eingerostete Lachen sprang zaghaft aus Anna Venas Kehle, und über ihr Gesicht huschte ein flinkes, schnell wieder verschwindendes, lustiges Gelichter. Für diesen Nachmittag wenigstens hatte sie ihre Sorgenlast abgesetzt.

Dreißigstes Kapitel

„Nimm's nicht zu schwer," mahnen alle, die bereits auf des Lebens absteigender Bahn wandeln und die naturgemäß seine Lasten nicht mehr so schwer drücken wie die andern, die noch bergauf streben. So bat auch Hanne Tetens mit vielen klugen Gründen ihren stattlichen Sohn, der eines Abends neben ihr unter der Stallwand stand.

Die Schwalben kehrten vom Mückenfang am Teiche heim zum Nest. Sie bauten hier schon manches Jahr, denn da war keiner, der ihnen die Heuer aufgesagt hätte.

„Die werden weiter nisten, Mutter, wenn wir längst anderswo bauen." Er deutete mit der Pfeife nach den schlanken, zutraulichen Gesellen. Die kleine Pfeife, die freundliche Gefährtin seiner Feierstunden, war aber ausgegangen, von ihm selber unbemerkt. Hanne gewahrte es, und es tat ihr leid, denn sie liebte keinen Wohlgeruch der Welt so sehr, als einstmals den Rauch von ihres Lorenz' und nun von ihres Dietrichs Feierabendpfeifchen. Sorgenvoll und doch ein bißchen scheu sah sie ihn an, denn sie hatte einen bedeutenden Respekt vor ihrem großen Jungen.

„Dir haben wohl die bösen Gedanken sogar die Pfeife ausgepustet, Dietrich?"

Er zündete sie aufs neue an. Eben bog die Magd trällernd um die Hausecke.

„Könntest ein bißchen abhaben von ihrem leichten Sinn!"

„Ich danke dafür," sagte er wegwerfend. „Aber freilich, von Anhänglichkeit weiß so eine nichts, nicht an Land und nicht an Leute, da war Tille auf dem Königskamp anders."

„Und Mite," ergänzte Hanne, worüber Dietrich laut auflachte.

Froh, daß sich seine Stimmung besserte, hub sie zaghaft an: „Ist denn gar nicht daran zu denken?"

„Ach, Mutter, laß das," wehrte er so heftig ab, wie er nie zu ihr gesprochen. Da ging sie still von dannen, nach dem Gemüsegarten, über dessen guten Stand sich Hanne Tetens auch dies Jahr noch zu freuen vermochte, sie allein. Aber wie das Unkraut sproß! Kreuzkraut und Melde um die Wette mit Spinat und Erbsen. Sie holte ein Messer und hub emsig an zu jäten.

Um diese Stunde saßen Timm Agge und Frau bei Anna Fresendelff und redeten ihr treuherzig Mut zu, sogar Timm, der für sich selber nie an gute Zeiten glauben mochte.

Auch Dietrich mußte wohl oder übel ein Weilchen mit drin sitzen und unbequeme Fragen beantworten. Dann war er wieder allein mit seinen Gedanken, und die hielten ihm treue Gefolgschaft die ganze Nacht hindurch. Aus dem Garten rief, wie einst, der Kuckuck, klang das weiche, tiefstimmige Liebeswerben der Holztauben, leis rauschten die Büsche am Fenster. Das alles streifte seine Sinne, drang aber nicht wie sonst in seine Seele, denn drin hielt schwerbewaffnete Trübsal nächtliche Wacht.

Es ging aber dem Tage entgegen, an dem Ellwurth versteigert werden sollte, sein heißgeliebtes Ellwurth, an dem die goldenen Träume seiner Kindheit hingen, das den Schweiß seiner ernstesten, schwersten Mannesarbeit und Sorge getrunken hatte, dem er seine Liebe gegeben hatte, wie alle Liebe gegeben wird, frei, schrankenlos, ohne feilschendes Fragen: Warum?

Vergebens sucht er sich mit dem Troste zu beschwichtigen, daß in wenigen Tagen Frens Gayes Testamentseröffnung sei, daß der gütige Mann ihm die Mittel gegeben habe, Land und Haus zu erwerben, ein Heim für sie, die still des Tages harrt, da er sprechen kann: Nun komm mit mir.

„Nantiana," murmelte er, „hab Geduld, ich muß erst den morgenden Tag überwinden, dann will ich meine Hände an einen andern Pflug legen, die alte Liebe aus meiner Brust reißen und für dich und mich ein neues Leben schaffen."

Am andern Morgen stand unter den auf dem Amtsgericht Versammelten die hohe breitschulterige Gestalt eines Mannes, der den meisten andern unbekannt war. Wer der stattliche Herr sei mit der weißen, leuchtenden Stirn unter Kraushaar, dem braunen Gesicht und den ernsten Augen? fragte dieser und jener. Jud Levy gab Auskunft, daß es der Vizebauer von Ellwurth sei, gewiß kein Bietender, aber doch einer, der berechtigtes Interesse an dem Gang der Dinge habe. Keiner nahm Anstoß an seinem Vorhandensein.

Und die Schlacht begann, bald ein Zweikampf zwischen dem Juden und einem fremden Händler, der im Auftrage eines auswärtigen Liebhabers focht.

Bei seiner Seele Seligkeit schwur Levy, daß die Preise über den Wert des Landes stiegen. Achselzuckend machte der Händler sein letztes Gebot, einhundertundachtzigtausend Mark für den ganzen Besitz. Jud Levy zog das rotseidene Schnupftuch heraus und wischte sich den perlenden Schweiß von der Stirn.

Man drängte hinaus, Mittag war vorüber, auf dem Marktplatz brannte die Sonnenglut.

Am Ausgange machte sich Dietrich Tetens an den fremden Händler heran.

„Wird der neue Besitzer auf Ellwurth wohnen?"

Der zuckte die Achseln. „Davon ist mir nichts bekannt — schwerlich!"

Dietrich Tetens' Stirn war düster. So sollte Ellwurth wieder „wüste" werden, wieder zurücksinken in seinen Schlaf. Sein Eigentümer würde das Gold aus seinem Boden ziehen, Haus und Garten verfallen lassen, und um der Ortschaft und ihrer Leute Wohl würde auf Ellwurth keiner mehr sorgen. Anna Fresendelff hätte es getan, sobald nur ihre Hände ein bißchen freier geworden, und er selbst nicht minder! Das sollte nun alles anders werden.

Still und nachdenklich kam er die Werft hinauf, um die letzte Hoffnung ärmer, daß ein Einheimischer seine Sorge und Liebe dem herrlichen Besitz zuwenden möchte.

Still auch empfing Anna Vena die Botschaft von dem Verkauf. „Wir haben getan, was wir konnten, Herr Tetens, nicht wahr? Und daß Ellwurth so hohen Preis erzielt hat, ist doch am Ende ein klein wenig auch unser Werk. Ihres vor allen Dingen." Sie versuchte tapfer zu lächeln, doch zuckte ihr Mund.

Am zweiten Juni wurde das Vieh zum Verkauf auf die Werft und auf die angrenzende Fenne getrieben. Bauern und Händler — die letzteren teils semitische, teils wuchtige holländische Typen vom Rheinland — wanderten auf der Werft umher, als sei es offener Jahrmarkt.

Anna Fresendelff war ins Giebelzimmer geflüchtet und blickte von dort gelassen ins Gewühl, jenseit der Fähigkeit, zu leiden oder zu grollen.

Von Zeit zu Zeit kam Dietrich herauf, ihr diese oder jene Mitteilung zu machen — in Wahrheit nur, um sie durch ein kleines Gespräch ein bißchen aufzumuntern. Sie fragte dann wohl eifrig, als ginge es noch um ihr eigen Gut: „Was haben die Bröler von der alten Eider gekostet?" oder „Die Jüten von Tofting?" oder „Unsre schönen Shorthorns?" und seufzte dann halb ernst, halb spottend: „Ach, all meine schönen landwirtschaftlichen Kenntnisse!" Sie taxierte auch selber dies und jenes Stück Vieh, und war nicht wenig stolz, wenn ihre Mutmaßung nahe ans Ziel getroffen hatte.

Im Giebelstübchen war es sehr traulich, durch die Lindenkronen fiel zitterndes Sonnenlicht auf die verblaßte Tapete, und malte goldene Ringe auf den dunkeln Fußboden. Dietrich stand neben ihr am Fenster.

„Sehen Sie dort den Grünröckigen, Fräulein Fresendelff? Der hat den Hof gekauft und heimst das beste Vieh dazu ein."

„Aergern Sie sich nur nicht, Herr Tetens, es hilft ja alles nichts, die Aepfel sind sauer dies Jahr."

„Und die Trauben auch," fügte er grimmig hinzu.

Dann mußten sie beide lachen, denn am Ende war's doch im Juni noch nicht auszumachen, wie Aepfel und Trauben geraten würden!

Der nächste Tag war noch ungleich schwerer für Anna Fresendelff, da ging's um ihren Hausrat, und Männer, Frauen und Kinder wimmelten lachend und schwatzend vor dem Hause umher, und suchten sogar bis auf die Diele vorzudringen. ‚Heut halte ich offenes Haus,' dachte sie bitter, und fast war's ihr leid, daß sie darauf bestanden hatte, in diesen Tagen hier auszuharren.

Sie starrte mit großen traurigen Augen hinab auf das Getriebe.

„Wenn die Not in Ihre Fenster schaut," hatte Oskar Verbeek gesagt. Nun war's so weit, nein, nicht bloße Not! Das war das vollendete Elend, das dort von unten herauf lachte und schwatzte, sorglose oder habgierige Mienen trug, in Deckelkörben und auf Wagen ihre Habe von dannen schleppte. Sie gewahrte auch den ostpreußischen Knecht in der Menge, sein hämischer Blick trotzte zu ihr hinauf, als wolle er sagen: Hab' ich nicht recht behalten?

Ein Schritt kam über den Boden. Es war Dietrich Tetens, der ihr den Schlüssel zur Gartenpforte brachte, von der er eben ein paar freche Eindringlinge fortgewiesen hatte. Sein Kommen tat ihr wohl, sie würde bald genug sein zartes Sorgen entbehren müssen. Das war nicht heiße Weibesliebe mehr, die mit Sehnsuchtsflammen einst aus ihrem Blick gebrochen war; aber ein voller, warmer Strahl des schönen reinen Gutseins von Mensch zu Mensch traf den Mann und ward von ihm zurückgegeben. Wieder bleibt sie allein, bis aufs neue der Klang eines Schrittes sie aufschreckt. Der da kommt, schreitet leichter und rascher als Dietrich.

Kaum vermag sie herein zu sagen und das Eiderstedter Wochenblatt aus der Hand zu legen — ehe sie sich halbwegs nur besinnt, steht Oskar Verbeek vor ihr mit dem alten freundlich lachenden Gesicht, von dem sie immer gemeint hat, sie müsse es gekannt haben seit fernen Kinderjahren.

Sein Mund spricht nicht viel, desto mehr seine Augen. Sie wird befangen unter seinem Blick. Er will ihre Hand nicht wieder fahren lassen, und über sie kommt bei aller Verwirrung ein nie gekanntes Gefühl des Geborgenseins. Die Verwirrung ist aber größer zurzeit, sie zieht ihn hastig ans Fenster.

„Sehen Sie, hier habe ich seit gestern morgen gestanden, indes mir die Not ins Fenster schaute."

„Unsinn, Anna Fresendelff," sagte er gelassen und führte sie zurück nach dem kleinen gelbbezogenen Sofa aus der steiflehnigen Empirezeit. „So, nun setzen Sie sich mal ruhig hin und gestatten mir, Ihnen eine kleine freundschaftliche Standrede zu halten. Hab' ich's nicht gesagt — das ist solch eine Lieblingswendung von meiner Schwester Marianne —, also hab' ich's nicht gesagt, daß Sie zu viel Fracht in Ihr Schiffslein genommen haben? Verantwortung für Ellwurths Zukunft, die kein Vernünftiger von Ihnen verlangen konnte — die ganze wohllöbliche Vergangenheit des Hauses Fresendelff — den Kampf gegen Vorurteile — ebenso unersprießlich, wie der historisch berühmte mit den Windmühlenflügeln! Vermutlich auch noch ein kleines Liebesschicksal — wie des armen Kindes Hand zittert! Ueber Bord mit dem ganzen Krempel und das Schiffslein aufs neue flott gemacht!"

Als er bei dieser energischen Wendung seiner Rede angekommen war, gelang es ihr endlich, die gefangene Hand frei zu bekommen, und mit dem Ernst, den die Stunde ihr aufnötigte, erklärte sie: „Flott gemacht? Nein, Herr Verbeek, das ist vorbei, dafür hab' ich zu Schweres durchgemacht."

„Armes Kind." Der Amerikaner legte seine Hand leicht auf ihren braunen Scheitel. „Sie wissen nicht, wie's mich gepeinigt hat, daß Sie allein gewesen sind in Ihrer schwersten Zeit. Ich würde Ihnen zur Seite gestanden haben, hätte uns nicht damals der Ozean getrennt. Es wäre ja meine einfache Pflicht gewesen."

„Wieso?" fragte sie heftig.

„Weil — nun, Sie wissen's ja lange —, weil ich Sie liebe, Anna Fresendelff — ganz einfache Rechnung! Einfacher wahrscheinlich noch, als wenn ich Ihnen — auch durchaus der Wahrheit gemäß — sagen würde: Wer so wie ich seine Karriere gemacht hat vom Schiffsjungen bis zum wohlsituierten Prokuristen eines großen Hauses und wieder rückwärts bis zum Straßenkehrer, und abermals vorwärts bis zum schöngebügelten Kellner und — na, kurz und gut, bis zum selfmade Großhändler und besitzenden Manne, dem wird's immer verteufelt weich und warm unter der Weste, wenn er solch ein tapferes Menschenkind wie Sie als Kapitän auf sinkendem Schiff weiß! Ja, da möchte einer sogleich Siebenmeilenstiefeln anziehen und dem Wackeren zur Hilfe kommen!"

Seine Stimme hatte bei aller angenommenen Herzhaftigkeit des Tones liebkosend geklungen. Unwillkürlich schloß sie die Augen — er sah die schwarzen Wimperschatten auf ihrem weißen Gesicht und faßte wieder nach ihrer Hand.

„Lehnen Sie sich zurück, Sie sind müde — und hören Sie mich an," bat er. „Sie sind natürlich im Grunde Ihres Herzens noch unlöslich mit Ellwurth verwachsen? Ich meine, es geht Ihnen sozusagen ans Leben, daß Sie fortgehen müssen."

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, das ist vorbei — was mit dem besten Willen und der redlichsten Arbeit nicht zu halten war, mag gleiten, mich hält hier nichts mehr, ich gehe fort — möglichst weit."

Er sah verwundert und beinahe bestürzt aus, und ließ ein nachdenkliches Hm vernehmen.

„Was meinen Sie denn nun zu meiner kleinen idyllischen Farm in Kalifornien? Wär's Ihnen recht, dort zu leben, oder wollen wir lieber im Stadthaus in San Francisco wohnen? Ich bin ja glücklicherweise in der Lage, meiner Frau jeden berechtigten Wunsch erfüllen zu können."

„Ich bin doch nicht Ihre Frau," sagte Anna Fresendelff und lächelte.

„Sie werden's aber werden, nicht wahr?" drängte er und suchte ihren Blick. Der sank vor dem seinen, und sie wurde rot. Doch sagte sie weder ja noch nein zu seinem Werben, nur leise:

„Ich bin Ihnen gewiß sehr dankbar für Ihre Güte, Herr Verbeek."

„Liebe," verbesserte er. Sie rückte ein wenig weiter fort — darüber lachte er bloß und fragte gutmütig:

„Also, du kommst mit, Anna?"

Noch war ein Zagen und Schwanken in ihr, da fiel ihr zur guten Stunde ihr Vater ein und der morsche Punkt, an dem er zugrunde gegangen war. Kannte nicht auch sie bereits diese wunde Stelle, dies Sehnen und Dürsten nach eines Menschen Lieb und Treue? Heut stand solche Liebestreu vor ihr. Sollte sie sie gehen heißen auf Nimmerwiederkehr — und das, weil ihre Liebe einmal zitternd vor verschlossener Tür gestanden hatte? Das wußte sie wohl, so unirdisch selig und schmerzlich wie das, was sie auf Ellwurth an Dietrichs Seite kennen gelernt hatte, war das Gefühl nicht, das sie Oskar Verbeek gab, jenes war der Himmelsfunke gewesen, der doch verlöschen muß im kalten Erdenland; aber mit Oskar Verbeek war's gewiß gut sitzen am warmen, trauten Herde.

Ihre Hand schob sich zaghaft in die seine. „Ja, wenn Sie's denn so wollen."

In ihm brauste das Glück empor, er hätte sie gern mit beiden Armen umfangen und fortgetragen von dieser Stätte. So aber warb man nicht um Anna Fresendelff! Die mußte behutsam behandelt werden, denn sie war spröde wie Glas nach Oskar Verbeeks bisherigem Dafürhalten. Als er ihr freilich die hellen Tränen von den Wimpern geküßt hatte, da wußte er, daß sie weich und zart, und hingebend sei wie jedes andre echte Weib.

„Das ist nun aber eine ganz verwünschte Geschichte mit Ellwurth!" stieß er plötzlich heraus und strich sich in komischer Verzweiflung den langen Schnurrbart. Sie sah ihn fragend an, da lachte er: „Hab's nämlich für dich gekauft, Herzlieb — was machen wir nun?"

„Das haben Sie getan?" fragte sie, und der Atem versagte ihr, „warum das, Oskar Verbeek?"

„Wie du fragen kannst, Kind, weil ich dich liebte und dir mit deiner Gegenliebe oder ohne sie den alten Hof wieder schenken wollte."

Sie faßte nach seiner Hand und küßte sie.

„Was tun, weißt du Rat?" lachte er. „Soll Jud Levy ihn doch noch haben zum Ausschlachten?"

„Nein," rief sie laut und sprang auf, ihre Augen blitzten. „Dietrich Tetens soll ihn haben, das heißt den größten Teil. Er war nämlich," erklärte sie lachend, „schon immer dafür, das Areal zu verkleinern."

So ging der böse Auktionstag in Glück und Lachen zur Rüste, und also ergab's sich, daß Nachbar Kordsen im Rechte gewesen war, wenn er Hochzeiten gewittert hatte.

— — — — — — — — — — — — — —

Volkert Fresendelffs Gläubiger wurden sämtlich befriedigt. Jud Levy mußte ja freilich im übrigen mit noch verlängerter Nase von dannen ziehen. Herr Holm erwarb zwar keinen Fetzen Landes, und auch keine Gesellschafterin für seine Frau Gemahlin, fand aber einen schwachen Trost darin, daß ihm die Steinlieferung für die auf dem kleineren Kleihörner Hof zu errichtenden Wohn- und Stallgebäude übertragen wurde. Aber auch für Jud Levy, der doch immerhin sein Brot stets im Lande der Redlichen gesucht hatte, hatte die ausgleichende Gerechtigkeit ein Scherflein aufgehoben.

Als nämlich die temperamentvolle Sarah erfuhr, daß Ellwurth ihr endgültig verloren sei — Ellwurth, das sie schon lange in Gedanken „unser Gut in der Marsch" genannt hatte, schrie sie laut auf, wie weiland Esau, als Jakob ihm den Segen weggemaust hatte, und stieß den gläsernen Leuchter vom schön gedeckten Tische. Huschend wand sich die züngelnde Flamme an den Fenstervorhängen empor, sprang auf das dürre Holzwerk und wieder abwärts auf die Teppiche und Polsterstühle.

Die Familie Levy-Abraham rettete nur das nackte Leben. Das Rote Schloß mit allem Plunder, den es enthielt, ward ein Raub der Feuersglut, mit ihm das ganze spukhafte Häusergelichter in der Runde. Schmunzelnd heimste Jud Levy die Versicherungssumme ein, baute ein stattliches Mietshaus und dann noch eins, und noch eins. Kurz darauf erfuhr auch das Konfektionsgeschäft des Herrn Abraham in der Augermannstraße eine schwindelerregende Vergrößerung.

Am fünften Juni wollte Anna Fresendelff Ellwurth verlassen und ins Pastorat übersiedeln. An diesem Tage aber ward noch einmal die Vergangenheit ihrer Herr. Sie wanderte durch Haus und Garten, schaute weit hinaus über das fruchtbare Land und weinte. Dietrich war auf dem Felde, Hanne und die Magd in der Küche. Da setzte sich die einstige Herrin noch einmal an den alten Urvätertisch, und über seine schwärzliche Platte wanderte wie sonst der blanke Sonnenschein. Der lag still und sonntäglich auf allen Geräten, die einst ihr gehört und die sie ohne Bitterkeit in Dietrichs Hand hatte gehen lassen.

Draußen wob der Mittag um die alten Bäume, die ihr einstmals jubelnden Willkomm gebraust hatten und die nun stumm und starr, die regungslosen Wipfel in Goldglanz getaucht, ihr Scheiden ansahen.

Da trat Dietrich ins Zimmer. Sie wischte die Tränen fort und lächelte ihm zu. Ihm ward weich und eigen zumute, als er ihr die Hand schüttelte und wußte, daß zwischen ihnen beiden, die Schulter an Schulter um Ellwurth gerungen, bald das Weltmeer liegen würde.

„Dietrich," sagte sie mit leiser, tränenweicher Stimme und versuchte wieder zu lächeln, zitterte aber dabei so, daß ihr Gewand rauschte, „ich kann's nicht in mir vergraben, einmal muß es heraus, wie lieb ich dich gehabt habe."

„Anna Vena?" fragte er stürmisch zurück. Sein Arm umfing ihre Gestalt, und mit brüderlicher Herzlichkeit küßte er sie auf den Mund.

„Leb wohl, du liebes, gutes, tapferes Mädchen, und alles Glück sei mit dir." Dann war er draußen, und sie blieb noch, sich besinnend, stehen, als fände sie den Weg nicht fort von dem Orte, da sie die Feuertaufe empfangen hatte in des Lebens Kampf.

Sie stand aber an schlimmer Stelle, denn im Saale auf Ellwurth war die Diele gerötet von Menschenherzblut. Hier hatte Anna Vena, die erste, ihren Mann, der sich an ihr vergangen hatte, mit hartem, unversöhnlichem Wort in den Tod getrieben. Hier hatte der stolze Staller Nikolaus Fresendelff sein Weib, Wiebe Hoyer, mit der Peitsche gezüchtigt und hinausgestoßen ins Elend, weil seine Härte sie zu kurzem Glück in eines andern Arme getrieben hatte. Und hatte kein Erbarmen gekannt, wie manche Nacht sie auch weinend ums Haus geschlichen war, bis sie selbst ihren müden siechen Leib zur Ruhe gebettet hatte dort, wo altersgraue Weiden eine Kammer bildeten über dem schwärzlichen Gewässer der Grafft.

Hier schied man für immer.

— — — — — — — — — — — — —

Am zweiten August ward Nantiana von Holdt Dietrich Tetens' Weib. Es war der schönste Sommertag, — rings blaute die Flut, leise ging der Wind und blitzende Möwenschwingen durchstrichen die Luft, als der Hochzeitszug über die duftende Meede heimzog. Dann setzte man sich im Pesel zum festlichen Mahle nieder, und Ingeborg fand vor Sorgen und Schaffen keine Ruhe mehr, bis es Nacht ward, die Gäste fortgingen und durch die Holunderbüsche vor dem Fenster die silbernen Mondstrahlen glitten.

Da zog sie Dietrich in die Darnsk und fragte mit tiefem Seufzen: „Was soll denn aus meiner Stelle werden, wenn ich einmal nicht mehr bin?"

Der Mond sah mit breitem Schmunzeln in das kleine betrübte Gesicht der Inselfrau. Doch auch Dietrich Tetens lächelte, ward ein bißchen rot und flüsterte, daß nur ja Nantiana nichts vernehme: „Die soll unser zweiter Junge erben, Mutter Ingeborg."

„Na, dann ist's gut!" lachte Ingeborg von Holdt, „dann will ich Haus und Land gut verwalten."

Andern Tags nahm Dietrich Tetens sein junges Weib mit fort, und Edleff Edleffsen fuhr sie hinüber nach Pellworm.

„Viel Glück, Nantiana!" sagte der Schiffer feierlich, „auch sollst du heute letzten Dank haben für deine Gutheit, denn wiedersehn tun wir uns nicht."

„Was du nur redest, Edleff!" widersprach sie.

„Ja, ja," nickte der Fährmann und sah versonnenen Auges über die blaue Flut, über die der leise Westwind mit tanzenden Füßen eilte, „die Zeit meiner Ruhe ist nahe."

Zärtlich strich Dietrich Tetens über Nantianas Wimpern. „Immer noch Tau im Auge?" flüsterte er vorwurfsvoll und hätte doch die schimmernden Tropfen in seines jungen Weibes Augen um alles in der Welt nicht entbehren mögen.

An der Fähre harrte Rickmers mit seinem Fuhrwerk, um sie nach dem Hafen zu fahren. Als sie an der Turmruine vorüberkamen, erzählte Dietrich, wie oft er sehnsüchtig vom Deich des Königskamp hinübergeschaut habe nach dem Turm von Pellworm.

Onkel Nanning war ordentlich gerührt beim Abschied. „Grüßt Hanne tausendmal, ich hab' sie seit zehn Jahren nicht gesehen, wird sich aber wohl nicht verändert haben, und sagt ihr, ich müßte oft an unsers Vaters Weissagung denken. Und dann haltet euch munter, und krieg nur kein Heimweh, Nantiana, die Eiderfriesen haben einen andern Geist als wir."

„Heimweh bei Dietrich?" fragte die blonde Frau lächelnd. Dann rauschte die Schraube durchs Wasser, und Rickmers sah die beiden Gestalten allmählich seinen Augen entschwinden.

Lange schon stand Hanne Tetens vor der Haustür und schaute über Werft und Land, ob Dietrich und Nantiana nicht bald kämen. Zuletzt setzte sie

einen Stuhl hinaus, nahm das Spinnrad und ließ es leise surren im Mondschein. Und rückwärts wanderten ihre Gedanken zu den alten Tagen, da sie und ihr Lorenz hier gesessen und Dietrich, kurzbeinig noch, doch schon sehr wichtig, unter den alten Eschen herumgestapft war und gemeint hatte, Ellwurth sei sein.

Nun war gekommen, was außer dem Jungen niemand geträumt hatte. Wenn doch Lorenz es hätte erleben können! Freilich, bis in Wahrheit jede Scholle von Ellwurth sein eigen war, mußten viele Jahre verrinnen — ein Menschenleben! Wie oft hatte sie sich gefragt, ob durch Dietrich die Art der Rickmers wieder hoch stehen werde in der Welt. Nun ahnte ihr, daß er am Ende doch nur die Kraft und die Sehnsucht gewesen sei, und daß die Erfüllung erst in den Enkeln leben werde. Blanke Tropfen netzten den Faden am Wocken — rückschauend und vorahnend flocht Hanne Tetens den Kranz des Seins.

Und spät, als des vollen Mondes silberne Ampel die alten Wipfel und des Haubergs First beschien, kamen sie heim. Als sie das Hecktor umschritten, legte sich Dietrichs Arm fest um die schlanke Frauengestalt an seiner Seite.

„Wir sind daheim, mein Weib, und nun sollst du sanft ruhen unter unserm alten Dach. Hör nur, die Eschenkronen rauschen Schlummerlieder! Die Arbeit freilich steht schon draußen vor der Tür und wartet nur auf den Morgen, die Arbeit, das noch lebenslange Ringen um Ellwurth."

Alte Geschichte

Von

Karl Bienenstein

Die Liebe stand harfend vor der Tür
Und lockte die junge Seele herfür:
„O komm, lieb Seelchen, du feines Kind!
Die Rosen duften im Wisperwind,
Die Sterne leuchten, die Amseln pfeifen,
O laß uns die schöne Welt durchstreifen.
Lieb Seelchen, du zartes, feines Kind,
Mach auf dein Pförtlein und komm geschwind!
Ich weiß die kleinen, versteckten Türen,
Die zu heimlichen Paradiesen führen;
Ich weiß die Gründe, still und verschwiegen,
Auf denen ewige Lenze liegen.
In ewigem Mai und Sonnenschein
Wollen wir ewig glücklich sein!"

Und Seelchen, das scheue, ließ sich verlocken,
Und kam mit Augen, verträumt und verschrocken,
Und reichte der Liebe die zarte Hand
Und ging mit ihr fort ins verheißene Land.
Und alle die tausend Vögel sangen,
Und alle die tausend Quellen sprangen,
Und über leuchtendem Rosenmeer
Zog hoch die schönste Sonne einher.

Doch ach! Das Seelchen hatt' es nicht acht,
Verträumt und versunken in all der Pracht,
Daß sich gar bald auf leisen Sohlen
Die Liebe heimlich davongestohlen.

Da kamen die grauen, rauhen Tage.
Der Sturm zerriß die Rosen im Hage,
Der Regen sauste, die Blätter fielen.
Da rief das Seelchen nach seinem Gespielen.

Es rief nach ihm mit schmeichelnden Worten,
Es suchte ihn weinend an allen Orten,
Und flehend bat es den wilden Wind:
„O rufe die Liebe zu ihrem Kind!"

Und der Sturm fuhr von dannen und kam zurück:
„Dein Herzgespiel girrt nach anderem Glück."

Da hat das Seelchen Verzweiflung gepackt,
Und wie es war, so zart und so nackt,
Wollt' es durch Nacht und Sturmgebraus,
Durch Nebel und Regen zurück nach Haus.
Doch ach! Die Dornen im Liebesgarten
Zerrissen die Füßchen, die schlanken, zarten,
Zerrissen die jammernd erhobenen Arme,
Und über und über bedeckt mit Wunden,
Hat Seelchen ein Grab in Nesseln gefunden.

Du hast es gut

Von

Marie Wöhler

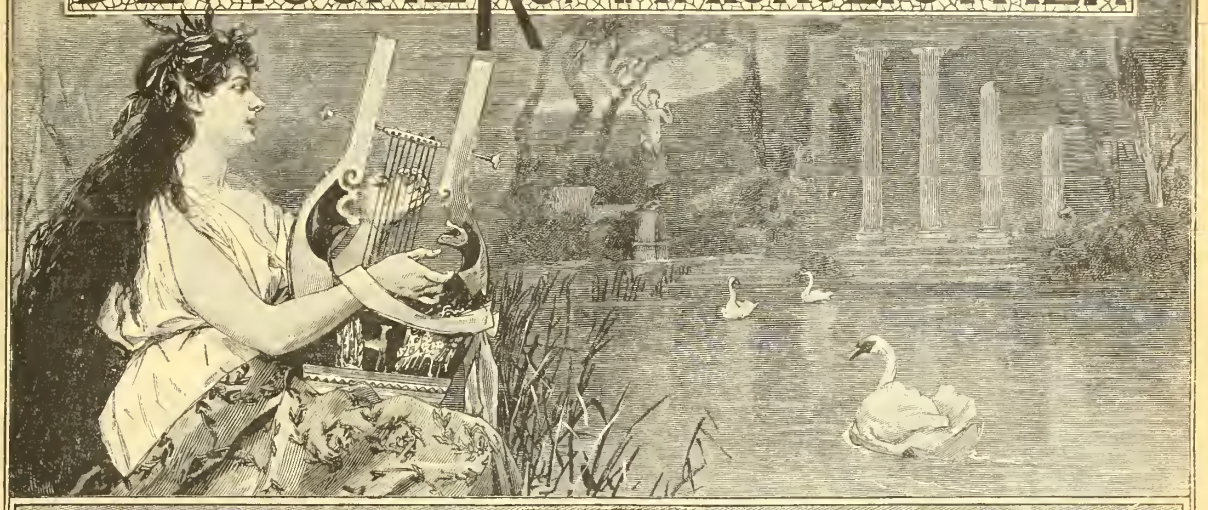
Du hast es gut in deiner Ruh',
Der Friede Gottes deckt dich zu.
Die Blumen blühen um dich her,
Der grüne Rasen drückt nicht schwer.

Die wilde, sturmdurchbebte Welt
Verstummt an diesem Totenfeld.
Hier schweigen Groll und Trug und List,
Weil Gottes Acker heilig ist.

Wir wandern noch im Sonnenbrand,
Und mühsam schafft die müde Hand, —
Dich grüßt die ew'ge Sabbatruh',
Der Friede Gottes deckt dich zu.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

DEUTSCHE ROMANBIBLIOTHEK



Wöchentlich eine Nummer | № 42 | Alle 14 Tage ein Heft

Der Ueberkater

Von

Johannes Richard zur Megede

(Fortsetzung)

Dreizehntes Kapitel

Ich bin acht Tage lang nicht in der Oase Biskra gewesen. Wer eine Festung belagert, darf seine Zernierungslinie nicht unterbrechen ... Ob Sulamith schön ist, ob Carlos Seele flammt!

Acht Tage und acht Nächte sind lang, und noch immer denkt die Festung nicht an Uebergabe, aber sie muß sich ergeben, sie muß! — Einen Augenblick war's mir, als wenn die Seherin damals und die Fürstentochter jetzt ein wenig Spukgestalten meiner Phantasie gewesen sein könnten, ich versuchte deshalb, mich auf jene beißende Philosophie zurückzuziehen, die die Menschen über ihre Kleinheit belehrt und uns über unsre Größe beruhigt. — Aber Größe hin, Größe her! man hat leicht sich eines Eispanzers zu rühmen, indes wilde Feergluten die Seele erfüllen ... Feuer schmilzt Eis. — Die Sahara ist zwar heiß, doch meine Seele ist noch viel heißer ... Sulamith, Sulamith, Wilde, Stolze, Nätselvolle! — Ein König naht dir, die Krone seiner allerchristlichsten Ahnen der leuchtendschönen Enkelin Mohammeds und der Propheten aufzusetzen — du aber siehst ihn mit fanatisch blitzenden Augen an. Ein Olympier neigt sich vor dir, die goldenen Stühle des Griechenhimmels als Gott mit der Göttin zu teilen — du lächelst hochfahrend, das klassische Altertum reizt dich also nicht. Ein Sklave liegt gefesselt zu deinen Füßen, dich anflehend, ihm Mohammeds Paradiesesgärten zu erschließen — du läßt diesen weißen Sklaven voll Verachtung stehen ... Sulamith, so wahr ich ein Bourbon bin, so wahr mich das Olympierkleid umfließt, Sulamith, so wahr ich dich allein liebe und geliebt habe, erhöre mich!

Jedoch diese Tochter des Propheten ist unerbittlich. Sie thront inmitten ihres mohammedanischen Hofstaats: fahl, groß, unnahbar. Auf den leisesten Wink ihrer göttlichen Pfote stürzen viel hundert Sklaven sich auf mich, auf ein kaum sichtbares Blinzeln ihrer Augen rast die Blüte der moslemitischen Ritterschaft gegen die Kreuzfahrer, auf einen Hauch ihres hehren Mundes rasen sie wieder zurück, und gleich darauf liegt der Großwesir blutend am Boden, der klüglich nicht von seiner Herrin Seite wich ... Diese heidnischen Schurken schreien: „Allah, Illallah!" und ich schreie: „Hie Bourbon!" — Die wildeste Katzbalgerei ist sofort wieder im Gange, Kriegsgeheul durchgellt die schweigende nächtliche Wüste. Und Sulamith schaut bewegungslos starr mit dem rätselvollen Lächeln auf den Lippen, das uns alle wahnsinnig macht ... Wen liebt sie? Wem lächelt sie zu? — Wir haben jeder die Ueberzeugung, daß dieses Lächeln jedem allein gegolten hat, wie ja auch eine einzige Pistolenmündung fünfzig Menschen zugleich mit dem Vorgefühl des sichern Todes erfüllt. Diese Toren!

von mir weiß ich bestimmt, daß sie nur mir lächeln muß... Es ist ja der weiße Prinz aus Märchenland, die Erfüllung der Stammessage. — Und wenn ich dir das alles auch nicht wäre, wenn ich dir nur als irrender Ritter erschiene, Sulamith, Sulamith, vermagst du nicht aus meinen Augen das stolze Sehnen des Abendlandes zu erkennen, wie ich in den deinen den verzehrenden Glutodem des Morgenlandes funkelnd schaue!...

Und nun tue ich, was ich tun muß, stürze ihr zu Füßen wie das erstemal bei ihrem Anblick, und wie das erstemal tönt es von allen Seiten: „Hund von einem Ungläubigen!" — Die Koran-Kater stürzen sich auf mich, ich bin niedergezwungen, noch ehe ich mich über unsre divergierende Religionsauffassung habe eingehend äußern können. Nie gelange ich auch nur annähernd bis in ihre Nähe und muß zerbissen und zerkratzt aus der Ferne zusehen, wie dieses rätselhafte Medusenlächeln allen diesen Belialssöhnen leuchtet. Alles vermag ich zu ertragen, das nicht! Ich hinke davon, vergrabe mich tief in der Wüste und erinnere auch insofern an einen Propheten, als ich meine Wunden in einer Salzlache kühle und wie die Kinder Israels traurig meine Harfe an die Weiden gehängt hätte, vorausgesetzt, daß solche dagewesen wären... Der riesige Leibmohr hat mir nämlich über dem rechten Auge einen Halbmond zu zirkeln versucht, daher die Tränen, und ich zeichnete ihm gerade über der Nase eine weithin leuchtende Bourbonenlinie, daher die wilden Klagelieder aller dieser Mohammedaner, die ich bis hierher vernehme und die mir recht angenehm in den Ohren klingen.

Dieser Halbmond schmerzt wirklich tödlich. Natürlich seelischer Schmerz! Ich werde euch schon Ritterssitte lehren, ihr ungläubigen Schurken...

Wie Isabella von Spanien vor Granada durch einen feierlichen Schwur sich und ihr Hemd unsterblich machte, so schwöre ich als Olympier, als Bourbon, als Ueberkater, daß ich zu den Sahnentöpfen von Biskra mit Sulamith zurückkehre oder nie.

Noch heute gehen meine Fehdebriefe an die gesamte morgenländische Ritterschaft zum Zweikampf: Hie Bourbon! Hie Halbmond! — Königin in Banden, dein Befreier ist da!

Ueber die einzelnen Schlachttage werde ich im Bulletinstil Napoleons I. berichten.

*

Donnerstag, Turnierplatz: Die Wüste, drei Kilometer von den heißen Bädern, angesichts der dunes-de-sable. Die Fürstin. Der Hofstaat. Als erster Kämpe tritt der riesige Leibmohr auf. Vielstündiger homerischer Kampf. Endlich sinkt der Riese unter meinen Streichen. Ich selbst, eine schwere Blessur am Oberschenkel, bleibe einige Minuten besinnungslos auf dem Blachfeld liegen, während mein Gegner mit einem kläglichen Miau urplötzlich von dannen flieht. Die Ungläubigen schreiben sich den Sieg zu. Jedenfalls behaupte ich das Schlachtfeld, wenn auch schwer hinkend und mit furchtbaren Trübungen der Netzhaut. — Darauf einsame Fiebernacht in der Wüste. Ein Riesenskorpion steigt mit Seelenruhe über mich weg. Etwas Gift mehr oder weniger, was tut's dem, den der Stachel der Liebe traf... Sulamith, dein Bild strahlt herrlicher als je! Deine Rätselaugen leuchten hell bei meinem Sieg!... Und im Fiebertraum sehe ich nur immer ein wildes Durcheinander von Lilien und Halbmonden. — Am Morgen eine klägliche Oasenmaus, ein kümmerlicher Tautropfen meine Atzung.

*

Sonnabend: Kampf auf den Felshöhen um Biskra. Zwei graue Wüstenritter, hager und heimtückisch, stürzten zugleich auf mich los. Ein Kampf ohnegleichen. Beide niedergewürgt, ich höre noch ihr Todesröcheln. Die Oberschenkelwunde brach wieder auf, und ich vermochte sie darum nicht lebendig zu vierteilen, was ich am liebsten getan hätte. Sie wurden sogar wieder lebendig, diese feigen Schurken! Wieder Freudenrufe aus dem Korps der Haremssklaven. Ich kann nur verächtlich lächeln. Verbrachte ich auf dem Schlachtfeld doch noch zwei volle Stunden, teils um den Sieg zu genießen, teils weil meine Beine andre Ansichten hatten als ich, und die Sterne einen deutlichen Cancan vor meinen Augen tanzten. — Rest der Nacht in einer Felshöhle. Ich höre die Minutenschlange zischen, aber sie geniert mich nicht weiter. Ob man nun für ein Weib oder durch eine Schlange stirbt, von einem von beiden muß man ja doch einmal sterben... Sulamith! Deine Märchengestalt verschwimmt mir zwar etwas, aber diesmal leuchteten deine Augen wie Feuer über meinen Triumph! Sulamith!... Wie durch einen Schleier sehe ich im Fieberdelirium funkelnde Halbmonde dutzendweise vom Himmel herabfallen, von heißen, weißen Lilien verfolgt. — Am Morgen nur Zisternenwasser aus einem Regenloch und einige junge gelbe Heuschrecken... O Kakesbüchse, o Sahnentopf!

*

Montag: Turnier hart an den heißen Bädern. Eine kleine falbe Giftkröte stürzt auf mich. Ich strauchle, er verhakt sich. Jeder hätte sich an meiner Statt ergeben, denn, eine Katerkralle brennend langsam durch beide Nasenlöcher gezogen, weckt den Vorgeschmack der Höllenglut. Natürlich besiegte ich diesen Roland zuletzt. Er lag tödlich verwundet auf mir und zerfetzte in den letzten Zuckungen mein Kleid,

was ich großmütig einem Sterbenden nicht verwehren wollte. Der Hofstaat jubelte wiederum. Dabei habe ich den Kampfplatz, bei meiner Ehre, vierundzwanzig Stunden nicht verlassen, was noch jeder Feldherr sich zum Ruhme angerechnet hat. — Tag und Nacht verbrachte ich in einem glühenden Fieberwahn. Wie durch Wolken gewahrte ich unzählige, heiß gleißende Lilien, die einen einzigen wehmütigen Halbmond schrecklich bearbeiteten. Ich rufe: „Sulamith, Sulamith!" Und sofort ist auch meine ganze Ritterlichkeit wach, mein Mitleid. Ich sah gar wohl, du unvergleichliche Wüstenkönigin, wie bei meinem letzten Sieg deine Augen wie in höchster Verzückung Blitze schossen ... Aber Sulamith, wir haben gekämpft, wir haben gesiegt, jetzt wollen wir Milde walten lassen! Wenn auch Mohammedaner, so sind es doch Edle, des Blutvergießens wär's genug. — Ich lechze nicht mehr nach Toten ... Was noch am Leben blieb, mag sich in die Wüste zerstreuen. Und jetzo, Sulamith, knie ich vor dir, der geprüfte, gereifte, der unsterbliche Königssohn. Der Zauber ist gelöst, Abendland und Morgenland finden sich in einem glühenden Brautkusse ... In unsern Staaten schwinden fortan alle hemmenden Schranken. Holde Bekennerin der allerchristlichsten Lilien, segne den letzten Ritter des Halbmonds! ... An diesem Tage genoß ich nur einige schweflig schmeckende Wassertropfen und den Anblick eines singenden Vogels.

*

So dachte ich groß und königlich, und wallte feierlich vorerst nach Biskra zurück. Not bricht Eisen und der Hunger Schwüre. Anstandshalber kann ich nicht vor meiner Fürstin als Friedensfürst erscheinen mit zerschundenem Kleid und blutig ausgezackten Ohren. Was ich bin, das will ich auch scheinen. Mir tut eine kombinierte Fleisch- und Sahnendiät abwechselnd mit kühlen, seidenen Chaiselongue-Kissenbädern not.

Bei dieser Gelegenheit stieß ich auf die Falbkatze, die mir ausgeputzt entgegenkam und keineswegs mehr einer ehrwürdigen Nonne, wohl aber einer verschlagenen Theaterfriseuse glich.

Sie ging zur Hochzeit! — Kommentar überflüssig, ich gehe jedenfalls nicht zur Hochzeit!

Wenn Sulamith wirklich nur die illegitime Tochter dieser berufsmäßigen Kupplerin ist, die systematisch die ganze Herrenjugend auf dieses Geschöpf hetzte, nur der Vermittlungsgebühren halber, und wenn der dazugehörige Bräutigam wirklich nur ein zurückgelassener Ouled-naël-Kater aus den heißen Bädern ist, die wegen ihrer Liebesskandale berüchtigt sind: nun, dann gebe ich allen meinen Segen. Die Hochzeitsmutter, die Hochzeiter, das Hochzeitslokal sind einander wert. — Ich kann eigentlich von Glück sagen, denn was würde der Okzident zu diesem Orient gesagt haben?!

Wenn ich mir es recht überlege, ich hätte eigentlich die haarsträubende Sittenlosigkeit der Tochter schon aus den Kupplerinnen-Allüren der Mutter erkennen müssen. — Ich kann kaum begreifen, daß ein so scharfsinniger Geist wie der meine auch nur auf Augenblicke düpiert werden konnte ... Freilich afrikanische Wüstenträume sind heißer und afrikanische Wüstenspiegelungen täuschender. Ich kann es mir nur so zusammenreimen, daß die besagten Dschins oder Gespenster mir das alles vorgaukelten, sowohl Prinzessin und Hofstaat wie Turnier. Jedenfalls war die Täuschung ungeheuer frappant, denn die Wunden und Schmerzen des Kampfes sind alles andre wie liebliche Visionen. — Hoffentlich habe ich mich mit keinem Unebenbürtigen geschlagen. Gott sei Dank, daß keiner davonkam, sonst würde mich vielleicht schon morgen kameradschaftlich eine Kameltreiberkatze oder ein Negerkater in Biskra anreden!

Als ich ins Hotel kam ...

Josefa fort, verschwunden, schon seit drei Tagen ...

Ich konnte nur wild auflachen: „Josefa, Scheusal, so belohnst du unentwegte Treue!"

Und jetzt brach ich wirklich zusammen.

Und es war nicht die gelblich duftende Dinersahne aus zarter, aber verräterischer Frauenhand, es war bläulich fade Souterrainmilch aus groben, aber treuen Jungfernhänden kredenzt, die mich wieder zum Leben erweckte ... Ja, Treue, bei den Vornehmen bist du nicht zu finden, du wohnst bei den Niedrigen. — Die edle Samariterin, die meine umflorten Augen nicht sofort erkannten, war die Luise der Gräfin Quedenberg. — Ich fiel natürlich sofort wieder in Ohnmacht, weil ich mich nun erst recht vergiftet glaubte. Aber meine Brüder aus dem Olymp wachten über mir. Es war nicht Gift, es war Leben, was mir eingeflößt worden.

In mir ist seitdem eine große Wandlung vorgegangen.

Heute nacht erwarten Luise und ich unser beider Herrin: Jeanette.

*

Jeanette neulich weggereist auf Grund eines plötzlichen Depeschenwechsels, ich weiß nicht, mit wem. Sie ist nach Algier, aber ich glaube weder an Algier, noch an den Bruder dort. Jedenfalls kam eine Stunde nach ihrer Abfahrt Rhyns Araber mit einem Brief. Ich hatte diesen Brief in der Hand, ich hatte ihn auf meinem Zimmer und ich hätte ihn öffnen können ... Für andre mag das eine Versuchung sein, für mich nicht. Ich ließ nur zurücksagen, daß die Dame in Algier sei und kein Hotel angegeben hätte.

Eine halbe Stunde später sah ich den Araber noch in der Halle, wo der Oberkellner und er mit Zeichen

hin und her debattierten. Bei allem, was mit „ihm" zusammenhängt, schlägt mir natürlich das Herz. Während ich vorüberging, sagte wie entschuldigend der Oberkellner: „Was soll ich nun mit dem Menschen anfangen? Er will durchaus die Frau Gräfin haben oder sonst bis zum Raier zurückreiten mit dem Brief. — Wenn nun aber die Frau Gräfin in der Zwischenzeit zurückkommt..."

„Was ist Raier?" fragte ich, gleichgültig scheinbar, während mir das Herz bis zum Halse schlug.

„Eine Oase auf dem Wege nach Tuggurt — vielleicht zehn Stunden. — Dort werden sich, wie der Araber sagt, die übrigen Herrschaften von dem Grafen Rhyn trennen. Sein Diener soll von hier bis El-Kantara oder Batna weiterreisen."

Der Mensch hatte noch nicht ausgesprochen, und mein Entschluß war schon gefaßt. Mir war's wie das rettende Licht in einer finstern Nacht. — Solange Jeanette Quedenberg dabei ist, spreche ich ihn nie allein, und ich muß ihn noch einmal allein sprechen! Auf dem Raier ist das möglich. Wem im Leben die Gelegenheit nicht dienstbar ist, der muß sie sich dienstbar machen. Die Spieler, die ihr Vermögen langsam verspielen, vom ersten bis zum letzten Heller, die zittern bei jedem Zug; die ihr Schicksal auf eine Karte setzen, die schauen dem Schicksal gerade ins Gesicht... Und wenn mir der Böse selbst diesen Araber geschickt hätte, morgen reitet er, und morgen reite auch ich!... Und mit einem Schlage war ich ganz ruhig, ganz klar. Ich suchte mir das beste Maultier, das es in Biskra zu mieten gab, und den seltsamsten Tropenhut, den es im Bazar zu kaufen gab. Mein Araber, der ungefähr so schwarz und so fanatisch aussieht wie der blutdürstigste der Kalifen, neigte sich zu allem, was ich sagte, gemessen höflich und verstand kein Wort.

*

Am andern Morgen um fünf Uhr ritten wir. Es war lau. Die schlaffe Oasenkühle nach einer heißen Wüstennacht. Als der Araber die Tiere vorbrachte, traute ich dem Frieden nicht recht. Aber Kopfhänger sind ja alle diese Mietsmaultiere. Es mag nicht gerade kriegerisch ausgesehen haben, als wir beide auffaßen: ich in einem Damensattel ältester Konstruktion, grünem Nackenschleier, Flanellkostüm, eine recht unwahrscheinliche Regenkapuze als Ballast, er auf einer aufgeschnallten Wolldecke, die Füße statt in Steigbügeln in den natürlichen Satteltaschen dieser tief herabhängenden Wolldecke selbst. Ich Reitpeitsche, er Bambusprügel. In der Tür stand meine Jungfer, hinter dem Roulean lugte Herr Meyer. Es war offenbar kein Abschied fürs Leben.

Durch die Oase ging's erträglich. Die Palmen dufteten frisch und nickten über ihre Lehmmauern. Zum erstenmal sah ich hier eine Palmenblüte, die wie eine riesige hellgelbe Rispe aus ihrer grünen Hülle quoll. Es war die einzige, so sehr ich auch suchte, noch schlummert der Oasenlenz. Ich aber zeigte nach der hohen Palme, die diese Blüte trug, und sprach und lachte, und der Araber, der höflich wiederlächelte, ahnte nicht, daß hier eine Blüte und ein Traum sich im Blütentraume fanden. — Aber als wir dann den Saada-Weg entlang ritten, der lichtgrüne Schein der Weizenfelder immer heller wurde, bis die Wüste rings in dem lehmigen Graugrün schwamm, da wurde mir nicht angst, aber mir wollte nüchtern zumute werden. Und wie um den eignen grauen Gedanken zu entrinnen, ließ ich mein Tier einen scharfen Paß gehen. Wieder kam die Saharasonne und brannte auf den verwehten Kamelkadavern. Wieder tauchten am Horizont die langschreitenden Kamelherden auf. Wieder klappte hohl der Maultierhuf auf der schwelenden, berstenden Landstraße. Hüben die dürren Tamarisken, in denen der Morgenwind raschelte, und der tief ausgerissene, dürstende, rotgelbe Oued, drüben die staubig-stumpfe, in trübseligem Graugrün verschwimmende Weite bis zu den dunstverhüllten Atlashöhen. Wir waren kaum eine Stunde geritten, aber die Sonne brannte und das Licht stach wie am Mittag. Ueber die ganze Wüste zog es sich grau und stickend zusammen... Der Gedanke an mein tolles Beginnen wollte mich wieder quälen, und ich trieb den schmutzigen Bastard schärfer. Je toller, je besser! Und wie beim Trabe der schlaff gewordene Lufthauch wieder sich ermannte, fühlte ich seine Frische und meinen Jugendmut. Ich habe nach Biskra nicht ein einzigesmal zurückgesehen. Ueberhaupt nicht zurücksehen im Leben! Ich habe zu viel gezaudert, zu wenig getan während meines ganzen Lebens. Nach vorwärts drängt das Glück, rückwärts trägt uns das Unglück ohne unser Gebet... Ich versuchte, mit meinem Araber zu sprechen. Er gurgelte und verdrehte die Augen, und so viel wurde mir wenigstens klar, daß er keinen Glutwind befürchtete, wohl aber ein Gewitter mit Wolkenbruch. Ein Wolkenbruch in der Wüste. Ich mußte lachen. Es ist ja für unser Gefühl etwas Undenkbares, daß einmal die Sahara und ihr Sandozean in Regenstürmen ertrinken könnten. Dürre und Glut, weiter geht unsre Wüstenvorstellung nicht... Aber jedenfalls begegnen sich unser beider Wünsche: er möchte den Raier erreichen noch vor dem Regen und ich noch vor der Nacht. Wir ritten und ritten also und schonten die stockenden, stolpernden Paßgänger bis Saada wahrhaftig nicht. — Aber kaum hundert Schritte davon an der schmutzigen Quelle trat mein Weißgrauer in ein Lehmloch, stürzte, der Sattelgurt riß. Wir beide wälzten uns in einer Staubwolke. Um den Fleck

im Flanellrock wär's nicht schade gewesen, aber das Maultier klagte links vorn und hinkte mühselig weiter.

Wenn die kleine Wüstenblume dereinst mir ein Zeichen war, wie deute ich diesen Sturz?

Und während mein arabischer Führer und die andern Araber das Tier umstanden und befühlten, setzte ich mich in die alte Wachtstube auf den einzigen, schmutzstarrenden Strohstuhl und überlegte. Es war doch eigentlich etwas unsagbar Törichtes, was ich unternommen, ein lustiger Streich für sechzehn Jahre, ein abgeschmackter für sechsundzwanzig ... Die Sünde, gut, die nehme ich auf mich; aber die Gefühle der ausgepfiffenen Tänzerin, die ertrage ich nicht! Ich bin hochmütig — und will mich erniedrigen; ich bin rein — und will mich beschmutzen, aber ich will keine zudringliche Bettlerin sein. Almosen gebe ich, aber ich nehme sie nicht!... Und ich dachte verbissen weiter: wenn dieser Sturz nun eine Warnung wäre, der Finger Gottes, dann müßte ich zurück. Und wenn er genau das Gegenteil bedeutete, — den Felsblock, den uns das Schicksal noch im letzten Moment auf den Weg rollt, uns zu prüfen, ob wir kleinmütig weichen oder nicht? — Dann müßt' ich erst recht vorwärts... Und da wurde es mir so dunkel und trübe innen, und alles verblich in einem häßlichen Alltagsdunst. — Der Schoßhund, dem die Leine reißt! — Ich mußte immer an eine lächerliche Kindergeschichte denken: Cordulas erste Reise, die eine Vergnügungsfahrt sein sollte und nur eine Enttäuschung war und bei Ziegen auf einer Waldwiese endete. Mein Sündenentschluß gleicht verzweifelt dieser Cordulafahrt. Es ist nicht Angst, nicht Reue, es war das phantastisch Lächerliche, was mich lähmte: Ich ging auch hinaus, um dem Araber begreiflich zu machen, daß er allein weiterreiten möge. Sein Maultier stand abgesattelt im Hof, aber der Reiter fehlte. Und während ich ihn suchte, kam ich auf dieselbe Stelle, wo ich zum erstenmal die freie Wüste witterte und ihren Todeszauber. Der Himmel hing so tief, so bleiern, der Horizont in staubigen Wahngebilden schwankend. Das Unwetter liegt in der Luft, der stickige Odem kriecht in stumpfem Flimmern. Wie graue Schleier zieht's heran, wie Schatten stumm und tückisch, unheilschwanger. Das warnt, das bräut. — Nein, Schicksal, du taxierst mich falsch! Das Frühlingslächeln macht mich matt, im Traume schweift mein Geist, der Fuß bleibt träge, jedoch solch drohend' Ungewitter regt mich an, ich will es gern bestehen... Ist's Ueberhebung, Sünde, sei es, was es wolle, das Weiße in des Schicksals Auge lüstet's mich zu sehen!... Ich sog die Luft mit weiten Nüstern ein. Was hat das Leben denn für Zweck und Ziel? — warum immer denken, bereuen? — warum nicht tun, genießen? — Ich höre nur die Stimme, die mich vorwärts treibt, und folge ihr. Ach, gäbe es doch in meinem Leben niemals ein Zurück!... Und wäre es nur ein Sinnenwirbel heut, besser jung sterben in der eignen Glut, als alt zu frieren an dem kalten Scheit...

Und das Glück hilft doch nur, wenn wir es versuchen. Die Kardinalfrage hatte ich nämlich vergessen. Woher hier in dieser verödeten Kaserne ein neues Maultier nehmen? — Aber ich verständigte mich so gut und so schlecht mit den Leuten, daß sie nach langem Ueberlegen einen knochigen Mischling von der Weide holten. Das Tier war ganz dunkel und sah stärker und heimtückischer aus als mein weißgrauer Invalide. Jedoch die Leute gaben es nur ungern, erst auf lange und energische Vorstellungen meines Führers. Die Augen, die mich streiften, hatten das tückisch Gleißende, und durch die orientalische Ruhe stach zuweilen die fanatische Flamme. Es war ein ungemütliches Gefühl, bei Menschen allein zu sein, von deren Sprache ich kein Wort verstand. Und dies Gefühl wurde unheimlicher, als wir nach mehrstündigem Warten endlich wegritten, der Sattelgurt notdürftig geflickt, mein Tier mürrisch trabend. Die wenigen Araber hatten sich versammelt, schauten uns nach, im schmutzigen Burnus der glimmende Haß. Wenn jetzt zwei Männer heimlich aufsattelten, uns hinter irgend einer fernen Dünenwelle ablauerten? Mein Führer sah nicht aus, als ob ihn christliche Bedenken je drücken könnten.

Und vielleicht gerade darum war's mir ein köstlicher Ritt. Vielleicht bin ich im Grunde meines Herzens eine Abenteurerin, die nur Gefahr und Sünde locken. Wir ritten guten Paß. Es war bereits Mittag. Die Sonne, die wir kaum als gelben Schimmer erblickten, stach; der Wind, der träge abflaute, sengte; auf allen Seiten der Horizont eng wie verhangen. Erst ging's eben, der Huf knirschte auf großen Kieseln, dann lugten verschleierte Dünen, die Tiere krochen im weichen Sand. Zwei hockende Kamelreiter schienen langsam aus dem Boden zu wachsen. Leute aus Saada? Ich sah meinen Araber scharf an. Mit mohammedanischem Gruße glitten wir aneinander vorüber. Mein Führer lachte und zeigte zurück, ich weiß noch heute nicht warum; als ich mich umsah, verschwanden gerade die Reiter hinter der nächsten Bodenwelle wie Schatten. Auch Berge kamen, aber fern, sie schauten alle braun und dürr aus, und ihr Gipfel schwamm in Wolken. Während eines stundenlangen Rittes nur lastender Himmel, brütende Stille, versiegendes Leben. Die Tamarisken fort, die Salzkräuter nur noch wie ein Hauch. Auch Salzlachen zeigten sich, langgestreckt, blind, am Ufer mit brüchigen Kristallen bedeckt wie Eis. Aber kein rosiges Flamingo-

gefieder, kein jappender Fisch, nur die Grabesstimmung eines toten Meeres; der braune Felskegel dabei, wie der erstarrte Wächter des ewigen Schweigens. Einmal schien sich dann die Natur darauf zu besinnen, daß der Tod nur gewaltig, wenn ihn das Leben einrahmt. Graugrüne Salzweiden zogen heran mit Kamelherden und Hirten. So ungefähr denke ich mir das Gelobte Land zu Lots Zeiten. Zuletzt der helle Schimmer von Weizenfeldern um den dunkeln Kern einer Palmeninsel. Dort fütterten wir unsre Tiere mit kärglichem Mais, und sie schlürften das graue Oasenwasser argwöhnisch dazu. Wir selbst saßen auf dem Estrich eines Lehmhauses und aßen Sandwichs und tranken Wein aus unsern Satteltaschen, das heißt mein Führer sah mit Verachtung auf Wein und Schinken und aß nur das Brot. Eine dunkle, staubige Kinderhorde schaute durch die Tür. Die Palmenblätter hingen ganz schlaff, und die Stämme neigten sich wie dürstend über ihre Lehmmauern. Mir hatte der Kopf vorhin beim Reiten zum Springen geglüht, die Backofenhitze hier nahm mir den Atem. Nach einer Stunde kandarten wir wieder auf. Die Tiere wollten nicht traben und drängten sich widerwillig. Aber drüben, wo die Berge zu grauen Dunstketten sich dehnten, zuckte es bereits schwefelig auf. Wir mußten unter der Peitsche reiten.

Wieder schaute uns die Oase nach, und wieder schien es mir das heimliche Glimmen orientalischen Hasses. Darüber nachzudenken war keine Zeit. Mein Araber zog die Kapuze seines Burnus über den Turban und fuchtelte mit einem unterdrückten Fluch den dicken Prügel um die Maultierohren. Ich band mir den Nackenschleier hoch, während mein Schwarzbrauner, von dem Fuchteln erschreckt, im Sprunge auszubrechen versuchte. Gewitterwind blies in kurzen Stößen. Sandwolken wirbelten auf. Der Himmel grabesdüster, die Wüste aschfahl, wie die Verdammnis. Wir zogen als apokalyptische Reiter dazwischen hin. Von Atlas her begann es dumpf zu grollen. Die Tiere schnaubten, von Zeit zu Zeit langte der Knüppel aus dem Burnus zu mir herüber, und es ging hundert Schritte lang im harten, stöckrigen Galopp. Die Atmosphäre war tödlich schwül, staubgesättigt. Mir brach der Schweiß aus allen Poren, und der Bug der Tiere schimmerte schmutzig naß. Ich lechzte nach einem Regentropfen. Aber es grollte und grollte, und wenn über den Bergen hin und her ein Blitz auflohte, starrten die dürren, braunen Ketten in heimtückischer Wildheit. Ich mußte immer nach den Bergen schauen, und wie es sich da schwarzblau übereinanderschob, türmte, es war ein so großes Bild; mein Araber schaute immer vorwärts, wo die Staubsäulen jäh aufwirbelten, matt zusammensanken. Es wurde von Moment zu Moment dämmriger, eine tückische Halbnacht, die Tiere wollten durchaus nicht mehr weiter. Der Araber hieb, sein Mischling stolperte vorwärts; aber der meine blieb immer mehr zurück. Ich schlug mit meinem Reitstock, was ich konnte, aber das Maultier drehte sich im Kreis, huste zurück, ich hatte Mühe, den Sattel zu halten. Und derweilen begann es zu tropfen. Mein Araber schaute auf den Himmel und dann auf mich.

Als wir eine Stunde später glücklich eine Art Oase erreicht hatten mit einer schrecklichen Karawanserei, war's nicht etwa der Raier, sondern ein ganz andres abgelegenes Ding. Die Wüste lehrt Geduld, und darum hatte sich auch mein Araber beschieden. Von einem Bett und einem Zimmer für die Nacht keine Spur. In einem langgestreckten, heißen Lehmraume ein schmutziger Kattundiwan, ein verlöschendes Feuer und eine Tasse türkischen Kaffees. Es war wohl gleichzeitig eine Art Kaufladen. Denn Araber kamen gemessenen Schrittes herein, nahmen Zigarettentabak von einem Tisch, hockten sich an der Wand hin, starrten sich an. Der Padrone schlurfte in weißen, weichen Schuhen umher ohne sonderliche Aufregung, aber mein Führer, der sich zu den andern an die Wand gehockt hatte, gestikulierte lebhaft mit allen, und wenn ein neuer hereintrat, begrüßte er ihn mit einem eigentümlichen Gurgeln und einem eigentümlichen Kuß zugleich. Draußen der lastende Regenhimmel, drinnen die abgestandene Hitze. Ich hatte keine Spur von Hunger, nur Durst, den ich mit lauem Wasser kühlte. Auch der Diwan hätte mir zur Nacht völlig genügt. Aber allein mit diesen Wilden, angestarrt, ohnmächtig gegen jede Gewalttat der Sinne oder der Habsucht! Es war wahrhaftig nicht blasse Furcht, es war weit eher Scham. Ich hätte mich verkriechen mögen vor dieser blöden Neugierde, die mich mit den Augen verschlang, ohne auch nur die Lippen zu rühren. Allein in der Wüste, in dieser Lehmbaracke von den Beduinen mit den Blicken ausgezogen bis zur Nacktheit! Und dabei übermüdet, nervös. Ja, wenn ich jetzt nach Biskra hätte zurückfliehen können, ich wäre sicher geflohen! Aber schlimmer als alles, der Gedanke, der mich peinigte bis aufs Blut: wenn Peter durch einen Zufall schon in dieser Nacht hierher käme, mich hier sähe, an ein Wunder der Liebe glauben müßte. Daran hatte ich kaum gedacht, als ich mich besinnungslos dem Zufall in die Arme warf. Nur „ihn" wollte ich noch einmal sehen, sprechen, der andre galt mir kaum als leerer Schatten. Nein, Gott, tu mir das nicht an, solch ein Wiedersehen nicht! Die Komödie der Ehe, wenn's sein muß, ja; die Blasphemie der Leidenschaft, was auch komme, nie. Und ich schlug mir vor die Stirn und sagte, was ich dachte: „Du bist verrückt gewesen, Josefa, und bist es noch!"

Aber das Schicksal, dem ich den Ariadnefaden aus der Hand genommen hatte, spann ihn jetzt für mich weiter, wo ich ihn fallen ließ. Ich überlegte eben, ob ich in der Nacht vielleicht noch bis Saada allein zurückreiten könnte, obgleich mir der Gedanke an Zurück immer noch schrecklich war. Da höre ich deutlich das Rollen eines Wagens. Der Wagen hält. Kurz darauf parieren Reiter. Klappern von Waffen, ein deutscher Fluch. Ich bin aufgesprungen mit einer flehenden Geste des Schweigens en tout cas et à tout prix für meinen Araber. Der lächelte beruhigend und schritt langsam heraus. Es mußte Peter sein, und mich durchrann ein feiger Ekel vor mir selbst! Die Araber im Zimmer haben mich wahrscheinlich für gestört gehalten, denn ohne Besinnen, instinktiv schlich ich auf Zehen in die dunkelste Ecke des langen Zimmers, in eine Art Nische hinter dem Lehmkamin.

Und im selben Augenblick öffnet sich auch schon die Tür. Das Herz steht mir still und beginnt gleich darauf wie rasend zu hämmern. Ich kenne sie alle am Tritt, noch ehe ein Wort gefallen. Es sind Bloome, die Quedenberg, Rhyn. Sie haben es offenbar sehr eilig. Ich kann niemand sehen, nur Schatten gleiten an der Wand. Zuerst spricht „er“: „Bloome, sorgen Sie für die Pferde! Einer muß dabei sein, wenn der Kerl abfuttert. Ich traue der Bande nicht. Und Sie finden beim besten Willen bis Saada kein Relais mehr. Die Maultiere übernimmt mein Diener. Er geht jedoch mit euch zurück, nicht mit mir. Und die Karabiner geladen. Wenn der Kutscher nicht pariert, schießt ihn vom Bock!“

Drauf Jeanette und „er“ allein.

Sie: „Aber was ist denn los?

Er: „Ihr müßt Biskra zu erreichen suchen, so schnell ihr könnt.“

Sie: „Ich liebe Klarheit, wie du weißt.“

Er: „Ich gewiß! Also setz dich auf den Kattundiwan, Jeanette.“

Sie: „Es riecht eigentümlich hier. Was ist das für ein Parfüm? Ich möchte schwören ...“

Er: „Schwöre lieber nicht! Es riecht, wie es in jeder Lehmhütte riecht. Seit Biskra siehst du fortgesetzt Gespenster.“

Sie: Und wenn's keine Gespenster wären?“

Er: „Nun, dann sind's eben keine Gespenster!“

Sie: „Also bitte, sprich, ehe Bloome zurückkehrt! Ich will mich setzen und alles tun, was du wünschest.“

Er: „Also es bereitet sich ein arabischer Aufstand vor. Er kann heute, morgen, er kann gar nicht losbrechen. Ich persönlich hatte bis gestern das Gefühl, er bricht nicht los. Ich spreche, wie du weißt, das Arabische so gut, ja besser als all diese Beduinen, und ein Aja, der mich darum fast für einen Mohammedaner hält, hat mich persönlich gewarnt. Mir käme der Tanz schon recht, aber meine Tagebücher sind noch in El-Kantara, und die sollen sie mir nicht verbrennen! Ich bin kein Glückskind, will's auch nicht sein, aber die Arbeit von drei Jahren vernichtet zu sehen, das wäre etwas zu viel Pech. Und darum reite ich von hier direkt ab nach El-Kantara.“

Sie: „Und wenn ich mitginge?“

Er: „Du kannst nicht reiten, oder unsicher, und es geht durch den Atlas.“

Sie: „Und wenn ich doch mitritte? Eine Frau kann schließlich alles, was sie will.“

Er: „So brichst du den Pakt.“

Sie: „Und wenn ich ihn bräche?“

Er: „Brich ihn lieber nicht, Jeanette, ich bitte dich darum!“

Darauf minutenlanges, düsteres Schweigen, während „er“ schweren Schrittes im Zimmer auf und ab ging.

Bloome und der Diener kommen zurück. Der Diener gurgelte etwas Arabisches, und ich hörte Papier knittern. Bloome sagte lustig: „Ich habe ein schönes Maultier entdeckt mit recht zivilisiertem Zaumzeug. Es soll einer Französin gehören aus Biskra, die Dame scheint verschwunden. Schleppen wir es also mit! Ich bin sehr für unerlaubtes Beutemachen im Kriege. Darauf „er“ kurz und scharf: „Bloome, Sie sollen bei den Pferden bleiben! Ich bin heute nicht zum Scherzen aufgelegt.“ — „Ja, das haben wir während der ganzen sogenannten Vergnügungsreise gemerkt, hoher Chef.“ — „Verzeihen Sie, lieber Bloome.“ — „Bitte sehr, Herr Graf! Ich bin königlich preußischer Offizier gewesen, und da haucht man entweder an, oder man wird angehaucht.“

Die beiden wieder allein.

Er: „Willst du nicht etwas genießen, Jeanette?“

Sie: „Nein, ich möchte erst den Brief lesen.“

Er: „Der ist doch wertlos.“

Sie: „Für mich ist ein Brief von dir nie wertlos.“

Wieder minutenlange Pause, und sein schwerer Schritt.

Draußen schirren sie die Pferde auf.

Sie: „Es ist Zeit für mich, Robert.“

Er: „Jetzt bist du aber sonderbar, Jeanette!“

Sie: „Gott, was wollen wir uns denn gegenseitig noch länger belügen, es ist eben alles aus.“

Er: „Das liest du aus dem Brief?“

Sie: Ja, aus dem Brief.“

Er: „Ja, dann verstehen wir uns wirklich nicht mehr, Jeanette.“

Sie: „Nein, Robert, seit Biskra verstehen wir uns in der Tat nicht mehr.“

Er: „Habe ich dir je etwas nicht gehalten, was ich dir versprochen hatte?

Sie: „Du hältst stets, was du versprichst, aber ich kann nicht mehr halten, was ich versprochen habe."

Und jetzt sehe ich, wie die Schatten verschmelzen, wie die Stimmen leise und bestimmt werden.

„Jeanette, du weißt —"

„Ja, Robert, ich weiß . . ."

„Nie mehr, nie weniger."

„Nie mehr, nie weniger."

„Es war dein eigenster Wille, Jeanette."

„Es war mein eigenster Wille, Robert."

Die Schatten lösen sich.

„Und eben darum trennen sich unsre Wege, Robert. Ich wollte kein Weib sein, und bin's."

„Willst du mich nie wieder sehen?"

„Ich wünsche es wenigstens nicht."

„Ich verstehe dich doch nicht, Jeanette. Was du gewollt hast, bin ich dir gewesen, bin ich dir noch, will ich dir ewig sein."

„Und wenn ich mehr wollte, alles?"

„Man kramt vergebens in leeren Koffern."

„Du lügst."

„Ich wollte, ich löge!"

Draußen stieg der Kutscher auf den Bock.

„Jeanette."

„Robert?"

„Jeanette, schneide das Band nicht durch!"

„Es war ein gutes Band, Robert ich weiß es."

„Du bist mir viel, Jeanette."

„Du warst mir mehr, Robert."

„Wir sehen uns bestimmt in Algier!"

„Wir sehen uns bestimmt nicht!"

Eine lange Minute zögerte er; was ihre Augen sprachen, weiß ich nicht. Dann ging er hinaus in die Regenschwüle, und ich hörte, wie er kurz und befehlend sagte: „Also Bloome, good bye. Es ist die französische Etappenstraße, auf die Sie in einer halben Stunde kommen, und wahrscheinlich keine Gefahr. Wenn ich's noch glaubte, ich führe sicher mit euch. Aber Augen offen!"

Und drinnen in dem Lehmgeruch sagte eine Frauenstimme leise: „Es mußte so kommen! und wenn ich's wußte, warum besann ich mich nicht auf mich selbst, solange es noch Zeit war? Ich habe den Augenblick verpaßt. Und doch war's gut, daß ich ihn verpaßte! Was ich war, will ich auch sein."

Es war ein spröder Ton, und vielleicht tat mir die Frau leid. Aber ein echtes Weib bist du doch nicht, Jeanette! Die reißen sich wohl los, aber sie gehen zugrunde, und du gehst nicht zugrunde, du nicht!

Sie fuhren ab. Eine Stimme von vollem, warmem Klang rief dem Wagen nach: „Gut heim, Gräfin, gut heim! Und, vergessen Sie Algier nicht." Und da haßte ich wieder die Frau, die ich eben bemitleidet hatte. Jedoch nur Bloome antwortete mit einem deutschen: „Auf Wiedersehen."

Ich weiß noch, daß ich hätte hervortreten müssen, noch ehe die Unterhaltung begann, und sagen: „Hier ist jemand." Oder mir wenigstens die Ohren zuhalten und denken: ‚Hier ist niemand.' Aber es gibt Momente in jedem Frauenleben, wo jede Frau atemlos horcht wie ich. Ich wollte es ja auch nicht etwa gebrauchen, weder für mich, noch gegen sie. Und trotzdem, wenn ich je die Röte der Scham gefühlt habe, und den leidenschaftlichen Wunsch, mich zu verkriechen, so habe ich ihn nach dieser Unterredung gehabt. Ich vergaß darüber vollkommen Zweck und Ziel meiner Reise.

(Fortsetzung folgt)

Die weiße Weste

Roman

von

Leo von Torn

(Alle Rechte vorbehalten)

Erstes Kapitel

Lorenz Kluth bereitete seinem Herrn den sonntäglichen Morgenkaffee. Ein halbes Lot, wie immer; jedoch nicht gestrichen, sondern mit einer Mütze und außerdem verstärkt durch eine etwas reichlichere Dosis „Zusatz", — jene moderne Würze, die man früher in Stangen kaufte und Zichorie nannte. In einem Porzellankännchen mit rudimentärer Tülle harrte das Gemisch des Aufgusses.

Das Wasser brodelte noch nicht. Lorenz Kluth schien darob beunruhigt. Die ganz hell bewimperten Augen schauten besorgt auf die spärlichen Dämpfe, die sich unter dem Emaildeckel der Kasserole hervorstahlen, und mit der mächtigen Obotritenpranke krante er sein flachsblondes, stichelhaariges Haupt. Dann zog er seine in einer Zelluloidkapsel verwahrte Uhr, hockte vor dem Petroleumkocher nieder und kontrollierte durch das Guckloch die schwelenden Flämmchen.

Lorenz Kluth war ein Muster von Umsicht und Pünktlichkeit, ein Präzisionsmensch, — daher ein Offiziersbursche, wie es keinen besseren geben konnte. Noch niemals hatte er etwas versehen oder sich verspätet. Seine Art war gemessen und wohlüberlegt. Er tat alles mit der Feierlichkeit des Bewußtseins großer Pflichten. Nur selten verließ ihn seine grandiose Ruhe. Wenn das aber einmal geschah, dann rötete sich seine vierkantige Stirn, und die Stellen, wo andre Menschen Augenbrauen hatten, markierten sich in zwei dicken weißlichen Strichen. So auch jetzt eben.

„Düwel nochmal," knurrte er ungeduldig vor sich hin, „die ollen Funzeln wollen heut aber auch gar nich!" Er schraubte an den Dochten und schaute abermals nach der Uhr. In fünf Minuten mußte er wecken.

Obwohl alles sauber und aufgeräumt war, wischte er doch noch an dem Urväterhausrat, mit dem der Bäckermeister Hannes Speerbohm das Hochparterre seines Hauses in der Holbeinstraße zum Vermieten eingerichtet hatte. Wie in allen Zwischengeschossen solcher alten hanseatischen Baulichkeiten war das Zimmer niedrig, so niedrig, daß der borstige Haarschopf des Burschen schier die weißgetünchte Decke fegte. Dennoch machte sich der Raum überaus freundlich und behaglich in der hellen Morgensonne, die durch die vielteiligen Scheiben hereinflutete. In den tief eingebauten Fensternischen und über den alten, aber blitzsauberen Möbeln lagerte ein Hauch von Ehrbarkeit und behäbiger Solidität. Der genius loci schien vielleicht ein bißchen zu solide für einen jungen Offizier. Wer jedoch Felix Oechelhausen näher kannte, der wußte auch, daß dieses Milieu gerade recht war.

Die Stimmung wurde ein wenig gestört durch einen modernen Schreibtisch, der in einer Nische dicht vor dem Fenster aufgestellt war und zu der Speerbohmschen Ausstattung augenscheinlich nicht gehörte. Der Tisch war mit Büchern und Schreibwerk überladen. Ein Blick darauf belehrte, daß der Besitzer all das nicht etwa nur dekorativ herumliegen hatte. Der helle, freundliche Fensterplatz präsentierte sich als eine wirkliche Arbeitsstätte, und zwar nicht allein dem Mars, sondern auch den Musen gewidmet. Neben Lettow-Vorbeck und Glasenapp in den uniformen blauen Bänden des Mittlerschen Verlages die Anakreontik des trink- und sangesfrohen Otto Julius; neben den ernsten kriegsgeschichtlichen Studien von Hönig der kaustische Humor des Freiherrn von Schlicht. Ein wirres Durcheinander, — und doch war das alles auf eine gewisse Note gestimmt, die wohl auch in dem Manuskript durchklingen mochte, das auf der von Papieren strotzenden, unförmlich dicken Schreibmappe angefangen lagerte und mitten im Satz abgebrochen war. Daneben einige Karten und Briefe, die vorhin mit der Post gekommen waren.

Lorenz Kluth taxierte sie mit kundigem Auge. Mehr noch als die Stadtbriefe, deren Inhalt sich unschwer als Rechnungen erkennen ließ, erregte ein doppelt frankierter Brief von außerhalb seine Unzufriedenheit. Er wog ihn kopfschüttelnd in der Hand und schob dabei die Oberlippe mit der weißlichen Schnurrbartschonung bis zur Nase hoch, — eine Bewegung, die deutlich ausdrückte: das gefällt mir nicht.

In diesem Augenblick schlug es acht Uhr von der Agathenkirche. Ehe noch das Glockenspiel den üblichen Begleitvers beendet, hatte Lorenz das siedende Wasser in die Kanne gegossen, den Petroleumkocher mit dem als Untersatz dienenden zerbolzten Teebrett vor die Tür gestellt und dann selbst an der das Schlafzimmer abschließenden Portiere Posto gefaßt. Hier zog er mit energischen Rucken seine Drillichjacke zurecht, und als der letzte falsche Ton von „Ach bleib mit deiner Gnade" verwimmerte, pochte er an den Türpfosten.

Etwas vorgebeugt, die lauschenden Augen auf die Portiere gerichtet, harrte er der üblichen Rückäußerung. Aber es rührte sich nichts.

„Kount' ich mir eigentlich denken," murmelte Lorenz Kluth mit halbem Lächeln, indem er das rechte Auge schlau zukniff und vor sich hinnickte; „nach der Geschichte von heute nacht, — aber da hilft all nix."

Er räusperte sich in die hohle Hand, und während er noch einmal pochte, rief er laut, aber in einem fast zärtlichen Molltone:

„Herr Graf —!"

Zunächst wieder nichts. Dann ein Knarren und Rascheln und ein langgezogener Laut — halb Unwille, halb Müdigkeit. Der Bursche zog die nur angedeuteten Augenbrauen hoch und mahnte:

„Herr Graf, bitte gehorsamst, sich nicht noch auf die andre Seite zu legen — es ist acht Uhr!"

„Hm — schon gut. O — oooo—aaaah," tönte es unter erneutem Knarren und Rascheln aus dem Schlafzimmer. „Wer ist denn da? Sind Sie da, Lorenz? Was ist denn die Uhr, Lorenz? Hm —?"

„Acht Uhr, Herr Graf. Es ist die höchste Zeit!"

„So, so — na, dann los für die Fahne. Aber heut ist doch Sonntag — hab' ich denn Dienst, Lorenz?"

„Zu Befehl, Herr Graf. Gottesdienst und hinterher Parole."

„Alle Wetter!"

Das klang so munter und war derart unverkennbar von den Geräuschen eines beschleunigten Levers begleitet,

daß Lorenz Kluth zufriedenen Antlitzes sich von der Portiere abwandte und die bereitliegenden Uniformstücke „zum Greifen" auf zwei Stühlen ausbreitete. Darin erwies er eine solche Fertigkeit und Berechnung, daß er sich zum Diener eines Verwandlungskünstlers geeignet hätte.

Als Graf Felix Oechelhausen ein paar Minuten später mit der Röte eines frischgewaschenen Menschen auf dem schmalen Knabengesichte, aber doch noch etwas verschlafen, sein Wohnzimmer betrat, dampfte auch bereits der Kaffee in der großen Barttasse, deren Schutzvorrichtung eigentlich recht überflüssig erschien. Die einundzwanzig Lenze, die Felix Oechelhausen bisher erlebt, hatten den männlichen Schmuck auf seiner Oberlippe noch nicht über die allerersten Keime hinausgebracht. Nur über den Mundwinkeln sproßten einige verlorene dunkle Härchen, von denen bei besonderen festlichen Gelegenheiten je drei oder vier zu einer Spitze künstlich vereinigt wurden. Das war jedoch mühevoll und umständlich, und deshalb geschah es selten. Oechelhausen gab überhaupt nicht sonderlich viel auf Aeußerlichkeiten. Er trug das dichte braune Haar recht unvorteilhaft — noch genau so, wie er es aus seiner Kadettenzeit her gewohnt war; und die Nägel an den überschlanken Fingern, mit denen er sich eben beschäftigte, waren zwar wohlgeformt, die moderne gotische Spitzbogenfassson hatten sie jedoch nicht.

„Was ist denn mit der Post gekommen, Lorenz?" fragte er, ohne aufzusehen und nachdem er sich wiederholt geräuspert, um die etwas belegte Stimme klar zu bekommen.

„Nichts Besonderes, Herr Graf!" erwiderte der Bursche, der jede Bewegung seines Herrn aufmerksam verfolgt hatte, sozusagen auf dem Sprunge für eine etwa nötige Handreichung.

„Briefe?"

„Zu Befehl, Herr Graf, — leider ist aber auch ein dicker dabei —"

„Ach nee — also doch zurück! Von der ‚Grenzwacht', nicht wahr?" Der junge Offizier war interessiert an seinen Schreibtisch getreten und hatte einen Blick auf das betreffende Kuvert geworfen. „Richtig. Na — eigentlich habe ich es mir gedacht," bemerkte er leichthin, aber doch mit etwas Enttäuschung. „Es kann ja auch nicht immer so gehen wie vorgestern, was, Lorenz? Zwei Geschichten angenommen und hundert Em durch den Geldbriefträger —"

„Zu Befehl. Das war ein Glückstag. Aber wenn der Herr Graf nun Kaffee trinken wollten, — er wird sonst kalt, und dann ist es auch hohe Zeit."

„Schön, schön. Aber geben Sie mir zunächst ein Glas Wasser. Weiß der Himmel, ich kann den faden Geschmack nicht loswerden. Mir ist, als wenn ich die ganze Nacht Korken gekaut hätte. Außerdem habe ich einen niederträchtigen Schmerz in der Hüfte hier, — was kann denn das sein? Wann bin ich überhaupt nach Hause gekommen, gestern?"

Lorenz Kluth half seinem Herrn in [illegible] Waffenrock, auf dessen Schultern die Epauletten blinkten, und machte ein Gesicht, als wenn ihm die Frage nicht ganz lieb wäre. Aber antworten muß der Soldat bekanntlich auch auf unangenehme Fragen, und so erwiderte er zögernd:

„Das weiß ich so genau nicht, Herr Graf. Als ich gegen drei Uhr mal ausschaute, waren der Herr Graf schon da — aber erst unten auf dem Flur, wo ein großer Stapel Kommißbrote zusammengefallen war und —"

Der junge Offizier unterbrach seinen Getreuen mit einem starken Räuspern. Er nestelte vor dem Spiegel angestrengt an den Haken seines Uniformkragens, — und darauf mochte es wohl zurückzuführen sein, daß Stirn und Ohren sich röteten. Die weiße Ephebenhaut reagierte eben noch auf die leiseste innere Bewegung, und das war Felix Oechelhausens großer Kummer. Das ärgerte ihn auch jetzt wieder, mehr als die Erinnerung an das nächtliche Rencontre mit Meister Speerbohms Kommißbroten, wobei ihm allerdings dunkel vorschwebte, als wenn er das Hindernis nicht so schnell überwunden hätte, wie es sich ihm in den Weg getürmt. Wahrscheinlich hatte er sich sogar auf der Barrikade niedergelassen und weltschmerzlichen Erwägungen nachgehangen, wie Hannibal auf den Trümmern von Karthago.

Die künstliche Indifferenz in dem blonden Gesichte des Burschen bestätigte, daß sich derartiges wohl abgespielt haben mochte, und da Verlegenheit die fruchtbarste Mutter von Ungerechtigkeiten ist, so war der Graf eben im Begriff, seinen Lorenz ob irgend eines nichtigen Grundes anzuhauchen, als auf der kurzen, zum „Parterre" führenden Hühnerstiege eilige Schritte hörbar wurden. Gleich darauf ein Lärm, als wenn jemand mit dem Warenvorrat eines Rastelbinders sich herumbalgte. Eine Blechkasserole schlug dröhnend gegen die Tür.

„I du Donnerlichting!" stieß Lorenz Kluth erschrocken hervor. Aber er war noch nicht bis zur Tür gekommen, als diese aufgestoßen wurde und Leutnant Werner II vorsichtig über den umgeworfenen Petroleumkocher hinwegstieg, um dann vom Zimmer aus die angerichtete Bescherung zu betrachten.

„Ich weiß nicht, ob es praktisch ist, eure Kücheneinrichtung auf den dunkeln Flur zu stellen," bemerkte er kopfschüttelnd, indem er ein großes, randloses Monokel einklemmte und nun auch seine Bein-

kleider einer Prüfung unterzog. „Da muß doch der umsichtigste Mensch hineintreten."

„Verzeihen Sie, Werner — ich hab's dem Kerl schon tausendmal gesagt, daß er die Tür nicht verbauen soll!" schalt der Graf hinter dem Burschen her, der die verstreuten Bestandteile des Kochers zusammensuchte und dann mit rotem Kopfe verschwand.

„Na, es ist noch gut abgegangen," konstatierte der Gast, nachdem er sich mit einiger Mühe auch von hinten besehen; „nix auf die Bür. Aber recht haben Sie, Oechelhausen, — der Zugang zu Ihrem Horst ist ohnehin schon umständlich."

„Das weiß der liebe Himmel! Ich muß wirklich mal mit dem Wirt darüber reden. Heute nacht hat er sogar einen Berg Brote in den Flur gestellt —"

„Also das war's," bemerkte Hellmut Werner, indem er seinen Helm beiseite stellte und sich mit seiner rundlichen Breitseite umständlich niederließ. „Nachdem ich Sie unten abgeliefert, hörte ich nämlich ein Geräusch wie von dumpfem Peletonfeuer. Aber da Sie sich nicht äußerten, nahm ich an, daß Sie entweder tot oder in Sicherheit waren. In beiden Fällen erschien ich mir überflüssig. Sie wissen doch, Oechelhausen, daß ich Sie gestern heimbegleitet habe?"

Er hatte das Kinn auf den Säbelknauf gestützt und schaute bei dieser Frage mit einem so komisch verkniffenen Gesichte zu seinem Kameraden auf, daß sich dieser zwischen Lachen und Aerger abwandte.

„Natürlich weiß ich das — weshalb soll ich denn das nicht wissen!"

„Hm — dann finde ich es aber merkwürdig, daß Sie mir einen Taler Trinkgeld in die Hand gedrückt haben."

„Allmächtiger! Ich hätte Ihnen —"

„Einen harten Taler. Hier ist er," sagte Leutnant Werner, indem er das Korpusdelicti aus der Uhrtasche klaubte. „Das Douceur erschien mir ja allerdings von vornherein ein bißchen reichlich für den kleinen Liebesdienst und in Anbetracht Ihrer sonstigen Genauigkeit, aber da Sie sich meiner Verdienste anscheinend gar nicht mehr erinnern, verzichte ich auf alles. Da — nimm ihn hin!"

Leutnant Werner erhob sich und legte das Geldstück mit einer großartigen Geste auf den Tisch. Gleich darauf blickte er etwas verwundert, da der kleine Graf den Humor der Trinkgeldgeschichte anscheinend nicht recht erfaßte.

Felix Oechelhausen hatte die Hände unter die Schöße des Waffenrocks in die Tasche gesteckt und war in die freie Fensternische getreten. Er blickte ernst. Zwischen den Brauen zeichnete sich eine Falte, und mit den herabgezogenen Mundwinkeln nahm sich das Gesicht des blutjungen Offiziers herb und gealtert aus. So verharrte er einige Sekunden in brütendem Nachdenken. Dann trat er in das Zimmer zurück und sagte wie beiläufig:

„So geht das doch eigentlich gar nicht weiter. Vor zehn Tagen das Liebesmahl für Könnewitz, gestern wieder eins; und wenn Ihr Herr Vetter das Kommando zur Unteroffizierschule kriegt, das er für die nächsten Tage erwartet, dann blüht uns wieder was. Wo soll denn das schließlich hin? Ich bin recht müde, muß ich sagen, und —"

„— und das graue Elend haben Sie auch," vollendete Leutnant Werner trocken, indem er nach seinem Helm griff und diesen mit der Spitze auf seinem Zeigefinger zu balanzieren versuchte. „Nach der Parole genehmigen wir ein Pils, und das wird Sie wieder in die Reihe bringen. Ich finde, es war reizend gestern, — so fidel, wie selten. Und das haben wir in der Hauptsache Ihrem alten Herrn zu verdanken. Wie kommen Sie überhaupt zu diesem prächtigen Papa, Oechelhausen? Ich glaube nicht, daß der sich heute mit einem Moralischen quält."

„Das glaube ich auch nicht," erwiderte der Graf mit einem verlorenen Lächeln. Dann fragte er ziemlich hastig und unvermittelt: „Sie wissen nicht, Werner, ob mein Vater nach Hause gefahren ist, nachdem wir uns getrennt?"

„Kaum. Die ulkige Karussellgeschichte hat er noch mit uns Jüngeren mitgemacht. Dann aber trafen wir Hauptmann Baulieu und den Rastower Leppien, sowie dessen Bruder, den dicken Rittmeister von den fünften Husaren, der hier zur Remonte ist. Mit denen ist der alte Herr nach ‚Stadt Hamburg' abgeschwenkt."

„Ausgerechnet mit Jobst von Leppien," warf Felix Oechelhausen ein, indem er auf seinem Schreibtische Bücher und Papiere planlos durcheinanderschob. Dann fügte er halblaut, mit zuckenden Lippen und wie zu sich selbst hinzu: „Uebermorgen ist die Hochzeit meiner Schwester. Da sollte er doch in diesen Tagen wenigstens —"

„Apropos — ja, zu dieser Hochzeit ist das ganze Offizierkorps eingeladen. Aber — da werden wohl nicht viele abkommen können, Liebster," fügte Leutnant Werner zögernd hinzu; „Sie wissen selbst — die bevorstehenden Besichtigungen —"

„Jawohl, ich weiß," bemerkte der junge Graf mit so bitterer Ironie, daß Hellmut Werner sich verlegen mit der Hand über den Scheitel strich. Dann versicherte er mit großer Geflissentlichkeit:

„Aber ich komme, Oechelhausen — verlassen Sie sich darauf, ich komme ganz bestimmt. Sowie ich nur Urlaub bekomme. Mein Vetter kommt auch, und unser Bataillonsadjutant wird doch ganz gewiß nicht

fehlen, falls der Major unabkömmlich sein sollte. Przyborowski hat schon davon gesprochen, also — übrigens, was ich noch sagen wollte — da haben Sie ganz recht, der Leppien ist ein gefährlicher Umgang mit seinem ewigen Baccarat — aber schließlich, er hat's ja dazu, und Ihr alter Herr ist doch Manns genug —"

„Lassen wir das, Werner," unterbrach Oechelhausen den Redseligen, und zwar mit einer Energie, die diesen etwas schroff und unmotiviert dünkte; aber er hatte im Grunde doch das rechte Empfinden, nicht allzu taktvoll gewesen zu sein, und so schwenkte er mit einem Scherz von dem kitzlichen Thema ab.

„Ist auch wahr," sagte er, indem er sich den Helm aufstülpte, „es wäre ein bißchen viel verlangt, wenn wir auch noch auf unsre Alten aufpassen sollten. Aber nun gürten Sie Ihr Schwert um und kommen Sie. Ich habe das Gefühl, als wenn wir heute besondere Ursache hätten, unsern Kommandeur nicht unfreundlich zu stimmen. Möglicherweise ist doch etwas durchgesickert von unsern gestrigen Greueltaten, — und außerdem ist Ursula van der Sweet angekommen, des Herrn Majors Schwägerin, Fleckfieber und Sargnagel — die wilde Ursel!"

Felix Oechelhausen hatte keine Stimmung und auch keine Zeit mehr, sich nach dieser Dame, von der er bereits einige muntere Geschichten gehört hatte, näher zu erkundigen. Wenigstens vorläufig nicht. Die Mahnung zum Aufbruch erhielt in diesem Moment einen besonderen Nachdruck dadurch, daß die Kirchenglocken zu läuten begannen, Glocken von massiger Wucht und Eindringlichkeit, wie man sie nur noch in so alten Städten hat.

Lorenz Kluth stürzte ganz verstört ins Zimmer, um darauf hinzuweisen, daß es nun der „letzte Pöönq" sei, und er atmete erleichtert auf, als er seinen Herrn bereits reisefertig sah. Oechelhausen reichte ihm einige Schlüssel und sagte:

„Sie können heute ausgehen, Lorenz, wenn Sie wollen. Ich werde Nachmittag arbeiten und brauche Sie vor zehn Uhr nicht."

„Zu Befehl! Wenn nur der Herr Graf nicht die Teegesellschaft vergessen bei Herrn Hauptmann von Kißfeldt. Um acht Uhr."

„Herrje — den Pecco hätte ich auch beinahe verbummelt!" rief Leutnant Werner, der sich bereits die Stiege heruntergetastet hatte, von unten herauf.

„Auch das noch!" seufzte der Graf vor sich hin. „Na, dann müssen Sie eben um halb acht noch einmal antreten. Und wenn ich Sie vorhin angeschnauzt habe, es war nicht bös gemeint, Lorenz. Mor'n."

Lorenz Kluth behielt die offene Tür in der Hand, bis Graf Felix auf dem unteren Flur angelangt war. Sorglicher konnte keine Mutter ihrem Kinde auf dem Schulgange nachsehen, wie der mecklenburgische Hüne hinter seinem Leutnant herschaute.

*

Die feierliche Parole, die Major Donat von Goslich alle Sonntage nach dem Gottesdienst auf dem Kirchplatze abzuhalten pflegte, war im Grunde eine veraltete Einrichtung. Aber der Major hatte sie von seinen Vorgängern übernommen, und er war ein viel zu pietätvoller Mensch, um mit einer geheiligten Tradition zu brechen in einer Stadt, die eigentlich nur noch von ihren Traditionen lebte und daher um so eifersüchtiger darüber wachte.

Diese Parole war ja auch weder der einzige noch der befremdlichste Ueberrest aus einer Zeit, in der die Hanseaten nicht bloß nominell ihr eignes Militär hatten. Wenn die souveräne Zwölfheit der Senatoren im Rathause zusammentrat, um über die Geschicke des Vaterländchens zu beraten, so hatte das Bataillon einen Doppelposten zu stellen — und vor jedem der Herren, die sich im Frack und weißer Halsbinde der Ehrenwache nahten, wurde präsentiert. Selbstverständlich waren den Marssöhnen die regierenden Männer nicht immer von Angesicht bekannt, und so kam es denn wohl auch vor, daß hier und da einem bescheidenen Lohnkellner die militärischen Ehren erwiesen wurden. Ganz außerordentlich eindrucksvoll war es ferner, wenn bei besonders festlichen Gelegenheiten der hanseatische Kriegsminister die Parade abnahm. Dieser hohe Herr war seines Zeichens entweder Kaufmann oder Jurist, und wenn man auch darauf hielt, daß er in seiner Jugend wenigstens gedient hatte, so nahm es sich doch recht possierlich aus, wenn der zivilistische Kriegsmann in steifer Würdehaltung die Front abschritt oder beim Vorbeimarsch den blanken Cylinderhut schwenkte.

An dergleichen übertragenen Schauspielen wurde jedoch mit zäher Energie festgehalten. Bis vor wenigen Jahren war es sogar Brauch, daß jeder Senator mit militärischen Ehren zur letzten Ruhe bestattet wurde. Diese Einrichtung wurde jedoch schließlich abgeschafft, nachdem ein Vorgänger des Majors von Goslich sich in dem Punkte noch hartnäckiger erwiesen hatte als der Eigensinn der hanseatischen Regierung. Keine Reklamation, keine Beschwerde vermochte den Bataillonskommandeur zur Beteiligung an den Beisetzungen zu bestimmen. Er versteifte sich auf die Tatsache, daß nur der Senat in corpore souverän sei, der einzelne Senator dagegen ihn gar nichts anginge. Wenn man wünsche, daß bei Begräbnissen militärische Ehren erwiesen würden, so müsse sich schon der ganze Senat begraben lassen.

Eine solche Kampfnatur war nun Major Donat

von Goslich nicht. Im Gegenteil; seine Art hatte einen Stich ins Diplomatische. Durch kleine Konzessionen und persönliche Liebenswürdigkeit hatte er nach und nach die zwischen Militär und Zivil eingerissene Kluft überbrückt. Soweit das hanseatische Patriziat außerhalb der eignen Sippe überhaupt gesellschaftliche Beziehungen pflegte, waren solche angebahnt, und als der Major vor zwei Jahren Sitta van der Sweet, die älteste Tochter von Sweet & Martens, heimgeführt, konnte der Friedensschluß wenigstens äußerlich als ratifiziert gelten.

Das zeigte sich auch heute wieder.

Auf dem Marktplatze spielte die Bataillonskapelle die neuesten amerikanischen Märsche, und die Musik sowohl wie der herrliche Sommertag hatten die Hälfte der freistaatlichen Bevölkerung auf die Beine gebracht. In festtäglichem Putze umwogte die Menge den altertümlichen Brunnen, der am Sonntag wirklich Wasser spie und so auch seinerseits ein bescheidenes, aber stets gern gesehenes Schauspiel bot. Auch der Kirchplatz, der mit dem Markte durch ein enges, kurzes Gäßchen, die Twiete, verbunden war, wies eine dichtgedrängte Menge auf. Gedrängt allerdings nur an der inneren, von Soldaten eingegrenzten Peripherie des Kreises, in dem die zur Parole kommandierten Offiziere sich bewegten. Hinter der festgekeilten gaffenden Neugier der Plebs, unter den Kolonnaden des alten Rathauses, promenierte die Gesellschaft, Herren und Damen, namentlich Damen, anscheinend wenig interessiert und von ungefähr, aber doch nicht ohne Aufmerksamkeit für die militärischen Vorgänge.

Man konnte sogar bemerken, wie manche Augenpaare diesseits und jenseits des Kordons sich fanden und die kleinen Patriziertöchter unter dem Gruße eines oder des andern der schmucken Leutnants erröteten. Es war eben gerade so ein lenzfroher sonniger Tag — man war so jung — und das Leben im Grunde doch zum Jauchzen schön.

Während Major von Goslich zunächst mit seinen vier Häuptlingen konferierte, standen die jüngeren Herren ziemlich zwanglos in Gruppen zusammen. Plötzlich ging eine leichte Bewegung durch diese. Mit der Diskretion wohlerzogener Menschen, aber doch merklich lebhaft und interessiert, machte man sich gegenseitig auf eine junge Dame aufmerksam, die, des Majors kolossale Dogge an der Leine führend, soeben auf den Kirchplatz einbog.

„Ursel Sweet," flüsterte und raunte man sich zu, ohne auch nur die Lippen zu bewegen. Es war mehr ein Sprechen mit den Augen. „Die wilde Ursel —"

Felix Oechelhausen hatte das junge Mädchen früher bemerkt als die andern. Er war zuerst wie erschrocken von dieser eigenartigen, pikanten Schönheit. Sein naives, knabenhaftes Staunen äußerte sich selbstvergessen in einem offenen Munde, und als er sich dessen bewußt wurde, überflog eine brennende Röte sein Gesicht. Ihm war, als hätte sie ihn angeblitzt mit ihren großen, suchenden braunen Augen. Aber das war natürlich Unsinn, Einbildung.

Als sie die Gruppe der Offiziere in Grußnähe passierte, schlug Felix wie die andern die Hacken zusammen, und er hielt die Hand noch am Helm, als Ursel van der Sweet längst vorbei war.

„Ist geschenkt, Oechelhausen," mahnte Leutnant Werner II mit einem leichten Rippenstoße. „Der Alte sieht solche hypnotischen Zustände nicht gern. Nach der krausen Nase, die er macht, hat er sein Fräulein Schwägerin auch bemerkt. Na, was sagen Sie zu dem süßen Balg?"

Felix konnte nicht antworten, auch wenn er den Aerger über die profane Bezeichnung des reizenden Wesens leichter überwunden hätte.

Der Bataillonsadjutant, Oberleutnant Ignaz von Przyborowski, trat mit fliegender Schärpe heran, grüßte dienstlich und sagte:

„Der Herr Major läßt bitten, — die Herren Leutnants Werner I und II, von Könnewitz, Graf Oechelhausen und Schmedes! Aber ein bißchen dalli, wenn ich bitten darf," fügte er außerdienstlich und leiser hinzu. „Sehen Sie sich vor, ich lass' mich fressen, wenn es nicht was auf den Hut gibt."

Auch hier war keine Zeit mehr zu irgend einer Gegenäußerung. Man muß wissen, was es für einen Leutnant heißt, von einem Vorgesetzten gebeten zu werden! Das bedeutet die ungefähre Geschwindigkeit eines gut geölten Blitzes, und in einem ähnlich rasanten Tempo eilten denn auch die fünf Herren zu ihrem Kommandeur.

Major von Goslich erwiderte den strammen Gruß mit großer Verbindlichkeit. Immerhin schien er etwas zerstreut. Er strich den kurz gehaltenen, am Kinn energisch auseinandergebürsteten braunen Vollbart mit beiden Händen, und die von leichten Tränensäcken unterstrichenen Augen blickten nervös und abgelenkt. Das dauerte jedoch nur wenige Sekunden. Nochmals hob er die Hand flüchtig zum Helm und sah dann jeden einzelnen der zitierten Leutnants mit einer Art besorgter Freundlichkeit an.

„Ich hoffe, es ist Ihnen gut bekommen gestern, meine Herren."

Da es eigentlich nichts gibt, was einem Soldaten schlecht bekommen könnte, so salutierten die Herren zustimmend, und der Major fuhr diplomatisch verbindlich fort:

„Das freut mich — umsomehr, als einige Herren noch zu einer dauerhaften Nachsitzung sich zusammen-

gefunden haben, wie ich höre. Dagegen ist im allgemeinen nichts einzuwenden. Sie wissen, ich mache mit, soweit das die Kameradschaftlichkeit erfordert und — hm — die besonderen gesellschaftlichen Verhältnisse unsrer Garnison es gestatten. In letzterer Hinsicht aber sind wir nun mal etwas beengt — in welchem Umfange, mögen Sie daraus ersehen, daß eine kleine übermütige Aventiure, die sich in der verflossenen Nacht auf dem Brink vor dem Steintore abgespielt hat, zur polizeilichen Meldung gekommen und Gegenstand einer ernsten Untersuchung geworden ist. Ein paar Herren haben sich wie Indianer auf dem Kriegspfade an ein Karussel herangeschlichen und sind dann unter dem Planlaken hinweg in diesen Tempel der Volksbelustigung eingedrungen. Das Karussel wurde in Bewegung gesetzt — mit vereinten Kräften zu einer so schwindelhaften Fahrt, daß der Besitzer und seine Familie, die in den Schlitten kampierten, zwar sofort erwachten, aber bei dem wilden Tempo ihre Lagerstätten nicht zu verlassen wagten. Da sich alles ganz lautlos vollzogen und solche einfachen Leute zum Aberglauben neigen, so nahmen sie vielleicht an, daß Spukgeister ihr Unwesen trieben oder daß ihr Institut plötzlich wahnsinnig geworden sei. Sie erhoben ein fürchterliches Geschrei, das weithin hörbar war, auf die Manager der nächtlichen Rundreise jedoch nicht den geringsten Eindruck machte. Diese setzten schließlich auf die Angstrufe der umherwirbelnden Familie die noch stärkeren Geräusche der Drehorgel und einer großen Panke in Tätigkeit, und entschlüpften erst dann in das Dunkel der Nacht, als bereits die ganze Umgegend rebellisch geworden war und eine Schar Nachtwächter auf das wild gewordene Karussel eindrang."

Major von Goslich schien von seiner plastischen Darstellung selbst etwas ergriffen zu sein. Er strich seinen Bart und sah einen Augenblick zu Boden. Dann aber wurde er wieder ernst, sehr ernst.

„Ich nehme nicht an, meine Herren, daß Offiziere meines Bataillons sich an diesem Scherze beteiligt oder gar ihn inszeniert haben. Wäre das der Fall, so würde ich mich zu einem Vorgehen in schärfster Form gezwungen sehen. Ich habe Ihnen diese Geschichte unter ausdrücklichem Hinweis auf die polizeilichen Weiterungen erzählt, um Ihnen darzulegen, wie ungeeignet hier der Boden für dergleichen ist. In leichtlebigeren Gegenden mag ein solcher Scherz wohl mal mit durchgehen, obwohl er auch dort schweren Bedenken unterliegen dürfte, wenn er etwa von jungen Offizieren in Uniform ausgeführt würde. Wollen Sie sich das gegebenenfalls vor Augen halten und auch in fröhlichster Stimmung wenigstens nach außen hin diejenige Reserve festhalten, die unser Stand und die lokalen Eigenheiten bedingen. Lassen Sie sich den vorliegenden Fall selbst dann noch eine eindringliche Lehre sein, wenn es den aktiven Helden der Geschichte zur Not gelingen sollte, die Sache durch gütliche Einigung mit dem passiven Teile beizulegen. Ich glaube, daß eine solche wohl schleunigst eingeleitet werden wird . . ."

Wiederum sah der Major jeden einzelnen der zitierten Leutnants mit seiner besorgten Freundlichkeit an. Und er schien mit dem Resultat dieser Prüfung zufrieden zu sein. Aus fünf verlegen gerötenten Antlitzen schaute ihm so viel Verehrung und verständnisvolle Dankbarkeit entgegen, daß er die Sünder mit liebenswürdigem Gruß entließ.

„Ich danke Ihnen, meine Herren. Nur Herrn Leutnant Graf Oechelhausen bitte ich noch für einen Augenblick."

Während die andern abschwenkten, trat Felix einen Schritt näher. Ihm war die verklausulierte Standpauke des menschenfreundlichen Vorgesetzten um so tiefer zu Herzen gegangen, als er sich das alles schon selbst gesagt hatte, — und in viel weniger nachsichtiger Form. Was sein Freund Werner als „graues Elend" bezeichnete, war nicht bloß die übliche körperliche und geistige Reaktion. Es war eine grüblerische Unzufriedenheit mit sich selbst, ein erbittertes Befremden darüber, daß er sich immer wieder in Eskapaden hineingezogen sah, die seinen Neigungen, seinem ganzen Wesen nicht entsprachen.

„Es war meine Absicht, Sie zu mir zu bitten, lieber Graf," begann Herr von Goslich, „aber Sie wollten morgen bereits Ihren Urlaub zur Hochzeit von Komteß Schwester antreten, nicht wahr?"

„Zu Befehl, Herr Major."

„Wann findet die Hochzeit statt?"

„Uebermorgen, Herr Major."

„So — hm — das trifft sich schlecht, lieber Graf. Recht schlecht. Tut mir aufrichtig leid. Wir haben Ende der Woche Besichtigung durch die Brigade, und da wird mir leider nicht Zeit bleiben, der auch an mich ergangenen gütigen Einladung zu entsprechen. Haben Sie die Freundlichkeit, mich zu Hause zu entschuldigen. Außerdem ist Herr Oberleutnant von Przyborowski von mir beauftragt, Ihrem Herrn Vater und dem jungen Paare meine und des Offizierkorps beste Wünsche auszudrücken. Es sind dann noch einige Herren um Urlaub nach Revenshof eingekommen, und ich werde dem — soweit das irgend mit der schwierigen dienstlichen Situation zu vereinbaren ist — gern entsprechen."

„Danke gehorsamst, Herr Major —"

„Aber, lieber Graf, das ist doch selbstverständlich. Nun zu etwas anderm — oder wünschten Sie noch

etwas zu bemerken?" fragte Herr von Goslich zuvorkommend, wenn auch nicht ohne ein leichtes Befremden.

Die Haltung des jungen Offiziers war nämlich für einen Moment vollkommen unmilitärisch geworden. Es hatte seiner ganzen, noch nicht allzu sicheren Selbstbeherrschung bedurft, um es ruhig zu ertragen, was sich hinter der Absage des Vorgesetzten verbarg. Aber es war gut gegangen, besser, als er es sich in der Angst vor dieser Auseinandersetzung ausgemalt. Der Major fand eben auch für das Peinvollste eine freundliche Form, und Felix hatte sich ja genugsam seelisch darauf präpariert.

Ganz unvorbereitet hatte ihn jedoch etwas andres getroffen — ein Blick, ein interessierter und doch spöttisch überlegener Blick aus leuchtenden braunen Augen. Nur einen flüchtigen Moment hatte er wie unter einem körperlichen Zwange an dem Antlitze des Chefs vorbeigesehen, aber das hatte genügt, um ihn zu verwirren. Ihm war, als müßte das junge Mädchen, das jetzt die wie wahnsinnig an der Leine zerrende Dogge zu bändigen suchte, alles gehört haben und als wüßte sie, was er empfand. Er sah nun auch die Augen der Hunderte von Gaffern spöttisch auf sich gerichtet, und sie begannen Karussel zu fahren um ihn her.

Es brauste ihm in den Ohren, und indem er nervös von einem Fuß auf den andern trat, senkte er für einen Moment in qualvoller Befangenheit den Kopf.

Der befremdete Ton in der Frage des Majors riß ihn zusammen. Er richtete sich stramm auf und heftete die Hand an den Helm.

„Zu Befehl, nein, Herr Major!" stieß er gepreßt heraus.

Und es war die höchste Zeit gewesen. Herr von Goslich hatte bereits die Augenbrauen zusammengezogen und nun zum Ueberfluß auch noch seine Schwägerin bemerkt, die sich seinem Empfinden nach mit dem Hunde auffällig machte. Es klang daher ungewöhnlich schroff, als er sagte:

„Ich meine auch, Herr Graf, daß Sie mit dieser Erledigung der Angelegenheit zufrieden sein können. Was ich noch sagen wollte — Sie sind schriftstellerisch tätig, wie ich höre?"

„Zu Befehl, Herr Major — kleine belletristische Versuche, die —"

„Die unliebsam bemerkt werden," vollendete Herr von Goslich. „Ich behalte mir vor, mich noch mit Ihnen darüber zu unterhalten. Für heute nur eine Frage: wozu machen Sie so was, Herr Graf?"

„Herr Major — ich — ich bin zu einem Teile darauf angewiesen."

„Angewiesen? Ach so — aber erlauben Sie mal, wird denn so was bezahlt?"

„Zu Befehl, Herr Major."

„So —? Kann mir, offen gestanden, kein rechtes Bild 'von machen. Aber das ist ja auch gleichgültig. Habe selbst von Ihnen noch nichts gelesen. Es ist mir nur mitgeteilt worden, daß Sie unter einem Decknamen — von Rosen oder Rösen, wenn ich nicht irre — Geschichten schreiben, in denen vielfach eine Kritik militärischer Einrichtungen respektive des Gesellschaftslebens unsers Standes gefunden wird. Ich muß mich darüber wundern, Herr Graf. Einmal sind Sie doch noch sehr jung — zu jung, um sich in der überlegenen Position eines Kritikers behaupten zu können, und zum andern sollten Sie wissen, daß unser Stand zwar jede Kritik verträgt, eine solche aber natürlich nur von berufener Seite sich gefallen läßt. Sie sind noch nicht berufen, Herr Graf. Und wenn Sie später die nötigen Erfahrungen gesammelt haben werden, dürften Sie es sich selbst verbieten, Ihre Ansichten öffentlich und in einer Form zu äußern, die mindestens zu Mißdeutungen Anlaß gibt. Die nötigen Animositäten gegen uns werden hinlänglich von andrer Seite besorgt —"

„Herr Major," warf Felix mit zuckendem Munde ein, „ich bitte, bemerken zu dürfen, daß ich mit Leib und Seele Soldat bin und daß es mir nie beigekommen ist —"

„Aber wird doch so ausgelegt, mein Lieber," erwiderte Herr von Goslich schon etwas freundlicher. „Am besten wäre, wenn über das Militär gar nichts geschrieben würde. Auch das Wohlgemeinte wird von Unverstand oder Böswilligkeit aufgegriffen und gegen uns ausgespielt. Sie schreiben Humoresken, wie mir gesagt wird, und das halte ich für besonders gefährlich. Wohin das führt, können Sie im ‚Simplizissimus' sehen. Ich bin achtzehn Jahre Soldat, habe aber noch nie einen Offizier gesehen, der so spricht oder so aussieht, wie da geschildert wird. Trotzdem werden wir von einem Bildungspöbel danach beurteilt. Wir sind ernste Leute mit einer hochernsten und verantwortungsvollen Aufgabe. Wenn das verkannt wird, so ist das bedauerlich und nach manchen Richtungen hin sehr gefährlich. Jedenfalls darf kein Offizier dazu beitragen, daß solche schiefen Ansichten immer mehr Fuß fassen — auch indirekt nicht. So, mein lieber Graf, mehr habe ich Ihnen vorläufig nicht zu sagen. Betrachten Sie das alles zunächst als die wohlgemeinte Warnung eines älteren Kameraden. Stellen Sie Ihre Fähigkeiten ausschließlich in den Dienst des Standes, den Sie sich doch freiwillig erwählt haben. Wir haben Raum für jegliche Intelligenz, und nur eine solche kann bei uns etwas werden. Ihre

erste schriftliche Arbeit hat mich sehr interessiert. Es wäre schade, wenn Sie nicht auf die Kriegsakademie hinarbeiten wollten. Und das können Sie nur bei äußerster Anspannung aller Kräfte und Fähigkeiten. Sollten Sie aber — aus Gründen, die Sie mir andeuteten und deren Prüfung ich mir noch vorbehalte — sich weiter publizistisch betätigen, so müßte ich Sie an die Vorschrift erinnern, nach der alle Druckschriften eines aktiven Offiziers dem Vorgesetzten im Manuskript zu unterbreiten —"

In diesem Momente ereignete sich etwas, das aller Augen auf die beiden lenkte. Die Dogge des Majors hatte sich losgerissen und raste in wilden Sprüngen auf diesen zu, in ihrer jugendlichen Ausgelassenheit und Freiheitsfreude aber so täppisch, daß sie Felix Oechelhausen von hinten mit voller Wucht anrannte. Der junge Offizier knickte in den Kniekehlen ein, der Helm rutschte ihm auf die Nase, und nur durch ein paar wilde Windmühlenbewegungen mit beiden Armen war es dem Grafen möglich, sich aufrecht zu erhalten, — ein Bild, das bei dem gaffenden Volke unbändige Heiterkeit erregte. Auch die Offiziere hatten Mühe, sich das Lachen zu verbeißen ob der bei einer so feierlichen Parole überaus ungewöhnlichen Gymnastik.

Nur das Antlitz des Majors rötete sich in heftigem Zorn. Mit einer brüsken Bewegung sah er sich nach seiner Schwägerin um. Dann traf den an ihm emporspringenden Köter ein Fußtritt, der ihn aufheulen und flüchten machte. Felix Oechelhausen hatte den kleinen Schreck um so leichter überwunden, als der Zwischenfall für ihn eine Erlösung bedeutete. Die Vorhaltungen des Majors — soweit er sie vorläufig überhaupt begriff — hatten betäubend auf ihn eingeschlagen. Es war wie der Gewaltakt einer freundlichen Schickung, daß das unterbrochen wurde. Dennoch herrschte zunächst das gräßliche Gefühl vor, eine unglückliche Figur gemacht zu haben. Heftig rückte er seinen Helm zurecht. Herr von Goslich griff eilig zu, als wenn er ihm dabei helfen wollte.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, Herr Graf!" rief er, indem er für einen Moment seine Hände um die Arme des jungen Offiziers legte, als wollte er seiner Bitte noch durch eine Art Liebkosung Nachdruck geben. „Verzeihen Sie gütigst! Diese verdammte Töle! Haben Sie sich weh getan!?"

„Nein, Herr Major," erwiderte Felix, durch die Verlegenheit und fast verstörte Liebenswürdigkeit des Vorgesetzten bezwungen. Dieser schüttelte ihm wiederholt die Hand und entließ ihn dann mit den herzlichen Worten:

„Also seien Sie mir nicht böse. Und was die besprochene Angelegenheit betrifft, so wollen wir uns kameradschaftlich weiter darüber unterhalten, nachdem Sie die Schwester dem Gatten gefreit. Jedenfalls liegt vorläufig keine Veranlassung vor, daß Sie sich in Ihrer Urlaubsstimmung dadurch stören lassen. Viel Vergnügen, lieber Graf! Auf Wiedersehen!"

Felix Oechelhausen schlug die Hacken zusammen und wandte sich zu der Gruppe der jungen Offiziere. Aber er hatte diese noch nicht erreicht, als sein Blick, den er in etwas gemachter hochmütiger Gleichgültigkeit über die Menge schweifen ließ, wiederum den braunen Augen Ursulas van der Sweet begegnete. Sie schauten so groß und ungeniert, als wären sie mit ihm allein auf der Welt.

In seiner Stimmung und unter dem Eindruck all des Vorangegangenen erschien ihm dieses Beobachtetwerden unerträglich. Etwas wie Abneigung keimte in ihm auf. Auf alle Fälle wollte er sich jetzt nicht auch noch den kleinen Sticheleien und Scherzen der Kameraden aussetzen. Er grüßte und verließ den Platz.

Zweites Kapitel

Der Abend färbte das Streifchen Himmel über der engen Gasse mit tieferem Blau. Vom Bahnhofe her, von der Dampferanlegestelle und aus den vorstädtischen Vergnügungslokalen hinter dem Holbeintore strömten die Ausflügler und Spaziergänger in die Stadt zurück — und alle durch die schmale, steil ansteigende Gasse, die schon zu Urväterzeiten die Hauptverkehrsader der betriebsamen Hansestadt gewesen war.

Die Menschen müssen früher viel weniger Raum gebraucht haben. Ihre Zahl war gewiß nicht geringer, als die Hanse die Meere beherrschte und dem Norden Europas Gesetze gab. Auch hatte man breiter ausladende Ellbogen damals — und doch mehr Platz als heute, wo der sorgsame Rat den Verkehr polizeilich geregelt hat, auf daß die einherschurrenden Wagen der elektrischen Straßenbahn kein Unheil anrichten.

Diese Regelung war gewiß notwendig. Nichtsdestoweniger hatte es viele Reibereien gegeben zwischen Senat und Bürgerschaft, und es bedurfte einer langen Zeit, ehe das Volk sich daran gewöhnte — jenes Volk, dessen Gefühl für persönliche Freiheit und Unabhängigkeit ebenso historisch ist wie sein Eigensinn. Es ist das nämliche Volk, das Anno 1848 das Rathaus belagerte und auf die Frage eines Ratsherrn, was man denn eigentlich wünsche, erwiderte: „Wi wollen eene Republik hebben!" — „Aber Leute," belehrte der verängstigte alte Herr, „ihr habt doch eine Republik!" — „Denn wollen wi noch eene hebben!" war die Antwort.

Die Forderungen haben sich natürlich mit den Zeiten geändert; in politischen und sozialen Dingen

verstärkt sich mehr und mehr der Einfluß des benachbarten großen Bruders Preußen — aber der Geist lebt fort in dem alten Schlage, wie ihn der würdige Bäckermeister Hannes Speerbohm repräsentierte.

An schönen Sommerabenden wie heute ließ er die grüne Bank, die sonst auf dem düsteren Hofe unter der Remise stand, auf den Flur hinausschaffen und so weit in die Haustür rücken, daß er die Straße nach einer Richtung hin übersehen konnte. Da die Bank dann aber über die Diele hinwegragte, mußten zwei Füße mit einem eigens konstruierten Gestell unterlegt werden, das den Höhenunterschied zwischen Treppe und Flur ausglich und auch noch Raum bot für einen Oleanderbaum. Unter dessen verstaubtem, von spärlichen blaßrosa Blüten durchsetztem Blattwerk fühlte sich Hannes Speerbohm auf dem nach Mehl und frischer Backware duftenden Flur wie in der schönsten Laube.

Eben drängte wieder ein besonders dichter Schub Menschen die Straße hinauf. Mit einem Ernst, der immer etwas Mißbilligendes hatte, sah Herr Speerbohm längere Zeit über Zeitung und Brille hinweg auf das Gewoge und wandte sich dann an Lorenz Kluth, der an dem Hauseingang lehnte und nach seinem Leutnant ausschaute.

„Sie sind nun nicht Bürger, Herr Kluth," sagte der alte Herr in seiner breiten, gemessenen Art und wies mit dem Kopf nach der Straße, „sondern man bloß Soldat, aber ich mein', das muß 'n jeder einsehn: hat es 'n Sinn und Verstand, daß die Leute nur rechts gehen dürfen? Da schiebt sich nun alles hier lang, während auf der drübenen Seite kaum ein Dutzend Menschen sind."

Eine kleine, dralle Köchin mit dem koketten Tüllhäubchen auf dem fuchsblonden Kopfe und in dem landesüblichen kurzärmeligen Kattunkleidchen hastete vorüber und äugte dabei mit so ungenierter Bewunderung zu dem hünenhaften Soldaten auf, daß Lorenz Kluth ihr freundlich zunickte und eine der Steinstufen herabstieg, um ihr besser nachschauen zu können. Es klang auch etwas zerstreut, als er erwiderte:

„Tjä — dat muß wol so sind."

„Muß sind! So 'n Snack!" ereiferte sich Herr Speerbohm, indem er die Brille abnahm und diese nebst der Zeitung auf den Oleanderkübel legte. „Das muß ebensowenig sein, wie daß Sie hinter den Mächens herkieken! Aber darüber ist ja mit Ihnen nicht zu reden, Herr Kluth. Sie sind Soldat, und da kann von oben kommandiert werden, was will, das ist alles richtig und gut und wird gemacht —"

„Was sich auch so gehört," vollendete Lorenz trocken und rückte seine festtägliche Schirmmütze noch etwas vorschriftsmäßiger in die Stirn. Wie er nach der Uhr sah und angelegentlich ausspähte, bekundete er deutlich, daß er sich über solche heikeln Dinge nicht weiter zu unterhalten wünschte.

Meister Speerbohm aber ließ sich nicht beirren — von einem gewöhnlichen Soldaten nicht, und vor allen Dingen in seinem eignen Hause nicht, wo er sich als König fühlte und reden konnte, wie ihm der Schnabel gewachsen war. Er reckte das glattrasierte Kinn aus der breiten, schwarzen Halsbinde, über die der Hemdkragen nur in zwei kleinen Dreiecken hinausragte, und faltete die Hände. Die ganze Haltung drückte Selbstbewußtsein, Ueberlegenheit und auch ein gewisses Behagen aus.

„Sehen Sie, mein lieber Herr Kluth, wir Bürger sind eben keine Soldaten, die sich so mir nichts dir nichts kommandieren lassen. Wenn wir von Väterzeiten her gewohnt sind, auf beiden Seiten einer Straße zu gehen, dann lassen wir uns nicht plötzlich die eine verbieten —"

„Und denn ganz besonders nich," unterbrach Lorenz Kluth schmunzelnd, „wenn auf der andern Seite eine neue Dampfbäckerei ist, wo die Leute von der Stadt aus alle vorbei müssen und sich manchmal den Weg über die Straße weg zu Speerbohms sparen — hm."

Der alte Herr machte ein Gesicht, als wenn er etwas Schlechtes röche, aber er äußerte sich auf diesen Einwand nicht und fuhr mit erhobener Stimme fort:

„Wir haben eben unsre Rechte und Ueberlieferungen, mein Lieber, und an denen halten wir fest. Hier an der Stelle, wo ich sitze, haben um diese Stunde die Speerbohms seit dreihundert Jahren gesessen — alle sommerlichen Sonn- und Festtage, die Gott werden ließ. Die alte Bank mit den zwei langen und zwei kurzen Beinen steht noch hinten im Hofe. Sie ist leider schon ein bißchen morsch geworden und hat auch keinen Raum gegeben für meinen Oleander. Deshalb habe ich die neue bauen lassen, aber es ist mir schwer geworden, das können Sie mir glauben. Es ist was Heiliges um so ein altes Stück Holz —"

„Oha," wandte Lorenz ein, indem er sein kantiges Gesicht zu einer kritischen Grimasse verzog, „da kann ich mir eigentlich nix 'bei denken. So 'ne Bank? Da sind doch man die ollen Speerböhme mit 'n Achterteil drauf 'rumgerutscht — hm."

„So 'n Snack! So 'n einfältiger Snack!" brauste der alte Herr nun doch auf, und zwar so laut, daß einzelne aus der vorüberdrängenden Völkerwanderung neugierig aufschauten. Deshalb schwieg er einen Augenblick und zog würdevoll das Kinn in die Halsbinde.

Dann sagte er mit Ernst und Nachdruck, wie man ein eigensinniges Kind belehrt:

„Die alte Holzbank ist mir grad' so viel wert, mein Lieber, wie den Oechelhausens die lange Reihe Bilder in der großen Halle auf Revenshof. Vielleicht noch 'n büschen mehr," fügte er leiser und mit einem flüchtigen Blick auf die im Hintergrunde des Flurs liegende Treppe hinzu. „Wie mir erzählt ist, soll da schon manches Bild auf die Auktion nach Hamburg gegangen sein — und vieles andre auch, was ich als Bürger nicht hergegeben hätte, nicht um die Welt! Wir städtischen Geschlechter denken da anders in solchen Sachen, mein Lieber. Wir halten fest am Althergebrachten, auch wenn es unser Schaden ist."

Lorenz Kluth wiegte mißbilligend den Kopf und schien unentschlossen, ob er antworten sollte oder nicht. Er regte sich nicht gerne auf; denn wenn er sich aufregte, dann wurde er grob, und wenn er grob wurde, dann wurde er laut — und das durfte nicht sein wegen des alten Herrn Grafen, der seit anderthalb Stunden schon oben saß und auf seinen Sohn wartete. Er beherrschte sich also, teils dieserhalb, teils auch, weil die Geschichte von heute nacht mit dem zusammengefallenen Stapel Kommißbrote noch ein bißchen frisch war. —

Lorenz Kluth war eben ein überlegter Mensch. Anderseits aber berührte es ihn äußerst empfindlich, wenn sich irgend etwas Despektierliches auch nur indirekt auf seinen Leutnant bezog.

„Ich weiß nicht, Herr Speerbohm," sagte er ruhig und vorsichtig, indem er den mächtigen Kopf etwas auf die rechte Schulter neigte, „ob Ihnen Ihre Ladendeern schon gesagt hat, daß ich gestern nachmittag das Brotgeld für die letzte Woche wie immer richtig bezahlt habe. Sind wir Ihnen vielleicht noch was schuldig, Herr Speerbohm?"

„Aber, mein Lieber, davon ist doch gar nicht die Rede!"

„Na also! Nu möcht' ich bloß wissen, weshalb Sie mir immer mit den ollen Kamellen kommen, wo ich Ihnen schon immer gesagt hab', daß ich nix 'von versteh'."

„Ich meine, daß die Vergangenheit doch jeden gebildeten Menschen interessieren muß, und —"

„Herr Speerbohm," unterbrach Lorenz mit eherner Ruhe, „ich habe mit Ihrem Zweitältesten, der hier nicht gut tun wollte, das Pantinengymnasium in Grevesmühlen besucht. Das ist meine ganze Bildung und das ist auch genug — für den Kopf. Fürs Herz ist es schon sehr gebildet, wenn man weiß, daß die Vergangenheit nicht dazu da ist, um sie andern vorzuschmeißen oder mit der seinigen dick zu tun. Besonders, wo doch eigentlich gar keine Veranlassung dazu vorliegt."

Der Zweitälteste war die Achillesferse des alten Herrn. Bei dessen Erwähnung hatte er die Zeitung aufgenommen und warf nun achselzuckend über das Blatt hinweg:

„Was verstehen Sie denn davon!"

„Das ist ja meine Rede, Herr Speerbohm! Aber Sie fangen immerlos an von solchen Geschichten! Und da will ich Ihnen doch mal sagen, wie ich darüber denke. Mit dem Festhalten am Althergebrachten ist das doch man so so — denn sehen Sie mal: mein Vater hat oft erzählt, daß noch vor vierzig Jahren die Semmeln bei Speerbohms doppelt so groß gewesen sind wie heute. Und da Sie vorhin von Revenshof sprachen," fügte er leiser, aber doch mit eindrucksvoller Betonung hinzu, „so ist es schließlich doch auch kein Festhalten am Althergebrachten, wenn Sie jetzt, wo sich's da 'n büschen klemmt, die Lieferung von Weißbrot aufstecken, nachdem schon Ihr Vater und Ihr Großvater — letzterer höchsteigenhändig — jeden Morgen einen Korb voll hinausgeschafft haben —"

„Das ist all wieder in Ordnung! Und überhaupt —"

„In Ordnung, gewiß. Aber doch nicht wegen der Traditschon, wie Sie immer sagen, sondern weil da ein reicher Schwiegersohn im Gang ist. Jawoll, Herr Speerbohm, so liegt die Sache! Die ollen Kamellen, das ist all Mumpitz. Jeder sieht, wo er bleibt, heutzutage, und Sie sehen auch, wo Sie bleiben, Herr Speerbohm. Und ob jemand in der Verlängerung von soundsoviel hundert Jahren Teig knetet oder erst in voriger Woche eine Dampfbäckerei aufgemacht hat, das scheint mir Jacke wie Hose — wenn nur die Franzbrote gut und nicht gar so nuttig sind."

Die letzten Anzüglichkeiten hatte Meister Speerbohm gar nicht mehr gehört. Er hatte seinen angestammten Platz unter dem Oleanderbaum aufgegeben und sich in seinem Wohnzimmer ans Fenster gesetzt, wo er im Winter zu sitzen und die Straße durch den „Spion" zu überschauen pflegte.

Daß es sich mit seiner Würde als Bürger und Schöppe nicht vertrug, sich mit einem gewöhnlichen Soldaten in einen Disput einzulassen, kam ihm immer erst zum Bewußtsein, wenn er, wie heute wieder, eins auf den hohen Hut bekommen hatte. Dann verschanzte er sich hinter eine steife Würdehaltung, mit dem festen Vorsatze, den dreisten Menschen von nun an links liegen zu lassen. Aber das hielt nie lange an. Einmal hatte er eine gewisse Vorliebe für den grundehrlichen Mecklenburger, von dem er wußte, welchen heilsamen Einfluß er auf seinen Zweitältesten ausgeübt, und dann war es ihm auch Lebensbedürfnis, sich ein weniges aufzuspielen.

Lorenz Kluth legte das kleine Paketchen mit Auf-

schnitt, das er die ganze Zeit über vorsichtig in der flachen Hand gehalten hatte, auf die Bank, zog sein buntes Sacktuch und rieb sich die Stirn, indem er die Mütze ins Genick schob.

Neben den spärlichen blonden Augenbrauen hoben sich jene roten Flecke ab, die immer bemerkbar wurden, wenn Lorenz Kluth einmal aus seinem ruhigen Gleichgewicht geriet. Er war sehr unzufrieden, daß er sich doch zu einem Ausfalle hatte hinreißen lassen. Und wieder wegen der alten, dummen Geschichte. Was die Leute ihm immer damit kamen! Er hatte doch mit den Revenshöfern gar nichts zu tun! Er war Bursche bei seinem Leutnant, und es war im Grunde schon traurig genug, daß der Herr Leutnant wieder den ganzen Nachmittag nicht zu Hause gewesen war, wo er doch hatte arbeiten wollen. Die Abendgesellschaft bei Herrn Hauptmann von Kißfeldt würde der Herr Leutnant wahrscheinlich auch versäumen, wenn er nun nicht bald kam. Es war eigentlich schrecklich. —

Lorenz Kluth stopfte kopfschüttelnd das Sacktuch in die hintere Rocktasche seiner dritten Garnitur; dann rückte er seine Mütze zurecht und setzte sich bekümmerten Antlitzes auf den Platz, den sonst die Speerbohms seit dreihundert Jahren innehatten.

Das Gedränge auf der Gasse hatte nachgelassen. Auch die elektrische Bahn, deren bunte Reklamefenster bereits erleuchtet waren, kletterte nicht mehr so überfüllt und schwerfällig die steile Straße hinan. Breit und schläfrig reckte das Holbeintor seinen vierschrötigen Turm zum Abendhimmel, an dem sich jenseits des Flusses, dicht über dem langgestreckten Bahnhofe, weiße Dampfwölkchen und spielende Lichtreflexe malten.

Der Bursche blinzelte verdrossen hinüber. Da sich eben ein Zug in der Richtung nach Mecklenburg aus der Halle löste und mit seiner blinkenden Fensterreihe hinter dem Buschwerk und den Holzstapeln am Flußufer herübergrüßte, schaute Lorenz zwar etwas interessierter, aber in seiner augenblicklichen Stimmung konnte er sich doch nicht viel mehr dabei denken, als daß es überall nichts wie Sorgen gebe — und wenn man es so richtig betrachte, dann sei das ganze Leben überhaupt — —

„Kluth —!!"

Der Angerufene fuhr aus seinen pessimistischen Erwägungen so heftig auf, daß der Oleander ins Wackeln geriet. Aber das war nur der erste Schreck. Nicht sein Leutnant, sondern der alte Herr Graf oben hatte gerufen, — und da erschien Lorenz die Eile, zu der er sich aufgerappelt, nicht gar so vonnöten. Es lag sogar etwas Passives, um nicht zu sagen Widerwilliges in seiner Haltung und im Gesichtsausdruck, als er das durchsettete Papier mit dem Ausschnitt an sich nahm und ohne besondere Eile über den Flur ging.

„Jawoll, Herr Graf!" rief er an der Treppe, schritt aber noch nicht gleich hinauf. Zunächst nestelte er eine Schachtel Streichhölzer aus der Tasche seiner weiten Kommißhosen und entzündete das Flurlämpchen, dessen Docht er dann sorgfältig zurechtschraubte.

Emmerich Oechelhausen war aus dem Zimmer getreten und stand auf dem ersten Treppenabsatze, die hohe schlanke Gestalt vornübergebeugt und beide Hände auf dem knarrenden Geländer.

„Kluth — Unglücksmensch! Wo bleibt denn nun eigentlich mein Sohn?" fragte er ungeduldig.

„Ich weiß nicht, Herr Graf. Der Herr Leutnant haben um halb acht befohlen. Es wird wohl etwas dazwischen gekommen sein —"

„Halb acht — jetzt haben wir viertel neun durch," sagte der Graf, indem er die Uhr zog und in das Zimmer trat. „Donnerwetter — gleich halb!" rief er, nachdem er das Zifferblatt in nächster Nähe der auf dem Sofatisch brennenden Lampe noch einmal angesehen. „Und Sie haben keine Ahnung, wo mein Sohn sich aufhält und wann er wiederkommt?"

„Da es schon so spät geworden ist, ist das sehr unbestimmt. Der Herr Leutnant sind den ganzen Nachmittag nicht zu Hause gewesen," erwiderte Lorenz so brummig, als es sich mit dem Respekt vor dem Vater seines Herrn nur irgend vertrug.

Seine Stimmung war komplett verdorben. Die Unordnung im Zimmer ärgerte ihn — und namentlich auch der offene Likörschrank. Die Flasche mit dem guten zweisternigen Kognak war nicht einmal wieder zugekorkt, und das Glas stand ohne Untersatz auf der heute eben frisch aufgelegten Tischdecke, die auch wirklich schon einige Ränder und Flecke von Zigarrenasche aufwies.

„Schau mal an — solch ein Sumpfhuhn von Duckmäuser," brummte der Graf inzwischen vor sich hin, während er unruhig im Zimmer auf und ab schritt. „Aber vor zehn kommt er doch sicher, nicht wahr? Sagten Sie nicht, daß mein Sohn zu einer Gesellschaft geladen sei?" fragte er dann laut.

„Sehr wohl, Herr Graf. Zu Herrn Hauptmann von Kißfeldt."

„Na, dann kann ich verstehen, wenn er sich nicht allzu sehr beeilt; aber kommen wird er sicher, denn so ein Pecco ist ja schließlich halbdienstlich."

Dieses Argument schien in ihm eine Besorgnis zu zerstreuen. Er reckte die hohe Gestalt elastisch auf, zündete eine frische Zigarre an und warf sich dann derart heftig in das aufheulende alte Sofa, daß Lorenz vor Schreck fast in den Monturschrank seines Herrn fiel. Der biedere Mecklenburger wandte sich vorwurfsvoll um, ohne aber für seinen Schmerz auf das geringste Verständnis zu stoßen.

Der Graf kuschelte sich in eine Ecke und sog behaglich an seiner Zigarre, deren Duft er sich von Zeit zu Zeit zufächelte.

Sein ganzes Wesen atmete Sicherheit und Distinktion. Ein Aristokrat der alten Schule in jeder Bewegung, in jedem Zuge des vornehm geschnittenen Gesichts. Und doch war einiges nicht ganz tadellos an ihm. Der lange, blonde Vollbart, der nur an den Ohren und dicht an der Unterlippe etwas angegraut war, lagerte in weichen, durchsichtigen Wellen auf einer nicht einwandfreien Hemdenbrust. Der Pikee-Einsatz war zerknittert und wies zwei, drei blaßrote Spritzer auf von Rotwein oder dergleichen. Auch das smokingartige Jackett nahm sich zerdrückt aus: der rechte Aermel zeigte die Spur einer Begegnung mit einer gekalkten Wand. Diesen saloppen Einzelheiten entsprach das Unfrische, Uebernächtige in dem Antlitze des Grafen. Trotz der alten, übermütigen Jovialität, die seine Lippen umspielte und die Nasenflügel spannte wie in verkniffenen, sarkastischen Scherzen, lagerte ein schlaffer, müder Zug um die dunkel umrandeten Augen, die von Zeit zu Zeit sich schwer und unwiderstehlich schlossen.

Dagegen kämpfte der Graf sichtlich an. Nach einer besonders starken Anwandlung von Müdigkeit, bei der ihm die Zigarre entfallen war, hob er den Kopf energisch und richtete sich aus der bequemen Lage auf. Lorenz Kluth war schnell unter den Tisch gekrochen, da er für den Teppich fürchtete. Der Graf nahm die Zigarre aus seiner Hand und legte sie beiseite.

„Danke, Sie sind ein tüchtiger Mensch, Kluth. Aber wir wollen uns doch lieber eine neue anzünden. Reichen Sie mal die Kiste drüben her. Ein ganz passables Kraut übrigens; haben Sie besorgt, was? Versteht sich. Hat Ihr Alter bei mir auch immer machen müssen. Sagen Sie mal, wie geht es denn eigentlich Ihrem Vater, Kluth? Habe lange nichts von ihm gehört."

„Danke, Herr Graf, gut."

„So. Na, das freut mich. Und mit der Wirtschaft?"

Der Bursche zögerte mit der Antwort, als hätte er etwas zu überlegen. Dann erwiderte er trocken und ohne aufzusehen:

„Damit steht es weniger gut, Herr Graf."

„Ist wohl nicht möglich —"

„Die schlechten Ernten in den letzten zwei Jahren, der Mangel an Betriebskapital — und —"

„Ja, ja, die Ernten!" warf der Graf ein, indem er mit einer nervösen Bewegung seinen Bart dicht unterm Kinn ergriff und ihn langsam durch die Finger zog, um dann seine äußersten Spitzen nachdenklich zu betrachten. „Das empfinden wir wohl alle. Von vierhundert Morgen Wintergetreide habe ich gegen Ende April mehr als dreihundert umpflügen müssen. Böse Sache! Aber, daß es auch bei Ihrem Alten hapert — ich habe immer gedacht, daß Heine Kluth nichts auszustehen hat. Gar nichts. Und deshalb —"

Der Graf zog den Bart nun durch beide Hände und lugte hinter der Lampe hervor nach dem Burschen, der sich im Hintergrunde des Zimmers zu schaffen machte, mit fest geschlossenen Lippen, wie einer, der noch manches auf dem Herzen hat, aber nichts mehr sagen will.

Dieses Schweigen lastete peinlich auf dem Grafen. Aber er schüttelte das ab mit einer kurzen Bewegung des Kopfes und der Schultern. Beide Ellbogen auf den Tisch gestützt, betrachtete er aufmerksam den Brand der neuen Zigarre und äußerte leichthin:

„Wenn Sie mal schreiben, Kluth, dann grüßen Sie zu Hause von mir. Sie können Ihrem Alten auch mitteilen — daß — daß die Verhältnisse sich in kurzer Zeit ändern werden. Die rückständigen Zinsen können schon in den nächsten Tagen bezahlt werden. Ist mir natürlich schon lange peinlich, die Geschichte. Können Sie sich denken. Besonders jetzt, wo ich weiß — na, und dann vor allen Dingen auch meines Sohnes wegen. Sagen Sie mal, Kluth — ich wollte schon immer mal fragen —, weiß mein Sohn von den sechstausend Mark . . ."

In die breite Stirn des jungen Mecklenburgers schoß ein jähes Rot. Er war furchtbar geniert und schämte sich, obwohl er doch nicht die geringste Veranlassung dazu hatte. Er schämte sich für den vornehmen Herrn, daß dieser so glattweg von der infamen Geschichte reden konnte — und in Verbindung mit seinem Leutnant! Das empfand Lorenz Kluth als eine Herabwürdigung, eine grobe Ungehörigkeit, die ihm im Augenblick fast noch schlimmer erschien, als die Sache selbst — das jahrelange Sorgenthema seiner Familie daheim. Wenn der Herr Leutnant eine Ahnung davon hätte — es war gar nicht auszudenken! Wie Lorenz Kluth ihn kannte, war dann alles hin. Das harmlose, fast freundschaftliche Vertrauen namentlich — und talerweise würde er es sich vom Munde absparen, um —

Es war ein Glück, daß Lorenz Kluth sich nicht mehr zur Sache äußern konnte. Zum mindesten hätte er dem Herrn Grafen klar gemacht, weshalb der Herr Leutnant um alles in der Welt nichts wissen durfte, und das wäre wahrscheinlich nicht abgegangen ohne deutliche Vergleiche zwischen den Anschauungen des Herrn Leutnants in solchen Dingen und denen des alten Herrn Grafen.

(Fortsetzung folgt)

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Carl Anton Flyer in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Wöchentlich eine Nummer | № 43 | Alle 14 Tage ein Heft

Der Ueberkater

Von

Johannes Richard zur Megede

(Fortsetzung)

Die Leute ertrugen mit wahrhaft orientalischer Geduld die Geistesverwirrte in der Ofennische. Ich war lächerlich, aber mir blieb keine Wahl. Nach einer weiteren Ewigkeit hörte ich das zögernde Klappen von Maultierhufen auf dem Oasenlehm. Ich atmete befreit auf. „Er" durfte mich lieber nackend sehen, als in dieser Lauscherecke! Das Klappen klang ferner, aber merkwürdig unschlüssig für einen so eiligen Reiter. Das Klappen verklang. „Nun ist er fort!" sagte ich beklommen, und fühlte nur dumpf, daß damit etwas tot sei, ganz tot. Ich ging wieder mechanisch zu dem Diwan, um zu liegen, zu schlafen, wenn möglich. Ob mein Mann jetzt oder in einer Ewigkeit kam, war mir auf einmal völlig gleichgültig.

Ich hatte noch nicht fünf Schritte gemacht, da öffnet sich wieder die Tür: Rhyn, verbrannt wie ein Araber, in einem weißen, wallenden Burnus. Er stutzt im Schritt, ich stutze im Schritt. Er fand sich zuerst zurecht: „Also, das schwarze Maultier im Stalle gehört Ihnen?" — „Ja." — „Ich bin extra dieser Frau wegen noch einmal umgekehrt, der das Maultier gehören sollte. Sind Sie's nun eigentlich, Frau von Lasowitz, oder ist's Ihr Schatten?" — „Nein, ich bin's, und ich will meinen Mann erwarten." — „Dann können Sie lange warten, gnädige Frau! Und wenn Ihr Herr Gemahl Tag und Nacht durchreiten würde, wie wir jetzt, vor morgen abend könnte er nicht zur Stelle sein." — „Dann warte ich eben bis morgen abend." — „Das werden Sie nicht tun, gnädige Frau!" — „Und wer sollte mich daran hindern?" — „Ich." — Er sah mich mit dem ruhig forschenden Blick einen Moment von der Seite an und sagte: „Das trifft sich dumm! Vor zwanzig Minuten sind die Gräfin Quedenberg und mein Freund Bloome mit einem Wagen hier durchgekommen. Sie hätten gut mitkönnen. Ich muß Ihnen nämlich sagen ..." Da unterbrach ich ihn rasch im natürlichen Instinkt des anständigen Menschen: „Herr Rin, ich weiß alles, ich hörte alles. Während Sie mit der Gräfin sprachen, stand ich in der Nische da. Ich bin mit Ihrem Diener hierher geritten, und wollte eigentlich weiter bis zum Raier."

„Ja," antwortete er scheinbar nachlässig, während seine Backenmuskeln spielten, „mein Diener sagte mir etwas Aehnliches im letzten Augenblick, was ich erst jetzt begreife," darauf fuhr er jedes Wort häßlich scharf betonend fort: „Für Horcher kann ich nichts, gnädige Frau. Für das, was ich gesagt und getan habe, bin ich bereit einzustehen, wie stets in meinem Leben. Da es sich aber um eine Frau handelt, deren Ehre mir so lieb ist wie meine eigne, ersuche ich Sie dennoch, Frau von Lasowitz, unverbrüchlich zu schweigen gegen jedermann, und einem Gentleman zu glauben, wenn er Ihnen sagt: Jeanette Quedenberg war niemals Robert Rins Geliebte, nur seine Freundin.

Erinnern Sie sich an Sirmione vielleicht? Nun, diese Freundschaft datiert ungefähr von demselben Tag. Oder erzählen Sie auch meinetwegen aller Welt, was Sie gehört haben, wer horcht, schweigt nicht, ich vergaß ... Und seien Sie überzeugt, so wenig ich mit der genannten Frau in vielen Punkten übereinstimme, in dem einen stimmen wir unbedingt überein: daß wir den leeren Schein hassen, und der Konsequenz ins Gesicht sehen." Da wurde auch ich feindlich und kalt: „Warum bleiben Sie eigentlich noch, Graf Rhyn? ich habe meinen Weg allein gefunden, und wünsche ihn auch allein weiter zu gehen." Er hatte die Zähne aufeinandergebissen und sah hart und finster aus, wie nur je ein Mann. Dann lachte er kurz auf: „Sie denken, gnädigste Frau, wem die eigne Gräflichkeit so herzlich gleichgültig ist wie mir, den mißt man als Mann auch sonst nach dem Maß, nach dem er sich selber mißt. Nun, gnädige Frau, ich bin ehrlich und gestehe Ihnen zu, daß ich jeden Kavalier lieber sehen würde an meiner Statt, aber da der nicht zu beschaffen ist beim besten Willen, muß ich hier Ihr Kavalier sein, und seien Sie mir auch die allerfremdeste Frau." Und ich antwortete eisig: „Ich bleibe hier zur Nacht, ich sagte es schon einmal, wenn ich nicht irre." — „Das werden Sie nicht!" — „Das werde ich doch!" — Da wechselte er den Ton und sagte mit der sicheren Ruhe, die er wohl in der Wüste gelernt hat: „Aber machen Sie mir das Leben doch nicht unnötig schwer! Ich kann Sie hier nicht lassen: das sehen Sie doch selbst. Sie sind wirklich übermüdet, ich selbst bin übermüdet. Also wir essen erst und trinken, ich habe in meinen Satteltaschen Wein und Fleisch, und dann nehmen Sie auf dem Diwan hier Ihren Kaffee, und ich rauche meine Zigarette. Selbst wenn diese Oase die harmloseste von der Welt wäre, könnte ich Sie nicht Tag und Nacht hier allein lassen. Also seien Sie vernünftig! ... Es ist ein Wunder, daß wir Sie an diesem abgelegenen Orte trafen, nun bedienen Sie sich auch dieses Wunders. Ihr Maultier ist noch frisch, wenigstens bis Saada wird und muß es langen. Dort bekommen wir selbst Pferde bis Biskra. Ich reite weiter nach El-Kantara. Damit ist uns beiden geholfen. Also ich besorge Ihnen das Abendbrot." Ich war dem Weinen nahe, und durfte es mir doch nicht merken lassen. Ich bin überhaupt viel zu weich, viel zu sehr Kind des Augenblicks. Ich vermochte aber doch noch höflich zu sagen: „Wenn Sie mir einen Gefallen tun wollen, lassen Sie mich, bitte, eine halbe Stunde allein."

Diese halbe Stunde habe ich dann genutzt, wie ich halbe Stunden nutze. Ich grübelte hin und grübelte her, ich war so haltlos. Aber kann man das anders sein an so einem Tag? Bis hierher habe ich das Schicksal geführt, nun Schicksal führe du mich!

Er hat ja recht, hundertmal recht wie immer, und ich liebe ihn wie nur ein Weib einen Mann lieben kann, aber so unsinnig es klingt, ich wäre heute lieber mit dem Teufel geritten als mit ihm!

Als ich nach einer halben Stunde zurückkam, hatte ich eigentlich nur in alten Tonarten wiederholt: „Du bist doch noch immer eine anständige Frau, Josefa, und willst es bleiben".

Er sagte kurz: „Nun, Baronin, wie weit sind Sie mit Ihren Entschlüssen?"

Ich antwortete ebenso kurz: „Ich reite mit Ihnen nach El-Kantara, Herr Rin. Sie brauchen dann meinetwegen keinen Umweg zu machen, und ich komme von da vielleicht nach Biskra zurück." Es war wieder der blinde Impuls, der mich noch immer richtig geführt hat.

„Das nutzt Ihnen wenig, Baronin."

„Es nutzt mir, so viel ich will!"

„Es sind halsbrecherische Wege. Wir reiten voraussichtlich noch die halbe Nacht. Bedenken Sie das!"

„Ich bin vollkommen ausgeruht, Herr Rin, und sehr sattelfest."

Eine Pause.

„Ich dachte, Sie wollten nach dem Raier, gnädige Frau?"

„Nein, ich will nach El-Kantara, Herr Rin."

„Also reiten wir!"

„Er" sprach dann noch eine Weile mit den Arabern, die ihn offenbar kannten und ehrten. Sie halfen bereitfertig, als er die beiden Maultiere aufsattelte. Er griff nicht in die Tasche nach einem Backschisch, und doch grüßten sie den Abreitenden mit Respekt.

Es war vielleicht sieben Uhr abends. Die Wüste dunkel, in feucht heißer Gewitterschwüle, aber kein Tropfen Regen, nur der Boden wie betaut. Ueber dem Atlas zuckte es unaufhörlich. Mir ist noch nie in meinem Leben so seltsam, so widerspruchsvoll zumut gewesen, wie auf diesem Ritte. Dabei war die Wirklichkeit genau wie der Traum damals. Auf einem alten, zögernden Maultier „er", auf einem jungen, mutigen ich. Wir ritten erst lange einen guten Schritt über Sand, Lehm, Geröll. Ich sah keine fünf Schritte vor mich. Nur wenn das Wetterleuchten blau flimmerte, hob sich das Dunkel, fahle Lehmwellen, weiße Kiesel, ein schattenhafter Streifen Sand. Von dem Regen vorher der Boden wie betaut. Zuweilen etwas wie eine Weglinie, die aber gleich wieder verschwand. Dann auf gut Glück weiter. Das alte Maultier strebte unbeirrt vorwärts, als brauche es weder Licht noch Steg. Zuweilen hielten wir. „Er" sah beim Zündholz nach seinem Kompaß. Ein Riesenblitz lohte;

die braune, dürre Atlaskette dünkte mir ganz nahe. Es grollte und flammte stärker. Ein heißer Windhauch zischelte mir am Ohr — erstarb — zischelte wieder. Es sprühte leicht. „Er" reichte mir einen weißen Burnus vom Sattelbogen herüber. Ich zog die Kapuze über den Kopf.

„Sie sind sehr gütig, Graf."

„Kaum. Es ist Bloomes Reservemantel, den er vergessen hatte. Ich fürchte, wir werden noch starken Regen bekommen."

Als ich weiter sprechen wollte, lehnte „er" höflich ab: „Verzeihen Sie, gnädige Frau! Aber ich muß auf den Weg achten."

Wir kamen bald in bergige Gegenden. Am Horizont starrte etwas Düsteres, Ungewisses, es war wohl die Atlaswand.

„Kennen Sie den Weg, Graf?"

„Mein Maultier kennt ihn hoffentlich."

Ich schlug die Kapuze zurück. Es war so heiß feucht darunter. Es regnete stärker. Die Tiere schüttelten sich, hoben den Kopf. Das alte Maultier wollte nach links abbiegen. Wir hielten: „Er" stieg aus dem Sattel, beleuchtete den Boden und meinte endlich achselzuckend: „Hier ging nie ein Weg ab: Das Tier sieht auch Gespenster."

Die Maultiere gingen widerwillig geradeaus. Das alte schielte mit spielenden Ohren immer wieder nach links. „Er" gab die Peitsche, und wir trotteten schneller. „Am Ende kommt der Weg, den ich meine, doch nicht. Wir werden nach dem Kompaß und nach meinem Gedächtnis zu reiten versuchen."

„Aber Sie waren doch so lange in der Wüste!"

„Die Wüste ist so groß wie Europa, gnädige Frau.

Da schwieg ich.

Der Regen floß gleichmäßig. Das war keine Wüste mehr, keine Majestät, das war ein graues, wallendes, stumpfes Einerlei. Im Atlas grollte es noch immer, grollte hin, grollte her, und wenn das Gespensterlicht gleißte, sah ich griesgrämiges Oedland von schmutzigen Rinnsalen durchfurcht, in dem die Tiere nur Schritt für Schritt vorwärts kamen. Auch ein triefendes Beduinenzelt passierten wir. Auf „seinen" Ruf sahen Leute heraus und zeigten nach links, wo das kluge, alte Maultier schon immer hingewollt hatte. Er aber schüttelte eigensinnig den Kopf, und wir ritten weiter geradeaus.

Mir war's gleichgültig, wo und wann wir endlich ankämen. Doch die heiße Schirokkoluft, die feucht und ungesund dahinkroch, prickelte mir die Nerven. Ich mußte immer an Jeanette Quedenberg denken. Der Mann neben mir dachte wohl auch an sie. Es kann nur an dieser Luft gelegen haben, die die Sinne peitscht, den ekeln Schlamm aufwühlt, oder der Böse selbst raunte mir zu: ‚Sie war doch seine Geliebte, sie ist es noch! „Er" lügt. Alle Männer lügen.' O, wie habe ich die Frau gehaßt, so heiß und doch so eisig! Ihr Tod wäre mir eine grausame Freude gewesen. Jedenfalls war eine Nacht, wo die schlimmen Geister wandeln.

Die Tiere gingen bald Schritt, bald Trott, je nach dem Boden. Der Reiter neben mir schweigsam, vornüber gebeugt, von der Kapuze ganz verhüllt. Ich haßte auch „ihn", und hatte „ihn" doch zum Sterben lieb! Dabei sagte ich mir wieder: ‚Jetzt denkt „er" an sie, jetzt tut sie ihm leid, jetzt verwünscht „er" dich, jetzt möchte „er" bei ihr sein, sie umarmen, ihr alles abbitten mit Küssen und Schwüren.'

Wie wir bis zu den hohen Bergen kamen, weiß ich nicht. Aber plötzlich starrten vor mir starre, braune Wände von trägen Nebelschwaden eingehegt, in der Ferne Gurgeln, Plätschern. Wir saßen ab. Die ermüdeten Maultiere beugten sich auf die Schmutzlachen, prüften, tranken, hoben den Kopf nach den Bergen, wohl von der frischen Höhenluft erquickt, die auch zu uns herabwehte. Wir standen in unsern durchnäßten Burnussen trübsinnig und einsilbig. Das Gewitter entfloh grollend und gleißend nach Norden. Es hatte zu regnen aufgehört.

„Sie sind sehr müde, Baronin?"

„Nein."

„Aber Sie müssen sehr müde sein!"

„Und wenn ich's auch wäre, Graf, es hilft doch nichts."

Da lächelte „er" häßlich: „Warum lieben Sie alle eigentlich nur die halbe Wahrheit? Es klingt so höflich, es ist so bequem, es verpflichtet zu nichts!"

„Es war eine Herzenshöflichkeit gegen Sie, Graf Rhyn."

„Verschwenden Sie sie an bessere Leute! Wer sein Lebtag Schwarzbrot gegessen hat, ist mißtrauisch gegen Näschereien."

„Und war es vielleicht etwas andres als Herzenshöflichkeit gegen mich, daß Sie mitritten?"

„Nein, gnädige Frau. Diese Anschauung möchte ich auf keinen Fall. Ich tat meine Pflicht, kein Atom mehr. Dank dafür wünsche ich nicht."

Darauf sah er erst auf die Tiere, dann nach den Bergen. Ich aber sagte empört: „Wenn ich Ihnen ein so lästiges Gepäck bin, so lassen Sie mich doch allein weiterreiten! Ich habe meines Wissens um Ihre Begleitung nicht gebeten."

Ich ging auf mein Maultier zu.

„Er" vertrat mir den Weg.

„Lassen Sie mich, Graf!"

„Nein, ich lasse Sie nicht, gnädige Frau." Und wieder fuhr „er" mit der zwingenden Ueberlegenheit

fort, gegen die ich machtlos bin: „Frau von Lasowitz, wenn wir uns hier fremder gegenüberstehen als zwei Fremde trotz aller langen Bekanntschaft, so hat das doch wohl seine Geschichte. Sie mögen als Frau mit einem liebenswürdigen Lächeln über eine Jugendtorheit hinweggekommen sein und vergessen haben, ich als Mann sprang mit einem Fluch darüber, aber ich vergaß nicht ... Sie haben meine Gesellschaft weder in Biskra noch irgendwo anders gesucht, und ich bei meiner Ehre die Ihrige noch weniger. Ich war niemals Weltmann, will's auch nicht sein! Ich mag vor allem Floskeln nicht. Und wenn ich jemals durch die Floskeln einer Gesellschaft mich habe betören lassen, die nie meine Gesellschaft sein kann, weil ihr immer der Name höher gilt als der Mann, so werden Sie hoffentlich verstehen, daß ich mit den Floskeln dieser Gesellschaft nichts mehr zu tun haben will. Ja, diese Floskeln reizen mich bis aufs Blut! Ich bin ich, und Sie sind Sie, und das Schicksal meinte es sehr gnädig, als es uns beide nicht unglücklich machen wollte. Aber die Abneigung gegen solche Erinnerungen und solche Zeiten geht so weit, daß ich auch Ihren Mann nicht mag, obgleich er sicher ein Mann ist, und auch Quedenberg nicht mag, obgleich er sicher ein altes Weib ist. Selbst einer Frau habe ich nie ganz gerecht werden können, obgleich sie die einzige war, die Stange hielt. Diese Frau ist Ihnen vielleicht verächtlich gewesen vorhin, während Sie Ihnen hätte sehr hoch stehen sollen! Während wir ritten, quälte mich immer der Gedanke an diese Frau. Sie ist mir der beste Kamerad gewesen, und den besten Kameraden soll man nicht verlassen, selbst wenn er uns verlassen sollte, wie sie mich heut. Mit ihr hätte ich reiten sollen, nicht mit Ihnen! Es war ein blinder Zufall, aber jetzt kommt mir's vor als sei's eine Schicksalsinfamie."

„Er" zwang mich wiederum zu essen und zu trinken. Ich war gehorsam, weil ich apathisch war. Ich habe, glaube ich, ebenso matt und fröstelnd dagestanden als unsre beiden übermüdeten Maultiere. Wir hatten noch einen stundenlangen Ritt vor uns, wie er mir sagte, und mir taten die trübseligen Kopfhänger herzlich leid, die nicht mal ihren Mais fressen wollten; namentlich das hagere, alte, das unter seinem hohen Reiter immer durchzubiegen schien. Ich sagte es ihm auch. Er aber klopfte dem Tiere lachend den Hals: „Nicht wahr, alter Veteran, wir kennen uns und wir halten's durch!" Zu mir gewendet: „Außerdem reite ich sehr leicht trotz meines Gewichts."

Und jetzt war ich so müde, so hoffnungslos! Es mag an der Ueberanstrengung gelegen haben, ich habe wohl ein Recht, überangestrengt zu sein. Aber viel mehr noch war's die Seelenapathie, die dumpfe, stumpfe, die Tod und Leben in einem ewigen Grau zusammenfließen läßt. Ich war tatsächlich körperlich und geistig fertig! Ich hing nur im Sattel. Und nur wie durch einen Schleier sehe ich, wie die müden Tiere die Steilhöhe heraufkratzen, schwer atmend, die Rücken gebogen. Steine rascheln in die Tiefe, wo unter der Nebeldecke Wasser rauschen. Dann sind wir oben. Eine kurze Pause zum Verschnaufen. Jetzt denselben Steilhang drüben wieder hinab, auf demselben schlüpfrigen Maultierpfade. Ich legte mich instinktiv weit im Sattel zurück, die Steine rollen, die Hufe tasten, die Rücken schwanken. Immer krr, krr, halb gleitend, halb springend. Bei Tage würden mir vielleicht die Haare zu Berge gestanden haben, in der Nacht und in der Regenluft zogen die Schwaden so barmherzig tief, daß selbst „er", der immer vorauritt, im Grau verschwand. Ich weiß nicht, wie viele Male es so hinauf- und hinabging, es war mir alles ein Traum. Er sprach zu mir, ich weiß nicht was; ich antwortete, ich weiß nicht was. Später ritt er hart neben mir, während wir auf kahlem Hochplateau zu traben versuchten. Ich gab die Hilfen, was ich konnte, aber mein Schwarzbrauner war nicht aus dem Schritt zu bringen.

„Wir sind in einer Stunde da," sagte er.

„Wir sind nicht in einer Stunde da," antwortete ich.

Mir schien's ein Ritt ohne Ende und Ziel.

Darauf saßen wir eine Viertelstunde ab. „Er" hob mich aus dem Sattel, ich war willenlos. „Er" lehnte mich an ein Maultier, ich ließ das auch geschehen. Das junge Tier zitterte an allen Gliedern, und der Atem klang wie Röcheln. „Er" suchte nach seinem Kompaß, den „er" aber nicht fand. „Er" hatte ihn verloren. Darauf sagte er unsicher: „Sie haben sich den schlechtesten Führer von der Welt ausgesucht, gnädige Frau. Es tut mir herzlich leid! Da links drüben muß Biskra liegen. Wo El-Kantara liegt, das weiß der Teufel, aber nicht ich. Können Sie überhaupt noch?"

Ich biß die Zähne aufeinander und murmelte: „Ja, ich kann!"

„Er" hob mich wie ein Kind in den Sattel, gab mir auch noch seinen Burnus um und hüllte mich ein wie ein Kind. Wir mußten sehr hoch sein. Es wehte eisig kalt, und ich begann zu frösteln. „Er", der mit seinem Maultier an das meine gedrängt ritt, mochte es wohl fühlen, auch daß ich wie im Halbschlaf saß. „Er" sagte befehlend: „Sie dürfen nicht frieren! Sie werden jetzt Trab reiten! Was noch an Kraft da ist, das muß jetzt her!" Ich nickte. Auf Momente kamen mir wirklich die Kraft und das volle Bewußtsein zurück. Ich sah auch etwas wie einen Stern blinzeln, aber trübe, kleines Buschwerk glitt vorbei, weiter drüben verschlafene Bäume. Aber eigentlich

deuchten es mich heimtückische Kobolde. „Er" hatte mir die Zügel genommen, die Tiere drängten sich. Ich fühlte seinen Körper an dem meinen und wie „er" mit aller Macht ritt. Dann fiel wieder die schwere Nilpferdpeitsche auf die Kruppe meines Tieres, das unglückliche versuchte zu traben, zu trotten. Unmöglich! Ich spüre deutlich, wie dem jungen die Kräfte schwinden, wie der Strom des Lebens langsam verrinnt. Plötzlich blieb es stehen. Es konnte nicht mehr. Es war so ausgeritten, wie es nur ein Tier sein kann, ich wußte es. Ich wollte aus dem Sattel gleiten. „Er" hielt mich. „Sie werden sitzen bleiben!"

„Aber das Tier bricht zusammen!"

„Dann bricht's zusammen."

„Das ertrage ich aber nicht!"

„Das ertragen Sie doch! Ich bin kein Tierquäler. Aber ich kann Ihnen sonst nicht helfen. Sie erfrieren mir hier. Wenn's einen Menschen gilt, muß man das Tier opfern."

Und nun kommt eine schreckliche Stunde!

Es ging immer längs der Abhänge auf bröckelnden Felspfaden. Einmal mußte der Dunst über einer schauerlichen Tiefe hängen, denn ich hörte Wasser ganz, ganz unten rauschen. Hüben und drüben verwaschene, dumpfige Riesenwände. Mir schaudert noch vor der Grabeskühle. Als wenn der Tod heraufgähnte. Mir wollte die Toskolauerschlucht einfallen, und wie anders es damals war, aber ich war nicht fähig. „Er" reitet hinter mir, weil neben mir kein Fußbreit Raum, und die Nilpferdpeitsche fällt schwer und regelmäßig auf die Kruppe, und das Tier schwankt vorwärts, und ich schwanke im Sattel. Ich habe die Augen geschlossen, weil ich dies lebendige Sterben nicht mehr ertragen kann. Es war ein Grauen. Mit aller Willenskraft drehe ich mich um und sage: „Ich reite keinen Schritt mehr! Das Tier stirbt." Die Peitsche pausiert. Ich halte. Im selben Moment strauchelt's unter mir, stürzt. Ich werde zur Seite gerissen, falle, rolle, vor meinen Augen flimmert's rot, ich fühle einen dumpfen Schmerz, und ehe ich die Besinnung verliere, höre ich noch tief unter mir ein dumpfes, tiefes, schauerliches Plumps.

Ich kann nur kurze Zeit in einer halben Ohnmacht gelegen haben, denn ich sah gleich darauf wie durch einen Schleier, daß sich etwas Dunkles über mir zu schaffen machte, hörte durch ein Brausen, daß jemand zu mir sprach. Als ich die Augen ein wenig öffnen konnte, kniete „er" über mir und tastete an meinem Herzen, eine geschnürte Stimme sagte: „Nein, Sie sind nicht tot, Sie dürfen nicht tot sein! Hören Sie mich, Baronin? Josefa, Sie hören mich, Sie müssen mich hören!" Ein köstliches, heißes, sündiges Rieseln geht durch meinen ganzen Körper. Ich schließe die Augen wieder. Aber als „er" sich auf mein Gesicht beugt, und ich seinen Atem an meinem Munde spüre, da umschlinge ich ihn mit beiden Armen. Und „er" will sich losreißen, und ich lasse ihn nicht! Ich sage im Halbtraum: „Hast du mich denn nicht mehr lieb, hast du mich denn nicht mehr lieb?" Ich mag unzurechnungsfähig gewesen sein in diesem Moment. Aber als er mich wieder küßte, starb ich fast unter seinem Kuß.

O Leben, wie lieb' ich dich doch! Und dann hat er mich aufgenommen und hinaufgetragen und hingesetzt an den Felsrand. Ich aber habe zu schluchzen angefangen, aus Erschöpfung, aus Glück, was weiß ich! Ich mußte eben weinen. Und „er" hat mir die Tränen weggeküßt. Und ich habe noch heute das Gefühl, daß es im Himmel nicht schöner sein kann als auf der Erde. Es gibt nichts Köstlicheres, als todmatt schluchzen vor Glück und sich die Tränen wegküssen lassen vom Glück. Und an diesem Glücksgefühl änderte gar nichts, daß mein junges Maultier mit zerbrochenem Rückgrat unten im Wasser lag und daß das alte sich an die Felswand lehnte, um nicht kraftlos zusammenzusinken.

*

Als wir Stunden später endlich aus den Bergen herausfanden, lag Benifera vor uns und nicht El-Kantara. Ich habe nie von Benifera gehört bis jetzt. Es liegt am Atlasabhang auf einem Hügel, seltsam zusammengetürmt aus Fels und Lehm. Kein Licht, kein Mensch, nur schlafende Gassen! Den Aga, den mein Schatz kennt, weckten wir glücklich. Der dicke, ältliche Kabyle — ganz altes Testament — geleitete uns zu einer Art Karawanserei außerhalb des Orts. Dort in einer Lehmkammer und auf einem Teppich habe ich den Rest der Nacht verbracht. Ich schlief wie tot, ein Plaid als Schlummerrolle, eine Maultierdecke als Zudeck. Die Sonne lachte ins blinde, vergitterte Fenster hinein. Da sprang ich auf. Es war über zehn, und ich sah aus wie eine Vagabundin. Robert hatte mir Kleidungsstücke besorgt, aber ich hatte kein Vertrauen zu den Röcken der Kabylenfrauen. Schließlich tat's mir ein dicker, neuer Burnus an. So phantastisch kostümiert, sind wir beide auf frischen Maultieren gegen Mittag wieder fortgeritten. Ein blauer Himmel spannte sich über den braunen, starren Bergketten hüben und der rötlich schimmernden Wüste drüben. Die Sonne funkelte. Es war ein Tag, wo auch die Natur Auferstehung feiert. Als wir durch die halsbrecherischen Gassen des Felsennestes hinabritten, immer den Kopf auf der Mähne, um nicht anzustoßen an all die Lehmnischen und Durchgänge, selbst die Maultiere stockend und vorsichtig auf dem löcherigen Fels, da lagen schon wieder die Kabylenmänner faul und

schmutzig in ihren geflickten Burnussen und grün geflochtenen Sandalen auf dem Platz vor dem arabischen Café und sonnten sich. Um die Ecke hinter einem Felsen, wo kristallhelles Bergwasser unter dem Gestein versickerte, standen die unverschleierten Kabylenfrauen barfuß an der Quelle, die dunkeln Knöchel mit schweren, silbernen Ringen geziert und wuschen und schwätzten. Dann klommen wir wieder hinauf zum Atlasplateau, spärliche, steineingefaßte Gerstenfelder begleiteten uns noch eine Weile, und die hellen, hochbeinigen Oasenhunde setzten mit heiserem Bellen daher. Die Sonne brennt, die Pflanzen, feucht betaut, scheinen zu atmen. Später freilich war's ein heißes Reiten auf dem braunen, ausgedörrten Hochland, wo nirgends Schatten einlud. Ueberhaupt kein Baum, nur hohes Gestrüpp und schüchterne Bergblumen. Aber Robert trieb und trieb! Die Hufe klappten, mein Burnus flog im Wind. Als wir wieder hinabritten, tapp, tapp, die braune Grasnarbe feucht schimmernd, der schlüpfrige Fels glitschig, immer mit dem unbequemen Gefühl, daß ein einziger Fehltritt der vorsichtig tastenden Tiere uns in das grüne, stille Atlastal zu unsern Füßen erschreckend schnell befördern könnte, sah ich ganz in der Ferne etwas Gründämmeriges aufleuchten, es war El-Kantara.

In dem grünen Atlastal frühstückten wir. Robert sagte: „Jetzt kann ich dir auch sagen, warum ich geeilt habe. Ich glaube zwar an keinen Araberaufstand mehr. Trotzdem — denn ich traue keinem Araber — hätten uns noch irgend welche Leute aus den Bergen anfallen können. In El-Kantara sind wir sicher."

Ich hatte auch nicht einen Moment mit ihm das Gefühl der Unsicherheit gehabt, ich konnte als Antwort auch nur lächeln wie ein Kind. Ach, El-Kantara, Traum! Und das ganze Leben liegt so sonnig vor mir, so leicht! Es ist ja auch so leicht, man muß nur die Oasen finden.

Und während ich weiter träumte, ritten wir schon wieder in der Wüste, einem Stück Kieswüste, das sich hier bis tief in den Atlas hineinschiebt. Und vor dieser Wüste weichen links die Höhen im weiten Bogen zurück, bald roter Fels, bald fahler Hügel, immer weicher, immer verschwimmender die Linien, aber schimmernd, leuchtend, blendend in der Mittagsglut, als sei's ihnen eine Lust in der großen Oede da draußen zu sterben. Aber zur Rechten, da weicht die rote Atlasmauer nicht. Da türmt sie sich stumm, kahl, starr wie ein Riesenmolo, der der Meeresfluten spottet. Und vor dieser leuchtenden Mauer ausgebreitet die Oase, lebensgrün und köstlich, der Palmenwald grüßt. Ich grüße dich auch, Oase des Glücks!

*

El-Kantara!

Zweiundzwanzig Stunden, nicht eine Minute länger. Die ganze Welt in einem goldigen Flimmer.

Als wir einritten — die Burnuskapuzen hoch, die Tiere scharfen Paß, am Sattelbogen der Karabiner — müssen wir ausgeschaut haben wie zwei harte Atlasbanditen. Wir ließen die Oase links. Die rote Riesenschlucht des Gebirges tut sich auf, kahl, brüchig. Die Fahrstraße eingeengt von einem rauschenden Alpenfluß, der seine grünlichen Wasser neckisch froh über schimmernden Felsgrund trieb. Draußen die weiße, sengende Wüste, oben das glühende Gestein, unten die erquickende Schattenkühle, die Wasserfrische. In die Alpen reist man von der Hochzeit — hier weht echte Alpenluft — und ich mußte mich zusammennehmen, um meinen Schatz nicht leidenschaftlich zu küssen. Ein dunkler Araberbengel trieb seine Ziegenherde des Wegs, braune, langohrige Ziegen, die neugierig stutzten. Der Bengel blies eine Art Hirtenflöte, die Tiere horchten auf seine Melodie. Ich hatte das Gefühl, daß im alten Griechenland damals, als man den Marsyas schund, sich alles genau so zugetragen haben müsse, und es machte mir darum wenig Eindruck, als Robert auf einen steinernen Brückenbogen zeigend, erklärte, daß von hier die äußersten römischen Feldzeichen in die Sahara hinausgeschaut hätten. Das ist ja wohl Jahrtausende her, aber die Wüste rechnet nun einmal nicht, sie war von Anbeginn uralt, und unsre historischen Epochen sind so lächerlich klein gemessen an ihr! In der Sahara berühren sich letzte Gegenwart und graueste Vergangenheit. Die Araber nennen diese Schlucht den offenen Mund der Wüste, und wer zurückschaut, fühlt die Wahrheit. Der gewaltige Engpaß ist nur wenige Minuten lang. Dann biegt die gemauerte Heerstraße nach links. Das kleine weiße Hotel liegt in einem grünen Garten, an einem grünen Fluß, und ringsum hohe Berge, rotdürr oder grün überhaupt. Sie liebt das Leben nicht, die Saharasonne.

Es war fünf Uhr nachmittags, als wir eintrafen. Zwei Stunden wie tot geschlafen, macht sieben Uhr. Eine halbe Stunde Toilette mit Hilfe von Waschkleidern und Sonntagsschuhen der hübschen Wirtstöchter. Gott sei Dank, Französinnen, also schlanke Taillen und schmale Füße. Sonst einfache, fast bäuerische Leute. Die Mutter freilich eine Berühmtheit. Als der Arabersturm wieder mal über Algier blutdürstig dahinraste — der Stationsvorsteher in Batna lebendig verbrannt, die Kinder hingeschlachtet — hielt diese damals noch junge Frau in El-Kantara aus, die einzige Europäerin, die nicht geflüchtet, und so groß war der Ruf ihrer Güte, daß die Wilden sie wie eine Heilige ehrten, auch noch jetzt. Man sieht dies alles dem ernst melancholischen Gesicht dieser elsässischen Bäuerin nicht an.

Was sieht man überhaupt den Menschen an? Mir vielleicht, daß ich immer eine strahlende Ballschönheit war? Den drei jungen Herren im mäßigen Reisezivil, daß sie preußische Leutnants von der Reitschule sind? Dem sehr französisch ausschauenden Maler mit seiner typisch deutschen Frau vielleicht, daß er jedes Wort unsrer Sprache versteht und sie kein einziges? Es war ein winziges Speisezimmer mit kleinen Tischen, der Kellner in Hemdärmeln; ich hatte das Gefühl, hier ganz ungestört glücklich sein zu dürfen. Aber bei der ersten halblauten Frage an Robert klang wie ein Echo von dem Tische der drei Herren zurück: „Und Oppenheimer in Hannover futtert doch Arsenik!" Und bei seinem lächelnden: „Das Fest hätten wir ja, aber die Festzigarre fehlt," trat der französische Maler zu uns und offerierte die ersehnte Importe ... Wenn die Welt freilich überall so klein ist und der Menschen Ohr so gut! Wir saßen darum reserviert, sprachen gedämpft, es war kein Prunkdiner, kein edler Wein, aber der goldige Schimmer schwebte doch durch den Raum.

Und der Schimmer umgaukelte mich, und die Liebe erhöhte mich. Ich sehe die unvergeßliche Nacht. Wir beide allein auf der Terrasse des ersten Stocks. Ueber uns der tiefleuchtende Sternenhimmel, ringsum die dunkeln Höhen. Der Mond in weichem Sichelglanz, durch die laue Sommerluft das schläfrige Raunen. Drüben gurgelt der Fluß, die Felsblöcke in seinem Bett starren tot, die Wasser blinken verschwiegen. Zuweilen rieselt's von der Steilhöhe, Felsbrocken hüpfen, klatschen in die Tiefe, zornig murrt der Oued auf. Hüben im Hof um den Schöpfbrunnen gelagert schlafen die Araber im weißen Burnus. Es ist eine Art Brunnenwache, und in dem Nachtdunkel malt es sich gespenstisch, wenn eine weiße Gestalt sich schlaftrunken da hebt, ein dunkles Gesicht zu uns hinaufstarrt. Mir will die Araberangst kommen. Die Baumschatten an der fahlen Landstraße recken sich auch so dämonisch. Dann taste ich instinktiv nach seiner Hand, und er nimmt meinen Kopf und küßt mir das Haar und sagt mit seiner tiefen, warmen Stimme: „Du siehst Gespenster, Josefa. Es gibt aber keine."

„Und wenn's doch welche gäbe?"

„Josefa, es gibt keine Gespenster, weder hier noch drüben. Es gibt nur uns selbst. Nur uns selbst, vergiß das nie! Wer aber an Gespenster glaubt, dem wird auch mal ein Gespenst den Hals brechen." Und da fühle ich sein kluges, graues Auge eigentümlich ernst auf mir ruhen. Ich spüre, wie sich seine nervige Hand fester um die meine legt. Ich beginne zu frösteln, zu zittern. Ist das das dumpfe Angstgefühl, das uns aus den Armen der Liebe reißt, gerade wenn wir nach diesen Armen sehnsüchtig verlangen? Oder ist's wieder einmal das schrecklich Halbe, das gut und böse zur gleichen Fratze verzerrt? Ja, es gibt doch Gespenster, aber nur für den, der an sie glaubt! Dann will der goldige Flimmer verrinnen, dann weht die Alpenluft kalt. Und geschwind bin ich wieder Kind, Törin, frage: „Hast du mich auch lieb, wirklich lieb?"

Ich habe ihn das so oft gefragt an dem kurzen Glückstag. Und will immer dieselbe Antwort: „Frag nicht, geliebtes Geschöpf! Wäre ich denn sonst hier?" Und er erzählt mir leise und heiß ins Ohr, wie nur die dumpfe Angst um mich, um mein Leben ihn beherrscht hätte bei dem Gedanken an einen Araberaufstand. „Weißt du, was in dem Briefe stand an Jeanette Quedenberg? ‚Ein Araberaufstand bereitet sich wahrscheinlich vor. Ob die Garnison von Biskra euch zu schützen vermag, hoffe ich, aber ich weiß es nicht. Dein Mann und Herr von Lasowitz haben mich beinah ausgelacht. Aber jedenfalls sobald du reisest, benachrichtige auch zugleich Frau von Lasowitz. Sie war einmal deine Freundin, und du wie ich sind ihr diesen Dienst einfach schuldig.'" Weiter gibt er freilich nichts preis, wie das seine Art immer ist, die wohl die herbste Ehrlichkeit, aber nicht die leiseste Indiskretion kennt. Jeanette liebt ihn, sie liebt ihn ganz gewiß! aber er liebt mich, er liebt mich ganz gewiß! Und ich, die ich Mitleid haben sollte mit einer, die unglücklicher hoffte als ich, empfinde doch nur wilden Triumph, trunkene Freude. Aber vor ihm möchte ich jetzt knien, meinen glühend heißen Kopf an seiner Brust bergen, die Augen lächelnd geschlossen vor der Glückshelle, die Lippen dürstend geöffnet dem Liebeskuß. Und er küßt mich, und ich küsse ihn, wir fließen ineinander, sind eins. O wie bin ich sündig, o wie bin ich glücklich!

Wie das Glück eilt!

Warum weilt nur das Unglück?

Jedesmal, wenn ich die verträumten Augen öffne, der Mond tiefer gesunken, die Berge dunkler; der Oued murmelt dumpf. Jetzt taucht die silberne Sichel in die Atlasschlucht hinab. In dem ungewissen Sternenschimmer eine steinerne Ruhe, ein erstorbener Grufthauch. Nur der Fluß murrt, und seine Wasser gleiten glanzlos. Unten hebt sich wieder ein weißer Burnus vom Brunnenrand, horcht, starrt, tut sich lautlos nieder. Und Robert erklärt mir, daß diesmal der warnende Aga und er Gespenster gesehen hätten: „Ich weiß nicht, warum mich der Mann täuschte, und warum ich mich täuschen ließ." Und im selben Augenblick kommt die Landstraße entlang ein riesiger Kerl herangetrottet auf einem winzigen Esel, ein arabischer Gruß gurgelt nach dem Brunnen hin. Tapp, tapp, der Hufschlag verklungen. Wieder die unheimliche afrikanische Toten-

stille. Und diese Totenstille treibt mich, flüsternd von dem dumpfen Trieb, der dunkeln Nacht zu erzählen, die unerklärlich ich schon bei seinem ersten Anblick empfunden hätte und die ich auch heute noch empfände, nur dämonischer, fesselloser. Wunderbar! Er hat ebenso empfunden, genau so dumpf, genau so stark. Als ob in den tiefsten Tiefen unsrer Natur von Anbeginn das Gemeinsame geschlummert hätte, das uns zueinander zwingt, ob wir wollen oder nicht! Auch er ist ernst geworden, brütend, und mich umrieselt die Nachtluft eiskalt wie der Fittich des Schicksals.

„Wenn wir nun hinabtauchen könnten in jene Abgründe des Seins, was würden wir schauen? Nur das göttliche Gesetz, das mit uns spielt, wie der Sturm mit dem Zweig, oder die Urzelle des Lebens, die sich jugendkräftig stets von neuem gebiert? Glaube du an ein göttlich Gesetz! ich glaube an die Allmacht des Lebens."

Wie er das so sagte — es war nicht Blasphemie, denn Gott ist ja das Leben —, da war mir, als wenn seine wunderschöne Stirn durch die Nacht leuchtete und seine grauen Augen strahlten. Und hier habe ich wirklich vor ihm gekniet und ihm die Hände geküßt und gesagt: „Du edler, du vornehmer Mensch du!"

Er aber hob mich rasch wie beschämt zu sich, ich bin so leicht, und er ist so stark, ich fühlte seine Kraft so wonnig. Und jetzt sah ich nur das eherne Kinn, das wohl nie in Furcht oder Zweifel gebebt haben mag. Er aber sagte ernst: „Irre dich nicht, Josefa! Ich kann hart und mitleidlos sein wie einer, und die Leiche, über die ich muß, die kümmert mich nicht. Im Kampf verlernt man unnützes Mitleid. Aber nun mußt du schlafen gehen, mein Schatz! Du hast schwerste Zeiten vor dir, die ich dir nicht einmal abnehmen darf, selbst wenn ich könnte. Denn für dich heißt's zu tun, was dein Herz befiehlt, nicht was mein Kopf vielleicht raten sollte. Du hast Kraft nötig, Josefa, Kraft und nochmals Kraft! Von der Schwäche, die doch Güte heißt, hat auch die Schlechteste von euch übergenug."

Ich konnte darauf nur ungläubig lächeln. Ich weiß, was ich will und was ich muß. Der definitive Bruch morgen oder übermorgen in Biskra, jedenfalls an dem Tage, wo Peter kommt! Später die Scheidung, was auch kommt!

Als er gegangen war — er schläft in dem kleinen Nebenhaus, und ich sah ihm natürlich nach, wie er an den Arabern des Brunnens vorüberging — fiel mir zum ersten Male die kleine Blume wieder ein, die an meinem heißen Herzen gewelkt ist, und das kleine Moos, das ich ihm einst geschenkt und das er auch am Herzen tragen sollte. Es war gewiß kindisch! aber ich mußte ihm nacheilen, ihm sagen, ihn fragen. Er küßte die welke Blume und küßte mich, und ich fühlte es an seiner Hand, wie lieb ihm Weib und Blume war. Aber mein Moos hat er längst nicht mehr, es ruht im Garda schon über drei Jahre. Er ist kein Mensch, der sich mit schwachen Erinnerungen, feigen Sentimentalitäten abgibt, er ist ein Mann. Und gerade den Mann liebe ich! Und klingt's nicht voll und wunderschön, wie er sagte: „Ich habe ein Souvenir von dir nie nötig gehabt, Josefa. ‚Leider' wie ich früher sagte! ‚Gott sei Dank!' wie ich heute sage."

Und als ich die dunkle Treppe hinauf, zurück in mein Zimmer schlich, weinte ich. So lieb hatte ich ihn.

(Fortsetzung folgt)

Die weiße Weste

Roman

von

Leo von Torn

(Fortsetzung)

Felix Oechselhausen war eilig, aber mobil und aufgekratzt wie selten ins Zimmer gestürzt.

„Lorenz! Ums Himmels willen — es ist gegen neun! Dalli, dalli! Manschetten, andre Stiebel! Lack natürlich! Und dann abbürsten! — Du hier, Papa? Guten Abend! Noch, oder schon wieder hier? Verzeih, wenn ich mich inzwischen umziehe, aber es ist die höchste Eisenbahn! Ich weiß nicht, ob Lorenz dir gesagt hat —"

„All right, mein Junge, laß dich nicht stören. Ich wundere mich nur — bei deiner königlichen Pünktlichkeit," sagte der alte Herr lächelnd, nachdem er seinem Sohne die Hand geschüttelt und sich dann etwas schwerfällig erhoben.

„Ja, das ist eine eigne Sache, Papa! — Uff, die reinen Schraubstöcke, diese Lackstiefel! — Wegen der albernen Hundegeschichte — ich weiß nicht, ob du schon davon gehört hast: dämelt mir des Majors Töle vor versammeltem Kriegsvolk derart gegen die Beine, daß ich im Moment hingeschlagen wäre. Die Uzerei

im Kasino wollte ich umgehen — ich war überhaupt nicht recht in Stimmung, und da bin ich nach Waldau hinausgefahren. Wundervoll, sage ich dir! Herrlich! Man ist überhaupt ein rechtes Schaf, daß man sich das nicht öfter mal leistet! Ein paar Tropfen Kölnisches Wasser ins Taschentuch, Lorenz! Und dann die neuen Glacés!"

„Zu Befehl, Herr Graf. Wollen der Herr Graf aber nicht vielleicht die gewaschenen nehmen? Die sind nur ein einziges Mal getragen gewesen — und für eine einfache Abendgesellschaft —"

„Schön. Meinetwegen auch die gewaschenen, wenn sie sauber sind und nicht nach Benzin riechen. Außerdem laufen Sie mal zu Veit 'rüber — ein paar lose Rosen! Für einsfünfzig bis zwei Mark vielleicht. Wenn geschlossen ist, dann von hinten herum. Aber rasen, Lorenz, rasen!"

„Zu Befehl, Herr Graf!"

Während der Bursche geschäftig davonhastete, bearbeitete Felix seinen Kopf mit zwei Bürsten und sagte, ohne aus dem Spiegel zu schauen:

„Versöhnungsblumen — falls die dicke Kißfeldt eine Schnute zieht ob der Verspätung. Igitt, igitt! Was wollte ich doch sagen vorhin, Papa — ach so: das war ein Nachmittag, wie ihn mir der heutige Morgen nicht versprochen hat. So unverhofft froh und sonnig! Und es war mal was andres, weißt du. Ganz jenseits von Dienst und Pilsener Bier! Ich habe es überhaupt abgeschworen nach der gestrigen Nacht —"

„Du sollst nicht schwören, fluchen, zaubern," warf der Graf mit zerstreutem Lächeln ein, indem er seine Zigarre nun schon zum dritten Male über der Lampe in Brand setzte.

„Nee, Papa — wirklich. Das Bummeln ist mir auch gar nicht gegeben. Was hat man schließlich davon. Einen dicken Kopf und Ungelegenheiten. Mir war spottschlecht heute morgen. Die Karussellgeschichte ist übrigens auch heraus — kann noch brenzlich werden, wenn wir sie nicht mit Geld und guten Worten aus der Welt schaffen. Will mal nachher gleich mit Schmedes und Hellmut Werner darüber reden. Daß ich's nur nicht vergesse —"

„Karussellgeschichte? Was ist denn das für eine — ach ja! Richtig! Aber da ist doch nichts bei! Harmloser Bierulk!"

„Wird hier aber nicht so aufgefaßt. Hättest mal hören sollen, wie der Major sich uns vorgeknöpft hat bei der Parole — und genau uns fünf, die wir mitgemint hatten. Indirekt, aber deutlich. Sehr! Na, und im Grunde, wenn man sich's recht überlegt, war der Scherz wohl auch wirklich ein bißchen riskiert. Hätten doch leicht ein Malheur anrichten können. Und vor allen Dingen — wir in Uniform!"

„Das war's. Aber sonst? Da haben wir früher doch noch andre Kisten aufgemacht."

„Mag sein. Immerhin — wenn man einen Nachmittag durchlebt hat, wie ich heute, nehmen sich solche Scherze ganz besonders schief aus. Ich habe in Waldau einen reizenden Menschen kennen gelernt — Schriftsteller Doktor Maßmann. Ein Prachtmensch, sage ich dir! Grundgescheit und dabei von einer so abgeklärten, vornehmen Liebenswürdigkeit — ich habe mich gar nicht trennen können und deshalb auch den Sechsuhrdampfer versäumt."

„Maßmann? Maßmann?" sagte der alte Graf vor sich hin, indem er die Asche seiner Zigarre langsam abstrich. „Ist das der vom Hansaboten?"

„Ganz recht," bestätigte Felix begeistert, „der berühmte Kritiker und Verfasser der ‚Modernen Dramaturgie'. Er hat schon wiederholt kleine Arbeiten von mir gebracht, und er war sichtlich erfreut, Hans von Rosen persönlich kennen zu lernen. Und wie freundlich der Herr von meinen Geschichten sprach! Nicht etwa nur so in allgemeinen Redensarten und Lobphrasen — jedes Wort hatte seinen Sinn, seine Berechtigung und war mir eine unschätzbare Lehre."

„Mein Junge, ich weiß doch nicht, ob es das Rechte war, daß du dich mit diesem Herrn einen ganzen Nachmittag auf den Präsentierteller gesetzt hast."

Felix, der immer noch vor dem Spiegel stand und eilig die Handschuhe aufstreifte, fuhr herum:

„Nicht das Rechte —? Doktor Maßmann ist ein durch und durch vornehmer, tadelloser Mensch. Dazu eine Kapazität auf seinem Gebiete —"

„Auf seinem Gebiete. Mag sein. Aber dieses Gebiet ist nicht das deine. Sieh mal — ich denke ja über deine Schreibereien anders, wie Jobst Leppien beispielsweise, der sich noch gestern abend über eine von deinen Geschichten das Maul zerrissen hat. Ich weiß nicht mehr, wie das Ding hieß — macht auch nichts. Der Literaturfimmel ist ein Steckenpferd wie jedes andre. Man reitet mal darauf je nach Passion und Geschicklichkeit und stellt es in die Ecke, sobald man seiner überdrüssig geworden ist. Aber du mußt sehr darauf achten, mein Lieber, daß du dir keinen Fleck auf die Weste machst mit solchen Chosen! Der Hansabote — na ja, ist ein ganz anständiges Blatt — ich lese ihn auch manchmal. Ist aber doch nicht unsre Richtung. Eine Zeitlang war er sogar in den Kasinos gesperrt; wenn ich nicht irre, wegen einer Besprechung des ‚Burggrafen' aus der Feder von Maßmann. Aber auch wenn das nicht wäre — solche exponierten Persönlichkeiten sind immer ein gefährlicher

Umgang für einen Offizier. Na, du wirst schon noch selbst dahinterkommen. Bist ja sonst ein vernünftiger Mensch. Was ich noch sagen wollte, Felix — deshalb habe ich dich eigentlich aufgesucht — kannst du mir wohl mit zweihundert Mark aus dem Druck helfen —"

„Vater —!"

„Gott ja — ist ja richtig, mein Sohn! Den letzten Monatszuschuß hast du nicht bekommen: den vorletzten auch nicht, wenn ich mich recht entsinne. Aber du weißt, wie in der letzten Zeit die Verhältnisse bei uns lagen. Das wird doch nun alles anders und —"

Unter dem feuchtschimmernden, angstvollen Blicke seines Sohnes senkte der Graf für einen Moment den Kopf. Dabei bemerkte er die unsaubere Stelle an seinem Aermel und klopfte sie umständlich ab. Während dessen fuhr er fort:

„Ich wäre dir ganz gewiß damit nicht gekommen. Aber ich habe Pachaly dreimal nicht angetroffen — und die Geschichte muß bis heute abend zehn Uhr erledigt sein."

„Du wolltest nicht mehr spielen, Papa — hast es mir in die Hand versprochen!"

„Spiele der Deuwel nicht mit Jobst Leppien! Das ist gar nicht zu umgehen. Der Mensch hat eine niederträchtige Art, zu animiren. Außerdem wollte ich ihn nicht noch reizen — wegen deiner Geschichte. Hauptmann Baulieu war dabei. Na kurz, es ging nicht anders, und du mußt mir helfen, mein Junge. Schriebst mir ja neulich, daß du hübsche Einnahmen gehabt hast —"

„Ich besitze knapp hundertsechzig Mark, Papa," erwiderte der junge Offizier gedrückt, indem er die Linke von außen an die Tasche legte und mit der behandschuhten Rechten mühsam sein Portemonnaie zog. „Davon wollte ich Trude eine Kleinigkeit zur Hochzeit schenken und die sonstigen Urlaubskosten bestreiten."

„Das laß nur meine Sorge sein, Felix. Morgen hast du das Geld wieder, und mehr! Verlasse dich darauf. Und das Hochzeitsgeschenk verkneife dir nur. Leberentz hat der Trude gestern einen Brillantschmuck geschenkt, der unter Brüdern seine sechzehn- bis achtzehntausend Mark wert ist. Da nehmen sich unsre Dedikationen bloß plötzig gegen aus. Also du hast wirklich bloß hundertsechzig?"

„Hier sind sie — überzeuge dich. Und ein paar Mark mußt du mir lassen. Ein Trinkgeld bei Kißfeldts — Herrgott, ich muß gehen! Und für morgen ein paar Groschen, damit ich nicht jedem Pudel auszubiegen brauche. Hier nimm hundertfünfzig Mark, Vater."

„Aber was mache ich denn bloß, Junge? Das langt nicht! Und am Sonntag abend ist schwer jemand totzuschlagen. Meinst du nicht, daß Kluth noch was hat?"

Felix Oechelhausen war bereits an der Tür. Er nahm den Helm ab und kam noch einmal zurück.

„Ich will dir was sagen, Vater," stieß er erregt hervor. „Als ich mein Patent erhielt und zum ersten Male mit den silbernen Achselstücken vor dich hintrat, hast du mir eine Reihe guter Lehren gegeben, die ich mir wohl eingeprägt habe. Besonders das Prinzip der weißen Weste, Vater! Die man sich auch in den schwierigsten Lagen sauber halten muß! Und wenn ich das will, so erkläre ich dir auf mein Wort, daß ich meinen Säbel abschnalle und den bunten Rock an den nächsten Nagel hänge, wenn du meinen Burschen anpumpst!"

„Dummer Kerl!" lachte der alte Herr laut und gezwungen auf. „Wer redet denn davon! Ich dachte nur, er hätte noch Wirtschaftsgeld von dir — oder dergleichen!"

Felix wollte noch etwas erwidern, aber er bezwang sich. Er atmete tief auf und bedeckte sich zögernd mit dem Helm. Dann wandte er sich kurz ab.

„Guten Abend, Vater."

Das klang so trocken, mit einem so eignen, vieldeutigen Unterton, daß der Graf zusammenzuckte. Erschrocken sah er nach der Tür, durch die sein Sohn soeben verschwunden. Das war ein ganz fremder Klang gewesen. Viel, viel schrecklicher, als wenn der alte Pachaly die linke, schiefe Schulter hochzog und, halb wegwerfend, halb vertraulich sagte: „Bedauere, Herr Graf — es ist mer schon mieß; ich kann Ihnen nischt mehr helfen!"

Emmerich Oechelhausen zog seinen Bart durch die Finger. Die hohe Gestalt schien etwas zusammengesunken, und ein leidender Zug vertiefte die Falten um Nase und Mund. Der Junge hatte recht — gewiß; aber in diesem Tone hätte er nicht gehen dürfen. —

Da auf der Stiege Schritte hörbar wurden, raffte der Graf das Geld vom Tisch und steckte es ein. Alsdann gab er sich Haltung, und auch der schärfste Beobachter hätte ihm nicht abgemerkt, was er soeben durchlebt, als er den erhitzt und atemlos eintretenden Burschen fragte:

„Na, Kluth, haben Sie meinen Sohn noch getroffen?"

„Sehr wohl, Herr Graf. Ich bin auf zwei Stellen vergeblich gewesen. Endlich auf der dritten — bei Selliger am Markt."

Emmerich Oechelhausen griff nach seinem Hut.

„Ich gehe nun auch, Kluth. Wenn der Herr

Leutnant wiederkommt, dann grüßen Sie ihn noch von mir," sagte der Graf zerstreut, indem er angelegentlich in sein Hutfutter schaute. „Was haben wir denn jetzt eigentlich an der Zeit?"

„Viertel nach neun, Herr Graf."

„Donnerwetter!"

Er ging mit raschen Schritten zur Tür. Die Klinke in der Hand wandte er sich noch einmal zurück.

„Sagen Sie mal, Kluth — der alte Speerbohm unten, ist der zu Hause — ?"

„Ich glaube wohl, aber —"

Lorenz Kluth verkniff sich den ahnungsvollen Rest.

Nachdem der Graf mit flüchtigem Gruß das Zimmer verlassen, machte der Bursche sich kopfschüttelnd ans Aufräumen.

Drittes Kapitel

Der Pecco bei Kißfeldts war einer der minder beliebten. Nicht daß er sich in den gebotenen leiblichen und geistigen Genüssen von andern Veranstaltungen dieser Art besonders unvorteilhaft unterschieden hatte.

In kleinen Garnisonen, wo sich diese Gesellschaften in einem engeren Turnus der verheirateten Offiziere abspielen, sind auch die Peccos stillschweigend reglementiert. Die kleine Frau eines Leutnants wird nie die Geschmacklosigkeit begehen, ihren Gästen mit einem richtigen warmen Bärenschinken aufzuwarten, wenn es vierzehn Tage vorher bei der Frau Hauptmann Soundso nur Frikassee von Huhn gegeben hat. Das macht man nicht — und das wird auch nicht gemacht.

Der Zuschnitt dieser geselligen Zusammenkünfte ist eben auch für Trunk und Atzung von oben her gegeben.

Da die Goslichs — obwohl die Frau Major doch eine geborene Sweet ist, von der berühmten Weinfirma Sweet & Martens — nur zu den großen repräsentativen Abfütterungen Sekt reichten, so war der Schaumwein bei den Peccos offiziell verpönt. Offiziell, denn es ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß der Hausherr doch ein Paar Blankhalsige heranschleift, nachdem der Schwarm sich verlaufen hat zur mitternächtigen Stunde und die Ritter der Gemütlichkeit im Herrenstübchen noch ein weniges zusammenrücken.

Dergleichen war aber bei Kißfeldts nie zu erwarten. Wenn der Hauptmann es auch gern gewollt hätte, der starke Wille seiner Gattin stand dem entgegen. Sie war eine sorgsame Frau, die mit Klukenängstlichkeit über ihre sieben Kinder — zwei davon waren bereits in Plön — und über den etwas brustschwachen Gemahl wachte. Letzterer trug auch im Sommer eine Flanellbinde um den Leib und Watte in den Ohren. Seit mehreren Jahren schon bekam er statt der Upmann, die er so gerne rauchte, jeden zweiten Tag eine Asthmazigarette, deren Gestank die Frau Hauptmann gern ertrug. Nur gegen den Respirator hatte Herr von Kißfeldt sich mit Erfolg aufgelehnt; einmal, weil er doch mit verbundenem Munde nicht kommandieren konnte und dann, weil ein solcher Apparat unter gewissen Umständen ganz nützlich, unter allen Umständen aber unmilitärisch war.

Die Frau Hauptmann hatte das schließlich eingesehen; denn sie war nicht nur eine sorgsame, sie war auch eine korrekte Frau, die in allen Dingen streng an der Regel hielt.

Und die Regel will, daß bei einem richtigen Pecco Tee gereicht wird, Tee mit allen seinen Geschmackskorrigentien: mit Milch oder mit Rum, mit Rotwein oder Zitrone; dazu Kakes oder kleine Butterkuchen und Konfekt. Bier — hiesiges und Münchener — gibt es erst, nachdem der „warme Gang" oder die „Schüssel" erschienen ist. Meistenteils Schüssel. Der Inhalt bietet Ueberraschungen zwischen Heringssalat und Hummermajonnaise. Danach Aufschnitt oder Sandwiches. Meistenteils Sandwiches.

Felix hatte es insofern günstig getroffen, als er der Frau Hauptmann auf dem Flur begegnete. Im Salon, unter den Augen der andern, wäre ihm wohl eine leise Zurechtweisung für sein Zuspätkommen nicht erspart geblieben — schon der Disziplin wegen. Da die Frau Hauptmann aber gerade nach der Küche unterwegs war, um der Köchin wegen eines Versehens den Marsch zu blasen, hatte sie Wichtigeres im Kopf. Sie nahm den Handkuß, die Blumen und die Entschuldigungen des kleinen Leutnants mit eiliger Freundlichkeit entgegen und überließ ihn dann dem Burschen, der Helm und Säbel an sich nahm.

Vor dem mit einem Schal aus Zigarrenbändchen orientalisch drapierten Entreespiegel noch ein paar energische Bürstenstriche über den braunen Schopf und besonders über den noch immer etwas widerspenstigen Krisel — dann ein strammes Zurechtziehen des Waffenrocks vorn und hinten — und gleich darauf in dem festlichen Lichtmeer der beiden Besuchszimmer eine Unzahl von Verbeugungen nebst rhythmischem Hackenzusammenschlagen.

Hie und da ein Händedruck, ein freundschaftlicher Zuruf oder ein launiges Wort über das Zuspätkommen.

Felix lächelte und komplimentierte sich durch all das hindurch und strebte dem sogenannten Dachsbau zu, wo die jüngeren Herren, soweit sie nicht durch Ritterpflichten in Anspruch genommen waren, ihre Läster- und Ziddelecke hatten. Dort tauchte er unter.

„Hallo, Oechelhausen!" rief Leutnant Werner II. halblaut. „Wir dachten schon, Sie hätten sich 'was verknurt bei dem Salto mortale heute vormittag!"

„In den besten Zeiten von Reuz habe ich solch eine ulkige Nummer nicht gesehen," lachte Könnewitz, indem er gegen den Ankömmling sein Glas erhob. „Prost Oechelhausen! Es lebe die Parterregymnastik!"

„Also haben Sie sich wirklich nichts getan?"

Man umringte und befühlte ihn, wobei er derart gekitzelt und gekniffen wurde, daß seine aufsteigende Empfindlichkeit nicht zum Durchbruch kam. Er entwand sich der übermütigen Gesellschaft und raunte zwischen Aerger und Lachen:

„Macht doch keine Dummheiten, zum Donnerwetter! Man sieht schon her! Ihr habt gar keine Veranlassung, euch mausig zu machen. Bleiben Sie mir vom Leibe und setzen Sie sich dal, Schmedes! Ihre Figur beispielsweise war auch nicht hinreißend, als uns der Alte die Karussellgeschichte reinwürgte. Uebrigens muß doch da was geschehen . . ."

„Schon alles gemacht, mein Lieber!" erwiderte der lange Schmedes gemütlich, indem er den um anderthalb Kopf kleineren Kameraden auf den Rücken klopfte. „Auf Ihren Part kommen zehn Mark, mit denen Sie bei mir zu Buch stehen. Eigentlich bei meinem Bruder, der die Sache für uns gedeixelt hat. So ein Koofmich macht das viel besser und billiger. Werde Ihnen die Geschichte übrigens nachher mal erzählen. Ist zum Schreien! Der Jahrmarksböhmake wollte uns partout wegen ‚Geschäftsentschädigung' verklagen — wo wir den Kerl doch bloß spazieren gefahren haben!"

„Also die Chose ist aus der Welt. Na, Gott sei Dank," sagte Felix, indem er wirklich aufatmete. „Jetzt möchte ich eigentlich auch ein Glas Bier!"

„Ich denke, Sie wollten keins mehr trinken, Oechelhausen," ulkte Werner II. „Uebrigens müssen Sie sich das hier nicht so leicht vorstellen. Haben Sie schon der Frau des Hauses Ihren Knicks gemacht? Ja? Na, schön. Kißfeldt ist vorhin mal 'rausgegangen; er nimmt ein, wenn ich nicht irre. Jetzt gehen Sie mal zunächst zur Kommandeuse im Nebenzimmer und machen Sie schön. Ihr Lorgnon hat hier schon zweimal 'rübergeblitzt. Alsdann wird nachexerziert. Tee mit oder ohne — und sehen Sie sich vor, es gibt heute wieder die verfluchten Balanciertassen! Wenn Sie darauf Ihren Klacks italienischen Salat hinter haben, dürfen Sie Bier beanspruchen. Nehmen Sie übrigens helles — das dunkle steht noch vom vorigen Mal."

Felix lachte.

„Nee, sagen Sie mal wirklich," fragte er dann ernst, „meinen Sie, daß ich drinnen noch antreten muß?"

„Aber selbstredend müssen Sie vor den Thron. Unsre würdige Hausfrau hat vorhin die anciennitätsmäßige linke Sofaecke verlassen. Frau Hauptmann Baulieu kämpft mit dem Schlummer, wie immer um diese Stunde, und die beiden andern Häuptlingsdamen belagern bereits den Flügel, um zu dem üblichen à quatre mains aufgefordert zu werden. Die Gelegenheit ist also günstig."

„Rasch, ehe die Brandung wiederkehrt," mahnte Leutnant von Könnewitz, indem er Felix mit sanftem Druck die Faust in die Seite bohrte. „Sie bekommen dann auch Ihren Tee von Ursel Sweets eigner Hand."

Felix hatte die letzten Worte nicht mehr gehört. Er schlängelte sich an einigen Gruppen vorbei, wobei er noch Grüße und Händedrücke austauschte, so mit dem Hausherrn, dessen verschüchtertes Leidensgesicht eben aus der Richtung seines Arbeitszimmers auftauchte. Er hatte dort Tische für den Skat zurechtsetzen lassen.

Kurz vor dem Eintritt in das andre Zimmer, dessen Flügeltüren ausgehoben waren, stieß Felix auf den Major, der ihm liebenswürdig die Hand auf die Schulter legte und mitging.

„Nett, lieber Conte, daß Sie trotz des Urlaubs hier noch angetanzt sind. Kameradschaftlicher Sinn, freut mich. Habe Sie übrigens heute in Waldau gesehen, waren aber so vertieft in Unterhaltung, daß Sie auf keinen Menschen geachtet haben. Wollen Sie auch zu den Damen?"

„Sehr wohl, Herr Major," stotterte der junge Offizier, den es in Erinnerung an die Bemerkungen seines Vaters fast schreckhaft berührte, daß der Major ihn am Nachmittag gesehen. Er atmete erleichtert auf, als dieser nicht weiter darauf Bezug nahm, sondern freundlich sagte:

„Dann können Sie sich gleich von meiner Frau verabschieden. Sie hat mir sagen lassen, daß sie sich nicht wohlbefinde. Kostet mich meinen Skat. Aber was hilft's. — Na, Schatz, wie geht es dir?" wandte er sich, nicht sonderlich besorgt, an die schlanke Frau, deren weißes Gesicht mit den großen braunen, merklich kurzsichtigen Augen sich zu einem müden Lächeln verzog.

„Laß uns gehen, bitte," sagte sie leise in dem an das Englische erinnernden singenden Tonfall der Stockhauseatin. „Ich fühle das Aufsteigen meiner Migräne. — Guten Abend, Herr Graf."

Sie hatte sich erhoben und nach einem Blick durch ihr Lorgnon den in ehrerbietiger Haltung verharrenden jungen Offizier erkannt.

Felix verbeugte sich tief und zog die ihm gebotene Hand an die Lippen. Es war eine blühweiße, aber auffallend starkknochige Hand, die nur in dem ganzen Ensemble von eckiger Größe plausibel erschien.

Die Frau Major überragte ihren Gatten fast um einen halben Kopf, und das Mißverhältnis gegenüber

dem schmächtigen kleinen Leutnant machte sich direkt komisch. Ob sie das fühlte oder ob die Abspannung sie überwältigte, jedenfalls ließ sie sich noch einmal auf einen der nächsten Sessel niedergleiten — in einer Haltung allerdings, die deutlich den Wunsch ausdrückte, sich sobald als möglich wieder zu erheben.

„Selbstverständlich, liebes Kind," sagte der Major, „wenn du dich nicht wohl befindest, gehen wir nach Hause. Hast du unsre liebenswürdigen Wirte schon verständigt?"

Er wartete die Antwort nicht ab. Frau von Baulieu war beim Eintritt des Vorgesetzten ihres Gatten aus ihrem lächelnden Halbschlummer erwacht und hatte sich ebenfalls erhoben. Da Herr von Goslich wußte, daß sie Wert darauf legte, trat er mit ein paar liebenswürdigen Plauderworten rasch auf sie zu.

Nur Felix hatte das zaghafte Kopfschütteln gesehen, mit dem die Frau Major die Frage ihres Gatten beantwortet, das Kopfschütteln und zugleich auch den ängstlich prüfenden, unsicheren Blick, den die große Frau — das „bleiche Burenweib", wie sie heimlich von den jungen Dachsen genannt wurde — auf den Gatten gerichtet.

Dieser Blick war Felix zu Herzen gegangen, und er bemühte sich lebhafter um eine Unterhaltung, als das sonst in seiner reservierten Art lag. Was ihm an Weltgewandtheit und Lebenserfahrung noch fehlte, das ersetzte sich bei ihm durch ein feines instinktives Empfinden.

In jenem Blick hatte er die verzagte Frage gelesen: Ist es wiederum nicht richtig, wenn ich jetzt heimgehe? Muß ich deiner Stellung das Opfer bringen, auszuharren, wo ich mich elend fühle? Der ganze Jammer eines für eine völlig fremde Sphäre dressierten Weibes hatte aus jenem Blicke gesprochen.

Es war ein offenes Geheimnis, daß die Frau Major dem engeren Gesellschaftsleben des Offizierkorps innerlich ganz fremd gegenüber stand. Sie entstammte einer Familie, die auch bei den umfassendsten Festivitäten immer unter sich war. Wenn die Sweets eine Gesellschaft gaben, so konnten nicht einmal alle Sweets, geschweige denn die weitere Vetterschaft geladen werden. Dazu war das geräumige graue Patrizierhaus in der Riedgasse zu eng.

Zwischen den Anschauungen dieses Kreises, in dem sie aufgewachsen war, und denen des andern, dem sie durch ihre Heirat angehörte, lag eine Welt. Es hätte einer völligen Umprägung ihrer Wertbegriffe bedurft, um sich hier zurechtzufinden. Die Taxe für einen Menschen, der ihr gesellschaftlich näher trat, war früher klipp und klar in der Antwort auf die Frage gegeben: Was hat er? Sie hatte seinerzeit vollkommen das Erstaunen ihrer Kreise begriffen und mitgestaunt, als bei dem Tode eines berühmten Landsmannes Leidtragende aus ganz Deutschland zusammenströmten: Der Mann war Dichter gewesen und hatte doch eigentlich nie 'was gehabt! Und was man vor ein paar Jahren in der Presse mit mehr oder minder gelungenen Scherzen kommentiert — die Tatsache nämlich, daß der Kaiser bei einem Besuche der alten Hansestadt am Bahnhofe ein weniges warten mußte, weil der Ratsdiener mit dem Ueberzieher des Herrn Bürgermeisters noch nicht zur Stelle war, erschien ihr ganz in der Ordnung.

In der neuen Sphäre galt nur die Frage: Was ist er? Und darin fand sie sich nicht zurecht. Sie begriff nicht, daß die Frau eines Leutnants gegenüber der eines Hauptmanns keine eigne Meinung hatte, bloß, weil ein Hauptmann zwei Sterne auf den Achselstücken trug. Sie empfand es direkt als eine Kränkung, daß ihre dominierende Stellung in diesem Kreise nicht darauf beruhte, daß sie die Tochter des Senators Sweet in Firma Sweet & Martens war. Alle Huldigungen, die man ihr entgegenbrachte, resultierten einzig und allein aus der Stellung ihres Gatten. Man fetierte sie, nicht weil, sondern trotzdem sie eine Bürgerliche und die Tochter des Weinhändlers Sweet war, der — wie die Frau Oberst a. D. Baronin von Kemmling sie einmal gefragt hatte — wohl ja auch die Lieferung für das Kasino besorgte.

Selbst in den äußeren Formen der Geselligkeit erschien sie sich deplaciert. Was war das für ein Unsinn, daß sie ihr schweres Tafelsilber bloß deshalb nicht immer aufstellen durfte, weil die andern dergleichen nicht hatten! Dazu war es doch eben da, daß man sich unterschied. Ueberhaupt dieses ganze vorsichtige Abwägen der Lebenshaltung. Diese fremde, geräuschvollere Art, sich zu vergnügen, der freiere Verkehrston und dieses bei aller Ritterlichkeit so selbstbewußte Auftreten der uniformierten jungen Leute. Selbst der Neffe von Baring Brothers in London, der einmal bei ihren Eltern zu Tisch gewesen war, hatte nicht ein so sicheres Wesen gehabt, wie dieser kleine Graf, der sich wie selbstverständlich um sie bemühte, und von dessen Familie man doch allgemein wußte, daß sie überschuldet war.

Felix ahnte glücklicherweise nichts von dem Urteil, das hinter der weißen, eckigen Stirn seiner Kommandeuse über ihn gefällt wurde. Mitleid macht Courage, und so ließ er sich durch die Wortkargheit der Frau Majorin nicht beirren. Er freute sich, daß er einmal ohne Stocken und Erröten so flott im Zuge war in der Unterhaltung mit einer Dame, und er bedauerte fast, daß nun der Major wieder herantrat.

„Entschuldigen Sie, lieber Graf, aber wir wollen nun gehen. Bist du soweit, Schatz? Oder befindest du dich besser?"

„Nein nein," erwiderte Frau von Goslich lebhaft, indem sie sich gleichzeitig in ihrer ganzen Größe aufrichtete und ihren Arm in den des Gatten legte. „Ich wäre dir sehr dankbar, wenn du mich nach Hause brächtest."

Das Ehepaar verabschiedete sich. Frau Sitta hatte ordentlich etwas Farbe bekommen in der Freude darüber, daß sie aus ihrer rechten Sofaecke wieder einmal erlöst war. Nur der Major sah ziemlich verdrießlich drein; besonders als er sich in der Tür noch einmal umwandte und fragte:

„Aber was wird mit Ursel — wo steckt denn die überhaupt?"

„Hier steckt sie!" rief eine helle wohllautende Stimme aus der Richtung des in einer Ecke improvisierten Büfetts.

Hinter ihm hatten sich einige junge Mädchen, die der Hausfrau bei der Bedienung der Gäste zur Hand gegangen waren, kichernd und Konfekt knabbernd zusammengedrückt. Da die Gesellschaft bereits beim Bier angelangt war, das von dem mit weißen Zwirnhandschuhen behafteten und schrecklich aufgeregten Burschen serviert wurde, so waren die Damen beschäftigungslos und vertrieben sich die Zeit so gut es ging — immer in der stillen Hoffnung, daß die konsistente Leutnantsecke im andern Zimmer doch noch vielleicht zu einem kleinen Tänzchen gesprengt werden könnte. Bei Kißfeldts war dafür allerdings wenig Aussicht; die Frau Hauptmann sah es nicht gern, wenn ihr der frisch gebohnte Parkettboden zerschrammt wurde, auch fürchtete sie, daß der unvermeidliche Staub sich ihrem Gatten auf die Brust legen könnte.

Ursel Sweet hatte gleich beim Eintritt Oechelhausens die Spiritusflamme unter dem großen Samowar noch einmal angesteckt und eine frische Tasse Tee bereitet. Jetzt unterbrach sie die drollige Geschichte, die sie den jungen Mädchen aus ihren Schweizer Erlebnissen zum besten gab und trat mit ihrem Präsentierbrett hervor.

„Hier steckt sie — melde mich zur Stelle. Darf ich bitten, Herr Leutnant —?"

Damit hielt sie Felix das Brett hin.

Dieser war derart überrascht, daß er nicht gleich zugriff, sondern sich zunächst in einer Anzahl Verbeugungen erging.

„Die Herrschaften kennen sich noch nicht," bemerkte der Major trocken; „Herr Graf von Oechelhausen — meine Schwägerin, Fräulein van der Sweet."

„Sehr erfreut," sagte das junge Mädchen mit einem neckischen Aufblick, „aber tun Sie mir den Gefallen, Herr Graf, und nehmen Sie mir die Geschichte ab. Ich kann Ihnen sonst keinen Knicks machen; außerdem habe ich heute schon was hingeworfen. Das heißt — Sie haben auch keinen schlechten Tatterich," fügte sie mit einem kurzen hellen Auflachen hinzu, als Felix das klirrende Täßchen ziemlich ungeschickt in der Linken balanzierte. Darauf wandte sie sich an Schwester und Schwager.

„Ihr wollt schon gehen —?"

„Ja, Ursel —, und du gehst mit, nicht wahr?" sagte Frau Sitta eindringlich, indem sie ihre kurzsichtigen Augen mit einem fast flehenden Ausdruck auf das kecke Gesichtchen der Schwester richtete.

„I, fällt mir ja gar nicht ein! Bis jetzt war ich hier Kleinmädchen — das Vergnügen soll doch erst losgehen. Ueberdies hält mich auch noch die Pflicht. Der Herr Leutnant hat noch Makronen zu kriegen, woran er sich übrigens halten muß, denn der italienische Salat ist alle. Die andern Herren haben da grausam gewüstet."

Der Major räusperte sich laut und fuhr mit zwei Fingern der Rechten am innern Rande seines Uniformkragens entlang, als wenn er ihm zu eng wäre. Mit einer heftigen Bewegung hielt er seine Frau zurück, die sich ihrer Schwester nähern wollte. Dann beherrschte er sich und sagte ruhig:

„Laß Ursula nur hier. Das kaschiert auch unsern frühzeitigen Aufbruch. — Ich weiß aber nicht, ob ich dich werde abholen können — es hängt das von Sittas Befinden ab."

„Bemühe dich nicht, lieber Schwager-Major," erwiderte die Angeredete munter. „Ich finde allein nach der Riedgasse. In Zürich bin ich für weitere Wege auf mich selbst angewiesen."

„Hier ist aber nicht Zürich!"

Das klang so scharf, daß Felix einen erschrockenen Blick auf das junge Mädchen warf. Dabei ließ er die Tasse außer acht; der Tee schülperte über, und einige Tropfen spritzten sogar auf den Teppich.

Mit einem komisch-entsetzten: „Wenn das die Frau Hauptmann gesehen hätte —" nahm ihm Ursula Sweet die Tasse ohne weiteres aus der Hand und stellte sie auf eines der herumstehenden Serviertischchen.

Herr von Goslich nahm den Arm seiner Frau fester. Er genierte sich wegen seiner Heftigkeit, die gerade bei der, die sie treffen sollte, so eindruckslos verpufft war.

„Falls ich also nicht kommen sollte," sagte er, „und du bei Stöhrs, die ungefähr denselben Weg haben, keinen Anschluß finden solltest, so wird sich dir Herr Leutnant Graf Oechelhausen zur Verfügung stellen. Sie werden die große Güte haben, Herr Graf —"

„Zu Befehl, Herr Major," stieß Felix hastig und errötend hervor; „es wird mir eine hohe Ehre sein!"

Herr von Goslich nickte seinem Leutnant freundlich zu. Das Ehepaar verabschiedete sich dann auch

von den anwesenden Häuptlingsdamen — Frau von Baulieu hatte schon wieder zu einem sanften Nickerchen eingesetzt — und ging in das andre Zimmer.

Hier verursachte der Aufbruch des Kommandeurs den üblichen Aufstand, der sich aber bald legte und sogar einer merklich freieren Stimmung Platz machte, nachdem Herr und Frau Hauptmann von Kißfeldt unter vielen Ausdrücken des Bedauerns die Herrschaften hinausbegleitet hatten — Frau von Kißfeldt nicht, ohne schnell noch einmal in ihr Schlafzimmer gelaufen zu sein, um ein unfehlbares Mittel gegen Migräne zu holen, das sie der Frau Major auf der Treppe unter Segenswünschen und Verhaltungsmaßregeln in die Hand drückte.

Es war zunächst wieder ein unbehagliches Empfinden, das Felix beschlich, als er sich den übermütig schalkhaften braunen Augen des jungen Mädchens sozusagen ohne Deckung gegenübersah.

Der Flirt, wie ihn die Kameraden betrieben, war seine Sache nicht. Es schien fast, als befände er sich noch in der jungenhaften Unbeholfenheit, der der Verkehr mit Damen äußerst unbequem und genierlich ist. Er wurde viel gehänselt deswegen. Aber die eigentliche Ursache seiner Reserve lag doch tiefer. Bei aller Unselbständigkeit und tastenden Unreife seiner Jugend hatte seine ganze Art einen Grundzug von Ernst und Gründlichkeit. Er nahm nichts leicht — namentlich nicht in seinem Empfindungsleben. Das Weib erschien ihm als etwas priesterlich Hohes, dem er denn auch in seinen belletristischen Versuchen prunkend umkränzte Altäre errichtete. Wie die Kameraden von dem andern Geschlecht sprachen, das erschien ihm oberflächlich und zynisch. Er hatte — namentlich verheirateten Frauen gegenüber — das Gefühl, nur von ernsten, problemhaften Dingen sprechen zu dürfen. Da aber von den Walküren des Bataillons und auch von den wenigen Zivildamen, mit denen die Offiziere gesellschaftlich verkehrten, selten jemand Neigung hatte, sich von dem kleinen Leutnant mit Nietzsche und dergleichen anöden zu lassen, so hatte er sich schließlich fast ganz zurückgehalten.

Es war heute tatsächlich das erstemal, daß er in der Unterhaltung mit einer Frau — und sogar mit der Frau seines Bataillonschefs — einen leichteren Konversationston gefunden hatte. Darauf bezog er sich innerlich. Was ihm bei der Frau Major geglückt war, das sollte doch diesem Kobold gegenüber nicht schwer halten, der nach allem, was Felix von ihm gehört und eben selbst beobachtet hatte, doch nur ein flatteriges, eigensinniges Frauenzimmerchen war.

Ursula van der Sweet hatte sich auf eins der unbequemen kleinen Tabuvette gesetzt, die die Serviertische umstanden; dann die Beine übereinandergeschlagen und die verschlungenen Hände um das Knie gelegt. Auf einen Wink mit dem Köpfchen, dessen dunkle Augen immer noch mit einer Art von spöttischem Interesse auf seinem Gesichte ruhten, ließ Felix sich ebenfalls nieder, in einer kurzen, raschen Bewegung — wie auf Kommando. Fast gleichzeitig schnellte er den Oberkörper vornüber zu einer Viertelverbeugung und fragte: „Gnädiges Fräulein — äh — sind schon lange hier?“

Gleich darauf hätte er sich prügeln mögen ob dieser Albernheit.

Das feine Gesicht des jungen Mädchens verzog sich zu einem mokanten Lächeln.

„Allerdings,“ erwiderte sie mit schleppender Malice, indem sie die unter dem Kleidersaum hervorlugende Spitze ihres braunen Chevreaustiefelchens aufmerksam betrachtete; „schon recht lange — von meiner Geburt an. In den letzten Jahren mit längeren Unterbrechungen. Selbstverständlich; denn anderufalls hätten wir uns ja schon früher kennen lernen müssen.“

Gegen diese einfache Logik, die die dumme Fragestellung boshaft ins Licht rückte, war nichts einzuwenden. Felix fühlte sich derart auf den Mund geschlagen, daß er unter einer abermaligen kurzen Verbeugung schweigend nach der Teetasse griff und krampfhaft darin rührte.

„Wünschen Sie Kognak oder Milch, Herr Leutnant?“ fragte das junge Mädchen mit einem flüchtigen Seitenblick, ohne seine Stellung wesentlich zu verändern.

„Danke gehorsamst —“

„Also ganz ohne. Das ist vernünftig. Ich habe in Zürich von meinen russischen Kommilitonen gelernt, den Tee in seinem reinen unberührten Aroma zu genießen.“

„Ah — und waren gnädiges Fräulein lange in Zürich?“

Kaum ausgesprochen, schoß Felix die brennende Röte der Verlegenheit und des Zornes ins Gesicht. Es hätte des perlenden Auflachens seines Gegenübers nicht bedurft, um ihm zum Bewußtsein zu bringen, wie ungeschickt er sich benahm, wie wenig er in diesen acht Monaten des Offizierseins die Mängel der Internatserziehung überwunden hatte.

Wohl hatte man auch in Lichterfelde großen Wert gelegt auf gute Formen und gesellschaftlichen Takt. Auf den alljährlichen Korsofesten und bei manchen andern Tanzgelegenheiten war das praktisch erprobt worden — fast wie ein Unterrichtsgegenstand. Aber das hatte sich doch nur auf Aeußerlichkeiten beschränkt, auf eine schablonenhafte Ritterlichkeit, die überall da als unzulänglich sich erweisen mußte, wo eine Note angeschlagen wurde, die abseits der konventionellen Tonleiter lag.

Das empfand er in diesem Moment hilflos und peinvoll wie noch nie zuvor. Dieses Mädchen war von einem ganz andern Schlage wie die jungen Damen, die schon erröteten, wenn ein Leutnant die Hacken zusammenschlug und „Gnädigste" schnarrte. In diesem feingliedrigen Wesen steckte ein fremdartiger, ureigner Kern — etwas Ueberlegenes, just wie es seinen Anschauungen vom Weibe entsprach. Und einer solchen Ausnahmefigur gegenüber dieses blamable Entree! —

Mit pochenden Schläfen erwog er, wie das wieder auszugleichen war. Sollte er nun selbst den Ueberlegenen spielen oder in einen scherzhaften Ton fallen?

Ehe er noch einen klaren Gedanken fassen konnte, hatte Ursel van der Sweet ihre Knie fahren lassen, sich aufrecht hingesetzt und wieder den vollen Blick ihrer braunen Augen auf ihn gerichtet. Es lag nicht Spott und auch nicht Koketterie, sondern eine herzhafte Vertraulichkeit darin, wie sie das Köpfchen leicht auf die rechte Schulter neigte und fragte:

„Sagen Sie, Herr Leutnant, sehe ich wirklich so aus, als ob Sie sich in dieser Weise mit mir unterhalten müßten?"

Felix sah auf.

Er hielt den klaren, offenen, nur im tiefsten Hintergrunde schalkhaft flimmernden Blick so standhaft aus, wie er das noch vor wenigen Sekunden nicht für möglich gehalten hätte. Dann schüttelte er den Kopf und sprach ein energisches:

„Nein!"

Nun lachten beide.

„Auf Grund dieses Zugeständnisses bitte ich denn also um bessere Behandlung," sagte Ursel Sweet in einem drolligen Schmolltone. Dann legte sie die Ellbogen leicht auf den Tisch und fuhr fort, indem sie auf die gefalteten, ringlosen Händchen schaute:

„Mein Schwager hat Sie mir zum Kavalier bestimmt und damit unbewußt eine weise und gerechte Handlung vollzogen. Im Grunde sind Sie es nämlich — weshalb sind Sie übrigens so spät gekommen?"

„Ich hatte einen Ausflug gemacht und traf dann noch meinen Vater —"

„Nun denn — eigentlich bin ich nur Ihretwegen hier geblieben."

„Gnädiges Fräulein, ich bin unglücklich —"

Das junge Mädchen machte eine leichte Bewegung mit den gefalteten Händen, als wollte sie abwinken.

„Stürzen Sie sich nicht in Unkosten, Herr Leutnant. Ich wünschte, Sie kennen zu lernen. Ganz einfach. Einmal als den Bruder einer lieben Schulkollegin von mir — Freundin kann ich wohl nicht gut sagen. Wir sind zu lange auseinander; auch haben wir uns schon damals in der letzten Zeit nicht mehr recht verstanden. Die Verschiedenheit unsrer Naturen war zu offenbar. Sie fügte sich zu leicht jeder Autorität, auch der eingebildeten. Sie schalt mich pietätlos. Na, gleichviel. Um so herzlicher berührte es mich, daß Gertrud meiner zu ihrer Hochzeit gedacht hat."

„Und Sie werden kommen, Gnädigste?" fragte Felix so lebhaft und interessiert, daß das junge Mädchen lächelnd aufschaute.

„Ich möchte schon, weiß nur nicht recht, wie ich das anstelle. Mein Schwager fährt nicht, wie ich höre —"

„Leider nein."

In dem Tonfall dieser beiden Worte lag etwas, das Ursel Sweet veranlaßte, feinfühlig abzulenken.

„Es handelt sich ja nur um eine Wagenfahrt von kaum einer Stunde; ich will sehen, was ich mit meinem Eigensinn ausrichte. Ich bin in früheren Jahren schon zweimal auf Revenshof gewesen. Einmal waren Sie auch da; so als kleiner zwölfjähriger Schnappsack — pardon."

„Ich entsinne mich wirklich nicht," bemerkte Felix, wiederum mit einer merklichen Disposition zur Verlegenheit.

„Sehen Sie, so gehen gewichtige Menschen achtlos aneinander vorüber. Uebrigens haben wir schon heute vormittag diese flüchtige und halbvergessene Bekanntschaft erneuert. Und ich habe Ihnen da wiederum ein Geständnis zu machen —"

Die Berührung des Zwischenfalls auf der Parole war Felix äußerst unangenehm. Es erschien ihm wenig zart, daß sie darauf Bezug nahm. Die Uzereien seiner Kameraden hatten diese Empfindlichkeit genugsam vorbereitet. Deshalb konnte er eine leichte Gereiztheit nicht unterdrücken, als er erwiderte:

„Sie können sich denken, gnädiges Fräulein, wie fatal es mir ist, daß das gerade in einer für mich so unvorteilhaften Situation geschah. Der unglückliche Zufall —"

„War kein Zufall."

„Ich meine, daß der Hund des Herrn Majors —"

„Nein, nein, das war durchaus kein Zufall. Seien Sie mir nicht böse, es war vielleicht nicht richtig, was ich da getan. Auch war der Effekt drastischer, als ich ihn mir gedacht. Aber ich bin eine impulsive Natur, im Guten wie im Bösen. Ich hatte den Eindruck, als wenn die lange Unterredung, die mein Schwager mit Ihnen pflegte, für Sie — wie soll ich sagen? — recht unangenehm war. Stimmt das?"

„Das stimmt allerdings, aber —"

„Sehen Sie? Und da die Unterredung gar kein Ende nehmen wollte und Sie mir immer gedrückter erschienen, ließ ich die Dogge los."

Der Blick, von dem dieses Geständnis begleitet war, war doch etwas zaghaft und prüfend.

Felix saß sprachlos. Er wußte absolut nicht, was er von der Geschichte halten sollte. Es legte sich ihm etwas warm ums Herz, gleichzeitig aber lehnte sich das Selbstgefühl in ihm auf.

Ursel Sweet schien das richtig zu erfassen.

„Nun sind Sie mir böse, natürlich," sagte sie, „und ich habe es doch wirklich gut gemeint. Daß der Hund Sie attackieren würde, konnte ich ja nicht voraussehen. Er sollte nur meinen Schwager ablenken und damit eine Situation beenden, die — mich — em—pörte."

Die letzten Worte waren von einem zuckenden Zusammenziehen der Schultern begleitet und mit einer Betonung gesprochen, als wenn noch etwas von dieser Empörung in ihr nachzitterte.

Felix begriff die ganze sonderbare Geschichte noch nicht recht. Sie hatte Vorsehung gespielt? Für ihn? Und weshalb? Er hatte direkt etwas Lächerliches, der Gedanke, daß dieses schmächtige Persönchen sich in den ehernen Organismus des königlichen Dienstes drängen wollte, und das gab ihm etwas Ueberlegenes.

„Nun, gar so schlimm war die Situation doch wohl nicht," äußerte er leichthin, indem er eines der silbernen Teelöffelchen auf der Spitze seines Zeigefingers balancierte. „Zurechtweisungen oder auch Tadel kommen im dienstlichen Leben täglich vor. Und ich finde, das muß so sein."

„Muß so sein! Natürlich!" rief sie ziemlich laut und mit einem erregten Aufblitzen in den Augen. Dann preßte sie die Lippen aufeinander und schwieg einen Moment. Zwei scharfe Fältchen, die sie viel älter machten als sie war, verliefen in den herabgezogenen Mundwinkeln. Das verlor sich jedoch sofort, als sie sprach, ruhig und leidenschaftslos, wie aus einer gefestigten, unerschütterlichen Ueberzeugung heraus:

„Sehen Sie, dieser Fatalismus ist fast noch schrecklicher, als die straff geregelte Unlogik, die ganze maschinenmäßige Willenlosigkeit, die sich in Ihrem Begriff Dienst zusammenfaßt. ‚Das muß so sein!' Haben Sie sich schon einmal die Frage vorgelegt, weshalb das so sein muß? Weshalb ein so religiöses Volk aus dem Ebenbilde Gottes eine gedankenlose, minutiös funktionierende Maschine macht? Weshalb ein Ehrempfinden, das auf der einen Seite messerscharf zugespitzt ist, auf der andern derart versagt, daß man sich herunterhunzen läßt wie ein ungezogener Schulbube? Bitte, ich weiß, was Sie mir vorhalten wollen, und begreife auch, daß Sie mir das vorhalten müssen, da Sie doch diesen merkwürdigen bunten Rock tragen mit den faszinierenden blanken Knöpfen, aber —"

Einige kräftig präludierende Akkorde am Klavier unterbrachen diese Auseinandersetzung.

Ohne daß Felix es gewahr geworden, hatte sich die überwiegende Mehrzahl der Gäste in das Zimmer gedrängt, um mit Interesse oder Resignation, je nachdem, den unvermeidlichen musikalischen Genüssen zu lauschen.

Die beiden Häuptlingsdamen, die seit einer Stunde schon den Flügel belagert hatten, waren nun endlich mit ihrer „Barkarole" für Sopran und Alt zu Wort gekommen. Die Piece war so bekannt, daß der jüngste Fähnrich sie schon auf seiner Stube pfiff; dennoch lauschte man mit der gebührenden Hingabe und Aufmerksamkeit.

Ursel van der Sweet war sitzen geblieben und hatte sich nur mit einer Halbwendung den musizierenden Damen zugewandt. Felix war aufgestanden und leise zurückgetreten, wobei er dem andächtig zuhörenden Bataillonsadjutanten auf den Fuß trat.

„Donnerwetter!" hauchte Herr von Przyborowski indem er den jungen Kameraden bei den Hüften faßte und ihn von sich abhielt. „Mensch, sehen Sie sich vor, sonst heule ich wie ein Hund, der den Leierkasten nicht vertragen kann."

Felix entschuldigte sich. Da das aber nicht mit der nötigen Vorsicht geschah, richteten sich eine Anzahl Blicke auf ihn, darunter auch die sehr unwilligen der Frau Hauptmann von Kißfeldt, die einen langen Hals machte und scharf herübersah.

Vor diesem Kreuzfeuer drückte sich Oechelhausen zunächst hinter den breiten Rücken des Bataillonsadjutanten, der ihn auch bereitwillig deckte, und dann ins Nebenzimmer. Dies war augenblicklich ganz leer, bis auf den weiß behandschuhten Burschen, der beim Eintritt des Offiziers aus einer Fensternische sich stramm aufrichtete.

Felix winkte ab und beorderte Bier.

Er war noch ganz benommen von dem Unerhörten, das er da von einem jungen Mädchen, von der Schwägerin eines Offiziers, und zwar seines eignen Bataillonskommandeurs, gehört hatte.

Die Bemerkungen an sich berührten ihn weniger. Er wußte, daß sie zu dem eisernen Bestande der gegen das Militär überhaupt erhobenen Einwendungen gehörten. Aber die Art, wie sie vorgebracht worden waren, und von wem! Er war unzufrieden, ja direkt beunruhigt, daß er das nicht sofort zurückgewiesen, daß er das überhaupt mitangehört, und er nahm sich vor, das Versäumte bei der nächsten Begegnung, die er sofort nachher suchen würde, nachzu-

holen. Dieser feste Vorsatz entlastete ihn jedoch sich selbst gegenüber noch nicht. Er trank rasch und gedankenlos hintereinander zwei Glas Bier und nahm auch von dem Kognak, den der Bursche ihm präsentierte. Das trieb ihm das Blut zu Kopf, und er sah die Sache noch schlimmer an als vorher. Er rekapitulierte jedes Wort mit wachsender Erregung, bis sie ihm schließlich wie persönliche Kränkungen in der Seele brannten.

Er fühlte einen Fleck auf seiner Weste, und aus diesem überschraubten Empfinden heraus hatte er das Bedürfnis, sich einem älteren Kameraden mitzuteilen.

Leutnant Schmedes betrat vom Entree her leise das Zimmer. Als er Felix Oechelhausen abseits und allein beim Bier sitzen sah, drohte er ihm mit dem Finger und wollte sich sachte in das Musikzimmer birschen, wo eben Oberleutnant von Hahns spröder Tenor die bekannten, in Rußland gefangenen Grenadiere gen Frankreich geleitete.

Auf einen bittenden Wink von Felix schlich der lange Schmedes etwas gebückt an der von Uniformen verbarrikadierten Tür vorbei und klappte seine Gliedmaßen neben dem Grafen in einem Eckfauteuil zusammen.

„Recht haben Sie, mein Lieber, hier sitzt sich's besser," flüsterte er, indem er geräuschlos den Tisch heranzog, auf den der Bursche Kognak und Liköre niedergesetzt hatte. „Hol mich der Deuwel, ich weiß nie, was ich für ein Gesicht zu machen habe, wenn ich Musik anhören muß. Aber ehe der Hahn zum dritten Male kräht, müssen wir uns hier verkrümeln. Haben Sie was auf dem Herzen?"

Felix erzählte nun den Vorfall. Ohne daß er es wollte, mischten sich seine Empfindungen in den Tatbestand; seine Schilderung wurde je länger, desto schwärzer. Um so mehr befremdete es ihn, daß Schmedes von der Geschichte nicht im geringsten alteriert wurde.

Dieser suchte mit Kennerblick unter den Flaschen und goß zwei Liköre ein. Auf die schon etwas ungeduldige Frage des jungen Grafen, wie er die Sache auffasse, griff er nach dem Gläschen und sagte seelenruhig:

„Prost, Oechelhausen. Trinken Sie mal erst einen Schnaps, und dann will ich Ihnen gern den Nachweis führen, daß Sie Flöhe im Gehirn haben."

„Mir ist nicht scherzhaft —"

„Um so schlimmer für Sie. Danken Sie Ihrem Schöpfer, Liebster, daß Sie mir allein mit der Geschichte gekommen sind. Sie hätten sich leicht eine Blamage zuziehen können, viel unangenehmer, als wenn alle Hunde der Welt sich gegen Sie verschworen hätten. Auf solche Binsenweisheiten reagiert man doch nicht, mit keiner Silbe und auch nicht mit einem Gedanken. Ich bitte Sie, wo sollte denn das hinführen. Wir müßten uns ja alle Tage mit mindestens einem Zeitungsschreiber herumwürgen, wenn wir solche Chosen persönlich nehmen wollten. Und nun gar von einem Frauenzimmer, von Ursel Sweet! Wenn Sie die erst näher kennen werden, dürften Sie noch ganz andre Sachen zu hören kriegen. Eine dolle kleine Kröte. Die unterhält sich mit Ihnen von der Liebe des Nächsten wie Wasser. So ein bißchen drittes Geschlecht, wissen Sie, mit einem Schuß Sozialismus. Wenn das alles mehr herumkommen würde, hätte sie den Major längst um seinen roten Kragen geredet. Daher seine ewige Angst, sobald die Kleine hier vorübergehend aus ihrem schweizerischen Exil antanzt. Und danach denken Sie sich mal aus, was Sie dem Alten für einen Gefallen tun würden, wenn Sie den Quark breitträten. Das wäre einmal eine große Dummheit und zum andern auch nicht ganz kavalierement, ich kann mir nicht helfen."

„Wieso? Wie meinen Sie das?" fragte Felix verletzt.

Er setzte das Glas, das er zum Munde führen wollte, ab und hielt es in der Schwebe. Schmedes legte beschwichtigend die Hand auf sein Knie.

„Das ist Gefühlssache, Oechelhausen. Ich kann Ihnen das nicht so nach a und b auseinanderpolken. Sie werden selbst dahinterkommen, wenn Sie erst ein bißchen mehr Umgang gehabt haben mit Weibsleuten. Abgesehen davon, daß Empfindlichkeit nie die höchste Instanz in Taktfragen gewesen ist; die Ritterlichkeit stellt heutzutage ganz andre Anforderungen an uns wie früher, hauptsächlich besteht sie in einer klugen Passivität. Zu der kommt man aber erst, wenn man vom Weibe als solchem und speziell von dem unsrer Kreise ein richtiges Bild hat. Und das haben Sie noch nicht, mein Lieber. Sie stecken noch tief im Glauben und im Kultus. Darin liegt die eigentliche Ursache, daß Sie so ein paar Redensarten einer verschrobenen kleinen Person tragisch nehmen, und darin liegt ferner eine Kette von Gefahren für Sie."

Felix fühlte das Wohlgemeinte und Kameradschaftliche in alldem. Die Wendung aber, die das Gespräch nahm, behagte ihm nicht. Er suchte abzulenken.

„Sie haben also kein Bedenken —"

„O doch, ein sehr großes sogar," erwiderte Leutnant Schmedes, indem er einen flüchtigen Blick nach der Tür warf und dann seine wohlgepflegten Hände betrachtete. „Bedenklich ist mir das offenkundige Interesse, das der kleine Satan an Ihnen zu nehmen scheint. Und da gebe ich Ihnen den freundschaftlichen Rat: sehen Sie sich vor; es geht verflucht

ungerecht in der Welt zu. Was man bei der wilden Ursel als Marotte belächelt, kann leicht verhängnisvoll werden demjenigen, dem sie sich näher attachiert. Auch die verrücktesten Ideen sind ungefährlich, solange sie keine Werbekraft betätigen, und nach der Richtung hin muß selbst der Schein vermieden werden."

Felix lächelte zerstreut. Der genossene Alkohol hatte ihn müde gemacht. Das passierte ihm immer. Entweder starke Exaltation oder völlige Schlaffheit. Die mittlere Linie hatte er noch nicht. Von dem, was ihm der ältere Kamerad eben mit nachdrucksvollem Ernst vorgetragen, hatte er nicht viel mehr gehört als die Konstatierung des Interesses, das Ursel Sweet für ihn offenbarte. Daran hakte er mit seinen Gedanken fest, und zwar mit einiger Selbstgefälligkeit. Er mußte sie sich daraufhin doch noch einmal ansehen.

Die Herren konnten gerade noch in die Tür treten, als das dritte und letzte Lied des Oberleutnants von Hahn in einer sanft tremolierten Fermate ausklang.

Einige Schlußakkorde auf dem Klavier. Frenetischer Beifall. Von den meisten allerdings schon im Abgehen gespendet. Es lag etwas Fluchtartiges in diesem Zurückweichen und Sich-rasch-verteilen. Man hatte genug.

Alles schwirrte plaudernd und lachend durcheinander. Die jüngeren Leutnants bildeten mit befreiten Gesichtern einen neuen Dachsbau. Die älteren, darunter auch Könnewitz und Schmedes, mußten zum Skat antreten. Die Hauptleute saßen schon; Herr von Baulien hatte sogar bereits gemischt. Aus dieser Charge war nur noch der Hausherr zu sehen, der in Vertretung seiner Gattin den Burschen anschnauzte, um ihm Beine zu machen für den nun wieder regen Betrieb. Einige der jungen Mädchen umhimmelten mit den Häuptlingsdamen den immerfort dienernden Oberleutnant von Hahn, während die andern mit dem Eigensinn und der Ausdauer tanzlustiger Backfische Frau von Kißfeldt belagerten.

Diese hatte für die Bitten und Beschwörungen, mit denen man sich an sie hing, zunächst nur ein süßsaures Lächeln und eine Menge von Vernunftgründen. Endlich mußte sie doch der Uebermacht nachgeben.

„Es wird getanzt!"

Die Mädchen hüpften und klatschten in die Hände, um dann gleich mit Ameisenemsigkeit über die Möbelstücke herzufallen und sie beiseite zu rücken. Die Teppiche wurden hinausgeschafft. Ein Schieben und Rücken an allen Enden.

Im Dachsbau wurde es unruhig. Die einen knurrten und schienen nicht übel Lust zu haben, sich vor der Scherbelei zu drücken, andre wieder, deren Herz etwas engagiert war, freuten sich der bei Kißfeldts ungewöhnlichen Errungenschaft und streiften ihre Glacés auf.

Nur Felix berührte das alles gar nicht. Er saß in einer Fensternische und schaute zu Ursel Sweet herüber. Frau von Baulien war durch die Vorbereitungen zum Tanz aus ihrem Hasenschlummer aufgestört worden und hatte das in ihrer Nähe stehende junge Mädchen in ein Gespräch gezogen. Die Konversation schien nicht sonderlich lebhaft. Bei aller Verbindlichkeit merkte man es namentlich Ursel an, wie wenig ihr die Unterhaltung behagte. Ein leicht mokanter Zug lag um ihren Mund.

Ursel Sweet war eine Minaturausgabe ihrer Schwester, sie sah ihr außerordentlich ähnlich. Das volle braune Haar, die großen Augen, die matte Blässe des Gesichts, alles dasselbe und im Ensemble doch so grundverschieden. Was bei Frau von Goslich groß, hart und eckig war, das zeigte sich in der Figur der Schwester von einer Feinheit und Zierlichkeit, die an Meißener Nippes erinnert hätte, wenn das starke, spannende Leben, das auch bei relativer Ruhe den schlanken Körper durchpulste, diesen Vergleich zuließe. Trotz der schmiegsamen Falten des hellen, miederlosen Reformkleides bewegten sich die geschmeidigen Glieder frei und unabhängig darin. Jedem leichteren Stellungwechsel folgte das weichfließende chamoixfarbene Tuch erst, nachdem er vollzogen war. Man hatte nicht, wie sonst bei unsern Modedamen, den Eindruck, als wenn das Kostüm zum Körper gehörte und dessen Formen bedingte; es war Verhüllung und Bekleidung, nichts weiter.

Felix beobachtete das junge Mädchen mit der naiven Rücksichtslosigkeit seiner Jugend. Nach und nach überkam es ihn wie ein Rausch und eine Schwäche zugleich, die er in den Knien und namentlich in den Handgelenken spürte, deren Pulse in zuckender Unregelmäßigkeit gegen die Manschetten pochten.

Plötzlich fuhr er auf und sah sich mit rotem Kopf verstört um, ob ihn jemand beobachtete.

Es war von unbeschreiblicher Grazie, wie das lacertenhafte Figürchen Ursel Sweets nun in den Falten ihres Kleides niedertauchte zu einer hofmäßigen Verbeugung, mit der sie sich von der Hauptmannsfrau verabschiedete. Sie führte die ihr gebotene Hand an die Lippen und ging davon. Der mokante Zug wich einem suchenden Ernst.

Felix hatte sich unwillkürlich erhoben.

Als sie ihn bemerkte, leuchtete ein Lächeln in ihrem Gesichte auf, und ohne zu zögern ging sie auf ihn zu.

„Es wird getanzt, Herr Leutnant. Wenn es für Sie nicht ein gar zu großes Opfer ist, würde ich Sie bitten, mich jetzt nach Hause zu begleiten."

Viertes Kapitel

Obwohl die Gesellschaft durch die Belagerung der Spieltische und den eben beginnenden Tanz reger als vorher in Anspruch genommen war, wurde die Verabschiedung der beiden doch recht auffällig bemerkt.

Frau Hauptmann von Kißfeldt tat ordentlich erschrocken.

„Aber, liebes Fräulein," sagte sie mit großen Augen und in dem langgezogenen Tone des Befremdens, „Sie werden doch nicht jetzt schon gehen. Bleiben Sie noch ein Stündchen, Sie finden dann Anschluß . . ."

„Den habe ich bereits, gnädige Frau," erwiderte Ursel so bestimmt, daß Frau von Kißfeldt sich ratlos nach irgend einem Beistande umsah und dem jungen Mädchen dann zögernd die Hand reichte.

Felix fühlte sich durch die erstaunten Fragen und die mehr oder minder gedankenlosen Ausdrücke des Bedauerns wesentlich mehr geniert. Namentlich wirkte ein Blick in ihm nach, den er bei der Verabschiedung an dem betreffenden Skattische von Schmedes aufgefangen.

Es hatte ein kitzelnder Humor in diesem Blicke gelegen, und doch auch eine ernste Mahnung, die sich deutlich auf die Unterhaltung von vorhin bezog.

Das hatte Felix etwas ernüchtert, zumal er sich nun auch der Wahrscheinlichkeit bewußt wurde, daß das Gespräch da anknüpfen würde, wo es unterbrochen worden war. Er präparierte sich darauf. Mit spitzen Fingern zerrte er an den spärlichen Schonungen oberhalb der Mundwinkel und schwieg das aufgeregte, wühlende Schweigen eines Menschen, der in der nächsten Minute eine Rede halten soll und mit der Disposition nicht zurechtkommen kann.

Sie waren inzwischen in die stille Sommernacht hinausgetreten.

Die Nacht war lau und doch so unendlich erfrischend nach der von Lichtern und Menschen überheizten Temperatur, die sie soeben verlassen.

Ursel Sweet blieb gleich in der Tür einen Moment stehen und atmete tief auf, beide Händchen fest auf die Brust gedrückt.

„Ah, wie das gut tut!"

Felix lächelte zerstreut. Er hakte den Säbel aus und behielt ihn in der Hand, um nicht so leer zu gehen. Dann schritten sie wortlos nebeneinander her.

Eine Weile noch schallten ihnen das Tanzgeklimper und alle die andern geselligen Geräusche aus den geöffneten Fenstern der Kißfeldtschen Etage nach. Es verlor sich das aber bald in dem lauteren Widerhall ihrer Schritte.

In solchen alten Städten haben die Straßen zur Nachtzeit eine merkwürdig kräftige Resonanz. Das machen die eng aneinander gedrückten Häuser mit den tiefen, oft bis unter den Bürgersteig ausgemauerten Kellereien. Es klingt hohl und dumpf, als wenn man über die Steinplatten gewölbter Gräber ginge.

Der Mond war nicht zu sehen, aber daß er hinter einem der hochragenden Giebel auf der Lauer lag, verrieten die kurzen Häuserschatten, die in scharfen Konturen, schwer und dunkel über der Gasse lagerten.

Felix und Ursel van der Sweet gingen auf der lichten Seite der Straße und nicht in die Stadt hinein, sondern nach dem Flusse zu, auf dessen Bollwerk die Riedgasse ausmündete. Es war ein Umweg, sie wählten jedoch diese Richtung wie auf ein stillschweigendes Uebereinkommen. Der muffige Duft von alten Tonnen und Kisten, der einem besonders in schwülen, windstillen Nächten wie eine Ablagerung der jahrhundertelangen merkantilen Vergangenheit aus jedem Winkel entgegenschlägt, machte sich am Wasser zwar auch bemerkbar, untermischt noch von dem strengen Teergeruch, aber es war frischer und luftiger dort. Und als sie auf die am Flußufer entlang führende Straße hinaustraten, bot sich ihnen in der fahlgelben Beleuchtung des Mondes ein reizvolles Panorama.

Die Buchen und Eichen der jenseitigen Anlagen, deren Blattwerk am Tage von den passierenden Bahnzügen angequalmt wird und sich sonst grau und verstaubt ausnimmt, erschienen auf der belichteten Seite saftgrün und mit flimmerndem Golde überstreut. Die andre Seite lag in einem tiefen, blauschwarzen Schatten. Selbst die nüchternen Kähne, die sich schweigsam und traummüde an das Ufer drückten, die kahlen Schuppen und Holzstapel drüben boten in den scharf aneinander gelagerten Kontrasten von hell und dunkel ein zauberhaftes Bild.

Ursel Sweet verlangsamte ihre Schritte; dann berührte sie leicht den Arm ihres Begleiters und blieb ganz stehen.

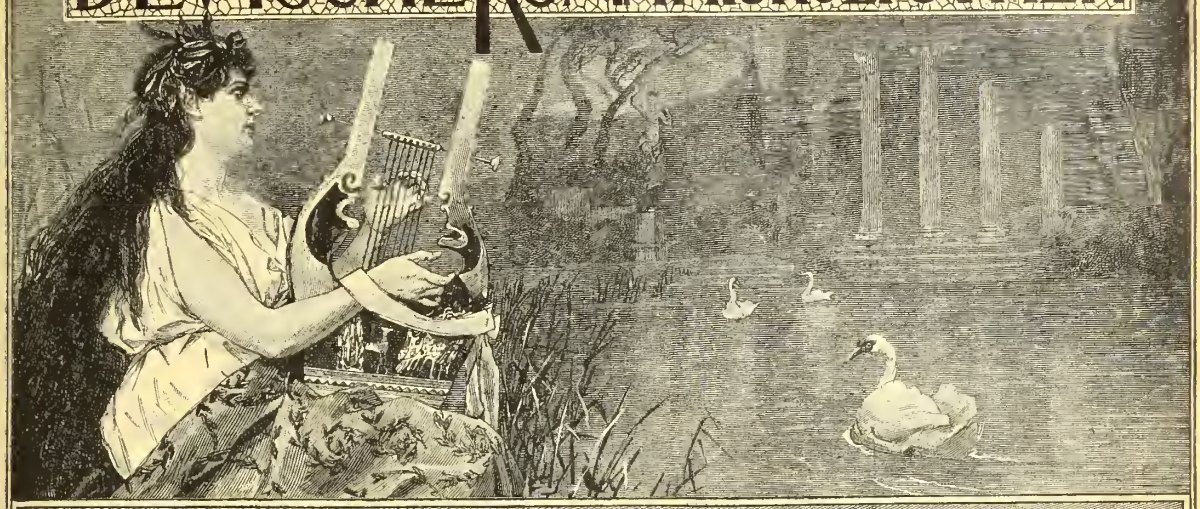
„Das ist schön," sagte sie leise und andachtsvoll, wie man in einer Kirche spricht. „Sehen Sie — das blanke Nixengeschmeide auf dem Wasser — und dort die Brücke wie von lauterem Gold. Es ist sehr schön hier — wie überall, wenn die Menschen schlafen, die alles so häßlich machen mit ihrem sogenannten Tagwerk. Schauen Sie mal nach der Uhr, bitte. — Nun, so sagen Sie mir doch!"

Das klang wieder sehr energisch, und ein ungeduldiger Blick streifte ihn.

(Fortsetzung folgt)

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

DEUTSCHE ROMANBIBLIOTHEK



Wöchentlich eine Nummer | № 44 | Alle 14 Tage ein Heft

Der Ueberkater

Von

Johannes Richard zur Megede

(Fortsetzung)

Und am nächsten Morgen die Sonne, der Duft! Als wenn es mein Brautmorgen wäre ... Es ist ja auch mein Brautmorgen!

Roberts Diener ist gekommen. Ich sehe von der Terrasse den tiefschwarzen Kerl mit seinem leuchtenden Burnus gemessen zu mir heraufgrüßen, gemessen nach seines Herrn Zimmer schreiten. Im Hofe herumlungernde arabische Führer, trübselige Maultiere, das Schöpfrad knarrt. Auf der Landstraße eine ganze Kamelkarawane: ein vertrockneter Scheich, verschleierte Weiber, Teppiche, Zelte, zum Schluß zwei flinke Esel. Es sind echte Beduinen, die vor der Sommerhitze der Sahara in die Atlasschluchten ziehen. Es sieht alles aschfarben, mumienhaft aus, Mensch wie Tier. Aber es ist doch ein fremdes, eigenartiges Bild, dem ich folgen muß, bis der letzte philosophische Eselschwanz hinter einer Felsecke verschwindet. Später sitzen die Leutnants auf, die nach der berühmten Schlucht von Tilatu wollen. Im Vorüberreiten grüßen sie höflich hinauf. Mir macht es gar keinen Kummer, bei der Gelegenheit gedämpft zu hören: „Entzückendes Weib!" Und da natürlich jede unheimlich verliebte Frau auch unheimlich eitel ist, aus Glück, aus Torheit, aus Politik, was weiß ich), so imponierte mir selbst nach der gestrigen Maskerade mein Flanellkleid, das die Liebenswürdigkeit der Wirtstöchter über Nacht sehr hübsch wieder hergerichtet hat. Und der Fluß sendet mir Frische, die Berge strahlen Sommer. Die ganze Natur so jugendfrisch, so zukunftsfroh! Und fühle ich vielleicht anders, ich, die ich nicht mehr fassen kann, daß es noch einen andern Mann für mich geben könnte als Robert Rin? Drei lange Jahre war ich verheiratet, aber jetzt erst fühle ich mich Braut. Und da habe ich natürlich wieder Angst, daß das alles nur Trug sei, Schimmer. Als wenn sich die Tür im Nebenhaus öffnen müßte und Peter von Lasowitz träte heraus, Peter, vor dem ich heiße Sünderin vielleicht einmal Mitleid oder Reue empfinden könnte, weil ich ihn betrog. Sonst nichts! ...

Ach, es gibt ja keine Gespenster! Es gibt nur uns, nur uns zwei. Und wie köstlich dieser Egoismus der Liebe, diese Insel der Seligen, die in allen ihren Paradiesesgärten doch nur Raum hat für zwei! Heute bin ich die Frühaufsteherin, während der berühmte Afrikareisende sich so spät, ach so spät erst erhebt! Ich werde von jetzt ab immer früh aufstehen! Der Schlaf ist das Glück der Glücklosen. Aber die einzig Glücklichen, die Liebenden und die Kinder hassen den Schlaf, weil er ihnen das Leben im Licht kürzt.

Und als er dann doch kam, der Geliebte, viel übernächtiger als ich. Wie er mir die Hand küßte, wie ich es wonnig rieseln fühlte bis in die Fußspitzen, bis ins Haar! Wie ich vibrierte, wie's vor meinen Augen schwamm! Ach, ich war nie verheiratet, nie,

bis heut! Und wie ich ihm nicht einmal antworten konnte gleich, weil sich in mir alles zusammenkrampfte, da küßte er mir noch einmal die Hand und sagte so warm, so innig: „In meinem Leben gab's viele Frauen, und doch nur eine, du, geliebtes Geschöpf!“ Da erst fand ich das Wort: „Du lieber, du einziger Mensch!“ Und ich mußte ihn umarmen, ihm den Mund küssen, die Stirn. Es war gewiß nicht klug, denn die Leute sahen's, und ich bin doch nicht seine Frau. Aber es war eben der Strom jenes echten Gefühls, den ich niemals hätte hemmen sollen!

Wir haben dann den ganzen Vormittag und noch mehr in der Oase zugebracht, wie sich's gehört. Ob's eine Traumoase ist! Ich berausche mich noch heut an diesen Erinnerungen, ich werde mich immer an ihnen berauschen, sie, die so jung sind, weil sie nie alt werden können.

Und wie genau ich alles vor mir sehe! Jenseits der roten Schlucht, wo der grüne Oued sich in die Wüste zu verlieren anschickt, führte eine kleine Eisenbrücke zur Oase. Halbnackte arabische Bengels spielen kreischend umher, klettern auf den Brückenbogen, hängen in dem Gitterwerk: „Madame, voulez-vous voir sauter un enfant du pont?“ Und ehe ich noch dem übereifrigen Frager antworten kann, saust er schon in langem Sprunge in eine schwindelnde Tiefe. Ich fuhr zusammen. Ich hatte die bestimmte Empfindung, daß der Tollkühne zerschmettern müsse an den Riffen, die überall unter dem schmalen Wasserspiegel schimmern. Aber der Bengel kommt gleich darauf seelenvergnügt durch eine lebendige Stachelhecke der wunderlich geformten indischen Feigen gekrochen und gurgelt sein: „Sordo, sordo!“ das aus arabischem Munde recht hart klingt, in Wirklichkeit aber nur das schmeichelnde: „Un soldo, un soldo, signore“ der italienischen Betteljungen ist. Ich war selbst so glücklich an dem Tag und wollte auch glücklich machen nach Möglichkeit. Ich gab ihm ein Goldstück. Doch der Junge schüttelte stiernackig den Kopf und wiederholte: „Sordo, sordo!“ bis ich ihm endlich das ganze Portemonnaie zum Aussuchen hinhielt. Er entschied sich für das wenige Kupfer und tollte davon. Der Arme kannte kein Gold. Wie oft mag's uns auch so gehen!

Dann drei arabische Dörfer am Oasenrand. Staubig, lehmig, eng die Gassen, in den Türen die Alten kauernd mit ihren erloschenen Orientaugen, vor dem Café auf der Bastmatte oder direkt im Schmutz die Jungen mit ihren Zigaretten. Dasselbe Oasenbild überall: Lieber sterben als arbeiten! Und der grüne Palmenwald lächelt und duftet und säuselt verheißungsvoll um seine müßigen Kinder.

Und haben wir's vielleicht anders gemacht, mein Schatz und ich? Wir sind auf vielen Umwegen und zwischen vielen Lehmmauern hindurch hinabgestiegen in das breite Steinbett des Oued, der hier gar nicht mehr der grüne, rasche Bergfluß ist. Er rieselt verschwiegen dahin, an beiden Ufern unter Tamariskengestrüpp versteckt und knospenden Oleanderbüschen und er, der der Lebensspender der Oasen ist, verrät sich nur noch durch frischen Dunst und dunkles Grün, um dann weiter zu siechen bis zum Wüstentod der Sahara. Und hüben und drüben steigen von den weißgebleichten Steinen dieser vertrockneten Stromschlucht die Palmen auf, so groß, so stolz, so feierlich, wie ich sie niemals sah. Ueber uns strahlt der blaue Sonnenhimmel, vor uns flimmert die rote Atlaswand. Und hier im Oleandergebüsch versteckt, haben wir Stunden gesessen, die Wasserkühle eingeatmet, den Orientduft. Es war wahrlich ein Märchen! In der Palmenschlucht von El-Kantara wohnt mir der Frühling, das Glück. Ich habe ihn geahnt, diesen Frühling, aber nicht das Glück.

Robert hat mir hier manches erzählt, und ich ihm vieles. Der Frauen Leben ist ja meistens wie ein Mosaikbild aus tausend und abertausend Kleinigkeiten zusammengesetzt. Wir erleben vieles, selten viel! Der große Zug fehlt, das ist unser Reiz. Ich habe das so recht empfunden, während er erzählte. Kleinigkeiten gibt's da nicht, ich bin in seinem Leben vielleicht die einzige Kleinigkeit gewesen. Er ist kein Kind der Liebe, und schon sein Jugendtraum war die große Wüste. Das klingt so herbe! Aber auch der ganze freie Mensch liegt drin. Denen die weiche Liebe nie an der Wiege sang, denen schmückt auch nicht schwächliches Mitleid den Grabhügel. Und wer in der freien Weite erst voll atmen kann, der wird nicht klein sein, sondern klar. Ich liebe klare, freie Menschen! Vielleicht nur, weil ich selbst unklar und unfrei bin. Ich möchte auch klar und frei werden, und eben darum ersehne ich widerspruchsvolles Geschöpf den Tag, wo ich ihn kette.

Der Tag verging so schnell.

Als wir ins Hotel zurückkamen, wartete schon der Omnibus. Ich muß ja nach Biskra, da hilft nichts. Auf dem Bahnhof hatten wir noch gerade Zeit, uns die Hand zu drücken. Ich schaute natürlich zurück nach ihm, so lange ich irgend etwas von ihm noch zu erkennen glaubte, und dann schaute ich auf die rote Schlucht zurück, und dann winkten mir noch lange die Palmen. Dann alles wieder wie einst, ein verträumter Traum. Ich war, Gott sei Dank, im Coupé allein, konnte ungestört an ihn denken und die Zukunft. Kind des Glücks, das ich doch immer bin! Ich war in einer Oase, jetzt bin ich wieder in der Wüste. Doch die große Oede schreckt mich nicht, weil sie ihm Heimat ist.

„Wer frei sein will, der kann's. Wir sind immer nur unsre eignen Gefangenen.“ Das war sein letztes Wort. O du lieber, lieber Schatz.

Vierzehntes Kapitel

Ich habe die Menschen immer für dumm gehalten, aber sie sind noch dümmer!

Jeanette angekommen — verrückt. Josefa angekommen — noch verrückter. Jedenfalls weiß ich nicht, was ich mit zwei Gesichtern anfangen soll, von denen das eine nach dem galligsten Tintengenuß, das andre nach dem verklärtesten Haschischrausch aussieht? Wenn beide zusammen das Doppelgesicht des Schicksals darstellen sollen, so hat offenbar Josefa die falscheste Glückslarve und Jeanette die echteste Unglücksmaske angelegt. Larven und Masken: in dieser Welt des Scheins ist eben beständig Fasching. Und wer zum Beispiel wie ich die beiden Damen vormittags jede auf ihrem Zimmer gesehen hat: der blonde Kopf starrend auf das Gebetbuch, die Gedanken etwas tiefer, nämlich in der Hölle, dagegen die braunen Augen nebenan leuchtend auf einem Bild, Phantasie etwas höher, nämlich im Paradiese ... Und wer zum Beispiel wie der Oberkellner die gleichen Damen bei der Table d'hote beobachtet, die Blonde etwas bläsier, die Braune etwas rosiger, wie sich's so gehört, aber beide sanft, lächelnd, freundschaftlich ... Die Menschen, deren Leben ein ewiger Maskentanz ist, gebärden sich in der Gesellschaft wie kurzweilige Eintagsfliegen, in der Einsamkeit wie langweilige Unsterbliche. Und auf dieses verlogene Pack soll man sich nun in irgend einer Weise verlassen! Ist es denn glaublich? Die gleichen Geschöpfe, die sich die Augen auskratzen möchten, sich aber vor Liebe beinah küssen, sind bei aller innerlichen Komödiantenhaftigkeit doch so miserable Schauspieler, daß der Name Rhyn kaum erwähnt wird, daß sie sich nie nach ihren jüngsten Reiseerlebnissen näher erkundigen, daß sie sich überhaupt ungefähr so geistvoll benehmen, wie ihre geschworenen Freunde, die Hunde, wenn sie einen Knochen vergraben wollen und doch alles zusieht; jedenfalls nicht viel weiser als die Wüstenstrauße, die den Kopf gläubig in den Sand stecken, während der Jäger ihnen bereits die besten Schwanzfedern ausreißt. Mein Freund Talleyrand hat einmal gesagt: die Sprache sei zum Verschweigen der Gedanken da, ich füge hinzu: aber das Verschweigen noch weit mehr zum Erraten des Verschwiegenen! Das kleine Gänschen, das glücklich ihre erste Kußsünde binnen hat, wird nie von solchen Kußsünden sprechen. Gesellschaftsnovize! Aber die große Dame, die ihrer zahllosere auf dem Gewissen hat als gefärbte Haare auf dem Kopfe, wird ruhig und gern von andrer Sünden sprechen. Es ist die glückliche Mitte, die alle Sympathien auf ihrer Seite hat, weil sie ehrlicher als Bismarck scheint und darum noch infamer als Metternich lügt. Ueberhaupt die richtige Mitte! Wer eine Malice freundlich ausspricht und eine Gemeinheit sachlich, der wird immer die düpierten Zuhörer auf seiner Seite haben.

Ich machte Jeanette Quedenberg, wie gesagt, eine offizielle Anstandsvisite. Sie sah mich, ließ mich und sagte nur zu der später eintretenden Jungfer: „Schaffen Sie das Tier 'raus!" Kurzsichtige Törin! Aber edle Triebe sind solchen Geschöpfen mit Recht von der Natur versagt. Es war ein Wahn, das eigne große Katzenherz ihr öffnen zu wollen. Ich war nicht etwa empört, mein Mitleid ist immer stärker. Wie sie geartet ist, genügt ein einziger feindlicher Krallenzug, um mich binnen weniger als einer Stunde am Fensterkreuz meines eignen Salons baumeln zu sehen. Es dürfte dies freilich auch ein Bild erhabenen Martyriums sein, aber da dies nur den lebenden Andächtigen, jedoch nicht dem toten Kater zugute kommen würde und da ich von dem Katzenhimmel keine übertriebenen Vorstellungen hege, von wegen zahlloser piepsender Vögel, die unter gänzlicher Verkennung der besten Absichten nur mein Mordkonto bei Petrus belasten würden, so dachte ich vorläufig auf dieser Erde weiter zu wallen, die meiner Ratschläge noch recht bedürftig ist. Josefa ohne mich, welch hoffnungslose, haltlose Frau! ... Ich bin überhaupt absolut selbstlos, wie ich immer im Unglück merke. Duftende Sahnentöpfe und schwellende Chaiselonguekissen kann ich nun einmal nicht leiden sehen. Jedenfalls werde ich abwarten, ob und wie die Dame sich macht, bis ich mich definitiv zu einer neuen Stelle entschließe. Schlimmstenfalls biete ich der Falbkatze die Pfote zu einer Scheinehe, die ihr ein Märchenglück, mir wenigstens die Hotelküche garantiert. Am Ende ist sie doch eine edle Seele, deren reiner Spiegel nur durch die Prinzessinnenphantasien der hochstapelnden Tochter getrübt worden ist. Mir liegt mehr an einer gesicherten Existenz als an einem erschlaffenden Liebesrausch. Ich traf sie heute auf dem Dach und erkundigte mich höflich nach dem Befinden der Dame.

Ich bin natürlich zu Josefa zurückgekehrt. Ich empfing sie ohne Vorwurf mit selbstloser Wiedersehensfreude. Sie ist ein törichtes, aber gutmütiges Geschöpf, die mir sofort die ganze Kakesbüchse zur Verfügung stellte, im übrigen aber von ihrem verliebten Herzen so präokkupiert ist, daß dieses klopfende Menschenspielzeug zurzeit wohl ihr ganzes Sein ausfüllt. Und wenn die Leute verrückt sind, so muß man eben von ihrer Verrücktheit profitieren. Ich stelle mich verständnisvoll wie nie, und sie ist zum Dank von dieser Treue hochbeglückt, die weit mehr meinem Kopf als meinem Herzen entspringt. Sie hat nämlich offenbar ihre Anwandlungen, durchzugehen, und dann möchte ich lieber mit. Es ist Zeit! Neulich kroch zum Beispiel ein fabelhafter Riesenskorpion gemütlich über die

Souterrainfliesen, ich danke für solches Ende. Die Moskitos umsingen mich, daß ich ganz nervös werde, Biskrafieber auch nicht mein Fall. Aber auf früheren Erfahrungen fußend, bin ich jetzt gegen das ganze Hotel, das ich lieber heut als morgen verlassen möchte, weiblich, sanft, fast hingebend. Ich möchte niemand kränken, der mir später schaden kann. Es sind auf einmal alles so unsichere Verhältnisse hier. Dieser verwünschte Rin! Er ist sicher ein sehr mittelmäßiger Pflanzengeograph, und die Gräflichkeit dürfte auch ihren Haken haben. Aber selbst, wenn er im Augenblick vor mir stünde, würde ich ihn meine Abneigung nicht merklich fühlen lassen. Ist es doch das Z der Weisheit im Diplomaten A B C, daß Liebe und Haß nur vorübergehende Gleichgewichtsstörungen sein dürfen. Man soll scheinen, und muß sein! Selbst treulos, aber von Treue umgeben, selbst weise, aber ein freundlicher Gönner der Schafe, selbst schön, aber den Häßlichen vertraulich zublinzelnd. Und wer einen Feind nicht umschmeicheln kann, weil der ihm schaden könnte, und einen Freund nicht opfern, weil der ihm nichts nutzt, der wird sich im Konflikt zwischen Kopf und Herz verzehren. Carlo, ich bewundere dich! Gott, man muß doch seine Erfahrungen verwerten. Im Hafen das Schiff mit Kostbarkeiten vollstauen, aber bei Sturm sich mit Gemütsruhe dieses Ballastes entledigen! Der harte Taler hat nur da Wert, wo er gilt, und bei Wilden kommt man mit Glasperlen weiter. Die Moral der Küche sollte auch die Moral der Menschen sein: man pflegt den Kapaun voll Hingebung, bis man ihn ißt. Fette Kapaunen schmecken nun einmal am besten. Dabei kommen Kopf und Herz zu ihrem Recht. Es ist dieselbe Geschichte wie bei der Lokomotive, Josefa: wer gut ankommen will, muß gut fahren, und wenn ein Zug entgleist, wird niemand der Carpenterbremse dankbar sein, die nicht funktionierte! Das Herz ist eine überheizte Maschine, der Kopf der dazu gehörige Regulator. Es könnte sich ereignen, gnädigste Frau, daß Sie schon bei der nächsten Kurve umkippen. Es geht scharf bergab, fahren Sie also mit Konterdampf, so lange es noch Zeit ist!

*

Peter bleibt noch fünf Tage. Sie jagen zusammen mit Engländern und sind sehr befriedigt.

Fünf Tage! Es ist wie eine Galgenfrist des Schicksals. Und ich sehne mich so nach dem Ende hier. Biskra ist mir verhaßt. Ich liebe allein El-Kantara. Die Glücksinsel so nah, so fern. Ich fühle mich auch nicht mehr sündig. Ehe man die Sünde begeht, bereut man, nicht nachher. Und ich kann wieder so inbrünstig beten, das Gesicht immer nach El-Kantara.

Jeanette ahnt nichts, oder sie will wenigstens nicht ahnen. Mir tut sie schrecklich leid! Warum muß man immer in dieser Kampfwelt andern Glück und Leben nehmen, um selbst zu leben und glücklich zu sein! Es ist gewiß traurig! Aber ich konnte doch nicht anders. Und wenn sie ihn auch noch so leidenschaftlich liebte, ich liebe ihn noch leidenschaftlicher. Denn ihm gehört alles, alles von mir! Das wurde mir so recht klar an dem Brief von Mama, den ich bei der Rückkehr vorfand. Ach, sie ist so gut, und ich habe doch an sie gar nicht gedacht im Glück, nicht einen Moment! Ist das der häßliche Kinderundank, von dem geschrieben steht, daß eine Mutter eher sieben Kinder ernähren könne als sieben Kinder eine Mutter, oder ist es das unerbittliche Lebensgesetz, daß die Früchte fallen müssen, wenn der Baum alt? Sie schreibt so weich, so zärtlich, sie freut sich beinah, daß ich ihr so lange nicht schrieb, weil es mir dann wohl besonders gut gehen müsse. ‚Vergiß mich, mein Kind, aber sei glücklich!‘ Es ist das heilige Muttergefühl, das ich auch kennen sollte. Wenn sie ahnte, was vorging, was noch vorgehen muß! Sie wird's vergeben, denn sie ist gut; sie wird's aber nicht verstehen, denn sie ist fleckenlos. Und doch bin ich fest. Ich habe zu rein, zu groß gefühlt, als ich den Altareid brach. Ich fühle mich auch jetzt noch groß und rein. Innerlich wandle ich mich nicht mehr. Es geht ein sehnsüchtiger Friedenshauch durch diesen Brief. Ich aber bin noch viel zu jung für den Frieden. Ach, daß der Kampf auch liebe Leichen fordert! Aber ich wünschte doch, Peter stünde jetzt vor mir voll guter Lehren, voll eifersüchtiger Vorwürfe! Die Szene ist dann leicht konstruiert, die zwei Menschen scheinbar durch ein Nichts auf ewig trennt. Warum eigentlich die Frist? ich habe nichts zu überlegen! Denn wenn ich überlege, o ich kenne mich!

Und dann gehe ich in die Wüste nach dem Colde-Sfa zu und bleibe bis Sonnenuntergang.

Die heiße Sonne sticht — ich bin die Saharasonne gewöhnt; das kümmerliche Pflanzenleben siecht — ich muß mich an den Tod gewöhnen; der ekle Lehmstaub wallt auf, auch im Schmutz muß man seinen Weg finden. Und oben auf dem Felsgrat der Blick in den Atlas hinein, wo El-Kantara liegt. Ich sende ihm meine Küsse, meine Grüße. Ich bin bei ihm, glücklich, ich wähne, daß ihn der Lufthauch in den Palmen weicher umfächeln muß, wenn er von mir raunt, mit meiner Liebe ihn umsäuselt. Die große, hehre, unnahbare Wüste, die er liebt um ihres heiß starrenden Medusenantlitzes willen, weil ihm das erst die ganze zähe Kraft weckt, die jede Gefahr überwindet, jede Zeit, — diese Wüste sagt mir, daß alles Große vergibt, vergißt, daß in ihm eben nur das Große weiterdauert. Fühle ich klein? Nein, ich fühle groß!

Habe ich eine kleine, menschliche Schranke durchbrochen? Ja, aber nur um die höchste Lebenspflicht zu erfüllen. Und wieder kommt die heiße Sehnsucht, die trunkene Seligkeit heischt. Ich möchte fliegen. O, ich kann's! Ich kann alles angesichts der Größe.

Tief unten eine Kamelkarawane rastend, die Tiere angepflöckt, die Männer im Gebet. Die Sonne sinkt, sie schauen gläubig nach Mekka. Und auch ich knie nieder und bete. In der Wüste mißt man nicht. Auch ich schaue nach Mekka. Du wohnst überall, Gott, wo wir dich glauben!

Beim Zurückgehen in der niedersinkenden Dämmerung, in der alles grau, verschwommen, tot, bis endlich die elektrischen Lichter von Biskra auftauchen, im heißen Dunst wie Irrlichter schwimmend, da habe ich noch einmal durchdacht, was ich machen muß. Keine Szene, kein Kampf, kein Aussprechen, nur das unentwegte: Ich gehe und kehre nie wieder.

*

Am vorletzten Tag, wo mir Peter depeschierte, daß sie wahrscheinlich mit sinkender Nacht in Biskra eintreffen würden, ging ich nachmittags noch einmal nach dem großen Wehr, das wohl sehr kunstvoll sein muß und eigentlich den Ort ernährt. Ein flaches, weißes Flußbett, wie für einen Riesenstrom bestimmt, aber trocken, hoffnungslos trocken. Und unter jedem glatt gewaschenen Stein, die zahllos wie gebleichte Schädel den Boden bedecken, zur Sommerszeit ein lauernder Skorpion, wie die Eingeborenen sagen. Es war eine so köstliche, zitternde Helle in der Natur! Wo das Graugrün der Wüste stumpf auf Fels und Hügel schimmert, Millionen gelber Heuschrecken, die sich im Schwarm hoben, im Schwarm niederfielen, in der Sonne flimmernd wie Gold. Es ist die Sommerplage Algiers. Aber die hier sind noch so jung, des Fliegens ungewohnt, aber sie sind so frei, so glücklich, diese Kinder des Lichts! Ein bettelnder Araberbengel tappt immer neben mir auf dem weißen Flußgeröll, er erzählte, daß er zum Marabut bestimmt sei, also zum Heiligen und zeigte die schwarzgeringelte Skalplocke auf dem schon rasierten Schädel zum Zeichen dafür. Mich aber interessierten weit mehr die schwirrenden Heuschrecken, diese surrenden Freiheitsträume, und wie es weich gleißte im Hoffnungsschimmer des Glücks. Ich hatte auf einmal sehr stark die Empfindung, daß man, um glücklich zu sein im Leben, frei sein muß, ganz frei, und um jeden Preis! Wenn ich nichts abwartete, nichts sagte, wenn ich von hier stehenden Fußes zu ihm hinübereilte: Hier bin ich, mein Geliebter! Dann lasse ich eben die stumpfe Moral der Welt und verlächle sie in meinem sündigen Freiheitsglück. Er würde mich mit offenen Armen empfangen, er würde mich ans Herz drücken; all die langen Wege, die ich noch gehen muß, all die Steine, an denen ich mich noch stoßen muß, all die Hindernisse, all die Lügen, denn ich werde auch lügen müssen, — sie wären mit einem Fittichschlage der Freiheit überflogen! Aber ich kann das nicht ihm, ich will es nicht meiner Mutter antun. Wen der freie Entschluß rettet, der ist wahrhaftig doch frei genug!

Und es war doch ein Wink des Schicksals, er war es!

*

Heute morgen war der französische Briefträger bei mir. Zum erstenmal übrigens, weil sonst immer meine Jungfer die Post bringt. Ein Brief von ihm! Ich erkenne die Hand sofort: dieser große, sichere Zug. Er war mir Glück und Qual zugleich. Denn in derselben Hand hielt der Mann einen Brief an Jeanette Quedenberg, auch von ihm. Ich kann ungefähr erraten, was er enthalten muß. Wie wird die Unglückliche leiden! Ich komme mir so schlecht, so heimtückisch vor. Ich habe sie gehaßt diese Frau, ja, ich habe sie gehaßt! Damals war sie reich und ich arm. Heute bin ich reich, und ich fühle mit der Armen. Ich wäre am liebsten zu ihr hinübergegangen, hätte ihr alles erzählt, hätte mich nicht geschont, hätte sie angefleht, mir zu verzeihen, die doch für ihre Liebe auch nichts kann. Vielleicht hat sie Tag und Nacht auf einen Brief gewartet, nun kommt der Brief! Würde ich den Brief überhaupt ertragen nach der Oase? Aber ich kann sie doch nicht trösten, ich darf nicht! Es ist nicht kleine Angst vor meiner Beichte und ihren Vorwürfen. Ich will ja gern meine Träne mit ihren Tränen mischen. Doch wozu eine Verschmachtende noch quälen, indem man das volle Glas vor ihren Augen leert? Alles, was ich gelitten, erscheint mir so klein gegenüber dem, was sie jetzt leidet.

Ich habe den Brief von „ihm", nach dem ich mich doch so sehne, erst nach einer langen, dumpfen Pause geöffnet, weil ich angstvoll horchend immer vor einer schrecklichen Konsequenz bebte, die Wand an Wand mit mir ein vom Schicksal getretenes Geschöpf vielleicht zog. Die Konsequenz ist übrigens nicht gezogen worden. Robert schrieb mir, ‚daß er mich lieb habe, daß ich ihm alles sei!' Ich habe natürlich geweint vor Freude und natürlich diese Zeilen geküßt, bis die Schrift ineinander lief. Der erste Liebesbrief, der allererste, wer küßt ihn nicht? Und dann zum Schluß . . .: „Uebereile nichts, Geliebte, aber verträume auch nichts! Bedenke, was du mir bist, und was ich dir hoffentlich auch einmal sein werde: Alles. Ich kann dir auch heute nichts raten, ich kann dir nur Kraft wünschen und nochmals Kraft und höchstens noch hinzufügen: Tu nach deinem Herzen!

Es gibt für mein Gefühl nur einen Weg, hoffentlich ist es auch der deine ... P. S. NB. Ich habe nach kurzem Ueberlegen gleichzeitig auch an Jeanette Quedenberg geschrieben, die, ich gebe dir mein Wort, niemals meine Geliebte war. Ich habe mit ihr definitiv gebrochen, obgleich's mir schwer genug war. Denn sie ist weit mehr für mich gewesen, als ich für sie. Aber wer ein neues Leben beginnt, darf's nicht beginnen mit einer Erinnerung an das alte. Erinnerungen sind Fesseln, wer sie pflegt, sein eigner Gefangener. Es klingt hart, und es soll auch hart klingen, aber ich bin ein Rhyn. Und ein Rhyn hat sich, glaube ich, sein Leben lang mit einer Erinnerung herumgeschlagen, die nur ein Achselzucken wert war im Grunde: natürlich die Frau, wenigstens ihr Phantom, und der Sohn hat nicht die Absicht, sich in ähnlichen Familientraditionen zu verzetteln. Er hat seine Kräfte nötig für die Wirklichkeit und nicht für Gespenster. Ideale — warum nicht! Jeder muß etwas Heiliges haben in seiner Brust, an das er glaubt und das ihn hält. Aber es dürfen nicht Fetische sein. Fetische sind lächerlich und Fetischdiener verächtlich. Erinnerungen aber sind Fetische. Du weißt, welche Erinnerungen ich meine: nämlich die schwächlichen, die uns herabziehen. Vergib, Geliebte, dieses Herbe, das nur die eine Hälfte einer weichen Natur ist! Vielleicht bist du das Heilige in mir, du liebe Unheilige! In diesem Gefühl küsse ich dich."

*

Bei dem Lunch war Jeanette nicht. Ich kam mir vor wie eine Verbrecherin.

Als ich später an ihrer Tür vorbeiging, horchte ich. Kein Laut. Ich schlich in mein Zimmer. Eine Visitenkarte p. p. c. auf dem Tisch, keine Zeile sonst. Ich klingle nach meiner Jungfer: „Wo ist Gräfin Quedenberg?" — „Die Frau Gräfin fährt eben nach dem Bahnhof." Ich lief die Treppe hinunter, ich sah den Wagen, der gerade abfuhr, ich rief ihr nach, sie muß es gehört haben, und nur ein scharfes: „En avant, en avant!" an den Kutscher klang als Echo. Ja, sie faßt ihre Entschlüsse schnell und unwiderruflich, die Glückliche!

Drei Stunden später kam die Karawane. Ich sah sie von Neugierigen umringt, ich hörte Peter die Treppen zu mir hinaufeilen. Er öffnet die Tür, ich richte mich langsam aus meinem Sessel auf. Ich bin innerlich eiskalt. Ich weiß, was ich zu sagen habe. Ich will, ich muß es ihm sagen gleich zum Willkommen, wenn ich nicht zeitlebens ein verworfenes Geschöpf bleiben soll. Ich weiß, was ich ihm und mir schuldig bin, nicht die Wahrheit, aber den Bruch. Er darf meinen Mund nie mehr küssen, sonst beschmutzt er mich, und ich beschmutze ihn!

*

Ich hab's nicht gesagt, weder damals noch später. Ob ich's überhaupt jemals werde sagen können? Herr des Himmels, warum kann mich dieser Mensch nicht hassen! Warum muß er mich lieben? Sein Fluch wäre mir Segen. Er hat mich wie wahnsinnig geküßt, obwohl ich mich in seinen Armen qualvoll wand; er hat vor mir gekniet, obgleich ich ihn lieber mit den Füßen weggestoßen hätte; er hat mir den Mund zugehalten, als ich reden wollte. Er muß wahnsinnig geworden sein, denn er hat aus meinem kalten Auge nur die heiße Liebe gesehen. Nie, nicht einmal an unserm Hochzeitstag war der Mensch so im tiefsten Innern erregt als bei diesem Wiedersehen. Welcher Teufel hat ihn wohl verblendet? Es ist nur der Ritt, der unselige Ritt damals. Ach, es ist eine so ekle Ironie des Schicksals! Der Mensch weiß alles, alles — weiß, daß ich geritten bin, wie ich geritten bin, daß es über den Atlas ging, wie ich in El-Kantara ankam. Er weiß alles, nur nicht des Rätsels Lösung: daß ich Rhyn liebe und Rhyn mich! Mir ist es schleierhaft, woher er die Wissenschaft hat. Bloome wird sie ihm eingeblasen haben. Bloome, den die Abenteuerlust in die Wüste zurücktrieb, vielleicht auch die Angst um mich, für die er natürlich ein Faible hat und die nach aller menschlichen Berechnung entweder verschollen sein mußte oder von Rhyn gerettet. Der arabische Diener wird haben beichten müssen. Die Leute in der kleinen Oase haben sicher gern gebeichtet. Nicht einmal die Wüste kann schweigen! Es ist mir auch schließlich gleichgültig, wie alles herauskam. Die extravagante Laune, zu der ich meine Expedition im Hotel gemacht habe, die Lächerlichkeit, zu der ich sie ihm gemacht hätte, hat sich in seinem Kopf gewandelt zu einer Wahnsinnstat der Gattenliebe. Es mag im Leben oft so gehen! Durch irgend einen schiefen Sonnenstrahl werden Sünder zu Heiligen, Heilige zu Sündern, und das für alle Ewigkeiten! Aber warum muß es mir gerade passieren, die ich stets waffenlos war gegen Kinder und Toren?!

Es hat sich natürlich nichts geändert in mir, nichts, aber die Hände fallen mir, die Stimme versagt. Ich kann den Menschen, der nichts getan hat als mich lieben und der sich heute in die Illusionen festgeschmiedet hat, daß ich ihn auch liebe, nicht mit einem einzigen kalten Wort aus allen seinen Himmeln reißen. Ich muß warten, bis dieser Strom abebbt, bis das Grau der Alltäglichkeit uns das Scheiden möglich macht! Aber wann wird dieses Grau kommen für ihn? Es ist lähmend, den Mann, den man doch einmal zu lieben sich eingebildet hat, und den man doch nun einmal nicht mehr liebt, neben sich auf der Chaiselongue sitzen zu sehen, gut, liebevoll wie nie, man hat selbst keinen Blick für ihn, nur stumpfe Apathie,

und sich erzählen zu lassen, wie er niemals in seinem Leben so glücklich gewesen sei als in dem Momente, wo ich von der Sehnsucht gedrängt ihm so kopflos nachschritt in die Wüste. „Nein, Liebling, ich werde auch keine Jagdexpedition mehr so ausdehnen, ich werde den Ritt nicht vergessen, ich nicht! Ich werde immer daran denken, daß meine geliebte Frau sich so kindisch sehnen kann, auf solche Torheiten verfällt, unter deren Folgen ihre Nerven noch jetzt zittern. Aber sie war doch entzückend, diese Torheit, mein Liebling, und ich hatte sie offenbar nie für möglich gehalten von dir. Und wenn wir Stunden eher hier angekommen sind vom Naier, so war es die Sehnsucht nach dir und die Angst um dich, die uns immer Caracho reiten ließ! Die Weichen von meinem Maultier waren nur zwei große Blutplarren zuletzt. Und was mich so glücklich macht: jetzt endlich weiß ich's gewiß, daß du mich lieb hast, jetzt endlich! Ich hatte mich schon beinah mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß wir immer nur nebeneinander hergehen würden, wie so viele andre. Gegangen wär's ja schließlich auch, aber nicht wahr, so ist es doch besser, viel besser! Und du bist doch eine perfide Schauspielerin gewesen, Josefa, die ganzen drei Jahre! Immer kaltes Herz, nicht mal Sinne." Und dann beugt er sich ganz tief auf meinen Kopf und fragt glücklich: „Sag mal, Schatz, hast du mich denn wirklich so lieb?"

Ich habe natürlich nicht gelogen, ich habe mich nur wortlos nach der andern Seite gedreht. Aber ich hätte ihm ehrlich antworten müssen: „Nein, ich liebe dich nicht, ich habe dich überhaupt nicht geliebt, nie, nie!" Das Herz wäre ihm nicht gebrochen. Keinem Mann bricht das Herz. Und wenn's ihm auch gebrochen wäre, es muß auch Tote geben. Wo blieben sonst die Lebendigen?! Aber ich konnte nicht, ich konnte nicht!

Man hat mich zur sanften Lüge erzogen mein Leben lang, nicht zur herben Wahrheit. Ja, Mutter, in aller deiner Güte bist du die schlechteste Mutter gewesen deinem Kind. Du hast auch nie gekämpft, darum hast du auch nie gesiegt. Und ich bin deine Tochter. Ich hasse die Schwäche — und bin schwach, ich hasse die Lüge — und bleibe stumm. Mir schwant etwas Schreckliches. Es ist mit heute etwas vorbei. Und wenn „er" mir mit heute verloren wäre, wenn „er" mir verloren wäre?

Nein, Herrgott, ich bete nicht! Ich darf nicht. Ja, „er" hat recht: solch Gebet ist Schwäche.

Dann schlief ich eine Stunde, dann zog ich mich zur Table d'hote an, dann habe ich Mufflons- und Gazellengehörne bewundert. Ich habe gesprochen, ich habe gelächelt, ich habe mich benommen wie der Automat der Verhältnisse, der ich nie sein wollte. Ich habe im Kreise der Afrikaner alle die Jagdgeschichten über mich ergehen lassen, die solche Expedition in den andern wachruft. Heute erfuhr auch mein Ritt erst die richtige Würdigung. Ich wurde bewundert, beglückwünscht. Die Schamröte, die mir dabei das Gesicht dunkelrot färbte, war ja doch nur der rosige Widerschein des Glücks!

Sie diskutierten auch die Frage eines Araberaufstandes. Die alten Afrikaner sagten reserviert: „Es scheint wenigstens alles ruhig. Wir verstehen auch nicht recht. Aber so viel ist sicher, daß ein Mann wie Rhyn die Furcht nicht kennt." Sie fügten weiter hinzu: „Ja, er hat eben kein Glück!" Ja, er hat in der Tat kein Glück! „Vielleicht hat er auch nicht die richtige Schneid im richtigen Moment," näselte der Rittmeister. Ouedenberg lächelte zerstreut. Seine Gedanken, wenn er überhaupt welche hat, sind wohl bei der Frau, die ihn malträtiert, und die er darum liebt. Peter zuckte die Achseln. „Er" ist auch während der ganzen Expedition so unnahbar eisig gewesen, daß er eigentlich alle Sympathien verlor. Aber Bloome, der wohl nicht umsonst mit „ihm" jahrelang in einem Zelt geschlafen hat, wurde sofort feindlich gegen die Tadler: „Meine Herren, Sie kennen ihn nicht, urteilen Sie also, bitte, nicht! Rhyn und keine Schneid? und wenn Sie's mir hundertmal krumm nehmen, das ist einfach zum Lachen! Er hat uns nicht einmal, aber vielleicht fünfzigmal mindestens mit seiner eisernen Energie durchgerissen. Die Kamele gefallen wie die Fliegen, die Kerls, die Träger lallen nur noch — und er wie ich absolut fertig." Aber er sagte: „Es geht!" Und es ging auch immer. Ich könnte Ihnen von einem Moment erzählen, wo wir alle einfach Bestien waren vor Hunger und Durst. Er konnte noch gerade stehen und sagte zu mir zwischen den zusammengebissenen Zähnen durch ohne Komplimente: „Herr, Sie sind der erste, den ich über den Haufen schieße, wenn Sie nur Miene machen, hier liegen zu bleiben!" Er hätte es getan, das wußte jeder. Schwächliches Paktieren war nie ... Und wenn ihm schließlich Afrika auch mal auf die Nerven geht, so bitte ich Sie, lieber Lasowitz, zu bedenken, daß Ihnen schon das Rekrutenreiten an die Nerven gegangen ist, darum sind Sie doch à la suite." Dann wandte er sich zu mir: „Verzeihung, gnädige Frau, er war ja auch gegen Sie etwas merkwürdig!" Ich lächelte darauf nichtssagend. Ein Wort mehr, und ich hätte losgeweint.

Sie haben nachher noch Sekt getrunken zur Feier des Tages. Ich ging unauffällig nach dem ersten Glas. Bloome, der doch wohl feinfühliger ist als die andern, kam mir nach und fragte: „Gnädigste Frau, fehlt Ihnen etwas?"

„Nein."

„Wollen Sie mir etwas versprechen? Machen Sie nie wieder solche Parforcetour!"

„Sie ist mir aber vortrefflich bekommen, lieber Graf."

„Das freut mich! Ich persönlich habe auf einmal das Gefühl, als wenn ich Ihren Ritt nicht mit so grellen Farben hätte schildern sollen. Mancher liebt's nicht. Es gibt auch Mißverständnisse. Ich übertreibe eben gern. Das ist das alte Vorrecht aller Afrikaner."

Ich antwortete ihm natürlich, daß es keine Mißverständnisse gegeben habe und daß der Ritt in der Tat die gewaltigste körperliche Strapaze meines Lebens gewesen sei. Darauf ging ich gleich zu Bett. Als mir Peter viel später gute Nacht sagen wollte, antwortete ich ihm nicht.

Ich schlief nicht etwa. Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen. Ich habe gelegen mit offenen, heißen Augen und mir in allen Tonarten wiederholt, was ich hätte tun sollen und was ich getan habe: ‚Du weißt, was recht ist. Und tust es doch nicht! Es ist ein falsches Mitleid, eine falsche Rücksicht, eine elende Moral vor allem, die Güte scheint und Schwäche ist, die alles will und nichts vollbringt!' Und das ist das Schreckliche bei Menschen wie ich, daß sie eigentlich gar nicht anders können. Die Dinge machen uns, wir nicht die Dinge. Wir lieben, wie man so liebt, wir heiraten, wie man so heiratet; wir bleiben anständig, wie man so anständig bleibt. Unsre Moral verbricht alles, verzeiht alles, nur nicht die Wahrheit! Ich habe meinen Verlobungsring abgezogen, mit dem ich so oft spielte. Es war ja auch nur ein Spielzeug. Heut ist der Ehering so kalt, so fest, die Bagnofessel meines Glücks. Ich hätte sie abstreifen können in einem einzigen, freien Entschluß. Warum fehlte mir dieser freie Entschluß? Warum? warum? warum? Weil wir im Grunde allesamt des feigen Ehebruchs fähig sind, aber nicht in seiner anständigen Konsequenz!

Ich habe die Sonne aufgehen sehen von meinem Bett, die heiße, starke Wüstensonne, die nie lange mit der Dämmerung kämpft. Die Dschins fliehen bei ihrem ersten Strahl. Und wie mit dem Licht immer der Wille zum Leben und zur Tat zurückkehrt, so habe ich mir auch gesagt, daß ich nun endlich wählen muß. Es gibt drei Wege: „ihm" auf der Stelle zu schreiben, ‚ich bin schwach, deiner nicht würdig, und werde es nie sein. Vergiß mich!' Das ist undenkbar! Wenn er's auch erträgt, ich ertrag's nicht. Ich kann auf die Szene warten mit heimtückischer Ruhe, das widerstrebt meiner besseren Natur. Was gestern noch Notwehr, wäre heute Niedertracht! Ich kann meines Mannes Traum gewähren lassen, bis er ganz von selbst zerflattert, das wäre klug. Aber wann zerflattert dieser Traum? In einem Monat, in einem Jahre, in zehn Jahren? Und wenn wir uns dann endlich ohne Maske gegenüberstünden, alt, kalt, mit leeren Herzen, leeren Händen, dann hat's keinen Sinn mehr, ein Leben zu beginnen, dessen Strom verrauscht. O, ich habe Angst vor dieser schrecklichen Leere, die dann ein Herz ausmacht, das einst so übervoll war! Bei dem Gedanken springe ich aus dem Bette, drücke den Kopf gegen die Fensterscheibe, starre in die Sonne. Mir ist, als wenn ich ihn verloren hätte. Ihn! Das darf, das kann nicht sein, das Schicksal wird einen Tag des reinsten Sündenglücks nicht mit so viel grauer Nacht vergelten!

Es gibt noch einen Ausweg: Geliebte. Ich hab's nicht gedacht, und schon bedecke ich die Augen mit beiden Händen. Wo will ich hin? Das ist der Anfang vom Ende.

*

Wir sind beim Rennen gewesen, Peter und ich allein. Quedenberg ist voller Angst seiner Frau nachgereist. Rennen in der Wüste!

Vor mir schwankt es bunt und vielgestaltig. Beduinenscheichs, französische Offiziere. Ein Falke, dem die Kappe genommen wird, er streicht einem Reiher in die Dunes de sable nach. Ich höre Peter immer sagen: „Schlechte Pferde! Die Kerls hocken ja wie Affen." Ich sehe die Ouled-naëls in bunten, phantastischen Gewändern auf einer Separattribüne, die Gold- und Silberzieraten an Hand und Fuß klirren. Die verschleierten Augen leuchten. Wenn ein Franzose gewinnt, schweigen sie, wenn ein Araber siegt, dann rufen sie. Ein eigentümlich monotoner, weithallender Laut.

Ich sehe alles — und sehe nichts. Der einzige, klare Gedanke: darf ich seine Geliebte sein? Nein, nein! Aber wenn er mir dann verloren ist? Ja, ja! Und das, während mein angetrauter Mann neben mir sitzt, mit seiner Hand nach der meinen herübertastet. O, es ist scheußlich, ich weiß es! Aber ich kann doch nicht anders, ich kann nicht! „Er", der meine Schwäche nicht verstehen kann, wird meine Liebe wenigstens verstehen. Ich will ja auch frei werden, ich will's ganz gewiß, aber ich muß Zeit haben, Zeit.

Ich bin entschlossen. Ich will seine Geliebte sein mit allen Konsequenzen!

*

Ich reise angeblich übermorgen mit der Bahn nach Batna. Peter und Bloome reiten schon morgen eben dahin über Benifera oder Tilatu. Ich animierte sie zu dem Ritt, an dem ich auf keinen Fall teilnehmen werde. Denn in Wahrheit reise ich schon morgen nachmittag und unterbreche die Fahrt in El-Kantara.

Robert ist noch da. Volle vierundzwanzig Stunden gehören uns. Ich muß zu ihm! Ich werde ihm alles erklären. Ich will ihm alles geben, was ich habe, weil ihm alles gehört. Und wieder gaukelt um mich der goldige Flimmer, aber auch ein Grauen schleicht mit, ein schwächliches Grauen. Wie wenig man sich doch selbst kennt! Ist's nur Liebe, ist's Schwäche, was mich zu dem treibt, was ich nie war, zur gefallenen Frau? Es ist Liebe, nur Liebe.

(Fortsetzung folgt)

Die weiße Weste

Roman

von

Teo von Torn

(Fortsetzung)

Felix hatte schon bei der ersten Aufforderung seine Uhr unter dem Waffenrocke hervorgezerrt, aber auf dem weißen Zifferblatte zunächst nichts gesehen als zwei übernatürlich große dunkle Augen, in denen sich der Mond mit seltsam flimmernden Lichtern spiegelte.

Der Spuk verflog bei dem zweiten Anrufe, dessen herbe Ungeduld ihn chokierte. Es war doch eigentlich sonderbar, wie dieses junge Mädchen mit ihm umging —

Er führte die Uhr dicht an die Augen, als wenn er sie vorhin nicht hätte erkennen können.

„In drei Minuten halb zwölf —"

„Das ist noch nicht spät," sagte sie, indem sie wieder seinen Arm berührte und sich nach links wandte. „Lassen Sie uns über die Brücke gehen und die Anhöhe drüben ersteigen. Es sind nur drei Minuten. Ich habe mir immer gewünscht, in einer hellen Nacht diese würdige Matrone von Stadt einmal im Schlummer zu betrachten."

Sie zog den seidenen Schal, der faltenlos wie ein schimmernder Hauch auf ihrem braunen Haare lag, unter ihrem Kinn fester und ging so schnell, daß Felix einige Laufschritte machen mußte, um ihr zu folgen. Sie schien durch diese Eile einen etwaigen Widerspruch abschneiden zu wollen. Als Felix wieder an ihrer Seite war, mäßigte sie das Tempo und plauderte.

„Es ist mit dieser Stadt wie mit den alten Damen, die eine Vergangenheit haben. Sie ist fromm und unduldsam und geschwätzig geworden, aber wenn sie schläft, meine ich, muß sie ungefährlich sein."

Ein leises Kichern, dann hob sie das Köpfchen und fuhr ernst und lebhaft fort:

„Ich habe mir immer vorgestellt, daß dann auf ihren verwitterten Zügen ein Abglanz aus jener Zeit liegen muß, in der sie alle ihre senilen Kleinlichkeiten noch nicht angenommen hatte, in der sie noch frei war nach außen und in sich selbst, frei, groß und schön wie eine Königin! Kennen Sie die Geschichte der Stadt, Herr Leutnant?"

„Nicht genauer, Gnädigste. Zu meiner Schande muß ich es gestehen. Die einstige welthistorische Stellung ist mir wohl in großen Zügen bekannt, aber sonst weiß ich kaum mehr, als was in den sogenannten ‚Führern' steht."

„Das ist schade, das müssen Sie nachholen, aber lassen Sie sich die gefärbten Schulgeschichten nicht aufhängen. Zahlen und klingende Namen sagen gar nichts, man muß mehr hinter die Kulissen sehen, in die verborgenen Kulturwerkstätten. Das ist sehr interessant, man lernt manches, das die heutige Gesellschaft in Acht und Aberacht erklärt, verstehen und entschuldigen, bei vielem andern wieder, das man gedankenlos wie etwas Selbstverständliches hingenommen hat, drängt sich einem das Schiefe und Absurde seiner Entwicklung auf."

Hier konnte das Gespräch die gefürchtete Wendung nehmen, daher warf Felix hastig ein:

„So haben Sie sich speziell mit historischen Studien beschäftigt?"

„Nicht speziell. Ich bin eigentlich Naturwissenschaftlerin, aber das hängt doch alles eng miteinander zusammen. Ich war dreizehn oder vierzehn, als ich — zunächst natürlich heimlich — über die Bibliothek meines Vaters geriet. Man hatte mich eingesperrt dort wegen irgend einer Unart. Seither las ich wahllos, was ich erwischen konnte. Es war wohl ein bißchen früh für manches dieser heiklen Themen, aber ich finde nicht, daß mir das geschadet hat. Das Wissen ist ungefährlicher als das Suchen. Ueberhaupt liegt in der so viel bespöttelten Neugier des Weibes, in der Art, wie sie befriedigt oder gezügelt wird, unsre ganze intellektuelle und moralische Entwicklung."

Ursel Sweet brach ab. Sie hatten das Plateau der Anhöhe erreicht. Rasch atmend von der durch das Sprechen erhöhten Anstrengung des Steigens, trat das junge Mädchen dicht an den Abhang und stützte die unbehandschuhten weißen Hände auf die von rohen Aesten gezimmerte Schutzwehr.

Eine Szenerie von überwältigender Pracht, ein Feenreich breitete sich vor ihnen aus. Das war wirklich die Königin der Hansa, selbst im Schlummer bekrönt von funkelnden Diademen. Aus dem Gewirr von matt beleuchteten Giebeln und Firsten ragten die Türme wie mächtige Kronzacken auf. Die Patina ihrer Kupferplatten phosphoreszierte in grüngoldenem Licht, und die Kreuze und Knaufe warfen blendende Reflexe.

Felix hatte den Abstecher nach dem Aussichtspunkte mit sehr gemischten Empfindungen angetreten. Das Ungewöhnliche der Situation hatte einen eignen, prickelnden Reiz, und doch war er von Bedenken und Besorgnissen so in Anspruch genommen gewesen, daß er von Ursels Plaudern kaum mehr vernommen, als den hellen, sorglosen Ton der Stimme. Hier oben hatte es jedoch keine Gefahr, daß sie gesehen wurden; diese hatte wohl mehr in dem Abschwenken von der Straße gelegen. Hier fühlte er sich für den Moment geborgen.

Aber erst nach und nach wich die Ablenkung und Zerstreutheit dem tiefen Eindruck des Zauberbildes dieser Mondnacht. Die konventionellen Bedenken, die seit dem Verlassen der Gesellschaft wie Bleigewichte an ihm gehangen, jede Bewegung behindert und jedes Wort stocken gemacht hatten, fielen ab und gaben die elementare Begeisterungsfähigkeit der Jugend frei.

Jenes muskel- und nervenspannende Glücksgefühl bemächtigte sich seiner, das so oft, scheinbar unmotiviert, junge Seelen überkommt und im Grunde nichts weiter ist, als der so leicht auszulösende Ueberschuß an Kraft und Lebensfreude, der dann als Jauchzen in die Kehle oder heiß in die Augen steigt.

„Das ist einzig und unvergleichlich!“ rief er laut, indem sein strahlender Blick das Bild umfaßte.

Ursel van der Sweet neigte langsam den Kopf. Gleich darauf löste sich von ihren Lippen traumbefangen, ton- und akzentlos wie eine Stimme aus einer andern Welt:

„Was spricht die tiefe Mitternacht?
Ich schlief, ich schlief;
Aus tiefem Traum bin ich erwacht:
Die Welt ist tief,
Und tiefer als der Tag gedacht.
Tief ist ihr Weh —“

Sie schrak auf von einem Ausruf der Freude und Ueberraschung.

„Ah, Sie kennen Nietzsche!?“

Das war ein Thema — sein Thema! Jetzt konnte er aus der Passivität heraustreten. Jetzt würde er die inneren Berührungspunkte finden, die er bisher vergeblich gesucht. Jetzt konnte er alles wett machen, seine ganze Unbeholfenheit und die Einsilbigkeit von vorhin. Nietzsche war sein Thema, bei dem er Worte fand, an denen er sich oft selbst staunend begeistert.

Aber es war, als wenn dieses Mädchen es darauf anlegte, ihn niederzuhalten, ihre Ueberlegenheit, gegen die sich alles in ihm auflehnte, zu behaupten. Ein ironischer Seitenblick traf ihn, als sie sagte:

„Ja, ich kenne Nietzsche, und zu gut, um mich über ihn zu unterhalten. Lassen wir das. Er ist ja wohl auch nicht mehr ganz modern.“

„Wenn Sie ihn als Modeartikel nehmen, dann allerdings —“

Er stieß das herb und erbittert zwischen den zusammengepreßten Lippen hervor, entschlossen, diesen Ton nunmehr festzuhalten. Das hielt jedoch nicht stand gegenüber der herzlichen Vertraulichkeit, mit der sie sich jetzt an ihn wandte.

„Sie zürnen, und mit Recht. Ich bin unduldsam und selbstsüchtig. Ich habe nicht gefunden, daß mir ein Gespräch über Nietzsche jemals Nutzen gebracht hätte; im Gegenteil, ich habe dann immer lange Zeit gebraucht, um mich mit ihm zu versöhnen, und das geschah dann wie heute, wenn er mir ungerufen und so unmittelbar nahe trat. Gerade das Vielumstrittene an ihm ist so albern und unwahr, aber das andre alles, das ist Stimmung und Weihe, und deshalb läßt sich nicht darüber sprechen. Es stirbt am Wort. Auch das da unten, diese goldene Nacht und ihre Wunder. Unter den umlichteten Giebeln sehe ich wieder die Menschen, die in wenigen Stunden sich erheben, ihren Kaffee nehmen und dann betriebsam durcheinander wirbeln werden, im Hause, in den Comptoirs, an der Börse, am Hafen. Und das ist alles so grenzenlos wichtig, so dringend und eilig, daß man glauben sollte, sie hätten zu nichts anderm Zeit und wären nur dazu auf der Welt. Mit nichten. Das ist nur die äußere Form, in der sie ihr eignes bißchen Lebenspoesie abtöten und alles niedertreten, was nicht nach Mark und Pfennig zu berechnen ist. Hierin liegt ihr eigentlicher Daseinszweck, ihre Moral und ihre Weltanschauung.“

„Urteilen Sie nicht zu hart? Es gibt wohl Menschen darunter, die nicht minder warm empfinden und —“

„Gewiß. Wenn die nicht wären, gäbe es doch keine Leidenden und keine Opfer. Die müssen sein, damit dieser Handelsgeist sich glorreich betätigen kann.

Ich habe mit ihm gerungen von Kind auf, und da er meine Seele nicht morden konnte, wie die meiner Schwester und der ungezählten andern, die nun gedanken- und empfindungslos dahinvegetieren, so hat er mich ausgemerzt und heimatlos gemacht. Ich habe Tag und Nacht gearbeitet, um fort zu können von hier. Nur fort! Das ist mir geglückt, und mir wäre gut, wenn mich von Zeit zu Zeit nicht die unbezwingliche Sehnsucht überkäme nach diesen Gassen und Winkeln, in denen meine Kindheit steckt. Das ist schwer und qualvoll, aber ich werde es überwinden, und meine Flucht wird dann dauernd und vollständig sein."

„Täuschen Sie sich da nicht?"

Ursel Sweet schaute auf, und wieder lag etwas wie Ironie auf ihren belebten Zügen.

„Worin soll ich mich täuschen?"

„Wenn Sie erst die starke Sehnsucht überwunden haben, dann werden Sie die verblaßten Bilder der Jugend nicht mehr in so leuchtenden Farben auffrischen und durch die Wirklichkeit weder enttäuscht noch erbittert werden. Sie werden dann sachlicher und freundlicher von der Heimat denken und gelegentlich gern zu ihr zurückkehren."

„Woraus schließen Sie das?"

„Weil ich ähnliches selbst empfinde. Mein Vaterhaus ist nicht mehr das meiner Kindheit, es ist anders, ganz anders geworden. In der letzten Zeit habe ich mich dort kaum noch zurechtgefunden —"

„Auch Sie —"

„Ja, nur mit dem Unterschied, daß ich mich nicht davon abhängig mache, was die Heimat mir bietet, und ob sie so ist, wie ich sie mir wünsche. Ich empfinde dort mehr als wo anders mein Eigenleben; das ist alles."

„Und das Gegensätzliche, Fremdgewordene erbittert Sie nicht?"

„Nie. Es stimmt mich traurig, und nicht um meiner selbst willen."

„Sie sind gut und klug, und ich habe Ihnen vieles abzubitten," sagte sie weich, indem sie näher an ihn herantrat. Gleich darauf wich sie zurück, strich mit der Hand über die Stirn und sah sich um. Es war, als hätte eine Furcht oder Verlegenheit sie überkommen.

„Wollen wir gehen?" fragte Felix unwillkürlich.

„Ja, mich friert, wir wollen gehen."

Dann lachte sie halblaut auf und wies mit der Hand auf einen turmartigen Erker, der rechts aus dem Häusergewirr aufragte.

„Dort wohnt Frau Konsul Heinsen, die Feme und das Gewissen der Stadt. Wissen Sie, was mir plötzlich eingefallen ist? Was Frau Konsul Heinsen wohl sagen würde, wenn sie uns hier sähe . . . drollig, nicht wahr?"

Trotz dieser Frage lachte Ursel Sweet nicht mehr. Und da auch Felix ernst blieb, zog sie das Spitzentuch tief in die Stirn. Die großen Augen blickten scheu, fast verstört den Weg hinab, den man gekommen war.

„Lassen Sie uns gehen," flüsterte sie hastig, „aber dort hinab, durch die Anlagen bis zum Bahnübergang."

Sie machte eine Bewegung, als wenn sie den Arm ihres Begleiters nehmen wollte, hielt jedoch inne und wandte sich brüsk von ihm ab, als er sagte:

„Ist das praktisch, Gnädigste? Wir kommen dann aus einer ganz andern Richtung auf unsern Weg —"

„Und wenn! Was ist dabei?"

„Tatsächlich nichts, aber —"

„Ich weiß. Die andern! Dennoch bitte ich Sie, gehen wir jenen Weg. Wieviel ist die Uhr?"

„Gleich zwölf."

„So spät! Der Weg durch die Anlagen ist näher. Kommen Sie! Ich will mich nicht verbergen! Ich will nicht! Die Erinnerung an diese schöne Stunde in mattherziger Popanzfurcht ersticken, nein! Ich weiß überhaupt nicht, was mir plötzlich war. Dergleichen kenne ich nicht an mir, schon lange nicht mehr. Das ist ein Rest aus der schönen Jugend, von der Sie sprachen: Tu das nicht, das darf nicht sein, was sollen die Leute sagen! Die Leute! Das ist so das Echo meiner Kindheit."

Sie schritten den Abhang hinab, dann über einen im Halbkreis angelegten Spielplatz mit niedrigen Bänken und Sandhaufen. Einige waren hoch aufgetürmt und mit Fähnchen besteckt. Ursel wies auf sie hin, und ihre Stimme hatte keine Spur mehr von Eigensinn und Herbheit.

„Und doch," sagte sie leise, indem sie ihre Schritte hemmte und den Platz überschaute; „hier habe ich gespielt. Dort drüben, auf der Bank neben dem Haselstrauch hat die alte Henny gesessen, die ich nicht leiden mochte, weil sie mir meine größere Schwester immer als Muster hingestellt: ‚Sittas Schürze ist noch sauber — Sitta ist gehorsam — Ursel ist eine unartige Deern — ich werd's Mama sagen!' So ging das den ganzen Tag. Und doch, wenn ich hier spielte, vergaß ich alles. Ich war dann so beschäftigt, daß ich auf niemand und auf nichts achtete. Und immer allein. Nur wenn ich den Plan meines Sandhauses selbst ausgedacht und ganz allein daran arbeitete, machte es mir Freude. Ich baute dann allerhand heimliche Wünsche und krause Ideen hinein. Wie das Haus hoch werden sollte, viel höher als die

Bäume, und wie ich mich dann in ihm verkriechen würde, so daß niemand mich findet: Mama nicht, Sitta nicht, Henny nicht und vor allem auch die dummen Leute nicht, die mir zuschauten und über meinen heißen Eifer lachten. Erst wenn ich ganz groß sein würde, wollte ich herauskommen und sie alle auslachen; groß, so wie heute etwa! Sie lächeln," schmollte sie, „und das ist doch alles so bitter ernst, weil es der Anfang ist. In diesem Sande verrieselten unbemerkt die ersten Enttäuschungen; neue Wünsche und Hoffnungen banten sich auf und zerfielen, und immer neue . . . man merkte schließlich gar nicht, daß nichts daraus wurde. Haben Sie auch Sandhäuser gebaut?"

„Noch heute," erwiderte Felix, indem er lächelnd den Kopf neigte.

„So ist es!" jubelte sie auf. „Sie haben mich verstanden! Man muß solch ein Sandhaus haben, um auszukommen mit sich selbst und mit den andern. Mit den andern namentlich! Man muß etwas haben, das abseits liegt von der Gesellschaft, wo man sich verbergen kann, zu dem man flüchtet mit seiner Verachtung, mit seinem Ekel oder Lachen. Das kann vielerlei sein, eine stille große Liebe —"

„Oder ein ernstes Schaffen —"

„Ganz recht," nickte sie eifrig, „auch das. Es war das zweite Sandhaus, an dem ich baute, die zweite Flucht. Sie brachte mir aber nur den äußeren Bruch mit der Gesellschaft und die räumliche Absonderung. Wie im Spiel der Kindheit fiel mir der Bau auseinander, wenn er eine gewisse Höhe erreicht hatte. Vielleicht lag es daran, daß meine Arbeit keinen festen Plan und kein großes Ziel hatte; vielleicht auch hat der Intellekt und die Kraft des Weibes seine Grenzen. Das ist nun anders. Vor allem Kleinlichen und Erbärmlichen, dem die Arbeit immer noch eine Lücke und einen Weg zu mir gelassen hatte, rette ich mich zu meiner Liebe, und ich bin geborgen. So sicher, so —"

Das klang wie ein jubelnder Schrei und ein Aufschluchzen zugleich.

Der junge Offizier fühlte ein Würgen in der Kehle: das leicht hingerissene elementare Mitempfinden der Jugend. Aber noch etwas andres regte sich in ihm, etwas, das zwischen Neid und einer gewissen Enttäuschung die Wage hielt. Ehe er es niederringen konnte, hatte es sich auch schon geäußert.

„So sicher wie Sand," warf er zynisch und spöttelnd hin. „Die Morgana zerfließt, neue Hoffnungen und Wünsche bauen sich auf —"

„Immer neue," ergänzte sie das Zitat ihrer eignen Worte, „man merkt schließlich gar nicht, daß nichts daraus wird. Das mag sein," hauchte sie mit umflorten Augen und schmerzhaft verzogenem Munde.

Einige Minuten gingen sie schweigend nebeneinander her. Ursel Sweet grübelte schweratmend vor sich hin, und Felix fand nicht das rechte Wort. Aergerlich über sich selbst, suchte er zu ergründen, was ihn denn eigentlich zu dieser Brutalität veranlaßt, und dabei fürchtete er, sie noch zu unterstreichen, sowie er den Mund aufmachte.

Plötzlich richtete Ursel Sweet sich straff und lebhaft auf, als wenn sie etwas von sich abschüttelte.

„Das mag sein," wiederholte sie in einem ganz andern, zuversichtlichen Tone. „Aber noch halte ich es mit all seinen Seligkeiten und seiner unermeßlich starken schirmenden Kraft. Torheit, davon zu sprechen. Das stirbt nicht am Wort, aber es leidet darunter. Wie sollten Sie mich auch verstehen! Sie können ja nicht ahnen, was für mich in einem einzigen Blick von ihm liegt, in dem treuherzig derben, kameradschaftlichen Händedruck, ja selbst in den drollig akzentnierten deutschen Lauten, mit denen er sich abquält, mir zuliebe! Wenn ich noch hinzufüge, daß er ein armer dänischer Student ist, so habe ich eigentlich alles gesagt, was von meiner Liebe zu sagen ist. Es nimmt sich so nichtig aus, so banal und oft dagewesen, daß ich jetzt selbst darüber lachen könnte, da ich davon spreche, und doch umfaßt es für mich das Abgründigste und das Erhabenste, jedes Empfinden und jeden Gedanken, und nicht zuletzt die große Verachtung für alles andre. Nur — ich begreife jetzt noch nicht, daß mich die glotzenden Fenster der Frau Konsul Heinsen irritieren konnten. Das ist lächerlich, wissen Sie —"

Wieder ein grüblerischer Zug, dann ein kurzes Auflachen.

„Was Sie wohl von mir denken! Nein, bitte, sagen Sie nichts. Es ist so merkwürdig, daß ich überhaupt danach frage. Ich werde mir selbst ein Bild davon zu machen suchen —"

„Dieses Bild kann falsch sein und dementsprechend Ihre Ansicht von mir," erwiderte Felix freundlich, mit einem leisen Beiklang von Sarkasmus.

Es war eine eigenartige Veränderung mit ihm vorgegangen. Alle Unsicherheit und Befangenheit war geschwunden. Die offenherzige Liebesgeschichte gab dem jungen Mädchen in seinen Augen etwas Indifferentes. Sie war eine andre und hatte nichts, gar nichts Ueberlegenes mehr. Auch die ganze Situation erschien ihm nicht mehr verfänglich. Er hatte keine Bedenken und Besorgnisse, als sie inzwischen den Bahnübergang erreicht hatten und dem Holbeintore zuschritten. Es begegneten ihnen eng aneinander gedrückte Liebespärchen und junge Leute mit einem

Sonntagsrausch. In einigen Lokalen an der Uferstraße war noch Licht.

Auf den fragenden Blick des jungen Mädchens ergänzte Felix seine Bemerkung.

„Ich behandle eben dieses Problem in einer Novelle," sagte er beiläufig, nicht ohne die leichte Selbstgefälligkeit des jungen Schriftstellers; „nicht eigentlich ein Problem; es ist eine landläufige, tagtäglich zu beobachtende Erscheinung, daß wir über Urteile andrer uns erregen, die gar nicht deren Urteile sind. Wir haben sie uns selbst kombiniert aus der eignen Auffassung unsrer Handlungen, das führt dann zu Mißverständnis und Ungerechtigkeit; ja, ich glaube, daß viele weltflüchtige Menschen an diesem Fehler leiden."

„Auch ich?"

„Ich möchte es fast glauben," erwiderte Felix nach einigem Zögern. An diese naheliegende Bezugnahme hatte er im Moment gar nicht gedacht.

Ursel Sweet bohrte die Zähne in die Unterlippe und sah schweigend vor sich hin, dann fragte sie rasch:

„Darf ich Ihre Novelle lesen?"

„Aber gewiß," versicherte er geschmeichelt, „es fehlen nur noch einige Zeilen am Schlußkapitel, und wenn Gnädigste gestatten —"

„Ach, so lassen Sie doch diese gräßlichen Förmlichkeiten!" rief sie ungeduldig. „Ich richte eine Bitte an Sie, und nun soll ich noch gestatten, daß Sie mir diese erfüllen! Ich möchte die Novelle noch heute."

„Gern. Nur weiß ich nicht recht, wie das anzustellen ist. Es ist Mitternacht vorüber, und selbst wenn ich meinen Burschen noch schicken würde —"

„Nicht notwendig. Wo wohnen Sie?"

„In der Holbeinstraße, in dem vierten oder fünften Hause von der Ecke."

„Das ist ganz nah. Wollen Sie so lieb sein und mir die Geschichte herunterbringen? Sie haben sie doch zur Hand?"

„Das wohl, aber gnädiges Fräulein können doch unmöglich allein auf der Straße — um diese Stunde —"

„Es kann sich nur um eine oder zwei Minuten handeln."

„Ganz recht," stotterte Felix ratlos; „und wenn Sie befehlen —"

„Also gut, ich befehle!" erwiderte sie mit drolliger Bestimmtheit. „Ich werde nicht schlafen können, wie immer nach Gesprächen, bei denen nicht nur der Mund seinen Part so hinplappert. Die Lektüre wird mir eine Fortsetzung unsrer Unterhaltung sein, interessant nach zwei Richtungen hin: ich werde an der Hand Ihrer Arbeit jener fehlerhaften Anlage in mir nachgehen, mit deren Diagnose Sie recht haben, und je länger ich nachdenke, mehr recht, als Sie glauben. Das ist ein ganz neuer Gesichtspunkt, der viel zur Klärung und Läuterung meiner Beziehungen zur Außenwelt beitragen kann. Und dann werde ich Sie auch beim Bau Ihres Sandhauses beobachten, des buen retiro gegen —"

„Wir sind zur Stelle, gnädiges Fräulein. Aber wollen Sie wirklich hier warten?" fragte Felix zaghaft, indem er die Schlüssel aus der Tasche zerrte.

„Ich will, und da dort Leute kommen, werde ich in den Flur treten. Schnell, bitte!"

Der junge Offizier riegelte mit fliegenden Händen an dem Türschloß, das gerade zur rechten Zeit nachgab, um die Flucht in den Flur zu ermöglichen.

Mehrere Herren zogen in animierter Stimmung die Straße hinab, anscheinend nach dem Bahnhofe.

„Oechelhausen, ich wette eine taube Nuß gegen einen Dukaten," unterschied Felix, der die Tür leise ins Schloß drückte, die gröhlende Stimme Leppiens, „daß Ihr Filius, der begnadete Dichtersmann, eben erst nach Hause gekommen ist! Wollen wir mal nachsehen?!"

„Nee, um Himmels willen! ich bin froh, daß ich ihm nicht in die Arme gelaufen bin! Der Junge hat neuerdings eine Art —! solchen Respekt müßte er eigentlich vor mir haben, wie ich vor ihm! Eine verdrehte Welt! Meint ihr, daß am Bahnhof noch auf ist?"

Der Rest verlor sich in Lachen und geräuschvollen Debatten.

Ursel van der Sweet huschte aus der Tür und drückte sich fest in eine Ecke des Hauseingangs. Die wenigen Sekunden, die der junge Offizier brauchte, um das Manuskript herunterzuholen, erschienen ihr Ewigkeiten. Mit der Rechten preßte sie das eine Ende des Seidenschals gegen die Lippen, die Linke hielt sie wie in einem spannenden Krampfe zur Faust geballt. So verharrte sie atemlos.

Endlich!

Es ging alles so täppisch langsam nach ihrer Meinung: wie er ihr das Heft überreichte und die Tür schloß. Ein Pedant! Und weshalb hakte er den Säbel nicht ein! Das gräßliche Ding klapperte so auffällig auf den Steinstufen.

Sie eilte voraus. Und als er sie eingeholt, wechselten sie kaum noch ein Wort auf dem ganzen Wege.

Vor dem grauen Patrizierhause in der Riedgasse verabschiedeten sie sich förmlich. Ursel Sweet litt es nicht, daß Felix ihr die Tür öffnete. Sie schloß erst auf, nachdem sie aus dem Widerhall der Schritte erlauscht, daß er sich entfernt hatte.

Fünftes Kapitel

Außer den beiden Flaggen, die von den altertümlichen, noch mit Rundziegeln gedeckten Türmchen wehten, deutete eigentlich nichts auf den festlichen Tag, dessen Vorfeier Revenshof heute begehen sollte.

Es war am frühen Vormittag.

Der zweite, von einer bröckeligen Steinmauer eingefaßte Schloßhof lag so still und unbelebt wie sonst um diese Stunde. Nur von ganz hinten her, wo der Hof eine Anleihe an den Park gemacht hatte und alte Buchen den wild wuchernden Rasen überschatteten, erscholl das Kollern von Truthähnen oder der schrille Schrei eines Perlhuhns.

Sonst überall Ruhe. Und nicht jene Ruhe, aus der man den Puls der versteckten inneren Betriebsamkeit spürt, sondern die der Indolenz und verträumten Resignation. Die Ruhe der Greisenhaftigkeit, die nicht mehr viel auf sich gibt und ein hochzeitlich Kleid schon deshalb nicht anlegt, weil es mit dem alten, verhärmten Gesichte schlecht harmonieren würde.

Und dennoch lag im Lichte der Morgensonne ein Abglanz der einstigen Pracht und Kraft über dem grauen Gemäuer und den hochragenden Spitzgiebeln von Revenshof. Die wie Runzeln eingezeichneten Risse und Sprünge, die — soweit sie überhaupt noch vorhanden waren — vor Alter und Unsauberkeit irisierenden Fensterscheiben des unbewohnten Dachgeschosses sprachen von Verwahrlosung und Verfall; aber in dem ganzen Ensemble lebte doch noch die Großzügigkeit und imponierende Würde von einst.

Ein nüchterner, neuerer Anbau des linken Seitenflügels, der sich bis dicht an die Umfassungsmauer heranschob, beherbergte die Wirtschaftsbureaus. Hier waltete der alte Oberinspektor Schöngast seines Amtes — auch als Standesbeamter des Gutsbezirks und stellvertretender Amtsvorsteher. Neben der Tür angebrachte Blechschilder mit dem großherzoglich oldenburgischen Wappen wiesen darauf hin.

In dem von der Buchhalterei durch eine Holzbarriere getrennten Warteraume harrten einige Leute vom Dorf, schweigsam und in unterwürfiger Haltung. Dazwischen ein junger Kommis aus der Stadt, der von Zeit zu Zeit ans Fenster trat, um nach seinem mit allerhand Paketen beladenen Break zu sehen. Schon zum dritten Male richtete er an den Gutsschreiber, dessen Glatze über einem Stehpult leuchtete, die Frage, ob er noch nicht vorgelassen werden könnte.

„Nein," erwiderte der Beamte trocken und ohne von dem dickleibigen Kontobuche aufzusehen. „Wenn Sie nicht mehr warten wollen, so laden Sie doch ab und fahren Sie heim."

„Und die quittierte Rechnung —?"

„Können Sie wieder mitnehmen."

„Aber das darf ich doch nicht?" rief der junge Mensch ungeduldig. „Ich habe strenge Order, nur gegen —"

„So müssen Sie eben warten," unterbrach der Buchhalter mit etwas gehobener Stimme. Dann kraute er mit dem Federhalter seine Platte und schrieb gleichmütig weiter.

Ein älterer Herr, der ebenfalls draußen einen Wagen hatte und dieser kurzen Unterhaltung mit sichtlicher Aufmerksamkeit gefolgt war, strich nervös seinen Bart und faltete dann ein Papier auseinander, dessen kurzen Inhalt er mit einer gewissen nachdenklichen Besorgnis studierte. Nach einer kleinen Weile erhob er sich und trat an die Barriere.

„Verzeihen Sie," sagte er leise, indem er sich so weit als angängig zu dem Stehpulte des Schreibers hinüberbog, „ich weiß nicht, ob es dem Herrn Grafen überhaupt genehm sein wird, wenn dieses Papier durch das Bureau geht. Ist es denn wirklich nicht möglich, daß ich den Herrn Grafen selber spreche?"

Der Beamte langte geschäftsmäßig nach dem Papier. Da der andre es aber ängstlich zurückhielt, zuckte er die Achseln und erwiderte erst, nachdem er eine Seite seines Buches umgeblättert und umständlich paginiert hatte:

„Der Herr Graf ist heute für niemand zu sprechen. Handelt es sich um eine geschäftliche Angelegenheit?"

„Allerdings, geschäftlich — und auch privat, wie man's nehmen will. Ich würde jedenfalls vorziehen —"

Der Herr unterbrach sich und sah unschlüssig auf den Zettel, den er langsam wieder in seine Falten legte. Da der Schreiber ihn nicht weiter beachtete, trat er zurück und setzte sich mit einem tiefen Ausatmen, das wie ein Seufzer klang, wieder auf seinen Stuhl.

In dem niedrigen Raume herrschte nun minutenlang tiefes Schweigen. Man hörte das Kratzen der Feder und das Klappern des Lineals, wenn es der Schreiber aus der Hand legte. Hie und da ein unterdrücktes Räuspern — und sobald einer der Harrenden seine Stellung veränderte, knirschte der Sand unter seinen Füßen.

Aus dem Nebenzimmer drangen abgebrochene Laute einer ziemlich lebhaften Auseinandersetzung. Namentlich eine der beiden Stimmen, die man unterschied, war derart erregt, daß man schließlich einzelne Worte verstand:

„Nichts zu machen — offenbare Unwahrheit — Subhastation —"

Dann wurde wieder leiser gesprochen. Die Tür öffnete und schloß sich, als wenn jemand die Klinke

in der Hand hielte, um zu gehen und dann immer zurückgehalten würde.

Endlich trat ein hochgewachsener, junger Mensch heraus, der sich wie ein starknochiger Bauernsohn in städtischer Kleidung ausnahm. Das glattrasierte, runde Gesicht war blank und gerötet; aus dem starren, glatt pomadisierten Haare hatten sich einzelne, ungebändigte Strähnen aufgerichtet und die Mundwinkel waren feucht vom vielen Sprechen.

Jetzt wischte er mit einem seidenen Taschentuche darüber und musterte die Anwesenden aufgeregt, aber ohne jemand zu erkennen. Die Stimme vibrierte wie die eines Menschen, der sich mühsam beherrscht, als er sich noch einmal zu dem ihm folgenden Oberinspektor wandte:

„Also wie gesagt, ich muß klar sehen. Das ist das mindeste, was ich verlangen kann. Der Scheck wird ausgefertigt, sobald ich weiß, welche von den beiden Aufstellungen die richtige ist. Ich habe doch keine Lust, hier —"

Den Rest verschluckte er und griff mit der Hast des Zornes nach seiner Jagdmütze, die auf der Barriere lag.

„Ich werde noch heute vormittag mit meinem Schwiegervater sprechen," sagte er kurz und verließ, nach einem abermaligen verlorenen Blick auf die Anwesenden, mit harten, stampfenden Schritten das Bureau.

Oberinspektor Schöngast folgte ihm auf dem halben Wege bis zur Tür und wandte sich dann kurz ab. Ohne aufzusehen, ging er in sein Zimmer zurück — und er schien Zeit zu brauchen, um sich zu sammeln; denn es dauerte eine ganze Weile, bis das von einem schneeweißen Kaiserbart umrahmte, von tausend Sorgenfältchen durchzogene Gesicht des alten Herrn wieder in der Tür erschien.

„Ich bitte," sagte er verbindlich.

Der Schreiber winkte dem Herrn mit dem Papier. Dieser erhob sich eilfertig und verschwand im Nebenzimmer.

— — — — — — — — — — — — — —

Jakob Leberentz, dessen Hochzeit mit Komtesse Gertrud Oechelhausen morgen gefeiert werden sollte, blieb auf dem Hofe verschnaufend stehen. Er blies die Backen auf und pustete den Atem stoßweise von sich — wie nach einer schweren körperlichen Anstrengung.

Es war auch ein starkes Stück, das er da eben erlebt hatte. Der Preis, um den dieses gräfliche Enlennest zu halten war, erhöhte sich in elfter Stunde um das Doppelte! Wider alle Abrede um das Doppelte.

Langsam und schwerfällig nahm der junge Mensch die Mütze ab und betupfte die heiße Stirn mit dem seidenen Tuche, das zu den großen, roten Händen wenig harmonierte.

Um das Doppelte! Waren diese Leute verrückt oder was dachten sie sich von Jakob Leberentz!?

Es gab nur zwei Möglichkeiten: Entweder hatte der alte Graf bisher gelogen hinsichtlich seines Status oder — nun ja — man machte den Versuch, jetzt, wo man ihn fest zu haben meinte, wo es ein Zurück wohl kaum noch gab, herauszuschlagen, was nur irgend herauszuschlagen war . . .

Aber nein — das war wohl nicht anzunehmen. Das nicht. Der alte Herr da drinnen hatte mit Zahlen aufgewartet, mit ganz unzweideutigen Ziffern und den dazu gehörigen Belegen. Und auch wenn das nicht gewesen wäre, die letztere Annahme war doch wohl ausgeschlossen.

Mit einem fast scheuen Blicke streifte Jakob Leberentz die stolz und massig aufragende Hauptfront des Revenshofer Schlosses. Angesichts der hohen feierlichen Kirchenfenster des ersten Stockes, der in Sandstein gehauenen kolossalen Wappenbilder über den drei Portalen beschlich ihn wieder etwas wie die von Ehrfurcht gebändigte Neugier, die er als Knabe empfunden, wenn er auf Vaters stuckerigem Kälberwagen hier vorbei zu Markte gefahren war.

Jakob Leberentz hatte nie eine poetische oder auch nur nachdenkliche Anlage gehabt; dagegen hatte er einen gewissen Sinn für das Historische, soweit der Geschichtsunterricht bis zur Tertia und auf der Einjährigenpresse ihm die Unterlage dafür gegeben. Ehe noch Oldenburger Herzöge im Lande residierten, bestand schon dieser Bau, und die bedeutsamsten Wandlungen in den Geschicken des Landes hatten sich auf diesem Boden vollzogen. Von jenem Fenster aus — rechts, unterhalb des Turmes — hatte Hendrik Oekelhusen auf den Abgesandten Anton Günthers geschossen, der gekommen war, den unbotmäßigen Lehnsmann und Bannergrafen vor den Hof von Delmenhorst zu laden. Aus jenem Hauptportal war einst Ulla Oechelhausen herausgetreten, um als Königliche Prinzessin von Dänemark gen Kopenhagen geleitet zu werden. In einem Zimmer des Schlosses zu Eutin hing ihr Bild — eine schlanke, weißgekleidete Frau mit ernsten, nachdenklichen Augen und einem Netz von Perlen über dem dunkelblonden Haar. Die schmale, gerade Nase und der verschlossene Zug um den Mund waren auch Gertrud eigen — der nämlichen Komtesse Oechelhausen, die morgen an der Hand von Jakob Leberentz zum Traualtar schreiten würde. Die uralten und berühmten schmiedeeisernen Türen des Hauptportals waren bereits sperrangelweit geöffnet und wurden mit Tannenreisig durchflochten — wahrscheinlich genau wie damals, als die schlanke, weiße Frau mit den Perlenschnüren auszog, um eine königliche Prinzessin von Dänemark zu werden. —

Die fleischigen Lippen des jungen Mannes umspielte ein befangenes Lächeln, das dem breiten Gesichte etwas unsäglich Albernes gab. Dann aber gab er sich in den Schultern einen Ruck und setzte die Mütze auf. Er bohrte beide Hände in die Taschen und schüttelte den Kopf.

Was er da vorhin angenommen hatte, das war ausgeschlossen. Die Praxis von Roßtäuschern und Bauernfängern hatte hier keinen Raum. Hier nicht, trotz allem. Es ärgerte und genierte ihn vor sich selber, daß ihm so ein Gedanke überhaupt gekommen war. Damit steckte er noch in der mißtrauischen Bauernschläue jener Kreise, von denen sich Jakob Leberentz nach jeder Richtung hin emanzipieren wollte, sobald er der Schwiegersohn des Grafen Oechelhausen-Revenshof geworden war.

Man hatte doch seine Beobachtungen und Erfahrungen. Verschuldete Leute sagen in dem springenden Punkte höchst selten die Wahrheit. Entweder fürchten sie, daß die helfende Hand zurückschrecken werde, oder sie kennen sich selbst nicht mehr aus und rechnen das Drückendste für das Ganze. So mochte die Sache hier liegen. Wenn es nur nicht so sündhaft viel gewesen wäre — achtzigtausend Mark mehr als vorgesehen! Donnerwetter noch einmal, das war so ohne weiteres wirklich nicht zu machen, auch wenn man wollte. Gerade jetzt hatte die Firma August Leberentz und Sohn die großen Pferdeaufkäufe in Ungarn und Südrußland eingeleitet. Eine Unsumme von Geld war da gebunden.

Gesenkten Hauptes und nachdenklich schritt Jakob dem Mittelschlosse zu. Er sann und rechnete, daß ihm wieder heiße Tropfen auf die Stirn traten — und er kam zu keinem andern Schlusse, als daß sein Vater benachrichtigt werden mußte, wenn überhaupt Rat werden sollte.

Das konnte allerdings zu Verwicklungen führen. Wenn der Alte sich auf die Bahn setzte und hierherreiste, so bekam die Festpauke ein Loch. Das war sicher. Anton Leberentz pflegte in Geldsachen kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Außerdem war es eine stillschweigende Abrede, daß der Alte zur Hochzeit nicht erschien. Aber das war doch nun gar nicht zu umgehen. Die Voraussetzungen hatten sich geändert — sehr wesentlich geändert: um achtzigtausend Mark! Sapperlot nochmal!

Jakob Leberentz ruckte wieder in den Schultern auf. Das Bewußtsein, handeln zu müssen, gab ihm Haltung — auch jenem alten Kammerdiener gegenüber, der eben aus dem Hauptportal trat, um dessen Dekoration von außen zu prüfen. Der alte Herr gehörte zu Revenshof fast wie die Oechelhausens selbst. Seine Familie diente bereits in der siebten Generation; und die verbindlich reservierte Art Josefs VII., wie er im Schloß und von Bekannten des Hauses genannt wurde, flößte Leberentz eigentlich mehr Respekt ein als die Kordialität des Grafen. Es ging ihm daher nicht recht von der Zunge, als er den Alten anrief: „Heda — Herr — äh — Josef!“

Der Angerufene reagierte zunächst nur mit einer halben Wendung des tadellos frisierten schneeweißen Hauptes. Dann nahm er langsam das Glas von der Nase und barg es in der tief ausgeschnittenen Frackweste. Mit einer leichten Verbeugung — mehr neugierig als diensteifrig — trat er dem jungen Manne einen Schritt entgegen.

„Herr Leberentz —?“

„Sagen Sie mal, ich möchte gern ein Telegramm zur Station befördern. Haben Sie jemand bei der Hand?“

„Augenblicklich dürfte das schwer halten. Hat es nicht Zeit, bis Friedrich von der Bahn kommt?“

„Eben nicht. Es ist keine Minute zu verlieren.“

„O, dann muß natürlich Rat geschafft werden!“ versicherte der Alte mit einem Eifer, der durch ein verstecktes Lächeln sehr wesentlich eingeschränkt wurde.

Jakob Leberentz bemerkte das nicht. Er hatte ein prätentiöses Taschenbuch aus Krokodilleder gezogen und beschrieb — von Zeit zu Zeit den Bleistift mit den Lippen benetzend — ein Blatt Papier.

„Ich werde den jungen Herrn Grafen bitten, seinen Burschen zu Pferde nach der Station zu schicken,“ fügte der Kammerdiener hinzu.

Der andre antwortete nicht gleich. Er überlas das Geschriebene noch einmal, und erst, nachdem er die Worte sorgfältig ausgezählt, sagte er:

„Ganz recht, tun Sie das. Hier — wenn ich mich nicht geirrt habe, kostet die Depesche —“

„Wird sofort besorgt, Herr Leberentz.“

„Aber so warten Sie doch noch einen Augenblick. Sie bekommen doch Geld! Eins sechzig betragen die Gebühren. Hier sind zwei Mark. Der Rest ist für den Boten.“

Mit einem undefinierbaren Gesicht nahm Josef VII. das Geldstück und legte es in das gefaltete Papier.

Herr Leberentz schien sehr erleichtert und befriedigt, daß er die Sache nun in den richtigen Weg gelenkt. Er atmete auf und verstaute die Krokodilleberne in die Brusttasche seines Jacketts.

„Also besorgen Sie das, bitte. Hoffentlich ist der Bursche zuverlässig. Wann ist denn übrigens mein Schwager gekommen? Ich habe ihn noch gar nicht gesehen —“

„Der junge Herr Graf sind gegen neun Uhr eingetroffen und alsbald in den Park gegangen, um einige Fasanen abzuschießen. Der Herr Graf werden aber zum Lunch erwartet — auch Sie, Herr Leberentz.“

„Ja, ja, ich weiß. Gegen zwölf Uhr. Da muß ich mich wohl umziehen, was?"

„Allerdings, Herr Leberentz."

*

Felix hatte eine gräßlich schlechte Nacht gehabt. Er gehörte zu den Menschen, die außergewöhnliche Erlebnisse hinterher in allen Einzelheiten zu rekapitulieren und nachzuprüfen pflegen, wie sie sich dabei verhalten haben.

Und diese Menschen sind selten mit sich zufrieden. Das Bessere, was sie hätten tun und sagen können, fällt ihnen immer erst später ein — und sie zermartern sich den Kopf, weshalb sie gerade das nicht getan oder gesagt haben.

Es war bereits heller Morgen gewesen, als die Abspannung ihn überwältigt hatte und er in einen tiefen, traumlosen Schlaf gesunken war. Für knappe drei Stunden nur; dann hatte Lorenz geweckt, und Felix hatte sich wieder erhoben — mit schwerem Kopfe und jener gereizten Unlust, mit der man einem unangenehmen Tage entgegengeht.

Auf der kurzen Bahnfahrt hatte diese Stimmung noch angehalten. In die immer wieder auftauchenden Erwägungen, die sich an den abenteuerlichen Spaziergang mit Ursel Sweet knüpften, spielten die kommenden Ereignisse hinein: das Wiedersehen mit seinem Vater nach der gestrigen Auseinandersetzung — dieser Schwager — der Eindruck, den er auf die Kameraden machen mußte — und überhaupt die Hochzeit. —

Herrgott, war es denn möglich!?

Er schüttelte sich wie unter einem körperlichen Unbehagen, wenn er das alles genau überdachte.

Und was ihn besonders peinigte — er begriff seine Schwester nicht mehr. Sie hatten immer zusammengehalten und sich gut verstanden. Obwohl sie ein Jahr älter war wie er, hatte sie sich seine Anschauungen und Auffassungen fast in allen Dingen zu eigen gemacht — vielleicht nur aus der Indolenz ihres Wesens und ihrer verträumten Unselbständigkeit. Aber es war doch ein Zusammengehen gewesen, eine letzte, innere Beziehung zum Vaterhause.

Das hatte sich nun aufgelöst, und zwar in etwas Unbegreiflichem. Als man ihn vor einigen Monaten vor die Tatsache der Verlobung gestellt, hatte er angenommen, daß man den Mangel an Willenskraft bei der Schwester mißbraucht, und daß sie sich gedankenlos zu einem ungeheuerlichen Opfer verstanden. Das schien aber durchaus nicht der Fall zu sein. Er war der Einladung zur Verlobungsfeier nicht gefolgt und hatte es auch wochenlang nicht über sich gewinnen können, sich zu der Sache zu äußern. Seinem, im Kern noch knabenhaft naiven Empfinden war es unerträglich, daß die Schwester überhaupt einem Manne angehören sollte. Und nun gar einem solchen Manne! Das peinigte und genierte ihn wie eine Unsauberkeit. Er konnte gar nicht daran denken, ohne daß ihm das Blut in die Stirn schoß. Schließlich, als der Hochzeitstermin immer näher rückte, hatte er mit dem Vater gesprochen und zu seinem fassungslosen Befremden die Versicherung erhalten, daß die Schwester sich nicht mit einem Worte gegen die Verlobung aufgelehnt. Man habe sich auf Revenshof selbst gewundert, mit welcher Bereitwilligkeit und mit welchem Entgegenkommen Gertrud gleich auf den ersten Vorschlag eingegangen sei.

Das war Felix so unglaublich erschienen, daß er dann selbst an die Schwester geschrieben — einen Brief voll flammender Proteste und Beschwörungen. Die Antwort kam umgehend und ließ keinen Zweifel, daß die bevorstehende Veränderung der Lebensverhältnisse ihr nach jeder Richtung hin sehr erwünscht komme. Revenshof sei mit jedem Tage mehr unerträglich, und was sie als Weib von ihrer Zukunft erwarte, das sei in dieser Verbindung gegeben.

Die Auslegung, die Felix diesem Bekenntnisse gab, erfüllte ihn derart mit Widerwillen, daß ihm die innere Lossage auch von der Schwester besiegelt erschien. Diese Reise war eine Formsache, der er Genüge tun mußte, um die Kommentare, die alle Welt an diese Heirat knüpfte, durch ein ostentatives Fernbleiben nicht noch zu unterstreichen. War er dieser äußeren Pflicht nachgekommen, so band ihn nichts mehr an Revenshof. Dann würde er allein stehen und — sich die weiße Weste wohl zu wahren wissen.

In diese entschlußfeste Stimmung, die ihn aufrichtete und wappnete, schlich sich doch etwas Weiches und Lyrisches, als er aus dem Coupé stieg und um das kleine, altvertraute Stationsgebäude herum zum Wagen schritt. Mit welchen Empfindungen hatte er als Kadett das von Ginster und Klematis umrankte Häuschen begrüßt, wenn er zu den Ferien nach Hause gekommen war! Es war alles noch wie damals. Der alte Stationsbeamte drückte die ihm zum Gruß gebotene Rechte in seinen beiden harten Händen und freute sich, als wenn sein eigner Junge, der als Sergeant bei den 68ern in Koblenz stand, unverhofft angekommen wäre. Die mächtigen Sonnenblumen nickten hinter dem Schuppen hervor, und auf der Chaussee drüben hielt die Revenshofer Halbchaise, von deren Bock ihm der lange Friedrich freudig entgegengrinste.

„Na, gu'n Dag, Friedrich!"

„Gu'n Dag ock, Herr Graf."

„Wo geiht dat?"

„Wunnerscheun!"

Es war eine bekannte Eigenschaft Friedrichs, daß

er alles wunderschön fand — die ihm anvertrauten Pferde ebenso wie seine buckelige Frau, seine Existenz wie überhaupt das ganze Leben; ja, als man ihn einmal halb ertrunken aus der Schwemme gezogen und mit Mühe wieder zum Bewußtsein gebracht, hatte er auf die besorgten Fragen nach seinem Befinden mit einem vergnügten: „Wunnerscheun!" geantwortet.

Diese unverwüstliche Zufriedenheit und Lebensfreude hatten Felix schon immer Spaß gemacht. Heute wirkte ihr Ausdruck geradezu erfrischend und auch etwas beschämend auf ihn. Hatte er wirklich Veranlassung, alles so grau in grau zu sehen? Es war doch licht und sonnig um ihn her und —

„Was ist denn das hier, Friedrich?"

Der lange Kutscher, dem Lorenz Kluth eben den Koffer und die Helmschachtel seines Herrn auf den Bock reichte, sah sich um und verzog das Gesicht zu einer listigen Grimasse.

„Dat's 'n Bukett, Herr Graf. Ik schall dat den jungen Herrn Grafen abgeben mit 'n schönen Gruß, aber nich sagen, von wem!"

Damit wandte er sich ab, kniff gegen den dienstlich ernsten Lorenz, der zu ihm hinaufgeklettert war, ein Auge zu und griff in die Zügel.

Während der Wagen auf der glatten Chaussee dahinrollte, nahm Felix die Blumen von dem Rücksitz und betrachtete sie lächelnd. Einfache Feldblumen, aber mit so viel Sorgfalt und Geschmack zusammengestellt, daß das Gebinde sich wie ein kleines Kunstwerk ausnahm. Um die sauber beschnittenen Stiele war ein blaues Band geschlungen mit einer kleinen Schleife, in deren beiden Enden mit Bleistift je ein F eingezeichnet war.

Auch ohne dieses Merkzeichen hätte er gewußt, von wem ihm dieser Gruß gekommen.

Er lehnte sich in den Fond des Wagens zurück. Während die Linke den Strauß hielt, zerrte und drehte er mit den Fingern der Rechten an den dürftigen Spitzen seines Schnurrbärtchens. Mit dem Lächeln, das immer noch seine Lippen umspielte, nahm sich das eitel und selbstgefällig aus. Aber es war nur eine Angewohnheit, die er ließ, sobald er sich ihrer bewußt wurde. Als einige Landleute des Weges daherkamen, ließ er die Hand sinken, erwiderte freundlich ihren Gruß und strich dann liebkosend über die Blumen.

Das war wieder einmal reizend von der Fridl — vielleicht ein bißchen ungeschickt, den Kutscher damit zu beauftragen, aber doch lieb, sehr lieb. Sie hatte also an ihn gedacht und freute sich, daß er kam. Ganz gewiß freute sie sich — das war schon immer so gewesen, schon als Felix Oechelhausen noch Kadett war und Elfride Schöngast beim Herrn Pastor in die französische Stunde ging, um ihre dörfliche Schulbildung zu ergänzen.

Wenn der Wagen damals von der Station kam, pflegte ihm Fridl auf dem halben Wege zu begegnen. So ganz von ungefähr. Sie taten dann beide sehr überrascht wegen des merkwürdigen Zufalls. Dabei hatte der Kadett schon längst mit Herzklopfen der kleinen Freundin entgegengesehen — und daß diese, bevor der Wagen in Sicht gekommen, mächtig gelaufen war, erwiesen die geröteten Wangen, die Atemlosigkeit und der im Nacken hängende Strohhut. Sie pflegte sich dann zunächst ein Weilchen zu zieren, schließlich ließ sie aber doch den blonden Zopf, an dem sie in der Verlegenheit herumgezerrt, fahren und stieg mit auf den Wagen. Sofort fand man den alten kameradschaftlichen Ton im Austausch der Erlebnisse. Der Kadett tat ein bißchen wichtig und schnitt auf — und das Inspektorstöchterchen fiel aus einem Staunen und Verwundern ins andre. Darauf haspelte sie alle wichtigen Neuigkeiten von Revenshof herunter, wobei sie von Zeit zu Zeit heftig schluckte — so schnell sprach sie. Das Stieglitznest wäre wieder bezogen; über die Moorwiese und den Bach sei eine neue Brücke gelegt worden nach der Brennerei, und der Gänserich, der immer so fauchte, wenn man sich ihm näherte, sei nach einer wüsten Rauferei mit einem wilden Ganter eingegangen. Das alles war furchtbar interessant. —

Wenn es nichts mehr zu erzählen gab, dann wurden Pläne geschmiedet für die ausgiebigste Verwertung der Ferienfreiheit, und das Programm für den nächsten Tag wurde gleich in allen Einzelheiten festgesetzt. Fast immer galt es zunächst, einen Ausflug in die Schwammheide und auf den Duvekeberg, der mit den letzten, von Moos und Riedgras überwucherten Resten einer Burgruine eine prächtige Szenerie bot für das Spiel von der verzauberten Prinzessin und dem ritterlichen Recken, der sie erlöste.

Dann war es eines Tages gekommen — wie wußte keins von beiden —, daß der Ritter die Prinzessin bei dem halb aufgelösten Zopf erwischt und ihr einen herzhaften Kuß auf die Lippen gedrückt.

Erst waren beide so furchtbar erschrocken gewesen, daß sie kein Wort herauszubringen vermochten. Dann half sich der Ritter damit, daß er die Wacht am Rhein vor sich hin pfiff und mit seinem Schwerte alle erreichbaren Distelköpfe absäbelte. Die Prinzessin dagegen rieb sich das Mäulchen mit beiden Händen, strich das wirre Blondhaar aus der flammroten Stirn und wußte nicht recht, ob sie weinen oder lachen sollte. Schließlich bekamen ihre Augen jenen angeregten und begeisterten Ausdruck, den sie stets annahmen, wenn der Freund ein neues und besonders interessantes Spiel vorschlug. Nicht mit der ihr sonst eignen jungenhaften

Verve, sondern ernst und feierlich setzte sie sich ins Gras, zerrte die knappen Röckchen so weit als möglich über die Füße und legte die gefalteten Händchen in den Schoß.

„Du, Felix," sagte sie nach einer Weile, in der sie träumerisch den weiten, blauen Horizont abgesucht.

„Was ist los?" fragte der andre zaghaft, indem er womöglich noch energischer auf die Disteln einhieb.

„Setz dich nu mal her, Felix — nein, hier nebenan; — so! Wir sind also jetzt miteinander verlobt."

„Na ja," nickte er und stocherte gedankenvoll mit seinem hölzernen Flamberg in der nächsten Grasnarbe herum.

„Weißt du auch, was das ist?"

„Und ob!"

„Man muß sich sehr gut sein, und sich treu bleiben und immer bloß aneinander denken. Ich gebe dir meine rechte Hand drauf, daß ich das tun werde. Hier — und wirst du das auch tun, Felix?"

„Ehrenwort!"

Dann schwiegen beide, und es war so feierlich um sie und in ihnen wie in der Kirche.

Plötzlich sprang die Kleine mit einem halb unterdrückten Schrei auf und griff nach einem Stein.

„Eine Eichkatze!"

„Wo? Wo?"

„Da, auf der Kiefer! Auf dem zweiten Aste! Siehst du sie!? Eben sprang sie auf den andern Baum hinüber!"

„Hallo, wahrhaftig!"

Und die Verlobten jagten atemlos hinter der Eichkatze her. Geküßt haben sie sich nicht wieder und es auch wie auf Verabredung vermieden, von ihrer Verlobung zu sprechen.

Als der Kadett das nächste Mal wieder auf Ferien nach Hause kam — und zwar diesmal schon als Selektaner —, da spähte er auf der Landstraße vergeblich nach seiner Freundin aus. Er traf sie erst nach zwei Tagen in dem kleinen Obstgarten des Inspektorhauses hinter der Fasanerie. Sie war sehr rot, als sie ihm die Hand gab; auch trug sie viel längere Kleider und einen schweren, blonden Knoten anstatt des hängenden, immer halb aufgelösten Zopfes. Und auf den Duvekeberg gingen sie nicht mehr.

Der Wagen, der den Grafen Felix Oechelhausen heute wieder in die Heimat führte, fuhr eben aus einem Buchen- und Birkengehölz in die freie Ebene. Von hier aus war Fridl einst immer zu sehen gewesen.

Der junge Offizier neigte sich seitwärts aus dem Gefährt und schaute die Chaussee hinab, die nun in schnurgerader Linie bis zum Dorfe führte. Da, wo die Kirschbäume der Landstraße perspektivisch aneinander rückten, winkte bereits das braunrote Dach des alten Zollhäuschens aus dem Grün.

Dicht am Chausseegraben, hinter einem aus Binsen geflochtenen Windschirm arbeitete ein Steinklopfer. Müde und verdrossen rückte er mit der von schmutzigen Lappen dick bewickelten Hand an seiner Mütze. Durch die trabenden Pferde aufgeschreckt, schwirrte von Zeit zu Zeit eine Gesellschaft Spatzen auf und flüchtete schelteud auf die nächsten Bäume. Sonst nichts.

Felix lehnte sich enttäuscht in die Polster zurück. Die Blumen und die daran geknüpften Erinnerungen hatten Hoffnungen in ihm geweckt, törichte Hoffnungen aus alter Zeit, die sich nicht erfüllen konnten. Sie war ja schon lange nicht mehr gekommen. Aber er fühlte, was es ihm bedeutet hätte, wenn sie gerade heute gekommen wäre. Das hätte ihm ein Stück Heimat wiedergegeben.

Ein unbilliges Erwarten. Er schüttelte selbst den Kopf darüber. Woran man sich alles in seiner Stimmung klammerte! Es war schon lieb und unverdient, daß sie ihm die Blumen geschickt. Sie hatte an ihn gedacht — und er? Es vergingen oft viele Wochen, ehe das frische Gesichtchen, der blonde Scheitel und die schalkhaft scheuen Augen der Jugendfreundin ihm einmal in Erinnerung kamen. Gestern war sie für einen Moment vor ihm aufgetaucht, und zwar, als Ursel Sweet von der stillen, großen Liebe gesprochen, die man haben müsse, um vor der Welt flüchten zu können mit seiner Verachtung, mit seinem Ekel oder Lachen.

Es war drollig, daß ihm Fridl Schöngast dabei eingefallen. Ihre gesunde, pausbäckige Realität paßte so gar nicht in die Mondscheinstimmung jenes Spazierganges mit der Patriziertochter. Eine stille, große Liebe ist bleich und zart und unendlich sehnsüchtig. Sie hat keine apfelroten Wangen und keine oberflächlich geknüpften Schuhbänder. Sie jagt nicht hinter Eichkatzen her und gibt nicht die rechte Hand darauf, daß man sich immer gut sein und stets aneinander denken wird. Deshalb hatte er auch so rasch davon abgelenkt und neben die Liebe das ernste Schaffen gestellt, obwohl das bißchen Belletristik, das er bisher geschrieben, ebensowenig ernstes Schaffen war, wie Elfride Schöngast eine stille, große Liebe —

Aber wie ihm seine Arbeit doch oft in Wahrheit eine Zuflucht gewesen, so war ihm dieser naive Blumengruß etwas, wohinter er sich verschanzte gegenüber den Widerwärtigkeiten, die seiner harrten.

Er betrachtete Blüte für Blüte; dann das Schleifchen mit den beiden F, die ihn zunächst einigermaßen kindisch angemutet: Fridl und Felix. Je länger er sich in jeden Zug der einfachen, ungekünstelten Schriftzeichen vertiefte, desto mehr beschlich ihn eine freudige,

erwartungsvolle Erregung. Noch ehe das Zollhaus erreicht war, hatte er die Blumen unter den Waffenrock geknöpft und den Entschluß gefaßt, Fridl zuerst zu begrüßen.

„Lorenz!"

Der Bursche, der dem vergnügt grinsenden Friedrich in Flüsterstimme seine Ansichten über den Fruchtwechsel auf leichtem Boden auseinandergesetzt, fuhr herum.

„Herr Graf."

„Ich werde noch vor dem Parke aussteigen, Lorenz. Sie fahren nach Hause, legen die Sachen auf mein Zimmer und bringen mir dann sofort meine Flinte nach der Krähenhütte hinter dem Fasanengehege. Verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Graf."

„Und den Patronengürtel nicht vergessen! Hängt alles rechts neben der Tür. Friedrich — Sie sagen Bescheid, daß ich zum Frühstück zu Hause sein werde."

„Dat's wunnerscheun, Herr Graf," erwiderte der Kutscher mit einer gemütlichen Halbwendung nach hinten, „aber ik schall man glik wedder redubr zu Bahn."

„Dann bestellen Sie das, Lorenz. — Haaaalt!"

Der Graf drückte die Mütze fester in die Stirn und sprang aus dem Wagen. Nachdem er den Säbel abgeschnallt und ihn Lorenz hinaufgereicht, setzte er über den Chausseegraben und betrat einen schmalen Feldweg, der sich zwischen dem gelben Gewoge eines Roggenschlags und dem defekten Drahtzaune des Parks hinzog.

Der Wagen rollte davon.

In tiefen Zügen sog Felix den Duft des reifenden Korns ein. Um noch freier atmen zu können, öffnete er den engen Uniformkragen. Dabei blieb er einen Moment stehen und schaute blinzelnd in den von Licht und Wärme flimmernden Aether. Ganz hoch oben, dem suchenden Auge als ein winziges Pünktchen entschwindend, kletterte eine Lerche an ihren jauchzenden Liedern empor. In der klaren und stillen Luft war jeder Triller, jede Fioritur deutlich vernehmbar, und doch klang es so unendlich fern, als wenn irgend ein überirdisches Wesen, dem so recht glückselig und fidel ums Herz war, aus einem offenen Himmelsfenster auf die blühende Erde herabflötete.

Sonst war nichts vernehmbar als ein leises, hellgestimmtes Rauschen, wenn ein leichter Windhauch fliegende Schatten über das Korn legte und die Aehren gegeneinander strich. Zwischendurch das Zirpen eines Grashüpfers, bald fern, bald ganz dicht am Ohre.

Die ländliche Einsamkeit wirkte auf Felix wunderbar. Er fühlte sich wie geläutert und befreit, ja völlig losgelöst von all dem, was noch vor einer Stunde ihn beirrt. Er war es gar nicht, der da sein Leben zwischen dem niedrigen Zimmer in Meister Speerbohms mehlduftendem Hochparterre, zwischen dem Einerlei des Dienstes und der kameradschaftlichen Geselligkeit so gewissenhaft dreiteilte, als wenn wer weiß was davon abhinge. Er war es gar nicht, dem Vater und Schwester so fern getreten waren, daß er ihre Denkart und Handlungsweise nicht mehr begriff, der sich von der Heimat lossagte in Widerwillen und tausend Kümmernissen. Er nicht. Das war ein ganz andrer, — ein dummer Kerl, der keine Ahnung hatte, wie sonnig und hoffnungsfroh die Welt lachte, abseits von den ausgefahrenen Gleisen und den stumpfen Trottelgängern, die sich in ihnen quälten. Man muß nur einmal zur rechten Zeit abbiegen und sich selbst nachgehen, dann findet sich alles, selbst das Unwiderbringlichste: die glückselige Narrheit der Jugend —

„— gedenkst du noch, gedenkst du, heißes Herz,
Wie du da durstetest? —
Daß ich verbannt sei
Von aller Wahrheit,
Nur Narr!
Nur Dichter!"

Als ihm diese Verse aus dem Liede der Schwermut einfielen, sah er Ursel Sweet und ihr überlegenes Lächeln. Er schüttelte das ab wie etwas Störendes und schritt kräftig aus, als müßte er das so rasch wie möglich hinter sich lassen, um seine Stimmung zu behalten.

Der Weg wurde nur selten begangen. Vereinzelte Roggenhalme ragten aus dem wuchernden Grase auf; auch Mohn und Kornblumen, von denen das Getreide an vielen Stellen derart durchsetzt war, daß sie die Farbe des reifenden Korns mit ihrem Rot und Blau überschrien. Die Einzäunung des Parkes wies weite Oeffnungen auf, durch die wohl das Wild wechselte; denn das Feld war an diesen Stellen niedergetreten. Rostiges Maschenwerk und einzelne Drähte lagen über dem Wege, und wo der Zaun noch aushielt, da waren Weiden und niederes Buchengestrüpp durch das Flechtwerk gewachsen, und Felix hatte Mühe, sich durchzuarbeiten.

(Fortsetzung folgt)

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Wöchentlich eine Nummer | № 45 | Alle 14 Tage ein Heft

Der Ueberkater

Von

Johannes Richard zur Megede

(Fortsetzung)

Fünfzehntes Kapitel

Als geheilt aus dem Irrenhaus entlassen — Carlo.

Lebenslänglich in einer Gummizelle interniert — Josefa.

Unter Irrenhaus verstehe ich natürlich die Liebe. Die Liebe war, die Liebe ist, die Liebe wird sein! Die Welt ist eben rund. Mit dieser Tatsache muß man sich abfinden. Wie würde man auch Licht unterscheiden, wenn es keinen Schatten gäbe, wie Weisheit, wenn sie nicht von Torheit eingerahmt würde, wie einen Ueberkater, wenn er sich nicht von Zeit zu Zeit als Unterkater gebärdete? Aber sprechen wir nicht mehr davon. Tant de bruit pour une omelette. Und dabei wäre mir zurzeit eine appetitlich duftende Omelette weit begehrenswerter, als sämtliche Liebe des Universums. So steht's.

Von Afrika habe ich auch genug. Ein Modebad wie Biskra, wo es einem Bourbon passieren kann, daß ein Paria von Negerkater ganz unverfroren ihn auf eine gewisse fahle Wüstenhetäre anredet, vor der ich eine volle Woche erfolglos antichambriert haben soll! Ich erfolglos? Als Witz nicht übel! Eine Wüste wie die Sahara, wo ich bei einem Philosophenbummel urplötzlich inmitten eines rötlichen Sandwirbels stehe, der mir derart die Augen beizt, daß ich wie im Dunkeln tappe, der mir die Haare sträubt, daß ich wie der selige Struwwelpeter starre, und der so mit Elektrizität geladen ist, daß ich die unangenehme Empfindung habe, der über mir donnernde Zeus wolle mich sofort in seinen Olymp zurückholen! Ein Hotel, wo ich mit aller Andacht zusehen darf, wie die gnädigste Baronin eigenhändig ihren englischen Reisesack packt, um dann mich wahrscheinlich in einem Hundecoupé auf der Bahn wiederzufinden!

Franzosen haben dieses Heilbad entdeckt, weil sie als gute Patrioten wissen, daß die Engländer eigensinnig und die Deutschen kindlich sind. Und da es keine Telegraphenstange gibt, auf die John Bull aus Verrücktheit gestiegen ist, wo nicht sofort ein gewisser Michel aus Ehrfurcht für eben diese Verrücktheit nachzuklettern versuchte, so wird dieses staubige Eden, das die Kranken vom Leben und die Eleganten von der Liebe heilt, auch fürder gedeihen.

Ueberhaupt dieses ganze Afrika! Es ist ja nur Humbug und Reklame. Da schimpft sich dieses ganze Oasengesindel: Araber. Allerdings dunkel sind sie, und Datteln essen sie. Aber Nachkommen des Propheten? Jawohl! Nämlich eine äußerst gemischte Gesellschaft von Berbern, Mauren, Negern, Beduinen, bei denen man sich nie auskennt und die sich eigentlich durch nichts andres unterscheiden, als daß der eine faul, der andre fauler und entweder der dritte oder der vierte am allerfaulsten ist. Hat ein Haus nur Fensterhöhlen

und laufen sämtliche Kinder schamlos nackt zwischen den Lehmmauern 'rum, dann heißt's: „Sehr interessant! Hier wohnen Neger." Trägt ein Bengel einen schmierigen Fes und wäscht sich die Füße nie, dann zwinkert man überlegen: „Berber! Aelteste Wüstenrasse." Betrügt uns darauf ein ehrwürdig ausschauender Herr im Bazar abscheulich, so ruft man voll Stolz: „Araber! Die können nun einmal Christen für den Tod nicht leiden." Der einzige Tuareg, den ich sah, war groß und von Kopf bis zu Fuß vermummt wie ein altes Weib im Winter, und der kleine, verlaufene Tibbu, der sich sanft nach allen Seiten umsah, war sicher der geborenste Spitzbube, wie der andre der geborenste Kopfabschneider war. Jedenfalls, ob übermäßig nackt oder übertrieben bekleidet: es ist eine Gaunergesellschaft, allesamt, die einem voll Freundschaft die eine Hand entgegenstreckt und mit der andern voll Feindschaft die Kehle abzusäbeln beginnt.

Und eine Unbildung! Neulich interviewte mich ein Berberkater aus einem Friseurgeschäft, der natürlich schon aus Metier ein unerträglicher Neuigkeitskrämer ist, über meine Weltreisen. Von Paris hat er einen Schimmer, Berlin hält er für einen Botokudenweiler, bei Roma aeterna blinzelt er pfiffig, als handelte es sich um einen vorzüglichen Witz oder ein neu entdecktes Pfahlbautendorf der Marsbewohner. Zum Schluß die Gewissensfrage: „Gibt's da auch Dattelpalmen?" Ich verneinte eisig. Und dieser Friseurgehilfe schlich sofort mit eingekniffenem Schwanze zurück, schaute sich jedoch einmal ängstlich um, weil für sein Gefühl allein der Belial höchstselbst in einem Lande ohne Dattelpalmen geboren sein kann. Dann traf ich irgendwo eine arabische Gemüsekatze, die die Wahl zwischen einem gestohlenen Hammelknochen und einem ehrlich erworbenen Schweinskotelett hatte. Sie nahm sofort den Knochen, ich bemächtigte mich des Koteletts. Und gleich beschwor mich diese Tochter des Propheten, nur ja nicht die ewige Verdammnis mir direkt in den Leib zu essen mit diesem vom Koran verbotenen Schweinefleisch. O du abergläubische Mohammedanerin! Ich antwortete ihr ironisch, daß gerade ich der selbstloseste Ausbund von einem Koranfater sei und ausschließlich von Schweinefleisch lebe und leben würde, nur um weniger standhaften Bekennern die Versuchung zu ersparen. Sie fand diese Auffassung groß und neu und hätte, glaube ich, am liebsten auf diese Weise Mohammedanerseelen zu retten angefangen, wenn nicht zum Glück für ihr Seelenheil der Rest des Koteletts hinter meinen Perlenzähnen eben verschwunden wäre. Die ganze Unbildung und der ganze Aberglaube der Wüste können nicht krasser ausgesprochen werden, wie von dem klätschigen Barbier und dem alten Gemüseweibe!

Ich komme jetzt leider häufig mit den niederen Klassen zusammen, die mich von der Wüste her zu kennen vorgeben, und nach gewissen Bekundungen auch wahrscheinlich kennen. Es ist offenbar jener orientalische Hofstaat, der sich in Wahrheit aus Bettlern zusammensetzte, ebenso wie jene vermeintliche Prinzessin nur eine Dame von sehr öffentlichen Qualitäten war. Diese ganze Wüstenphantasie von einst mehrt ja auch nur meinen Glorienschein, weil eben das große Erhabene auch das kleine Niedrige nach seinem Idealmaß mißt. Dennoch bin ich aus Gründen der Vernunft für baldige Abreise. Der Göttersohn des Olymps blendet doch auf die Dauer diese betörten Wesen. In der Wüste gibt es schon genug Blinde! Es ist somit weit besser, daß die spätere Oasentradition mit dem Satze beginnt: „Ein weiser Prophet kam, ein weiser Prophet ging, gedenkt in Ehrfurcht des weisen Propheten! . . ." Nur das eine wäre zu bedenken, daß dann die großen mohammedanischen Glaubenskriege wieder aufflammen werden wegen des „alten" und des „neuen" Propheten. Aber vielleicht wäre es auch nicht schade um diese unheilbaren Ketzer, wenn sie sich gegenseitig auffräßen. Ich bin keineswegs einseitig und gönne auch Heiden ihr Vergnügen.

*

Ich reise also. Das heißt, ich bin schon gereist. Ich wählte wieder die dritte Klasse, weil ich den Hochmut verachte, und weil ich dem Herzen meiner Begleiterin keine Qualen machen wollte. Sie ist ein gutes, treues Geschöpf. Vielleicht die treueste, Quedenbergs Luise ausgenommen.

Ich bin anders geworden, ganz anders! Ich sehne mich nach einem stillen Port, wo ich vielleicht den dritten und letzten Teil meiner großen Lebensphilosophie beende. Ich habe viel gelebt, viel gelitten! Und wenn mir der Undank eines gewissen Geschöpfes, dem ich treulich gefolgt, das ich ehrlich beraten, nicht mein Haar gebleicht hat, so liegt das nur darin, daß es kein leuchtend weißeres Gewand gibt als mein olympisches Pilgerkleid. Und wenn ich mich auch noch jetzt nicht von ihr lossage, so bekenne ich offen: „Afrika mag gut sein, Europa ist besser!" Jedoch zwischen dem zweiten und dritten Teil meiner Philosophie liegt noch das Mittelmeer und die Seekrankheit, ich muß also mit meinen sogenannten Gönnern rechnen. Wenn ich dann aber glücklich drüben bin in einem Philosophenport, so werde ich mich über ein Geschöpf äußern, dessen freventliche Sünden nicht Mitleid, wohl aber Verachtung verdienen.

Weine nicht, Carlo, weine nicht! Richte dich an deiner eignen Größe auf!

Das habe ich denn auch getan.

*

Es sind Monate her.

Ich will versuchen niederzuschreiben, was geschah. Ich bin mir das gewissermaßen schuldig.

Ich fuhr am Dienstag mittags. Meine Jungfer und die Sachen hatte ich bis auf eine Handtasche tags zuvor nach Batna geschickt. Die beiden Herren waren mit Sonnenaufgang geritten.

Nach Tuggurt zu soll an dem Tag ein Chamsin gewütet haben. Ich im Coupé hatte nur die Empfindung, daß die Wüste merkwürdig fahl und tot, daß der Atlas nur eine einzige starre Dunstwand sei. Ich fuhr mit der jungen, hübschen Frau des alten, grauhaarigen Kommandanten von Biskra. Pariserin und sehr lebhaft. Wir sprachen miteinander, hatten Gefallen aneinander. Ich wäre natürlich viel lieber allein geblieben. Aber sie war so gar nicht geschminkt und verziert; sie erzählte mir von dem schrecklichen Biskrasommer, der alles mit feinem Staub und dumpfer Hitze erfüllt. Von dem Gatten kein Wort. Er hatte sie auf die Bahn gebracht, und sie schieden sehr herzlich. Das Schweigen wohl die gewisse Gêne aller jungen Frauen, die einen alten Mann geheiratet haben! Vielleicht hat sie auch einen Geliebten, und die Besorgungen in Constantine sind nur Vorwand. In einer Gesprächspause dachte ich, wieviel Frauen doch einen Geliebten hätten und wie das immer so gewesen sei seit König Davids Zeiten. Es kann beides, eine schöne und eine etle Sünde sein. Die mutige Sünde ist noch lange nicht so verwerflich wie die feige Lüge, die dabei wie ein Schakal dem Löwen nachschleicht. Eigentlich widerstrebt solche Lüge meiner innersten Natur. Ich könnte viel eher töten im Affekt als hintergehen mit Gemütsruhe. Ich will damit nichts beschönigen, aber ich kann heute wohl sagen, daß mir „sein" Glück weit höher gestanden hat als das meine.

Unterwegs hielt der Zug einmal sehr lange auf einer kleinen Station. Die Leute stiegen aus und promenierten. Und ich sah mir alle Frauen darauf an, ob sie nicht einen Geliebten hätten. Es überlief mich doch eine Gänsehaut. Ja, ich hätte sofort von El-Kantara nicht mehr zurückkehren dürfen! Ich tat's wohl nicht, weil ich vom Durchgehen immer die Vorstellung hatte, daß solche Leute entweder maßlos feige oder maßlos leichtsinnig sein müßten. Ich bin beides nicht. Ich kann nur niemand kränken, darum tue ich mir oft am wehesten, weil ich andern nicht wehe tun will.

Die zwei Stunden Fahrt deuchten mich eine Ewigkeit. Als endlich die Oase auftauchte, lag sie so still und melancholisch wie eine verwunschene Insel. Ich wäre am liebsten weiter gefahren. So leidenschaftlich auch mein Herz sich nach dem Manne sehnte, so schwer wurde mir der Fuß, als ich von dem hochgelegenen Bahnhof nach der Schlucht hinabstieg, wohin ich ihn telegraphisch bestellt hatte.

Er war pünktlich zur Stelle. Es war an dem römischen Brückenbogen, der freilich restauriert ist und nur noch wenige Quadern aus dem Altertum zeigt. Wir konnten uns nicht küssen. Es kamen Touristen, auch das kleine, weiße Hotel schaute neugierig herüber. Er war ungewöhnlich ernst, aber als ich ihn ansah, wußte ich genau, daß er mich liebte wie einst. Jeanette Quedenberg ist noch einmal bei ihm gewesen, der Bruch unwiderruflich. Sie schieden sogar ohne Gruß. Dafür kann ich nichts.

Dann gingen wir sofort zur Oase an die alte Stelle im Oleandergebüsch. Die Luft warm, feucht, träge, in den Palmen kein Hauch, sie starrten ohne Leben von ihrer Höhe. Kein Licht spielte auf den breiten, grünen Blättern, kein Vogel sang, nur die dunkeln Araber schlichen im trockenen Oued entlang. Die Schwermut der Wüste, die ich in der Oase nie gesucht.

Da habe ich ihm zu erzählen angefangen. Es ward mir schwerer von Wort zu Wort, weil ich in seiner Nähe nicht mehr begriff, wie ich dem andern gegenüber hatte so schwach sein können. Einmal stockte ich, sah ihn an.

Er hatte wieder das undurchdringliche Gesicht: „Bitte weiter! Ich höre." Und als ich fertig bis auf das letzte, entscheidende Wort, um dessentwillen ich eigentlich nur hier war, wollte es mir nicht aus der Kehle, denn so etwas sagt man im Affekt, nicht in der Ruhe!

Da stand er langsam auf, sagte, ohne mich anzusehen: „Daß es schwer sein würde, habe ich dir ja gesagt. Du taugst doch wohl nicht für Schweres. Menschen wie du sollten bleiben, wo sie sind." Nach einer Pause, während der er vor mir auf- und abging, die Augen auf der Erde: „Wann reisest du?"

Da stand ich auch auf und sagte rasch: „Ich reise überhaupt nicht, Robert. Ich bleibe bei dir, Robert, wenn du willst, für immer."

„Das geht nicht, Josefa."

„Warum nicht?" Mich überrann's kalt.

„Weil das, was vor einer Woche, als wir hier zusammen waren, einen Sinn gehabt hätte... ich hab's vielleicht damals erwartet, weil das am meisten deiner ganzen Natur entspricht, aber es hat mich doch auch in der Seele gefreut, daß du die schwerere, jedoch anständigere Konsequenz ziehen wolltest. Durchgehen, das können viele; sich ehrlich trennen — kaum eine von euch. Du bist diese eine offenbar nicht! Und darum hast du es wohl vernünftig vorgezogen, gar keine Konsequenz zu ziehen. Weswegen bist du nun hier?" Er ging langsam auf mich zu, faßte meine Hand und streichelte

sie. Aber er sah mich nicht an. „Josefa, ich bitte dich, sag! Sei ehrlich! Ich kann alles ertragen, alles, nur kein Schwanken, keine Halbheit! Wir sind beide nicht mehr so jung wie in Sirmione, wo wir vielleicht von Illusionen hätten leben können. Wir wollen doch beide klar sehen! Ich habe dich sehr lieb, sehr, was ich dir wohl nicht zu wiederholen brauche, aber nun auch deine Konsequenz! Du hast sie gezogen, du mußt sie gezogen haben in irgend einer Weise, und darum bist du hier!“ Er sprach warm und ernst.

Da fiel ich ihm um den Hals und zitterte und konnte nicht reden, ich wollte fast vergehen in einem seltsam geteilten Gefühl von Liebe und Grauen. Endlich sagte ich abgerissen, spröde, ich höre meine eigne Stimme, und sie ist mir fremd: „Ja; ich habe die Konsequenz gezogen, Robert! Ich will deine Geliebte sein mit allen Konsequenzen für Zeit und Ewigkeit.“ Dann riß ich mich von ihm los, der mich gar nicht hielt und trat einen Schritt zurück.

„Ich will deine Geliebte sein mit allen Konsequenzen für Zeit und Ewigkeit!“ wiederholte er Wort für Wort langsam. In dem Moment wußte ich mein Schicksal, und daß kein Gott mehr etwas daran ändern könne. Er schwieg, seine Augen glitten über die Palmenkronen hinweg bis zu der rotdunstigen Atlaswand. Keine Muskel in seinem Gesichte zuckte, nur die Nasenflügel hoben und senkten sich. Darauf sprach er weiter merkwürdig leise und unnatürlich ruhig: „Geliebte, warum nicht?! Ich war nie ein Tugendheld und habe manche Geliebte gehabt, manche, aber immer nur auf kurze Zeit. Dann waren wir uns gegenseitig mit Recht über ... Und ich, dein Geliebter? Vielleicht bin ich der erste, vielleicht auch nicht. Wer aber wird der glückliche zwölfte sein über zehn Jahre? Also, das wäre die letzte Konsequenz! Wenn deine Liebe, die genau so alt sein soll wie die meine — deine erste, deine einzige Liebe —, wenn die dir nicht einmal zu mehr Kraft gab als zu diesem Spitzbubenentschluß, dann kannst du mir freilich nicht leid tun, aber ich mir.“ Die Adern an den Schläfen begannen ihm zu schwellen, und er sagte womöglich noch leiser: „Du bist eine Dirne, ja, du bist's! Ihr alle seid Dirnennaturen, feige, sinnlich, verlogen. Deine Mutter war eine und deine Großmutter war eine, und deine Ureltern waren genau so wie du. Der Dirnencharme ist euer höchster Reiz. Ihr seid, wie ihr seid: Ihr könnt keinen Menschen sterben sehen, gewiß nicht! Aber den Finger, womit ihr ihn retten könntet, den hebt ihr erst recht nicht, gewiß nicht! Sag nichts, sag nichts! Aber damit du mich auch begreifst: ich habe dich geliebt, wie nur ein Mann eine Frau lieben kann! Ich weiß nicht, wie's möglich war eigentlich, aber ich weiß, daß ich's tat. Und wenn es meinem Herzen je etwas Heiliges gab, so warst du's. Und wenn ich eine schöne Blüte sah, da habe ich immer an dich denken müssen. Aber die schönsten Blüten sind ja leider giftig! Das muß wohl eine Naturnotwendigkeit sein.“

Ich hörte alles, ich höre es noch; ich sah ihn verständnislos an, ich tue es noch. Das konnte nicht der Mann zu mir sprechen, das war ein andrer, ein ganz andrer! Was will er denn von mir? Ich habe ihn doch geliebt, ihn allein!

Ich hätte ihm natürlich vieles entgegnen können, was mich hätte rechtfertigen können. Ich war nicht fähig. Die Lippen bewegten sich wohl, jedoch es kam kein Ton. Er ließ mir auch nicht eine Sekunde Zeit. Ja, er paktiert nicht! So habe ich denn das einzige getan, was ich vielleicht in meinem Leben gelernt habe: schweigen!

Ihm mag's wie ein schwächliches Schuldbekenntnis erschienen sein. Er wurde auf einmal ganz blaß, die Augen flackerten ihm dunkel und böse, und jede Fiber in seinem Gesichte zuckte. Er machte jäh einen Schritt auf mich zu, faßte mein Handgelenk, preßte es, ich fühlte tödlich seine stählerne Kraft. Und jetzt beginnt er laut zu sprechen, jedes Wort ein Peitschenhieb: „Weißt du, Weib, daß ich dich hier auf der Stelle erwürgen könnte, wenn ich dich nicht so von Herzen verachtete. Nenne mich einen Schurken! Vielleicht war ich's, aber unbewußt. Ich will dir etwas erzählen: es war damals in Berlin, kurz nach Sirmione, und es war in mir eine so tiefe Seelendepression zurückgeblieben, daß ich als Mann ein Gegengewicht haben mußte gegen diese Depression, um nicht schlapp zu werden unter ihrem Druck. Es war, wie gesagt, in Berlin in einem Hotel, und Jeanette Quedenberg mit irgend einem Auftrag im Zimmer. Sie war mein guter Freund, mein bester, der mich vernünftig mit dem Kopf tröstete und nicht mit dem Herzen. Ich habe die Frau nie geliebt, das weiß Gott! Aber es gibt Momente, wo sich auch der Stärkste an einen Strohhalm klammert, um nicht zu ertrinken. Sie allein wußte, was mich quälte. Ihr Trost hieß: ‚Sie taugen beide nichts, diese Angerns, weder Mutter noch Tochter. Es sind Menschen der Schwäche und der Kaprice, die doch nur zum Alltäglichsten fähig sind.‘ Ich wußte wohl, daß sie mich liebte auf ihre Art und wußte bei ruhigem Sinnen wohl auch, daß ich sie nicht wiederlieben könnte auf meine Art. Aber in jenem Hotelzimmer habe ich sie doch gefragt, ob sie meine Geliebte sein wolle. Dem kleinen Herzen klingt's wohl lächerlich: nicht der Mann hat gekniet, sondern die Frau. Und die Frau hat mit bebenden Lippen gesagt: ‚Deine Geliebte kann ich nicht sein, dazu liebe ich dich zu

sehr. Aber heirate mich! Ich gehe dann mit dir auf der Stelle, opfere meinen Ruf, den noch niemand angetastet hat, meine alten Eltern, die ich unterhalten habe, ja, das Heiligste, meinen Glauben, opfere ich dir.' Das konnte ich aber nicht. Das wurde mir im Moment schrecklich klar. Ich hab's ihr auch gesagt, wie weit meine Gefühle gingen und gehen könnten. Wir haben später einen vernünftigen Pakt gemacht, den vernünftige Leute halten können. Doch auch solche Pakte werden gekündigt, müssen gekündigt werden, wenn etwas Größeres dazwischen tritt. Und warum habe ich damals nicht ja gesagt? Nicht darum, weil ich die Frau nicht liebte! Die Ehen ohne Liebe halten länger offenbar wie die Ehen mit Liebe. Nein, weil ich dich liebte, dich, Geschöpf! Weil mich dein Bild nicht gelassen hat die ganze Zeit!" Er holte schwer Atem. Dann sagte er mit zusammengebissenen Zähnen: „Gnädige Frau, gehen Sie, ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen!"

Er ließ mein Handgelenk mit einem Ruck los, daß ich taumelte. Ich sah ihm nach, wie er ging. Aber als er hinter dem nächsten Busch verschwand, hielt mich's nicht mehr. Und ich lief ihm nach, was ich konnte, obgleich mir die Füße wie Blei nachschleppten. Ich erreichte ihn, faßte von rückwärts seine Hand, sagte atemlos: „Ja, gut, es soll alles aus sein, Robert. Du hast recht. Aber sag mir wenigstens zum Abschied ein gütiges Wort! Ich ertrag' das Leben sonst nicht. Ich tu' mir das Aeußerste an, ich tu's!"

Er hat sich nicht mal nach mir umgesehen, er hat nicht einen Schritt gezögert, er hat nur gesagt: „Begehe auch diese letzte Feigheit! Ich aber rühre keinen Finger für dich."

Ich blieb auf der Stelle stehen wie erstarrt und habe vielleicht gehofft, daß er zurückkommen würde, um mich zum Leben zu erwecken, aber er kam nicht zurück.

*

Und in der halben Stunde, die ich da wohl gestanden haben mag, an eine Lehmmauer gelehnt, unter einer Palme, deren Riesenschaft schief gewachsen war und mit seinem Blätterdach die schmale Gasse beschattete, innerlich und äußerlich einsam, verlassen wie nie, umrieselt von den schweren, schwülen Oasendüften, gegen die sich meine Nerven empörten, weil sie mich auch genarrt hatten mit ihrem falschen Blütenhoffen, da hat sich auch in mir etwas zusammengezogen, verhärtet. Ja, ich habe geweint! Doch nicht die salzige Träne der Trauer, sondern die brennende des Zorns. Noch heute fühle ich die Empörung, und sie läßt mich nicht ... Nein, das habe ich nicht um ihn verdient, das habe ich nicht um ihn verdient! Und wenn ich hundertmal schwach gewesen bin, feige, schlecht, das eine hätte er fühlen müssen aus allem, daß ich keine Dirne sein kann, selbst wenn ich's wollte. Was er mir Böses gesagt, das verzeih' ich ihm gern, er ist eben aus anderm Metall. Aber, daß er die Flehende von sich gestoßen hat, als sei sie das Verworfenste auf der ganzen Welt, das verzeihe ich ihm nicht. Und wenn einmal der Tag kommen sollte, wo auch ihm klar wird, daß meine Liebe groß war trotz der Schwäche und jene Liebe klein trotz der Stärke ... Die Zeit wird kommen, wo er mir's auf den Knien wird abbitten wollen, wie er das Beste in mir freventlich gemordet hat hier. Ja, die Stunde wird kommen, aber Herr und Vater, das sei auch meine letzte Stunde! Ich ertrage keine solche Enttäuschung mehr.

Es ist Nacht in mir, und es soll Nacht sein.

Und jetzt, Josefa, gehe deinen eignen Weg! Frag nie mehr, was gut, was schlecht ist im Leben, frag nur, was du kannst, nicht, was du darfst! Verleugne deine warme Natur, die dein Reiz war! Wende den Kopf hochmütig weg, was man dich auch bittet, werde hart, kalt! Tue ihm den Gefallen, der im Grunde seines Herzens doch nur ein kalter Pharisäer ist! Dein Leben ist verpfuscht, leb's dennoch weiter! Denn du darfst nicht sterben jetzt. Du würdest, du müßtest es noch im Grabe spüren, wenn er über diese letzte Feigheit die Achsel zuckt.

Ja, es ist in mir etwas hart geworden. Ich fühle, wie es von Stunde zu Stunde härter geworden ist, härter werden muß, bis ein Herz, das zur wärmsten Liebe geboren ist, sich zur lauen Gleichgültigkeit wandelt, vielleicht zum eisigen Haß. Er hat kein Glück, und ich will ja auch keins haben! Ich habe auch kein Glück, und will auch keins mehr haben!

*

In El-Kantara gibt's eigentlich nur das eine Haus und das eine Hotel. Da konnte und mochte ich natürlich nicht die Nacht bleiben. Es geht auch kein Zug vor morgen weder nach Biskra noch von Biskra. Aber mir brannte der Boden unter den Füßen, ich mußte fort!

Ich habe mir dann im Zurückgehen überlegt, daß es das beste sei, durch die Schlucht von Tilatu zu der nächsten Station, den „heißen Quellen" zu reiten. Ich ging also in das kleine Hotel, fand auch bald einen Führer und zwei Maultiere. Da sind wir den gleichen Weg geritten in den Atlas hinein, den vor einer Woche jene Wüstenkarawane auch ritt. Es ist eine schöne, gewaltige Schlucht mit roten Felsmauern, die sich bald engen, bald weiten. Sie ist viele Kilometer lang, und ein kümmerlicher Saumpfad läuft bald rechts, bald links von dem kleinen Flußlauf in der Tiefe, der zwischen wildem Geröll hinschleicht. Hier weht wieder die frische, scharfe Bergluft, wie überall

im Atlas zur Frühlingszeit. Selten sah ich eine so wilde Oede, eine so starre Einsamkeit. Ein paar grüne Büsche hoch oben in den Felsspalten festgekrallt, ein paar kümmerliche Blumen aus dem Steinschutt sprießend, sonst nur rote, stumme Wände. Zuweilen wie Gespenster schleichende Kabylen auf ihren grünen geflochtenen Sandalen, in ihren schmutzig weißen Gewändern. Einmal tappte sogar ein Maultier mit einer Holzlast hart an uns vorüber. Mir erschien das alles nur wie ein Traumleben. Als ein kleiner Felsvogel zwitschernd über das Felsbett strich, hatte ich das Gefühl, als müsse dies ein ganz absonderlich Heiliger unter den Vögeln sein, der sich hier niederläßt. Erst gegen Ende ein Kabylendorf. An den Fels geklebt wie Bienenkörbe die braunen, wüsten Steinhäuschen; auf der Höhe die Moschee, wie ein plumper, bröckelnder Wachtturm. Keine Spur von Heiligkeit oder Poesie, wie bei uns auch in dem kleinsten Kirchdorf. Die Schlucht wird zwar hier breiter, und Kabylen lieben ja nun einmal wilde Bergnester, aber ich verstehe doch nicht, wovon sich die Leute nähren. Ein kleiner Olivenhain, elende, winzige Getreidefelder, dem Stein abgerungen. Jagd oder Raub lohnt hier auch nicht. Diese Menschen sind eben so bedürfnislos...

Ich habe auf diesem Ritt all meine Gedanken auf die Außenwelt konzentriert, auf die Gegenwart mit aller Kraft. Ich will nicht zurückdenken, und ich habe auch nicht zurückgedacht.

Als wir zu der kleinen Station kamen, war ich sehr müde. Es gab aber keine andre Schlafgelegenheit, als die harte Bank des Wartesaals. Da habe ich auch geschlafen im Sitzen. Am Morgen ging's weiter. Es ging ganz gut. Es geht ja schließlich alles, wenn man nur ernstlich will! In Batna, was wir endlich erreichten, sollte ich bleiben. Bloome und mein Mann, die übrigens von diesem Ritt nichts wissen und nichts zu wissen brauchen, nahmen es mir wohl übel, daß ich mit dem nächsten Zuge schon weiter wollte nach Constantine. Die Sohlen brannten mir noch immer. Es können ja auch gar nicht genug Kilometer liegen zwischen mir und El-Kantara.

*

In Constantine fühlte ich erst, wie not mir Ausruhen tat. Ich sehnte mich so von Herzen nach einem tiefen Schlaf ohne Träume. Aber es ging nicht. Gerade in den großen französischen Betten des Grand Hotel wälzte ich mich schlaflos.

Am andern Tage ging ich doch wieder mit den andern. Ich will nicht mehr allein sein! Sie wollten natürlich nach der Riesenschlucht des Rummel, die vielleicht die gewaltigste im ganzen Atlas ist. Unten strudelt und wirbelt der schmutzig wilde Fluß, der zur Schneeschmelze in den Bergen sein Riesenbett mit den Wogen eines empörten Stromes durchschäumen soll, von oben schaut die Stadt hinein, alles so puppenhaft klein, Häuser wie Menschen. Auf halber Höhe zieht sich der sogenannte Touristenweg am Fels entlang, auf schwindelnden, eisernen Galerien, die bald auf-, bald niedersteigen. Gerade da trafen wir durch einen bösen Zufall Quedenbergs, die uns wohl noch in Batna vermuteten. Wir Frauen taten uns den äußersten Zwang an und begrüßten uns höflich. Es war uns beiden eine Seelenqual. Gerade an der schwindelndsten Stelle war das Drahtnetz des Eisenstegs zerrissen. Ein einziger Fehltritt, und adieu, schöne Welt! Ja, schöne Welt! ... Ob instinktiv oder durch Zufall blieben wir beiden Frauen hier stehen. Ich werde den Blitz der harten, blauen Augen nie vergessen, als wenn sie sagen wollte: ‚Da unten gehörst du hin!' Und ich antwortete ihr mit einem resignierten Lächeln, was ich nachher sehr bedauert habe: „Mir könnte kein größerer Gefallen getan werden." Sie zuckte die Achseln. Sie konnte mich auch nicht verstehen.

Abends mußten wir schon das Diner gemeinschaftlich nehmen. Der breite, rote Ring, den sein letzter Händedruck mir zurückgelassen, fiel da zuerst den Leuten auf, weil ich das Armband beim Umziehen vergessen. Sie fragten mich höflich, ob vielleicht dies Armband gedrückt, ob mein Handschuh gekniffen, und einer, der geistreich sein wollte, fügte hinzu, daß es vielleicht ein ganz besonders geheimnisvolles Souvenir aus der Wüste sei. Ich weiß nicht, wer das letzte gesagt. Aber ich weiß, daß Jeanette lächelte, und daß sich mir die Gegenstände zu drehen begannen. Ich ging sofort zu Bett, weil mich ein zähneklappernder Frost schüttelte. Man ist am Ende doch auch nur Mensch!

Ich habe vier Wochen und länger in Constantine gelegen zwischen Tod und Leben. Der Tod wollte mich noch nicht.

Unterdessen ist es Ende Mai geworden. Ich habe, wie alle Rekonvaleszenten, das Gefühl einer großen Schwäche und Milde. Sollte das allein zurückgeblieben sein als Erinnerung an all das, was ich innerlich erlebt? Das möchte ich nicht! Das ginge gegen den Pakt, den ich mit mir selbst geschlossen.

In Philippeville, von wo wir nach Europa abdampften, empfing uns die Alarmnachricht, daß ein gefährlicher Araberaufstand ausgebrochen. Bei Hamam Birra seien viele zerlumpte Mohammedaner unter Führung eines Marabut von den Bergen in die Ebene hinabgestiegen, mordend, plündernd. Die Regierung sei mal wieder unglaublich kurzsichtig gewesen, obgleich schon vor Monaten die Garnison Tuggurt von einem Fremden verständigt worden sei.

Mein Mann las es mir aus der Zeitung vor und sagte: „Da ist dein Rhyn am Ende doch der Klügste gewesen. Eigentlich wunderbar, daß man von dem Menschen niemals mehr etwas gehört hat."

Und ich konnte ganz vernünftig antworten: „Er wird wohl wieder in die Wüste zurückgekehrt sein." Und ich sah auf mein Handgelenk, dessen roter Reif längst verschwunden ist. Nur der Goldreif blieb.

Und ich kann ruhig weiterdenken, weitersprechen ... Ich bin wohl schon hart, kalt?

Ja, ich bin's ...

Ich werde nie mehr träumen, nie mehr!

Dritter Teil

Sechzehntes Kapitel

Die Welt hat Glück!

Ich habe mich also zu dem abschließenden dritten Teil meiner Memoiren entschlossen. Sie sollen in jenem objektiven Geiste beendet werden, der dem Katertum seine führende Stellung für alle Zeiten garantiert. Im alten Aegypten waren alle Katzen heilig, unter den Menschen von heute wird selbst ein Tolstoj lange warten können, bis ihn der Weltgeist heilig spricht. Dies ganz nebenbei.

Ich bin jetzt unter die Villenbesitzer gegangen. Schöne Gegend bei schöner Stadt. Eine Gesellschaftsdame, die ich begönnere: Gräfin Angern — eine Jungfer, die mich anbetet: Lina — weiter ein Kutscher, ein Diener, ein Portier. Zu der dicken alten Köchin, einem Drachen von gemeinen Allüren, gehe ich nie. Sie liest am Sonntag Traktätchen und macht sich wochentags Schwänzelpfennige. Was Diebstahl und Frömmigkeit eigentlich gemein haben, weiß ich nicht. Allerdings auch im Olymp ist ja der Götterbote Merkur der Schutzherr der Kaufleute und Räuber. Im Jenseits dürften demnach wesentlich andre Ansichten über Mein und Dein herrschen als im Diesseits. Jedenfalls seitdem ich die dicke Küchenfee über einem Andachtsbuch erblickt habe, worin das Herz des Gottlosen abgebildet ist, und zwar im Querschnitt und recht anmutig bevölkert: der Belial als riesiger Ziegenbock frisiert auf einem Thron, um ihn ehrerbietigst Schlangen, Schweine, Katzen, Schildkröten, bin ich keineswegs mehr erpicht auf das Herz des Frommen, das nur mit einem Himmelbett und einem dicken Posaunenengel ausstaffiert sein soll. Die unwürdige Attacke gegen mein Geschlecht verzeihe ich großmütig, aber daß die brave Schildkröte, die schon ihrer Suppen wegen im Geruch der Heiligkeit stehen sollte, noch ganz besonders als das Sinnbild der Gemeinheit und Lüsternheit begeifert wird, war mir denn doch ein zu niederträchtiger Ausfall gegen alle Feinschmecker. Nächstens wird noch der Milchtopf auf den Index kommen, weil doch wahrscheinlich des Teufels sorgliche Großmutter alle die ihr anvertrauten Seelen gewissenhaft mit saurer Sahne schmort. Die fromme Köchin spart darum schon jetzt mit der Morgensahne, um uns die Sünde, ihr die Schwänzelpfennige zu ersparen. Wenn die Küche nachläßt, würde auch meine Herzensgüte leiden. Denn nur ein fetter Mann ist ein guter Mann ...

Es wird wohl überall das peinlichste Aufsehen erregt haben, daß ein so unvergleichlicher Diplomat und Weltreisender plötzlich von der großen Bühne abtrat. Gewiß, es gibt zuweilen Augenblicke, wo selbst ich mich ernst frage: „Carlo, hattest du auch ein Recht, auf die Königskrone der Sahara zu verzichten, ein Reich, größer als Europa, im Kampf errungen, mit Weisheit regiert, um mit der Selbstverleugnung eines Apostels dritter, sage und schreibe dritter Klasse, das Paris der Sahara zu verlassen, während die Katerabgesandten von diesseits und jenseits des Wendekreises gramzerrissen, pfotenringend auf den flachen Dächern Neu-Biskras oder den Lehmmauern des Negerdorfes saßen, und der verzweifelte Ruf: ‚Majestät müssen wiederkommen! Majestät dürfen uns nicht verlassen!' mir bis tief in den Atlas hinein in die Ohren gellte?! Ja, bis Constantine selbst verfolgte mich dieser Schmerzensschrei eines ganzen Erdteils, bis Constantine, dessen bergige Straßen, dessen wilde Rumelschlucht ich im Scheine des Vollmonds durchstreift habe, während die weißen Burnusse gespenstischer wallten, der schauerliche Abgrund tiefer gähnte, während die schmachtendste Sophonisbe von jenseits des Rumels vergeblich nach ihrem Massinissa seufzte, bis der greise Syphax sie wutschnaubend heimtrieb. O, ich kenne Massinissa! Aber Massinissa blieb fest.

Einen vollen Monat und mehr habe ich nämlich ohne Wanken am Krankenbett eines sündhaften Geschöpfes gesessen, am Bette einer verräterischen Frau, die nur dank meiner Pflege genas und die mich nach der Gepflogenheit des Hauses Habsburg unter dem falschen Vorgeben, mein Anblick mache ihr Qual, in einem Spankorb zu der Mutter expedierte, geleitet von einem Brief, daß ich niemals schlecht behandelt werden dürfte. Ich möchte den sehen, der es wagt, mich schlecht zu behandeln! Aber ich mache gern Glückliche und gönne darum der alten Dame an ihrem Lebensabend meine beglückende Nähe. Die Frau Gräfin sieht übrigens noch vorzüglich aus und kann sich dreist mit ihrer Tochter vergleichen, die, wie alle Sünde, schön und leidenschaftlich ist, aber nach einer langen Aussprache mit ihrem Gemahl sich zur kühlen mondaine bekehrt hat, die sie nebenbei auch immer war. Die Aussprache war derart, daß beide sehr blaß und stumm aus dem Hotelzimmer in Cannes traten, ein Zimmer, das sie zur Sicherheit vorher verriegelt und verschlossen

hatten zugleich. Ich war niemals neugierig, und es kann deshalb nur einem sonderbaren Zufall zugeschrieben werden, daß die Jungfer Anna am Schlüsselloch auf der einen Seite und der Kater Carlo auf dem Fensterbalkon der andern Seite sich befunden haben sollen, wo wir auch nicht einen zusammenhängenden Satz ergattern konnten, obgleich wir auf das Hingebendste horchten. Ja, diese verwünschten Doppelfenster und Doppeltüren!

Ich schwelge allerdings manchmal in Erinnerungen. Ich denke an den Samum, der am Tage nach meiner Abreise heulend die Wüste durchtobte wie der Schmerzensschrei der toten Natur selbst über mein Scheiden, ich denke an den Atlas, der sich mit dicken Regenwolken umflorte vor tiefer Trauer. Ich gedenke des Mittelmeers, das blau und leise raunte in banger Klage, es kennt jetzt meine Abneigung gegen unvernünftiges Wogen ... Als ich dann glücklich an Bord des „Abd-el-Kader" war und wir auf hoher See, da begann wieder jener entsetzliche Daseinsekel, der mich zu unausgesetzten Opfern an meinen olympischen Oberkollegen Poseidon veranlaßte, die Wassergötter waren stets meine Feinde ...

Wenn ich so glänzend, aber ohne jede Uebertreibung erzähle — von den Pyramiden von Gizeh, von dem gewaltigen Nil, von den heiligen Katern der Urzeit, die meine direkten Ahnen sind —, dann lächelt die scheckige Portierkatze wie verzaubert. Sie ist gut, bescheiden, über die erste Jugend hinaus. Aber sie lebt im Hause — es ist so bequem —, der alternde Sultan wird sie einmal zu seiner Lieblingssklavin erkiesen. In diesem Punkte bin ich ganz Orientale geworden. Odalisken, scheckig, grau, gelb, Zoraide oder Mimili, mir ganz gleich, aber um Gottes willen keine Ehe mit Verpflichtungen und vor allem keine Frau mit einem Schlüsselbund! Zur Ehe ist ja auch in Deutschland der Mann niemals alt genug. Dabei schaue ich meine Lieblingssklavin verzehrend an wie ein Pascha, und sie neigt sich verschämt ... Erst viel, viel später fällt mir dann wohl beiläufig ein, daß ich ja Aegypten nur aus den Traumoffenbarungen der heiligen Katzenahnen kenne, also niemals da war. Aber schließlich, ist es nicht größer, auf dem Wege der Offenbarung zu schauen, als mit den gemeinen irdischen Augen? Wer weiß, ob die Pyramiden, an mir gemessen, nicht doch etwas klein ausfallen, und ob meine Vorstellung vom heiligen Strome nicht wahrheitsgetreuer ist als dieser Strom selbst. Die Liebe ausgenommen, die nur in der Gegenwart schön ist, dürften alle Erlebnisse sich in der Vergangenheit vorteilhafter präsentieren.

*

Bis hierher habe ich mich geschickt um die Tatsache herumgedrückt, daß ich doch ein wenig älter geworden bin in der Zeit.

Andern Sand in die Augen streuen — sehr mein Fall. Aber warum soll ich eigentlich dieses Manöver vor mir selbst produzieren?! Ja, Carlo ist in der Tat in jenes beschauliche Alter gekommen, das die Menschen nach dem Jenseits, die Kater nach dem Nirwana schielen läßt ...

Ich zähle, nach Menschenjahren gerechnet, ungefähr fünfundfünfzig Lenze, sogenannte „beste" Jahre, die je nach der Witwe, die einen zu ehelichen gedenkt, auch bis an die Siebzig dauern können ... Ich mache noch immer die sorgfältigste Toilette, vielleicht sorgfältiger als früher, jedoch die Leutnantstaille hat sich empfohlen, und meine Figur ist die eines wohlkonservierten Stabsoffiziers, der sich nach dem Manöver bestimmt einen Regenschirm zu kaufen gedenkt. Zur Zierde des älteren Gentlemans, dem bewährten Bauch, gehört natürlich auch eine bewährte Moral, zur bewährten Moral wiederum ein festes Heim, und so bin ich eigentlich zur Tugend gekommen, wie andre zur Sünde. Wenn ich eine Nachtigall sehe, erfreue ich mich herzlich an ihrem Gesang — und bleibe unten. Die Krallen wollen nicht mehr, wie ich will. Und wenn ein Kramtsvogel serviert wird, so halte ich mich an die saftigen Teile und erkläre Knochendiners für eine Barbarei, die Angst um meine Zähne ist die Mutter dieser Mäßigung.

Das Alter hat schließlich auch seine Meriten: den großen Blick, der über ganze Epochen und Kontinente hinwegschaut, sanft vereint mit der herzlichen Freude am kleinen Klatsch. Auch die ältesten Könige der Menschen hören in den Pausen ihres glorreichen Tagewerks gern, wie der Flügeladjutant über das leichtgeschürzte Corps de ballet denkt ... Der Geist muß eben Balance halten, und wenn man ihn auf der einen Seite für ganz besonders groß hält, muß man ihm auf der andern Seite das ganz besonders Kleine zugestehen.

Ich bin ja auch heute noch ein großer Kalif, und mein staatsmännischer Blick überschaut die ganze Sahara. Ja, groß bist du noch, Carlo, überlebensgroß! Und da höre ich den Diener mit dem silbernen Kaffeeservice für die Gräfin über den Teppich schleichen. Ich denke an die fette gelbe Sahne, und sofort bin ich wieder echt königlich klein.

*

Herbst. Und wenn ich ein Tagebuch beginne, so ist es nur recht und billig, daß es im Herbst geschieht.

Ich bin über sechzig Jahre. Nicht, daß ich mich irgendwie alt fühlte, weder körperlich noch geistig, aber ich bin's nun doch einmal. Daran ändert auch nichts, daß mir der Spiegel und die Menschen immer

schmeichelnd wiederholen: ‚Was ist doch die Gräfin Angern noch hübsch und jugendlich!‘ Ich hör's gern, und hör's doch wiederum nicht gern. Frauen, die sich so merkwürdig konservieren, haben entweder nie etwas erlebt oder haben's nie erleben können. Das ist gar kein Ruhm. Ich aber habe das Meinige erlebt! ... Wenn alle Menschen, selbst mein Kind, wähnen, daß dies Herz nie den sündigen Schlag, dies Auge nie die bittere Reueträne gekannt hat, so muß ich wehmütig lächeln. Ich war doch auch mal jung! Ich habe geliebt, gesündigt, gekämpft. Und wenn ich heute sagen darf, daß dies alles weggespült ist durch Jahre stummer Buße, wenn ich wieder rein dastehe vor mir selbst, so ist dies nicht das Verdienst einer starken, entschlossenen Natur, sondern vielmehr das einer ängstlichen, gut gearteten, die sich an das festklammerte, was ihr Herz durfte, nicht an das, was es vielleicht mußte. Aus dem Holze schnitzt man keine Helden. Ich habe auch nie einer sein wollen. Und wenn andre immer wieder versuchten, durch Fels und Busch auf die Höhe zu dringen, so habe ich die gegebene Straße vorgezogen, wohl in dem richtigen Gefühl, daß Weg und Steg dazu da sind, daß man auf ihnen wandelt. Nach einem kurzen Irrpfad habe ich mich selbst so erzogen und meine Tochter so erzogen. Es ist das richtige! Alle Höhenmenschen sind tragische Gestalten. Und ich möchte die Mutter sehen, die wünschte, daß ihre Tochter einmal tragisch endet! ... Doch davon nun genug.

Vor einem Jahre habe ich mir diese Villa gebaut, die der Architekt prunkender herstellte, als mir eigentlich lieb war. Ich hänge nicht am Luxus. Er ist immer und mit Recht ein Stein des Anstoßes für alle diejenigen, die ihn auch gern haben möchten und doch nicht haben können. Ich bin, was man reich nennt, und das ist wahrlich kein Verdienst! Ich verbrauche auch niemals die Zinsen meines Vermögens. Dennoch scheinen die fünf Dienstboten, die ich aus alter Gewohnheit auch für mich allein bedarf, gewiß manchem eine sündhafte Anmaßung. Die Annehmlichkeit, diese Leute zu haben, empfinde ich kaum mehr, während ich ihr Fehlen natürlich schwer empfinden würde ... Und der Arme wähnt nun, daß Reichtum an und für sich schon Glück sei, obgleich er doch nur eine goldene Fessel ist. Die Zinsen, die ich erspare, sammle ich voll heimlicher Hoffnung und freudigen Herzklopfens für meinen Enkel oder meine Enkelin, die sich aber viel weniger nach einer Großmutter zu sehnen scheinen, als die Großmutter nach ihnen. Ach, wie wollte ich sie lieb haben! Nächstens werde ich wohl die Hoffnung auf diese schönste Freude des Alters aufgeben müssen. Josefa ist nun über fünf Jahre, und wie ich glaube, glücklich verheiratet, aber auf alle mündlichen oder schriftlichen Andeutungen hat sie mir entweder gar nicht oder ausweichend erwidert. Dies ist der Punkt, wo ich meine geliebte Tochter nicht begreifen kann ... Es sind eben andre Zeiten! Schmerzlich fühle ich's dennoch ... Ja, das Glück durch den Reichtum hat auch seine Grenzen!

Wenn ich meinen Kindern gesagt habe, daß das Leben auf dem Lande in dem alten großen Schlosse mir mit der Zeit doch zu einsam sei — daher die Villenidee —, so war es wohl vielmehr noch der Nebengedanke, daß ein so schöner alter Besitz wie diese Herrschaft doch weit eher bestimmt sei für ein junges frisches Ehepaar mit jungen frischen Kindern. Wenn Peter als Rittmeister quittierte, wie es mein Mann ja auch tat, wie lebendig könnte es dann in diesem Familienschlosse zugehen, und wie gern würde ich dann bei meinen Lieben weilen, als ein bescheidener glücklicher Gast! ... Es war eine sanfte Beschwörung des Schicksals, als ich hierher ging.

Vielleicht läßt sich das Schicksal noch erbitten. Es ließ sich ja auch bei mir erbitten nach mehr als zehnjähriger Ehe ... Ach, Kind, wenn du wüßtest, wie du ersehnt, erhofft, dem Himmel abgerungen bist! Wie habe ich dein Kommen mit köstlichem Bangen gespürt, wie habe ich dich mit Freudentränen begrüßt auf der Welt! Niemand, dein Vater zuletzt, ahnte, daß eine Sklavin des Vergangenen zum erstenmal frei wieder aufgeatmet hat bei deinem ersten Lallen. So viel Jahre des dumpfen Vorwurfs ausgelöscht durch dein erstes Lächeln! Und wie habe ich Tag und Nacht an deinem Bette gebetet, daß alles Kleine und Schwache in mir sich in dir wandeln möge zum Großen und Starken ... O, ich weiß, warum ich Gott so bat! Wenn nur das heißeste Gebet zum Thron des Höchsten steigt — ich habe es gebetet. Ich bin innerlich ganz frei geworden in diesem Gebet. Ja, eine Stimme schien nur zu antworten: ‚Dein Wunsch wird sich erfüllen. Wenn du eine schwere Sünde tatst, deine Liebe wird sie wegwaschen. Wenn ein leidenschaftliches Herz von dir mit heißer Verwünschung schied, dein Kind wird diesen Fluch sühnen.‘

(Fortsetzung folgt)

Karl. Von Wilhelm Lobsien

Du bist schon lange tot. Doch heute wieder,
Als weich der Abend durch die Bäume strich,
Gedacht' ich deiner, und ein glühes Rot
Fressender Scham stieg in die Stirne mir. —

Es war daheim vor unserm Elternhaus.
Ein Sommertag schlich träge aus der Welt,
Und durch die hohen Kronen vor der Tür
Zog leis der Abendwind.
Wir hatten wild getollt
In frohem Spiel und saßen nun ermüdet
Auf dem Geländer an dem Gartenrand
Und schauten in die Abendluft hinein.
Der Heenduft kam von allen Wiesen her,
Die fern im weißen Dämmerhauch versanken,
Als zög' ein weißes Meer darüber hin.
Wir sahen, wie der Nebel stieg und stieg
Und wie die fernen Dörfer mählich schwanden,
Die hohen Pappeln, die die Wege säumten,
Die Kirchturmspitzen und zuletzt die Mühle,
Die müd' verschlafen auf dem Hügel stand.
Ein Rauschen zog hoch über uns hinweg,
Und dann und wann durchflog ein irrer Schrei
Die stille Luft: die Möwen zogen heim
Dem Deiche zu auf wandermüden Schwingen.
Und feierlich klang aus dem Städtchen her
Mit dumpfem Ton die neunte Abendstunde.
Der Vater klopfte seine Pfeife aus und sprach:
„Die Möwen gehn zu Bett. 's ist Zeit, ihr Buben!
Fix in die Federn!" — „Ach, noch nicht!" — „Sofort!" —
„Ach, bitte, nein!" — „Zuerst der Karl." — „Nein,
Wilm." —
„Nein, Karl, er ist der Jüngste." —
Und der Streit brach los,
Und wurde immer wilder. Wort um Wort
Durchbrach die Feierruh, und eh der Vater noch
Dazwischen trat, entfuhr es mir: „Du Dieb!
Ich hab' gesehn, wie gestern abend Karl
Aus Mutters Kasse einen Groschen stahl!" —
Da war's heraus. Und plötzlich war es still,
Ganz still. Du wurdest totenbleich. Und dann:
„Hast du's getan?" — „Ja, Vater." — „Komm!"
Du folgtest stumm dem Vater in das Haus.
So ernst war er noch nimmer uns erschienen,
So furchtbar ernst. Mir zitterte das Herz,
Und war zu feige doch, euch nachzugehn,
Bis scheu die andern in die Stube drängten,
Voll Scheu und Neugier. Zitternd trat ich ein.
Ich war mir selber fremd.
Ich hatte dich so lieb,
Viel lieber noch als alle andern Brüder,
Und doch verriet ich treulos dich, du Treuer.
O dieser Stunde Weh, da Schlag auf Schlag
Im Vaterzorn auf deinen Rücken fiel!
Nur einmal kam ein Schrei aus deinem Mund,
Dann bliebst du stumm und preßtest deine Zähne
In tapferm Eigensinn fest, fest zusammen.
Und als der letzte Schlag gefallen war,
Sahst du mich an mit einem langen Blick
Voll unsagbaren Schmerzes — und bliebst stumm.

Es dunkelte. Wir schlichen scheu ins Bett.
Ein letztes spätes Dämmern kam herein
Und wand sich zitternd an den Wänden hin
Und sank und sank, und rings war dunkle Nacht. —
Die Brüder schliefen. In ihr tiefes Atmen
Zitterten stoßweis deine Atemzüge
Und dann und wann ein Zucken tief herauf
Und halb erdrückte bange Seufzerlaute.
Leis hob ich mich in meinem Bette auf
Und flüsterte mit leiser Stimme: „Karl"
Und wieder „Karl". Dein Seufzen wurde still,
Du hieltst den Atem an — da sprang ich auf,
Lief an dein Bett, umklammerte dich wild
Mit beiden Armen, preßte deine Stirn
An meine Brust und weinte, weinte, weinte.
Du aber, du, du goldig Treuer, Guter,
Aus meinen Armen machtest du dich los
Und strichst mit deiner Hand mir durch die Haare.
„Was weinst du, Wilm? Ich hab' es doch getan.
Ich wollte zum Geburtstag unsrer Mutter
So gern die goldumsäumte Tasse kaufen,
Die kürzlich ich im Laden stehen sah,
Und just ein Groschen fehlte mir daran.
O glaube mir, gestohlen hab' ich nicht.
Ich hätt' das Geld, wenn ich vom Nachbar wieder
Zehn Pfennig mir verdient, zurückgelegt,
Und hätt's gesagt, dem Vater und der Mutter." —

Du hattest dich im Kissen aufgerichtet,
Ich saß am Bettrand vor dir. Meine Hand
Hielt deine fest umspannt und drückte sie,
Als sollte sie dir alles, alles sagen,
Was mir im Herzen saß und was der Mund
Nicht sagen konnte, weil die Lippen zuckten
In Schmerz und Scham.
„Nun geh zu Bett."
Du sprachst es leise. — „Karl, nicht böse sein!" —
„Nein, nein! Geh nur. Wir müssen zeitig 'raus,
Mutters Geburtstag ist."
Da schlich ich mich ins Bett. —

Am andern Morgen, als wir Knaben fröhlich
Zur Mutter sprangen, um ihr Glück zu wünschen,
Strich sie dir freundlich übers Haar. Mich ließ sie stehn,
Sah mich mit keinem Blicke an und sprach kein Wort
Den ganzen Tag zu mir. Dich aber herzte sie!
Und daß sie's tat, das machte mich so froh,
Weil ich nun wußte, daß sie dir nicht zürnte. —

Du bist schon lange tot. Doch heute wieder,
Als weich der Abend durch die Bäume zog,
Gedacht ich deiner, und ein glühes Rot
Fressender Scham stieg in die Stirne mir.

Die weiße Weste

Roman

von

Teo von Torn

(Fortsetzung)

Etwa hundert Meter weiter hörten die Schwierigkeiten des Weges auf. Dann war diese äußerste Parkecke umschritten. Dann winkten in der Ferne die dunkeln Kiefern der Moorheide, deren Spitzen in fast schnurgerader Linie den Horizont in den Himmel zeichneten. Und der Duvekeberg! Von der Burgruine war zunächst immer nur ein einziges spitzes Mauerdreieck zu erkennen mit dem merkwürdig zähen, freischwebenden Fensterbogen, von dem der Efeu wie unfrisiertes Frauenhaar wild und wirr herabhing.

Zwischen dem Parke und der Heide lagen ausgedehnte Kartoffel- und Rübenfelder, und mitten darin, von Baumgruppen umgeben, das schmucke kleine Gehöft des Inspektors. Ursprünglich der Hof eines Lehnsbauern, hatte ihn Herr Schöngast schon vor einem Dutzend Jahren erworben und alle Lasten abgelöst mit der Bedingung, dort wohnen zu dürfen. Damals hatte Felix das nicht verstanden. Es war eine gute halbe Stunde Wegs bis zum Schloß. Jetzt wußte er, weshalb der alte Herr die Beschwerlichkeiten des ewigen Hinundher auf sich genommen, — er wollte sich unabhängig machen von dem Schicksal von Revenshof, das er damals schon erkannt.

Ach — nicht daran denken!

Ein Glück, daß er gerade jetzt des freundlichen Gehöfts in der Ferne ansichtig wurde.

Die Freude und Erwartung des Wiedersehens ergriff ihn wieder, und er malte sich aus, wo und wie er sie treffen würde. Seit dem Tode ihrer Mutter vor drei Jahren führte sie die Wirtschaft allein, und sie hatte alle Hände voll zu tun. Wahrscheinlich würde er sie auf dem Hofe beim Geflügel finden oder im Obstgarten, vielleicht auch auf der Diele vor dem aus brüchigen rohen Ziegeln gemauerten Kamin, in dem zu ebener Erde das Herdfeuer schwelte. Das würde ihm weniger lieb sein, denn es roch da entsetzlich nach dem feuchten Torf, der verfeuert wurde. Möglicherweise erwartete sie ihn auch.

Wieder zuckte die Rechte nach den winzigen Barthärchen, die ihm auf der Lippe sproßten. Aber er fühlte nur nach den Blumen unter dem Waffenrock, auf deren Durchfeuchten er nicht achtete, und seine Hoffnung dementierte er selbst durch ein leichtes Kopfschütteln.

Erwarten würde sie ihn sicher nicht. Heute nicht. Ja, vielleicht überhaupt nicht. Sie gab sich persönlich ganz anders, als das der Blumengruß erwarten ließ. In der Garnison hatten ihn früher schon solche Zeichen des Gedenkens erreicht, aber bei der nächsten Begegnung war sie scheu und befangen gewesen, und sie hatte es nie dazu kommen lassen, daß er sich irgendwie auf ihren Gruß bezog. Diese Haltung, deren tiefere Ursachen er nicht zu erfassen vermocht, hatte ihn mehr und mehr ernüchtert. Erst heute — seit vielen Monaten zum erstenmal — stand ihr Bild wieder in den alten leuchtenden Farben vor seiner Seele. Daß es eigentlich das wilde, zerzauste, kurzröckige Mädel von einst war, darüber täuschte er sich in seiner erwartungsvollen Stimmung merkwürdig leicht hinweg.

Felix hatte die äußerste Spitze des scharf vorgeschobenen Parkwinkels umschritten. Rechts hinab führte der Weg zum Fasanengehege und der Krähenhütte. Er zog seine Uhr, um auszurechnen, wann Lorenz mit der Flinte dort sein konnte. Das konnte bald sein, wenn er sich beeilte — und Lorenz Kluth beeilte sich immer.

Er wollte ihn nicht lange warten lassen. Schon um dem hellen Burschen keine Zeit zu Kombinationen zu lassen.

Dennoch mäßigte Felix die Hast, mit der er bisher vorgedrungen war. Harmlos und schlendernd, wie ein Spaziergänger ohne bestimmtes Ziel, ging er noch eine Weile am Park entlang bis zu der ersten Gattertür, von der aus ein breiterer Pfad zwischen den Kartoffelfeldern und an niedrigen Knicks vorbei bis zu dem Gehöft des Inspektors führte.

In diesen Weg schwenkte er ein, nachdem er den Uniformkragen geschlossen und mit einer flüchtigen Bewegung auch seine Mütze zurechtgerückt. Ein paar Kletten und dürre Blättchen, die sich beim Durchbrechen des überwucherten Steges an ihn gehängt, sammelte er sorgfältig ab.

Jetzt hatte er den Hof immer vor Augen. Zunächst sah er nur die vier Linden in ihren altvertrauten Konturen, dann trat eine Spitze des braunroten Daches hervor, und nun blinkte auch ein Fenster in der hellen Sonne.

Unter Herzklopfen verlangsamte Felix seine Schritte.

Er sagte sich, daß sie ihn jetzt schon sehen konnte, sobald sie zufällig im Garten oder an jenem Fenster war. Wenn er die Wegbiegung drüben erreicht hatte, schritt er der vollen Front des Hauses entgegen — und sie mußte ihn sehen. Ein genierliches Gefühl beschlich ihn. Er machte doch eigentlich eine fragwürdige Figur bei dieser Toggenburgerei. Außerdem, was hatte er nach früheren Erfahrungen von der Begegnung zu erwarten? Eine mühsam konstruierte Illusion, ein Sandhaus im Sinne Ursel Sweets würde zusammenfallen, und er noch trostloser werden als vordem.

Dieser Gedanke faßte ihn wie eine Angst und beschäftigte ihn derart, daß er, auch in nächster Nähe, eines Menschen nicht achtete, der vor dem Knick kauerte und ihn schon seit einiger Zeit scharf beobachtet hatte.

Ein seltsames Individuum. Der Typ eines verbummelten Stromers, aber in einer besonderen, ganz eignen Art, die Interesse herausforderte. Der Mensch trug einen schwarzen Gehrockanzug, — allerdings nur noch im Schnitt als solcher erkennbar. Der Stoff war zerschlissen und geflickt und zeigte die Spuren ungezählter Nachtlager hinter Zäunen und Hecken. Der Rock wurde über der breiten, prächtig gewölbten Brust mit Bindfaden zusammengehalten, der durch die Knopflöcher gezogen war. Die nackten Füße steckten in zerrissenen Lederschuhen, die nur ganz entfernt miteinander verwandt schienen, da der eine zum Knöpfen war, der andre dagegen einen kläglich ausgeleierten Gummizug aufwies. Das aufgedunsene, von dunkeln Bartstoppeln umstarrte Gesicht des etwa dreißigjährigen Mannes war das eines Gewohnheitstrinkers, aber es prägte sich unverkennbar ein Zug von Intelligenz darin aus. In die Wurzel der fleischigen roten Nase drückte sich entzündlich tief der Bügel einer Stahlbrille. Das eine Glas schimmerte bläulich, das andre hatte die Schärfe eines Brennglases und ließ das betreffende Auge, dessen Pupille und zum Teil auch die Iris von einem weißlichen Fleck bedeckt war, unförmlich hervortreten.

Gleich als Felix aus dem Gestrüpp auf das freie Feld getreten war, hatte ihn der Landstreicher bemerkt. Wie von einer Viper gestochen war er aufgefahren und hatte, den Kopf nach der Seite des gesunden Auges vorgeneigt, zu dem Gehöft hinübergespäht. Da er niemand bemerkte, hatte er sich wieder hingehockt, die Knie emporgezogen und die Hände um diese gefaltet. In dieser scheinbar lässigen Haltung verfolgte er jede Bewegung des Offiziers mit gespannter Aufmerksamkeit, und je näher dieser kam, desto intensiver grub sich ein Zug von Grimm und Bosheit in die Mundwinkel des Trunkenen.

„Ohe! Ares auf dem Schleichwege," brummte er heiser vor sich hin. „Aber ehe er Aphrodite erreicht, wird ihm Hephaistos in den Weg treten."

Das Bild schien ihm zu gefallen. Er kicherte blöde. Als Felix ihm ganz nahe gekommen war, schwenkte er, ohne im übrigen seine Stellung wesentlich zu verändern, den zerbeulten steifen Filzhut.

„Es ist mir eine Ehre, Herr Graf! Sie sehen mich entzückt. Ich grüße Sie!"

„Hallo, Bogumil! Auch wieder in der Heimat?" rief Felix, indem er stehen blieb und die groteske Erscheinung interessiert musterte.

„Seit vorgestern, vieledler Herre —

Ich wüßte auf der ganzen Welt
Kein Plätzchen, das mir so gefällt,
Als meiner Wiege —"

„Ist geschenkt!" unterbrach der junge Offizier lachend die von großen Gesten begleitete Deklamation. „Also immer noch der Alte! Und in der Freude Ihres Herzens haben Sie sich natürlich wieder die Nase begossen, he?"

„Sie haben's erfaßt. Felix, qui potuit rerum cognoscere causas — wobei ich Sie besonders auf den feinen Doppelsinn in dem Worte Felix aufmerksam mache."

Der Strolch setzte seinen schäbigen Deckel kokett aufs Ohr, verschränkte wieder beide Hände um die Knie und blinzelte zu dem Grafen empor.

Dieser trat einen Schritt zurück, um aus der atembeklemmenden Dunstsphäre des Strolches zu kommen. Der Mensch war ihm immer entsetzlich gewesen, und doch auch wieder interessant. Felix begegnete ihm nie, ohne ihn anzureden, und heute kam ihm der Dorflump geradezu apropos. Wenn er sich mit ihm aufhielt, so kaschierte er sich selbst und Fridl gegenüber die Eile, in der er hierher gekommen.

Bogumil Schneyer war der Sohn des verstorbenen alten Lehrers zu Revenshof, der wohl drei dörfliche Generationen in die Geheimnisse der Fibel eingeführt hatte. Unter den rührendsten Entbehrungen hatte der Alte es durchgesetzt, daß sein Einziger, ein aufgeweckter und begabter Junge, das Gymnasium in Eutin und später die Universität besuchen konnte — zum Studium der Theologie natürlich. Man weiß nun nicht: hatte Bogumil zu trinken angefangen, weil eine plötzlich auftretende bedrohliche Augenkrankheit ihn im Studium behinderte, oder war er von dem Leiden befallen worden, weil er so unmenschlich trank. Diese Frage war heute noch offen, und es blieb somit unentschieden, ob Bogumil Schneyer als ein gewöhnlicher Säufer oder ein solcher mit tragischem Akzent anzusehen war. Den Alten hatte ein Schlagfluß dahingerafft, als er an einem Ferientage seinen Stolz und seine Hoffnung

sinnlos betrunken hinter einer Scheune gefunden, umjohlt von der Dorfjugend, die ihren erbarmungslosen Unfug mit ihm trieb.

Inspektor Schöngast hatte sich des Sohnes seines alten Freundes nach Kräften angenommen. Er hatte ihn in der Gutskanzlei und als Lehrer seines Töchterchens zu beschäftigen versucht — alles vergeblich. Bogumil trank und fiel von Stufe zu Stufe. Nur in einem blieb er sich treu. Er bettelte nicht und nahm auch nichts geschenkt. Was er brauchte, und das war in der Hauptsache Fusel, verdiente er sich durch kleine Gelegenheitsarbeiten. Er besorgte Botengänge, die kleinen Schreibereien der Bauern, oder hackte Holz. Mit besonderer Vorliebe ging er dem jungen Lehrer zur Hand, der zugleich Organist und Küster war. Er reinigte die Kirche und trat Sonntags die Bälge — und man ließ ihn gewähren, denn er war ernst und anstellig, wenn ihn der Schnapsteufel nicht gar zu arg in den Krallen hatte. War das aber der Fall, dann mußte man sich vorsehen: dann war er heimtückisch und boshaft wie ein Pavian.

Bogumil Schneyer verschwand oft plötzlich auf viele Monate, um dann ebenso plötzlich wieder aufzutauchen, womöglich noch mehr heruntergekommen als vorher. In den letzten zwei Jahren aber war darin ein gewisser Wandel eingetreten, und zwar seit Fridl Schöngast ihm einmal herzhaft ins Gewissen geredet und sich hatte die Hand darauf geben lassen, daß er sich bessern würde. Die Hand! Es war ihm lange nicht geschehen, daß ihm jemand die Hand gereicht. Vorsichtig und wie unter dem Eindruck von etwas Unfaßlichem hatte er die Fingerchen in seine beiden schmutzigen Pranken genommen. Plötzlich spannten sich alle Muskeln in einem Krampfe; ein klagender, tierischer Laut entrang sich seiner Brust, und er preßte die Hand des Mädchens, daß dieses aufschrie. Dann war er davongewankt wie in seinen trunkensten Stunden.

Wenn Fridl Schöngast von ihm verlangt hätte, er solle von nun an zeit seines Lebens die Luft anhalten oder auf dem Kopfe gehen, — er hätte es versucht, aber nicht gekonnt. Ebensowenig konnte er das Trinken lassen. Seither aber nahm er sich doch bedeutend zusammen. Wenn er verschwand, so geschah das immer nur auf ein paar Wochen oder auch nur Tage; und wenn er dann wieder heimkehrte, so ging er nicht eher ins Dorf, als bis er mit gefundenen Flicken, mit Zwirn oder Bindfaden seinen Anzug geordnet. Neuerdings pflegte er sogar ein blaues Tüchelchen um den Hals zu knüpfen. Erst wenn er sich also ausstaffiert hatte, suchte er Arbeit, und wenn er keine hatte, lagerte er vor dem Knick gegenüber dem Gehöft des Oberinspektors. Stundenlang konnte er dasitzen und hinüberstarren. Oft ganze Nächte durch — wenn der Mond schien und in den Syringenbüschen des Vorgärtchens die Nachtigall schlug. Strich in einer solchen Nacht ein verliebtes Paar vom Dorf durch die Felder, dann hörte es wohl manchmal einen dumpfen, klagenden Laut — und es schwenkte kichernd ab aus der Nähe von Schöngasts Hofhund.

Anders wurde Bogumil kaum noch genannt, und er glich wirklich einer bösartigen Bestie, wie er zu dem jungen Offizier hinaufschielte, das gefleckte Auge halb zugekniffen und den entsprechenden Mundwinkel heraufgezogen, so daß die gesunden, starken Zähne sich entblößten.

Bogumil hatte gegen „die vom Schloß" bisher immer nur eine Art passiver Abneigung betätigt. Er stand Rede, wenn er angesprochen wurde, aber er hatte „da oben" noch niemals seine Dienste angeboten, wie er das sonst bei dem kleinsten Kätner und Scharwerker tat. Nur ein paarmal war er mit dem Küster in der Schloßkapelle gewesen.

Diese Indifferenz — noch ein Erbteil vom Vater her, der sich mit dem Grafen Emmerich als Schulpatron nie recht hatte stellen können — war seit heute morgen einem knirschenden Hasse gewichen. Er hatte Fridl Schöngast beobachtet, wie sie mit einem Blumenstrauß zur Chaussee gegangen war, dort den herrschaftlichen Kutscher abgepaßt und ihm die Blumen mitgegeben hatte. Fridl war dann sehr rot und außer Atem wieder heimgelaufen. Er hatte das wohl gesehen und sich seinen Teil gedacht, mit dem mißtrauischen, bohrenden Spürsinn des Alkoholikers. Aber zu einem Abschlusse seiner überreizten Kombinationen war er doch erst gekommen, als er den jungen Grafen auftauchen sah.

Der lateinische Vers aus diesem Munde hatte sich so seltsam gemacht, daß Felix zunächst nichts erwiderte. Es fiel ihm eine Begegnung ein — vor zehn Jahren, als sie beide einmal mit demselben Zuge auf dem heimischen Bahnhof eingetroffen waren; er als kleiner Schnappsack, der andre schon als flotter Studio. Damals hatte er den hübschen großen Burschen trotz seines armseligen Kofferchens in tiefster Seele beneidet: um seine Freiheit, um den flotten Schnurrbart und um das frohe, schon männlich klingende Lachen. Und heute — ?

Welche furchtbare Verwüstung!

Bogumil deutete das nachdenkliche Schweigen und den mitleidigen Blick des Offiziers ganz richtig. Mit einer Grimasse des Unbehagens betastete er sein Halstuch und das unrasierte Kinn und sah scheu zur Seite.

„Nescis, quid vesper serus vehat," stieß er halblaut zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor.

Die Anwandlung von Scham hatte ihn noch mehr

gereizt. Er erhob sich brüsk und griff hinter sich in den Knick, um dem schwankenden Oberkörper einen Halt zu geben.

„Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben!" gröhlte er so unvermittelt laut, daß Felix unwillkürlich noch weiter zurücktrat. „Und der bunte Rock ist noch weniger haltbar wie der schwarze — verstehen Sie!" Dann schien ihn von der Anstrengung des lauten Sprechens eine Schwäche, ein Schwindel zu befallen. Der Kopf fiel ihm schwer auf die Brust, und er lallte, kaum vernehmlich: „Außerdem haben Sie mich fixiert — fixiert — jawohl. Sie haben mich fixiert und — Sie sind natürlich ein dummer Junge — jawohl —"

Felix hatte ihm ein Geldstück hingehalten. Jetzt warf er es in den Hut, der dem Strolch entfallen war, und wandte sich zum Gehen. Eine würgende Erbitterung über sich selbst stieg ihm in den Hals. Hatte er es nötig gehabt, sich mit diesem Trunkenbold einzulassen und von ihm angepöbelt zu werden? Das war eine Albernheit, wie überhaupt diese ganze Exkursion. Er begriff gar nicht, wie er darauf hatte kommen können.

In der Tür drüben erschien eine helle Gestalt, die ihm langsam entgegenkam, plötzlich aber mit einem gellenden Angstschrei vorwärts stürzte.

„Felix!"

Der junge Offizier blieb verständnislos stehen. In diesem Augenblick fühlte er sich von hinten gepackt und an einem der Achselstücke herumgerissen.

Er sah in das wutverzerrte Gesicht des Landstreichers, der ihm mit der freien Hand das Geldstück unter die Nase hielt.

„Das ist das Entree zum Venusberg!? Habe ich recht, mein Jüngelchen? Der Knochen, mit dem der wachsame Hofhund begänscht werden soll! He!? Aber das gibt es nicht, mein Süßen! Da drüben, jenseits des Parks, ist das Vorderhaus — und du scherst dich dorthin, oder —"

Felix krallte nach seinem Säbel. Der war nicht da. Er hatte ihn fortgegeben. Mit der Kraft der Verzweiflung entrang er sich dem Griffe des Trunkenen und stieß ihm die geballte Faust ins Gesicht.

Bogumil Schneyer taumelte und schlug rücklings in dumpfem Fall zu Boden. Zweimal versuchte er vergeblich, sich aufzurichten. Nur den Kopf vermochte er etwas zu erheben. Als er sah, daß Fridl Schöngast den jungen Offizier umklammert hielt und das Gesicht des an allen Gliedern Bebenden mit Küssen bedeckte, ließ er den Kopf in den Sand fallen und brüllte wie ein verwundeter Stier.

Plötzlich raffte er sich schäumend auf — aber er hatte die beiden noch nicht erreicht, als er von Lorenz Kluths eherner Faust zurückgerissen und über den Wegrain hinaus in das Kartoffelkraut geschleudert wurde. Das hochgewachsene, von weißen Blüten betupfte Kraut schlug über ihm zusammen, und nur das langgezogene delirierende Brüllen gab die Stelle zu erkennen, wo er sich wälzte.

Lorenz hatte seinen Herrn an der Krähenhütte nicht gefunden und sich nach ihm umgesehen. Er war gerade zur rechten Zeit gekommen.

— — — — — — — — — — — — — —

Schon zehn oder fünfzehn Minuten saß Felix Oechelhausen regungslos, mit schlaff herabhängenden Armen in der Syringenlaube. Er war der Kräftigste nicht. Die Nachwirkung der körperlichen und seelischen Spannung äußerte sich in völliger Apathie. Von Zeit zu Zeit durchrieselte den schlanken, schmächtigen Körper ein nervöses Zittern. Er starrte auf die spielenden Lichter, die die Sonne durch das Gebüsch auf den Tisch malte, und wünschte nichts, als ruhig so sitzen zu können — immer! Ein Glas Johannisbeerwein, das Fridl ihm zum Munde führte, lehnte er mit einem kaum merklichen Kopfschütteln ab.

Nur ganz allmählich erholte er sich. Er legte die Hand leicht um die Taille des ratlos neben ihm stehenden jungen Mädchens und sah mit mattem Lächeln zu ihm auf.

Sie ließ es nicht nur geschehen, daß er sie umfing, sondern drückte sich auch noch fest an ihn und schlang den Arm um seine Schulter. Er fühlte das Wogen ihres Busens an seiner Wange.

„Du bist lieb," flüsterte er.

„Ach du —"

Das klang naiv, etwa wie die schalkhafte Ablehnung eines Kompliments, und doch so selbstvergessen und glückberauscht, daß Felix das blonde Köpfchen niederbeugte und die in scheuer, unbewußter Sinnlichkeit halbgeöffneten Lippen küßte.

Erst seinen begehrlich tastenden Händen entzog sie sich mit einer raschen Bewegung und trat von ihm weg.

Da es keine Disteln zu köpfen gab, wie damals auf dem Duvekeberge, trank er den vor ihm stehenden Wein in einem Zuge hinunter.

„Wo ist mein Bursche?" fragte er dann beiläufig und mit angehaltenem Atem, um seine Erregung nicht in der Stimme zu verraten.

„Er kommt eben. Er hat das Kartoffelfeld abgesucht," erwiderte Fridl mit abgewandtem Gesicht. Ein prüfender Griff nach der blonden Haarkrone, dann schritt sie schnell aus der Laube, dem Burschen mit ängstlicher Frage entgegen.

„Nun?"

Lorenz überschaute noch einmal vom Vorgarten aus die ganze, dem Gehöft vorgelagerte Gegend. Auf

den Anruf wandte er sich um und zog die breiten Schultern hoch.

„Wie in die Erde gesunken. Die Stelle im Felde habe ich gefunden, aber von dem Kerl selbst ist nichts mehr zu sehen."

„Lorenz!"

Auf den Ruf seines Leutnants eilte der Bursche sporenstreichs zur Laube und wurzelte in ihrem Eingange fest.

„Ich danke Ihnen für Ihr Eingreifen vorhin," sagte Felix, ohne aufzusehen, indem er die leicht geschwollenen und nun auch schmerzenden Knöchel seiner Hand befühlte. „Der heimtückische Ueberfall eines Trunkenen. Ich wünsche nicht, daß davon ein Aufhebens gemacht wird. Lassen Sie mir das Schießzeug hier, Lorenz, und gehen Sie nach Hause."

„Zu Befehl, Herr Graf."

Der Bursche hing die Flinte ab und lehnte sie mit der Umständlichkeit eines Zögernden gegen den Eingangspfosten der Laube. Besorgnis und Unruhe prägten sich in dem eckigen Gesichte des mecklenburgischen Hünen aus. Als der Leutnant schließlich befremdet aufsah, riß er die Knochen zusammen und sagte mit einer Stimme, die das deutlich ausdrückte, was er empfand:

„Wenn ich gehorsamst bitten dürfte, den Herrn Grafen zu begleiten, — der Mensch ist zwar nicht mehr zu finden, — aber gerade das —"

„Es ist gut. Ich fürchte mich nicht. Gehen Sie nur. Haben Sie etwa noch was auf dem Herzen?" fragte Felix ungeduldig, als Lorenz Kluth immer noch zögerte.

Der Soldat hielt den Blick erschrocken auf die linke Schulter seines Offiziers geheftet.

„Ich möchte das Fräulein um etwas Nadel und Zwirn bitten," stieß er hervor; „das eine Achselstück des Herrn Grafen müßte befestigt werden, ehe der Herr Graf jemand begegnet —"

Felix griff nach seiner Schulter. Die Röte seines Gesichts wandelte sich in graue Bläße. Das silberne Achselstück hing ihm an einem einzigen Knopffaden über der Brust.

Auf die Handbewegung, die den Burschen hinauswies, durfte dieser nicht mehr zögern. Er stampfte ab.

Als der Offizier ihn nicht mehr sah, sank er auf die Bank zurück. Jetzt erst trat ihm die volle Tragweite dessen vor Augen, was ihm und seiner Uniform begegnet war. Er warf die Arme auf den Tisch, legte den Kopf darauf, und ein wildes, tränenloses Schluchzen schüttelte ihn.

Fridl Schöngast lief geängstigt auf ihn zu und strich mit den Händchen, wie man ein Kind begütigt, über sein Haar, über Arm und Rücken des Fassungslosen.

„Was ist dir, Felix? Was hast du bloß? Bitte, sage es mir doch! Das da nähe ich dir gern an — gleich — so wie es gewesen. Da ist doch nichts bei —"

Sechstes Kapitel

Das Frühstück hatte sich, obwohl es im Grunde wenig amüsant gewesen war, bis in die dritte Nachmittagsstunde hingezogen.

Man hatte spät angefangen.

Zunächst mußte in der Küche oder sonst wo im Hintergrunde etwas nicht in Ordnung gewesen sein. Das war allerdings nur von Frau von Flinz bemerkt worden, einer entfernten Verwandten des Hauses, die für die Festtage die Honneurs zu machen übernommen hatte. Mit ihrem unverwüstlichen Lilaseidenen — ohne das Tante Flinz gar nicht zu denken war und das nach seiner merkwürdigen Bauart noch aus der Krinolinenzeit zu stammen schien —, mit ihrer abwartenden, fast dienstbotenhaften Zurückhaltung, die nur, wenn man sie ansprach, einer mimischen und oratorischen Beweglichkeit von zwingender Komik wich, hatte die alte Dame eigentlich wenig Repräsentatives. Aber solche Aushilfen und Vertretungen waren ihr Lebenszweck und ihre Existenz. Eingeweihte wußten, daß sie überhaupt keinen festen Wohnsitz hatte, sondern das ganze Jahr hindurch von Gut zu Gut, von einem Verwandten zum andern zog, um sich nützlich zu machen. Und hinsichtlich der feinsten Verästelungen ihrer Verwandtschaft hatte Tante Flinz ein Gedächtnis, gegen das der Gothaer eine ganz unzulängliche Informationsquelle war.

An einer gewissen Hast und Zerfahrenheit in der sonst so ebenmäßig würdigen Haltung Josefs VII. hatte sie gemerkt, daß etwas nicht klappte. Aber sie fragte nicht. Es war Grundsatz bei ihr, sich den Unannehmlichkeiten des Lebens zum mindesten nicht aufzudrängen; es gab deren ohnehin genug in ihrer Stellung. Außerdem hatte sie ein unbegrenztes Vertrauen zu der Umsicht und Geschicklichkeit des alten Kammerdieners, und dieses wurde auch heute wieder glänzend gerechtfertigt, denn Josef hatte ihr alsbald in seiner korrektesten und zuversichtlichsten Haltung gemeldet, daß alles bereit sei.

Aber man hatte noch warten müssen. Erst nachdem der Rastower Leppien gekommen war und, mit fast einstündiger Verspätung, auch der Sohn des Hauses, war man endlich zum Essen gegangen.

Wie jedes Familienmahl, das sich durch Nachzügler erheblich verzögert, hatte auch der so festlich angelegte Lunch keine rechte Stimmung gehabt. Die einen sind gereizt ob der Rücksichtslosigkeit, mit der man sie warten ließ, die andern empfinden es

unfreundlich, daß man ihnen die Verspätung zu fühlen gibt.

Namentlich war das bei Felix der Fall. Er hatte sich nicht nur eine Entschuldigung, sondern auch eine ganz bestimmte Haltung zurechtgelegt, hinter deren aufgekratzter Harmlosigkeit er verbergen wollte, was in ihm vorging. Da aber die Begrüßung ziemlich kühl sich gestaltet und nur Tante Flinz eine ihrer unvermittelten Gesprächsexplosionen über ihm entladen, als er ihre Hand an die Lippen geführt, hatte er sich völlig in sich zurückgezogen. In seiner Verbitterung war es ihm mit keinem Gedanken eingefallen, daß die zerstreute Oberflächlichkeit, mit der der Vater ihn behandelt, die maulfaule, linkische Reserve des Schwagers, der sich mit dem glattpomadisierten Haar und in dem von einer Gardenie pointierten Smoking wie ein aufgeputzter Schlächter ausnahm, andre Ursachen haben konnten als ihn. Er hatte alles Peinliche und Unangenehme auf sich bezogen; auch die platten Anzüglichkeiten des Herrn von Leppien, dessen Bierbaß und dröhnendes Lachen ihm schon immer auf die Nerven gefallen war. Dieser Mensch behandelte ihn nicht wie einen Offizier, sondern wie einen Knaben, der es noch als eine Art Vorzug aufzufassen hat, wenn erwachsene Leute ihn anulken und aufziehen. Felix hatte sich längst vorgenommen, das zurückzuweisen, und heute war er in der rechten Stimmung dazu.

Glücklicherweise hatte es der alte Oberst Pantzer, Felix' Pate und Tischnachbar, zu einem solchen Eklat nicht kommen lassen. Der bewegliche, kleine Herr mit dem buschigen, weißen Schnurrbart und der blanken Platte war neben Jobst von Leppien der einzige Gutsbesitzer der Umgegend, der sich an der Verschwägerung der Oechelhausen mit der unmöglichen Roßtäuscherfamilie nicht stieß und der Einladung zur Hochzeit Folge geleistet hatte. Das entsprang aber nicht etwa einer mehr liberalen Auffassung der Dinge. Er bewahrte für Revenshof eine treue Anhänglichkeit noch aus jener Zeit her, da Tante Flinz, die Cousine der verstorbenen Gräfin, eine vielumworbene Schönheit gewesen war und den kleinen Husarenleutnant Hellmut Pantzer wohl sehr gern gehabt, ihm aber doch einen Korb gegeben hatte, weil sie sich nicht zugetraut, mit einem Bürgerlichen wahrhaft glücklich zu werden. Als der berühmte Herrenreiter Baron von Flinz nach einer knapp dreijährigen, unseligen Ehe bei einem Steeplechase das Genick gebrochen und seiner jungen Witwe nichts als einen überschuldeten Stall zurückgelassen, mochte sie wohl anders denken. Aber der damalige Rittmeister Pantzer hatte nur noch militärische Prätensionen. Er ging völlig im königlichen Dienst auf, und seine Karriere war glänzend, bis ein einziger Manövertag ihr ein jähes Ende bereitete. Was da vorgelegen, wußte und erfuhr niemand. Auch Frau von Flinz nicht, der er in der Folge sehr oft auf Revenshof begegegnet — mit der vertraulichen und doch so ehrerbietigen Ritterlichkeit der alten Schule.

Nur wenn er mit aktiven Offizieren zusammentraf, dann bohrte und gärte etwas in ihm. Es war, als wenn alte verharschte Wunden sich schmerzhaft öffneten. Er gab sich die erdenklichste Mühe, von gleichgültigen Dingen zu reden, aber er mochte es anstellen, wie er wollte, immer wieder kam er auf den Dienst, auf das militärische Leben, und es erwies sich dann, wie er noch mit jeder Fiber in diesem wurzelte. Von dem Thema ließ er nicht mehr ab. Aber seine Art hatte nicht das Behagen alter Militärs, die sich gern zurückerinnern und die junge Generation teilnehmen lassen an ihren Erlebnissen und Erfahrungen. Auch aus der wortreichsten Begeisterung, mit der Oberst Pantzer beispielsweise seines alten Regiments gedachte, klang verbissener Grimm und eine Wehmut, die ihm manchmal sogar das helle Wasser in die Augen trieb. Noch peinlicher war es, wenn er diese Regungen hinter Selbstironie und stichelnder Medisance zu verbergen suchte. Er schwelgte dann ordentlich in unsubstantiierten Mahnungen und Warnungen.

Felix kannte den alten Herrn, solange er denken konnte. Der blutjunge Offizier, dem der Himmel voller Geigen hing, hatte bislang auf solche Aeußerungen wenig geachtet. Er hörte aus ihnen nur den verärgerten Pensionär und glaubte schon ein übriges getan zu haben, wenn er sein, an dem Kummer des Alten nur noch stolzer sich aufrichtendes Zukunftshoffen mit einigem Mitleid durchsetzte.

Heute hatte das anders auf ihn eingewirkt. Oft gehörte Worte erschienen ihm neu und inhaltsschwer und deckten sich in überraschender Genauigkeit mit dem, was er selbst unklar empfunden. Er begriff die Tragik einer wehrlosen Abhängigkeit von tausend Zufälligkeiten und Imponderabilien, von denen eine einzige genügte, um den begeistertsten Willen, die bewährteste Kraft lahmzulegen.

Zum ersten Male maß Felix an einem fremden Schicksale seine eigne Zukunft, und das hatte ihn derart im Bann, daß er weder auf die polternden Späße Leppiens, noch überhaupt auf die allgemeine Unterhaltung gehört. Ein düsterer Traumzustand hatte ihn befallen, der erst langsam wich, als die Tafel endlich aufgehoben wurde.

— — — — — — — — — — — —

Komtesse Gertrud hatte sich mit Frau von Flinz sofort zurückgezogen. Oberst Pantzer verschwand, um sich, wie er das nach jeder Mahlzeit gewohnt war, auf ein Viertelstündchen „die Augen zu wärmen". Der Graf und Leppien, die reichlich getrunken hatten,

qualmten aus ihren Zigarren und suchten Felix zu bestimmen, sich ihnen im Spielzimmer anzuschließen. Da dieser entschieden ablehnte, mußte Jakob Leberentz heran. Der junge Mensch war bei Tisch linkischer und unbeholfener denn je gewesen. Um ein Haar hätte er sich beim Sterlet als Degenschlucker gezeigt, wenn die Komtesse ihm das Messer nicht geschickt weggeskamotiert hätte. Es war überhaupt rührend gewesen, mit welcher diskreten Achtsamkeit sie sich um den ungeschlachten Menschen bemüht, trotzdem er heute kaum zwanzig Worte mit ihr gewechselt. Als Jakob Leberentz auf die Einladung des Grafen zögerte, nahm ihn Jobst von Leppien ohne weiteres unter den Arm und zerrte ihn davon:

„Nun aber nicht gemuckst, teurer Jüngling! Hier wird mitgegangen! Was Sie als glücklicher Bräutigam etwa im Spiel verlieren sollten, darum dürfen Sie mich bei dem nächsten Roßhandel auf Rastow wieder behumbsen. Es geht übrigens nur um die halben —! Groschen natürlich."

Felix blieb allein.

Er schürzte verächtlich die Lippen, griff dann nach einer Zigarette, die er in kurzen, heftigen Bewegungen anzündete, und trat an das nächste der drei hohen gotischen Fenster, durch die der Saal schier einen Ueberfluß von Licht erhielt. In der hellen Beleuchtung nahmen sich die verblichenen Gobelins, mit denen die Wände und ein Teil der Polstermöbel bekleidet waren, beinahe farblos aus.

Während zwei Diener unter der Aufsicht des alten Josef geräuschlos abräumten, setzte sich Felix auf das breite, eichengetäfelte Fensterbrett und schaute in den Park hinaus. Am liebsten wäre er wieder hinausgegangen, wenigstens bis zum Wildgatter, wo man einen Ausblick hatte über das freie Feld, auf die Kiefernheide und den Duvekeberg. Aber dem widersprach etwas in ihm. Er mochte sich nicht zerstreuen. Er wollte gesammelt überdenken, was nun geschehen mußte. Es wurde ihm jedoch schwer, sich zu konzentrieren. Wenn er überlegte, wie er sich unabhängig machen könne von diesem Hause, so fühlte er den Griff des Trunkenen an seiner Schulter; und wenn er die Konsequenzen dieses schweren, körperlichen Angriffs erwog, einer unerhörten Beleidigung seiner Uniform, die er nicht sofort hatte sühnen können und die sich überdies in Gegenwart eines Soldaten, seines Burschen, vollzogen hatte, so mengte sich in die heiß aufquellende, zornige Scham alsbald ein andres Empfinden: er fühlte die Wärme einer knospenden Mädchenbrust an seiner Wange, und ein feuchtschimmernder Blick senkte sich zärtlich in den seinen. Wie das nur gekommen war — so unerwartet, so ganz anders wie alle die verschiedenen Möglichkeiten, die er sich auf dem Wege zurechtgelegt? Es war mehr, viel mehr als er erwartet hatte, und doch nicht das rechte. Am schönsten wäre es gewesen, er hätte sie auf dem Duvekeberg getroffen — in kurzem Kleid und mit wirrem, halbaufgelöstem Haar. Und ebenso erschrockene Augen hätte sie machen müssen wie damals. Jetzt war alles so bewußt, so —

Und wie stellte er sich nun zu ihr?

Das war noch eine Frage mehr neben den andern. Zuviel, um sich allein zurechtzufinden. Es hatte keinen Zweck, sich den Kopf zu zermartern. Abends, wenn die Kameraden gekommen waren, fand sich wohl ein Stündchen zur vertraulichen Aussprache mit einem oder dem andern. Schmedes nicht; der nahm alles so auf die leichte Achsel; auch ironisierte er alles, so daß man sich schließlich mehr geärgert als unterrichtet fühlte. Aber Werner I, der doch schon dicht vor dem Hauptmann stand, oder Przyborowski.

Felix gehörte, bei aller Neigung zur Selbstquälerei und zum Schwarzsehen, zu jenen glücklich beanlagten Menschen, die Unangenehmes für den Moment von sich abschütteln können, wenn es sich plausibel vertagen läßt. Nicht daß er es los wurde oder der Gedanken darüber sich völlig entschlagen konnte. Keineswegs. Nur das Bewußtsein, den Schwierigkeiten wenigstens im Augenblick noch nicht mit einem Entschluß begegnen zu müssen, hatte etwas Erleichterndes.

Er kaute an seiner kalt gewordenen Zigarette. Da der alte Kammerdiener sich ihm — vertraulich und ehrerbietig zugleich — mit einem Licht näherte und es ihm hinhielt, nickte er und setzte seinen Stummel in Brand.

„Besten Dank, Josef. Wir haben uns heute noch gar nicht guten Tag gesagt."

„Viel zu tun, Herr Graf."

„Und die alten Beine wollen nicht mehr so recht?"

„O, das geht schon noch," versicherte der Greis, indem er das Licht mit Daumen und Zeigefinger vorsichtig ausdrückte. „Man ist nur nicht mehr so sicher in den Dispositionen. Es muß in letzter Stunde immer so vieles umgekrempelt werden. Wenn ich mir die Frage gestatten darf: Kommen die Herren Offiziere bestimmt?"

„Natürlich! Mit dem Sechsuhrzuge, denke ich. Richten Sie das Diner nur auf sieben Uhr ein. Sie haben doch Friedrich Bescheid gesagt, daß ich selbst zur Bahn fahre?"

„Sehr wohl, Herr Graf."

„Erwarten Sie noch jemand?"

„Heute nicht. Morgen früh dürften die Usadeler Herrschaften kommen. Daß sie noch absagen, ist jetzt

wohl kaum zu erwarten. Fräulein Charlotte ist Trauzeugin. Dann Herr Pastor Spannagel und Frau, Herr Schöngast nebst Tochter und —"

Felix sah interessiert auf.

„Fräulein Elfride als Brautjungfer, was?"

„Das war ursprünglich nicht vorgesehen. Aber es hat eben alles abgesagt, Herr Graf. Alles!"

Der Alte sah zu Boden und tastete mit zitternder Hand an seinem weißen, sorgfältig gezogenen Scheitel entlang.

„Während des Lunch sind noch drei Absagen gekommen," fügte er hinzu; „darunter eine aus der Garnisonstadt des Herrn Grafen —"

„Ja, mein Lieber, dafür kann ich doch nichts!"

Das klang so verstimmt und gereizt, daß der Alte beschwichtigend beide Hände erhob und den Kopf ein wenig zwischen die Schultern zog.

„Nein, nein! Ich bitte Sie, Herr Graf, wie sollte das wohl! Ich meine nur — da der Herr Graf es mit Recht befremdlich finden, daß das kleine Fräulein Schöngast, die Tochter eines Gutsbeamten, als Brautführerin unsrer Komtesse in Betracht kommt. Und auch das hat noch seine Schwierigkeiten. Der Herr Oberinspektor empfindet sehr korrekt. Er verweist auf die Unbeholfenheit seines Töchterchens, auf den Mangel einer angemessenen Toilette und dergleichen. Aber es wäre doch sehr zu wünschen, daß es Frau von Flinz gelingen möchte, ihn umzustimmen."

„Das wünsche ich auch. Nötigenfalls müßte Papa sich bei Herrn Schöngast verwenden. Sie haben meine Frage durchaus mißverstanden. Befremdlich wäre es gewesen, wenn man die Tochter eines der wenigen wahren Freunde des Hauses übergangen hätte. Im übrigen, wo nehmen Sie noch alle die Prätensionen her, alter Josef! Sie sehen doch, wie schwer es hält, ein paar anständige Leute für unsre Festfreude zu interessieren —"

„Herr Graf —!"

Das klang wie ein unterdrücktes Schluchzen. Auch um Felix' Mundwinkel zuckte es, als er dem treuen Menschen die Hand bot und dieser sie an die Lippen preßte. Der impulsive Ausdruck eines lang verhaltenen Kummers war erschütternd.

„Nicht doch, Josef, machen Sie keine Dummheiten," murmelte der Offizier, indem er dem Alten die Hand entzog und sich abwandte.

Ein minutenlanges, drückendes Schweigen. Ein paar Akkorde, die jemand irgendwo auf einem Flügel griff, stahlen sich leise und verloren hinein. Aus dem Spielzimmer hie und da ein abgebrochener Laut von krakeelenden Erörterungen oder dem wiehernden Lachen des Rastower Leppien.

Es war das erstemal, daß der Sohn und das greise Faktotum des Hauses Fühlung fanden in ihren Sorgen und Befürchtungen, und das hatte beide wie ein Schreck überkommen; denn eine dräuende Gefahr, deren man sich innerlich längst bewußt ist, wird erst in ihrer ganzen Größe erkannt und aller stillen Vorbehalte der Hoffnung entkleidet, wenn man sie plötzlich in den gleichen Empfindungen eines andern bestätigt sieht.

Josef brach das Schweigen zuerst. Er fürchtete, daß der junge Herr etwas sagen könnte, was zu einer weiteren Erörterung des heikeln und traurigen Themas führen müßte. Unbewußt aber bezog er sich in Verfolg seines Gedankenganges selbst darauf.

„Was ich dem Herrn Grafen noch zu melden habe," sagte er, indem er unruhig von einem Fuß auf den andern trat und die Hände ineinander drückte: „der Herr Graf waren nicht anwesend, und da habe ich die Erlaubnis vorausgesetzt, den Burschen des Herrn Grafen zur Station schicken zu dürfen mit einem Telegramm des Herrn Leberentz."

Da Felix nur mit einem flüchtigen Kopfnicken antwortete, im übrigen unbeweglich in den Park hinausstarrte, fügte er eindringlich hinzu:

„Das Telegramm war an den Vater des Herrn Leberentz gerichtet und enthielt die Aufforderung an ihn, noch heute, spätestens aber morgen mit dem ersten Frühzuge hier einzutreffen."

„Nun und —?"

Der Alte schwieg einen Moment, indem er die Stirn in Falten zog und die Lippen zusammenpreßte. Dann brachte er zögernd heraus:

„Es ist immer davon die Rede gewesen, daß die Angehörigen des Herrn Leberentz an der Hochzeit nicht teilnehmen. Es wäre ja auch furchtbar, wenn —"

Den Zusatz hatte er so heftig hervorgestoßen, daß Felix sich umwandte.

„Aber Bester, das ist doch schon wieder die unlogische Prätension! Was ändert es an der ganzen Sachlage, ob der Roßtäuscher morgen anwesend ist oder nicht. Es ist das ungeschickteste, was man hier tun kann, mit den äußerlichen Bedingungen dieser sauberen Geschichte Versteckens zu spielen. Damit ist nichts gewonnen und nichts geändert!"

Das hilflos unglückliche Gesicht des Alten brachte Felix zum Bewußtsein, wie bitter und schroff das war, was er da gesagt hatte, und im Grunde auch falsch. Es wäre ihm durchaus nicht gleichgültig gewesen, wenn er neben dem Schwager auch noch dessen würdigen Papa den Kameraden hätte vorreiten müssen. So lenkte er denn ein.

„Lassen wir die Sache ihren Gang gehen, alter Josef," sagte er in leichterem Tone und mit einer flüchtigen Handbewegung. „Sie müssen sich nur immer

gewärtig halten, daß ich hier bloß Statist bin und weder ein Amt noch eine Meinung habe. Wenden Sie sich in allem an meinen Vater oder Frau von Flinz, eventuell auch an meine Schwester, die ja die Nächstbeteiligte ist."

Der greise Kammerdiener sah schmerzlich überrascht auf; dann nickte er wehmütig vor sich hin, wie wenn er sagen wollte: „Soweit also ist es gekommen." Gleich darauf aber nahm er Haltung an, und er war wieder Josef VII., als er mit einer Verbeugung meldete:

„Komtesse lassen übrigens den Herrn Grafen bitten — falls der Herr Graf nichts andres vorhaben —"

Felix verzog das Gesicht und prüfte einen Moment angelegentlich seine Fingernägel. Dann trat er vom Fenster weg und zog den Waffenrock glatt.

„Wo ist meine Schwester?"

„Im runden Salon, Herr Graf; vielleicht auch im anstoßenden Musikzimmer."

„Schön. Lassen Sie mir dorthin melden, sobald angespannt ist."

— — — — — — — — — — — —

Das Musikzimmer war einer der wenigen modern ausgestatteten Räume des Schlosses. Hier und in den nächstliegenden Gemächern — den eigentlichen Gesellschaftssalons von Revenshof — hatte der vornehme Geschmack und der heitere, praktische Sinn der verstorbenen Gräfin gewaltet. Die alten, dunkelschweren Stoffe, die der andern, vom großen Speisesaale rechts sich abzweigenden Zimmerflucht eine so dumpfe und düstere Stimmung gaben, waren vermieden. Alles war in freundlichen, lichten Tönen gehalten; selbst die feierliche Orgel, die mit ihrer Parade vergoldeter Pfeifen fast eine ganze Schmalseite der im Empirestil dekorierten Wände bedeckte. Ein mattgetöntes Weiß und Gold waren die vorherrschenden Farben. Alles freundlich und doch nicht eigentlich wohnlich. Dazu war der Raum zu groß und zu leer. Er machte den Eindruck, als fehlte verschiedenes an seiner ursprünglichen Einrichtung. Eine Ecke gegenüber der Orgel war durch einen quergestellten kolossalen Flügel aus Eschenholz ausgefüllt; davor ein niedriger Schraubsessel. In der Nähe ein mit Noten und Büchern überladener Ständer und ein paar Stühle. Das war alles.

Durch seine Leere nahm sich der Raum wie ein Durchgangszimmer aus, und das schien er in der Hauptsache auch zu sein. In der Mitte der den Fenstern gegenüber liegenden Langseite führte eine offene Flügeltür auf einen Korridor, der über mehrere Treppenabsätze hinab in die Schloßkapelle mündete. Das war der Zugang zu den herrschaftlichen Chorstühlen. Für die kleine Gutsgemeinde gab es vom Hofe aus einen andern Eingang. Eine schmale Wendeltreppe im linksseitigen Turm führte durch die Sakristei in das enge Schiff der Kapelle, aus der augenblicklich Hammerschläge, das laute Sprechen und der geräuschvolle Betrieb von Handwerkern bis in das Musikzimmer hallten.

Felix blieb hier lauschend stehen und sah den halbdunkeln Flur hinab, in dessen Tiefe das bunte Glas der Kirchenfenster leuchtete. Das war so gar nicht festlich. Der Lärm klang wie aus einem Grabgewölbe herauf — wie damals, als man den Katafalk seiner Mutter vor dem Altare aufbaute. Dieser Eindruck verstärkte sich noch, als er dann auf dem weißgrauen, orangebordierten Läufer geräuschlos weiterschritt und den runden Salon betrat.

Ein betäubender Duft von Blumen schlug ihm entgegen; ein Duft, wie er einem in solcher Schwere nur in Blumenläden und bei Begräbnissen auf die Nerven fällt.

Um die Marmorsäule, auf die in der Mitte des Zimmers die reichgegliederte Wölbung der Decke sich stützte, waren Tische und Etageren aufgestellt. Hier hatte man alles aufgebaut, was die letzten Tage an Hochzeitsgeschenken und Gratulationsblumen gebracht hatten. Und das war eine Unmenge. Alle die vielen, die persönlich fern blieben, hatten wohl das Bedürfnis gehabt, sich durch besonders reiche Sendungen zu entschuldigen.

Jedenfalls hatte Felix dieses Gefühl, und die ladenmäßige Anordnung alles dessen wirkte auf ihn wie eine platte Geschmacklosigkeit. Das Gepränge erschien ihm so indiskret und unter den obwaltenden Umständen so wenig motiviert, daß er es fast wie eine Genugtuung empfand, in dieser Ausstellung nicht vertreten zu sein.

Dennoch zwang er sich zu einem Ah, das überrascht und scherzhaft klingen sollte.

Gertrud Oechelhausen, die im Hintergrunde Raum schaffte für einen soeben eingetroffenen mächtigen Blumenkorb, der noch halb in der Verpackung beiseite stand, schaute hinter dem duftenden Berge hervor und nickte ihm zu.

„Also doch, Felix. Es ist freundlich, daß du kommst," sagte sie lebhaft, indem sie sich mit etwas übertriebener Geschäftigkeit ihrer Arbeit wieder zuwandte. „Hilf mir doch gleich mal, diesen Korb herausschälen. Wundervoll, nicht wahr? Er ist von Büsingens. Sie können nicht kommen, weil Tante Lore kürzlich gestorben ist. Weshalb übrigens läßt du dich erst rufen, Lix? Sag —"

„Ich glaubte, du hättest zu tun."

Er hatte sein Taschenmesser gezogen und durchschnitt die Schnüre, mit denen der Korb an den Innenseiten der Kiste befestigt war, und zwar mit einer

Vorsicht und Sorgfalt, als wenn ungeheuer viel davon abhinge, die Blumen unbeschädigt herauszubringen.

„Sehr hübsch — in der Tat," sagte er, nachdem er das kostbare Arrangement herausgehoben und auf den freigemachten Platz gestellt hatte. Er betrachtete es mit Interesse und Bewunderung, um die Schwester nicht ansehen zu müssen. Als ihre Blicke sich schließlich doch begegneten, errötete er wie ein Kind.

Die Komtesse schüttelte leicht den Kopf. Einige Blütenblätter, die sich in ihrem braunen, schlicht gescheitelten Haar festgesetzt hatten, rieselten dabei herab. Sie bemerkte das und trat vor einen Spiegel, um auch die andern Blättchen aus dem Haar und von den schmalen Schultern abzusammeln.

Sie war nicht mehr lebhaft. Sie bewegte sich in der laschen und ungenierten Manier von Frauen, die viel allein sind und dabei verlernt haben, auf gute Haltung zu achten. Unvorteilhaft machte sich auch die perlgraue Dinerrobe, die den matten Teint noch blasser erscheinen ließ, und deren blusenartige Taille die überschlanken Formen der Komtesse mehr betonte als verbarg. Wie sie die Arme hob, zeichneten sich die Ellbogen spitz in den Aermeln.

Während sie vor dem Spiegel den Kopf nach allen Seiten bewegte und mit den Händen über den Scheitel strich, bebten die Flügel der schmalen, geraden Nase, und das Antlitz hatte den Ausdruck eines trotzigen Backfisches, der über die Abwehr einer Unbill nachgrübelt.

„Ich — zu tun?" stieß sie achselzuckend hervor. Dann ließ sie die Arme sinken und wandte sich um.

Felix war mit der Hoffnung gekommen, daß alle zwecklosen Erörterungen unterbleiben würden. Er hatte sich fest vorgenommen, nichts von alledem zu berühren, was doch nicht mehr zu ändern war. In diesem Bestreben überhörte er geflissentlich die ziemlich gereizte Ablehnung seiner Entschuldigung und betrachtete die Hochzeitsgeschenke mit vielem Interesse. Eine kostbare, auf Silber montierte Tiffanyvase nahm er vorsichtig mit beiden Händen von dem Gestell und beschaute sie von allen Seiten. Als er sie wieder auf ihren Platz stellte, sagte er:

„Das ist prächtig. Wer hat sich denn damit in Unkosten gekniet?"

„Die Vase ist von Onkel Pantzer."

„Sieh mal an — Onkel Pantzer. Und dieser Tafelaufsatz aus Porzellan?"

„Das solltest du doch wissen."

„Ich?" fragte Felix verdutzt und faßte das Prunkstück aufmerksamer ins Auge.

„Vom Offizierkorps deines Regiments."

„So? Von den Kameraden? — Davon konnte ich nichts wissen, Trudchen. Man hat mich natürlich nicht hinzugezogen. Uebrigens, was ich sagen wollte — ah, Exzellenz Klinkhardt hat auch gratuliert?"

Felix hatte sich entschuldigen wollen, daß er die Schwester nicht auch mit einem Geschenke bedacht. Aber er unterdrückte das. Er hatte in eine mit Karten und Zuschriften angefüllte Schale gegriffen und den ersten Brief, der ihm gerade in die Hände gefallen war, überflogen.

„Das ist sehr freundlich von dem alten Herrn," plauderte er beiläufig, „um so mehr, als es ihm nicht gut geht, wie ich gehört habe. Max Klinkhardt, mit dem ich auf Kriegsschule war, ist von den dritten Ulanen zu den Trainern nach Altdamm abgeschoben worden. Ein Nagel zum Zylinder des alten Herrn. Aber was ist denn das hier?"

„Das wollte ich dich eben fragen."

„Es ist lateinisch, mit Bleistift geschrieben — igitt und auf was für einen Wisch! — Da hat schon jemand darauf getreten. Erlaube mal — Cavete! Jam proximus ardet Ucalegon — das heißt: Hütet euch, jam proximus ardet — schon brennt der nächste, proximus der nächste, natürlich. Aber Ucalegon, was heißt Ucalegon? — Wo hast du den Wisch her?"

„Der Zettel lag im Kirchenbuch mit der Liederansage für die morgige Andacht."

„So. Nun dann ist's eben eine Notiz Pastor Sponnagels, die versehentlich in das Buch geraten ist."

Felix warf den Zettel beiseite und kramte weiter unter den Briefen.

„Gibt es sonst was Interessantes?"

„Ich weiß nicht, was dich interessiert."

Das war kurz und ungeduldig, wie alle Antworten, die sie auf die ablenkenden Fragen bisher gegeben. Seit sie sich vom Spiegel abgewandt, stand sie regungslos mit schlaff herabhängenden Armen. Ihre Augen folgten unter den leicht zusammengezogenen Brauen jeder seiner Bewegungen, als wartete sie nur darauf, daß er sich ihr endlich zuwende. Wenn sie nicht sprach, hielt sie immer den Mund fest geschlossen, dabei hatte sie schon von Kind auf die Angewohnheit, einen der weißen Schneidezähne, der aus der sonst tadellosen Reihe etwas hervorgewachsen war, in die Unterlippe zu drücken. (Fortsetzung folgt)

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Wöchentlich eine Nummer | № 46 | Alle 14 Tage ein Heft

Der Ueberkater

Von

Johannes Richard zur Megede

(Fortsetzung)

Von Stund' an ist der Egoismus von mir abgefallen, die Eitelkeit wie ein schlechtes Kleid, ich habe in diesem Kinde gelebt, wie dieses Kind einst in mir. Ich bin Mutter geworden, nur Mutter! Alles hat sich durch dieses Kind geläutert. Mein Mann starb — ich habe ihn ehrlich betrauert. Ein andrer Mann ist verschollen — ich habe seiner in Freundschaft gedacht ... Ich habe über meinem Kinde gewacht, über seiner kleinsten Herzensregung. Ich habe mich gefreut, wie nur eine Mutter sich freuen kann, daß ein guter Mensch erwuchs, schöner als ich, heißblütiger als ich — mein Ebenbild und doch ganz gewiß nicht mein Ebenbild! Ich habe diesem Kinde jeden Stein aus dem Weg geräumt, habe alles Böse von ihm ferngehalten, soweit ich's vermochte, ich habe sie verheiratet bei der ersten reinen Herzensregung, nachdem ich sie sanft bekehrt hatte von einem Backfischwahn, ich habe nur das Gute gewollt für sie. Von einem Knaben würde ich vielleicht gesagt haben: ‚Nur im Sturme bewährt sich der Mann,' obgleich ich nie den Sturm geliebt habe. Von einem Mädchen sage ich: ‚Die Blüte entfaltet sich am vollsten im ruhigen Licht,' obgleich gerade sie immer den Sturm geliebt hat. Ich bin auch gar nicht gekränkt oder böse, daß im Laufe ihrer Ehe sie sich von mir abgewandt zu haben scheint. Die Frau, die den Mann liebt, gehört dem Mann, der die Frau liebt ... Ach, wenn sie nur glücklich sind! Ich möchte gewiß ihr ganzes Kindervertrauen wieder besitzen. Da ich's nicht mehr habe, muß ich doch vernünftig sein. Das Alter versteht die Jugend wohl niemals mehr recht. Und nun gar die Jugend von heute! Da heißt's immer nur Kampf und wieder Kampf! Wie's in dem Punkte bei Josefa aussieht, weiß ich nicht. Sie schreibt regelmäßig, aber es sind so andre Briefe! Sie besucht mich wohl auch, aber es sind so kurze Besuche. Seit den zwei Jahren, wo sie in Afrika war — ich kann mich ja irren —, aber sie ist nicht mehr die alte.

Sie stehen jetzt in Hannover. Die Rennreiterei ist wieder im vollsten Gang. In der Sportwelt der Lasowitzsche Stall an erster Stelle ... Ich war mal drüben bei ihnen, aber mir war gar nicht, als wenn ich zu meinen Kindern kam. Peter reiste gleich in der ersten Nacht nach Iffezheim; Josefa ging zu irgend einer Fürstlichkeit zum afternoon-tea. Immer Gesellschaft und Jagden! Beide reiten so hardi, als wenn das Leben nur dazu da wäre, riskiert zu werden. Ich wurde ohnmächtig, als Josefa vor meinen Augen ein sogenanntes grobes Hindernis sprang und über das stürzende Pferd weit wegflog. Es war ihr nichts geschehen, sie bemühte sich im Gegenteil rührend um mich, aber als ich sie bat, doch nie wieder so töricht zu sein, da zuckte sie nur die Achseln und sagte: „Mama, das kann ich dir nicht versprechen. Es stirbt

sich übrigens nicht so leicht. Sieht alles nur so aus.“ Sie ist so elegant und so exklusiv. Ob sie's freut, weiß ich nicht. Ja, ich hatte wohl die Empfindung, daß sich eine merkwürdig gleichgültige Natur entwickelt, der der Reichtum so wenig Freude macht, als andern die Armut Sorge. Dabei versichert sie mir ernsthaft, daß sie zufrieden sei und ihre Ehe glücklich... Leute, die so viel vorhaben, eigentlich nie allein sind, die können doch nicht glücklich sein!

Aber sie sind's, sie sind's ganz gewiß! Ich sehe allein Unglück, weil ich von meinem Kinde so wenig habe. Sie sind eben Gesellschaftsmenschen, sie sollen's ja auch sein, aber wenn sich's so jagt und hastet alles, daß sie immer todmüde heimkommen müssen, solche Menschen sind eben schlechterdings nicht mehr sie selbst. Bei Leuten, die keine Kinder haben, aber Zeit und viel Geld, da kann's nicht anders kommen. Sie können nicht immer traulich beieinander sitzen wie Turteltauben! Ich selbst kann doch ein Lied von einer kühlen Vernunftehe am Berliner Hofe singen... Freilich für mein Kind habe ich eine reine Liebesehe erhofft. Dann wird mir manchmal angst! Es überläuft mich siedend heiß, ich frage mich: ‚Hast du denn auch das Richtige getroffen mit deiner Erziehung? Denn schließlich hast du ihr doch den Mann ausgesucht, weil er dir gefiel, weil er ihr gefiel, weil sie sich gefielen, und als sie aus dieser Verlobung mit aller Gewalt herauswollte, da hast du sie nicht gelassen‘... Aber die beiden paßten doch nun einmal zusammen, während die beiden andern nie zusammengepaßt hätten! Und dann werde ich wieder vernünftig, sage mir: ‚Sie lieben sich, wie sie sich immer liebten, aber das Kind fehlt. Es ist nur das Kind, was sie zum vollen Glücke noch brauchen.‘

Warum haben sie das Kind nicht? Es sind junge, hübsche Menschen. Aber woran's auch liegt, es muß reparabel sein!... Josefa schreibt mir, daß sie ihren Herbsturlaub in Biarritz verbringen möchten. Nun, dann gehen sie einfach nicht hin oder er allein! Ich muß mit Josefa vernünftig reden, wenn sie auch nicht will. Das Sanatorium hier hat schon Wunder über Wunder getan. Darum mögen's die Aerzte nicht. Ich würde mich auch so kindisch freuen, wenn sie käme und wenn's zum guten Ende käme. Aber ich werde vorsichtig schreiben, sehr vorsichtig.

Ach, vielleicht danken mir schon übers Jahr mit Freudentränen die beiden ihr verjüngtes Glück!

*

Ich glaube nicht, daß sie kommt. Sie liebt ja nur Luxusbäder, aber schon der Gedanke, daß sie vielleicht doch kommen könnte, regt mich an.

Sie kann bei mir wohnen. Es sind kleine fünf Minuten bis zum Sanatorium. Ich lasse das Loggiazimmer im ersten Stock für sie als Boudoir einrichten, das Schlafzimmer daneben. Ich habe ihre ganze Einrichtung aus der Mädchenzeit mit hierhergenommen. Die soll sie nun hier bis aufs kleinste wiederfinden. Es fehlt nichts, nichts, nicht mal der erste törichte Malversuch hinter Glas und Rahmen. Ob sie's freut? Es muß sie freuen! Sie ist ja meine Tochter... Und wir lieben doch schließlich alle unsre Kindererinnerungen!

Ich kann mir schon alles vorstellen. Wenn ich sie dann früh morgens selbst wecke, auf dem gleichen Bettrand plaudernd sitze, auf dem ich jeden Morgen gesessen habe seit ihrer Einsegnung. Sie war immer so stürmisch und zog mich lachend in die Kissen, um mir lachend die Haarfrisur dort noch mehr zu verderben. Was war sie hübsch, was war sie jung! Wie glücklich mußte sie doch den Mann machen, der sie einst liebte und den sie wiederlieben würde... Ich bin bei jedem Stück dabei, was der Tischler rückt. Genau an der Stelle stand auch zu Haus ihr Schreibtisch, sie schaute träumend hinaus ins Grüne. Sie liebte die alten, großen Parkbäume so sehr, die ihr das Fenster beschatteten. Und wenn bei Wind ein Zweig an die Scheiben pochte, da pochte sie wieder und winkte. Hier muß sie sich schon an das bunte Herbstlaub gewöhnen, an dies stumme, feuchte Siechen der Natur. Aber wenn die Sonne erst durch diesen bronzeflammenden Fasching lacht, die ganze Dresdener Heide ein leuchtendes, lächelndes, gaukelndes Farbenmeer; oder wenn der Sturm die Blätter zaust und alles wallt und wirbelt wie der letzte törichte Faschingstanz vor dem Aschermittwoch, da werden die schönen hellen Augen sich wieder wärmen an dem Bild. Sie wird denken: ‚Es ist doch eine Lust, wieder einmal daheim zu sein bei seiner lieben alten Mutter.‘ Und wenn sie morgens beim Aufstehen aus ihrem Schlafzimmer auf Dresden hinabblickt, wenn so taufrisch das ganze Elbtal glänzt, oder abends beim Zubettegehen, wenn das Lichtmeer aus dem Tal hinaufflackert, flimmert, so lustig, so lockend, und dazwischen der Stromspiegel aufblinkt, trübe, geheimnisvoll, die Schiffe mit ihren Signallaternen düster, unbeweglich, wie große Gespenster über dem Wasser...

Ich freue mich schon heute so mit ihr. Ich schleiche oft allein hinauf, betaste die Chaiselonguekissen, die Nippes, selbst die roten zierlichen Saffianpantoffeln vor dem Bett. Ich habe alles treu bewahrt, und alles strömt für mich den wundervollen Duft ihrer keuschen Jugend noch heut aus... Und wenn sie nun nicht kommt? Oder nur auf einen Tag? Wenn sie ihre eigne Jugend nicht mehr versteht? Das wird sie mir nicht antun! Sie ist doch mein Kind, mein einziges Kind...

Ach, wenn sie doch käme! Ich würde auch wieder den Weg finden zu ihrem Herzen, das rührende Kindervertrauen, das ich bewußt niemals mißbraucht habe. Ich werde dabei so weich, so gerührt im Mutterherzen, die Tränen, die ich vor Menschen nie weinen würde, hier fließen sie von selbst. Ich wehre ihnen nicht. Es sind ja wehmütige Freudentränen! Ich bin ja überhaupt eine weiche Natur, die immer lieber den Stoß aushielt, als ihn zu erwidern. So war sie auch, meine Josefa. Aber wie ist sie jetzt? Und da kommen die Gespenster . . .

Es ist spät abends und herbstlich kühl und dunkel hier oben. Ich sehe durch die Dämmerung die unsicheren Umrisse einer hohen Gestalt vor mir stehen, nur die heißen Augen blitzen durch jede Nacht. Ich höre mich wieder sagen: ‚Josef, laß mich! Ich habe dich lieb, und das muß dir genügen. Aber es muß auch mit heut zu Ende sein — es muß! Ich bleibe, wo ich bin.‘ Ich sehe deutlich, wie sich der Schatten durch die Dämmerung entfernt ohne Abschied, auf dem weichen Teppich der Stahlsporn leise klirrt von dem leichten, elastischen Männerschritt — da sprang ich auf und eilte ihm nach und mußte ihm sagen: „Gott segne dich zum letztenmal, Josef!“ Und noch heut spüre ich, wie eine harte Reiterhand mir das Handgelenk packt und mich zurückstößt, daß ich taumle, eine haßerfüllte Stimme zischt: „Gott segne mich? Nun, dich segne der Teufel! . . . Habe übrigens keine Angst! Ich werde bald heiraten, und wenn ich einen Sohn haben sollte, so will ich ihn auch dem Satan geloben. Ihr habt kein Herz, darum habt ihr auch keinen Mut! Und dieser Sohn soll mich rächen an euch allen, an euch allen — aber vor allem an dir! Das ist mein letztes Wort. Und wenn's einen Teufel gibt, so soll der mich hören und führen. Ich will lieber in seine heiße Hölle, als in euren lauen Himmel!“ Ich wankte zurück auf meinen Stuhl, ich hielt die Hände vor die Augen, in den Ohren brauste es mir von dem Schrecklichen, was ich gehört. Er hat mir damals den Abschied leicht gemacht. Wer so scheidet, der hat nie geliebt! Ich hatte gehandelt, wie ich handeln mußte. Ich liebte meinen Mann nicht, aber gerade darum mußte ich bleiben. Und das Leben hat mir Recht gegeben. Ich taugte weder zur Geliebten noch zur durchgegangenen Frau. Da er das eine oder andre bis zur letzten Konsequenz verlangte, mußte ich ihn gehen lassen, so sehr ich ihn auch liebte. Die Starken mögen sagen: ‚Ich stehe, wo ich will!‘ Die Schwachen müssen sich klar machen, daß sie da bleiben müssen, wo sie hingestellt sind. Und Gott hat mir diese scheinbare Schwäche in meiner Tochter gesegnet!

Doch ist die Macht der Erinnerung heute so groß, daß ich wie damals, vor mehr als vierzig Jahren, vorsichtig, mit verhaltenem Atem, ans Fenster trete, als wäre es damals. Unten: etwas Dunkles wie geballt, es sind wohl meine Leute, die schwätzen. Ein müder Herbstwind weht. Damals freilich war's ein Orkan, der die besten Parkbäume knickte. Und wie damals schaue ich ängstlich hinab. Mir ist fast, als hörte ich wieder den Sturm rasen und die Stämme stöhnen. Ein Pferd tänzelte. Zwei Menschen sprachen. Einer in Zivil, der andre im Uniformmantel, den Kragen hochgeschlagen. Mein Mann, der wohl eben von der Jagd zurückgekommen sein mochte, sagte: „Aber, lieber Graf . . .“ Den Namen trug der Wind hinweg, und er soll ihn weggetragen haben für alle Zeiten! „Sie können bei dem Wetter nicht reiten! Sie werden entweder im Wald draußen von den Bäumen erschlagen, oder der Sturm weht Sie mitsamt dem Gaul die Schlucht hinab. Bleiben Sie doch zur Nacht!“ Und eine harte, höhnische Stimme antwortete darauf: „Was die Garde nicht durchdrückt, das drückt die Linie noch allemal durch. Wir sind alte Reiter, und wen der Teufel holen soll, den holt er auch ohne Gebet.“ Dann sitzt er auf. Die junge englische Stute schnaubt und windet sich und will nicht vorwärts unter dem Schenkel. Darauf ein verbissener Fluch, die Rennpeitsche zuckt, das Pferd steigt und will sich überschlagen. Darauf wieder mein Mann: „Aber so bleiben Sie doch!“ — „Nein, Augern, ich bleibe nicht!“ und dann höre ich nur noch, wie der Sturm heult und wie die Kiesel knirschen. Mein Mann fragte mich später verwundert: „Hatte der eigentlich was getrunken? Aber ein ganz toller Reiter ist er doch!“

Was weiter kam, weiß ich nicht. Ich hab's auch nie wissen wollen. Er soll später mit meinem Manne irgendwo eine Aussprache gehabt haben. Worüber, weiß ich nicht. Sie fand in Berlin statt, und er nahm gleich darauf seinen Abschied. In der Zeit war auch mein Mann eigentümlich. Sonst habe ich niemals wieder von ihm oder über ihn gehört. Diejenigen, bei denen ich mich viele Jahre später erkundigte, antworteten mir: „Er war schon in den letzten Monaten unerträglich. Jedenfalls ist er verschollen.“ Tot für mein Gefühl war er schon längst . . .

Diese Erinnerung, die selten so unerbittlich klar vor meine Seele getreten ist, hatte mich doch sehr aufgeregt. Es war alles so unnatürlich lebend, daß ich wie damals auf Zehen hinunterschlich, um meinem Manne nicht zu begegnen und im Stall nachzusehen, ob vielleicht der Reiter doch zurückgekehrt sei. Ich ging wirklich hinunter in den Stall, natürlich ohne zu wissen, was ich eigentlich wollte. Als mich der Kutscher, der mich wohl zum erstenmal da nächtlich gesehen hat, etwas merkwürdig anstarrte, fiel mir zum Glück ein, daß Josefa vielleicht Reitpferde mitbringen

könnte und deshalb zwei Boxe wieder eingerichtet werden müßten. Seltsamerweise hatte es draußen wirklich zu stürmen angefangen. Das Klappern der Droschkenpferde auf der nahen Chaussee klang eigentümlich verschwommen, wie jener Hufschlag damals.

Wir können doch nicht von unsern Erinnerungen.

An dem Abend hatte ich noch eine große Freude: Josefa kommt, und zwar allein! Auf wie lange stand in dem Telegramm nicht.

*

Ich habe das Jahr hier oben ziemlich einsam gelebt. Ein paar alte Beziehungen zur hiesigen Hofgesellschaft wurden zwar wieder angeknüpft — ich habe ja doch meinen ersten Ballwinter hier erlebt. Aber die Leute sind auch älter geworden, viel älter, und gerade die Jugendbekannten, auf die ich mich vielleicht gefreut hatte, waren mir innerlich völlig fremd. Die Frauen mögen mich vielleicht darum beneiden, daß ich immer zehn Jahre jünger taxiert werde, als ich bin. Ich färbe mich ja nicht, ich gebe mir keine jugendlichen Airs. Oder hat mich der Reichtum manchem entfremdet, der Reichtum, der mir von Jahr zu Jahr reichlicher zugeflossen ist? Meine Verwandten starben alle, und alle ohne Erben. Ist das Geschlecht verbraucht? Ich jedenfalls bin es nicht! Nur vor dem vielen Gelde habe ich ein gewisses Grauen zuweilen. Warum fließt's immer mir nur zu, die ich schon übergenug habe? Ja, wenn Josefa Kinder hätte! Aber so ist dieser goldene Regen nur eine lächelnde Ironie. Warum strömt er nicht zu jenen, die ihn so heiß ersehnen, ihn so bitter nötig brauchten? Aber was mir fehlt, das haben die wieder in Ueberfülle.

Ich habe jetzt wieder Josefas wegen einige Besuche gemacht. Sie braucht Welt — sie soll sie haben! Besonders abgesehen habe ich's dabei auf eine Prinzessin Wechtenfeld, die jung und elegant ist, dabei überglückliche Mutter. Außerdem — noch eine Gundingen, die aber kaum mehr mit mir verwandt ist, Sächsin, in der Luft dieses altväterischen Königshofes groß geworden, welche Luft mir eigentlich auch immer lieber gewesen ist als das kalt-vornehme, aber mindestens ebenso klätschige Hof-Berlin. Jeder steigt hier wie dort auf die Schulter des andern, nicht um zu sehen, sondern um gesehen zu werden. Bei Lichte besehen ist auch der größte Hof erschrecklich klein. Mein Mann, der eine Zeitlang diensttuender Kammerherr war, sagte später oft: „Wenn eine Majestät niest, fällt die ganze Bande voll Ehrfurcht auf den Rücken, aber bei den größten Feten habe ich mich manchmal nach einem Stück Wurst aus der Regimentskantine gesehnt. Ist man nun glücklich 'raus aus dem ganzen Unsinn und möchte mal so ganz frei aufatmen — da geht's nicht, geht absolut nicht! Hofluft ist miserabel, aber man muß sie haben!" Es war kurz vor seinem Tode. Es lag auch nicht an der Luft, es lag an seinen Lungen, daß er nicht mehr frei aufatmen konnte ... Jedenfalls erinnerte mich die junge Gräfin Gundingen, die ein ganz unverfälschtes Sächsisch spricht, an den alten Geheimen Kommissionsrat, der mir, wie die meisten Menschen, sympathisch war, aber von Josefa erbarmungslos durch die Zähne gezogen wurde. Jener ganze verregnete Gardafrühling wurde mir wieder lebendig. Vielleicht ist der eine oder der andre von jener Gesellschaft durchs Schicksal auch hierher verschlagen. Meine Tochter könnte dann in Erinnerungen schwelgen, was immer wohltut. Nur diesen Rin möchte ich nicht! Es war zwar nur ein Strohfeuer, dessen sich Josefa sicher heute schämt, und jedenfalls nur ein schönes Mitleid mit dem seltsamen Toren hatte sie damals veranlaßt, seinen Vornamen dem leider, leider toten Sohne zu geben. Andre tun's auch. Und bei allen heißt's: „Es ist zu Ende, absolut zu Ende, mein Freund!" Aber es ist ein Mensch, der mir immer unheimlich war. Ich habe gar kein physiognomisches Gedächtnis, aber ihn sehe ich immer genau: nicht hübsch, aber schön gewachsen und sehr Mann. Schon jemand, der so unbedingt seine eignen Wege geht und selbst, wenn er lächerlich wird, nicht lächerlich ist. Das sind gefährliche Leute. Es gibt ihrer nicht viele. Ich mag mich wohl, ohne es zu wollen, am Klang des Namens gestoßen haben. Obgleich sein Gesicht keinen Zug zeigt, der mich auf Gedanken bringen könnte, ist es mir dennoch eigentümlich bekannt. Es zieht an, es stößt ab. Ich hatte bei diesem Gesicht immer eine Art Angstgefühl, daher war ich als echte Frau besonders liebenswürdig gegen ihn. Anständig war bei ihm jedenfalls, daß er auch nie den geringsten Annäherungsversuch späterhin gemacht hat.

So habe ich mir denn das Dresdener Adreßbuch und die Kurliste aus dem Sanatorium kommen lassen. Und siehe da! Jeanette Quedenberg mit ihrem Mann wohnt kaum eine Viertelstunde von mir. Sie haben auch eine Villa, beinahe ein Schloß, ich kann den Turm von meinem Garten aus sehen. Das Fräulein von Ingen, die Komissionsratsnichte, ist sogar in dem Sanatorium, wie es scheint ohne ihren Onkel, was mir für Deutschland auch lieber ist. Ich werde beide aufsuchen Josefas wegen.

Zuerst war ich bei der Ingen, weil das nur ein paar Schritte sind. Sie wohnt sehr einfach, fast unter dem Dach, in einer der Sanatoriumsvillen, und ich habe darum die wunderhübsche Aussicht über Dresden ganz besonders bewundert. Sie empfing mich, fast geniert über so hohen Besuch, — ein bißchen sehr Juno, sonst hübsch und liebenswürdig. Vom Onkel

Kommissionsrat nur ein paar ganz flüchtige Worte, offenbar ist da etwas nicht in Ordnung. Als sie warm geworden war, was mir gegenüber, wenn ich will, der Jugend sehr leicht wird, das Geständnis, daß sie verlobt sei, glücklich verlobt seit über zwei Jahre mit einem Architekten, der nichts hat — sie wahrscheinlich noch weniger. Aber sie war so glücklich! Das Mädchen dürfte vor Josefas Augen kaum Gnade finden — sie kann's ja auch eigentlich gar nicht —, denn das ist doch eine ganz andre Gesellschaftssphäre offenbar! Am Ende wurde mir dieser Besuch fast leid. Es ist ja gewiß hübsch, und sie hatte dabei so warme Augen, als sie mir beim Abschied sagte: „Ja, Frau Gräfin, wenn ich das ein Jahr früher geahnt hätte, daß Sie sich hier oben eine Prachtvilla bauen wollten, ich wäre sicher betteln gekommen! Mein Bräutigam hätte es wohl ebenso hübsch gebaut, vielleicht noch hübscher — verzeihen Sie, Frau Gräfin, es ist ja auch so wunderhübsch —, aber für uns wäre es ein großes Glück gewesen. Seit zwei Jahren sparen all die reichen Leute so sehr." Dieser etwas dringliche Herzenswunsch war mir peinlich in der Seele des Mädchens. Die Leute kommen doch rasch 'runter. Obgleich ich nun gar keine Vereinsdame bin, doch unter der Hand viel und gern gebe, so habe ich nachträglich auch an das Mädchen geschrieben und ihr eine größere Summe zur Verfügung gestellt. Sie machte mir einige Tage später ihren Gegenbesuch. Mein Anerbieten lehnte sie ohne Empfindlichkeit dankbar ab. Dafür erzählte sie mir, daß ihr Bräutigam gerade jetzt in Geschäften in Hannover gewesen sei und sehr viel von der schönen und vornehmen Frau von Lasowitz gehört habe. Für diese Nachricht bin ich ihr herzlich dankbar. Mütter hören immer wieder gern auch von Fremden, daß ihre Töchter schön und vornehm sind, obgleich sie das aus besserer Quelle schon längst wissen.

Auf Quedenbergs bin ich neugierig.

*

Ich war bei Quedenbergs. Ja, was sind das für Leute eigentlich? Ich bin doch auch von Herzen fromm. Aber diese Menschen werden ja dem Herrgott lästig mit ihrer Frömmelei. Frömmelei! Ich finde keinen andern Ausdruck. Der Diener kohlschwarz, die Jungfer kohlschwarz, im Vestibül Kirchengerüche. Alles von einer schweren, düsteren Pracht. Er paßt nun schon gar nicht hinein, der arme blonde Tropf, der jetzt seine Tage pedantisch zwischen Lackschuhpromenaden und Wappensammeln teilt. Aber sie paßt hinein — beinahe zu sehr! Gott will doch warme, vertrauende Herzen, die bußfertig vor ihm knien. Die Frau mag oft knien, vielleicht zu viel, aber sie ist doch eine kalte, hoffärtige Pharisäerin, die in eine finstere Inquisitionsepoche weit eher paßt als in unser helles Luthertum. Sie muß nach meinem Kalkul Mitte Dreißig sein und hat sich innerlich sehr, äußerlich kaum verändert. Das blonde Gesicht schärfer, die blauen Augen härter, die kleine Hand, die sich wohl kaum der zahllosen Ringe erinnert, die sie einst schmückten, sehr energisch. Mir ging von ihr ein Hauch strenger Klösterlichkeit aus, der mich beengte. Sie war sehr höflich, aber sehr kühl, was sie ja beides eigentlich immer war. Sie ist ganz große Vereinspräsidentin wie natürlich und dementsprechend auch die Gesellschaft, die ich traf. Eine Stiftsoberin aus Holstein mit dem goldenen Ordenskreuz; ein massives, aber sympathisches Gesicht, ein ungelenk dienernder Kollektenmann mit einem Aktenfaszikel und fettglänzenden Ellbogen. Außerdem noch eine wohl nicht ganz reinblütige Gräfin; sehr scharfgeschnittene Züge, hinter der Brille zwei graue Augen, halb fanatische Nächstenliebe, halb weltfremde Zerstreutheit. Später habe ich erfahren, daß sie der Schrecken der Aerzte und das Kreuz der Pastoren ist. Sie besucht mit rührender Hingabe Arme und Kranke aller Sorten, verteilt Geld, verbindet Wunden, singt Kirchenlieder dabei. Das ganze Jahr vergeht in einer wilden Flucht: von der Bibelstunde in den Frauenverein, von den protestantischen Wöchnerinnen in das Siechenhaus, von der Nähstunde in den Sittlichkeitsverein. Eine wahre Manie des Wohltuns, die ihr aber vorzüglich bekommt! Ueberall dirigiert, instruiert, kommandiert sie, aber wer nicht Wachs in ihren Händen ist, dem begegnet sie kühl. Mein Arzt erzählte mir, daß sie mit ihren Kirchenliedern die Fiebernden ganz verrückt mache; den Schwerkranken erlaube er alles, nur nicht diesen Besuch. Wie alle Aerzte ist er wenig gläubig und murmelte noch verschiedenes über ganz übel angebrachte Nächstenliebe, die im Grunde nur krasse Herrschsucht sei, was ich jedoch absichtlich überhörte. Jedoch der kluge, alte, humoristische Pfarrer aus Dresden, der mich zuweilen besucht, gestand mir lächelnd, daß sie zwar seine Predigten jeden Sonntag nachschreibe und mit einem ewig fallenden Bleistift die Umsitzenden rebellisch mache. Ihr Christentum sei wohl über allen Zweifel erhaben, aber es könne ihr, der Protestantin, passieren, daß sie ans Versehen in die katholische Kirche geriete, inbrünstig mitsänge und gleich darauf aus Zerstreutheit beim Traktätchenverteilen den katholischen Knaben das Leben Luthers und den protestantischen ein Heiligenbild übergebe, so daß er sowohl wie sein katholischer Amtsbruder in aller Freundschaft hätten einschreiten müssen. Die ganze Frau ist nichts als werktätige Nächstenliebe — aber nur für den, der nach ihrer Pfeife tanzt, was nicht alle können. Sie hat mir selbst geschrieben, daß die Privatbibelstunde mir doch über alles andre auf Erden gehen müsse,

und ich habe ihr darauf geantwortet, daß mir dies vorzuschreiben nicht ihres Amtes sei, und daß Weib und Kind wohl auch nach der heiligen Schrift über einen Verein gingen, dessen Vorsitzende sie sei.

Es ist sehr schlecht, aber ich habe Tränen lachen müssen, und der Pfarrer lachte auch Tränen und sagte: „Daß uns doch Gott in Gnaden vor dem Zuviel bewahren möge, auch im Guten!" Dagegen sprach er von der Quedenberg fast mit Ehrfurcht. Sie sei eine so willensstarke und pflichttreue Natur, die keinen verfehlten Schritt je täte, sich nie hervordränge, aber nach jeder Richtung hin die eigentliche Seele einer rein protestantischen Propaganda sei. Sie lebe mit einem herzlich unbedeutenden Mann sehr glücklich, und ob sie vielleicht auch schwere Anfechtungen habe durchmachen müssen, so sei sie eine Natur, die gerade aus dem Schwersten geläutert hervorgehe.

Ich will ihr nichts bestreiten. Ich liebe wärmere Herzen und ein fröhlicheres Christentum. Daß auch ich die Frau nicht gerade angezogen habe, obgleich ich eigentlich nie ein Stein des Anstoßes bin für kräftigere Naturen, das sichere Gefühl hatte ich beim Abschied. Aber da sie eine Freundin von Josefa war oder noch ist, sich sogar meines Wissens mit ihr duzte, so habe ich das Ehepaar in der nächsten Woche zu einem kleinen Souper eingeladen. Sie sagten zu, aber er ungleich liebenswürdiger. Hoffentlich gelingt die Ueberraschung. Bei dem Fräulein von Ingen war es mir noch zweifelhaft, ob sie in den Kreis paßt. Aber sie ist ein armes Ding, und vielleicht macht's ihr auch Freude. Als Mittelglied habe ich die Wohltätigkeitsgräfin eingeladen, die, weil ich zu Fuß gekommen, mich nach Hause begleitete. Sie hatte nicht übel Lust, mit hineinzugehen wegen eines Portierkindes, das Keuchhusten hat, und für das ich ganz von selbst alles tun lasse, was für ein Kind getan werden kann. Allein heute geht mir solche Werktätigkeit auf die Nerven. Ich machte also die Dame durch die Einladung für später unschädlich. Die Nase mußte sie aber trotzdem noch in die Portierstube hineinstecken, worauf ich etwas kühl wurde. Sie hat überhaupt so eine starke, gebogene Nase, die sich ganz von selbst in fremde Angelegenheiten steckt.

Also Quedenbergs — natürlich nur sie — haben mich enttäuscht. Aber das ist der Fehler des Alters und der Erinnerungen, daß die Vergangenheit rosig scheint, die Gegenwart grau. Ich war eine im besten Sinne einseitige Mutter. Darum habe ich mich wohl auch gewöhnt, einseitig zu sehen. Mein Maßstab war immer meine Josefa, und das ist ein hoher Maßstab.

*

Das alles, was ich geschrieben habe bis jetzt, mögen Ansichtssachen sein, was ich aber heute erlebte, das ist keine Ansichtssache. Ich habe mich wirklich geärgert.

Ich habe den Herrn Rin gesehen bei einem Spaziergang in der Dresdener Heide. Er sah mich auch, grüßte aber nicht. Gutherzig, wie ich leider immer noch bin, wähnte ich, der mir gegenüber doch noch junge Herr, an dem naturgemäß so vielerlei Gesichter vorübergehen, könne das meine eher vergessen haben als ich das seine, weil an mir doch viel weniger vorübergeht. Ich sprach ihn an, nur aus Herzensfreundlichkeit. Er schien sich erst nicht erinnern zu können, und fragte dann steif: „Vielleicht Gräfin Augern?" — „Allerdings. Und wie geht's Ihnen, Herr Rin?" — „Ich bin hier in einem Sanatorium, aber nicht in dem großen. Ich lebe ganz zurückgezogen." — „Aber mich können Sie doch mal besuchen!" — „Nein, Frau Gräfin, das kann ich nicht." Er fügte auch kein Wort zur näheren Begründung hinzu. Hatte überhaupt in Haltung und Sprache etwas eigentümlich Gespanntes. Darauf sagte ich aus Verlegenheit und weil mir bei seiner einsilbigen Art gerade nichts andres einfiel: „Wenn meine Tochter, Frau von Lasowitz, hier wäre, so würde sie sich sicher herzlich freuen, Sie wiederzusehen." Und er antwortete eisig: „Sind Sie dessen ganz gewiß, Frau Gräfin?" Da habe ich ihn denn mit einem kurzen Adieu stehen lassen.

Ich hoffe, er erkennt mich auch das zweitemal nicht. Und wenn, wie ich sicher glaube, der Mann in Josefas Leben jetzt weiter nichts mehr ist als ein hoffnungslos welkes Blatt, so erspare ich beiden vielleicht eine peinliche Begegnung. Man soll nicht in törichter Gutmütigkeit seine Liebenswürdigkeiten an Leute verschwenden, die sie nicht verstehen. Es war doch ein großes Glück, daß ich damals fest blieb.

Morgen um die Zeit ist mein geliebtes Kind schon bei mir. Ich freue mich kindisch!

*

Josefa ist gekommen.

Siebzehntes Kapitel

„Nicht wahr, mein Tierchen, du freust dich auch auf sie?"

„Nein, meine Liebe, ich freue mich gar nicht auf sie." Die gute Gräfin scheint sich einzubilden, daß ich auf meine alten Tage unter die Hunde gegangen bin und sklavisch mitfühle, was Menschen fühlen. Ich liebe die Ruhe — schon der Keuchhustenbengel in der Portierstube war mir schrecklich! Ich liebe die Bequemlichkeit — die verrückte Rumräumerei in dem Loggiazimmer hat nicht einmal vor meinem Lieblingsplatz, dem Wappenkissen, Halt gemacht! Und nun soll ich mich auf ein Wesen freuen, das mit Reit-

pferden und Stallterriern einpassiert und bei meinem Anblick, der andern nur ehrfurchtsvolles Staunen einflößt, gleichgültig bemerkte: „Ach, da ist ja der alte Herr auch noch! Du brauchst nicht unnötig ablehnend zu sein, Carlo, ich mache keine Dummheiten mehr und schleppe dich in fremde Länder, wofür du nicht einmal dankbar zu sein scheinst.“ Ich und alt! Ich und dankbar! Es ist eine solche Frechheit, daß ich ganz verblüfft stand und sogar vergaß, zu kratzen. Sie streichelte mich allerdings und überreichte mir einen uralten Kake. Liebes Kind, im Leben entscheiden Kleinigkeiten. Wenn dieser Kake duftend frisch gewesen wäre, wer weiß — aber da er uralt ist, hüte dich vor deinem Todfeinde!

Aber dieser Besuch wird nicht bei uns wohnen! Die Dame wohnt in dem Sanatorium, wo sie hingehört. Vom Sanatorium bis zur Gummizelle ist wirklich nur ein Katzensprung.

Ich habe auf das Sanatorium uns gegenüber mit einem überlegenen Lächeln stets hinabgesehen. Was schert's mich schließlich, ob die Menschen mit oder ohne Sandalen verrückt werden, mit oder ohne Kopfbedeckung ins Jenseits gehen? Ich für meine Person ziehe es winters vor, in einem luftundurchlässigen Pelz Wärme aufzuspeichern, als in einer luftdurchlässigen Joppe Kälte abzusondern. Ich verstehe auch nicht, warum die Menschen neuerdings durchaus auf das Niveau der ihnen sonst nahestehenden Wiederkäuer herabsteigen wollen und partout mit einem Salatkopf im Magen der Seligkeit zusteuern, während sie doch so viel Jahre vermittelst englischer Beefsteaks auch nicht selig geworden sind. Und wenn sie bei zwanzig Grad im Schatten alle Fenster aufsperren, damit die entweichungssüchtige Seele nicht erst ängstlich nach einem Schlüsselloch zu suchen braucht, so bin ich im Gegenteil für hermetisch geschlossene Wintergemächer, damit die Ausreißerin einfach in die irdische Hülle wieder zurückkehren muß. Auch die Baumwollenenthusiasten hier scheinen nicht zu begreifen, daß die Erde trotz alledem rund ist und niemand sagen kann, auch beim längsten Leben, daß er zum Beispiel in Leinewand dem Weltgeist irgendwie näher gewesen wäre als in Wolle. Ich habe eine Abneigung gegen Neuerungen derart, aber die Menschen, die genau wissen, daß es nichts Neues gibt, bemühen sich krankhaft um das Neue. Ich sehe schon den Augenblick kommen, da ein ganz kluger Mann erklärt, daß Katzenfleisch die einzige menschenwürdige Nahrung sei. Und wenn jetzt die Engadiner Katzenfelle den Rheumatikern die Leiden verlängern, so wird dereinst ein Katzenbraten die Welt erlösen von allem Bösen. Hoffentlich wird diese Erleuchtung erst spät über die Menschheit kommen. Aber wenn denn nun einmal schon zu meinen Lebzeiten eine von uns beiden Katzen hier im Hause zum Heil der Erde an den Himmel glauben muß, so bin ich dafür, daß die scheckige Sklavin ihrem Sultan nicht weinend folgt, sondern ihm freudig vorangeht.

*

Ich war in dem Sanatorium. Wo war ich eigentlich nicht?! Es ist ein Weltsanatorium, und der alte Weltreisende verleugnet sich nicht. Ich ging mit damals als ganz selbstverständlicher Begleiter.

Zuerst beim Assistenzarzt. Beklopft, behorcht, gewogen — natürlich diese Lasowitz, die zwar sehr schlank geworden ist, aber noch immer das schöne Gleichmaß der Glieder besitzt, das man gerade beim schönen Geschlecht so selten findet. Leider, leider! Denn was ich davon später im Massagesaal sah, bedecken wir alles mit dem Mantel der Liebe, der ja auch für diese liebebedürftigen Geschöpfe eigens erfunden ist! Jetzt erst verstehe ich, warum Liebe blind sein muß und warum die geliebtesten Frauen den vorzüglichsten Schneider haben. Auch Mutter und Tochter sahen mit einem eigentümlichen Lächeln, wie sich hier unter den flinken Händen der Masseusen die Schönheitskonkurrenz von Spaa, zu der das ganze weibliche Geschlecht berufen war, in eine Häßlichkeitskonkurrenz von H. verwandelte, zu der eben dieses Geschlecht weit mehr berufen ist. Das Korsett war und bleibt der ästhetische Wohltäter der Menschheit, denn ... Ich will aber lieber Indiskretionen vermeiden.

Die Lasowitz wurde als leicht herzkrank befunden. Der spitzbärtige Assistent fragte: „Haben Frau Baronin einmal eine außerordentliche körperliche Anstrengung durchgemacht?“ Ich zwinkerte dem jungen Mann zu: ‚Herr Doktor, fragen Sie lieber nach der andern Herzerregung, die bei schönen, leidenschaftlichen Frauen doch viel näher liegt!‘ Aber dieser Hippokrates begnügte sich vollständig mit dem „Atlasritt“ und versprach absolute Heilung. Die Mutter Angern vergaß über dem Herzen der Tochter, was ihr am Herzen lag, vollständig ... Irre wurde ich beinahe an meinem eignen Scharfblick, als die Junge ohne Wimpernzucken sofort fragte: „Ich habe meine Reitpferde mitgebracht. Den Morgenritt werden Sie mir doch hoffentlich nicht abdisputieren!“ Hippokrates mit dem goldenen Armband disputierte natürlich gar nichts ab. Ich sagte mir aber später nur: „Wir haben gewisse diplomatische Lehren befolgt, liebe Josefa, wir lassen uns überall hinsehen, nur nicht ins — Herz.“ Und gerade das Herz will dieser Ignorant kurieren!

Wir schlenderten darauf weiter durch das Sanatorium, das eigentlich nichts Anheimelndes hat als einen Riesenspeisesaal, der mich anfangs mit dem größten Vertrauen zu den Wunderkuren des Hauses erfüllte, um später einem mitleidigen Lächeln zu weichen. Wo

Pilzkotelettes anstatt Kalbskarbonnaden serviert werden, kann unmöglich der Magen gedeihen. Der Magen ist doch das eigentliche Herz. Bei Herzkranken muß man also den Magen ponssieren. Im Konversationszimmer saßen viele Sandalenträger, die Männer in Joppe, die Frauen in Reformkleidern. Es ist ja auch die beste Reform, wenn man die Frauen körperlich so zustutzt, daß sie sich nur in ganz oberflächlichen Dingen von den Männern unterscheiden, als da sind: zum Beispiel die Kinder, die sich wohl auch daran gewöhnen werden, den guten Papa, der die Milch wärmt und die Strümpfe stopft, Mama — und die böse Mama, die gerade als Athlet in Trikot einen schwächlichen Mann von zwei Zentnern niedergeboxt hat, Papa zu nennen. Kann man's den Kleinen verdenken?

Auf Grund meiner Sanatoriumsstudien gestehe ich allerdings von jetzt ab dem schönen Geschlecht das Recht zu, sich in seiner widerspruchsvollen Schönheitsposition etwas bänglich zu fühlen. Gott sei Dank gibt's auch Ausnahmen, zum Beispiel die kleine dänische Sängerin, die trällernd und tänzelnd zu ihrer grünen Salatschüssel eilt und wegen der sehr duftigen Toilette des Luftbades in Permanenz beschuldigt wird. Darauf drängte ich natürlich zu diesem Luftbade selbst, wo hinter einem Plankenzaun im Walde bei zehn Grad Reaumur die ältere Damenjugend einen kleinen Feenreigen entrierte. Kostüm: das von Erlkönigs Töchtern auf dem Moor. Ich war ganz entzückt. Auch meine Begleiterinnen lächelten wohlwollend. Wir mußten uns alle drei aber menagieren, weil wir dicht neben einer sogenannten korpulenten Damengruppe standen, die erwartungsvoll in das Guckloch eines Photographenkastens starrte. Warum lassen sich eigentlich gerade korpulente Leute so gern abkonterfeien? Einen Augenblick war mir, als sei ich Pharao und träumte den berühmten Traum, nur daß ich keinen Josef brauche, ihn zu deuten. Die sieben mageren Jahre werden auch noch kommen!

Ins Badehaus verlangte mich nicht. Ich bin keine Meerkatze. Schon vor der Tür duftete es so warm feucht und plätscherte es so unangenehm verheißungsvoll. Ich, der ich gewiß auf peinlichste Sauberkeit halte, halte es doch in bezug auf Bäder und Duschen mit einem alten Gardekapitän von der Fußartillerie, der die ganze Baderei herzlich verachtete und im besten Sächsisch zu sagen pflegte: „Mein Vater hat nicht gebadet, und mein Großvater nicht, und mein Urgroßvater erst recht nicht, und sie sind doch alle über neunundneunzig Jahre geworden!" Das ist der einzige verständige Mensch, dem ich meines Wissens in Wildbädern begegnet bin. Das Baden ist auch so eine menschliche Anmaßung. Ohne Schwimmhäute oder Flossen geboren zu sein und doch möglichst lange im Wasser herumzuplätschern! Meine Damen leisten sich täglich solche Eitelkeitsorgien. Denn bei Frauen ist's nur Eitelkeit: schaumgeborene Venus und so weiter, was ihnen vorschwebt. Das war einmal, meine Herrschaften! Wer heutzutage in der Hochsaison zu Norderney aus dem Wogengischt der Nordsee plötzlich Frau Venus auftauchen sehen würde, der hat sich entweder an einer schnurrbärtigen Robbe versehen, oder er steht mit dem Alten Testament auf einem besonders guten Fuß. Ich ging nach Hause. Unterwegs begegnete mir meine scheckige Suleika. „Mädchen, du siehst aus wie eine gebadete Katze!" rief ich. Da bekam sie einen ernstlichen Nervenchok. Es ist auch eine zu ekelhafte Vorstellung.

(Fortsetzung folgt)

Die weiße Weste

Roman

von

Leo von Torn

(Fortsetzung)

Felix hatte wieder einen der Briefe aufgenommen, zunächst achtlos, als er aber die ersten Zeilen und dann die Unterschrift gelesen, ging er zum Fenster und studierte das Schreiben mit Aufmerksamkeit.

Gertrud folgte ihm und ließ sich auf einem der beiden in den Erker eingebauten und chorstuhlartig mit geschnitzten Holzlehnen versehenen Sitze nieder. Hier verschwand das ungeduldige Abwarten von ihren Zügen. Es schien, als wenn sie den Bruder nun fest zu haben glaubte für das, was sie ihm zu sagen wünschte.

Etwas vorgebeugt, den Arm auf die Fensterbank gestützt, stieß sie den Daumennagel mit der Beharrlichkeit einer altgewohnten Unart gegen den bewußten Zahn und schaute nachdenklich ins Freie. Erst als Felix das von energischen, weitausgreifenden Schriftzügen bedeckte Blatt sinken ließ, legte sie die Hände in den Schoß und sah zu ihm auf.

„Du kennst Ursula van der Sweet, wie aus dem Briefe hervorgeht —"

„Ja, seit gestern, aber nicht von der leichtfertigen, um nicht zu sagen frivolen Seite, die dieser Brief offenbart."

„Findest du? Sie hat sich wohl nur ein wenig gehen lassen im Zorn darüber, daß sie nicht kommen darf, und in der Eile. Der Brief ist erst heute vormittag geschrieben und vorhin durch Eilboten gekommen. Wenn sie gewußt hätte, daß ihn noch jemand liest, hätte sie ihn wohl anders gehalten."

„Das wäre also ihr Negligee."

„Ganz recht. Ursula van der Sweet ist sonst nicht leichtfertig, sondern geistreich, nicht frivol, sondern originell."

„Wie du das sagst . . ."

„Nein, nein, ich meine es wirklich so; es kommt doch immer nur darauf an, ob und wie man es zu erklären weiß, wenn man sich gegen Form und Regel gibt. Ursula van der Sweet wußte das wie keine andre. Sie wurde bewundert und beneidet in der Pension."

„Von dir auch?"

„Von mir? Ich weiß nicht. Ich glaube nicht. Ich war wohl eigentlich mehr erschrocken bei den Ansichten, die sie äußerte, und auch darüber, wie sie diese Ansichten manchmal in die Tat umsetzte. Jetzt denke ich anders, oder richtiger gesagt, ich verstehe Ursula van der Sweet, seit ich die Erfahrung gemacht habe, daß Korrektheit und Selbstverleugnung einem nicht einmal die Liebe und Aufrichtigkeit des Bruders erhalten."

Auf Felix' Stirn flammte es dunkelrot auf.

„Was soll das!" rief er. „Ich meine, daß ich es an Aufrichtigkeit dir gegenüber nach keiner Richtung hin habe fehlen lassen!"

Seine mühsam eingedämmte Zerfahrenheit und Gereiztheit kam zum Durchbruch, und keine geringe Schuld daran trug der Brief, den er bei dem Ausruf zerknittert und gegen das Fenster geschleudert hatte, in Wahrheit aber waren es weniger die paar unweiblichen Scherze über die Ehe, die ihn erregt. Ursel Sweet hatte den gestrigen Spaziergang erwähnt — „ein Spaziergang, so harmlos und idyllisch wie das Gedicht des ehrbaren alten Johann Heinrich Voß, und von den lieben Meinen ausgelegt wie eine Novelle von Maupassant", hatte sie geschrieben. Sie sei vorläufig an die Kette gelegt worden und daher unabkömmlich. Was er gestern im stillen befürchtet, das war hier bestätigt: man wußte von der Geschichte, und das war ihm durchaus nicht scherzhaft, zum Teufel! Bei dem Gespräch über den Brief hatte er nur Zeit gewinnen wollen, über diesen neuen Zwischenfall nachzudenken; die Schwester hatte ihn darin gestört, hatte die gefürchtete Erörterung angeschnitten und damit alle Stürme ausgelöst.

Gertrud Oechelhausen war bei dem wilden Aufbrausen zusammengezuckt und hatte die schlanken Finger für einen Moment an ihre Ohren gedrückt. Jetzt betrachtete sie ihn mit mehr Neugier als Furcht, das prägte sich auch in dem schleppenden Tone aus, mit dem sie sagte:

„Wie sehr mußt du dich im Unrecht fühlen, daß du so brutal wirst, Lix. Nein, bitte, schrei nicht wieder! Das nützt nichts und ist so häßlich! Ich bin in den letzten Monaten gänzlicher Verlassenheit eine andre geworden. Ich lasse mich nicht mehr einschüchtern, seit ich weiß, daß es auch für mich einen Lebenszweck gibt. Ich werde Aufgaben haben und Pflichten. Wie du! Das nimmt dir deine Ueberlegenheit, Lix."

Der junge Offizier marschierte mit langen Schritten, den Kopf gesenkt und beide Hände in den Taschen, immer um den festlichen Aufbau herum. Als er das Fenster passierte, warf er einen flüchtigen, abwesenden Blick auf die Schwester. Er hatte die letzten Worte gar nicht gehört und dachte augenscheinlich an ganz etwas andres. Erst ihr Schweigen machte ihn wieder aufmerksam. Gertrud hatte die Hand zur Stirn erhoben, als wenn sie angestrengt über etwas nachdächte, und sie dann mit einer ungeduldigen Bewegung sinken lassen. Wieder grub sich der Zahn in die Unterlippe, dann stieß sie hervor:

„Du hast mich ganz herausgebracht mit deiner Grobheit. Ich habe mir wochenlang jedes Wort zurechtgelegt, das ich dir sagen wollte, und vorhin, als du kamst, habe ich noch alles gewußt. Jetzt kriege ich es nicht mehr so zusammen. Das ist, wenn man so selten Gelegenheit hat, sich einmal zu äußern. Warte — was sagtest du zuletzt?"

„Sei mir nicht böse," lenkte Felix ein. „Ich habe so viel auf dem Kopfe. Was du mir sagen willst, ist überflüssig. Es ist doch nichts zu ändern und — ich habe mich ja auch schon damit abgefunden. Ich war nur gereizt, weil du mir, der ich doch wirklich aus meiner Auffassung kein Hehl gemacht habe, von Unaufrichtigkeit sprachst."

„Ganz recht, das war's. Was du aufrichtig nennst, das war Selbstsucht und Gedankenlosigkeit. Mit ein bißchen Liebe und Einsicht —"

„Aber gehört denn wirklich so viel Einsicht dazu, um zu begreifen, daß diese Heirat ein Wahnsinn ist?" brauste Felix wiederum auf, indem er vor der Schwester stehen blieb.

„Ein Wahnsinn — und weshalb? — Du darfst nun nicht ausweichen, Felix. Sage mir weshalb."

Sie sah groß zu ihm auf. Um ihre Mundwinkel zitterte ein bitteres Lächeln, als er zwar mit einem tiefen Atemzuge zu einer Erwiderung ausholte, dann aber sich abwandte und nur so über die Schulter hinwarf:

„Nein! Ich weiß wirklich nicht, wo ich da einsetzen sollte. Es ist eben alles so unsinnig — so —"

Sie erhob sich und lehnte gegen das Fensterbrett, um ihn besser im Auge behalten zu können.

„Dann will ich dir deine Gründe sagen," erklärte sie ruhig. „Meine Heirat ist in deiner Auffassung Wahnsinn, zunächst weil sie dir einfach nicht standesgemäß erscheint. Beiläufig bemerkt, setzest du dich damit in Widerspruch zu Ansichten, die du früher mit Eifer verfochten hast. Noch vor knapp einem Jahre stritteſt du mit Schöngast darüber. Dir galt nur der Mensch als solcher, nicht der Zufall seiner Geburt —"

„Wie sich das phrasenhaft ausnimmt in deinem Munde!"

„Es sind deine Worte. Schöngast sagte damals, du würdest in älteren Jahren anders darüber denken. Du bist schnell alt geworden, Lix."

„Das sind doch Redensarten! Im übrigen: Jakob Leberentz — auch ein Mensch!"

„Gewiß. Nur daß er nicht in deiner Sphäre aufgewachsen ist und in sie nicht paßt. Darin liegen auch alle weiteren Gründe deiner Haltung. Du kannst keinen Staat mit ihm machen. Du kannst ihn deinen Kameraden nicht eindrucksvoll als deinen Schwager präsentieren. Du befürchtest eine Behinderung deines gesellschaftlichen Verkehrs, vielleicht sogar deiner Karriere. Er ist dir auch persönlich unsympathisch in seinem befangenen, unbeholfenen Wesen."

„Wie du das alles weißt. Und trotzdem —"

„Jawohl. Trotzdem. Betrachte alles, was dir an dieser Heirat Wahnsinn erscheint, einmal ganz ruhig und ohne dein wegwerfendes Achselzucken, so wirst du finden, daß sich alles um dich dreht! In einer Sache, die wie keine andre mich zunächst angeht, komme ich für dich gar nicht in Betracht. Deine Gründe und Auffassungen sollen auch die meinen sein, und was dir unbequem ist, das ist deshalb unbedingt für mich verderblich. Ja, schau nur auf, Lix! So ist es. Aber ich kann und werde das nicht gelten lassen. Wenn es so nicht gekommen wäre, dann hätte ich mich anders emanzipiert von all diesen Unerträglichkeiten, die hier mein Leben sind. Und das hätte dir dann vielleicht noch weniger behagt. Um ein Haar wäre ich auf und davongegangen —"

„Gertrud!"

„Ganz gewiß. Ich habe mich hinter eurem Rücken um Stellungen beworben, um Dutzende, aber mir fehlten die geforderten Sprach- und andern Kenntnisse. Ich habe mich Tag und Nacht in Handarbeiten geübt, aber schließlich einsehen müssen, daß ich selbst darin zu wenig gelernt habe und zu ungeschickt bin. Wenn Muttchen nicht so früh gestorben wäre, hätte ich vielleicht von ihrem Maltalent mehr profitiert —"

„Aber ich bitte dich, Trude, um Gottes Barmherzigkeit willen, was hat man dir getan!" rief Felix mit flimmernden Augen, indem er an die Schwester herantrat.

„Getan? Nichts. Wer sollte wohl. Es gibt jedoch ein ‚nichts tun', an dem man sterben kann vor Angst und Jammer. Einem Menschen, der in einem verfallenen Schacht lebendig vergraben ist, tut ja im Grunde auch niemand etwas. So ist das hier, Lix. Du weißt wohl im allgemeinen, wie es hier steht, aber du bist fort und hast deine eigne Welt, die dich in Anspruch nimmt und ablenkt. Du durchlebst das nicht mit allen Martern und Aengsten in jeder Stunde. Der Stuhl, auf dessen Lehne du dich stützest und dessen bemalter Seidenbezug noch von Mama herrührt, ist nicht unser, er gehört einem Weinhändler in Lüneburg, der Spiegel drüben einem Hamburger Juden, und so alles. Schon die Tatsache allein ist furchtbar, nicht wahr? Nun aber erst, wie sich das vollzieht! Und dann dabeistehen und nicht helfen können, du! Wenn man mir wenigstens sagen würde, wann das alles zusammenbricht, ob in drei Monaten oder in einem, in der nächsten Woche schon oder morgen — endlich morgen! Aber nein, das graue Gespenst kommt nicht und geht, sondern es wohnt hier. Tagsüber sitzt es mir gegenüber in diesem Erker, starrt mich an und sagt nichts als: ‚Ich bin da.' Nachts würgt es mich, bis ich wach bin und mit offenen Augen daliege und ganz deutlich sehe: es ist da. Das fürchterlichste aber ist Papas sorgloses, übermütiges Lachen, das konnte ich nicht mehr hören!"

„Also ein Opfer," murmelte Felix tonlos; „wie ich es mir gedacht habe —"

„Was sagtest du eben? Ich verstand nicht."

Die Komtesse preßte das Taschentuch an den Mund, als wenn die Lippen sie schmerzten. Dabei heftete sie die erregt blickenden Augen fest auf den Bruder und neigte den Oberkörper vor, um besser zu hören.

„Deine Heirat ist ein Opfer!" rief der junge Offizier mit Tränen in der Stimme.

Sie schüttelte energisch den Kopf und ließ das Tuch sinken. Während sie sprach, betrachtete sie angelegentlich dessen Spitzen und Säume, die sie durch die Finger zog.

„Nein, nein, da beurteilst du mich wieder zu hoch. Ich habe gar kein Talent zur Romanheldin, dazu bin ich wohl nicht kompliziert genug. Was ich will, ist ganz einfach und natürlich, und ich will es meiner selbst wegen. Ich weiß gar nicht, ob Papa geholfen wird und ob ihm überhaupt zu helfen ist. Von einem Opfer könnte man doch nur reden, wenn ich sehr schön wäre oder sonst irgendwelche besonderen Ansprüche zu stellen hätte, die ich bewußt preisgebe. Das liegt doch nicht vor. Ich sagte dir schon, daß ich auf dem Sprunge war, auf und davon zu gehen; meine Heirat ist die Flucht, weiter nichts. Daß diese sich so in einer nicht gewaltsamen Form und ohne Skandal vollzieht, ist nicht einmal mein Verdienst, es ist ein reiner Zufall. Als ich das andre erwog, dachte ich mit keinem Gedanken an Papa oder an dich. Ihr hättet mich nicht halten können, wenn ich nicht das Gefühl der absoluten Hilflosigkeit gehabt hätte und deshalb mutlos gewesen wäre. Ich habe geweint, daß mir so alles fehlte, was Ursula van der Sweet beispielsweise im Uebermaße besitzt: Selbstvertrauen, rücksichtslose Unabhängigkeit und all das andre. Ich fühle jetzt, daß ich sie eigentlich nur eingeladen, weil ich mich in den letzten Monaten innerlich so viel mit ihr beschäftigt und mich an ihr gemessen habe. Sie ist das Weib, das sich selbst seine Aufgaben stellt, seine Rechte zuteilt, mir muß das alles gegeben werden, sonst finde ich mich nicht zurecht. Hier wurde mir nichts gegeben, Lix; und ich brenne doch nach einem Lebenszweck, nach einer Aufgabe, einer Pflicht. Du kannst dir nicht denken, wie! Die Ehe wird mir das alles geben —"

„Aber doch nicht diese Ehe!"

„Gerade diese. Das habe ich mir wohl überlegt. Wie Sibyl Stolzenberg verheiratet ist, will ich nicht sein, oder Martha von Rampstede und alle die andern aus unserm näheren Kreise! Ich will nicht eine Untätigkeit mit der andern vertauschen. Dieses inhaltlose Dahinleben ist das Schlimmste und Gefährlichste. Es wäre hier nicht so weit gekommen, wenn Papa nach irgend einer Richtung hin ein Schaffender gewesen wäre, gleichviel auf welchem Gebiete, er hätte dann mehr Ernst, nicht diese lachende Sorglosigkeit, die manche für liebenswürdig halten, während sie doch nur schamlos ist. Ja, schau mich an, Lix, Du kannst mich schelten, aber nicht widerlegen."

Der Ausfall gegen den Vater hatte den jungen Offizier impulsiv auffahren gemacht, ein Wort der Abwehr fand er jedoch nicht, es deckte sich alles zu sehr mit dem, was er selbst empfand. In seinem Blicke prägte sich auch mehr ein Forschen und Staunen aus über die Wandlung, die sich mit der Schwester vollzogen hatte. Was mußte hier eingewirkt haben! Sie nickte ihm zu, als wenn sie ihn verstanden hätte.

„Du wirst nicht behaupten wollen, daß alle Ehen in unsrer Gesellschaftssphäre unglücklich sind," sagte er mit dem lässig resignierten Tone, den die Stimme beim tiefen Ausatmen annimmt. Gleichzeitig trat er neben Gertrud ans Fenster und schaute mit leerem Blicke hinaus.

„Alle — das weiß ich nicht," erwiderte sie, ohne ihre Stellung zu verändern. „Von denjenigen aber, die ich kenne, weiß ich, daß ihr Glück kurzlebig war; es erstickte im Rausch oder in der Langenweile. Kürzlich sprach ich Ellen Costa, sie schrieb mir, daß sie ein Sanatorium bei Dresden aufsuchen wolle und auf der Durchreise unsre Station berühren würde. Du entsinnst dich, wir waren auf ihrer Hochzeit vor zwei Jahren —"

„Ja, und das ist ein Fall, der dich widerlegt. Assessor von Costa war im März als Verweser des benachbarten Landratamtes zur Grundsteinlegung des Kaiserdenkmals in der Garnison. Nach dem Festmahl traf ich ihn im Kasino, er sprach in Dithyramben von seiner Frau."

„Sie ist verzweifelt, weil sie ein Baby haben soll."

Gertrud Oechelhausen faßte ihr Taschentuch mit den Zähnen und zerrte wütend daran. Die Flügel ihrer feinen geraden Nase bebten, und ihr Blick irrte in flackernder Unruhe im Zimmer umher. Ein leises Zittern überschauerte ihre schlanke Gestalt. Sie ließ das Tuch nicht aus den Zähnen, als sie hervorstieß:

„Das — das ist, was ich am wenigsten begreife. Ellen Costa war die reizendste Frau, die ich kenne, als sie das aber sagte, mit so einem einfältigen Leidensgesicht — ich kann mir nicht helfen, da schien sie mir häßlich und verkommen. Vielleicht wollte sie sich nur interessant machen, ich weiß nicht, immerhin, eine Frau, die . . ."

Die Komtesse unterbrach sich mit einem ächzenden Laute der Ungeduld und Ratlosigkeit. Dabei stieß sie mit dem Fuße auf. Das zerrissene Spitzentuch warf sie beiseite und drückte den Zahn in die Unterlippe.

„Es ist so schwer, mit dir darüber zu reden," sagte sie dann. „Man kann überhaupt mit niemand sprechen, nicht einmal mit Tante Flinz, die ihr unglücklichstes Angstgesicht dabei macht. Und ich möchte doch so furchtbar gern, Lix, daß du wenigstens mich verstehst. Sieh mal, ein Kind, denke ich mir, das ist eine Welt, eine ganz neue, wundervolle Welt, das ist überhaupt alles! Wenigstens alles das, was ich haben muß und nicht anders gewinnen kann: einen Zweck für mein Dasein, Aufgaben und Pflichten. Und das muß mir doch werden, auch wenn mir die

Ehe sonst kein Arbeitsfeld erschließen sollte, entgegen allen meinen Hoffnungen und Berechnungen. Ich weiß nicht, welche Fähigkeiten es voraussetzt, eine so gute Mutter zu werden wie Mama, gewiß sind das bedeutende. Aber hier habe ich Vertrauen zu mir, felsenfestes Vertrauen; so eine jauchzende Sicherheit."

Sie hatte die mageren weißen Hände gefaltet und drückte sie in Verzückung an die Brust. Das machte sich nicht gut an ihr, es hatte etwas Altjüngferliches und Ueberspanntes. Daß sie aber wirklich empfand, was sie sagte, bekundete der feuchte Glanz ihrer Augen und die selbstvergessene Glückseligkeit in ihren Zügen.

Felix war wie verstört. Was er da hörte, war ihm gräßlich, widerwärtig. Dergleichen hatte ihm damals schon aus dem Briefe herausgeklungen. Und daß sie es nun über sich gewinnen konnte, auch noch davon zu sprechen! Er wagte nicht, sich zu rühren, aber sagen mußte er etwas; er durfte nicht merken lassen, was in ihm vorging, das hätte die Situation noch unerträglicher gemacht.

„Bernhard von Klinckow hat sich doch seinerzeit für dich interessiert," stotterte er, indem er angelegentlich aus dem Fenster spähte, „und du für ihn. Er ist ein ernster, strebender Mensch, und ich meine, du hättest an seiner Seite gewiß Gelegenheit gefunden, deinen Schaffensdrang zu betätigen."

Der alte Kammerdiener, der nach einem leichten Räuspern in der offenen Tür erschienen war, unterbrach ihn. Felix trat eilig vom Fenster und zog seine Uhr. Die Unterbrechung kam ihm äußerst gelegen.

„Es ist Zeit, Josef, was?"

„Sehr wohl, Herr Graf, der Wagen wartet. Lorenz Kluth fragt, ob der Herr Graf befehlen, daß er mitfährt?"

„Ja, natürlich, laß ihn nur mitfahren, es gibt vielleicht manches zu besorgen auf der Bahn."

Am liebsten wäre Felix ohne weiteres mit dem Alten davongelaufen, aber das wäre kein Abgang gewesen nach alledem; irgend ein Schlußwort mußte kommen, möglichst ein versöhnendes, das ihm in guter Form hinaushalf. Leider fiel ihm nichts ein, wie immer, wenn es darauf ankam. Er sah noch einmal nach der Uhr und steckte sie dann ein mit den überhasteten Bewegungen eines Menschen, der es sehr eilig hat.

„Sapperlot, es ist wirklich hohe Zeit! Du mußt mich entschuldigen, Gertrud, es sind ja deine Gäste die ich zu holen habe," fügte er mit dem s Versuche eines Scherzes hinzu, indem er nu ihr hinüberschaute.

Gertrud Oechelhausen lehnte immer n Fenster, lasch und müde, wie nach einer großen körperlichen Anstrengung. Von der temperamentvollen Spannung, die ihr ganzes Wesen gestrafft hatte, war nichts geblieben als ein nervöses Zucken um Augen und Mundwinkel.

„Geh nur, Lix," sagte sie in ihrer alten schleppenden Art. „Das überhebt mich der Notwendigkeit, dir nachzuweisen, daß du den Namen am allerwenigsten hättest nennen dürfen als Beleg für deinen Standpunkt: Bernhard Klinckow! Die ersten Küsse sind immer Kindereien, Lix, besonders für ernste, strebende Männer, die mit klarem Blick ins Leben sehen und sich von dem bißchen Poesie der ersten Liebe nicht blenden lassen. Ich glaube, du hast noch nicht geküßt; — zerre das Bukett nicht herunter, Lix, es steht ohnehin etwas wackelig in der hohen Vase, — fügt es sich aber einmal so, dann tu's mit Auswahl. Den Mädchen, die im bunten Lebens- und Gesellschaftsgetriebe stehen, bei denen die Eindrücke des einen Tages durch die des andern verwischt werden, macht das nicht viel, sie reiben sich zur Not den Mund wie nach dem Genuß eines Pralinés, damit man zu Hause nicht merkt, daß sie genascht haben. Aber schone die Einsamen! da ist der Kuß kein Spiel, sondern ein Verbrechen, er geht ins Blut, er wühlt in den Muskeln und Nerven wie ein schleichendes Gift und — seine letzte Wirkung sind meist Unbegreiflichkeiten. Geh jetzt, Lix, es wird Zeit."

Sie trat zu ihren Hochzeitsgeschenken und ordnete, was die Hände des Bruders verschoben hatten; dieser wandte sich mechanisch um und ging.

An der offenen, zur Kapelle hinabführenden Tür des Musikzimmers zögerte er den Bruchteil einer Sekunde. Eigentlich mußte er doch Näheres wissen über die Geschichte mit Klinckow, so durfte das nicht hingehen, er hatte als Bruder die Pflicht . . .

Dann fühlte er aber klar, daß es sich unsäglich albern ausnehmen würde, wenn er jetzt mit Fragen in dieser Richtung nachfaßte.

Im großen Speisesaal harrte Josef mit Mütze und Säbel. Als Felix diesen umhakte, hielt er noch einmal inne und starrte unschlüssig vor sich hin.

Ein paar Akkorde, die jemand irgendwo auf einem Flügel griff, stahlen sich verloren in das Schweigen. Aus dem Spielzimmer hie und da ein abgebrochener Laut von krakeelenden Erörterungen oder dem wiehernden Lachen des Rastower Leppien.

War das eine Welt!

Fort, nur fort.

*

Der heiße Tag kühlte sich in einem ganz feinen, sprühenden Regen, Sonnenregen. Die paar grauweißen Wölkchen am Himmel waren hell durchleuchtet

und mit einem breiten goldenen Saum garniert. Trotzdem regnete es. Ein Stäuben von Milliarden winzigen glitzernden Pünktchen, die sich auf den Blättern zunächst wie ein hingehauchter Reif ausnahmen. Erst als ihrer immer mehr wurden, verdichteten sie sich zu Perlen und fallenden Tropfen. Die Blätter wurden feucht und blank, und auf jedem Grashalm balancierte ein funkelndes Juwel. An einer Stelle oberhalb des Horizonts sammelten sich weiche, verschwimmende Farbtöne zu dem Ansatz eines Regenbogens.

Die Zügel in den weit vorgestreckten Händen, lenkte Felix die Mailcoach dem Bahnhofe zu. Da er der Sonne entgegenfuhr, hatte er die Mütze tief in die Stirn gedrückt und achtete wenig auf den Weg, er sah eigentlich nur die Kruppe der beiden angestrengt ausgreifenden Pferde, es hätten wohl vier sein müssen, wie sich das für die Bespannung einer Mailcoach gehörte; aber es waren nur die zwei starknochigen Holsteiner disponibel gewesen.

Lorenz Kluth hielt die Arme regungslos verschränkt. Obwohl er wesentlich niedriger saß, ragte der obere, kokardengeschmückte Rand seines Zylinders in gleicher Höhe wie die Mütze seines Herrn, er machte überhaupt eine famose Figur in dem dunkeln Livreerock und den weißen, in gelben Schäften steckenden Reithosen. Die schlecht sitzende Uniform hatte ihm immer etwas Ungeschlachtes gegeben. Jetzt sah man erst, wie prächtig gewachsen der Hüne war. Nur der kantige, sozusagen überlebensgroße Schädel hielt nicht ganz die Proportion.

Trotz der regungslosen Haltung prägte sich in den blonden Zügen eine gewisse Unruhe aus. Die Brauen hoben sich wie weißliche Striche von der geröteten Stirn ab, und die Augen hatten einen erwartungsvollen Ausdruck. Zeitweilig versuchte er, harmlos dreinzuschauen; namentlich wenn sein Leutnant fester in die Zügel griff und es den Anschein hatte, als wenn er zur Seite sehen oder etwas sagen wollte. So auch eben wieder, hinter dem Chausseehause, wo der Park zu Ende war und die Kornfelder sich breiteten. Es war die Stelle, an der Felix heute morgen hatte halten lassen und abgestiegen war.

Lorenz Kluth räusperte sich leicht und sagte, ohne den Kopf um einen Millimeter zu verrücken:

„Bei dem Herrn Oberinspektor hat es gebrannt, Herr Graf."

Einen Augenblick schien es, als wenn Felix das gar nicht gehört hätte, so war er mit seinen eignen Gedanken beschäftigt. Dann aber neigte er den Kopf seinem Burschen zu, um durch das Getrappel der Pferde besser hören zu können.

„Was hat es? Gebrannt? Wo?"

„Bei dem Herrn Oberinspektor," wiederholte Lorenz Kluth etwas lauter, indem er den Oberkörper mehr aufrichtete. „In der hinteren Scheuer ist Feuer ausgekommen. Das Fräulein hat aber den Rauch gleich gesehen und gelöscht. Zwei Frauen, die in den Kartoffeln arbeiteten, haben geholfen."

Der Bursche hatte ganz gegen seine Art in diesen Sätzen mehr gesprochen, als er gefragt worden, und nicht nur weil er bei seinem Herrn ein ganz besonderes Interesse für das Ereignis voraussetzte; er lenkte sich damit selbst von dem andern ab, das ihn beschäftigte.

Felix fühlte jene Voraussetzung heraus, und sie berührte ihn unangenehm. Die Ereignisse des Vormittags drängten sich ihm wieder auf. Er schob die Mütze aus der Stirn und fragte kurz:

„Es war also nicht schlimm?"

„Nein, Herr Graf."

Eine Weile nur das einförmige Traben der Pferde. Wenn eins den Kopf warf oder die feuchte Mähne schüttelte, ruckte die straffe Leine in den Händen des Offiziers. Das war dann immer, als wenn ihn jemand anstieß und mahnte: ‚Verbohre dich nicht wieder in deinen Trübsinn! Die Welt ist schön! Schau um dich.'

Er ließ den Blick über die Felder schweifen, die auf dem hügelig ansteigenden Gelände wie viereckig gemusterte bunte Teppiche sich breiteten. In der Nähe alles so blank und frisch, als wenn es eben fertig geworden wäre, und darüber die Sonne.

Felix hatte plötzlich den brennenden Wunsch, jetzt arbeiten zu können, an seinem Schreibtisch zu sitzen und zu schaffen. Dergleichen überkam ihn manchmal, ganz unvermittelt und ohne erkennbaren Anlaß; im Konzertgarten zum Beispiel bei den Klängen eines flotten Marsches. Ueberhaupt wirkte nichts so auf seine Stimmung wie Musik. Aber auch bei andern Gelegenheiten, wo er den Wunsch und Willen unmöglich in die Tat umsetzen konnte. Das machte nichts. Dieser Drang an sich und das Bewußtsein, jederzeit etwas schaffen zu können, wenn er wollte, weckten ein stolzes Frohgefühl und eine gewisse Ueberhebung gegenüber den andern, die eben nur so die Stunde auslebten und gar nichts Heimliches und Besonderes für sich hatten. Mit diesem inneren Reservat konnte er dann übermütig sein wie nur einer.

Die Depression, unter deren Druck er stand, und des Burschen ehrerbietig schweigsame Gesellschaft ließen jetzt dergleichen nicht aufkommen. Aber er schnalzte mit der Zunge und machte die Pferde schneller ausgreifen.

Auf der nun schnurgeraden Chaussee näherte man sich einem vorausfahrenden Wagen.

„Ist das nicht Friedrich mit unsrer Halbchaise?“ fragte Felix, indem er die Peitsche in der Richtung senkte.

Lorenz Kluth hatte das Gefährt längst bemerkt und erkannt, dennoch tat er, als wenn er es eben erst erschaut; er neigte ausspähend den roten Kopf nach rechts und links.

„Jawohl, das scheint der Friedrich zu sein, Herr Graf!“

„Was will denn der? Fährt er etwa auch zur Bahn?“

„Ich weiß es nicht, Herr Graf, aber ich möchte glauben, daß er den alten Herrn Leberentz abholen soll.“

Unwillkürlich parierte der Offizier die Pferde, so daß sie sich zurückstemmten wie vor einem plötzlichen Hindernis auf dem Wege.

„Hat sich denn heute alles verschworen, zum Teufel!“ knirschte er mit einem Ingrimm, der das jugendliche Gesicht häßlich verzerrte. „Ausgerechnet mit diesem Zuge soll er kommen?! Das wird ein Eklat! Weshalb sagt man mir nichts davon?“

Diese Frage konnte dem Burschen, der bei dem plötzlichen Anrucken der Mailcoach mit beiden Händen nach einem Halt gesucht, nicht gelten. Dennoch war er so verlegen und verstört, als wenn er wirklich schuld an diesem peinlichen Zusammentreffen hätte.

Mit einem pfeifenden Peitschenhieb trieb Felix die schnaubenden und leicht aufbäumenden Gäule wieder an. Lorenz Kluth machte eine Bewegung, als wenn er in die Leine greifen wollte, aber da die Pferde gleich wieder in ihren schlanken Trab fielen, schob er die Arme ineinander und sah vor sich hin. Er rang sichtlich mit einem Entschluß.

„Ich meine aber, er wird nicht kommen, Herr Graf,“ sagte er dann plötzlich, „wenigstens nicht nach Revenshof.“

„Und weshalb meinen Sie das?“ fragte Felix lebhaft zwischen Zweifel und Hoffnung.

„Ich — ich bitte den Herrn Grafen um Entschuldigung,“ stammelte der Hüne wie ein verängstigtes Kind, indem er seine Arme mit den beiden Pranken kniff und knetete, „aber ich habe nicht anders können. Der Herr Kammerdiener gab mir heute ein Telegramm zur Besorgung. Es schien ihm großen Kummer zu machen, und er war sehr aufgeregt. Er meinte sogar, es würde kein Schade sein, wenn ich das Papier verlöre oder . . .“

„Wenn ihr nicht allesamt verrückt seid, dann weiß ich nicht! Und Sie haben die Depesche nicht bestellt?!“

„Zu Befehl, Herr Graf, ich habe sie wohl bestellt, aber — wenn ein alter Mann in weißen Haaren einem so was zumutet, und wenn es sich dabei um Herrn August Leberentz handelt, dann wird man selbst besorgt. Ich bitte um Entschuldigung, Herr Graf, aber es ist nie etwas Gutes, wo Herr Leberentz seine Hand im Spiele hat, ich weiß das von früher. Als der Herr von Rabener auf Ustin sich erschoß — der Vater von unserm Fähnrich in der ersten Kompagnie —, war der alte Herr Leberentz eine halbe Stunde vorher dagewesen. Dann vor drei Jahren in Serweth. Der Erbschulze Winnermark sollte begraben werden. Er war noch nicht hinausgetragen, als der Herr August Leberentz vorfuhr und alles wegschaffen ließ, auch die beiden Schemel, auf denen der Sarg stand. Wo er hinkommt, da geschieht meist irgendwas Schlimmes, etwas Unrechtes ganz gewiß. Das ist mir alles so durch den Kopf gegangen, und da habe ich mir nicht helfen können, Herr Graf . . . ich habe auch an meinen Vater telegraphiert, daß er hierher kommt.“

Lorenz Kluth fuhr mit dem Handrücken über die hellen Brauen, auf denen dicke Schweißtropfen sich angesammelt hatten; dabei warf er einen scheuen Seitenblick auf seinen Herrn, dieser hielt den Kopf vornüber geneigt und starrte mit zusammengepreßten Lippen und gerunzelter Stirn nach dem vorausfahrenden Gefährt, dem die Mailcoach sich immer mehr näherte, namentlich jetzt, da der Wagen durch einen Fußgänger, anscheinend einen Postboten, aufgehalten wurde.

Nach den letzten Worten begegnete Felix den zagen blauen Augen des Burschen mit einem Blicke, in dem sich Unwillen, Verständnislosigkeit und auch eine gewisse Besorgnis mischten. So betrachtet man einen Menschen, von dem man nicht weiß, ob er betrunken oder geistesgestört ist.

„Und was soll Ihr Vater? Den Alten abmurksen oder festbinden, oder was sonst? Sind Sie übrigens nüchtern, Kluth?“

„Zu Befehl, Herr Graf,“ stieß dieser hervor, und seine Hände krallten sich noch fester in die Arme. „Es war wohl nicht richtig von mir, das sehe ich schon ein. Ich hätte den Herrn Grafen fragen müssen. Aber ich war so unruhig gemacht durch den Herrn Kammerdiener und durch meine eignen Gedanken, und es blieb nicht viel Zeit zum Ueberlegen, wenn es was nützen sollte in der Art, wie ich mir das gedacht.“

„Aber so reden Sie doch! Was haben Sie sich denn gedacht, Menschenkind?“ rief Felix heftig, obwohl die tiefe Bewegung, die in der Stimme des treuen Dieners zitterte, nicht ohne Eindruck auf ihn blieb.

„Mein Vater ist der einzige, den August Leberentz fürchtet, aus einem Prozesse her . . ., wie das

zusammenhängt, weiß ich nicht; aber mein Vater hat schon manches Unheil verhütet durch seinen Einfluß, und da dachte ich . . .“

Man hatte die Halbchaise erreicht. Der Postbote wandte sich von dem begeistert grinsenden Friedrich ab und trat grüßend an den Offizier heran.

Diese Unterbrechung kam für Lorenz Kluth zu guter Zeit. Auch die schlimmsten Befürchtungen, die nach und nach in ihm aufgestiegen waren hinsichtlich der Beurteilung, die sein Vorgehen finden konnte, erfaßten noch nicht annähernd, was wirklich in dem jungen Grafen vorging. Daß der gutherzige Bauernbursche in seiner plumpen Sorglichkeit Vorsehung spielte, das berührte Felix weniger. In tausend kleinen Zügen von rührender Achtsamkeit und Aufopferung hatte Lorenz Kluth ihn an dergleichen gewöhnt. Auch daß er sich in diesem Falle arg vergriffen, daß er sich um Dinge bekümmert hatte, bei denen er seine Hand aus dem Spiele lassen mußte, darüber war mit einem energischen Anschnauzer hinwegzukommen. Denn an sich war es doch nur lächerlich, unendlich lächerlich, was der Mensch da angestellt hatte. Ein kleiner mecklenburgischer Hufner wurde zitiert, um Unheil abzuwenden von Revenshof! Aber daß das geschehen konnte, in ernster und guter Absicht und mit Vorbedacht, darin lag das Fürchterliche. So also malte sich das Schicksal von Revenshof schon in dem Kopfe dieses harmlosen Burschen, daß es ihn zu einer solchen Hilfe drängte. Damit fiel doch die Möglichkeit, auch nur noch den äußeren Schein aufrecht zu erhalten, dem Burschen gegenüber — und überhaupt. Wie seltsam die Leute blickten, die da eben von der Feldarbeit auf die Chaussee kamen, wie sie sich anstießen und die Köpfe zusammensteckten, nachdem sie kaum an der Mütze gerückt! Auch der Postschwede hatte nicht die Haltung, wie sie sich einem Offizier gegenüber gebührte.

„Was wünschen Sie?“ fragte Felix kurz und scharf.

„Ich habe ein Telegramm an Herrn Jakob Leberentz, Herr Leutnant.“

„Und was soll ich damit?“

„Wann dä oll Herr Labrentz nich kommen deiht, denn schall ick nach 'n Depesch fragen, un dat wird dä sind,“ ließ sich Friedrich mit strahlendem Gesichte vernehmen. „Dat 's wunnerscheun, denn bruk ick gor nich hentofohren.“ Damit machte er Miene, hinter der Mailcoach umzulenken, aber er hielt verdutzt inne, als der junge Herr ihn anwetterte, wie er das noch nie von ihm gehört:

„Was fällt Ihm denn ein! Er wird tun, was Ihm aufgetragen ist. Vorwärts zur Bahn! Das Telegramm kann nachher mitgenommen werden.“

Felix hieb auf die Pferde, so daß sie die zweihundert Meter bis zur Bahn im Galopp zurücklegten. Und es war die höchste Zeit. Als er von dem hohen Sitz kletterte, fuhr gerade der Zug ein. Trotzdem vergewisserte er sich noch mit einem raschen Blicke, daß auch der andre Wagen in scharfem Trabe heranrollte. Dann eilte er mit Lorenz Kluth auf den Bahnsteig.

„Hallo, Oechelhausen!“

Drei, vier Hände winkten aus dem einzigen Abteil zweiter Klasse, das der Stationsvorsteher soeben dienstfertig öffnete.

Als Felix die lachenden Gesichter der Kameraden sah und die Uniform, die er selbst trug, stieg es ihm heiß zu Herzen und in die Augen, als hätte er sie jahrelang nicht gesehen. Ihm war, als hätte er in einer unwirtlichen Gegend gelebt, unter Wesen, die ihn qualvoll gepeinigt, da er ihre Sprache und Art nicht verstand. Jetzt traf er wieder auf Menschen, die so dachten und empfanden wie er, und just auf die Menschen, die ihm besonders nahestanden. Er war nicht mehr allein, es war alles gut.

In überströmender Freude preßte er den quecksilbernen patenten Leutnant von Könnewitz als den ersten, den er von den fünfen erwischte, so fest an die Brust, daß er quiekte, und Felix ließ nicht eher los, als bis ihm der lange Schmedes in sanfter Mahnung aufs Kreuz schlug.

„Zerknautschen Sie dem schönen Könnewitz nicht die Tunika, Oechelhausen; außerdem trägt er zur Feier des Tages seinen Schmachtscherben ohne Notleine. Also geben Sie den Mann frei, sonst passiert ein Unglück!“

Während des Händeschüttelns und lachenden Begrüßens, bei dem Felix auf die etwas gezwungene Haltung des Bataillonsadjutanten zunächst nicht achtete, hatte Lorenz Kluth die Helmkoffer und andern Gepäckstücke in der Mailcoach verstaut. Alsdann versuchte er zweimal an seinen Herrn heranzutreten, aber dieser bemerkte das erst, als Werner II ihn darauf aufmerksam machte:

„Ihr Kerl bittet mit den Augen, Oechelhausen; er hat was auf dem Herzen.“

„Na, Lorenz?“

„Wenn der Herr Graf mir gütigst gestatten wollten, noch etwas hier zu bleiben, mein Vater . . .“

„Ach so, Sie erwarten ihn hier. Gewiß, bleiben Sie nur. Sollte er nach Revenshof kommen, so möchte ich ihn auf alle Fälle zuerst sprechen. Verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Graf.“

Lorenz Kluth verharrte stramm und unbedeckten Hauptes, bis die Mailcoach mit ihren lebhaft plaudern-

den Gästen sich in Bewegung setzte, dann warf er einen triumphierenden Blick auf die leere, immer noch vergeblich wartende Chaise und ging auf den Bahnsteig zurück.

Siebtes Kapitel

„Herrschaften, so zieht doch wenigstens den einen Fenstervorhang zurück, damit wir Luft und Licht kriegen! Es riecht hier greulich nach unausgeschlafenen Menschen und Könnewitzscher Pomade."

Leutnant Werner I, der vor dem Toilettespiegel mit etwas verquollenen Augen an seinem Scheitel gezirkelt, ließ seiner Anregung gleich die Tat folgen. Er ging zum Fenster, zog den Vorhang beiseite und stieß beide Flügel auf.

In den weiten, aber niedrigen Schlafsaal, in dem die beiden Werner, Schmedes und Könnewitz für die Nacht einquartiert waren — der Adjutant hatte als Respektsperson ein besonderes Zimmer erhalten —, strömte ein köstlich frischer Luftzug. Die von großblätterigem Efeu dicht umrankten Fenster hatten um diese Stunde noch keine Sonne; dafür aber lagerte sie hell und verheißend über den Wipfeln des Parks, auf die man von dieser hohen Warte wie auf ein grünes Meer hinabschaute.

„Ah," machte Werner I, „ich wittere Morgenluft, — aber ich kann mir nicht helfen," fügte er schnuppernd hinzu, „es riecht zwischendurch immer noch nach Könnewitz."

„Lassen Sie die Uzerei, Werner. Mir ist nicht danach. Und vor allen Dingen geben Sie mal meinen Kamm her!" maulte der Schöne enrhümiert unter seiner Schnurrbartbinde und versuchte, dem Kameraden den Toilettegegenstand zu entringen. Dabei stießen sie gegen ein Nachttischchen, auf dem ein Leuchter von starkem geschliffenem Glas in bedrohliches Schwanken geriet. Schmedes, der sich dort rasierte, hielt ihn fest und mahnte väterlich:

„Seid artig, Kinderchen! Ihr werdet was zerkeilen."

Werner I ließ jedoch nicht eher locker, als bis er den Kamm zur Feststellung seiner Identität dicht an die Augen und an die Nase geführt hatte.

„Wahrhaftigen Gott — Hubert Könnewitzens Kamm! Na, da soll's wohl riechen! Hier, mein Süßen. Weshalb sind Sie denn übrigens so tückisch heute morgen, he? Sie haben doch gestern abend genug zu trinken bekommen."

„Das weiß der liebe Himmel!" stöhnte Leutnant von Könnewitz aus tiefster Seele, „mir ist, als wenn jedes Haar gegen den Strich eingeschraubt wäre."

„Und eine hübsche Tischnachbarin hat er auch gehabt," ließ sich Werner II vernehmen, der in der Nähe des offenen Fensters mit einem eisernen Stiefelknecht in der Rechten und einer gefüllten Wasserkaraffe in der Linken jene Hantel- und Freiübungen exekutierte, die er seit seinem Kommando auf der Voranstalt keinen Morgen versäumte. „So ein kernfrisches nettes Landgewächs. Wer war denn das eigentlich?"

Könnewitz hatte sich aus einigen scharfduftenden Essenzen, die er seinem Reisenecessaire entnommen, ein zweites erfrischendes Kopfbad bereitet und prustete aus der Waschschüssel heraus:

„Die Tochter des Inspektors, glaube ich. Zip und maulfaul. Nicht mein Gout. Ueberhaupt," fügte er hinzu, indem er sich aufrichtete und mit schmerzhaft verzogenem Gesicht seinen Schädel abrieb, „es ist doch ein andrer Schlag Mädels in der Stadt. Ein Unterschied wie zwischen Konditor- und Bäckerkuchen —"

„Das möchte ich nicht sagen," stieß Werner II mit der Anstrengung hervor, die seine Uebungen bedingten. „Die Hauptsache bleibt immer, daß er frisch ist. Meine lila Dame war das nicht. Biedermeyergeneration. Noch älter. Habe mich trotzdem sehr gut unterhalten. Jedesmal, wenn ich sie ansprach, bekam sie zunächst einen Totenschreck und sah sich um, als wenn sie um Hilfe schreien wollte; dann aber ging's los — hast du nicht gesehen! Wie eine Uhr, die den Hemmungsbolzen verloren hat und schnurr abläuft, sobald sie aufgezogen ist. Zuerst war ich selbst ein bißchen erschrocken. Nachher aber hat's mir viel Spaß gemacht. Habe immer wieder aufgezogen."

„Gottlose Bande," brummte Schmedes. Gleich darauf griff er nach dem Leuchter, der wieder auf dem Nachttische herumtorkelte, da Werner II mit dem Stiefelknecht dagegengestoßen hatte. „Ihr sollt euch vorsehen, zum Donnerwetter! Ich hab' keine Lust, mit dem Ding ewig Greifen zu spielen!"

Werner I, der bereits angekleidet war, nahm den Leuchter auf und machte Balancierkunststücke damit.

„Was Sie bloß immer mit diesem Funzelständer haben, Schmedes! Der ist gar nicht umzubringen, auch wenn er mal hinfällt. Hoppla!"

„Da! Um ein Haar. Stellen Sie den Leuchter hin! Das macht mich nervös! Außerdem kann ich die Dalberei nicht leiden."

„Sie sind bloß so gesetzt, Schmedes, weil Sie gestern mit dem Pastor Brüderschaft gemacht haben," ulkte Werner II, indem er den Versuch machte, den gläsernen Gegenstand sich mit dem schmalen Ende auf die Nase zu stellen.

„Was habe ich?" fragte der Lange konsterniert.

„Brüderschaft getrunken; und zwar rite. Mein Vetter Hellmut mit dem alten Oberst Pantzer, nach-

dem er diesem versprochen, binnen einem Jahre seinen Abschied zu nehmen und Weinreisender zu werden. Sie mit dem Pastor — zum größten Gaudium von Leppien, der noch partout haben wollte, daß ihr euch einen Kuß gäbet. Sie waren aber mehr für einen gemeinsamen Cakewalk, und ich weiß nicht, was noch geworden wäre, wenn die Frau Pastorin Ihnen den neuen Duzbruder nicht rechtzeitig entführt hätte."

„Erbarmen! Wenn Sie nicht irre reden, Werner, dann ist es ja noch ein wahres Glück, daß man uns schließlich am Spieltisch unschädlich gemacht hat —"

„Auch eine Auffassung," murrte Könnewitz halblaut, indem er mit Ernst und Eifer an seinen Nägeln polierte.

Hellmut Werner stellte die Freiübungen ein und griff nach seinem Waffenrock.

„Herrje, was können Sie denn groß verloren haben!" sagte er leichthin. „Soweit mir die Geschichte noch gewärtig ist, war doch Felix Oechelhausen der einzige Leidtragende. Er dürfte mit fünf blauen Hosen knapp davonkommen, wenn er seine beschriebenen Visitenkarten alle wiedersieht. Ich weiß überhaupt nicht, was in den Menschen gestern gefahren ist! Pointiert wie ein Blödsinniger. Quitte ou double — anders machte er es zuletzt nicht mehr. Es ist das Glück, wie es Kinder und Betrunkene manchmal haben, daß er nicht viel mehr verloren hat. Es hätten Tausende werden können. Habt ihr übrigens gehört, wie der kleine Conte kratzbürstig wurde, als Przyborowski ihn zur Vernunft ermahnte?"

Werner I hielt einen Augenblick in seinen Jongliérkünsten inne und schaute neugierig auf seinen Vetter. Auch Schmedes sah überrascht auf:

„Nanu — im Ernst?"

„Aber heftig!"

„Allerdings," bestätigte Leutnant von Könnewitz, „ich saß dicht dabei. Der Ton war so scharf, daß er mich für den Augenblick ordentlich ernüchterte. Sachlich war Oechelhausen zweifellos im Recht. Przyborowskis Haltung war schon den ganzen Abend über nicht sehr liebenswürdig. Er mimte den Offiziellen — und das mit wenig Geschick und Grazie. Dazu seine bekannte Manier, nüchtern zu bleiben, wo alle andern fidel werden. Selbstverständlich sieht man dann alles mit andern Augen. Daß unser Conte schließlich unbar pointierte, machte sich nicht gut — in seinem eignen Hause; das gebe ich zu. Aber wir waren doch in einem engen Privatzirkel, und der einzige, der eventuell Einspruch erheben durfte, war Oechelhausens alter Herr. Na, die Sache ist ja beigelegt. Ich wünschte nur, sie wäre es für mich auch."

„Für Sie? Haben Sie sich denn auch mit der Regierung erzürnt?" fragte Werner I, indem er seinen Leuchter zum sichtlichen Entsetzen Schmedes' einen dreifachen Salto mortale machen ließ.

„Das nicht. Aber ich würde viel darum geben, wenn ich mich gestern überhaupt nicht hätte hernmkriegen lassen. Seit der Geschichte in Hannover, die meinem Alten eine halbe Sägemühle und mich die Gardelitzen gekostet hat, ist man zu Hause höllisch nervös geworden. Ich habe versprochen, nicht mehr zu spielen, und bin auf Ehrenwort verpflichtet, von jedem Rückfalle alsbald nach Hause Meldung zu machen. Haben Sie nicht 'ne Postkarte, Schmedes?"

„Wenden Sie schon einen Groschen dran. Das macht sich zerknirschter," erwiderte der Lange. „Ich finde übrigens auch — die Geschichte ist gestern bei aller Ausgelassenheit wenig scherzhaft gewesen. Es war so was Forciertes in der ganzen Stimmung. Oechelhausen war vollständig aus der Tüte. Das kennt man sonst gar nicht an ihm. Schon als wir vom Bahnhof kamen und der besoffene Stromer uns ankrakeelte. Schlägt ihm der Mensch die Peitsche um die Ohren, daß es nur so pfiff! Macht man doch nicht. Und dann hier —! Wie ein Kind, das sich vor etwas grault und sich's nicht merken lassen will. Man wurde zuletzt selbst davon angesteckt und tobte mit, um darüber hinwegzukommen. Und dann dieser merkwürdige Zeitgenosse von Bräutigam. Ja und nee — sonst aber nicht pips. Als man ihm bei Tisch ein Telegramm brachte, verkrümelte er sich überhaupt, und den Jüngling sah niemand wieder. Ich habe ihn gewiß nicht vermißt, aber — Himmeldonnerwetter noch einmal! Werner, stellen Sie das Ding weg! Jetzt haben Sie's zum zweitenmal fallen lassen; beim drittenmal ist's hin!"

„Wetten, daß nicht —?"

„Ich wette einen halben Korb Sekt, daß der Leuchter binnen zehn Minuten beim Teufel ist!"

„Ich halte einen ganzen dagegen, indem ich behaupte, daß er überhaupt nicht kapnt geht."

„Sie sind verdreht! Das Ding ist doch ans Glas!"

„Und wenn schon. Halten Sie die Wette?"

„Selbstverständlich halte ich — schon damit die Dalberei ein Ende hat."

„Top! Könnewitz, passen Sie Achtung! Schmedes behauptet, daß der Leuchter binnen zehn Minuten zerkeilt ist, ich behaupte, daß er diesen Termin überlebt!"

„All right. Objekt Kasinomarke — sechs zu zwölf Pullen. Vertilgbar binnen drei Tagen von den Kontrahenten und den anwesenden Zeugen. Jetzt ist drei Minuten nach halb neun —"

„Macht doch keinen Unfug," mahnte der jüngere

Werner lachend. „Ist das eine würdige Vorbereitung auf die bevorstehende heilige Handlung? Außerdem ist noch gar nicht festgestellt, ob der Leuchter nur einem Zufall oder auch der Gewalt zum Opfer fallen darf —"

„Selbstverständlich auch gewaltsam," erklärte der Unparteiische mit Eifer und Interesse. „Das wäre ja noch schöner! Da brauchte Ihr Vetter den Streitgegenstand ja bloß ins Bett zu packen und sich draufzusetzen. Nein, das gibt's nicht. Es kommt nur darauf an, ob das Ding binnen zehn Minuten heil bleibt oder in Trümmer geht. Wie, das ist egal. Fünf Minuten nach halb, meine Herren —"

Es bedurfte dieses Ansporns nicht. Leutnant Schmedes hatte die Aermel seines Uniformrocks aufgestreift und beschlich mit vorgebeugtem Oberkörper seinen Gegner wie ein Panther. Auch versuchte er, das Fauchen eines solchen nachzuahmen. Werner I retirierte unter Protest und Lachen aus einem Winkel in den andern, immer krampfhaft bemüht, den Leuchter vor den weitausgreifenden Armen des andern zu retten. Das gelang ihm auch eine Zeitlang, bis er sich bei einem besonders energischen Vorstoß dazu verleiten ließ, das umstrittene Möbel mit zur Abwehr zu benutzen. Schmedes griff zu — ein kurzes, aber scharfes Ringen, und der Leuchter schmetterte zu Boden.

Aber — was wohl keiner erwartet hatte — der Leuchter war ganz geblieben. Mit einem Triumphgeheul raffte Werner I ihn auf und stürzte zur Tür hinaus. Schmedes ihm nach. Ebenso die Zeugen. Wie die wilde Jagd ging es die Korridore und Treppen hinab — an der entsetzt aufquiekenden lilaseidenen Tante Flinz vorbei; vorbei auch an Josef und den Ulsabeler Herrschaften, die eben angekommen waren und auf ihr Zimmer geleitet wurden. Die Kavalkade verschob jede Entschuldigung und Erklärung auf später. Jetzt galt es allein die Wette.

Solange das Rennen eine Steeplechase war, befand sich Werner unzweifelhaft im Vorteil. Er hatte kürzere Beine als Schmedes, dafür aber war er gewandter im Nehmen von Hindernissen. Als man aber auf dem Hofe angelangt war, verschob sich das Bild zu seinen Ungunsten. Auf freier Bahn hatte ihn der Lange bald eingeholt, und er fühlte dessen Griff bereits an seinem Rockschoß, als ihm ein glänzender strategischer Gedanke kam: etwa dreißig Meter von dem Ententeiche entfernt, schleuderte er den Leuchter in das aufspritzende Wasser.

Ein jubelndes dreistimmiges Hurra.

Damit schien die Sache erledigt — aber nur für den Augenblick, den Schmedes brauchte, um den heimtückischen Coup in seiner vollen Tragweite zu erfassen. Ein paar Sekunden später watete er in seinen besten Paradehosen, unter dem wütenden Quaken und Schnattern des flüchtenden Geflügels, in dem flachen Wasser und angelte nach dem Leuchter.

Das Siegesgeschrei verstummte und machte äußerster Spannung Platz, als Schmedes tatsächlich den Gegenstand herausfischte und mit ihm ohne Verzug dem Entenhäuschen in der Mitte des Teiches zustrebte. Das war eine Wendung, die Werner I derart mit Besorgnis erfüllte, daß auch er, zum höchsten Entzücken der andern, ohne viel Besinnen ins Wasser stieg. Schmedes saß rittlings auf dem Häuschen und hämmerte den Leuchter wie ein Wahnsinniger gegen das Holz. Aber das Holz war weich und das Glas hart. Als er den Gegner heranwaten sah, verdoppelte er seine Anstrengungen — und endlich! Im letzten Moment, als Werner bereits die Bretterinsel erklommen hatte, auf den grünschlammigen Bohlen aber ausglitt und hinschlug, erlag der Leuchter der Kraft der Verzweiflung. Er brach mitten durch.

Das entfesselte einen Sturm von Begeisterung und Heiterkeit — auch bei den andern Zuschauern, die sich inzwischen angesammelt hatten. Rittergutsbesitzer Weber-Ulsabel, ein fideler alter Herr, der einen guten Scherz gewittert, hatte Frau und Tochter der Führung Josefs überlassen und war der Hetzjagd nachgeeilt. Ein paar informierende Worte von Könnewitz, und er folgte, aus vollem Halse lachend, dem Vorgange fast mit derselben Spannung, als wenn einer seiner Halbblüter über die Rennbahn von Groß-Borstel preschte. Auch Leppien und der Oberleutnant von Przyborowski hatten sich angefunden und zollten der zwingenden Komik der Situation ihren Tribut.

Namentlich das unglückliche Gesicht Werners war überwältigend, als er aus dem Tümpel stieg und an seiner mit feuchtgrünen Flecken und allerhand Wasserpflanzen behafteten Uniform herabsah.

In respektvoller Entfernung hatten sich einige Hofleute angesammelt, darunter auch Friedrich, der zwar nicht recht begriff, was die Herren da anstellten, nichtsdestoweniger aber quietschvergnügt war und einmal übers andre sein „Wunnerschenn!" rief. Tante Flinz stand weit hinten unter einem der Portale und rang die Hände, und das um so verzagter, als sie nicht wußte, worum es sich handelte. Sie war zunächst immer erschrocken, mochte passieren, was wollte.

Die Herren traten nun den Rückzug an. Könnewitz vorweg mit den Rudera des Leuchters in den erhobenen Händen. Dann die beiden Kontrahenten, die sich zwischen Grimm und Lachen heftige Vorwürfe machten.

Es war ein Glück, daß sie sich mit doppelter Garnitur versehen hatten. Immerhin gab der Wasserschaden der Geschichte doch einen gewissen bitteren

Nachgeschmack, den namentlich Werner, trotz des äußeren guten Humors, nicht so glatt zu verwinden schien. Während er mit dem Taschentuch an den greulich verunstalteten roten Aufschlägen wischte und die fettigen Schlammgräser von den Knöpfen zog, beantwortete er die Sticheleien der andern mit derartig bissigen Ausfällen besonders auch gegen seinen Kontrahenten, daß es diesem schließlich zu viel wurde.

Mit einem festen Griff schlang Schmedes — ungeachtet dessen, daß er seine eigne Uniform dadurch noch mehr verdarb — die sehnigen Arme um den Zappelnden und trug ihn eine Strecke zum Teich zurück.

„Wenn Sie, Karnickel, das angefangen hat, jetzt auch noch fünsch werden," keuchte er, „dann werfe ich Sie den Enten zum Fraß!"

Die langgezogenen Hilferufe des Bedrohten und der jubelnde Lärm der andern riefen nun auch den Grafen Emmerich Oechelhausen ans Fenster. Obwohl die Unterredung, die er soeben in seinem Arbeitszimmer hatte, jedem andern wenig Sinn für Humor gelassen hätte, klang es richtig vorwurfsvoll, als er herunterrief:

„Na ja — wo es lustig hergeht, wird ein alter Mann nicht hinzugezogen! Was gibt's denn, meine Herren?"

„Um ein Haar eine Wasserleiche, Herr Graf!" rief Schmedes zurück, indem er den strampelnden Kameraden wieder auf die Beine stellte. Gleich darauf aber mußte er flüchten, da Werner I ihm in einem heftigen Flankenangriff mit den schmutzigen Händen und nassen Aermeln das Gesicht bedrohte.

Die Offiziere eilten nach oben, um sich umzuziehen und weiterzuulken. Man war eben mal „angelacht".

— — — — — — — — — — — — — —

Der Graf hatte, nachdem er noch einige Begrüßungsworte mit dem Usadler gewechselt, das Fenster geschlossen und sich ins Zimmer zurückgewandt.

Er trug bereits den festlichen Gehrock mit einem silbernen Ordensstern auf der Brust, darunter das weißemaillierte spitzzackige Kreuz der Johanniter. Eine Anzahl Miniaturorden hing an einem goldenen Kettchen aus dem Knopfloch.

Das amüsierte Interesse für die grotesken Vorgänge im Hofe wich einem verdrossenen Zuge, in dem sich Ungeduld und Verlegenheit paarten. Aber der Graf überwand diese Regung so schnell wie sie gekommen war. Aeußerlich wenigstens. Als er sich dem Vollziehungsbeamten gegenübersetzte, hatte das vornehme Gesicht mit den übernächtigen Schatten unter den Augen wieder die liebenswürdige Glätte und den jovial überlegenen Ausdruck des Grandseigneurs. Nur in seinem Blicke flackerte eine leichte nervöse Unruhe, als er sagte:

„Sie hören, mein Lieber — ich habe das Haus voller Gäste. In knapp drei Stunden findet die Trauung meiner Tochter statt. Ich appelliere an Ihr menschliches Empfinden, — es ist doch unmöglich, daß Sie jetzt eine Amtshandlung vornehmen, die nicht verborgen bleiben kann und mich auf das schwerste kompromittieren müßte."

Der Beamte war wesentlich befangener als sein Opfer. Geniert zog er die derben, verstaubten Stiefel tiefer unter den Stuhl. In der Linken hielt er eine abgegriffene Ledermappe, in der Rechten die blaue Uniformmütze und eine frisch angebrannte Zigarre, die aber ausgegangen war, da er an ihr nicht zu ziehen wagte. Man sah es dem graubärtigen Gesicht an, wie unbehaglich und ratlos er sich fühlte.

„Aber ich kann nicht anders, Herr Graf," wandte er unsicher ein, indem er seine Knie rieb; „ich komme in Teufels Küche, wenn ich meine Pflicht nicht tue. Und Sie haben doch gewußt, daß die Sachen heute abgeholt werden sollten —"

„Das habe ich — allerdings; vor einigen Tagen schon. Ich muß mir's auch irgendwo notiert haben. Warten Sie mal — natürlich — da steht's ja: 2600. Im Grunde eine Lapperei! Aber ich habe gestern mit keinem Gedanken daran gedacht. Bei Gott nicht. Sonst würde ich doch Vorsorge getroffen haben, um die Geschichte für heute aus der Welt zu bringen. Es wäre ja nicht das erstemal. Herr Scholbe, der mich sonst besuchte, war auch durchaus nicht so ängstlich. Er wußte eben genau, daß ich, und wenn auch manchmal in letzter Stunde, immer noch Rat schaffte. Wo ist übrigens Herr Scholbe? — Aber wollen Sie nicht Ihre Mappe ablegen? Und Ihre Mütze — so! Machen Sie doch keine Umstände. Hier ist auch Feuer —"

„Danke, Herr Graf, danke sehr," dienerte der Beamte, indem er das Streichholz entgegennahm und es an seiner Zigarre flüchtig ein-, zweimal aufflammen ließ. Dann sah er sich hilflos nach einem Aschbecher um. Auch der wurde ihm gereicht. „Mein Kollege Scholbe — das ist eben die Sache, Herr Graf. Es sind Beschwerden über ihn eingelaufen; er soll nicht energisch genug gewesen sein und so. Deshalb wurde er plötzlich versetzt und ich an seine Stelle berufen. Mir sind strenge Instruktionen gegeben worden —"

Der Graf, der den langen Backenbart in nervösem Spiel durch die Finger zog, hielt inne. Der Unterkiefer fiel etwas herab. Er schaute mit offenem Munde. Dann machte er den unglücklichen Versuch eines Lächelns.

„Auf mich bezügliche?" fragte er mit einiger Anstrengung.

„Das — das wohl nicht gerade. So im all-

gemeinen. Unser bißchen Selbständigkeit ist uns sehr beschnitten worden seit der Neuordnung. Wir müssen genau nach dem Buchstaben gehen, und deshalb kann ich unmöglich länger warten. Die Sachen sind bereits inseriert und müssen morgen zum Zwangsverkauf gestellt werden. Ich habe den Wagen vorläufig im Dorf gelassen, weil ich gedacht habe, daß der Herr Graf es doch vielleicht noch möglich machen könnten, durch Zahlung das Aeußerste abzuwenden."

„Liebster, bester Freund, das will ich ja doch auch!" rief Emmerich Oechelhausen beschwörend, indem er mit seinem Sessel näherrückte. „Ich hatte mit absoluter Sicherheit darauf gerechnet, daß die Einschüsse, zu denen mein Schwiegersohn sich verpflichtet hat, heute schon flüssig sein würden. Leider hat sich das nicht erfüllt, — aber es kann sich doch nur um Tage handeln. I was sage ich! Um Stunden! Herr Leberentz ist gestern abend noch verreist. Am Vorabend seiner Hochzeit tut man das doch nicht ohne triftigen Grund, nicht wahr! Er hat aus Delikatesse zwar niemand etwas gesagt, aber da ich weiß, daß ihn mein Inspektor über die dringenden Ausgaben der nächsten Tage informiert hat, so ist doch nur anzunehmen, daß er das nötige Geld besorgt. Ich erwarte ihn diese Stunde, in jeder Minute —"

„Und wenn er nicht kommt?"

Der Beamte hatte sich ganz gewiß nichts Besonderes gedacht bei diesem Einwande. Es lag in seinem Beruf, gegenüber optimistischen Erwartungen und Versprechungen Zweifel zu äußern. Deshalb verblüffte ihn der Eindruck seiner Worte.

Der Graf starrte ihn mit weitaufgerissenen Augen wie ein Gespenst an. Die weißen, blutleeren Finger tasteten auf den Seitenlehnen des Sessels herum. Zwischen den halbgeöffneten Lippen kam es rauh und in abgebrochenen, heiseren Lauten:

„Sie sind verrückt — Mann! Wie können Sie so was daherreden! Wie — ich verstehe überhaupt nicht. Solch — ein — Blödsinn! Nicht kommen! Wie denken Sie sich denn das ‚Nichtkommen'!"

Er versuchte, sich zu erheben, fiel aber zurück und blieb, die Hände auf die Lehnen gestützt, in steif aufrechter Haltung sitzen. Dann aber wich die Starrheit ganz plötzlich — auch von dem kreidigen Antlitze. Er warf sich hintenüber und brach in ein konvulsivisches Lachen aus. Die hellen Tränen traten ihm dabei in die Augen.

„Das ist ein Witz natürlich! Ein toller, verrückter Witz, den Sie sich da mit mir erlauben! Unglaublich! Worauf die Menschen alles kommen! Uff — da hätte ich mal wieder gelacht — und das tut gut. Das ist besser wie römisch baden!"

Er strich mit der Hand über Stirn und Augen und setzte sich auf. Ein völlig erschöpfter Mensch. Die Hände hingen schlaff über den Lehnen; in dem weiten Ausschnitt der Weste bauschte sich die Hemdenbrust und knisterte bei jedem der tiefen Atemzüge. Jenes eine, flüchtig hingeworfene Wort hatte sich festgekrallt in ihm und ließ nicht mehr los. Aeußerungen des Inspektors Schöngast, auf die er gestern kaum hingehört, fielen ihm ein — und das Verhalten des jungen Menschen gestern und heute —

Trotzdem gelang ihm ein Lächeln.

„Ich muß um Entschuldigung bitten, mein Lieber," sagte er, indem er sein Tuch aus der Brusttasche zerrte und es zu einem Knäuel zusammendrückte. Der Blick irrte ruhelos im Zimmer umher und blieb schließlich mit einem leeren Ausdruck auf dem faltigen und verwitterten Antlitz des Beamten haften. „Die Anspannungen der letzten Tage — Gäste — Besorgungen — man wird nervös. Sie verstehen. Ich bin ohnehin etwas Neurastheniker, und da ist man empfindlich — auch gegen Scherze; denn das war das, was Sie da sagten. Ein ganz guter Scherz sogar! Wenn man sich das so vorstellt, — es ist alles vorbereitet, die Braut wartet, die Gäste warten und — es ist zum Totlachen eigentlich! Ist ja auch schon vorgekommen. Oft schon. Aber — alles doch mit Unterschied, mein Lieber. Es handelt sich um meine Tochter — verstehen Sie! Eine Hochzeit auf Revenshof! Na — wollen den Witz nicht weiter breit treten, sonst verliert er an Pointe — hahaha! Jedenfalls verlassen Sie sich darauf, daß die Sache in einer Stunde — in anderthalb spätestens erledigt ist. Wir haben jetzt neun Uhr — ganz recht, in spätestens anderthalb Stunden ist er hier. Sie werden mir die Gefälligkeit erweisen, so lange zu warten. Ich bitte Sie darum —"

Der Beamte sog in Bedenken an der wiederum erkalteten Zigarre. Dann ließ er sie sinken und schaute auf:

„Ich habe den Vormittag noch in Gatthorst und in Seelow zu tun, Herr Graf. Aber ich werde warten — wenn Sie sicher glauben, daß ich dann das Geld bekomme —"

„Bestimmt!"

„Es müßte eben ganz bestimmt sein, sonst komme ich in Schwierigkeiten —"

„Verlassen Sie sich darauf."

(Fortsetzung folgt)

Für die Redaktion verantwortlich Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Wöchentlich eine Nummer | № 47 | Alle 14 Tage ein Heft

Der Ueberkater

Von

Johannes Richard zur Megede

(Fortsetzung)

Josefa ist jetzt acht Tage hier zur Kur.

Ich sehe sie eigentlich wenig, viel weniger jedenfalls, als mir lieb. Sie wohnt mit ihrer Jungfer in der Villa Erra, einer dieser Sanatoriumsvillen, die durch unsre Kolonie zerstreut liegen. Die Kur nimmt sie sehr in Anspruch. Um acht Uhr morgens der Rückenguß und das Kakaofrühstück in der Anstalt selbst. Da überfiel ich sie die ersten Tage, jetzt nicht mehr. Dann irgendein Bad: Licht-, Luft-, Dampf-, je nachdem mit darauf folgender Massageprozedur. Vor dem Essen noch eine halbe Stunde Jagdgalopp durch die Dresdner Heide. Sie ritt immer leidenschaftlich gern. Warum soll sie's auch nicht? Sie hat wohl einen Groom mit, aber der hilft ihr nur beim Aufsitzen. Ich bin natürlich auch dabei, entweder im Stall selbst oder oben am Fenster. Anfangs begleitete ich sie zu Fuß ein Stück und freute mich, wie brillant sie sitzt. Aber es sind beide so unruhige Tiere, namentlich der Fliegenschimmel, der vor jedem Steinhaufen scheut. Und wenn das Pferd dann zum Galopp ansprang, bekam ich regelmäßig Angst, als sei sie noch das Kind auf dem Pony, dem ich immer ein Stück Schokolade versprach, wenn es nicht herunterfiele. Sie hat das Stück Schokolade immer bekommen, entweder als Belohnung oder als Schmerzensgeld — sie war eben ein einziges Kind. Jetzt begnüge ich mich, den Pferden ihr Stück Zucker zu reichen. Die Tiere sehen sich auch immer nach mir erwartungsvoller um, als nach ihrer unnachsichtigen Herrin. Sie liebt scharfes Reiten und straft hart. Sie ist gar kein Kind mehr — wahrlich nicht mehr!

Den Mittag essen wir zusammen in der Anstalt. Das hätte ich mir auch nie nehmen lassen. Wir sind da nicht etwa zu einer Hungerkur verdammt. Man ißt gut, wenn auch einfach, namentlich das Geschirr könnte weniger massiv sein. Wenig Fleisch, sehr viel Salat. Diesen Salat, der der Clou in der absolut milden Gemüsekost sein soll, muß Josefa einfach essen, obwohl sie nicht mag. Da ist sie für mich immer noch Kind, da befehle ich, und sie gehorcht. Exklusive Inseln, wie ich sie eigentlich liebe und wie Josefa sie wohl noch mehr liebt, gibt's nicht. Wir sind alles Nummern, vielleicht auch in der Kur. Wie man angekommen ist, so sitzt man. Und es ist doch eine teilweise recht gemischte Gesellschaft gerade um uns! Da ist mein Vis-a-vis aus Graz, seelengutter Mann, ißt aber alles mit dem Messer. Frau dito, Schwager dito. Höfliche, anständige Menschen alle drei, aber selbst wenn sie Engel wären, diese Aeußerlichkeit degoutiert mich dergestalt, daß meine natürliche Liebenswürdigkeit, die vielleicht nur diesem Herrn Rin gegenüber jemals unnatürlich war, solche Messerprüfung nur stöhnend erträgt. Dann sitzt noch ein Dozent in

der Nähe, der weniger reden könnte, mit einer hübschen, sanften Frau, die wohl eine gute Natur haben muß, wenn sie diesen wissenschaftlichen Schwätzer auch sonst nicht über bekommt. Josefa hat die Ehre, neben einem langen Hamburger Kommis zu sitzen, der aber ebensogut nicht da zu sein brauchte, denn er ist ihr völlig Luft. Man stellt sich hier nur ausnahmsweise vor, kennt nur die Gesichter seiner Tischecke, und das Gespräch dreht sich hauptsächlich um die Kur, obgleich das verboten ist. Josefa und ich unterhalten uns miteinander fast flüsternd aus einer natürlichen Scheu, weil wir niemand kränken wollen mit unsern so ganz andern Passionen und Beziehungen, als die der gut bürgerlichen Leute, unter die wir hier zufällig geraten sind. Ich bin nicht die Spur hochmütig, aber ich teile nun einmal die Interessen dieser Leute nicht, so wenig wie sie die meinen.

Manchmal ereignen sich auch recht komische Dinge. Ich hatte nämlich das Stubenmädchen aus der Villa Erra, die uns auch bei Tisch bedient und das „Frau Gräfin befehlen!“ als devote Oesterreicherin zu liebenswürdig oft gebrauchte, gebeten, weniger verschwenderisch mit Titeln zu sein, worauf sie ängstlich jede Anrede vermied. Und meine Tochter, die bei der ersten Meldung einfach Josefa Lasowitz geschrieben hatte, wie sie sich ja auch als Komtesse nur Josefa Augern schrieb, fand sich dann natürlich in der ersten Kurliste als bürgerliche Madame vor. Uns beiden machte das nichts, nur unser gesellschaftlicher Barometer fiel auffallend. Bei irgendeiner Gelegenheit aber waren wir gezwungen, gänzlich Farbe zu bekennen, worauf zwei Damen mit unscheinbaren Namen, die wir nur von ferne kennen und die wie eine junge, hübsche und wie eine ältere passierte Konfektionense aussehen, verbreiteten, daß wir bürgerlich wären und zu exklusiven Airs gar keine Veranlassung hätten. Sie selbst dagegen seien Gräfinnen — dies sehr diskret —, die eine schon, die andre bald, aber von diesen Vorzügen machten sie selten Gebrauch. Ich habe mir erst daraufhin die beiden Damen näher angesehen: die junge mit dem Puppenkopf und den blauen Prallaugen, die ältere mit dem sehr gewöhnlichen Mund und dem Namenszug der zweiten Gardekürassiere als Brosche. Ja, wenn sich wirklich ein Graf von den dritten Gardedragonern zu solcher Mesalliance bereits entschlossen, und ein zweiter Gardekürassier sich dazu zu entschließen gedenkt, so herrschen eben bei der Gardekavallerie sehr andre Anschauungen als zu meiner Zeit. Ich habe die beiden Damen darauf mit einer unendlichen Höflichkeit gestraft, was sie aber wohl nicht begriffen. Josefa nahm von der ganzen Angelegenheit keine andre Notiz, als daß sie sagte: „Hergelaufenes Gesindel, Mama!“ Sie grüßt auch nie mit, wenn ich grüße. Eigentlich war das Ganze nur zum Lachen. All den Leuten gilt eben nur die Grafenkrone, nicht wer sie trägt.

Wir haben uns jetzt auf eine ganz kleine Gesellschaft zurückgezogen, einen ostpreußischen Rittergutsbesitzer von Geyer, eine Witwe aus dem Rheinland und einen kleinen, sehr korrekten Leutnant mit Frau. Alles wohlerzogene, indifferente Leute. Fräulein von Ingen, die sich herzlich an uns anschloß, wurde dazu von Josefa persönlich ermutigt! Das wunderte mich eigentlich. Denn ihrer ganzen Lebensführung nach gehört meine Tochter doch nur zu den ganz obersten Zehntausend. Sonst existiert in dem Sanatorium für sie kaum ein Mensch, den sie nicht mit einem Achselzucken abtäte. Sie will nur der Gesundheit leben.

Nach Tisch sitzen wir wohl noch eine Weile. Dann geht Josefa wieder in das Luftbad, wobei ich aber bei dem trüben Wetter nicht assistiere. Zur Erwärmung später noch eine zweite halbe Stunde Jagdgalopp in der Dresdner Heide. Abends bei dem vegetarischen Nachtmahl sehen wir uns zuletzt, aber sie ist von der Kur meistens so abgespannt, daß sie nur stumm dasitzen kann und zuhören. Sie geht auch sehr früh zu Bett, wie vorgeschrieben ist. Manchmal wünschte ich, sie wäre eine weniger gewissenhafte Patientin. Für die Mutter fällt so blutwenig Zeit ab, und vielleicht hat mich mein Kind gar nicht mehr so lange. Ich bin manchmal recht alt und müde.

*

Wenn ich ganz ehrlich bin — sie wird mich nicht vermissen! So unerträglich mir der Gedanke an ihren Tod wäre, so erträglich ist er ihr. Das fühlt man durch. Ich liebe sie darum nicht weniger, gewiß nicht! Aber sie liebt mich weniger, gewiß! Ja, es muß einmal heraus: meine Tochter Josefa ist eine kluge, kühle, harte Frau geworden. Ja, auch hart! Ueber das Herz hat mich der Arzt beruhigt — über das „Herz“ beruhige ich mich nicht. Ich glaube jetzt beinahe, diese beiden Menschen sind wirklich vollkommen glücklich. Da ist ein Tag wie der andre, glatt, glänzend, kalt! O, ich will ja gewiß zufrieden sein, wenn Josefa sich in dieser Oede wohl fühlt, wo das Kind ganz überflüssig wäre. Ich habe auf diesen schönsten Traum beinahe verzichtet.

Als sie damals aus dem Coupé stieg, als wir uns küßten ... sie ist ja meine Tochter, aber sie ist ganz gewiß nicht meine Tochter! Sie will in Wahrheit gar kein Kind. Und das ist so schrecklich, gerade für einen Menschen wie mich, dem das Kind alles gewesen ist, alles — hier die eigne Tochter wiederzufinden, der das Kind nichts ist, gar nichts!... Es kommen dabei so trübe Gedanken über mich. Eine längst abgetane Gestalt wächst als riesiges Gespenst

vor mir empor, sieht mich mit heißen, bösen Augen an und sagt: „Hast du nun endlich, was du erfleht? Ich habe erst recht, was ich wollte!“

Lebt der Mann vielleicht doch noch? Lebt vielleicht von ihm ein Sohn? Er war eine heiße, leidenschaftliche Natur — und ich habe ihn geliebt. Ja, ich habe ihn geliebt! Und wenn's auch nur eine halbe, ängstliche Liebe war, wenn ich's auch heute nur noch schwer begreife — es war doch Liebe! Ich war nie eine Kampfnatur, und das hätte er wissen müssen. Mir ist ja auch der Gedanke an ihn, den ich liebte, nur noch ein Schatten, aber der Gedanke an die Sünde gegen meinen Mann, den ich nicht liebte, drückt zuzeiten wie ein Alp auf mir. Und nun soll vielleicht sein Sohn kommen und sagen: „Du hast meinen Vater unglücklich gemacht mit deiner halben Liebe, die feige und klein war wie du selbst, nun will ich zum Dank deine Tochter unglücklich machen mit einer großen, ganzen Liebe, aber nur, weil sie deine einzige Tochter ist und ich sein einziger Sohn . . .“ So lächerlich es klingt, ich habe mich immer vor diesem Sohn geängstigt. Er ist nicht gekommen, er wird nicht kommen, er existiert ja gar nicht! Und wenn er auch existierte, wenn er käme — wie Josefa heute ist, müßte er sich die Flügel verbrennen, nicht sie!

Dabei kommt mir dieser Rin wieder in den Sinn. Merkwürdig, gerade wenn ich so recht sehnsüchtig nach meinem Kinde ausschaue, dann geht er ganz gewiß vorüber. Von meinem Fenster sah ich ihn schon dreimal. Und auch neulich in der Dresdner Heide, ich wollte sie abpassen und begegnete ihm. Er grüßte mich wieder nicht. Eigentümlicher Mensch! Ich blieb doch stehen und sah ihm nach. Es gibt eigentlich nichts, was mir irgendeinen Gedanken wecken könnte. Der eine blond und hübsch, der andre brünett und häßlich, höchstens die Gestalt, die hohe, schöne Gestalt . . . Aber das sind ja Torheiten! Selbst wenn jener Mann, der brutal ehrlich jedem, der es wollte, bekannte, daß ohne Weiber und Wein das Leben gerade nur noch den einen Pistolenschuß wert sei — mir hat er ja freilich auf Knien beschworen, daß er für mich jeder Entsagung und jeder Sünde fähig sei. Aber das sagt man so im Liebesrausch —, also, wenn jener Mann wirklich einen natürlichen Sohn hätte, der hieße doch anders und wäre anders. Und dieser Herr Rin hier ist alles andre als ein natürlicher Sohn!

Was kümmert mich der fremde Mensch? Ich denke wieder an mein Kind. Ich hab's so schlecht gemacht, und hab's doch so von Herzen lieb!

*

Eigentlich hab' ich doch wirklich in ihr, was ich erfleht: das Gegenteil von mir, eine unbedingte, zielbewußte Natur, die gleichgültig über alles hinwegsieht, was nicht diesem Ziele dient. Aber welches ist dieses Ziel? Sie hat eins, und ich möchte es nicht einmal kennen! Wenn es ihr wirklich genügt, völlig unnahbar zu werden, selbst der Mutter, um dann eisig und einsam auf gleichgültiger Höhe zu stehen, so muß ich es eben tragen, was auch mein Herz dagegen spricht, und mich dankbar dabei bescheiden: daß es ein kaltes und ein warmes Glück gibt, und wohl ihr, daß sie wenigstens das kalte Glück so früh fand!

Als ich sie bat, bei mir zu wohnen, und hinzufügte: „Du wirst alles genau so finden wie in deiner Mädchenzeit,“ da antwortete sie mir liebenswürdig kühl: „Lieber nicht, Mama! Ich bin doch nun einmal kein Mädchen mehr.“

Als ich später von einer Ueberraschung sprach, von ihr lieben Menschen, die sie gern wiedersehen würde, verzog sie nur die Lippen: „Ueberraschungen? Die lieb' ich gar nicht. Mit wem könntest du mich auch überraschen? . . . Und liebe Menschen? Die könnt' ich dir an den Fingern herzählen. Eine Hand genügt über und über.“

Darauf hab' ich ihr natürlich die Namen genannt. Sie wiederholte noch nachlässig: „Quedenbergs, die Ingen, Gräfin Bären . . . Ja, wenn du sie bereits gebeten hast, dann selbstverständlich, Mama! Aber ich sage dir gleich, ich bin meiner Gesundheit wegen hergekommen und will weder Bekanntschaften machen noch erneuern.“

Mich hat's gewurmt. Ich wollte alles rückgängig machen. Sie litt's aber nicht. Sie sagte: „Man soll nie einen Schritt zurücktun, auch den gleichgültigsten nicht! Darin habe ich mich geändert, Mama. Wenn ich früher an einem Bettler vorbeiging, ohne zu geben, kehrte ich unfehlbar an der nächsten Straßenecke um und gab doppelt. Jetzt kehr' ich unfehlbar nicht um.“

Das mit dem Bettler hat mir wirklich weh getan. Wie gab sie doch immer so überreich und so von Herzen! Ich mußte immer vernünftig wehren. Und wenn sie sieche Menschen sah, namentlich elende Kinder, dann schleppte sie mir das ungezieferstrotzende Gesindel unfehlbar ins Haus, vergeudete ihr Taschengeld, schmeichelte mir Gott weiß was ab. Im Stromeradreßbuch waren wir sicher mit einem Stern ausgezeichnet! Und sie konnte so leidenschaftlich erregt sein im Moment, wenn ich fest blieb, zum Beispiel, als ich die kleine Schwindsüchtige nicht gleich adoptierte, sondern sie im Waisenhaus unterbrachte, wo sie bald darauf gestorben ist. Und dann belehrte ich sie und erzählte ihr, wie Gott uns selbst vorschreibe, unter unsern Pfunden auch den Reichtum verständig anzuwenden, auch die besten Impulse zu zügeln. Sie hörte klug zu und dankte es mir. Aber dann konnte sie doch gleich wieder nachdenklich sagen: „Du, Mutter, ich weiß doch

nicht ... Beim Impuls bin ich immer so glücklich, ich könnte etwas wirklich Gutes tun, weil ich dann so gar nicht an mich denke. Aber wenn du mir den Impuls auch noch so liebevoll dämpfst, Mama, ich weiß wohl, daß du recht hast, aber mir ist dann immer, als beschnittest du mir die Flügel. Und denk mal: Wenn ich nun mal fliegen möchte, hoch fliegen, und könnte nicht! ..."

Ach, das waren schöne Zeiten! ... Und wenn ich auch immer vor diesem Impuls gebangt habe, weil er Unheil anrichten konnte, wenn ich ihr auch die Flügel in aller Liebe immer mehr beschnitt, so habe ich doch nur das Beste gewollt, das Beste. Und nun hat sie gar keine Flügel mehr! Wie sie neulich dem Betteljungen, der hinter dem Wagen herlief, die Mark hinwarf, es war nicht hübsch, wie sie's tat. Als wenn man etwas Lästiges abschüttelt!

*

Gestern der Tee, an den sich ein kaltes Büfett schloß.

Meine Wohnung ist bis auf meine höchst persönlichen Zimmer im Jugendstil eingerichtet, in den ich alte Frau mich nicht mehr ganz hineinzufinden vermag. Zu viel bizarre Laune, gewollte Opposition. Ich glaube, das muß sich erst noch auswachsen zu einem eigentlichen Stil. Uebrigens auch mütterliche Schwäche, diese Einrichtung! Ich dachte dabei mehr an den verwöhnten Geschmack derjenigen, die diese Villa mal erben wird.

Jedenfalls, als die ganze Zimmerflucht in dem weichen elektrischen Licht flammte, alles kokett, voll spielender Eigenart, da sah ich doch recht, wie nur meine hyperelegante Josefa zu diesem bizarren Luxus stimmt. Sie trug Terrakottaplüsch mit venezianischen Spitzen. Sie sah wirklich wunderhübsch aus; groß, schlank, biegsam, ganz Weltdame, mit dem schmalen, regelmäßigen Gesicht, den heut eigentümlich verschleierten Augen. Die andern sahen ja auch gut aus, namentlich die Quedenberg mit ihrer scharfen, blonden Distinktion. Sie war in schwerer Moiréseide. Die Ingen fiel dagegen etwas ab in dem hechtgrauen Tailormade, das sich an den Hüften bereits zu frauenhaft rundet.

O, ich sehe noch sehr scharf! Aber im Alter macht dies scharfe Sehen keine Freude mehr. Wir haben uns längst abgeschliffen im Laufe der Jahre und mögen darum des Lebens harte Linien auch nicht bei andern. Die Ampelecke, in die wir uns zurückgezogen, ganz mein Geschmack. Gedämpftes Licht, gedämpfte Farben, gedämpfte Worte. Wir sprachen über alles und nichts. Die wirklich gute Gesellschaft verlangt das. Mit wenig kommen, mit noch weniger gehen. In der Jugend empört man sich anfangs dagegen, weil's verlorene Zeit scheint; im Alter ist das gerade recht, weil man so gut danach schläft. Ich hatte mich ein wenig zurückgesetzt im Fauteuil, weil mir die Augen etwas weh taten im Licht. Aber ich will ja auch nur noch Zuschauer sein und Hörer in diesem Leben. Die beiden jungen Frauen unterhielten sich nur höflich, nachdem sie einen Moment sondiert hatten.

„Sie stehen jetzt in Hannover, Baronin?"

„Ja, liebe Gräfin, und es steht sich sehr nett dort!"

Das ist so eine allerdings etwas schwächliche Probe.

Ich wunderte mich, daß sie so formell waren. Mein Gedächtnis wird auch alt. In Wiesbaden hatten sie sich doch damals mit dem Vornamen genannt.

Der gute, semmelblonde Graf, der immer noch die höfliche Null ist, stöbert natürlich überall nach Wappen. Ich versprach ihm das Augernsche, das Gundingensche. Er hat beide schon, und engagierte sich leider für das andre, das über meinem Schreibtisch hängt, und das sonst niemand auffällt: den blauen Fuß im roten Feld. Es war mir einmal teuer, und auch heut bewahre ich noch die Erinnerung treu. Als ich wieder die ausgestorbene freiherrliche Familie nannte, die zwar niemals dieses Wappen geführt hat, die ich aber immer angegeben habe, so daß mir die Wahrheit wie Lüge vorkommen würde heut, sah mich die Quedenberg einen Moment scharf von der Seite an. Was weiß sie? Was kann sie wissen von einem Geschlecht, das wohl tatsächlich nicht mehr existiert? Und als ich auf Biskra kam und auf Josefas Tagebuch, das ja leider nie geschrieben worden ist, es war nur eine ganz scherzhafte Anspielung, da traf mich ein so stechender Blick von meiner Tochter, daß ich mitten im Satz innehielt. Was kann in Afrika vorgegangen sein — was?

Ich lehnte mich wieder in meinen Fauteuil zurück. Mir wurde auf einmal angst. Denn wie ich mir die beiden Frauengesichter länger ansah, die so offen scheinen und vielleicht so verschlossen sind, da sah ich's von Zeit zu Zeit kalt um Jeanette Quedenbergs blasse Lippen zucken, und Josefas Nasenflügel bebten leise, aber unausgesetzt. Wenn die beiden am Ende sich gar nicht liebten, sondern haßten, Todfeinde, von denen jeder dem andern jedes Schlimmste gönnt? Die beiden Männer können dabei keine Rolle spielen, aber vielleicht ein Mann, der Mann, den es in jedem Frauenleben einmal geben soll. Mir wurde ganz heiß bei dem Gedanken. Mütter sind immer blind, und Töchter immer Komödianten!

Aber kaum war er aufgetaucht, da versank er auch schon wieder, dieser unnatürliche Argwohn. Ich hörte wieder die Unterhaltung fließen, ruhig, sicher. Nein, eine wie große Schauspielerin auch diese bigotte Blondine sein mag, mein Kind war sein Lebtag vielleicht zu wenig Schauspielerin!

Ich glaube, ich bin sehr unhöflich gewesen gegen die andern Damen, die Gräfin, die immer wieder

von einer Krippe anfing, und das junge Mädchen, das wahrscheinlich so gern von ihrem Bräutigam erzählt hätte. Die Unterhaltung hatte auch gar nicht die Neigung, allgemein zu werden. Erst als endlich die Gräfin, die eine energische Proselytenmacherin ist, ihre Krippe durchsetzte, begann die Schlacht. Mir war's höchst langweilig, die christlichen und gemeinnützigen Bestrebungen der zwei aufgezählt zu sehen.

„Nicht wahr, liebe Gräfin Quedenberg, wie sich das geändert hat in den nunmehr zwei Jahren, in denen wir gemeinsam wirken? Und dieser Diakonus, nicht wahr, diese Tiefe, diese Innigkeit! Mir geht das Herz auf, wenn ich das sonore, volle Organ höre! Er soll ein einfacher Mann sein. Sehr gut! Gerade an den einfachen Männern fehlt es in unsrer Kirche, die mit uns hinabsteigen in die Hütten der Armen. Ich bin Wachs in seinen Händen."

Die Quedenberg antwortete darauf mit kühler Ueberlegenheit. „Ja gewiß, Gräfin Bären, das stimmt schon. Nur daß es eigentlich umgekehrt sein sollte. Der Geistliche ist Wachs in Ihren Händen, Sie aber beim besten Willen nicht in den seinen."

„Aber, Liebste, Beste, das bin ich doch auch!"

„Nein, Frau Gräfin, das sind Sie nicht!"

Es entwickelte sich im Nu eine fast erregte Debatte, der ich innerlich doch etwas kopfschüttelnd zuhörte. Das sind ja im Grunde harte, herrschsüchtige Menschen, die glauben und wohltun um ihrer selbst willen!

Josefa saß anfangs wortlos dabei und sah bald die eine, bald die andre an. Ich glaube, sie war mit ihren Gedanken ganz wo anders. Auch während sich die Gemüter allmählich erhitzten, verzog sie keine Miene. Es ist doch lehrreich, wie sich die Frauen bei solchen Gesprächen verschieden entpuppen! Fräulein von Ingen bekannte sich zu ganz ketzerhaften Anschauungen, behauptete, daß es gar nicht darauf ankomme, was man gäbe, sondern warum man gäbe, nicht darauf, was einer bete, sondern aus welchem Herzen er bete. Bei dem letzten Wort lächelte Josefa eigentümlich. Da wurde das junge Mädchen erst recht ketzerisch. „Ja, lachen Sie nur, Frau von Lasowitz! Ich kenne Leute, die äußerlich so viel wohltun und innerlich so geizig sind, und Frauen, die alles glauben und gar nichts!" Es war beinah peinlich.

Und Josefa antwortete nur freundlich verwundert: „O, ich lächle etwa nicht über Sie! Ich gebe Ihnen mein Wort, ich lächelte über ganz etwas andres. Ich gehöre weder zu Ihren falschen Gläubigen, noch zu Ihren falschen Wohltätigen. Ich kenne beide, und mag beide nicht." Sie wandte sich mit einer lässigen Handbewegung an den ganzen Kreis: „Uns trifft doch das alle nicht! Denn wer von allen, die hier sitzen, würde ernstlich behaupten, daß er wirklich gläubig oder wirklich wohltätig sei, er sei denn ein infamer Heuchler."

Ich habe mein Kind eigentlich nie so leidenschaftlos scharf sprechen gehört. Es galt sicherlich niemand aus unsrer Gesellschaft. Die Gräfin mit der Brille lächelte ganz unbefangen, und die Quedenberg lächelte auch. Aber es war doch kein echtes Lächeln.

Wenn ich's mir recht überlege, so war das letzte, was Josefa sagte, doch eigentlich peinlich offen, aber es erinnerte mich doch wieder an ihre Jugend, wo sie immer gleich Partei war. Wie lange habe ich mich bemüht, ihr das abzuerziehen! Jetzt, wo sie sich's aberzogen hat selber, da freue ich mich von Herzen, daß es doch nur schlummert.

Quedenbergs und die Wohltätigkeitsgräfin gingen früh, was mir nicht unlieb war. Das sind beides nicht meine Leute. Die Ingen blieb, weil Josefa sie aufforderte, welche Form bei den andern Herrschaften sie mir überließ. Mag ich nun schlichter veranlagt sein, als ich erzogen bin, mir wurde erst jetzt wohl. Wir haben sogar noch einmal Hummern zu essen angefangen wie ganz gewöhnliche Leute, denen der Appetit kommt, wenn sie ungeniert sind.

Die Ingen sang ein paar Lieder hübsch, anspruchslos. Josefa applaudierte.

Später wandelte auf meinen Wunsch das Biskraalbum. Es sind mir alles so liebe, vertraute Bilder, wenn ich denke, daß mein Kind unter den gleichen Palmen gewandelt ist, von der nämlichen Sonne beschienen, von dem gleichen Oasenhauch geliebkost! Auch die Wüste kann unmöglich so trostlos einsam sein wie unsre Vorstellung. Schrieb doch Josefa noch in dem letzten Brief vor ihrer Krankheit, daß sie die Wüste liebe wie das Meer, ja noch viel mehr. Und wie hat sie immer das Meer geliebt! Die Krankheit scheint ihr alle angenehmen Erinnerungen geraubt zu haben, denn sie antwortet auf Fragen nach Afrika immer nur widerwillig. Aber in der Wüste erlebt man doch eigentlich nichts. Unmöglich kann ihr dort das Schicksal begegnet sein, das ihrem Charakter die ganz andre Richtung gab, oder ich müßte es wissen!

Zuletzt erzählte die Braut auch die Geschichte mit dem Kommissionsrat. Sie haben gänzlich gebrochen. Und warum? Es ist blamabel! Der alte Mann, dem ich immer nur das Beste zugetraut habe, ist plötzlich allzu liebenswürdig geworden, hat sie immer küssen wollen. Erst hat sie's geduldet. Dann hat sie's nicht mehr ertragen können. Und wie sie ihm das gesagt, hat er als Antwort ganz blöde vor ihr gekniet und ihr seine Liebe gestanden. Ich glaube gern, daß sie mit einem entsetzten Schrei aufsprang und auch nicht eine Minute ferner mit ihm allein

blieb. Das mag alles hingehen. Es ist nur peinlich zu hören. Denn wenn der alte Mann Gefühle hegte, die nicht für sein Alter passen, so konnte er schließlich auch nicht dafür. Mir wurde übrigens bei dem Gedanken an solche Zärtlichkeiten geradezu übel! Aber daß er sofort von dem völlig mittellosen Mädchen, der er früher goldene Berge versprochen hatte, die Hand abzog, das hat mich absolut abgekühlt gegen diesen Menschen. Denn das ist gemein! Nun kann ich mir alles erklären, auch die Verlobung.

Sie sagte selbst mit merkwürdiger Offenheit: „Ja, Frau Gräfin, ich kenne jetzt das Leben sehr genau und wie schwer sich das tägliche Brot verdient! Ich habe Jahr und Tag vom Sticken allein leben müssen — wie manche andre adlige Dame auch —, aber wie lächerlich wenig man damit verdient, das ahnen Sie wahrscheinlich gar nicht! Das Geld für hier bezahlt mein Bräutigam, dem's wahrhaftig auch nicht leicht wird! Dennoch fühle ich mich heut viel freier als damals. Ich habe dem alten Mann allen Schmuck zurückgeschickt, den er mir geschenkt, weil seine Kolliers mir den Hals verbrannt hätten, so sehr steigt mir die heiße Scham auf, wenn ich an diesen väterlichen Freund überhaupt denke."

Ich bin niemals die Vertraute in solchen Herzensangelegenheiten gewesen. Ich denke überhaupt, daß unsereinem so etwas nie passieren kann!

Als die Ingen weg war, fragte ich Josefa interessiert um ihre Ansicht.

Sie antwortete gleichgültig: „Er war ein Parvenu und sie arm. Der Reichtum ist brutal, die Armut feige. Vielleicht hätte ich an ihrer Stelle den armen Kerl geheiratet."

Ich hielt ihr den Mund zu. „So etwas hast du noch nie gedacht in deinem Leben, Josefa, und sprichst es aus?"

„Ich habe noch ganz andre Dinge gedacht, Mama ganz andre Dinge."

„Das hast du nie, — nie!" rief ich.

„Nie?" Sie sah mir gerade ins Gesicht, bis ich die Augen niederschlug. Dann sagte sie kalt: „Du bist ja auch auf deine Fasson selig geworden, und ich auf meine, laß doch andre Leute auch auf ihre Fasson selig werden!"

Ich ging unter einem Vorwand hinaus. Ich mußte, denn mir war das Weinen nahe. Mit bloßem Kopf promenierte ich im Garten. Es war feucht und kalt, und über dem Elbtal hing ein träger Dunstschleier. ‚Das ist deine Tochter, das ist deine Tochter!' wiederholte ich mir immer wieder. Es war mir ja ganz klar jetzt, daß sie unglücklich ist, leidet. Mein armes Kind! . . . Aber die Maske, die sie trägt, lüftet sie nicht. Und wenn sie auch eine Maske tragen müßte vor aller Welt, vor ihrer Mutter müßte sie sich doch entschleiern! Warum vertraut sie sich mir nicht an? Das quält mich so! Was hab' ich getan, daß ich nicht mehr ihre Mutter bin und sie nicht mehr mein Kind?

Als ich nach einer halben Stunde wiederkam, hatte sie die Afrikabilder aufgeschlagen. Sie hörte mein Kommen gar nicht, und ich stand wohl fünf Minuten hinter ihr. Sie starrte unverwandt auf den Löwen, er liegt auf einer Felsklippe in der Wüste und sieht ins Weite. Ich habe mich immer gewundert, wie man den König der Tiere so in der Freiheit photographieren konnte. Sie bemerkte mich jetzt. Ich fragte: „Josefa, was ist das eigentlich für ein Löwe?"

„Ein blinder Löwe." Sie schob die Bildermappe gleichgültig zurück.

Sie wandte sich nach mir um. War's der Unterschied des Lichtes drinnen und der Dämmerung draußen, sie schien mir auf einmal so tiefe Schatten unter den Augen zu haben. „Josefa, willst du nicht vielleicht lieber schlafen gehen?" fragte ich freundlich.

„Nein, Mama. Wenn du noch eine Stunde für mich übrig hast, bleibe ich. Ich könnte doch nicht schlafen."

„Schläfst du überhaupt schlecht, Josefa?"

Da lächelte sie wieder. „Warum sollte ich eigentlich schlecht schlafen? Ich brauche überhaupt gar kein Sanatorium."

Da konnte ich mich nicht mehr länger halten. Als sie aufstehen wollte, drückte ich sie in den Fauteuil zurück und küßte ihren lieben, weichen Mund und flüsterte beinahe flehend: „Josefa, hab doch Vertrauen!"

„Und wenn ich's hätte? . . ."

Sie sprach nicht weiter und wollte sich sanft von mir losmachen, aber ich ließ sie nicht. „Josefa, du bist unglücklich in deiner Ehe."

„Wer sagt dir das? Ich erinnere mich niemals auch nur die leiseste Andeutung der Art gemacht zu haben."

„Aber du bist es, Kind, du bist es, vielleicht ohne es selbst zu wissen. Ach, wenn ihr doch ein Kind hättet!"

Und da machte sie sich so ruhig, aber so zwingend von mir frei, daß ich sie lassen mußte, und sagte mit einer Bestimmtheit, die mir eisig über den Rücken lief: „Mutter, wenn du mich lieb hast, sprich niemals mehr von diesem Kinde!"

Aber eine Mutter, die ihr Kind liebt, begibt sich nicht so leicht. Ich sagte darauf bestimmt: „Josefa, jetzt weiß ich, daß du unglücklich verheiratet bist!"

Sie zuckte nur die Achsel und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Endlich sagte sie: „Bist du glücklich verheiratet gewesen?"

Ich zuckte doch innerlich zusammen und antwortete darum vielleicht sofort: „Natürlich, Kind! Aber so was fragt man doch nicht seine Mutter! . . .“

„Dann fragt man's auch nicht seine Tochter.“

Mir sanken die Hände: „Josefa, was ist aus dir geworden?“

„Was du gewollt hast, Mutter.“

Dann sah ich ihr eine Weile wortlos nach, wie sie langsam auf und ab ging. Ich verstehe sie doch nicht. Das Thema soll nie mehr zwischen uns berührt werden.

Gegen Mitternacht begleitete ich sie selbst in ihre Villa. Wir unterhielten uns liebevoll, leise, als wollten wir uns gegenseitig etwas abbitten. Als sie die Haustür aufgeschlossen hatte, küßte sie mich zärtlich und sagte, den Mund an meinem Ohr: „Mutter, du mußt dich nicht unnötig sorgen! Es sind wohl alles nur Nerven. Ich bin ganz glücklich verheiratet. Wenigstens wüßte ich nicht, wie's besser sein könnte. Sieh mal, ich bin doch schon fünf Jahre Frau, also beim besten Willen nicht mehr Phantastin. Nach fünf Jahren, da ist die Liebe nicht mehr so heiß.“

„Törichtes Kind! Du bist doch noch so jung.“

Auf dem Rückwege machte ich mir klar, daß sie recht hat. Das war wohl so etwas Schuldbewußtsein. Mir war übrigens noch gar nicht nach Schlaf zumute. Ich ging in den Sanatoriumanlagen spazieren, die eigentlich auch schon Dresdner Heide sind. Vieles ging mir durch den Sinn. Ich lüge nicht gern. Warum log ich eigentlich heute, und so leicht? . . . Denn was auch geschehen ist — meinen Mann habe ich nie geliebt, aber den andern habe ich geliebt, von Herzen! Daran ändern vierzig Jahre auch nichts.

Ich hatte noch eine häßliche, ja grausige Ueberraschung gestern bei dem Nachtspaziergang. Es war, wie gesagt, neblig, und jeder Baumstamm starrte unheimlich wie ein lauernder Vagabund. Ich glaube auch ganz gewiß nicht an Gespenster, und müßte doch eigentlich daran glauben! Denn plötzlich stand vor mir wie aus dem Boden gewachsen dieselbe hohe, düstere Gestalt, die mich schon neulich im Loggiazimmer gewarnt. Ein Mann im Mantel, den Kragen hochgeschlagen, genau wie vor vierzig Jahren. Vom Gesicht nichts zu sehen, nur die Augen leuchteten, die heißen, bösen Augen, die ich hinter jeder Vermummung wiedererkennen würde. Ich sank buchstäblich in die Knie. Im Augenblick war die Gestalt auch schon verschwunden. Aber sie lebte, ich höre noch den langen, leichten Schritt verhallen! Es kann natürlich nur ein Phantom gewesen sein. Aber, wenn es sein Schatten wirklich war? . . . Die längst entschwundene Gestalt, die meinem Herzen nichts mehr ist, nichts mehr sein könnte, macht meinem Kopf Grauen. Er pflegte Wort zu halten bis zur Hölle . . . Ist der Tag der Rache nahe?

Achtzehntes Kapitel

Das Sanatorium hat meinen kritischen Geist doch wieder sehr angeregt. Die Fülle der geistvollsten Gedanken strömt mir zu. Das ist nicht wunderbar. Mir hat darum auch noch nie etwas imponiert, mich selbst ausgenommen. Und im Grunde ist ja auch alles lächerlich, mich selbst ausgenommen.

Neulich das alldienstagliche Gesundheitsvergnügen der Sanatoriumsjünger. Es ist auch danach! . . . Erst das vegetarische Abendbrot, dann ein neuer Deklamator. Der betreffende Sprachmeister, ein Herr mit verstümmelten Beinen und noch verstümmelterem Talent, ließ wieder einmal den braven Geßler sterben. Obgleich ich draußen vor dem Fenster saß, wurde mir himmelangst. Der Deklamator schrie und tobte und machte dem armen Tell den Meuchelmord furchtbar schwer. Der Monolog hallte auf Meilen, und der Landvogt, ein mißtrauischer Tyrann, dürfte doch nicht einschließlich seines ganzen Gefolges taub gewesen sein. Ich hatte das Gefühl, als endlich der Unhold niedergeschossen war, daß der tote Schiller nun seinerseits aus dem Grabe aufstehen, den Deklamator beim Ohr nehmen und abführen müßte. Aber die Menschen drinnen im Konversationssaal dachten entschieden milder. Sie klatschten Beifall, der Sprachmeister schrie von neuem, nur daß diesmal ein verliebter Fant bei Nacht den weichen Zopf seiner Geliebten hinterrücks erwischt zu haben glaubte, und wie Gott den Schaden besah, den harten Schwanz einer Kuh zärtlich streichelte. Rückkehr zur Natur, sehr diplomatisch! . . . Ich begab mich gleichfalls zum Naturgenuß, das heißt in den Garten. Solche Kunst ist wirklich nur etwas für vegetarische Nerven.

Als der Tanz begann, kehrte ich zurück. Dieser Tanz, der gleichfalls im Konversationszimmer absolviert wird, zeichnete sich dadurch aus, daß die jungen Herren, die tanzen, aber nicht tanzen können, wenigstens ehrlich schwitzen, und daß die reiferen Schönheiten, die nicht tanzen, aber tanzen können, wenigstens gern schwitzen möchten. Die dänische Sängerin flog wie ein graziöser Gummiball von einem Arm in den andern, vollführte ganz absonderliche Weisen, und ich hoffte sicher, daß ein offenherziger Cancan sich ganz von selbst daraus entwickeln würde. Aber leider sind auch hier die Menschen Komödianten und geben sich niemals ganz so, wie's ihnen ums Herz ist. Dann tanzten die beiden Gräfinnen (hm, hm!) einen sittigen Klosterfrauenreigen, den sie vermutlich in einem Berliner Ballokal vor vier Wochen etwas freier getanzt haben . . . Aber Adel verpflichtet! Der Herr Graf wird

nämlich täglich erwartet, kommt aber nicht. Wird wahrscheinlich nie kommen, oder höchstens bis Dresden, wo man's mit der Gräflichkeit seiner hochgeborenen Gemahlin nicht so genau nimmt. Es tanzten aber doch viele gute Leute, und wenn die Säulen des Saales nicht umgetanzt wurden, so lag dies nicht an den Tänzern, sondern an den Säulen. Auf der Estrade saß oder stand dichtgedrängt alles, was seine Beine für zu gut oder zu steif für Gesundheitsvergnügungen hielt. Ich konnte von draußen nichts hören als ein wüstes Summen. Doch sah ich mit Vergnügen, daß Zitronenlimonade lustig macht und Klatschen rosig anhaucht. Im Konversationssaal wurde furchtbar geklatscht, das gehört gewissermaßen zur Kur. Und wenn die distinguierte Witwe in Schwarz vielsagend lächelte, so sagte ihre schlanke Freundin sogar viel, und wenn die hübschen Serviermädchen mit weißen Häubchen durch die Garderobe äugten und sich gleich darauf hinter den Mänteln der Damen totkichern wollten, so gehört das ganz genau so zu einem Sanatoriumstanz wie der Sekt zum chambre séparée.

Meine beiden wirklich gräflichen Gönnerinnen saßen auch im Hintergrund, schwarz, nicht tanzend, aber durchaus höflich. Es gibt eine gewisse exklusive Höflichkeit, die besser abschließt als die größte Grobheit. Die guten Damen, die so gar nicht der Mittelpunkt des Interesses zu sein wünschen, sind es aber in der Tat. Man kennt sie jetzt, weiß, daß die Vornehmheit kein Flitter, der Reichtum gediegen, die Schönheit echt ist. Und so haben sich auch sofort zwei Partien gebildet, eine, die anbetet, kurknickst, der alten Gräfin am liebsten jedes Zeitungsblatt andächtig umwenden möchte, und der jungen Baronin den Platz auf der Massagebank sofort herzklopfend räumt; und eine andre, die opponiert, verachtet, in Türen wie festgenagelt steht, wo die beiden Gräfinnen gern durchmöchten, und beständig Dummheit und Stolz bei vornehmen Leuten zusammenwirft, wie das Sprichwort ja auch. Dummheit ist angeboren, Stolz aber erworben. Und je leutseliger ein hoher Herr ist äußerlich, desto hochmütiger pflegt er zu sein innerlich. Napoleon, wenn er einen Grenadier freundschaftlich ins Ohr kniff, würde höchst unangenehm geworden sein, wenn der Grenadier wieder gekniffen hätte. Es ist eben alles Schauspielerei! Die beiden Gräfinnen (hm, hm!) sind leutselig zu jedermann, und die Herren noch leutseliger zu ihnen, das ist nur natürlich und verletzt niemand. Diese Damen stehen auch an der Spitze der feindlichen Partei, sie verachten, sie verleumden, aber trotzdem sind sie von der heillosesten Neugierde besessen, Herrn von Lasowitz einmal zu schauen. Er ist berühmter Reiter und sehr eleganter Mann, das interessiert. Die Funktionen der Beine und des Schneiders stehen dem Durchschnitt nun einmal höher als die Großtaten des Kopfes oder des Herzens. Das ist nur menschlich. Und das Herz der blasiertesten Ballschönheit klopft hörbar, wenn sich der schönste Leutnant vor ihr verneigt, ihr Geist regt sich aber nur mäßig an, wenn sie den alten Moltke ohne Perücke erblickt. Wird Herr von Lasowitz kommen? Die Gräfinnen (hm, hm!) sagen: ‚Nie!' Dabei flackern die Puppenaugen der Blonden nur so. Die guten Kinder wären bereit, jedes unnatürlichen Todes zu sterben, wenn ihr Graf nur ein einziges Mal hier als Graf erschiene und sie als Gräfin. Aber er kann wirklich nicht, Kinder! Denn deine Ehe, mein Blondes, ward in einem Himmel geschlossen, von dem die Erde nichts wissen darf. Die Dunkle, die gerade nach der Brosche mit dem Namenszug tastet, vergißt vollkommen, daß ihre Liebe zwar tief und heilig, aber dem Standesamt unbekannt ist. Ueber die Lasowitzfrage, meine Damen, beruhigen Sie sich! Freiherr von Lasowitz, falls er kommt, kommt hierher, selbst wenn er seine Gemahlin noch so bitter haßte; euer Graf, Kinder, falls er kommt, bleibt in Dresden, wenn er euch auch noch so liebt!

Um zehn erstarb der Tanz. Aber ein Geist der Schlemmerei war über die Gesellschaft gekommen. Sie wallten in Gruppen nach dem nahen Hotel, was sie übrigens häufiger tun. Ein Assistenzarzt ging mit zur Ueberwachung. Ich glaubte immer, die Restaurants hier oben machten schlechte Geschäfte bei einem Sanatorium, wo der Alkohol verboten ist, ich mußte aber leider konstatieren, daß sie gerade darum gute Geschäfte machen.

Ich ging streng hygienisch nach Haus. Meine Favoritin war wegen einer kleinen Indisposition überhaupt zu Hause geblieben. Bei Portiers ist nämlich Geburtstag, und sie hat so viel Familiensinn! Außerdem zieht sie Solodiners vor, wenn es Bückingsköpfe gibt. Ich lächelte innerlich, als sie mich so selbstlos zu dem Tanzvergnügen schickte und das Haus aufs beste zu hüten versprach, ich liebe nämlich Bückingsköpfe nicht.

(Fortsetzung folgt)

Die weiße Weste

Roman

von

Teo von Torn

(Fortsetzung)

Den Grafen Emmerich Oechelhausen berührte dieser unsichere Glaube an sein Wort nicht mehr. Es gibt nichts, was die feinen Spitzen des Ehrempfindens so abstumpft wie brennende Geldnot, auch nichts, was so sehr zu leichtfertigen Versicherungen verführt. Er sagte sich keinen Augenblick, daß es im besten Falle unwahrscheinlich war, daß Jakob Leberentz mit Tausenden in Bargeld ankommen würde. Wenn er Schecks brachte oder sonstige Bankanweisungen, so war die Zahlung nicht zu leisten, wenigstens nicht sofort, wie er es versprochen hatte. Daran aber dachte er nicht. Die Hauptsache war, daß er eine Frist hatte; anderthalb Stunden nur, aber doch eine Frist!

Er reichte dem Gerichtsvollzieher die Hand mit einer Herzlichkeit, die diesen noch verlegener machte.

„Man tut, was man kann, Herr Graf," sagte er, indem er seine braune, schwielige Rechte alsbald geniert zurückzog, „und besonders gern für den Herrn Grafen," fügte er mit einem treuherzigen Aufblick hinzu. „Der Herr Graf werden sich meiner gewiß nicht mehr erinnern — es ist auch schon lange her — an die dreißig Jahre —"

„Erinnern —? Erlauben Sie mal" — er führte die Hand an die Stirn und betrachtete den Beamten, der nun ein leises, vergnügtes Schmunzeln riskierte —, „bekannt sind Sie mir auf den ersten Blick vorgekommen. Sagen Sie — haben Sie nicht unter mir gedient?"

„Nicht direkt. Der Herr Graf führten die erste Kompagnie; ich war Sergeant in der zweiten damals. Aber am Abend des 2. Dezember 1870 —"

„Schlacht bei Loigny!" rief der Graf. Der Beamte nickte und strahlte dabei über das ganze Gesicht.

„Da haben wir nebeneinander blessiert in einem Feldgraben gelegen, der Herr Graf und ich; und ich würde Ihnen heute wohl schwerlich lästig gefallen sein auf Revenshof, wenn Sie nicht den letzten Tropfen aus der Flasche mit mir geteilt hätten."

„Mann! Sie sind — Sie sind Kolasius! Der nachher neun Tage in Lumeau neben mir auf der Pritsche gelegen!"

„Sergeant Kolasius, Herr Graf," bestätigte der Alte, indem er sich erhob und mit leuchtenden Augen militärisch stramm aufrichtete.

Der Graf trat an ihn heran und legte beide Hände auf seine Schultern.

„Wahrhaftigen Gott," murmelte er mit zuckenden Lippen. Dann ein zitterndes Aufatmen, das ihn wie ein Krampf schüttelte. Er wandte sich ab.

Es war ganz still im Zimmer. Auch dem Beamten war das Wasser in die Augen gestiegen. Er wischte mit dem Handrücken über die buschigen Brauen und sah sich um, als wenn er fürchtete, daß das jemand gesehen haben könnte.

Emmerich Oechelhausen räusperte sich und lockerte seinen Hemdkragen.

„Das waren Zeiten damals, Kolasius," sagte er tonlos, „andre Zeiten. Herrgott im Himmel — daß man das alles erlebt hat — all das Große — und hinterher so! Sehen Sie — es wäre doch besser gewesen, der rothosige Schuft hätte mir damals sein Bajonett ein bißchen tiefer in die falschen Rippen gebohrt. Dann läge man jetzt dahinten — mit einer weißen Weste," fügte er kaum hörbar hinzu: „schlohweiß und rein — trotz des braunroten Flecks in der Seite."

Christoph Kolasius hatte das letzte nicht gehört. Nur das vom Bajonett hatte er verstanden und sich seinen Vers darauf gemacht.

„Manchmal habe ich mir so was auch schon gewünscht, Herr Graf," meinte er treuherzig. „Es hat eben ein jeder sein Päckchen zu tragen. Aber man kommt doch schließlich immer wieder darüber hinweg. Auch auf den beschwerlichsten Marschtag folgt ein Biwak, und hat es einem noch so sehr in die Bude geregnet — ein warmer Sonnentag macht alles vergessen."

Es hat für Emmerich Oechelhausen nie viel gebraucht, um ihn aufzurichten, wenn ihn wirklich einmal eine trübe Stimmung überkam. Eine Anlage, die sich bis zu einem gewissen Grade auch auf Felix vererbt hatte, nur daß sie bei diesem nicht so leichtfertig sich äußerte.

„Recht haben Sie, Kolasius!" rief der Graf, indem er sich lebhaft zu dem Alten wandte und dessen Hand ergriff. „Es kommt doch wieder anders! Und darauf trinken wir jetzt eine Flasche, alter Kriegskamerad, wie damals im Graben vor Loigny. Damals

wußten wir auch nicht, ob wir den nächsten Tag überleben würden."

Er eilte an den Schreibtisch und drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel.

„Ich ganz gewiß nicht, wenn der Herr Graf der Ambulanz nicht befohlen hätten, mich noch auf den Wagen zu laden, der schon voll war mit Ihnen. Erst als Sie erklärten, daß Sie andernfalls auch liegen bleiben würden —"

„So; das ist mir nicht mehr erinnerlich. Aber Sie müssen mir alles erzählen. Auch was nachher aus Ihnen geworden ist. Sie wurden zunächst nach Orleans geschafft, wenn ich nicht irre — pardon! — Bringen Sie uns eine Flasche Sekt und Gläser," wandte er sich an den eintretenden Diener, der trotz seiner guten Schulung wunderliche Augen machte angesichts des Gastes. „Oder bringen Sie gleich zwei, in einem Doppelkübel! Flott ein bißchen!"

„Sehr wohl. Der junge Herr Graf bitten —"

Emmerich Oechelhausen winkte ungeduldig ab.

„Nichts jetzt! Nachher — später. Ich wünsche vollkommen ungestört zu bleiben. Nur wenn Herr Leberentz ankommt, verständigen Sie mich sofort."

„Sehr wohl, Herr Graf."

Der Wein wurde gebracht. In seinen Schaumperlen verflüchtete sich die Gegenwart.

Der dienstgraue Subalterne vergaß den Zweck seiner Anwesenheit, die Wege nach Gatthorst und Seelow, die er noch zu machen hatte, und überhaupt das ganze kümmerliche Jetzt, das ihn im stumpfen Trottelgang um sein bißchen Brot tagaus tagein mitten durch Not und Elend führte. Er war wieder jung und stark, und mit jedem Nerv auf den glorreichen Pfaden der 17. Division. Wie oft hatte er das schon erzählt — eherne, unvergängliche historische Wahrheiten, ausgeschmückt mit jenen kleinen Schnörkeln der Phantasie, wie sie der überströmenden Begeisterung eigen und die durch häufige Wiederholung fast auch schon Wahrheit geworden sind.

Christoph Kolasius war ein Veteran von jenem Schlage, der heute stark im Aussterben begriffen ist. Es sind noch viele, die die große Zeit mitgemacht haben, aber verschwindend wenige haben noch dieses flammende Zurückerinnern. Die leuchtenden Farben sind abgeblaßt und übertüncht von dem Grau der Indifferenz oder einer der andern schweren Deckfarben, die das Leben auf seiner Palette hat. Wer sich heute noch begeistert, ist eigentlich schon ein Sonderling.

Graf Emmerich gehörte zu diesen Unentwegten nicht. Aber der Kriegsveteran in ihm war doch leicht geweckt, und er stand dann niemand nach im Erinnern und Schildern. Mit jedem Glase, mit jeder neuen Episode, die der eine aufs Tapet brachte und der andre ergänzte, stieg seine Stimmung und mehrte sich das Vergessen.

Immer weniger fühlte er den schmerzhaften Druck auf dem Schädel, und immer seltener, ferner klang ihm das Dumpfe, Eigensinnige im Ohr:

„Und wenn er nicht kommt . . ."

— — — — — — — — — — — — —

Felix hatte seinen Vater sprechen wollen, um die Gemüter der Tante Flinz und des alten Josef zu entlasten, die nachgerade mit ihrem Latein zu Ende waren. Namentlich Tante Flinz leistete das Menschenmögliche an verzweifelter Ratlosigkeit. Sie hatte schließlich die gerungenen Hände Felix gegen die Brust gedrückt und gefleht:

„Aber so geh doch! Sprich mit Papa. Was soll denn werden? Vielleicht hat er eine Nachricht — oder weiß, ob und wann wir zur Bahn schicken sollen!"

Felix ging. Da er aber von dem Diener hörte, daß der Vater nicht allein und bis auf weiteres nicht zu sprechen sei, betrachtete er seine Mission als erledigt. Er hatte zu viel Eigenes, das ihm im Kopfe herumging. Außerdem war er physisch und moralisch verkatert und entsprechend schlecht aufgelegt.

Das hatte Lorenz Kluth schon in aller Herrgottsfrühe erfahren müssen. Der biedere Mecklenburger hatte sich verpflichtet gefühlt, so etwas wie einen Bericht zu erstatten von gestern abend, daß er seinen Vater richtig getroffen, der andre aber nicht gekommen sei, „als wenn er was geahnt hätte". Damit lief Lorenz schön an. Er wurde zurechtgestuckt, daß ihm Hören und Sehen verging. Es war der wuchtigste Anpfiff, den er je erhalten.

Angeärgert und mit wirrem Kopf hatte der junge Offizier sich bald nachher in den Park begeben und war dort stundenlang umhergestrichen. Er mußte allein sein. Deshalb war er so früh aufgestanden.

Was war das gestern wieder gewesen! Er rekapitulierte die wüste Trinkerei, soweit seine Erinnerung sich nicht in undurchdringlichem Nebel verlor. Scheußlich. Widerlich einfach. Und Schulden hatte er nun auch — Ehrenschulden, an die fünf-, sechshundert Mark — binnen drei Tagen. Eine sinnlose Wut über sich selbst erfaßte ihn, dann eine Trostlosigkeit. Lebten denn zwei Seelen in ihm? Die eine, die das alles bewußt verabscheute, und eine andre, die ihn nicht minder bewußt zu Torheiten zwang? Oder war das gar hereditär, so daß es überhaupt keine Rettung gab aus diesem unsinnigen Widerspiel!?

Dann überlegte er, wie er das Geld beschaffen würde, das beschafft werden mußte. Binnen drei Tagen. Eine Wohlwollensfrist sogar. Die längste,

die es überhaupt gab in solchen Geschichten. Weshalb man ihm die wohl eingeräumt hatte — natürlich, weil man wußte ... Es wußten alle, wie es um ihn stand!

Das Nächstliegende, sich an seinen Vater zu wenden, schüttelte er von sich ab wie etwas Häßliches. Nach dieser Heirat nicht einen Groschen — und wenn der Vater Millionen zur Verfügung gehabt hätte. Von den Kameraden waren gerade die, die er genauer kannte, seine Gläubiger. Einige andre, mit denen er noch zu verkehren pflegte, hatten nichts, noch weniger jedenfalls wie er selbst. Przyborowski war reich, allerdings — aber —

Das Rencontre fiel ihm ein. Er hatte keine Erklärung und keine Entschuldigung für sein Verhalten. Nur tiefe Beschämung. Im eignen Hause — einem älteren Kameraden und einer Mahnung gegenüber, die ihm eine neue Sorge erspart hätte, wenn er sie befolgt! Wieder stand er knirschend vor der eignen Handlungsweise wie vor einem Rätsel.

Die Sache war beigelegt durch Könnewitz — er durfte nicht vergessen, sich bei Könnewitz zu bedanken —, beigelegt ja, aber nur äußerlich. Nicht so, wie es ihn jetzt drängte. Er hatte das Bedürfnis, sich rückhaltlos zu entschuldigen, dem Kameraden die Hand zu drücken. Dieser würde ihn gewiß begreifen, wenn er ihm seine ganze innere Verfassung offenbarte. Ueber den Angriff auf die Uniform *mußte* er sogar mit ihm sprechen, und das sofort. Daß er erst jetzt wieder daran dachte —

Damit war er ins Schloß zurückgeeilt. Die Teichszene, von der Friedrich ihm in hellem Entzücken etwas vorzuschwefeln versuchte, hatte er versäumt; dafür die mit Tante Flinz und Josef über sich ergehen lassen müssen. Nun wollte er unverzüglich den Adjutanten aufsuchen. Er glaubte die Kameraden beim Frühstück und ging zunächst in den Speisesaal. An dem gedeckten Tische waren einige Kuverts schon benutzt worden, andre noch nicht. Keine Seele.

Er wollte wieder hinausgehen, da trat Fridl Schöngast aus einer Fensternische schüchtern auf ihn zu.

„Verzeih, Felix," hauchte sie leise, aber mit einer gewissen Hast, „ich erwarte dich hier seit einer halben Stunde. Du hast keine Zeit für mich, gelt? Du bist so eilig —"

„Aber natürlich habe ich Zeit für dich, Fridl. Immer!"

Das sollte herzlich und dienstbeflissen klingen, aber einen leisen Beiklang von Ungeduld konnte er dabei nicht unterdrücken. Sie sah so frisch gewaschen und steiffaltig aus in dem weißen Kleidchen — und roch auch so; besonders, als sie mit beiden Händen seinen Arm ergriff und sich leicht an ihn lehnte.

„Ich habe so Angst, du —" raunte sie.

„Angst? Das war doch sonst nicht, Fridl?"

Die blauen Augen hingen an seinem Gesicht, als wenn sie jedes Wort von seinem Munde lesen wollte, und auch in welchem Tone er es sagte.

„Ich habe in der Kapelle Licht gesehen heute nacht — ein Licht, das über euern Chor ging —"

„Und den Revenshöfer weißen Mann ohne Kopf, nicht?"

„Still, scherze nicht darüber" — sie sah sich scheu um in dem großen, leeren Saale und strich das Blondhaar aus der Stirn, dann lehnte sie sich noch fester an seine Schulter —, „es ist ja möglich, daß ich mich irre; vielleicht hat es gar nichts auf sich. Der Mond kann es gewesen sein oder ein Diener, der dort noch zu tun hatte. Das sage ich mir alles selbst. Aber ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen, mir war, als wenn das ein Unglück bedeutete — o Gott!" schrie sie auf, indem die mühsam bewahrte Selbstbeherrschung sie verließ, „nicht dieses sorglose Lachen, Felix! Denn — das Unglück — das — es ist ja da! Höre," stieß sie leiser hervor und umklammerte den Auffahrenden mit beiden Armen, „bleibe ruhig — es ist vielleicht alles noch nicht so schlimm — der Herr Leberentz hat das wohl nur in einer bösen Aufwallung getan —"

„Aber was denn, zum Teufel! So sprich doch! Was — was hat er getan?"

„Er hat einen häßlichen Brief an Papa geschrieben und gesagt, daß er zurücktrete. Papa ist vorhin mit dem Briefe zum Herrn Grafen."

Felix starrte wie verblödet. Dann schluckte und würgte er an jedem Worte, das er herausbrachte:

„Und das — schreibt der Halunke dem Inspektor!? Weshalb nicht meiner Schwester oder meinem Vater?"

„Ich weiß es nicht, Felix," stotterte sie, indem sie die heißen Hände ineinander preßte; dann in demselben Atem: „oder doch! Ich will dich nicht belügen. Und ich meine — es braucht *dich* ja auch nicht zu berühren — du bist immer nur ein paar Tage hier, und deshalb trifft es doch *dich* nicht, wenn er schreibt, daß Papa hier der einzige ehrliche Mensch sei. — Felix! Um Gottes Barmherzigkeit willen — dieses Lachen! Das ist furchtbar! Ich bitte dich! Ich *kann* es nicht hören — Felix!"

Felix Oechelhausen lachte, daß der Körper wie im Fieber sich bäumte und schüttelte.

Er lachte noch, als Lärm und wilde Rufe über den Hof und gleich darauf durch das Haus gellten — als man ihm etwas Entsetzliches in die Ohren schrie und ihn hinausstieß — an einer heißen Wand vorbei, über verrauchte Korridore und mitten durch Glockengeläute —

Er lachte — auch als er über den Hof taumelte, von bunten Röcken umtanzt und von naßkalten Händen geführt dahin, wo alles zuströmte: der Lärm — die Menschen — und das Rote —

Er lachte — als er Bogumil Schneyer in der Kapelle zwischen züngelnden Flammen auf der Kanzel sah und sein heiseres Latein brüllen hörte —

Erst als die ekstatische Fratze des Brandstifters vornüber fiel und in dem schwarzen, immer mächtiger aufqualmenden Rauche verschwand, lachte Felix Oechelhausen nicht mehr. Er brauchte alle Kräfte, um sich zu halten — denn er fiel selbst, unaufhörlich — ins Unendliche — bis er auch die Glocken nicht mehr hörte, die stürmenden, schreienden Glocken . . .

Achtes Kapitel

Der linke Seitenflügel mit dem hart an der Chaussee belegenen Anbau, der die Gutsbureaus beherbergte, war noch nicht bedroht.

Dennoch hatte man die nach dem Hofe belegenen Fenster des Vorzimmers, wo sonst die Schreiber saßen und hinter der Barriere das Publikum abgefertigt wurde, sämtlich eingeschlagen. Auch die Flurtür hing schief in den Angeln. In solchen Stunden der Gefahr stürmt eben die Rettung auf den nämlichen Pfaden einher wie die Vernichtung selbst.

In dem Raume hatte man alles zusammengetragen, was in der ersten Kopflosigkeit bergenswert erschienen — und das ist immer das, was einem zuerst in die Hände fällt. Ein trostlos wüstes Durcheinander der verschiedenartigsten Dinge. Neben Büchern, großen Prachtwerken, die den naiven Helfer wahrscheinlich durch ihren reichen Einband geblendet, lagen flüchtig zusammengebundene Aktenmappen, deren Inhalt zu einem Teile auf der Diele verstreut und zertreten war. Dazwischen Silberzeug oder was man dafür gehalten. Kassetten und Kästchen, in denen immerhin etwas Wertvolles vermutet werden konnte, ruhten auf zerbrochenen Möbeln und zwischen durchnäßten Bündeln von Kleidungsstücken. Weshalb diese nicht zu den Betten und andern Einrichtungsgegenständen geworfen waren, die man draußen vor den Fenstern, auf der Chaussee und auf dem gegenüberliegenden Felde zu Stapeln zusammengetragen hatte, das wußte niemand und kümmerte auch niemand. Nur fort damit aus Rauch und Flammen, gleichviel wohin. Selbst Moraständer mit Photographien und Nippes, Jagdtrophäen und Blumen lagen hier durcheinander. Der ausgestopfte mächtige Kopf eines Elentieres barg seine Schnauze in einem zerzausten Rosenstrauß, der halb aus einer Vase gefallen war, einer auf Silber montierten Tiffanyvase. Auf einer der weit ausgreifenden Schaufeln des Tierkopfes hing eine feuchte und arg besudelte Offiziersmütze.

Das Bureau des Oberinspektors und die daranstoßende Registratur zeigten nichts von dieser Verwüstung und Unordnung. Nur in die Registratur waren einige Sessel geschoben worden — für die Damen, die sich auf Veranlassung des Grafen Emmerich Oechelhausen hierher zurückgezogen. Die Tochter hatte der Graf auf den Armen zwangsweise hierhergetragen, da sie sich — schon halb betäubt von Rauch und Angst — geweigert, die Gemächer ihrer verstorbenen Mutter zu verlassen. Jetzt saß sie stundenlang regungslos in einen Sessel gedrückt, die Hände schlaff und offen im Schoße, die Augen starr in einen Winkel gerichtet. Unter dem Zahn, den sie tief in die Unterlippe gedrückt hatte, stand ein dunkler Blutstropfen.

In den beiden, durch eine offene Tür verbundenen Zimmern waren die grünen Stabjalousien niedergelassen und auf halbes Licht gestellt. Die Nachmittagssonne stand auf den Fenstern und warf eine grelle Liniatur von Licht und Schatten in die schwüle Dämmerung. Diese vertiefte sich noch, wenn der Wind von dem brennenden Mittelschlosse her die schwarzen, von Funken durchsetzten Qualmschwaden über den niedrigen Anbau hinweg auf das Feld trieb.

Sonst merkte man hier wenig von der gefräßigen Vernichtung, die da hinten aus allen Fenstern lohte. Auch der furchtbare, jeden Nerv anstachelnde Lärm der ersten Stunden hatte nachgelassen. Was die engere und weitere Umgegend an Löschmaterial besaß, war längst herangerasselt. Vereinzelt rollte noch ein Wagen auf der Chaussee in rasendem Tempo daher, und das Getrappel der scharf galoppierenden Pferde machte die Dielen erzittern. Auf den Feldern brüllte das unter Peitschenknallen und wilden anfeuernden Rufen hinausgetriebene verängstigte Vieh. Die Sturmglocken läuteten nicht mehr. In ganz weiter Ferne nur ein eilfertig wimmerndes Glöckchen, das sich noch immer nicht beruhigen konnte. Von der Brandstätte her zeitweilig ein dumpfes Auffallen und Krachen. Sonst nichts als halberstickte, verworrene Rufe, wie das unterdrückte Keuchen äußerster Anspannung — oder Erschöpfung.

Felix hatte in dem ersten Zimmer auf dem schwarzen Ledersofa gelegen. Wie lange, das wußte er nicht. Es däuchte ihn eine unendliche Zeit, bis er erwachte. Vielleicht hatte er überhaupt nicht in Schlaf oder Betäubung gelegen. Er hatte jedes Geräusch gehört und differenziert bis in die kleinste Einzelheit. Das Toben draußen und dazwischen das Summen einer Fliege, die ihn eigensinnig belästigte; die Schritte und den schläfrig salbungsvollen Trost des Pastors Spannagel im Nebenzimmer, das gelegentliche Auf-

jammern von Tante Flinz und den starken, manchmal wie lauernd aufhaltenden Puls des eignen Herzens. Nur als er die Augen geöffnet, hatte er sich eine Sekunde angestrengt orientieren müssen.

Er hatte geglaubt, mit dem Kopf in der Richtung nach einem Fenster zu liegen. Dem war nicht so, und als er das feststellte, überkam ihn ein Schwindelgefühl wie von einer gedankenschnellen Umdrehung. Dann aber wurde alles bildgerecht und klar vor seinen Augen, nur daß diese etwas schmerzten und die Augäpfel sich schwer bewegten, als wenn ihre Muskeln sich verzogen hätten.

Er sah seine Schwester und konstatierte Zug um Zug, daß die zusammengesunkene, regungslose Gestalt in einem höchst unvorteilhaften Halbprofil saß. Und mangelhaft bekleidet. Wie sie so sich unter Leute wagen konnte! Ein weißes, atlasschimmerndes Kleid, weiße Seidenstrümpfe und Schuhe. Merkwürdig lange und ganz schmale Schuhe, mit einer Spange und einem Perlmutterknopf über dem Spann. Und keine Taille! Nur ein weißes Spitzenkorsett, so niedrig, daß das durchsichtige Gewebe des Hemdausschnitts darüber hing. Der zu dem vielen Weiß fahl kontrastierende Teint zeigte Schatten von Vertiefungen dicht über den hervortretenden Schlüsselbeinknochen. Ueber dem einen wenigstens. Die linke Seite war mehr durch den bunten Schal verdeckt, der ihr lose auf den Schultern hing.

Felix erkannte deutlich, daß dieser Schal ein Fenstervorhang war, einer von den hellgeblümten im runden Salon. Tante Flintz erhob sich des öfteren, um den Fetzen über der Brust des jungen Mädchens zu ordnen, aber es nützte nichts, denn die zitternden Hände waren ungeschickt, und sie tat es achtlos, unter dem mechanischen, altjüngferlichen Zwange angesichts einer Blöße. Die andre Zeit über saß sie mit gerungenen Händen und wiegte den Oberkörper in einer fassungslosen Verzweiflung, die sich aber etwas unglaubhaft ausnahm, weil sie zwischendurch Sinn und Sammlung für allerhand Beiläufiges zeigte. Wie unter einer plötzlichen Eingebung kramte sie in einer Hutschachtel, die sie gerettet, oder schaute kopfschüttelnd an ihrem Lilaseidenen hernieder, das an einem der mächtigen Volants Schaden genommen hatte. Plötzlich fiel ihr dann wieder in voller Schwere auf die Seele, daß das doch noch nicht so traurig sei wie das Unglück, das die Revenshöfer betroffen: mit einem langgezogenen Wehelaut schlug sie die Hände vor das Gesicht, und der Oberkörper wiegte lebhafter denn vorher — wie ein Perpendikel, das einen heftigen Stoß bekommen hatte. Bei diesen Schmerzensausbrüchen neigte Oberst Pantzer, der ebenfalls anwesend war, seine Platte in ritterlichem Zuspruch über ihre Schulter, und Pastor Sponnagel fand ein neues Wort des Trostes. Das beruhigte sie immer wieder insoweit, daß sie zum ungezählten Male von ihren Träumen und Ahnungen sprechen konnte — auch daß sie einen Schildkrotkamm vermisse mit sechzehn kleinen, aber echten Perlen —

Das sah und hörte Felix alles, und er ertappte sich darauf, daß er einiges belustigend fand. Anderseits befremdete es ihn, daß sich niemand um ihn kümmerte. Ob man ihn noch für bewußtlos oder schlafend hielt? Auch ging es doch eigentlich nicht, daß er hier liegen blieb, während draußen —

Oberinspektor Schöngast, mit wirrem Haar und schweißüberströmtem Gesicht, trat eilig ein. Nach einem flüchtigen Blick auf den jungen Grafen, dessen offene Augen er anscheinend nicht bemerkte, hielt er einen Moment inne und schlich dann auf Zehenspitzen in das Nebenzimmer, dessen Tür er hinter sich schloß. Gleich darauf ein ziemlich lebhaftes Gespräch — und ein Ausruf der Schwester. Dann eindringliche, beruhigende Worte und Erklärungen.

Felix hatte zunächst kein Interesse dafür. Die geschlossene Tür hatte das Bild verändert, das ihm stundenlang vor Augen gestanden und ihn in einem lethargischen Banne gehalten. Er besann sich nun mehr auf sich selbst und stand auf — langsam und schwerfällig, aber doch leichter, als er sich das vorgestellt. Man muß nur wollen. Ein feuchtes Taschentuch mit zerquetschten Kräutern oder dergleichen fiel von seiner Stirn. Er warf es beiseite. Ihm war völlig gut, bis auf die schmerzenden Augen und einen Druck am Hinterkopf. Er fühlte danach. Die Stelle war etwas geschwollen. Sonst nichts.

Er mußte hinaus, zu den andern, das war das Nächstliegende und eine Notwendigkeit. Was sollte man von ihm denken!

Dennoch setzte er sich. Nur noch einen Augenblick wollte er sich erholen und jene Beklommenheit niederringen, die ihn schwer und unter Herzklopfen befiel bei der Vorstellung, was draußen seiner harrte.

Es mußte schlimm sein, sehr schlimm, und er versuchte sich ein Bild davon zu machen. Wie immer, wenn er etwas Außerordentlichem entgegenging. Aber es gelang ihm nicht. Die Gedanken und Vorstellungen strebten auseinander oder verloren sich in nichtige Einzelheiten. Irgendein gleichgültiges Interieur drängte sich ihm eigensinnig immer wieder auf — mit der Frage, wie es jetzt wohl ausschauen mochte: das lauschige Erkerzimmer neben dem Waffensaal, wo das alte Dianenbild hing mit den kleinen, apfelrunden, hochgeschobenen Brüsten, mit den unnatürlich rosigen Zehen und dem einen viel zu langen Bein. Trotz der verblaßten Farben und unmöglichen Proportionen

hatte es ihn als Knaben seltsam gefesselt und erregt. Es war ihm später Norm und Maßstab für Frauenreize gewesen, und es hatte ziemlich lange gedauert, bis er sich davon emanzipiert. Heute noch — oder wann war es? — hatte er das Bild sich angesehen, und es war ihm peinlich gewesen, daß Josef ihn davor getroffen. Die neuen Epaulettes, die Lorenz heute früh auf der Spiegelkonsole zurechtgelegt, waren gewiß auch hin, ebenso der Drilling neben der Tür und der Patronengürtel. Und die Brieftasche — um Gotteswillen! Er hatte sie gestern mit Fridls Blumen herausgelegt und beides unter die Tischdecke geschoben. Was war denn alles in der Brieftasche —?

Daß er sich genau entsann, die Notizzettel für die geplante größere Arbeit vor der Abreise in der Schreibmappe verwahrt zu haben, beruhigte ihn einigermaßen.

Die Auseinandersetzung im Nebenzimmer wurde lauter. Man sprach auf jemand ein mit dringenden Bitten und Beschwörungen, die nichts nützten und heftig zurückgewiesen wurden, anscheinend von der Schwester. Dabei fiel ihm der hellgeblümte Seidenlappen ein, der ihr um die Schultern hing, und daran knüpfte sich die Vorstellung, was aus dem runden Salon geworden, der neben dem Musikzimmer mit dem Feuerherde in direkter Verbindung stand.

Da war natürlich nichts mehr vorhanden. Alles aufgelöst in roter, glimmender Vernichtung — bis auf den einen bunten Lappen. Die geschnitzten, hochlehnigen Bankfitze in den Fensternischen, der Spiegel, der der Lüneburger Weinhandlung gehörte, der Stuhl des Hamburger Juden, die Blumen und die Hochzeitsgeschenke . . .

Auch die selbstverständlich! Und alles, was damit zusammenhing — vorbei! All das Demütigende, das Unsinnige und Widerliche — vorbei!

Er fuhr zusammen, denn es war ihm, als hätte er das letzte Wort gellend laut herausgeschrien. Eine Sinnestäuschung, hervorgerufen durch den neuen, befreienden Gedanken, der ihm das Blut brausend zu Kopf jagte, und durch einen Schrei im Nebenzimmer.

Ein kurzes, wildes Rütteln an der Klinke, dann wurde die Tür aufgerissen und die Schwester stürzte heraus. Mit einer wütenden Bewegung schüttelte sie Tante Flinz von sich ab, die an ihr hing und sie zurückzuhalten suchte.

„Laßt mich!" keuchte die Komteß im Ringen. „Wo ist er! Ich gehe mit ihm!"

„Du sollst ja auch, Gertrud," wimmerte Frau von Flinz, indem sie sich erneut herandrängte und die schmalen, nackten Schultern zu verhüllen suchte, „aber doch nicht so, — ich komme mit dir! Warte noch —"

„Nehmen Sie Vernunft an, Komteß!" bat auch Oberst Pantzer. „Bleiben Sie!"

„Nein und — nein!" Sie stieß das hervor, daß ihr die Stimme überschlug. „Ich gehe mit ihm! Ich bleibe nicht — hier nicht — hier nicht —"

Die letzten Worte verloren sich bereits im Vorzimmer, in dem stärker hereinschallenden Lärm vom Hofe her und in dem Geräusch eines heranrollenden Wagens.

Die andern eilten ihr nach — bis auf den Oberinspektor, der sich an Felix wandte:

„Sie hätten uns helfen sollen, Herr Graf," sagte er verstört, indem er mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn wischte; „was die Komteß da tun will, ist eine Kopflosigkeit, wir dürfen das nicht zugeben."

„Worum handelt sich's?"

„Herr Jakob Leberentz ist mit einer Leiter gestürzt; er hat die Schulter ausgerenkt und den rechten Oberarm gebrochen —"

„Verzeihen Sie — ich bin noch etwas benommen — ich verstand nicht recht — wer —?"

„Herr Leberentz; er hatte —"

„Sie wagen es also wirklich, diesen Namen hier zu nennen!?" rief Felix mit zornglühendem Gesicht, indem er dicht an den Inspektor herantrat. „Der Mensch ist da — wieder da, nach jenem Brief!? Und Sie hatten keine Hundepeitsche, um ihn davonzujagen!?"

„Wenn Sie einen Blick hinauswerfen, werden Sie sehen, daß zu solchen Exekutionen auf Revenshof keine Zeit mehr ist, selbst wenn es sich um einen Schuldigen handelte," erwiderte der Alte ernst und gemessen. „Wir werden bald alle gehen. Herr Jakob Leberentz hat den Brief nicht geschrieben. Dieser stammt von seinem Vater, mit dem er gebrochen hat, um hierher zurückzukehren. Er hat in diesen furchtbaren Stunden Wunder verrichtet, Herr Graf! Jetzt karrt man ihn fort, zum nächsten Arzt. Wir hätten nur verhindern müssen, daß die Komteß ihn begleitet, das durfte sie nicht."

Er wandte sich zum Gehen und stieß auf Schmedes, der hereintrat.

„Wie steht es, Herr Leutnant?"

„Mies — oberfaul — steht eigentlich gar nicht mehr — wird gleich fallen!" berichtete der Lange atemlos. „Herr von Könnewitz ist eben von der Station gekommen mit der Nachricht, daß die städtischen Spritzen unterwegs sind!" rief er dem Enteilenden nach. Dann bemerkte er Felix. „Mensch! Sie sind schon wieder auf Deck? Wo wir Sie für tot da hergelegt haben? Na, Gott sei getrommelt und gepfiffen — da ist wenigstens dieser Kelch an uns vorübergegangen. Nee — stop! Wo wollen Sie hin?

Raus? Nicht zu machen! Hiergeblieben! Sie sind Rekonvaleszent, mein Lieber, und das da draußen ist nichts für angegriffene Nerven! Können auch nicht helfen. Ist überhaupt nicht zu helfen — mit diesen sechs invaliden Dorfspritzen. Die Dampfspritzen müssen kommen! Przyborowski wollte außerdem ein paar Dutzend Mann schicken. Dann — wenn's nicht zu spät ist! Also geht es Ihnen wirklich besser, Conte? Fürchterlich haben Sie ausgesehen — wie Weißbier und Spucke. Auch jetzt noch. Uebrigens — was starren Sie mich denn so entsetzt an? Sehe wohl aus wie ein Irokese, der Schornsteine gefegt hat, was?"

„Sie sind verletzt, Schmedes," sagte Felix mit stockendem Atem, indem sein Blick auf dem zerrissenen und versengten Uniformärmel haftete, aus dem der Arm des Kameraden rot und brandig heraushing.

„Verletzt — ach so — ist ja richtig. Sonderbar, daß einem so was erst weh tut, wenn man daran denkt. Es muß mir da ein Stück angeheizte Dachpfanne oder sonst 'ne warme Klamotte raufgefallen sein. Hab's gar nicht bemerkt; erst als die Kleine mich darauf aufmerksam machte und mit sanfter Gewalt aus dem Gefecht schob. Eine Staatsdeern, diese Inspektorstochter! Wo der Dussel von Könnewitz gestern seine Augen gehabt hat! Zip soll die sein! Was soll ich Ihnen sagen — als Ihr Herr Schwager, dem wir übrigens nach mancher Richtung auch unrecht getan haben, von der Leiter segelte, wird nach Verbandzeug geschrien. Ja Kuchen — Verbandzeug! Nicht 'n Fetzen. Alles rennt durcheinander. Was macht das Mädel? Aufgeschürzt — runter mit dem weißen Unterrock und ritz ratz — schon ist ein Verband da! Ich habe auch ein Stück abbekommen — und rohe Kartoffeln hat sie mir in die Taschen gepfropft, die soll ich zerquetschen und auflegen. Sie können mir ein bißchen helfen dabei. Das tut jetzt doch verflucht weh — sapperlot nochmal! Sachte, sachte — Geliebter — am besten ist, wir reißen den Aermel ganz ab. So —! Und vor allen Dingen soll ich mich nach Ihnen umsehen, hat sie gesagt. Ob Sie die Kompresse noch richtig auf dem Kopfe haben. Sie würde gleich selbst nachschauen. Warten Sie — wir wollen erst mal die heilkräftigen Erdäpfel auspacken — hier hinten in der Rocktasche, wenn's gefällig ist. Da müssen auch noch ein Posten Telegramme stecken, die mir Ihr Herr Vater zum Aufbewahren gegeben hat. Sollten mal aufmachen — vielleicht ist's was Wichtiges."

Felix gehorchte mechanisch. Er öffnete eine der beschmutzten und zerknitterten Depeschen — dann noch eine. Nachdem Leutnant Schmedes in die ihm schweigend hingehaltenen Papiere einen Blick geworfen, wandte er sich verdutzt ab und zerrte sein Taschenmesser hervor, um angelegentlich Kartoffeln zu schneiden. Erst als Felix die übrigen Depeschen uneröffnet auf den Tisch schleuderte, brummte der Lange kopfschüttelnd:

„Das durfte allerdings nicht kommen. Hochzeitsglückwünsche! Haben die Leute eine Ahnung. Das ist noch schlimmer, als es mir im vorigen Jahre an meinem Geburtstage gegangen ist, an dem ich mit Zahnweh die Wände hochging. Eine kleine Krabbe von Nichte wünschte mir in einem selbstgeschriebenen Briefe treuherzig, daß ich alle Tage meines Lebens so glücklich verleben möchte wie diesen Tag. Die Roheit des Unbewußten. Aber lassen Sie sich das nicht anfechten, Oechelhausen! Es kommt alles wieder in die Reihe. Ist ja schlimm, ausgeräuchert zu werden just an so einem Familienfeste. Und derart gründlich! Aber jener Halunke hat seinen Teil. Eine unförmliche Masse, kann ich Ihnen sagen. Nur an der Brille war überhaupt zu erkennen, daß der brodelnde Klumpen so etwas wie ein Mensch gewesen ist. Pfui Teufel, Königliche Hoheit. Mir wird ordentlich schwach, wenn ich daran denke. Schluß! Reden wir nicht davon. Halten Sie diesen Zipfel, bitte, einen Augenblick — so, noch etwas strammer. Wir müssen uns übrigens beeilen. Herr Weber-Ilsadel holt Kleidungsstücke. Wenn er sie bringt, sollen wir sofort zur Bahn abgeschoben werden. Sie auch! Ihr alter Herr hat's befohlen, und er macht heute gar nicht den Eindruck, als wenn er mit sich spaßen ließe."

Ein neuer, gewaltig anschwellender Lärm vom Hofe her machte sie aufhorchen. Aus Hunderten von Kehlen ein Heulen und Schreien, das immer näher kam, ein Trampeln, Rennen und Flüchten.

Die beiden Offiziere starrten sich einen Augenblick erbleichend an. Dann klatschte der Verband mit der Kartoffeleinlage zu Boden. Sie eilten hinaus.

Tante Flinz, von einer wild nachdrängenden Menge gestoßen, fiel dem Leutnant Schmedes in der Flurtür des Vorzimmers in die Arme. Sie wäre zertreten worden, wenn er sie nicht aufgefangen hätte. Während er die Leblose in die hinteren Zimmer trug, drängte Felix mit aller Kraft vorwärts und hinaus. Er erkannte keins der von der Hitze aufgedunsenen, rauchgeschwärzten Gesichter, deren angstvoll aufgerissene Augen das Weiße schrecklich hervortreten ließen. Jeder Mund stand offen in einem sinnlosen Rufen oder betäubenden Brüllen. Das hatte etwas Anstachelndes, etwas, das rasend machte und stark. Dennoch hätte Felix die im Flur festgekeilte Menge schwerlich durchbrochen, wenn die über den Hof flüchtenden Haufen, von denen einzelne sich abgezweigt und ins

Haus gedrängt, nicht noch weiter gerannt wären — bis an die Mauer und, zum Tore hinaus, auf die Chaussee.

Damit ließ der Druck von außen nach. Von den Eingepferchten, die nun den andern nachstürmten, wurde Felix mitgerissen — und gerade zur rechten Zeit.

Kaum daß er sich an dem Gitterwerk des Hoftores festgeklammert, vollzog sich die Katastrophe, deren dräuende Anzeichen alles, was Beine hatte, davongejagt.

Der Wind war umgeschlagen, so daß der weite Hof im Augenblick fast frei war von Rauch. Die dicken, aus allen Luken, Fenstern und Türen des Hauptschlosses aufqualmenden, von mattgelb züngelnden Flammen durchsetzten Schwaden nahmen ihren Weg über das Dach hinweg nach der Moorheide zu. Das Dach selbst eine ungeheure Haube von Rauch und Feuer. Die ragende Glutsäule des Turmes, der den durch den rechten Seitenflügel gebildeten Winkel abrundete, neigte sich langsam, und jede der kaum merklichen Schwankungen, jeden Ruck begleitete ein prasselnder Steinregen. Jetzt ein Bersten und Krachen — der Turm fiel und durchschlug mit einer fürchterlichen Detonation und unter einer ungeheuern, zum Himmel aufsprühenden Garbe von Feuer und Funken die Dachsparren. Gleich darauf in dem brennenden Schlosse selbst ein donnerndes Gären, ein Sprengen, Verschütten und Fallen, das den Erdboden erdröhnen und das Blut in den Adern erstarren machte . . .

In dem Bruchteil einer Sekunde war der Hof in beizenden Qualm gehüllt, und dieser trieb die Menge auf das Feld hinaus; einige bis an die Koppeln, wo das Vieh die Knicks durchbrochen hatte und in den Wald geflüchtet war.

Schwer und undurchdringlich lag der Qualm minutenlang über dem Hofe. Nur ganz allmählich löste er sich in grauschwarze Ballen auf und schwebte empor. Der Ausblick auf das Schloß wurde frei.

Es war gewesen.

In unregelmäßigen zackigen Brüchen ragten nur noch die äußeren Umfassungsmauern aus dem wogenden Rauchmeere. Wenn der Wind dieses teilte, sah man durch eine oder die andre der noch erhaltenen Dachluken den blauen Himmel. Aus den niedriger gelegenen Fenstern hingen brennende Balken, und an mehreren Stellen hatten diese sogar die Mauern durchgeschlagen. Aus den Oeffnungen schüttete unaufhaltsam und unaufhörlich ein Sprühregen von Funken.

Aus den Nächststehenden, durch deren dichtgedrängte Haufen es wie ein Schluchzen ging, löste sich ein einzelner und betrat den Hof.

Barhaupt näherte sich Graf Emmerich Oechelhausen der Ruine, die das Haus seiner Väter war. In einer Entfernung, die durch die von der Brandstätte ausstrahlende unerträgliche Hitze bedingt war, blieb er regungslos stehen und heftete die geröteten und geschwollenen Augen auf die tote Front.

Das große Stuckwappen über dem Hauptportal — das alte Wappen der Okelhusen — brach aus der glühenden Mauer und zerschellte auf den unten gehäuften Trümmern.

— — — — — — — — — — — — —

Emmerich Oechelhausen stand noch immer an derselben Stelle — auch als der Abend angebrochen war und die längst eingetroffene städtische Wehr dem weiteren Vordringen des Brandes Einhalt getan. An dieser Stelle hatte er die Offiziere verabschiedet und seinen Sohn — und die andern, die zur Hochzeit auf Revenshof erschienen waren. Höflich, aber sichtlich so vollkommen abwesend mit seinem Blick und seinen Gedanken, daß man ihn nicht weiter belästigte und es mit einem stummen Händedruck bewenden ließ.

Nur Jobst von Leppien war noch geblieben. Sein Wagen harrte schon lange hinter dem Kreise von Dörflern, die nach der Feldarbeit noch in besonders großer Zahl von weither zusammengeströmt waren, um in scheuer Entfernung sich den Untergang von Revenshof anzusehen.

Nachgerade wurde dem Rastower die Geschichte langweilig. Die Kognakflasche, die er irgendwo erwischt und sich zu Trost und Stärkung nach und nach zu Gemüte gezogen hatte, war fast leer.

Wohl schon zum zehnten Male hatte er den Grafen bewegen wollen, mit ihm zu gehen. Jetzt war seine Geduld zu Ende. Er torkelte auf ihn zu und ergriff seinen Arm.

„Ich will Ihnen mal was sagen, Oechelhausen — nu hab' ich's dick! Es ist kein Mensch mehr da, und *mir* brauchen Sie doch keine Zicken vorzumachen. Der olle Kasten ist glücklich beim Deuwel, die Versicherungssumme fällig — und da zieht man einem alten Freunde und kundigen Thebaner gegenüber nicht ein Gesicht wie bei der Beisetzung einer reichen Großtante. Prost, Simulante, — auf Ihr Sanglück!"

Aber er kam nicht zum Trinken. Die Flasche klirrte gegen seine Zähne und fiel zu Boden. Jobst von Leppien taumelte zurück. Er hatte einen Schlag ins Gesicht erhalten.

Neuntes Kapitel

Major von Goslich durchmaß den Warteraum vor dem Privatkontor der Firma Sweet & Martens mit langen Schritten. Der dicke, über das ganze Zimmer gebreitete rotbraune Teppich erstickte das helle Anklingen der Sporen. Nur das Säbelgehänge klirrte bei einer besonders energischen Wendung.

Der Major hielt die Linke mit der Mütze und den Handschuhen auf dem Rücken; die Rechte legte er auf jedes Möbelstück, an dem er vorbeischritt. Von Zeit zu Zeit ein Blick nach der altmodischen, ernst und gemessen tickenden Kastenuhr oder nach der mit einem grünen Polster schalldicht verkleideten Tür zum Allerheiligsten. Das machte nervös und ungeduldig.

Tatsächlich war es auch ein starkes Stück, das ihm der Herr Senator wieder einmal zumutete. Die Konferenz war schriftlich für eine bestimmte Stunde verabredet. Eine dienstliche Abhaltung hatte den Major um wenige Minuten verspätet. Nun war es schon eine halbe Stunde her, daß er sich hatte melden lassen. Der trockene Schleicher von Clerk, dessen Spitzmausgesicht bei jedem Auftrage des Chefs in einer überirdischen Verzückung strahlte, wie sie vielleicht das Antlitz Moses' bei Entgegennahme der Gesetzestafeln auf dem Sinai vergeistigt, hatte zwar bestellt, daß der Herr Senator augenblicklich sehr beschäftigt sei und den Herrn Major bitten lasse, sich nach oben in die Privatwohnung zu bemühen.

Aber das wollte Herr von Goslich nicht. Das konnte er nicht. Die fatale Angelegenheit, die ihn hierherführte, hatte sein sonst friedliches und ausgeglichenes Wesen doch zu sehr aufgestört, um das geschwätzige Lamento seiner Schwiegermutter ruhig über sich ergehen zu lassen oder gar jener — Person, seiner Schwägerin, zu begegnen. Er hatte genug von den Szenen im eignen Hause.

Senator Sweet wußte sehr wohl, daß die Angelegenheit nur eine Erörterung unter vier Augen vertrug und daß der Major nicht hinaufgehen würde; dennoch ließ er ihn warten. Er benutzte gern solche kleinen Gelegenheiten, den Schwiegersohn seine väterliche Autorität und soziale Ueberlegenheit fühlen zu lassen.

Endlich ein schrilles Klingelzeichen draußen. Der Clerk huschte durch das Wartezimmer, um gleich darauf mit der Miene eines Seraphs, der ein himmlisches Geheimnis und eine Gnade kündet, zu melden:

„Der Herr Senator lassen bitten —"

Obwohl Herr von Goslich sich redliche Mühe gab, die Gereiztheit, die sich inzwischen seiner bemächtigt, nicht merken zu lassen, und dem Schwiegervater mit höflichem Gruß die Hand bot, unterdrückte dieser seine Mißbilligung nicht. Mit der olympischen Ruhe und gelassenen Bestimmtheit eines Mannes, der das Vollgewicht jedes seiner Worte kennt, sagte er in dem breiten, die S-Laute isolierenden Singtone des Urhanseaten: „Es tut mir leid, mein lieber Sohn, daß ich Sie habe warten lassen müssen. Aber das ist Ihre Schuld. Um elf Uhr habe ich Sie erwartet."

„Allerdings — ich habe mich um einige Minuten verspätet," erwiderte Herr von Goslich, indem er Mütze und Handschuhe beiseite legte. „Da der Oberst anwesend ist, habe ich leider nicht früher abkommen können."

„Ja, ja, der Dienst," nickte der greise Patrizier mit einem Lächeln, das sich eigentlich nur in dem Spiel der feinen, um die halbgeschlossenen Augen gelagerten Fältchen äußerte. Dennoch glaubte er schon, seiner Würde damit etwas vergeben zu haben. Er räusperte sich leicht und tastete nach der bis unter das glattrasierte Kinn geknüpften schlohweißen Halsbinde. „Ich bin auch nicht Herr meiner Zeit; wir werden uns beeilen müssen — in einer halben Stunde erwarte ich meinen Einkäufer aus Bordeaux. Wie geht es Sitta?"

„Sie fühlt sich angegriffen — nach all dem. Das ist natürlich."

Der Senator wiegte das weiße Cäsarenhaupt. Er unterdrückte mit einiger Mühe eine Bemerkung und ging in medias res:

„Was also haben Sie mir zu sagen, mein Sohn?"

„Je nun," erwiderte Herr von Goslich, der sich diskret auf die Seite des gesunden Ohres des alten Herrn gesetzt hatte, „in der Sache selbst nichts Besonderes oder wenigstens nichts Neues. Es handelt sich doch auch nur um die Konsequenzen. Ich habe mir den Leutnant Grafen Oechelhausen kommen lassen. Er versichert auf Ehrenwort, daß er die — junge Dame nur auf einem von ihr angeregten Spaziergange begleitet und daß sie nicht das Haus, geschweige denn seine Wohnung betreten hat —"

„Das ist allerdings nichts Neues. Das hat uns Ursula bereits versichert — und ebenso glaubwürdig."

„Pardon, Papa. Sie scheinen überhört zu haben, daß der Offizier sein Ehrenwort gegeben hat!"

„Ich habe nichts überhört, mein Lieber. Sie haben mich nur nicht verstanden — was mich eigentlich wundernimmt, da Sie doch meine Ansichten nachgerade kennen sollten. Ich habe die Glaubwürdigkeit des jungen Menschen nicht in Zweifel ziehen, sondern nur ausdrücken wollen, daß die Wahrhaftigkeit in meiner Auffassung nicht steigerungsfähig ist. Allerdings ist diese Auffassung nur eine kaufmännische. Der Mensch muß immer und in allem wahr sein. Ist er das, so genügt ein einfaches Wort, ein Ja oder Nein, und dieses ist dann Wahrheit; ist er das nicht, so wird ihm auch die feierlichste Tratte auf seine Ehre nicht diskontiert. Ursula ist mir ein Sorgenkind von klein auf, aber sie hat nie und unter keinen Umständen die Unwahrheit gesagt. Deshalb gilt mir ihre Versicherung nicht weniger als das Ehrenwort eines Offiziers. Das habe ich sagen wollen."

Die Stirn des Majors rötete sich, und er strich

mit ein paar raschen Bewegungen den aus dem Kinn gebürsteten Bart.

„Ich möchte auf dieses Thema nicht eingehen," sagte er ungeduldig; „wir werden uns in diesem Punkte — wie ja leider auch in manchen andern — nicht verständigen. Um es kurz zu machen — die Einleitung eines ehrengerichtlichen Verfahrens gegen den Leutnant Grafen Oechelhausen ist unumgänglich."

Senator van der Sweet sah flüchtig auf — kühl und uninteressiert. Aber die Stimme hatte doch ein eignes Timbre, als er sagte:

„Halten Sie es meiner geringen Vertrautheit mit diesen Dingen zugute, wenn ich Sie bitte, mir jene Notwendigkeit ein wenig zu erläutern. Der junge Mensch hat unter seinem Ehrenworte — also zweifelsfrei — erklärt, daß, abgesehen von der unüberlegten Mondscheinpromenade, nichts Ungehöriges geschehen ist. Was also noch —?"

„Aber, lieber Papa, das liegt doch klar auf der Hand! Die Geschichte ist im Offizierkorps herum. Man weiß, daß Ihre Tochter, meine Schwägerin" — es klang das gepreßt wie ein Knirschen — „mit einem Offizier in dessen Haustür verschwunden ist!"

„Von wem weiß man das —?"

„Das wird die Untersuchung ergeben. Es ist festgestellt, daß in dem kritischen Augenblick eine Gruppe von Herren die Straße passierte. Einer aus dieser Gruppe muß die Infamie begangen haben, auf Grund einer unzulänglichen Beobachtung derartiges zu verbreiten. Und er hat Glauben gefunden. Denn was traut man Ursula van der Sweet nicht zu! Der wilden Ursel! Einem Mädchen, das schon als Schülerin mit einem jungen Studenten in den Hafenspelunken sich herumgetrieben hat, — um Milieustudien zu machen; das einen meiner hoffnungsvollsten Fähnriche auf dem Gewissen hat, das mit jeder einzigen Handlung, ja mit jedem Worte allem ins Gesicht schlägt, was —"

„Echauffieren Sie sich nicht, mein Sohn," unterbrach der Greis, indem er aufstand und sich in seiner ganzen respektabeln Größe emporrichtete, „und vergessen Sie vor allem nicht, mit wem Sie reden!"

Auch der Major erhob sich und stieß den Stuhl zurück. Er war völlig aus der Fassung.

„Ich rede zu dem Vater eines verwahrlosten Kindes — und das mit um so mehr Recht, als dieses Kind auf dem besten Wege ist, mich um meine Zukunft zu bringen!"

„Eine merkwürdige Zukunft, die durch die Torheiten eines jungen Mädchens gefährdet werden kann," entgegnete der Senator, indem wieder jenes Lächeln in den Falten seiner Augenwinkel spielte. „Ueberhaupt ein merkwürdiger Stand, mein Lieber, in dem man nicht Herr seines Geschickes ist. Ursula steht mir noch etwas näher als Ihnen, nicht wahr? Nun — ich nehme an, sie wäre eine Dirne; ich nehme ferner an, auch meine ältere Tochter wäre nicht die ehrbare Gemahlin des Herrn Majors von Goslich, sondern ebenfalls verloren. Ja selbst wenn alles, was mir nahe steht, meine ganze Sippe in Schlamm und Schmutz und Unehrenhaftigkeit versinken würde — ich — ich würde stehen! Nicht ein Stäubchen davon könnte sich an den Saum meines Rockes heften. Ich würde bleiben, was ich bin — der Senator Johannes van der Sweet!"

„Das ist etwas andres. Die Ehre des Kaufmanns ist eben nicht so empfindlich wie die des Offiziers, dessen blanken Schild auch der leiseste Hauch trübt."

„So! Das ist der Irrtum und die Verblendung selbst, mein Sohn. Ich möchte im Gegenteil behaupten, daß die Ehre des Kaufmanns wesentlich sensibler ist. Nur der Schatten des Verdachts, daß er einer der ungezählten Verpflichtungen, die er mit seinem Namen deckt, nicht auf den Stichtag nachzukommen in der Lage sein könnte, ist unter Umständen sein Ruin. Der Offizier als Wechselschuldner läßt sich das mit seiner Unterschrift vollzogene Versprechen eventuell prolongieren — und er hat dabei wohl kaum ein andres Empfinden, als das Gefühl der Erleichterung, einer lästigen Sache für weitere drei Monate ledig zu sein. Der Kaufmann in gleicher Lage wäre verloren; er hätte einen Fleck auf seinem Ehrenschilde, den auch die einleuchtendste Entschuldigung, das autoritativste Spruchgericht nicht beseitigen könnte. Ist das sensibler oder nicht?"

„Gewiß!" bestätigte Herr von Goslich lebhaft, mit einem starken Unterton von Ironie; „Sie würden in diesem Einzelfalle recht haben, wenn das Kontrahieren von Wechselschulden dem Offizier nicht verboten, sondern so etwas wie eine militärische Einrichtung wäre. Und Sie würden auch ganz allgemein recht haben, wenn Geld und Ehre dasselbe wären. Da das nicht der Fall ist, und da wir den Ehrbegriff doch etwas weiter ziehen, als eure Kontoliniaturen reichen, so befinden Sie sich in Irrtum und Verblendung. Was ist ein armer Kaufmann in Ihren Augen!? Ein Nichts, eine quantité négligeable, die nicht einmal über die Schwelle Ihrer Börse darf. Erst, wenn er Geld —"

„Sehr richtig! Und dadurch bewiesen hat, daß er ein tüchtiger Mensch ist, dann kommt er zu Ehren und Ansehen."

„In kaufmännischer Auffassung! Der Offizier behauptet seine angesehene Stellung in der Gesellschaft, auch wenn er arm ist. Schon diese Tatsach[illegible]lte Ihnen beweisen, daß es noch eine andre [illegible]ls die, die nach Mark und Pfennigen zu be[illegible]."

„Eine andre Ehre — nun ja; eine Ehre, so mühsam künstlich, so verwickelt und unpersönlich konstruiert, daß auch die Hinterlist, die Böswilligkeit, ein Unglück oder ein lächerlicher, unberechenbarer Zufall sie irritieren kann. Eine Ehre, mein Sohn, die jeder Bube im Vorbeigehen zu gefährden vermag, wäre mir ein zu ängstlicher Besitz. Ich muß meine Ehre halten können; sie muß so sehr ein Teil meiner selbst und von außen unberührbar sein, daß sie nur durch mich und mit mir zugrunde geht!"

Major von Goslich hatte sich achselzuckend abgewandt. Er schwieg. Nicht daß die Ausführungen des alten Herrn oder die ungewöhnliche Rage, in der er sie vorgetragen, auf ihn auch nur den geringsten Eindruck gemacht hätten. Widerlegung? Einwendungen? Tausend für eine! Als der Schwiegervater mit seiner Definition eingesetzt, hatten sie ihn in der Kehle gedrückt, daß er zu ersticken geglaubt. Dann brachte ihn das Uebermaß der Einseitigkeit, Verständnislosigkeit und Unlogik plötzlich zur Abrüstung. Er schwieg. Die Kluft, die zwei ganz verschiedene Welten und Weltanschauungen trennte, gähnte wieder einmal in ihrer unüberbrückbaren Tiefe vor ihm auf. Er stand ratlos auf dem einen Ufer und vernahm vom andern her Worte — ohne einen verständlichen Sinn. Ein fremdes Idiom. Da er schließlich gar nicht mehr hinhörte, fiel ihm das andre ein, das, was ihn hierhergeführt. Er wollte das Gespräch brüsk darauf zurückleiten.

Der Senator kam ihm zuvor.

„Wenn die Extravaganzen Ursels — die ich nicht entschuldige, wie Sie bald sehen werden — Ihre Ehre oder dienstliche Position wirklich berühren sollten, so würde ich das natürlich auf das lebhafteste bedauern; aber ich kann es nicht ändern — wie ich es nicht habe hindern können. Sie sind vorhin sehr ungerecht gewesen, mein Sohn. Sie sollten wissen, daß dieses Haus der Sweet kein Nährboden für Wildlinge ist. Was in meinem Hause *wurzelt*, das gedeiht zu Frieden und Ehrbarkeit. Ursel ist nicht mein Kind — sie ist das Kind einer törichten und gefährlichen Zeit. Das einzige, was wie eine Schuld auf meinen weißen Haaren lastet, ist, daß ich die Entfremdung zu spät bemerkt habe. Ich hätte dem Kinde nachgehen müssen in die Einsamkeiten, die es von klein auf gesucht; ich hätte dem stummen Proteste nachspüren müssen, der mich oft schon in dem Blick der Zehnjährigen befremdet. Das alles ist mir erst später recht zu Bewußtsein gekommen — *zu* spät. Als ich es merkte, war sie bereits mit allen Trieben außerhalb des Elternhauses. Die Schule hatte ihre Wirkung getan mit ihrer ungesunden, überschraubten Wissenschaftlichkeit, die auch unsre Mädchen nicht mehr für das Haus, sondern für einen Platz in der lärmenden, kampfstollen Welt da draußen erzieht. Hier ist die Quelle der verrückten naturwidrigen Strömung, die das Weib dem Manne gleichstellen will, die in dem Weibe die Prätension einer selbständigen und selbstschaffenden Individualität weckt, ohne — im allgemeinen wenigstens — ihm auch die Kraft zu geben, sich wirklich als eine solche zu betätigen. Die Enttäuschung und Erbitterung nach der Erkenntnis des Mindermaßes zeitigt dann jene traurigen oder lächerlichen Zwitterwesen, die Torheiten begehen, da sie Taten nicht vollbringen können, die — wenn sie es schon dem Manne nicht gleichtun können — wenigstens die natürlichen Gesetze und Grenzen ihres Geschlechts zu Boden treten und ihr Weibtum verleugnen. Aus diesem Gesichtspunkte, mein Sohn, müssen Sie Ursel beurteilen — nicht als mein Kind. Soweit sie es aber noch ist, werde ich die Zügel, die unmerklich meiner Hand entschlüpft sind, wieder aufnehmen, und sei es auch nur, um sie in eine andre Hand zu legen. Dazu ist es aber geboten, daß die Angelegenheit mit dem jungen Offizier, die ja für uns aufgeklärt und erledigt ist, auch im übrigen auf sich beruht."

„Das ist unmöglich, Papa. So begreifen Sie doch!" sagte der Major eindringlich, fast bittend. „Ich habe selbst das vitalste Interesse daran, daß die Sache erledigt und begraben sein möchte, daß kein Wort mehr darüber verlautete! Aber das ist nicht zu machen. Gott sei's geklagt. Die Sache ist publik und nicht mehr zu vertuschen; sie *muß* ihren Gang gehen. Der Graf kann nicht jedem einzelnen die ehrenwörtliche Erklärung abgeben, die uns beruhigt. Dazu sind es zu viele — und die meisten werden sich nicht einmal zu der Wissenschaft von jenem Vorfalle bekennen. Von Ohr zu Ohr würde es weiter wispern — das Gerücht, daß meine Schwägerin, die Schwägerin des Majors von Goslich, einen Offizier der Garnison zur Nachtzeit in seiner Wohnung aufgesucht hat. Immer weiter würde es gären und spuken, in den Medisancewinkeln der Gesellschaft, an den Stammtischen schließlich und an der Börse, jener Großdestillation von Gift und Schmähsucht! Immer offener, immer rückhaltloser und frecher — bis mir nichts übrigbleiben würde, als den harmlosen Jüngling, der nicht weniger ein Opfer ist als ich selbst, vor die Pistole zu nehmen und damit in der blühenden Logik unsrer lieben Mitmenschen das Gerücht zur Wahrheit zu stempeln. Was alldem allein noch einen Damm vorbauen kann, ist ein Spruch des Ehrengerichts."

„Und wer bildet das Ehrengericht, mein Sohn?"

„Das Offizierkorps des Regiments."

„Auch der andern, nicht hier garnisonierenden Bataillone —?“

„Allerdings.“

„So wird also die ehrengerichtliche Verhandlung *nicht* stattfinden, mein Sohn. Sie *darf* nicht stattfinden — verstehen Sie mich?! Diese Verhandlung würde das Gegenteil von dem bewirken, was Sie bezwecken, und vor allem könnte sie den Plan gefährden, der die Lösung der ganzen unerquicklichen Affäre ist. Wenn Ihre Befürchtungen wegen des Geschwätzes wirklich zutreffen — in unsern Kreisen und an der Börse verlautet noch nichts —, so darf die Geschichte nicht auch noch nach Hamburg exportiert werden. Namentlich dorthin nicht. Ich habe mich gestern mit meinem Freunde Wolters, von der Firma Ruys & Schwan in Hamburg, in Verbindung gesetzt. Ich habe ihm selbstverständlich die Sachlage vollkommen klargelegt — und wir sind übereingekommen. Binnen sieben Wochen geht der junge Wolters — Sie haben ihn wiederholt bei uns zu Tisch gesehen; der junge Mann interessiert sich seit langem für Ursel — geht Christian Wolters als Leiter der Getreideeinkaufsfiliale von Ruys & Schwan nach Buenos-Aires. Ursula wird ihn dorthin als sein Weib begleiten.“

„Wenn sie will —“

„Sie *muß*! Und sie *wird*!“

Das war wie ein Schwur — wie das unbeugsame Einsetzen der vollen patriarchalischen Autorität, die sich jenem Mädchen gegenüber bisher auffallend zurückgehalten und nun das Versäumte mit einem einzigen ehernen Griff nachzuholen wünschte. Der Major wußte, daß dieser stolze, steifnackige Mann auf Biegen oder Brechen durchführte, was er ernstlich wollte. Und diese Heirat wäre in Wahrheit eine Befreiung gewesen. Dennoch konnte er nur ablehnend den Kopf schütteln, als der alte Herr näher an ihn herantrat und auf ihn einsprach.

„Der Name F. C. Wolters, mein Sohn, geht für Gold durch die ganze Welt. Er ist der Name einer der ältesten und edelsten Familien der Hanse. Als die Sweets vor dreihundert Jahren von Brügge her einwanderten, saßen die Wolters schon anderthalb Jahrhunderte im Hohen Rate ihrer Vaterstadt. Der preußische König, der ja auch Ihr oberster Kriegsherr ist, war wiederholt Gast im Hause von F. C. Wolters. Die Verbindung unsrer Familien wird demnächst publiziert. Bedarf es noch eines Wortes, daß damit auch dem böswilligsten Klatsch die Spitze abgebrochen, der leiseste Verdacht beseitigt ist?!“

„Lieber Vater, in Ihren Kreisen wird das genügen — ich glaube es sicher. In meinen nicht. Mir kommt im Gegenteil eben die Befürchtung, daß die plötzliche Verlobung einer übeln Auffassung zunächst Vorschub leisten wird — das liegt doch auf der Hand ... Sie lachen —!“

„Jawohl, ich lache — und zwar über Ihre Annahme, daß es einen Menschen mit gesunden Sinnen geben könnte, der einen Sohn von F. C. Wolters als den Sündendeckel für einen armseligen kleinen Leutnant ansehen wollte. Dazu, mein Lieber, versteigt sich nicht einmal die Dummheit, geschweige denn die Kanaille! — Aber wir müssen zu Ende kommen. Ich äußere hiermit als Chef der Familie, der auch Sie angehören, den wohlerwogenen und ausdrücklichen Wunsch, daß Sie in dieser Angelegenheit keinerlei Schritte unternehmen. Versprechen Sie mir das?“

„Nein. Ich kann nich.. Die Gesetze, denen ich als Offizier unterworfen bin, stehen mir höher, *müssen* mir höher stehen, als die Wünsche der Familie. Aber selbst wenn ich, entgegen meiner Pflicht und meinem Empfinden, das Versprechen geben und meinerseits die Sache auf sich beruhen lassen wollte — das wäre völlig wirkungslos. Der Leutnant hat selbst die ehrengerichtliche Untersuchung gegen sich beantragt. Allerdings nicht in dieser Sache allein. Es ist da noch manches andre, was mit hineinspielt. In diesem elenden Klatschneste geht auch das Gerücht um, daß die Oechelhausen mit dem Brande auf Revenshof sozusagen ihre Bücher in Ordnung gebracht hätten. Es ist keine Spur von positiver Unterlage dafür vorhanden, aber man spricht davon — mit listigem Augenblinzeln und verständnisinnigem Lächeln, genau wie man davon spricht, daß — äh, hol's der Teufel! Der unglückliche junge Mensch war leider auch noch Gegenstand eines tätlichen Angriffs, den er nicht sofort mit der Waffe hatte zurückweisen können und dessen Meldung nicht rechtzeitig binnen vierundzwanzig Stunden erfolgt ist. Auch sein Verkehr und seine schriftstellerische Tätigkeit erfordern bei dieser Gelegenheit Klarstellung. Doch genug. Ich erwähne das alles nur, um Ihnen darzulegen, daß die Untersuchung unumgänglich ist —“

„Und Sie können sie nicht verhindern —“

„Das ist ausgeschlossen.“

Der Senator neigte unmerklich den Kopf und wandte sich seinem Schreibtische zu.

„Dann haben wir nichts mehr miteinander zu besprechen, mein Sohn. Ich erwarte den Einkäufer aus Bordeaux —“

Als der Major sich unter einem Zusammenklirren der Sporen verabschiedete, drehte sich der Senator noch einmal um. Ein stahlharter Zug lagerte auf seinem weißen, faltigen Gesichte.

„Handeln Sie also immerhin [illegible] ihren Gesetzen. Das Haus Sweet bleibt [illegible] von unberührt. Adieu.“

(Fortsetzung folgt)

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-[illegible]ttgart

Wöchentlich eine Nummer | № 48 | Alle 14 Tage ein Heft

Der Ueberkater

Von

Johannes Richard zur Megede

(Fortsetzung)

Wir haben jetzt wunderschöne Herbsttage. Das Elbtal in einem lichten Morgennebel, aus dem tauglitzernd Dresden ganz allmählich emportaucht, die grauen Kirchen, das Schloß, rechts und links von dem freundlichen Stromspiegel das rußige, einförmige Häusermeer, des vergoldenden Sonnenlichtes so sehr bedürftig. Auch die Dresdener Heide lacht und leuchtet. Und wären nicht die buntwirbelnden Blätter, die linde Melancholie des Herbstes, der rieselnde Verwesungshauch, der diesen weichen Sonnenabschied so wehmütig umspinnt, man könnte wähnen, es gäbe in der ganzen Natur nur Sonne und Glück.

Ich finde, daß Josefa die Kur bekommt, sie hat mehr Appetit, ist gesprächiger. Als sie mich am Sonntag, der kurfrei ist, zu einem längeren Spaziergang durch den Wald aufforderte, ahnte mein gutes Kind wohl nicht, wie kindisch ich mich über dieses Erwachen auch in ihrem [illegible]n freute. Ich bin doch nun einmal Mutter, nu.. Mutter!

Auch den Leuten im Sanatorium werden wir jetzt gerecht. Es gibt wahrscheinlich viel nette Menschen da. Und daß alles so einfach ist und sich so einfach gibt, das entspricht doch auch eigentlich am besten einer Anstalt, die die Pflege der Natur als ihr erstes Gesundheitsgesetz predigt. Ich füge mich gern den Verhältnissen, sobald ich ihre Berechtigung erkannt habe. Ich weiß nicht, ob sich Josefa gern fügt, sie läßt noch immer nicht in sich hineinsehen. Aber als wir an dem besagten letzten Sonntag durch die Schluchten der Heide bummelten, genau so harmlose Sonntagsspaziergänger wie die Tausende von aufgeputzten, fröhlichen Dresdenern auch, da mied sie nicht etwa die Wege der andern, obgleich's doch alles kleine Leute sind, die sich von dem Werktagsruß in der reinigenden Waldluft erholen möchten. Sie streichelte sogar ein Kind, das, ich weiß nicht aus welchem Grunde, ihr einen kleinen Heidestrauß ungelenk überreichte. Sie nickte freundlich den Eltern zu, die von ferne standen. Sie hat so viel Scharme, wenn sie lächelt, weichen Scharme, wie ich ihn auch hatte, und dabei bleibt sie immer die Königin, die sich nur ganz leicht zu neigen braucht, und die andern grüßen ganz tief! Wir begegneten keinem Bekannten, ausgenommen diesem Herrn Rin, der aber nach seiner Art auf einem Seitenwege ging. Josefa sah ihn nicht, und auch er machte keine Anstalt, uns zu sehen. Ich habe jetzt gar nichts mehr gegen den Mann, der nicht den Eindruck eines Kranken macht, es aber vielleicht doch ist ... Dabei muß ich noch etwas beichten. Ich habe unter einem freundlichen Vorwande, weil seine Frau, neben der ich zuweilen in der Kirche sitze, mich immer höflich grüßt, den Chefarzt des andern Sanatoriums nach Herrn Rin interviewt. Herr Rin ist bürgerlich, stammt aus der französischen Schweiz, in seinem Leben gibt es nicht

die geringste Unklarheit oder Romantik. Das wußte ich ja längst selbst. Aber als der Arzt, dem man doch immer mehr preisgibt, das alles Wort für Wort bestätigte, fühlte ich mich ganz erleichtert. Man soll sich gewöhnen, keine Gespenster zu sehen!

Und jetzt, da ich eine kindische Sorge los bin, sorge ich mich wieder kindisch um mein Kind. Was quält sie eigentlich? Denn um nichts und wieder nichts gibt's doch nicht so merkwürdige Aussprachen zwischen Mutter und Tochter wie vor vierzehn Tagen. Sind's nur Nerven? Das Gesellschaftsleben, das sie sonst führt, muß ja nervös machen! Der Assistenzarzt, der sehr gewandt und verständig ist, was ihm den Spottnamen des Damenäskulaps eingetragen hat, versicherte mir, daß es Nerven wären, nur Nerven. „Frau Gräfin, sorgen Sie sich nicht! Es fehlt der Dame nichts als eine gewisse Ueberreiztheit, die mit der Kur schwindet. Und das Herz?" Er lächelte dabei weltmännisch. „Die Frau Baronin wird jedenfalls schon ganz andre und ungleich mehr Herzkranke gemacht haben, als sie selbst eine ist. Jedenfalls ist es nur eine minimale, unbedingt heilbare Abweichung. Für das Herz speziell garantiere ich!" Ich war so dankbar für den Bescheid, und er stimmt ja auch völlig zu Josefas Aeußerungen, daß sie in ein Sanatorium eigentlich gar nicht gehöre.

Also kann das Leiden nur seelisch sein. Weil ich aber nicht gern im Dunkeln tappen möchte, habe ich heimlich an Peter geschrieben. Er soll ein paar Tage herkommen. Da wird sich's schon zeigen.

*

Peter hat sofort und sehr höflich zugesagt. Diesmal werde ich Josefa doch überraschen! Wenn die Ehe stimmt, und das werde ich auf den ersten Blick sehen, dann sind es eben nur Grillen, und Grillen können ausgetrieben werden.

Neulich bei Quedenbergs zum Gegenbesuch. Er nahm uns an, sie war nicht bei Wege. Da hörte ich auch was Nagelneues. Jeanette fühlt sich Mutter! Er teilte mir das aus der Freude seines Herzens geheimnisvoll mit, und daß ich mit niemand darüber sprechen dürfe, auch mit Josefa nicht. Seine Frau sei glücklich und er noch mehr. „Aber kein Wort, gnädigste Gräfin, kein Wort! Sie liebt's nun einmal nicht. Die reizende Gesellschaft bei Ihnen neulich ist ihr entsetzlich bekommen, sie schlief die ganze Nacht nicht." Ich versprach natürlich alles. Selbst wenn ich's nicht versprochen hätte, ich würde unbedingt geschwiegen haben. Warum mein Kind quälen? Die beiden haben nun, was sie wollen, sind glücklich, dabei lieben sie sich nicht, haben sich wahrscheinlich nie geliebt. Das ist mir so schmerzlich, daß meine Kinder, die sich doch aus reiner Liebe geheiratet haben, dies Glück nicht finden sollen. Ich war froh, als wir wegfuhren. Denn vor den höchsten Wünschen, die andern gewährt, uns aber versagt werden, macht der Neid leider Gottes nicht Halt. Ich war gegen Josefa so liebevoll, verschloß alles in mir, bloß um ihr nicht wehe zu tun. Aber sie wußte doch Bescheid. Kaum saßen wir im Wagen, da sagte sie leichthin: „Quedenbergs erwarten Familie?" „Wer sagt dir das?" „Nun, ich weiß es." „Aber Josefa, du irrst dich vielleicht." „Nein Mama, ich irre mich nicht! Es gibt gewisse Fensternischengespräche zwischen jüngeren Herren und älteren Damen, indes die Frau sich unpäßlich fühlt." „Aber Josefa!" — „Aber Mama! Und tue mir doch den Gefallen, verschleiere nicht immer unnötig. Es nutzt nichts, es nutzt nie etwas im Leben." — „Josefa, du verschleierst doch auch!" Da wurde sie wieder eiskalt und hochmütig. „Mama, wenn ich dir etwas zu sagen hätte, ich sagte es dir. Aber ich habe dir nichts zu sagen. Dir nichts ..." Darauf blieb sie verschlossen, trotz aller guten Gründe und liebevollen Vorwürfe. Nur ein eigentümliches Lächeln zuckte zuweilen um ihre Lippen. Erst beim Aussteigen sagte sie: „Ich gebe dir mein Wort, Mama, ich beneide Jeanette Quedenberg weder um ihr Glück noch um ihr Kind. Mir würde grauen vor diesem Kinde!"

Und da bin ich wieder am Ende. Mein Kind wird körperlich immer wohler, fast blühend, der Arzt ist mit den Fortschritten außerordentlich zufrieden, und ich, die Mutter stehe stumpf vor einem Rätsel.

*

Peter gekommen. Die Ueberraschung wenigstens gelang vollkommen. Wir saßen beide bei mir zu Haus, beim Nachmittagskakao, als er, ohne zu klopfen, eintrat. Er war in Uniform. Als Kürassier gefiel er mir eigentlich besser. Ich mag Ulanen nicht mehr. So ändert man seine Ansichten. Er bleibt nur zwei Tage, weil der Dienst und die Rennengagements nicht mehr erlauben.

Ich will getreulich erzählen, wie's war. Er trat rasch ins Zimmer, sie erhob sich verwundert langsam. Er küßte ihr erst galant die Hand, dann herzlich den Mund. Sie küßte wieder und sagte: „Ist was passiert?" — „Mama befahl." Er zeigte auf mich. Er sieht gut aus, mein Schwiegersohn, hübscher, eleganter Mensch. Wir tranken den Kaffee zusammen. Die hiesigen Bekannten wurden durchgenommen. Später kamen die Pferde an die Reihe. Da wurden beide sehr lebhaft, die Rennausdrücke flogen. Ich freute mich, wie diese Passion bei beiden noch vorhält.

Gegen Abend gingen wir in das Sanatorium. Die beiden Arm in Arm vorne, ich hinterher. Sie gingen leicht untergefaßt, ohne Bräutigamsairs, wie sich's für Verheiratete schickt. Es war gerade der

allwöchentliche Tanzabend. Peter blieb darum zu Tisch, und die Uniform machte ein gewisses Aufsehen. Wir waren sehr gesprächig alle drei in unsern eignen Angelegenheiten, und kümmerten uns natürlich um die Visavis nicht. Zu diesem Tanzabend geht man eigentlich nur zum Mokieren. Mit unsern wenigen Bekannten wurde wieder die aristokratische, exklusive Insel gebildet, zu der sich in letzter Zeit noch zwei polnische Grafen gefunden haben, vornehme, weltgewandte Leute. Peter wollte tanzen, aber Josefa dankte. Gerade heute ist auch die Kur besonders anstrengend gewesen. Er absolvierte die beiden ersten Pflichttänze mit unsern Damen, nachdem er sich scherzend erst vor mir verbeugt und gesagt hatte: „Mama, du bist noch immer eine Ballschönheit, und kein Mensch würde sich wundern . . ." Meine Tochter, die nicht eifersüchtig zu sein scheint, nickte ihm zu, während er die spärlichen Schönheiten Revue passieren ließ: „Tanz nur ruhig, Peter, du tanzt ja so gern!" — „Werd' ich auch! . . . Aber Kinder, ein paar erstklassige Pferde hättet ihr wenigstens an den Start schicken können. Das sind ja fast alles Außenseiter!" Und er suchte mit den Augen, bis er endlich gefunden zu haben schien. „Halt! Die Blonde da ist wohl in ihren Mußestunden Balletteuse?" Er meinte natürlich die dänische Sängerin. „Und die Kleine mit dem Porzellanköpfchen, die neben dem dicken Herrn mit der goldenen Brille, der sich so in das Ecksofa lümmelt, auch nicht übel! wenn sie nicht von der gräßlichen, schwarzen Duena auf der andern coté flankiert wäre. Tragen übrigens beide Namenszüge von Gardekavallerieregimentern als Broschen!" Wir erzählten lachend die Gräfinnengeschichten der beiden. Darauf klemmt er das Monokel ein, durch das ein Leutnant nun einmal Damen am schärfsten sieht, und sagte nach einer Pause: „Den Puppenkopf kenne ich, wenigstens par distance. Nicht gerade Gräfin, aber dichte bei." Wir waren natürlich sehr neugierig auf die Lösung dieses Rätsels. Peter lachte aber nur: „Weiß wirklich nicht! Rennen oder so wo . . ." Er tanzte auch später mit den beiden Damen, aber die Verbeugung war derart, daß sie mich bedenklich machte. Josefa sah kaum hin. Peter kam auch gleich wieder zurück und widmete sich nur uns.

Solch Fest ist Punkt zehn beendet.

Als wir hinausgingen im dichten Gedränge, hörte ich verschiedentlich wispern: „Ach, das ist der berühmte Lasowitz!" — „Schöne Frau." — „Ueberhaupt distinguiertes Paar! . . ." Die Empfindung hatte ich übrigens auch, daß sie sich bei aller Vornehmheit herzlich und unbefangen gaben. Erst jetzt fiel mir ein, daß wir Peter ja noch gar nicht untergebracht hatten. Ich sagte darauf zu Josefa: „Du kannst doch noch die Jungfer für die zwei Tage ausquartieren?" — „Nein, Mama, das Zimmer kann ich niemand zumuten, und sonst ist die Villa besetzt." Peter bemerkte dazu, als wäre das selbstverständlich: „Ich habe meinen Taxameter gleich oben behalten. Ich wohne natürlich in Dresden im Savoye. Morgen komme ich dann zu euch mit der Elektrischen." Das war das einzige, was mir an diesem Abend nicht gefiel. Junge Eheleute — und das sind sie doch noch — nehmen mehr vorlieb und weniger Rücksicht. Sie sind über drei Wochen voneinander getrennt, und haben sich doch wahrscheinlich manches zu sagen, wobei ich wirklich nicht vonnöten bin.

Daß es die Liebesehe nicht ist, das weiß ich jetzt, daß es aber doch wenigstens eine Liebesehe ist, das hoffe ich noch. Ich kenne mich eben unter den heutigen Verhältnissen nicht mehr aus. Hält man für plump jetzt, was einst natürlich war?

Sonst habe ich nicht die Spur eines Mißklanges bemerkt.

*

Montag waren wir dann in Dresden unten, nachdem wir noch einen zweiten Tag ganz en famille und ohne Kur verlebt hatten, selbst Fräulein von Ingen wurde nicht angenommen.

Ich muß es immer wieder betonen, wie reizend dieser Tag war, und wie sehr mir Peters ungemachte Ritterlichkeit und Josefas gleichmäßige Liebenswürdigkeit gefiel. Ich hatte die Empfindung, daß es die harmonischste Gesellschaftsehe unsrer Kreise sei, vielleicht die glücklichste und dauerndste aller Ehen.

Also Dienstag nachmittag fuhr mein Schwiegersohn. Wir dinierten unten gemeinsam in der Stadt, brachten ihn zu Fuß zur Bahn. Es war ein so herrlicher Nachmittag, das rußige Dresden zeigte sein gemütlich sächsisches Gesicht auf das allerfreundlichste. Schließlich ist's und bleibt's ja doch eine große kleine Stadt, deren Internationalität nur scheinbar. Auf dem Wege nach dem Bahnhof sagte Peter unvermittelt: „Du, die Stute muß ausrangiert werden!" — Darauf Josefa: „Fusijama?" — „Nein, die Josefa." — „Es ist aber doch eigentlich mein Pferd, Peter?" — „Darum sag' ich's ja eben." — „Und sie ist noch immer ein gutes Pferd . . . Wer wird sie kaufen?" — „Gott, irgend einer. Es ist ja auch noch nicht perfekt . . . Jedenfalls jemand, der sie mir sehr anständig bezahlen will, und der merkwürdigerweise genau so über ihren Wert denkt wie du. Aber der Kerl ist mir unsympathisch, und wahrscheinlich bekommt er sie doch nicht! . . . Es wäre höchstens, weil wir beide dann zugleich in dem großen Jagdrennen mittun würden: ich auf Bormio, er auf der alten Stute. Er wird als letzter einkommen, der gute Mann, und

das gönne ich ihm eigentlich von Herzen!" — Darauf sagt Josefa kühl: „Du kannst die Stute nicht reiten, Peter." — „Das hast du immer behauptet, lieber Schatz. Bewiesen hast du mir's bis jetzt noch nicht. Aber da du's sagst, wird's ja wohl so sein."

„Wer will sie nun kaufen, Peter?" warf ich dazwischen. Er zuckte die Achseln. „Irgend ein mauvais sujet, Mama."

Obgleich diese Unterhaltung in aller Höflichkeit, ja fast zu höflich geführt wurde zwischen den beiden, so hatte ich doch meine Gedanken. Man wechselt nicht so plötzlich den Ton für nichts und wieder nichts unter wohlerzogenen Leuten. Auch als sie sich auf dem Perron verabschiedeten, es war doch eigentlich ein kalter Kuß und ein kalter Gruß, mit dem es auseinanderging!

Beim Zurückgehen fragte ich natürlich Josefa, die sehr einsilbig war, vielleicht doch wegen des Abschieds, wie ich damals noch glaubte. Sie gab auch sofort Bescheid. Peter wisse, daß sie gerade dieses Pferd sehr liebe, es immer hochgehalten habe als ihr Pferd. „Denn es ist mein Pferd, Mama! Peter hat es mir am Hochzeitstage Scherzes halber geschenkt. Es sollte weiter unter seinem Namen gehen, aber die etwaigen Gewinne sollten mein Nadelgeld sein. Es war wie gesagt ein Scherz. Denn sein Nadelgeld brauche ich wirklich nicht. Und wenn er's jetzt verkaufen will, vielleicht hat er auch recht. Ueberhaupt eine Lappalie, über die gar kein Wort zu verlieren ist. Und er verkauft's ja ganz sicher nicht, Mama!"

Ich hoffte das auch, fand aber gar nicht, daß es so sehr Lappalie sei. Ich erbot mich sogar, an Peter zu schreiben dieserhalb. Josefa lehnte ab, und zwar in einem Ton, der kein Paktieren gestattete.

Sie war auch scheinbar sehr schnell darüber hinweggekommen, zwang mich scherzend zu einer Droschkenfahrt durch den englischen Garten in der Dämmerung. Als wir aufstiegen, es war zufällig an einer Litfaßsäule, sagte sie lustig: „Mama, wir wollen mal leichtsinnig sein heute! Ich habe ein Grauen vor dem alten Sanatorium. Und es soll gerade gut bekommen, wenn man die Kur einmal völlig unterbricht." Sie studierte noch im Sprechen den Anschlagzettel, und ich fürchtete nach dem Ton das eben eröffnete, prachtvolle Spezialitätentheater, was aber wie alle Lokale dieser Art mit den ausgesungenen Chanteusen und dem schlüpfrigen Humor mir schon in Berlin äußerst widerwärtig war. Aber sie wählte etwas ganz andres: „Sieh mal Mutter, das trifft sich recht gut! Die Sorma ist hier als Gast und spielt die Nora von Ibsen. Ich kenne das Stück nicht, aber ich möchte es kennen. Schon der Titel: ‚Nora oder ein Puppenheim', lockt der dich nicht auch, Mama?"

Ich tat ihr natürlich den Gefallen, telephonierte meinem Kutscher wegen des Abholens. Wir bekamen noch einen guten Proszeniumsplatz, und ich freute mich auch auf die große Künstlerin, obgleich mir Ibsen immer Gruseln macht. Er sieht überall Gespenster in der Gesellschaft, und seine Gestalten machen bei aller Natürlichkeit den Eindruck von Menschen, die man der anmutigen Körperformen beraubt hat, nur um das Skelett besser studieren zu können.

Es ist ein sehr einfaches Theater, das sonst keine überschwenglichen Hoffnungen weckt. In der Garderobe trat ein kleiner, eleganter Herr auf uns zu, sehr häßlich, aber offenbar sehr amüsant. Er sagte mit einer chevaleresken Verbeugung: „Baronin kennen mich wahrscheinlich nicht mehr? — Graf Bloome." — Und meine so übersichere und kühle Josefa starrte ihn einen Moment an wie eine Erscheinung, und lächelte wahrhaftig verlegen. „Natürlich, lieber Graf!" erwiderte sie endlich. „Mama, Graf Bloome ..." Er fing auch gleich an sehr ungeniert und sehr lebhaft zu erzählen. Er habe wieder einmal eine Tante beerbt, diesmal aber einen wirklichen Geizbrachen. Und eine wie merkwürdige Laune des Schicksals es doch eigentlich sei, daß Josefa und er sich immer ausgerechnet dann treffen müßten, wenn er eine Tante beerbt habe. Hier gefiel er mir durchaus. Er hat eine so lebhafte, ironische Art, die mitreißt. Als Schwiegersohn würde mir dieser offenbare Leichtfuß nicht gerade angenehm sein. Bei dieser Wippnase dürfte ihm die Liebe auch nicht ganz leicht werden. Er erzählte tausend Dinge aus Afrika, und welch tolle Reiterin Josefa immer gewesen sei. „Ich versichere Ihnen, gnädigste Gräfin, die Baronin kann reiten! Ich würde mich schön bedanken, mit ihr jemals konkurrieren zu wollen!" Darauf zu meiner Tochter: „Uebrigens, Frau von Lasowitz, damit Sie die größte Neuigkeit des Jahrhunderts wissen: Ich bin auf meine alten Tage wieder unter die Rennreiter gegangen. Ich will den Kerls mal beweisen, daß auch andre Leute reiten können! Denn die Kerls mit ihren Rennbahnairs ..." Er unterbrach sich: „Ich vergesse ganz, Gnädigste, daß Ihr Gatte ja selbst von der Zunft ist. Grüßen Sie, bitte, meinen braven Peter, und er möchte einem alten Kameraden gegenüber etwas kulanter sein. Er weiß schon. Irre ich mich — bon! Irrt er sich — noch boner."

Aber Josefa war nicht aus einer gewissen Reserve zu bringen. Und sie kennen sich doch offenbar lange und gut. Es klingelte. Sie gab ihm zögernd die Hand und duldete nicht, daß er sie küßte.

Als wir in der Loge waren, sagte sie ungefragt: „Dieser Bloome ist ein guter, anständiger Mensch. Er kennt mich aus der Zeit, wo ich schwerkrank war. Und hat sich auch sonst feinfühlig und vornehm benommen."

Das Stück wurde gut gespielt, namentlich die Sorma war entzückend natürlich. Nur der Schluß will mir nicht ... Da der Autor es nun einmal liebt das Häßliche, Kleine der menschlichen Natur aufzudecken, was ja gewiß da ist, aber ohne ihm das Schöne, Große gegenüberzustellen, was doch auch da sein muß: so klingt mir eigentlich dieses ganze Drama unnatürlich und kläglich aus. Warum zuletzt bei der Heldin die Pose der Konsequenz, die doch immer die Inkonsequenz in Person war? Vor dem letzten Akt zur Abwechslung noch Feuerlärm mit einer Aufregung im Gefolge, die ich noch jetzt spüre. Das Parkett und die Galerien schrien Feuer. Es entstand ein häßlicher Tumult, in dem die einen rücksichtslos nach dem Ausgang drängten, die andern wie erstarrt sitzen blieben. Es roch versengt. Der eiserne Vorhang rasselte nieder. Es ist nicht der Tod, es ist die häßliche Vorstellung, einmal halbverkohlt unter den Trümmern hervorgezogen zu werden, die unsereiner fürchtet. Josefa blieb; in einer statuenhaften Ruhe und Unbeweglichkeit saß sie da, die Augen gingen ohne Erregung über dieses Parkett voll Todesangst. Ich glaube sogar, daß sie lächelte. Dennoch ging ich nach der Garderobe, und zwar um unsre Mäntel zu holen. Wenn ich's mir jetzt überlege: Kindisch! Aber der Gedanke, daß mein Kind bei einer Flucht hinaus in die Herbstnacht nicht frieren dürfe, das ist wohl ein kleinlicher, aber echter Mutterinstinkt. In der Garderobe fand ich den Grafen Bloome, der aufgeregt mir entgegenkam. „Wo ist Frau von Lasowitz? Sie darf nicht zurückbleiben!"

Damals erschien es mir nur eine schöne, menschliche Fürsorge. Heute denke ich in dem Punkte etwas skeptisch.

Zu guter Letzt erwies sich denn alles als unnützer Allarm. Ein Feuerwehrmann in voller Uniform mit Lederhelm und Picke trat an die Lampen auf der Bühne und versicherte, daß der brennende Kulissenfetzen längst gelöscht sei. Da lächelten natürlich die Verständigen alle, und zwar über sich selbst. Die Sorma spielte weiter, und spielte wunderbar. Ich freute mich von Herzen für mein Geschlecht über diese Geistesgegenwart. Komisch! Uns erschlafft die fortgesetzte Komödie des Lebens die Nerven, den Komödianten von Beruf werden die Nerven nur stärker dadurch.

Wir empfahlen uns nachher rasch. Ich hatte mich auf ein Austauschen der Meinungen gefreut.

„Wie hat dir's gefallen, Josefa?"

„Puppenheim," antwortete sie. Zu mehr war sie nicht zu bringen.

*

Bis hierher könnte jemand sagen: ‚Warum alle diese Kleinigkeiten, deren Zusammenhang man nicht begreift, so lang und breit erzählt eigentlich?' Ich schreibe ja auch dies Tagebuch nur für mich.

Aber von hier sind's keine Kleinigkeiten mehr. Von hier beginnt das Schicksal. Und wenn es wahr ist, was ich manchmal fühlte, daß nicht das Starke, Böse in unsrer Natur sich rächt, weil's einem Zweck dient; sondern das Schwache, Gute rächt sich, weil's keinem Zwecke dient. Und so will ich alte Frau noch in der zwölften Stunde versuchen, zu der ganzen Gestalt emporzuwachsen, die ich niemals war.

Ich bin Mutter, und mein Kind darf nicht zugrunde gehen!

Auch das Jetzt hört sich wie eine Nichtigkeit an. Wir beabsichtigten so wie so in der Stadt zu soupieren. Da Josefa von Savoye nichts wissen wollte, ließ ich den Kutscher aufs Geratewohl bei dem ersten, besten Weinstaurant halten. Es schien auch ein anständiges, sogar elegantes Lokal zu sein mit blitzenden Gläsern und unaufdringlichen Bratengerüchen. Wir wählten, um nicht etwa neugierig begafft zu werden, eine der sogenannten Nischen im Mittelzimmer. Man zieht den Friesvorhang zu und ist dann wirklich allein. Der Kellner sah uns etwas verwundert an, und präsentierte zuerst die Weinkarte. Wir aber wünschten nur eine Kleinigkeit zu essen, und Tee zu trinken wie zu Hause. Der Kellner verbeugte sich, doch mußten wir sehr lange warten. In der Zwischenzeit hörten wir viele Menschen vorüberkommen, namentlich junge Herren mit kichernden Dämchen. Offenbar mehr ein Lokal für elegante Lebewelt, wo man Champagner trinkt bis zum Morgen. Ich würde nicht zum zweitenmal hingehen! Aber in der Nische waren wir ja sicher.

Als eben das kalte Rebhuhn serviert war, kamen zwei Herren, die hier sehr wohl gelitten sein mußten.

„Ist das Zimmer reserviert?" ,

„Jawohl, Herr Graf."

Ich habe ein gutes Gedächtnis für Organe und erkannte sofort den Grafen Bloome wieder aus dem Theater. Er verhandelte kurz und wegwerfend wegen des Menüs, wie das Lebemannes Art auch zu meiner Zeit. Ich hoffte schon, der Kelch würde schnell an uns vorübergehen, als dieser Bloome ärgerlich sagte: „Weiber sind natürlich immer unpünktlich! ... Kommen Sie, Rin, wir wollen hier in einer von den Liebesnischen die erste Pulle Pommery allein trinken." Da wußte ich, wer der andre Herr war.

Sie traten in die Nische nebenan, ich wagte kaum zu atmen, und die Herren mochten sich wohl für gänzlich unbelauscht halten. Die Sektgläser klangen.

„Willkommen in Deutschland, Rin!"

„Danke."

Der eigentümlich starke Duft von Zigaretten zog

herüber. Der Graf fuhr sans gêne fort: „Ich konnte nicht mehr redressieren, Rin. Weiß, machen sich wenig aus solchen Mädels. Mache mir auch wenig draus. Gehört aber so zum Handwerk! ... Es sind ihrer zwei, damit Sie orientiert sind. Meine — natürlich die Hübsche — ganz netter Balg mit Neigung zum Größenwahn. Wohnt zurzeit auf dem weißen Hirsch im Sanatorium. Was ihr fehlt, weiß ich nicht, sie übrigens auch nicht, aber jedenfalls kostet es mein Geld. Heißt sehr sinnig Frida Blume und ist auch eine. In ihren Mußestunden bildet sie sich, glaube ich, ein, sie heißt Bloome und ist meine angetraute Gemahlin. Ich fürchte nämlich, sie treibt manchmal mit meinem gräflichen Namen sträflichen Mißbrauch. Ein bißchen Hochstaplerin, das liegt bei den Weibern so drin ... die andre ist einfach ein Schauerbock, eine von denen, die man nicht los wird, das heißt nicht ich, sondern ein alter Kamerad von den zweiten Gardekürassieren wird sie nicht los. Müssen sich mal nach der Namenszugbrosche erkundigen, und sie wird Ihnen lächelnd erwidern: ‚die ist von meinem Bräutigam bei der Garde ...‘ Habe sie aus Gutmütigkeit für heute mit übernommen. Und wenn Sie mal fünf gerade sein lassen wollen, lieber Rin, so nennen Sie den alten Engel nach der zweiten Pomery ‚Frau Gräfin‘, und sie schenkt Ihnen gänzlich ungebeten ihr Herz und alles, was dazu gehört. Wie gesagt, Heilige sind's nicht, Rin! Und wenn's Ihnen nicht paßt, schicke ich die Weiber auch sofort wieder in ihr Sanatorium zurück. Weltsanatorium, hätten auch hingehen sollen!“

Nach einer Pause antwortete dieser Rin, dessen Schweigsamkeit mich sehr an unsre erste Bekanntschaft erinnerte: „Aber liebster, bester Bloome, warum sollte ich eigentlich mit diesen Damen nicht soupieren wollen? Puppenheim hier, Puppenheim da. Heilige erwarte ich nirgends mehr auf dieser Welt. Und wer sogenannte heilige Gefühle gibt, der betrügt nur sich selbst und wird hinterdrein noch ausgelacht. Ich bin auch ausgelacht worden, mein Lieber, und zwar mit Recht, denn ich war nur dumm ... Kommen die Mädels bald?“

Mir war das unfreiwillige Horchen schrecklich. Dieser Bloome nimmt zwar gar kein Blatt vor den Mund, aber der Herr Rin ist mir weit unangenehmer. So eisig höhnisch alles, was er sagt!

Ich sah von Zeit zu Zeit Josefa an, die mit halbgeschlossenen Augen wie gelangweilt in ihrer Ecke saß. Uns widerstrebt beiden solche Indiskretion in der Seele, aber es ist merkwürdig, erwachsene Menschen sind doch genau wie die Kinder, die am ehesten Verwünschungen und häßliche Ausdrücke lernen. Und so bewahrt mein Gedächtnis getreulich Wort für Wort gerade dieser widerlichen Konversation ... Wir wären natürlich am liebsten gegangen beim ersten Wort, wenn wir hätten davonfliegen können. So war's eine Unmöglichkeit. Die beiden hätten uns gewiß neugierig nachgesehen, und die Blamage wäre nur auf unsrer Seite gewesen. Glücklicherweise kamen bald die beiden Damen, deren Inkognito ich wohl nicht mehr zu lüften brauche. Sie kamen tänzelnd und geziert. Das seelenlose Kichern dieses blonden Puppenkopfes werde ich wohl bei uns im Sanatorium nur noch schwer ertragen können. Josefa, die die beiden Geschöpfe nie gegrüßt, hatte den mitleidsloseren, aber richtigen Instinkt. Als alle vier endlich in ihrem reservierten Zimmer verschwunden waren, wollte ich sofort aufbrechen. Meine Tochter wünschte das nicht. Sie sei müde, und was die Leute nebenan redeten, kümmere sie nicht. Sie war sogar durstig geworden und trank hastig einige Gläser eiskalten Champagner. Die Speisen berührte sie nicht. Als ich sie bat, wenigstens den Versuch des Essens zu machen, sagte sie nur: „Ach, Mama, laß doch! Ich habe mich überhungert, und da kann man erst recht nichts genießen.“ Sie wurde von dem ungewohnten Wein munter, fast übermütig.

Wir gingen gegen Mitternacht, und auf Josefas Wunsch eine Strecke zu Fuß. Der Wagen fuhr nebenher. Ein ganzes Stück des nächtlichen Dresdens zog an uns vorüber, das in der herbstlichen Kühle, in dem mürrischen Grau gar nichts liebenswürdig Gemütliches mehr hat, sondern nur etwas unsagbar Nüchternes, Alltägliches. Warum hat eigentlich das Leben überall diese zwei Gesichter? Meinem Gefühl nach brauchte es nur das freundliche Gesicht zu geben, wie ich ja auch selbst so gern nur das freundliche Gesicht meiner Umgebung zeige. Selbst der Strom, von oben und in der Sonne gesehen, wie blinkend, wie froh! Und hier unten in der Nacht, wie kühl, wie trübe! Mich fröstelte durch den Mantel, als ich ihn auftauchen sah. Josefa sprach wenig. Man fühlt ja auch besser stumm auf solchen Nachtwanderungen. Von der Elbe wollte sie sich gar nicht trennen. Sie stand und stand, beugte sich über das Kaigeländer, wo doch nichts Tröstliches zu sehen war, nur diese raschen, grauen Wellen in dem frostigen Laternenschimmer. Menschen, denen das Leben nicht mehr lieb, starren nächtlich so unverwandt in die brodelnde, tückische Wassertiefe, aus der es kalt, wie der Tod zum Leben hinaufrieselt. Aber als ich sie endlich wegzog, weil ich wirklich fror, lächelte sie freundlich und streichelte mir das Gesicht.

Daß sie aber nichts verrät, was ihr Tiefinnerstes bewegt, wurde mir erst klar beim Einsteigen in den Wagen. Ein Kind kam näher und bettelte, ein armes, elendes Kind mit graublassem Gesicht und müden

Augen. Ich wollte natürlich geben, viel geben, ich hätte es am liebsten mitgenommen in dem warmen Coupé, in das warme Zuhause. Die Nacht war so schneidend kalt! Aber Josefa duldete es nicht. Sie rief mit einem harten, bösen Aufblitzen ihrer einst so warmen Augen: „Geh, Mädchen, geh! Du solltest dich schämen ..." Und zu mir, die kopfschüttelnd dabeistand: „Ach, laß es doch verkommen und sterben! Man soll keine Bettler erziehen: Mutter, hörst du? Man soll keine Bettler erziehen!"

Wir fuhren ab. Sie sah nicht nach dem Kinde zurück. Mir war ganz wunderlich zumute während der ganzen Fahrt. Ich sah die Gegend, die ich so genau kenne, an mir vorüberziehen, wie ein fremdes Land in dem eigentümlich grauen, toten Schimmer der Herbstnacht. So wenig Licht, so wenig Hoffnung draußen, so wenig Licht, so wenig Hoffnung drinnen.

*

Diese Nacht ist sie bei mir geblieben. Sie wollte es, weil sie sehr müde war. Mir war's lieb, mein Kind unter meinem Dache zu haben, weil ich dann über ihm wachen kann. Die Jungfer machte ihr schnell das Bett zurecht neben dem Loggiazimmer, was ja alles schon früher für sie bestimmt war. Josefa erlaubte nicht, daß ich mit hinaufging. Ich hörte nur, wie sie sich sofort einschloß. Ich dachte, sie müsse gut schlafen, von guten Engeln beschützt. Ist es doch die schöne, reine Kindheit, die sie da oben wiederfindet! Ich ging selbst früh zu Bett. Doch schon nach einer Stunde traumlosen Schlafs fuhr ich auf mit einem so unaussprechlichen Angstgefühl, daß ich mich sofort notdürftig anzog. Alles stumm. Nur Josefa noch wach. Durch das Schlüsselloch fiel ein winziger Lichtstreif. Ich stieg lautlos hinauf, horchte. Ein Laut, als wenn jemand leise in die Kissen schluchzt. Durch das Loggiazimmer, das sie zu schließen vergessen, trat ich hinein.

Da lag sie auf ihrem Bett halb ausgezogen, die Kissen gewühlt. Dumpfige Herbstluft rieselte. Es war ein kalter, öder Raum auf einmal auch mir in dem bläulichen Lichte der einzigen, elektrischen Flamme über dem Waschtisch. Ich trat leise zu ihr. Sie hörte es nicht. Kein Laut, nur das stumme Schluchzen, das den ganzen jungen Körper durchzuckte. Ich beugte mich über sie. Sie merkte es nicht, obgleich ich die Spitzen ihres Hemdes streifte. Die langen, braunen Strähnen hingen ihr über den weißen Nacken. Darunter schimmerte es silberig. Sie hat schon so viel graues Haar, mein armes, junges Kind! Am Tage verbirgt sie's. Ich sah's zum erstenmal. Ich streiche ihr sanft über das Haar, und sage: „Josefa, Kind ..."

Sie hebt den Kopf aus den Kissen, sieht mich an mit verständnislosen Augen. „Wer bist du? Was willst du?"

„Ich bin's, Josefa, deine Mutter."

Da richtet sie sich langsam auf, und streicht die Strähnen zurück. „Ich rief dich nicht. Warum kommst du?"

„Weil ich deine Mutter bin, und weil ich weiß, daß du leidest."

Da lächelt sie seltsam, und sieht mich seltsam an. „Du willst mir helfen?"

„Ja, mein Kind, das will ich. Eine Mutter kann immer helfen, immer."

Und sie wiederholt mit dem gleichen Lächeln, mit dem gleichen Ton: „Du willst mir helfen? Du? Du könntest es ja gar nicht, selbst wenn du wolltest, du nicht!"

„Ich kann, Kind!"

„Nein, du kannst nicht ... Du hast mich zur Lüge erzogen — ich bin dein williges Kind gewesen — und verlangst jetzt die Wahrheit von mir? Ich könnte sie dir sagen, aber ich sage sie dir nicht. Du verstehst keine Wahrheit. Du verstehst nur dich selbst, und ich verstehe dich nicht. Geh, laß mich! Ich habe mir allein bis hierher geholfen, ich werde mir auch allein weiterhelfen. Ich habe dich lieb, Mutter, aber geh! Ich bitte dich."

Ich bin nicht gegangen, ich habe sie nicht gelassen, ich habe sie in die Kissen wieder zurückgedrückt, und beide Hände um ihren Hals geschlungen, ihr die Geschichte meines Lebens erzählt. Die Mutter beichtete der Tochter! Es mag selten genug vorkommen. Von mir hätte ich's nie geglaubt. Doch ich fühlte, daß ich ihr alles geben müßte, damit sie auch mir alles gäbe. Und ich habe ihr alles gegeben, nichts verhüllt, nichts geglättet. Wie ich ohne rechte Liebe geheiratet, wie so viele, weil ich keinen andern liebte. Wie ich treu gewesen sei gegen jede Versuchung, und wie dann auch in meinem Leben der Mann erschienen, den ich liebte, oder wenigstens zu lieben wähnte. Es war eine so schöne Zeit, und ihr Nachgeschmack doch nur qualvoll und bitter! Und wie mich dieser Mann, der mich im Anfang geradezu abstieß, langsam zur Liebe gezwungen habe, und wie der gleiche Mann, der vor mir gekniet, mich angebetet, sein Heiligstes genannt, dennoch mit einem Fluch von mir geschieden sei, als ich ihm das nicht geben konnte, noch durfte, was er von mir wollte. Er war eine leidenschaftliche Natur, die leicht alles wegwarf. Und diese leidenschaftliche Natur war ich eben nicht! Das wußte er und quälte mich dennoch. Beim Erzählen, wo alles wieder mir vor Augen stand, seine Weichheit und seine Härte, der Riesenreiz einer leidenschaftlichen Persönlichkeit, die alles gab und alles verlangte, die aber

gar kein Gefühl dafür besaß, daß in der Ehe gerade dann die Pflicht anfängt, sobald die Liebe aufhört, ich war die erste nicht, die diesem Reiz unterlag! Da begann sich auch in mir die Empörung zu regen gegen diesen Egoismus der Liebe, der nur Unglückliche macht. Dieser Mann, der vielleicht noch lebt, hat kein Zeichen, keinen Gruß mehr für mich gehabt von dem Tage an, wo ich zu meiner Pflicht zurückkehrte! Meine Reue, meine Gewissensbisse hat er verlacht, hat hohnlächelnd den einzigen Sohn, den Gott ihm vielleicht geschenkt, der Rache geloben wollen an mir. Es ist eigentlich so scheußlich, so gemein! ... Weil ich seinen Sinnesrausch nicht befriedigte, weil ich treu blieb mir selbst, darum wurde ich ihm schlecht, verächtlich. Und ich habe trotzdem meine Tochter nach ihm getauft, der mir fluchte. Das einzige, was ich von ihm Persönliches noch besitze, das auf Elfenbein gemalte Wappen der Grafen Rhyn, halte ich heilig, es hängt über meinem Schreibtisch, wohin ich auch reise. Ich habe das Böse vergessen, aber das Gute in treuem Herzen bewahrt. Und der Mann verschwindet aus meinem Leben mit einem Fluch! Wie wäre ich unglücklich geworden mit diesem Menschen, den ich liebte, und was bin ich glücklich geworden mit dem Manne, den ich nicht liebte!

Während ich das erzählte, mag ich vielleicht wider meine stets verzeihende Natur ungerecht und gehässig gewesen sein, ich liebe ihn nicht mehr, sein Gedächtnis ist mir tot! Und nun soll mein Kind vielleicht an dem gleichen Wahn zugrundegehen, der Wahn bleibt, wie man ihn auch nenne? Aber als ich dann weitersprach, wieder milde wurde, warm, weil das Kind in mein Leben trat, das Kind, um dessentwillen allein doch Frauen wie ich den Mann lieben können, dem sie es verdanken, da sah sie erst recht kühl an mir vorbei, meine Tochter.

Und sie sagte: „Wenn du, Mutter, ein Gefühl nicht kanntest, das stärker ist als der Tod, wer gab dir das Recht, auch deine Tochter so zu erziehen, daß sie es nie kennen sollte? Erzähle mir Bände, es verhallt ja doch! Es gibt nur ein Gefühl, das die Menschheit adelt, und um dieses Gefühl hast du mich wissentlich betrogen."

Es war so ruhig und so konsequent gesagt, so ohne jegliches Verstehen meines Schicksals, daß ich aufstand, zu gehen. Sie hielt mich nicht. Aber ich kehrte doch nicht zurück. Was ich auch leide, mein Kind leidet mehr, und das darf nicht sein!

„Josefa, so können wir nicht auseinandergehen!" sagte ich. „Ich weiß, Kind, daß ich gehandelt habe, wie ich mußte nach meiner ganzen Natur, sag du mir nun, wie du gehandelt hättest nach deiner Natur?"

Sie saß auf dem Bettrand, und starrte vor sich hin. Endlich sagte sie: „Du hast den Mann nicht geliebt, Mama?"

„Ja, ich habe ihn geliebt! Sonst wäre ich doch eine Dirne."

Sie sah mich von der Seite an. „Und du verließest ihn dennoch. Du rühmst dich sogar dessen!" Sie sah mir mitleidslos gerade ins Gesicht. „Wenn du ihn liebtest, dann mußtest du dem Mann, mit dem du gesündigt hast, folgen bis ans Ende der Welt, nein, bis in die Hölle! Herzlos warst du, nicht er. Wessen Kind bin ich nun?"

„Natürlich das Kind des Mannes, dessen Namen du trägst. Du bist kein Kind der Sünde! Du bist über zehn Jahre nach dem Tage geboren, wo ich ihn zum letztenmal sah."

Da stand Josefa langsam auf und begann im Zimmer auf- und abzugehen. „Mutter, wir verstehen uns nicht! Eben gerade darum bin ich doch ein Kind der Sünde. Denn Kinder sollen geboren werden aus der Liebe, nicht aus der Pflicht. Das ist ein heiliges Gesetz. Du hast's gebrochen, ich hab's gebrochen. Ihr brecht's alle! Und ihr seht dann mit Verachtung auf alle die herab, die wenigstens noch fähig sind, unerträgliche Fesseln zu brechen. Die Frau, die einen ungeliebten Mann wegen eines geliebten verläßt, begeht auch eine Sünde gegen Gott, Sünden gegen Gott, die werden auch nach der heiligen Schrift vergeben. Aber die Frau, die bei einem ungeliebten Manne bleibt, obgleich sie einem geliebten folgen könnte, die begeht nur eine Sünde gegen den heiligen Geist, Sünden gegen den heiligen Geist, die werden auch nach der heiligen Schrift nicht vergeben. Du denkst wahrscheinlich, ich sei wahnsinnig. Ich bin's aber ganz gewiß nicht! Die Welt wird ärmer von Tag zu Tag durch eure Pflicht, und sie wäre bettelarm schon längst, wenn sie nicht immer wieder aus dem Reichtum der Sünde schöpfte. Sieh mich an, Mutter, und höre mich genau! Ein Kind von dem Manne, den man nicht liebt, ist eine Todsünde gegen den Mann, den man liebt. Jetzt wirst du vielleicht verstehen, warum ich nie ein Kind haben werde. Ich bin dabei nicht etwa sündhafter gewesen, als du nach deiner Moral. Ich hatte allerdings einen Geliebten, einen einzigen, damit du mich nicht falsch verstehst, ich werde nie einen zweiten haben! Und wenn ich alles zusammenrechne, mögen vielleicht vierundzwanzig Stunden herauskommen, wo er mir gehört hat, mit dem Händedruck, mit dem Kuß. Mit nichts andrem: verlaß dich drauf! Ich habe diesen Geliebten längst nicht mehr. Das ist auch wahrlich nicht mein Kummer! Aber, daß er mich wegstoßen durfte, und zwar mit Recht, das frißt mir am Herzen."

(Fortsetzung folgt)

Die weiße Weste

Roman

von

Leo von Torn

(Schluß)

Als Felix nach der Unterredung mit seinem Major die Straße betrat, wußte er zunächst nicht, wohin sich wenden. Er sah Häuser — den langen bunten Zug der Fronten nach rechts und links hinunter — auch einen Obstkarren, der drüben vor dem Trottoir hielt. Ein angeschirrter Hund mit hechelnder Zunge lag davor. Das aber war alles so unkörperlich und wesenlos, daß es ihm keine Richtung gab. Der Posten stand wohl länger als eine Minute unter präsentiertem Gewehr, als der Offizier endlich an ihm vorbeischlenderte.

Wenn dem jungen Grafen auf dem Herwege jemand gesagt hätte, daß er ein Ehrengericht gegen sich beantragen und bis zu dessen Spruche Urlaub nehmen würde, er hätte ihn für verdreht gehalten oder ihn ausgelacht, so wenig spaßhaft ihm auch sonst zumute gewesen.

Jetzt erschien ihm die Entwicklung der Sache so logisch und selbstverständlich, als wäre er mit der Absicht hingegangen. Es hatte gar nicht anders kommen können. Wie der Major ihm das alles dargelegt — eins nach dem andern —, hatte sich bei Felix auch das Gewirr unklarer Vorstellungen und Empfindungen gelöst — Knoten für Knoten. Er hatte dann schließlich die Ereignisse der letzten Tage der Reihe nach klar und objektiv übersehen — nicht in ihren Ursachen; die lagen ihm nach wie vor im Dunkel und kamen ja auch hier nicht in Betracht; nur hie und da irrte eine innere Frage, ein verständnisloses Verwundern dahin ab. Um so schärfer aber in den Konsequenzen für ihn, als Soldat und Offizier.

Der Schluß ergab sich von selbst und war nun korrekt in die Wege geleitet. Damit lag alles vorläufig außerhalb seiner Urteilssphäre und gewissermaßen auch seiner Verantwortlichkeit. Er hatte es bis auf weiteres von sich gelegt, in andre Hände, und war frei — frei von dem Unbegreiflichen, daß man in seine Arbeiten eine Herabsetzung des Offizierstandes, seines eignen Standes, hineinkommentieren konnte; frei von den zornigen Protesten gegen die achselzuckende Verunglimpfung eines tadellosen Menschen und berühmten Literaten; frei von der Beschämung über die lächerliche Primanerexkursion mit Ursel Sweet, von der würgenden Empörung über die schmutzige Faust, die ihn berührt — und frei auch von der geschwätzigen Nichtswürdigkeit, die hinter dem Brande auf Revenshof hertuschelte. Davon hatte er gestern erfahren durch Lorenz Kluth, der sich um ein Haar an Meister Speerbohm vergriffen hätte. —

Natürlich mußte das alles noch einmal an ihn herantreten, wenn er vor den Ehrenrat zitiert wurde. Aber nicht heute. Später. Für jetzt war er frei — allerdings ohne das eigentliche Gefühl der Befreiung, das stets mit Befriedigung oder wenigstens mit einem gewissen Behagen verbunden ist. Er hatte vielmehr jenes Gefühl der absoluten Leere, der Unsicherheit und Spannung, wie er es in geringerem Grade in der allerersten Zeit seiner schriftstellerischen Tätigkeit gehabt, wenn er ein Manuskript fertig und zur Post gegeben hatte. Die Vollendung einer Arbeit pflegte ihn auch zu befreien, von dem Ueberdruck des Schaffenstriebes, der namentlich gegen Schluß der Arbeit seine Nerven spannte. Aber bis man ihn beschieden, hatte er nie eine Zeile schreiben können vor Unruhe und Erwartung. Ja, es war ihm gewesen, als wenn er überhaupt nichts mehr vor sich bringen würde, als wenn diese Entscheidung das Urteil, und zwar das vernichtende Urteil bringen müsse über seine Befähigung überhaupt. Das hatte er überwunden mit der Zeit.

Nun die nämliche unruhige Beschäftigungslosigkeit und dunkle Spannung.

Dann wieder zwang er sich zu der Erkenntnis zurück, daß heute noch nichts geschehen, nichts entschieden werden konnte. Dabei wollte er bleiben — und an andres denken.

Es gab da noch verschiedenes, was er in dem steifprächtigen Arbeitszimmer des Majors nicht zurückgelassen. Was war es doch gleich — Herrgott, ja — das Geld!

Das Geld mußte er beschaffen! Die Spielschuld. —

Felix Oechelhausen beschleunigte seine Schritte, obwohl ihm kein Ziel vorschwebte. Keine Ahnung, wohin oder zu wem.

Gestern abend noch war er bei Ephraim Pachaly gewesen. Da er das „Bank- und Lotteriegeschäft" in dem engen Gäßchen zwischen Markt und Kirchplatz

bereits geschlossen gefunden, hatte er sich an dem unförmlich plumpen Geländer die Stiege hinaufgetastet zur Privatwohnung.

Er hatte einige Zeit warten müssen in der guten Stube. Die kleine Lampe mit dem Blendschirm, die ihm Röschen Pachaly in der Eile und zappeligen Backfischverlegenheit aus dem Flur hineingestellt, hatte eine ganze Wand voll ovaler schwarzer Bilderrahmen — größere und ganz kleine — Generationen von Pachalys beleuchtet. Auf dem Vertikow, zwischen zwei Porzellanhunden mit wirklichen Maulkörbchen, ein Goldfischglas; darüber ein Miniaturkatcher. Ein auffallend schönes Farbenspiel hatten die Tierchen in dem Lichte gehabt.

Nachdem Felix dem Alten, der beim Eintritt noch an den Gebetriemen gedreht und wie immer etwas beunruhigt getan, sein Anliegen stockend vorgetragen, hatte Ephraim Pachaly den Hals in die linke schiefe Schulter geduckt, den Kopf und die Hände gewiegt und unter den hochgezogenen Brauen die Augen einer schläfrigen Eule gemacht, die durch Licht geniert wird. Dann hatte es noch eine ganze Zeit gedauert, bis er es herausgebracht:

„Ich kann mer nischt helfen, Herr Graf — und wenn ich bin e toter Mann hier auf'm Fleck — was soll ich mer krank machen — ich muß es sagen: 's is 'ne Chuzpe! Vielleicht verstehen Se nischt Jidisch, Herr Graf — denn kann ich's nochmal sagen: es is 'ne Chuzpe. Gott soll mer helfen — is mer so was vorgekommen! Geh'n Se zu Stuhl, Herr Graf — ich muß mer auch setzen."

Der Alte hatte sich erschöpft niedergelassen und seine Platte mit einem rotbunten Schnupftuch gerieben.

„Und wieviel hatten Se gesagt, Herr Graf —"

Felix hatte noch gar keine Ziffer genannt; es war ihm auch erst bei der Frage eingefallen, daß er die Höhe seiner Schuld nicht einmal genau kannte. Deshalb hatte er nach einigem Ueberlegen aufs Geratewohl gesagt:

„Fünfhundert —"

„Zu gesund. Se sollen e ganz langes Leben haben, Herr Graf — und Se werden nischt erleben, daß Se von mer kriegen fünf Mark! Und worum? Weil ich bin e geschlagener Mann, Herr Graf — e ruinierter Mann! Heite sollt' ich kriegen mein Geld — und was krieg' ich? De Nachricht krieg' ich, daß es nischt is mit de reiche Heirat, daß 's Schloß is aufgebrannt und de Assekoranz e bedenkliches Gesicht macht. Das hab' ich gekriegt. Und denn kommen Se her zu nachtschlafender Zeit und wollen haben fünfhundert! Ich will'n was sagen, Herr Graf — und es is mein letztes Wort: Wenn Se heite abend wären gekommen zu gehen und hätten gesagt, Herr Pachaly, ich kann mer nischt helfen vor Liebe zu Ihrer Aeltesten — se is ibrigens schon verlobt nach Riga —, geben Se mer Ihre Tochter! Wissen Se, was ich gesagt hätt'? Nehmen Se wech de Natalie — de Mitgift haben Se schon, und zwar standesgemäß. Stan—des—ge—mäß, Herr Graf! Nich fünfhundert, nich fufzig Mark mehr hätten Se gekriegt!"

„Also Sie wollen das Geschäft nicht machen," hatte Felix gesagt, indem er sich — eigentlich mehr belustigt als geärgert — erhoben und zur Tür gegangen.

„Heißt 'n Geschäft, Herr Graf! Der liebe Gott soll Ihnen erhalten Ihren Humor. Se sind e witziger Mann, Herr Graf, und weil Se mer gemacht haben den Spaß, will ich Ihnen sagen mein letztes Wort: Ich werd' Ihnen geben hundert Mark, ich werd' mer borgen de hundert Mark, weil Se nich weggehen sollen mit 'n ganz trocknen Mund! Se werden aber bringen e Papierche mit noch einer Unterschrift von e Kameraden — und gut muß se sein! Nich —? Das wollen Se nich!? Denn kann ich Ihnen nischt helfen! Bleiben Se gesund, Herr Graf — und grißen Se mer Ihren Herrn Papa, mit Verlaub zu sagen — ganz besonders..."

In der Haustür unten hatte sich Röschen Pachaly neckisch und auffällig gemacht, aber Felix war mit flüchtigem Gruß achtlos vorbeigegangen.

Nur 'raus. Es war das erstemal gewesen, daß er einen solchen Gang getan. Er hatte sich das viel schwerer vorgestellt, aber nie so dumm und lächerlich. Das Neuartige und die burleske Komik der Situation hatte ihn sogar über den Mißerfolg für den Moment hinweggebracht.

Heute erinnerte er sich mit andern Empfindungen dieser Szene. Manches, was er gar nicht verstanden hatte, wie die Bemerkung bezüglich der Assekuranz beispielsweise, begriff er jetzt. Waren die Menschen denn alle verrückt?! Und sein Kredit — der Kredit eines aktiven Offiziers — bezifferte sich also auf hundert Mark; mit dem Vorbehalt außerdem, daß noch jemand bürgte. Es war zum Lachen — das heißt — nee, verflucht ernst war das!

Was machte man denn nun eigentlich? Das Geld mußte doch beschafft werden!

Zunächst wollte er feststellen, um wieviel es sich handelte. An einer Straßenecke zog er die Uhr. Dreiviertel zehn. Die beiden Werner und Könnewitz — letzterer konnte übrigens kaum in Betracht kommen, denn er hatte auch verloren — die drei hatten Dienst. Zweifellos. Der Oberst war da. Aber Schmedes, der auf der Rückreise etwas gefiebert, war gewiß zu

Hause. Man mußte sich auch erkundigen, wie es ihm ging.

— — — — — — — — — — — — — —

Leutnant Schmedes befand sich den Umständen nach wohl und dankte für gütige Nachfrage.

„Es ist hübsch, lieber Conte, daß Sie sich sehen lassen!“ rief er, indem er die Beine mit hohem Schwunge in die Luft warf und sich so von dem Sofa erhob. Der linke Unterarm und die Hand waren kunstgerecht einbandagiert und mußten wohl noch schmerzen, denn er behandelte sie äußerst vorsichtig. „Habe lange nicht die Ehre und das Vergnügen gehabt, Sie unter meinem niedrigen Dache zu sehen — zuletzt, als ich mit Hauptmann von Beaulieus Schinder gestürzt war. Wissen Sie? Man muß sich also immer 'was tun, damit Sie mal kommen. Aber ich grolle nicht. Hier sind meine besten Zigarren — Zigaretten müssen auch noch wo sein. Hat ihm schon. Là! Verzeihen Sie nur meine respektwidrige Toilette — die Filzpariser und die Hemdärmel. Gewaschen bin ich auch noch nicht ordentlich. Das hat mein Kerl machen müssen. Das Schwein wäscht sich selbst nicht gut, geschweige denn seinen Herrn. Nun sagen Sie aber vor allen Dingen — wie geht es Ihnen, Conte?“

Felix zündete sich eine Zigarette an und sog einen tiefen Zug in sich ein. Während er antwortete, stieß er die blauen Wölkchen aus Nase und Mund.

„Gut — allerdings auch nur den Umständen angemessen.“

„Was heißt das? Ach so — versteht sich. Solch eine Katastrophe verwindet man nicht so leicht. Da hilft kein Leinöl und kein Kalkwasser, die mir sehr gut tun. Acht Tage kann die Geschichte dauern, hat der Oberstabsarzt gesagt. As-tu mots? Wenn ich die von der famosen kleinen Deern verordneten Kartoffelpuffer auf meinem Arm gebacken hätte, dann nur vier oder fünf. — Sie sehen übrigens so mitteilsam aus. Haben Sie was auf dem Herzen?“

„Verschiedenerlei. Zunächst — wieviel Geld bin ich Ihnen schuldig, Schmedes?“

„Geld — Sie — mir — keine Ahnung.“

„Vorgestern. Wir haben gespielt.“

„Ganz recht. Aber trotzdem —“

Felix schüttelte ungeduldig den Kopf und stieß die Asche seiner Zigarette ab.

„Ich meine, dergleichen nimmt man doch nicht auf die leichte Achsel. Es ist schon schlimm, daß ich mir den Betrag nicht gemerkt habe. Morgen ist der Termin 'rum. Ich muß mich umsehen. Also sagen Sie mir kurz und schmerzlos, wieviel —“

„Wenn ich das könnte, mein Lieber, würde ich mich nicht anschnauzen lassen. Euer Schuldbuch ist vernichtet — mit aufgebrannt. Ich habe tatsächlich keinen Schimmer. Und da ich zuviel nicht haben, zuwenig aber nicht nehmen will, so werden Sie einsehen —“

„Sie machen Ausflüchte, Schmedes — und Sie ahnen nicht, was Sie mir damit tun!“

Das klang so bitter, daß der Lange überrascht aufschaute und in einem Anflug von Verlegenheit ein Aufbrausen markierte.

„Herrgott! Na ja! Vielleicht wissen's die andern! Können ja mal fragen. Sie sind ein eigensinniger Mensch, Oechelhausen, und ein wenig kleinlich dazu. Sie kommen mir vor wie jemand, der einen komplizierten Beinbruch erlitten hat und sich dabei auf ein Heftpflaster kapriziert für ein Pickel, das er auf der Nase hat oder sonstwo. Sie haben doch Wichtigeres auf dem Kopfe als solche nebensächlichen Schosen, an die unter den obwaltenden Umständen kein Mensch denkt und die sich später auch erledigen lassen. Jetzt macht sich das direkt oberflächlich — nehmen Sie mir's nicht übel.“

„Das ist Ihre Meinung nicht, Schmedes. Sie wissen, daß die Beschaffung des Geldes für mich einige Schwierigkeiten hat, und da wollen Sie mir eine goldene Brücke bauen — eine Brücke aber, über die Sie nicht gehen würden, Schmedes. Ich werde über Mittag die Werners aufsuchen; inzwischen werden Sie mir die Liebe tun, sich auf die Ziffer zu besinnen.“

„Schönchen. Machen wir. Werde eine Wahrscheinlichkeitsberechnung aufstellen. Und damit das Gedrängele nachher nicht noch einmal angeht, werde ich auch gleich meinen Brandschaden liquidieren — und Schmerzensgeld vor allen Dingen! Seit Sie hier sind, tut mir die Geschichte nämlich wieder weh; gerade wie die Wunde eines Erschlagenen aufs neue zu bluten anfängt, wenn der verruchte Mörder sich ihr nähert. Das beste Mittel dagegen ist, wir frühstücken mitsammen. Ich werde gleich was bestellen.“

Leutnant Schmedes hatte den altmodischen perlengeschmückten Klingelzug neben der Tür bereits ergriffen. Er ließ ihn aber fahren und schaute nun wirklich konsterniert darein.

Felix Oechelhausen gebärdete sich wie ein Unsinniger. Er war aufgesprungen, stieß den Stuhl, auf dem er gesessen, so heftig zurück, daß dieser umfiel, und schleuderte die Zigarette mit einem unartikulierten Laute der Wut zu Boden. Er ergriff seinen Säbel mit beiden Fäusten, als wenn er ihn zerbrechen wollte; dann ließ er ihn klirrend fallen und trat mit zorngerötetem Gesicht vor den Verblüfften.

„Was habt ihr denn bloß alle mit mir!“ schrie

er mit feuchtblitzenden Augen und schwanker, überschnappender Stimme. „Bin ich denn anders als ihr?! Trage ich nicht dieselbe Uniform, denselben Degen?! Bin ich nicht euresgleichen?! Weshalb also diese Ausnahmebehandlung! Eine Behandlung, die nicht einem gleichberechtigten Kameraden, sondern einem Kinde angemessen ist, das — das —"

Die Stimme versagte ihm. Er wandte sich jäh ab.

Das hagere Gesicht des Langen, auf dem fast immer irgend ein Kobold spielte, wurde ernst. Ein Nachdenken und Begreifen spiegelte sich in den hellen, graublauen Augen. Während er sich langsam bückte, um den Stuhl aufzuheben, sagte er in einem tiefen Brusttone:

„Mein lieber Oechelhausen, Sie sind nervös und gereizt. Das verstehe ich vollkommen. Ich verstehe auch, daß Sie in einer solchen Stimmung meine schnodderige Art sich nicht gefallen lassen. Das ist so ein Naturfehler, der mich schon manchmal in die Nesseln gesetzt hat. Ich kann eigentlich nichts dafür, aber ich bitte trotzdem in allem Ernst und in aller Form um Entschuldigung. Was ich aber nicht verstehe, das ist dieses überreizte Verallgemeinern. Sie können doch nicht sagen, daß Sie im Offizierkorps eine andre Stellung einnehmen als irgend einer von uns —"

„Dienstlich nicht!" wandte Felix heftig ein. „Natürlich nicht! Aber sonst. Vom ersten Tage an war das so. Und es ist bis auf den heutigen geblieben. Sie machen den Versuch, mir die Regelung einer Ehrensache — und eine solche ist doch diese Schuld! — als etwas Beiläufiges auszureden. Ich frage Sie: Würden Sie diese Auffassung für sich selbst gelten lassen? Oder einem andern gegenüber?!"

„Fraglos. Unter den obwaltenden Umständen —"

„Ja, was sind denn das für Umstände? Stehe ich außerhalb der zwingenden Normen meines Standes, weil das Haus niedergebrannt ist, in dem ich geboren bin?! Das macht mich doch nicht einmal obdachlos — geschweige denn frei von meinen Ehrenpflichten! Auch wie der Major heute mit mir gesprochen hat, so väterlich pflaumenweich, so bevormundend und voll zarter Rücksicht, als wenn er mich jeden Augenblick auf den Schoß nehmen und mir einen Bonbon in den Hals stecken wollte! Ja, ich möchte fast glauben, daß sogar das Ehrengericht für mich eine besondere Note in Moll haben wird. Was ist denn an mir, daß ich nicht bin wie ihr andern! Daß ich immer mit dem Gefühl des Outsiders neben euch herlaufe!"

Schmedes hatte seine langen Gliedmaßen in einer Sofaecke zusammengeklappt, das Kinn auf die gesunde Hand gestützt und unbewegt vor sich hingesehen. So verharrte er auch noch einige Sekunden, als Felix erschöpft schwieg. Dann räusperte er sich leicht und ließ die Hand auf die Lehne fallen.

„Dafür gibt es nur eine, und zwar eine sehr einfache Erklärung, mein lieber Conte: Da weder ich noch meines Wissens sonst jemand von den Kameraden Sie als Außenseiter, wie Sie sagen, betrachtet oder behandelt hat, so hat dieses Empfinden nur eine Erklärung in Ihnen selbst. Das heißt — Sie selbst fühlen sich unter uns fremd und nicht zugehörig."

„Ich —? Wollen Sie damit sagen, daß ich nicht mit Leib und Seele Soldat bin?"

„Mit dem Leibe — na ja; mit der Seele — das fragen Sie sich am besten selbst, Oechelhausen. Jedenfalls sind Sie nicht nur Soldat! Und das ist ein sehr wesentlicher Punkt, den ich Ihnen nachher auseinandersetzen werde — da wir gerade einmal ernsthaft über diese Dinge sprechen. Zunächst habe ich Sie vorhin wohl nicht recht verstanden. Ein Ehrengericht, sagen Sie? Gegen wen —"

„Gegen mich natürlich."

„Und wer hat das beantragt?"

„Ich selbst."

Leutnant Schmedes erhob sich und schob den Arm in den des Kameraden; dann zerrte er ihn mit sanfter Gewalt zu einem Stuhl und drückte ihn nieder.

„So — Conte; jetzt können Sie so grob werden wie Sie wollen, Sie kommen nicht von diesem Platz, bis Sie mir haarklein erzählt, was Sie da angerichtet."

Das sollte scherzhaft klingen — wie Schmedes überhaupt die weitaus meisten Dinge, die an ihn herantraten, in einer Form zu behandeln pflegte, als wenn er sie nicht ernst nehme. Diesmal glückte ihm das nicht.

Felix schwieg noch eine Weile. Er war gereizt und erbittert. Auch beschäftigte ihn die von dem älteren Kameraden gestellte Diagnose. Dann aber siegte der Drang, sich mitzuteilen, der nicht zum wenigsten seine Schritte hierhergelenkt.

Er berichtete, zuerst langsam und widerwillig. Allmählich wurde er lebhafter, konzentrierter, als wenn er bereits vor dem Ehrenrate seine Mitteilungen zu Protokoll zu geben hätte. Nur mit dem Unterschiede, daß er sich hier nicht verteidigte. Im Gegenteil. Je länger er sprach, desto mehr verfiel er der schwarzmalenden, selbstquälerischen Manier, in der er Eignes zu schildern pflegte. Der Umstand, daß Schmedes ihn mit keiner Silbe, mit keiner seiner scherzhaften Interjektionen unterbrach, bestärkte ihn darin. Möglichkeiten und Auslegungen, an die er bisher gar nicht gedacht, zog er heran und behandelte sie wie

Tatsachen. Als er zu Ende war, hatte er gleichzeitig ein Urteil fertig, das ihn vernichtete.

Schmedes hatte die ganze Zeit über auf der Sofalehne gesessen und sich angelegentlich damit beschäftigt, den Pantoffel auf der äußersten Spitze seines Fußes balancieren zu lassen. Jetzt streifte er den Pantoffel auf und schlurrte zu einem Wandschrank, dem er eine Flasche und zwei Gläschen entnahm. Während er entkorkte und einschenkte — alles mit der einen gesunden Hand —, sprach er noch nichts. Erst als er sein Glas erhob und auch Felix das seine mechanisch aufnahm, sagte er mit Ernst und Würde:

„Trinken wir. Das hilft gegen Hypochondrie, Migräne und Diarrhoe. In diesem Sinne —"

Nachdem er den Genever hinuntergegossen und das übliche Schaudergesicht gemacht, trat er neben den Kameraden und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Mein lieber Conte — wenn Sie heute nicht gar so empfindlich wären, würde ich mir die Bemerkung erlauben, daß Sie Flöhe im Gehirn haben. Pardon, brausen Sie nicht auf! Es dürfte Ihnen bekannt sein, daß mir das eine sehr liebe und geläufige façon de parler ist und eine Hypothese, die mir schon über vielen Unverstand meiner Zeitgenossenschaft hinweggeholfen hat. Zum andern habe ich ausdrücklich in einem Konditionalsatz gesprochen: Wenn! Da Sie heute begreiflicherweise sehr empfindlich sind, werde ich mich hüten, Ihnen die besagten Flöhe unterzuschieben. Außerdem sind es schon mehr Heuschrecken. Aber, zur Sache: Das einzige Opfer in dieser ganzen Geschichte, soweit ich sie übersehen kann, ist unser guter Major von Goslich. Binnen heute und längstens vier Wochen wird das bleiche Burenweib die Zivilgarderobe des Gemahls einer sorgfältigen Musterung unterziehen, und der Major selbst wird hingehen und sich einen neuen steifen Filzhut kaufen. Und das von Rechts wegen! Seine Haltung in dieser Angelegenheit überragt um ein Bedeutendes jenes Maß von Ungeschick, das man einem Vorgesetzten aus Courtoisie und Gewohnheit gern konzediert. Es ist einfach, um auf die Akazien zu klettern! Man muß annehmen, daß er über den Eskapaden seiner muntern kleinen Schwägerin vollständig den Kopf verloren hat. Was Sie betrifft, mein Lieber, so kann man Ihnen nach meiner Meinung nicht viel anhaben. Es sei denn, daß sich was in Ihren Geschichten findet. Das weiß ich nicht. Bei der Nervosität unsrer Kreise gegenüber jeglicher Literatur, die nicht bei Ernst Siegfried Mittler & Sohn erscheint, genügt vielleicht schon die Tatsache, daß Sie überhaupt was geschrieben haben. In der Hinsicht wird man Sie möglicherweise an die Strippe legen — aber weiter auch nichts. Der einzige ein wenig kitzliche Punkt in der Liste Ihrer Verbrechen wäre, daß Sie ohne Flamberg durch die Felder, durch die Auen streifen und den Angriff nicht rechtzeitig gemeldet haben. Es wäre gut gewesen, wenn Sie sich wenigstens mit Przyborowski in Verbindung gesetzt hätten, wie Sie das ja auch beabsichtigt. Immerhin würde ein starkes Maß von Uebelwollen dazu gehören, wenn man die näheren Umstände nicht berücksichtigen und Ihnen aus dieser Geschichte eine Krawatte machen wollte. Sie haben den Vorfall gemeldet, sobald Sie Ihren Kommandeur erreichen konnten. Alle die andern Chosen sind so blödsinnig, daß es mir schleierhaft ist, wie man dergleichen anhängig machen kann. Ich wiederhole also, daß ich an irgend welche ernsteren Folgen für Sie nicht glaube. Dennoch kann ich Ihnen nur eines raten — und wenn ich nie in meinem Leben etwas heilig ernst gemeint habe, so ist das jetzt der Fall — nehmen Sie Ihren Abschied, Oechelhausen!"

Felix richtete sich auf und suchte in den Zügen des Freundes nach einem Zucken, nach einer leisen Bewegung der Nasenflügel, die sonst immer einen versteckten Scherz oder Sarkasmus begleitete. Nichts davon. Die Augen waren fest und offen auf ihn gerichtet, das hagere Gesicht unbewegt. Es erschien ihm älter als bisher. Dennoch versuchte er einen leichten Ton.

„Das ist natürlich nicht Ihr Ernst. Sie würden andernfalls einem Richter gleichen, der den Angeklagten freispricht, ihm aber in demselben Atem erklärt: Gehängt werden Sie doch."

Leutnant Schmedes schüttelte kaum merklich den Kopf. Es war mehr ein Verneinen mit den Augen. Dann drückte er den Kameraden auf den Stuhl nieder und nahm selbst Platz.

„Der Vergleich ist so hübsch, daß ich ihn gemacht haben könnte. Aber er stimmt nicht, wie die meinigen zumeist auch. Mein Rat hat mit der ganzen Geschichte sachlich gar nichts zu tun. Diese steht damit nur insofern in einem losen Zusammenhange, als sie jenen unklaren Empfindungen, die sich vorhin so eruptiv bei Ihnen äußerten, eine bestimmte Form und Richtung gibt. Ich kann mir nicht helfen, Oechelhausen — so falsch es vielleicht an sich ist und so dämlich es klingt: Alles, was da passiert ist, konnte eben nur Ihnen passieren! — Sie schütteln den Kopf — und mit Recht. Ich würde wahrscheinlich in die größte Verlegenheit kommen, wenn Sie mich auf diese Behauptung festnageln wollten. Ich bin zwar nicht auf den Schnabel gefallen, glaube aber kaum, daß ich einen plausiblen Beweis zusammenbringen würde. Ist überhaupt schwer zu beweisen so was! Das fühlt man — setzt sich drauf und bleibt

so. Dennoch muß ich versuchen, Ihnen das auseinanderzupolken. Nehmen wir mal an — na ja — die ganze Geschichte wäre eine Art Rechenexempel, das wider Erwarten einen Bruch ergebe. Dieser Bruch stört einen; man sagt sich, da stimmt was nicht. An die Stelle des Zahlenfaktors, den Sie in der Rechnung repräsentieren, setzen wir nun einen andern, aber völlig gleichartigen und gleichwertigen. Dann rechnen wir noch einmal und — es geht glatt auf. Dieses Beispiel hinkt auch, Conte, das weiß ich; aber es drückt doch ungefähr aus, was ich sagen will. Sie haben nicht angedeutet, was Sie eigentlich veranlaßt hat, den Wagen zu verlassen, Ihr Schwert abzuschnallen und auf Indianerpfaden heimzugehen. Sicher ist, daß das lyrische Motive gewesen sind — subtile Stimmungsregungen, von denen Sie häufiger befallen werden, als Sie es wissen; denn wenn Sie es wüßten, würde Ihnen auch bewußt sein, wie oft Sie sich damit von uns und unsern Wegen absondern. Sie würden nicht klagen, daß man Sie als Outsider behandelt, sondern zugeben, daß Sie dieses Fremdgefühl von Ihren eignen einsamen Pfaden mitbringen und ausschließlich in sich selbst tragen. Ich will nicht sagen, daß unsre Wege nach Tugend oder sonstigem Lebensgehalt die besseren wären; beileibe nicht. Es sind aber die normalen und deshalb die richtigeren. Um auf jene Rechnung zurückzukommen — setzen wir mal beispielsweise Könnewitz an Ihre Stelle. Da er — abgesehen von seiner umfassenden Liebeskorrespondenz und den notwendigsten dienstlichen Arbeiten — kaum eine Feder in die Hand nimmt, kann er mit Leuten, die so außerhalb unsres Kreises stehen, wie Herr Dr. Maßmann, überhaupt nicht in Berührung kommen. Ist ganz ausgeschlossen. Wenn das aber wirklich mal geschehen sollte, würde jeder innere Konnex fehlen. Könnewitz würde sich hinterher über den Bildungsfatzke mokieren, und der andre über den pomadisierten Hohlkopf von Leutnant die Achseln zucken. Und beide hätten himmelschreiend unrecht. Beide sind tüchtige Menschen, jeder auf seinem Gebiete; nur liegen diese Gebiete so weit auseinander, daß sie gar kein Verständnis für eine objektive Wertung und auch kein Interesse daran haben. Was gilt die Bedeutung eines Kunstästheten und Literaturhistorikers einem Menschen, dessen ganze schöngeistige Bibliothek aus ein paar alten Jahrgängen ‚Caviar', aus einigen Reiseschmökern und dem ‚Jörn Uhl' besteht, den er mir kürzlich abgepumpt hat, und bei dem er eingestandenermaßen über die ersten fünfzehn Seiten nicht hinausgekommen ist — ums Verrecken nicht, wie er sagte. Anderseits aber würde es Herr Dr. Maßmann nur mit einem verständnislosen Lächeln aufnehmen, wenn man ihm klarmachen wollte, was es bedeutet, der tüchtigste und erfolgreichste Rekrutenoffizier des Regiments, ja der Brigade zu sein. Und das ist Könnewitz."

Felix hatte zuerst aufmerksam, dann mehr und mehr verträumt zugehört. Neben dem, was er hörte, ließ er seine eignen Gedanken gehen, seine stillen Einwände und Vorbehalte. Bei dem drastischen Vergleiche zwischen Dr. Maßmann und Könnewitz verzog er das Gesicht. Daran knüpfte Schmedes den unterbrochenen Faden lebhaft, fast erregt wieder an.

„Sie lächeln, mein Lieber!" rief er, indem er sich erhob und ein paar hastige, planlose Schritte durchs Zimmer machte, um dann wieder auf der Sofalehne Platz zu nehmen. „Und dieses Lächeln spricht Bände. Sie finden es komisch, daß man diese beiden Qualitäten überhaupt in Parallele stellt. Das beweist klar, nach welcher Seite Sie mehr neigen. Sie sind Soldat geworden, weil man Sie dazu bestimmt und erzogen hat. Sie sind es aber nur noch insoweit, als diese Erziehung in Ihnen nachwirkt. Das, was Sie geistig inzwischen gewachsen sind, ist nicht soldatisch! Und hier liegt der springende Punkt. Das Neue überwuchert und ertötet schließlich den militärischen Kern; was einst nur so nebenher gegangen ist, wird zur Hauptsache; der Dienst wird Störung, das Reglement eine engherzige, schnürende Fessel. Der Rest ist der Jammer des verfehlten Berufs, wie man ihn an vielen von uns beobachten kann. Wenn deren Unlust sich endlich bis zu dienstlichen Verfehlungen steigert und sie abgestoßen werden, dann gehen sie ins Zivilleben als die Nergler ihres Standes — eines Standes, von dessen eigentlichem Wesen sie so wenig kapiert haben, wie ein hindostanisches Kamel vom Koran, und zu dem sie sich geeignet haben wie ein Igel als Sofakissen! Eine Wut habe ich auf diese Kerls — ich kann es Ihnen gar nicht sagen. Aber Sie brauchen sich das nicht anzuziehen, Oechelhausen. Bitte, bleiben Sie sitzen! Meine zoologischen Beispiele gehen auf Sie nicht. Ich bin abgeschweift. Bei Ihnen liegt die Sache doch noch wesentlich anders. Sie haben ein Pflichtgefühl, das Sie eher seelisch und körperlich zugrunde gehen lassen würde, als in Ihrem Berufe zu versagen. Und Sie werden zugrunde gehen, wenn Sie meinem Rate nicht folgen. Mit diesem Opfer aber wäre niemand gedient — Ihnen nicht und auch dem Stande nicht. Sie haben eine tadellose Konduite; Sie sind von ernstem Pflichteifer beseelt, dazu ein korrekter Mensch und braver Kamerad. Dennoch fehlt Ihnen die elementarste Voraussetzung für unsern Beruf: die Passion! Wer mit Passion Soldat ist, hat keine Zeit und keinen Sinn für abseits liegende Dinge, soweit sie über Unterhaltung

und Erholung hinausgehen. Nur die Passion macht die Disziplin erträglich und das Einerlei des Dienstes. Wer sich auf dem Kasernenhofe mopst, wer den Frontdienst als stumpfsinnig und geisttötend empfindet, der hat eben keine Passion und soll abgehen — um seiner selbst und der Sache willen."

Felix hatte sich erhoben. Indem er nach Mütze und Handschuhen griff, warf er kurz hin:

„Sie gehen von falschen Voraussetzungen aus und kommen infolgedessen zu falschen Schlüssen. Der Gedanke, daß ich einmal diesen Rock ausziehen sollte, ist mir so unerträglich, daß ich ihn nicht weiter zu erörtern wünsche."

„Weil Sie in diesem Rocke aufgewachsen sind, Liebster. Sie sind mit ihm verwachsen durch die Gewohnheit, nicht aber —"

„O doch! Auch durch die Passion, welche Sie mir absprechen. Ich stehe nur auf dem Standpunkt, daß man passionierter Soldat sein kann, ohne andre Interessen absolut von sich weisen zu müssen."

„Das ist eben der grundlegende Irrtum! Aber lassen wir diese Erörternng heute. Sie sind pikiert — und ich habe mich auch in ein Tempo hineingeredet, das ich sonst als ungesund zu vermeiden pflege. Nur eins lassen Sie mich Ihnen noch sagen: Unsre Ehrengerichte haben mit hysterischen Frauenzimmern zweierlei gemeinsam — die Sensibilität und die Unberechenbarkeit. Ich glaube es nicht, aber ich setze mal den Fall, Sie gehen hops an der Geschichte. Wollen Sie mir glauben, daß das trotz Ihrer offenbaren Unschuld nicht einmal eine tragische Wendung wäre? Weder im faktischen noch im dramatischen Sinne? Wenn der Knopp — Gott, wie heißt er doch gleich? Der den ‚Rosenmontag' geschrieben hat! Te te — na ist egal! Wenn der sich des Stoffes bemächtigte, um eine Offizierstragödie daraus zu machen — kriegt der Mann nicht fertig! Ganz ausgeschlossen. Würde nicht im mindesten tragisch wirken; es sei denn, daß er Sie ganz anders herausstellt und Ihnen vor allem die Passion imputiert, wie ich sie verstehe. Ja, wenn Przyborowski oder Klose die Helden wären! Leute, die mit jedem Gedanken, mit jedem Atemzug im Dienst sind, das wäre was anders. Das ganze Parkett ein Schnupftuch. Und totschießen müßten sie sich hinterher auch, denn das wäre für diese Menschen die einzig denkbare Lösung und Konsequenz. Für Sie nicht. Das würde sich greulich unmotiviert machen. Bei Ihrer verinnerlichten, reflektierenden Natur besonders! Gingen Sie den Punkten, die allein anfechtbar erscheinen könnten, bis zu ihrer Genesis nach, so werden Sie zu dem Resultate kommen, daß nicht der Offizier Sie in den Konflikt gebracht hat, sondern der andre in Ihnen — der Abseitige."

— — — — — — — — — — — — — —

Felix war gegangen.

Fast jedes Wort hatte ihn so tief verletzt, daß er zu einer sachlichen Nachprüfung des Gehörten unfähig war. Es bestand für ihn nur die Tatsache, daß er nicht aufgerichtet, sondern niedergedrückt worden war, und das in einer Stimmung, in der er mehr denn je eines tröstlichen Zuspruches benötigte.

Es kam ihm gar nicht der Gedanke, daß hinter diesen Vorhaltungen, die ihm geschmack- und taktlos bis zur Brutalität erschienen, etwas Beherzigenswertes stecken könnte. So sehr war er sich bewußt, ein guter Soldat und pflichttreuer Offizier gewesen zu sein — wenn er auch manchmal über den Stumpfsinn des Kasernenhofdrilles geseufzt, oder wenn die Zeit ihn gedauert hatte, die er in den Instruktionsstunden an eine unüberwindliche Beschränktheit verschwenden mußte.

Es war lächerlich, von ihm zu verlangen, daß er sein ganzes Innenleben, all sein Können und Streben, das quellende Hoffen und Ringen ausschließlich dem königlichen Dienste widmen sollte. Hätte denn das überhaupt Raum darin? In diesem Gefüge von engen und starren Formen, in dem man seine Individualität abzulegen hatte, um sich darin bewegen zu können? Wie dumm und lächerlich! Ja, wo dieses Innenleben an sich eng ist, wie bei Przyborowski und den andern, wo auf dem dürren Boden eben nur die eine dürftige Halmfrucht gedeiht und kein andrer, stark sprossender Trieb sich zur Sonne ringt —!

Die Uniform ausziehen, diesen Rock, den er von Kind auf getragen — bloß deshalb, weil er innerlich reicher war als die andern?

Nein, nein — das war Unverstand und Uebelwollen, Engherzigkeit und Schablone. Und daß ihm das gerade bei Schmedes begegnen mußte, den er so viel höher taxiert —

Niemand mehr sehen! — Nach Hause und an den Schreibtisch — da war man am weitesten abseits.

Meister Speerbohm, der mit aufgekrempelten Hemdärmeln und in seinem mehlbestäubten Arbeitsanzug vor der Türe stand, zog sich in den Laden zurück, als sein Mieter sich dem Hause näherte.

Felix sah eine Absicht in diesem Ausweichen. In andrer Stimmung hätte er das gar nicht bemerkt.

Wie Gichtkranke jeden Witterungsumschlag vorausfühlen, so kalkulierte Lorenz Kluth schon aus der Art, wie sein Herr die Treppe hinaufstieg, dessen Gemütsverfassung. Und er irrte sich nie. Der Säbel klirrte gegen jede Treppenstufe — das war Sturm.

Infolgedessen hielt er sich schweigend und unter Vermeidung jeden Geräusches zurück. Nur die hellen Augen paßten gespannt auf, um auch den flüchtigsten Wink nicht zu verpassen.

Felix war an seinen Schreibtisch getreten, schob die Mütze aus der Stirn und warf die belanglose Post durcheinander.

„Weiter nichts?"

„Nein, Herr Graf."

„Von Revenshof keine Nachricht?"

„Zu Befehl. Der Herr Graf waren hier und lassen bitten, der Herr Graf möchten unverzüglich zum Herrn Justizrat Kleinholz nach der Schmidstraße kommen."

Felix hatte ein Kreuzband geöffnet und dessen Inhalt — eine Korrektur oder dergleichen — flüchtig durchgesehen.

„Weshalb sagen Sie mir denn das nicht gleich!" schalt er, zunächst ohne aufzusehen. Erst nachdem er die Papiere wieder auf den Tisch geworfen, erhob er den Blick. Auf dem Wege zur Tür rückte er seine Mütze zurecht und sagte:

„Mittagessen werden Sie mir hierher holen — aber nicht aus dem Kasino! Verstanden? Von irgend wo anders her —"

„Zu Befehl, Herr Graf. — Es war auch noch ein Einjähriger hier. Heute früh schon, und dann vorhin."

„Bedaure. Habe Urlaub. Bin also dienstlich nicht zu sprechen."

„Der Einjährige ist nicht von unsrer Kompagnie."

„Um so weniger bin ich zu sprechen! Wegschicken!"

Das war nicht mehr zu machen. Felix hatte bereits die Klinke in der Hand, als es draußen leise und bescheiden klopfte.

Als der Offizier so unerwartet rasch die Tür öffnete, fuhr der Besucher erschrocken zusammen, stellte sich dann aber sofort militärisch stramm.

„Sie — wünschen mich zu sprechen — — Einjähriger Pachaly?"

„Zu Befehl!"

„Aber ich bin sehr pressiert," sagte Felix verdrießlich, indem er zögernd ins Zimmer zurücktrat und den andern dadurch zum Eintritt veranlaßte.

„Nur eine Minute, Herr Leutnant — wenn ich gehorsamst bitten dürfte," stotterte der Einjährige, unter einem Ansatz von Verbeugung. Er drehte die Mütze in beiden Händen, und das prononciert orientalische Gesicht war von einer brennenden Röte übergossen. Ein Blick auf Kluth veranlaßte Felix, diesen hinauszuschicken.

Markus Pachaly sah sich noch einmal nach der Tür um, als wenn er sich vergewissern wollte, daß sie geschlossen war. Dann heftete er die dunkeln Augen mit den mädchenhaft langen schwarzen Wimpern auf seinen Mützenschirm, den er beängstigend bog und malträtierte.

„Also bitte — was wünschen Sie, Einjähriger!"

Felix hatte auch seine Mütze abgenommen, behielt sie aber in der Hand. Er begleitete seine Worte mit einer ungeduldig auffordernden Bewegung dieser Hand.

„Herr Leutnant, ich weiß schon selbst, daß es eine Kühnheit ist, und ich habe die Nacht nicht geschlafen, sondern mich immer gewälzt und gefragt: Tust du's oder tust du's nicht. Aber ich habe nicht anders können, Herr Leutnant! Ich habe mir gesagt, du gehst nicht zu dem Herrn Offizier, sondern als Mensch zum Menschen — und wenn du es richtig 'rausbringst, wie es dir ums Herz ist, dann wird er nicht böse sein oder dich hinauswerfen. Herr Leutnant — ich — ich bring' Ihnen das Geld!"

„Was bringen Sie —?" fragte Felix, als wenn er nicht recht gehört, und trat mit vorgeneigtem Kopf näher heran.

„Sie sind nun doch böse, Herr Leutnant," hauchte der Einjährige mit traurigem Gesicht.

„Und Sie sind wahnsinnig, Mann!" schrie Felix in höchstem Zorn. Es machte fast den Eindruck, als wenn er sich an dem Unglücklichen vergreifen wollte. „Sie scheinen vergessen zu haben, daß Sie Soldat sind und vor einem Offizier stehen! Nehmen Sie Haltung!! Sie sind hier nicht Ihrem Mühlendammer Chef gegenüber. Wissen Sie nicht, daß Sie als Soldat keine Geldgeschäfte machen dürfen —?!"

„Geschäfte —"

Markus Pachaly murmelte das vor sich hin wie ein wildfremdes Wort, das er noch nie gehört. Seine dunkeln Augen blickten verstört und flehend, wie die eines geprügelten Hundes. Er schüttelte langsam den Kopf.

Felix empfand plötzlich Mitleid. Der Mensch war nicht frech, er war beschränkt. Er hatte sich kein rechtes Bild gemacht und wohl auch kein Verständnis für das Ungeheuerliche seines Anerbietens. Felix bedauerte auch die Bemerkung bezüglich des Mühlendamms. — Dergleichen lag nicht in seiner Natur. Deshalb war er wesentlich ruhiger, als er sagte:

„Ich meine — selbst wenn Ihr Vater Ihnen solche Aufträge zumutet, sollten Sie doch genügend Takt und militärisches Gefühl haben, daß Sie so was nicht übernehmen dürfen."

„Herr Leutnant, wenn mich das Herz drängt, Ihnen eine ganz kleine Gefälligkeit zu erweisen, kann ich doch nicht warten, bis ich mein Jahr abgedient habe. Ich hätte ja in Zivil kommen können, aber

das wäre vielleicht noch strafbarer gewesen. Auch haben andre Herren Offiziere sich nicht daran gestoßen, wenn sie mich um Vermittlung angingen bei meinem Vater —"

„Das ist doch wohl nicht möglich, Einjähriger!"

Ein flüchtiges kummervolles Lächeln und ein leises Heben der Schultern.

„In diesem Falle weiß mein Vater nichts, Herr Leutnant. Ich schwöre es Ihnen. Ich habe mir einiges Geld gespart in meiner letzten Stellung in Breslau. Und da ich doch bei meinen Eltern wohne und selbst nicht viel brauche —"

„Aber bester Herr! Wir wollen einmal absehen von der Verirrung, die Sie sich als Soldat zuschulden kommen lassen — was in aller Welt veranlaßt Sie denn, gerade mir mit einem solchen Angebot zu kommen?"

„Die Dankbarkeit, Herr Leutnant. Nichts weiter — so wahr mir Gott helfe. Sie werden sich dessen nicht mehr entsinnen — es gibt eben Geschehnisse, die dem einen nichts bedeuten, so daß er sie im nächsten Augenblick schon vergessen hat, dem andern aber an einer guten Stelle seines Herzens haften bleiben, solange er lebt. Es sind schon mehrere Monate her — zu Kaisers Geburtstag. Die Kompagniefeier war bei Reckfoot draußen. Natürlich habe ich mitfeiern wollen und habe auch geglaubt, meine Schwestern mitbringen zu dürfen. Sie haben sich so kindisch gefreut, die Mädchen! Als wir hinkamen, sollten sie auf Weisung eines betrunkenen Sergeanten gleich an der Tür wieder umkehren. Ich konnte gar nicht bis zum Herrn Hauptmann vordringen, so drohend und roh trat der Mann auf. Wir gingen also. Das letzte, was wir noch sahen, war das höhnische Gesicht unsrer eignen Köchin. Unterwegs traf uns der Herr Leutnant als Offizier du Ronde und sprach mich an wegen der weinenden Mädchen. Darauf wurden wir von dem Herrn Leutnant zurückgeführt. Der Herr Leutnant ließen den Sergeanten zur Wache bringen — und — nachher hat sogar noch mein Herr Hauptmann mit meiner ältesten Schwester einmal getanzt. Es ist ein wunderschönes Fest gewesen damals, Herr Leutnant! Deshalb möchte ich doch so sehr bitten, Sie möchten mir die unendliche Freude machen — ich habe noch gegen siebenhundert Mark, Herr Leutnant. Wenn das reicht — ich wäre zu glücklich!"

Markus Pachaly nestelte an seinen Uniformknöpfen auf der Brust.

Felix erfaßte die Hand und schob sie mit herzhaftem Druck beiseite.

„Lassen Sie stecken, Einjähriger! Ist nicht zu machen. Ich freue mich, daß Sie mich in gutem Gedenken haben — das Eingreifen damals war übrigens meine Pflicht —, aber das Geld werde ich nicht nehmen. Ueberlegen Sie sich's zu Hause noch einmal in aller Ruhe, dann werden Sie das einsehen. Sie sind ein anständiger Mensch."

„Herr Leutnant —!"

„Stillgestanden! Kehrt — marsch!"

Markus Pachaly ging schließlich; aber so unmilitärisch wie möglich. Fast bei jedem Schritte sah er sich bittend um — auch draußen noch in dem dunkeln Vorflur. Erst als der Offizier die Tür geschlossen, ging er langsam und zögernd die Treppe hinunter. Es dauerte Minuten, bis Felix ihn vom Fenster aus davongehen sah — in miserabler Haltung, Kopf und Schultern vorgebeugt und mit lose schlenkernden Armen.

Felix wartete eine Weile, um ihm nicht noch einmal zu begegnen. Seltsam erleichtert und gehoben ging er darauf nach der Schmidstraße.

— — — — — — — — — — — — —

Gleich nach der Begrüßung verließ Justizrat Kleinholz — es schien das vorher verabredet — sein Bureau und ließ Vater und Sohn allein.

Felix erkundigte sich nach der Situation auf Revenshof.

„Es ist so, wie du es zuletzt gesehen, mein Junge," sagte Graf Emmerich Oechelhausen in einem lässig müden und schwerfälligen Tone; „das alte Haus ist hin bis auf die schwarzen Grundmauern. Der linke Seitenflügel ist intakt, der rechte muß bis zur ersten Dachrinne eingerissen und neu gebaut werden. Darüber wird dich Schöngast unterrichten, mit dem ich das alles durchgesprochen habe."

„Willst du verreisen?"

„Vielleicht."

Felix schaute den Vater prüfend an. Er hatte sich erschreckend verändert. Nichts mehr von der nonchalanten Elastizität. Es war ein alter Mann, der da saß.

„Befindest du dich nicht gut, Vater?"

„Danke, mein Sohn. Gut."

Der Graf schwieg einen Moment und strich nervös den auf die weiße Weste herabwallenden Bart, als wenn er etwas überlegte. Dann raffte er sich zusammen.

„Es ist Unsinn, damit hinterm Berge zu halten. Du bist ein erwachsener Mensch und Offizier. Ich habe morgen in aller Früh eine Begegnung mit Leppien —"

„Eine Begegnung?"

„Ja — auf Pistolen."

Felix erblaßte. Etwas Kaltes kroch ihm über den Nacken und über die Kopfhaut. Aber das war nur für einen Augenblick.

„Der Rastower Leppien?"

„Ganz recht."

„Er schießt das Aß aus der Karte, Vater," sagte Felix mit einer Stimme, die ruhig war — bis zur Atemlosigkeit.

„Um so besser. Dann wird er mich nicht verändern."

„Aber weshalb denn nur — weshalb!?"

„Das tut nichts zur Sache. Wir haben wenig Zeit, mein Junge. Ich habe nachher noch mit Kleinholz zu verhandeln. Setz dich, bitte, daher — so. Zunächst Gertrud betreffend. Sie ist bei einer alten Tante von Jakob Leberentz untergebracht. Hat sich tadellos korrekt benommen, der Mensch — was seine Schwierigkeiten gehabt hat bei Gertruds exaltiertem Wesen. Sie hat durchaus bei ihm bleiben wollen, in seiner Wohnung. In vier Tagen, am nächsten Dienstag also, ist er mit seinem Arm so weit, daß die Trauung stattfinden kann. Zu Revenshof in der Dorfkirche. Das ist am wenigsten umständlich. Wo anders müßten sie noch wochenlang hängen. Es ist dir vielleicht contre cœur, aber ich wünsche dennoch ausdrücklich, daß du der Trauung beiwohnst. Irgend eine materielle Frage scheidet dabei vollkommen aus. Nach dem Zerwürfnis mit seinem Vater besitzt Leberentz blutwenig. Er wird arbeiten und Trude will ihm helfen. Sie freut sich darauf. Die beiden werden dir schwerlich zur Last fallen. Dagegen bitte ich — nimm dich des alten Josef an, soweit du kannst. Ich fürchte, er ist blödsinnig. Taumelt auf den Trümmern herum und ist nicht fortzubringen. Ueber alle Angelegenheiten, die Revenshof betreffen, ist Schöngast informiert — seine Tochter hat mich übrigens gebeten, dich zu grüßen! — Ich habe ihr einen Kuß gegeben — nimm mir das nicht übel. In allen andern Angelegenheiten, namentlich die schwebenden Verhandlungen mit der Versicherungsgesellschaft betreffend, von deren Verlauf deine materielle Lage im wesentlichen abhängt, wende dich an Justizrat Kleinholz. Er ist Rechtsbeistand und eventuell Vermögensverwalter, bis du nach Eintritt deiner Großjährigkeit anderweit verfügst. Nur noch eins, mein Junge. Für mich das schwerste. Es ist nicht leicht, dem eignen Sohne zu sagen, daß man im Grunde ein großer Schweinhund gewesen ist —"

„Vater —!!!"

„Versteh mich recht: Nicht so in dem landläufigen Sinne. Ich habe nicht gestohlen, keinen umgebracht und auch sonst nichts pekziert, was nach dem Strafgesetzbuch oder dem allgemeinen Ehrenkodex faßbar wäre. Aber trotzdem. Ich übergebe dir eine Liste von Schulden, die ich weder Schöngast noch dem Justizrat aushändigen möchte. Wenn du sie durchsiehst, wirst du das begreifen. Hier das Papier. Oeffne es nicht jetzt. Nachher, wenn du fort bist. Diese Summen — es sind annähernd 22000 Mark — müssen zunächst bezahlt werden, sobald die Geschichte mit der Versicherung erledigt ist. Empfindungen lassen sich ja nicht kommandieren, aber bitten kann ich dich, mein Junge — denke nicht zu schlecht und zu hart von mir. Ich will mich nicht entschuldigen. Jedoch — c'est le premier pas qui coute. Ehe man es sich versieht, sitzt man in der Bredouille. Und dann immer tiefer, tiefer. Das laß dir eine Warnung sein. Du hast übrigens auch gespielt und verloren. Hier sind 1800 Mark — nein, nein — du kannst sie ruhig nehmen. Nicht geborgt und auch nicht — gewonnen. Das Geld ist heute früh gekommen; für die Zuchteber. Bezahle, was du schuldig bist, und spiele nicht wieder. Ich flehe dich an, mein Junge, tu's nicht! Das ist das Schlimmste. Das macht schließlich aus dem anständigsten Menschen einen Lumpen — moralisch und noch anders. Und es läßt einen nicht wieder los, das ist das Fürchterliche. — Das wäre nun alles."

Der Graf erhob sich und reckte sich auf wie früher, stolz und groß. Dann nahm er Felix' beide Hände und schaute ihn an, als wollte er sich Zug um Zug das Antlitz des Sohnes fest einprägen. Schließlich berührte er dessen Stirn mit den Lippen und gab ihn frei.

„Geh jetzt, mein Sohn."

„Vater! Das ist doch nicht der Abschied! Heute abend — ich werde —"

„Du wirst nicht. Verlaß dich darauf. Ich nehme mir dein Bild mit, wie ich es brauche für die letzten paar Stunden — nicht das, wie vor ein paar Tagen in deiner Wohnung. Damit geht man wohl irgend wohin, sich schämen; aber nicht aus der Welt."

„Sprich nicht so, Vater! Es ist doch noch nicht ausgemacht, daß du —"

„Es ist gut. Reich mir noch einmal deine Stirn. Dann geh."

Die Bewegung übermannte auch ihn. Er packte den Kopf des Sohnes und preßte den Mund auf das Haar. So blieb er, als er, kaum hörbar, flüsterte:

„Mein Jung, mein lieber Jung —! Du, und wenn alles vorbei — es ist eine Marotte von mir: Laß mich nicht erst lange umziehen, verstehst du! Laß mich begraben, wie ich hier stehe — auch in dieser Weste. Sie wird einen Fleck haben — den einzigen, der läutert und versöhnt."

— — — — — — — — — — — — —

Es war tiefe Nacht, als Felix nach Hause kam. Er hatte — von Unruhe und Seelenpein erfüllt — den Nachmittag über bis in den späten Abend hinein den Vater gesucht. Er hatte ihm noch ein gutes Wort sagen wollen . . .

Nirgend zu finden.

Schließlich hatten Felix die Müdigkeit und der Hunger übermannt. Er war in ein Lokal getreten, um sich etwas zu essen geben zu lassen. Als er sich niedergesetzt, hatte ein Papier in seiner Tasche gekuistert. Er nahm es mechanisch heraus und las — las stundenlang an einer einzigen knappen Seite.

Er las noch, als der Wirt bescheiden an ihn herangetreten war und auf den Schluß des Restaurants aufmerksam gemacht hatte. Dann war er gegangen, ohne das Essen auch nur berührt zu haben.

Den Heimweg über rezitierte er — Zahl für Zahl und Namen für Namen. Er wußte sie alle auswendig.

Weber 3000 — Kluth 6000 — Beaulieu 200 Goslich 1000 — Leppien 4800 — Przyborowski 600 — Kißfeld 50 — Schmedes 100 — Speerbohm 300 — und viele andre . . . viele!

Es gab kaum einen, dem Felix Oechelhausen noch unter die Augen treten konnte.

Wie gut, daß es Nacht war und dunkel!

Vor der Tür vergewisserte er sich, daß in dem Burschenzimmer oben kein Licht mehr brannte. Aus den Blindscheiben des Kellers, der mit der Bäckerei in Verbindung stand, drang ein matter Schein.

Also leise —

Felix öffnete das Haus mit der Vorsicht eines Einbrechers. Ebenso schlich er die Treppe hinauf und entsetzte sich über jedes Knarren der Stufen. Erst als er im Zimmer stand, die Tür geschlossen und den Riegel vorgeschoben hatte, fühlte er sich geborgen und atmete auf.

Ohne Licht zu machen, legte er die Uniform ab. Den Säbel, gegen seine Gewohnheit, auf den Schreibtisch. Die andern Stücke hing er in den Schrank — ganz hinten. Dann erst zündete er die Lampe an und suchte seinen Jagdanzug zusammen.

Ein Blick auf die Uhr: viertel zwei.

Wenn er sich beeilte, konnte er den Nachtzug noch erreichen.

Zunächst aber das Notwendigste.

Er setzte sich hin und schrieb. Die Feder hastete über das Papier, als wenn er gejagt würde. Ohne das Geschriebene noch einmal durchzusehen, faltete er den großen Bogen, steckte ihn in ein Dienstkuvert und adressierte: An — den — Kommandeur des —

So. Den Säbel legte er darauf — gewissermaßen als Briefbeschwerer.

Dann fertigte er mit Bleistift einen Zettel für Kluth aus. Einige Bestimmungen und Aufträge. Daneben legte er das Geld, das er am Vormittag erhalten hatte.

Wenige Minuten später schlich er mit seinem Handkoffer die Treppe hinab. In der Backstube sang ein Geselle halblaut ein altes Soldatenlied. Felix hatte sich oft darüber geärgert, weil es ihn in der Arbeit gestört. Jetzt feuchtete es ihm die Augen — das alte Lied.

Zehntes Kapitel

„Wollen Sie nicht selbst in die Stadt fahren, Herr Graf? Die Sache ist doch wichtig genug. Vielleicht hat auch Herr Justizrat Kleinholz noch eins oder das andre mit Ihnen zu besprechen."

„Nein, Schöngast, lassen Sie mich in Frieden. Hier sind die unterfertigten Quittungen. Der Versicherungsinspektor hat ja ausdrücklich gesagt, daß meine Anwesenheit nicht erforderlich ist. Veranlassen Sie gleich mit den Bauleuten das Nötige. Auch wäre es mir lieb, wenn Sie mal bei meinem Schwager vorfragten, ob die was brauchen —"

Der Oberinspektor schüttelte lächelnd den Kopf.

„Das habe ich bereits getan. Die Herrschaften nehmen uns nichts ab. Der Betrieb scheint übrigens ganz gut zu gehen. Unsre Komteß führt Buch, daß es eine wahre Freude ist —"

„Ob das vorhalten wird?" warf Felix ein.

„Sicher! Das ist nicht mehr unsre stille, verschüchterte Komteß, sondern eine Frau voll Leben und Energie."

„Auf alle Fälle gehen Sie mal vor und bestellen Sie einen schönen Gruß von mir. Sie sollen Sonntag herüberkommen. Und noch eins — mir bringen Sie zwanzigtausend Mark in Kassenscheinen mit."

„Zwa—zwanzigtausend —?"

„Und wenn Sie noch so die Augen aufreißen — ich kann's nicht billiger machen," sagte Felix, indem er sich mit einem Scherz über seine Verlegenheit hinwegzubringen suchte. „Der Mensch muß doch seine Schulden bezahlen, nicht wahr, das ist die erste Vorbedingung, um keine mehr zu machen."

Der Alte sah dem Grafen, dessen Stirn sich gerötet hatte, in die Augen. Dann hatte er verstanden und nickte vor sich hin. Sein Blick streifte eine schwarze Marmortafel, die gestern gekommen war und die man vorläufig hier beiseite gestellt hatte — bis die Handwerker sie anbringen würden über der jüngsten Gruft in dem von Ulmen überschatteten Mausoleum von Revenshof.

Felix wandte sich zum Gehen.

„Vergessen Sie nicht Ihre Post, Herr Graf — hier!"

„Ah, ganz recht —“

Er nahm den Pack Briefe und Zeitungen und ging mit freundlichem Gruß hinaus.

Die Sonne leuchtete blendend hell über dem Hofe. Dieser erschien noch weiter und größer — denn da, wo das Stammschloß der Oechelhausen gestanden, blaute ein mächtiges Stück Himmel mehr als früher.

Felix hatte sich zwei Parterrezimmer am äußersten Ende des rechten Seitenflügels, gerade gegenüber dem Gutsbureau, eingerichtet. Die Fenster seines Schlafzimmers gingen nach dem Hofe, die der Arbeitsstube nach dem Park hinaus. Wenn er eins davon öffnete, drängte der wuchernde Holunder in ganzen Büschen hinein. Auch jetzt wieder.

Felix griff gewohnheitsmäßig zuerst nach einem dicken Briefe, weil er ein zurückgekommenes Manuskript darin vermutete. Das Unangenehme mußte zuerst erledigt werden.

Er hatte sich getäuscht. Die Sendung enthielt allerdings ein Manuskript — aber nur das, auf das Ursel Sweet sich damals kapriziert. Der Begleitbrief interessierte ihn nicht — geistreichelnde Redensarten — nur am Schluß etwas Interessantes, bei dem Felix spöttisch den Mund verzog:

„... und es ist wirklich so. Wir erregen uns über die Urteile andrer, die gar nicht deren Urteile sind. Wir haben sie uns selbst kombiniert aus der eignen Auffassung unsrer Handlungen. Wie Sie das überzeugend darlegen! Ich mache mir deshalb erst gar keine Gedanken darüber, wie Sie es auffassen werden, daß ich in wenigen Wochen einem ungeliebten Manne in die Fremde folge. Legen Sie den Akzent aber nicht auf ungeliebt und auf Mann, sondern auf das Wort Fremde. Argentinien! Wie weit das ist — gelt? Wie neu und anders ...“

Und von diesem Mädchen hatte er sich imponieren lassen. Felix zerriß den Brief und warf ihn in den Papierkorb. Ehe er das Manuskript beiseite legte, blätterte er es flüchtig durch. Es war mit Randbemerkungen versehen — wie von unnützen Händen in einem Leihbibliothekbuche. Teils gescheit, teils weniger. Auch Nietzsche war zitiert — und falsch außerdem.

Dann ein großes amtliches Schreiben. Es erregte ihn nicht. Er hatte seinen Inhalt bereits unter der Hand erfahren von Schmedes, der ihm gleichzeitig mitgeteilt, daß Major von Goslich sich zwar keinen steifen Filzhut, dafür aber einen echt hanseatischen Zylinder angeschafft habe, und der stände ihm eigentlich noch schöner.

Dennoch zuckte es in dem Gesichte des Grafen wie von einem schwer niedergerungenen und nun wieder neu aufblutenden Leide, als er las:

„In der ehrengerichtlichen Untersuchung wider den Unterleutnant Felix Graf von Oechelhausen à la suite des ... Regiments Nr. ... hat das Ehrengericht des genannten Regiments in der Spruchsitzung vom ... dahin erkannt: daß der Unterleutnant Felix Graf von Oechelhausen der Gefährdung der Standesehre in zwei Fällen schuldig zu erachten und die Erteilung einer Warnung zu beantragen ist. Der Ehrenrat des ... Regiments: von Röden, Hauptmann und Präses; Ignaz von Przyborowski, Oberleutnant; Werner II, Unterleutnant.“

Aus der beigefügten detaillierten Begründung ging hervor, daß das Ehrengericht in den Fällen Ursel Sweet und Brand auf Revenshof sich für unzuständig erklärt hatte, da diese Fälle sich zur ehrengerichtlichen Behandlung überhaupt nicht eigneten. Eine Gefährdung der Standesehre war dagegen in dem Verhalten bei dem tätlichen Angriff, beziehungsweise in der versäumten sofortigen Meldung und in einer Humoreske erblickt worden, die das Manövermißgeschick eines Generals schilderte.

Felix las das Schriftstück aufmerksam bis zu Ende. Dann noch einmal.

Aber er begriff es nicht — und er fühlte, daß er es nie begreifen würde.

Das lag ja auch alles so weit, so unendlich weit zurück. Es war vorbei und überwunden. Wie aus den Trümmern des stolzen alten Schlosses ein einfaches Haus sich erheben sollte, so mußte aus den Trümmern seiner Karriere ein neues bescheidenes Leben wachsen.

Durch Arbeit! Schrankenlos frei — und doch ehrenhaft!

Ein Kraftgefühl packte ihn. Er reckte die Arme mit geballten Fäusten und angespannten Muskeln empor. Auf einen Ruf von draußen, aus dem Parke her, ließ er sie langsam sinken.

„Felix! Gehst mit zum Duvekeberg!?“

Ein sonniges Leuchten huschte über sein Gesicht. Einen Augenblick zögernd, musterte er die Manuskripte, die Berge von Gutsakten auf seinem Tische — dann laut und hell:

„Ich komme —!!“

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Wöchentlich eine Nummer | № 49 | Alle 14 Tage ein Heft

Der Ueberkater

Von

Johannes Richard zur Megede

(Fortsetzung)

Ich war mitten im Zimmer stehen geblieben, während sie mit einer Sicherheit sprach, gegen die es keinen Appell gibt. Und sind nun Frauen wirklich unfähig der Logik, oder gibt es eine doppelte Moral; ich trat bei dem letzten Wort erregt auf Josefa zu und rief: „Und du bleibst noch bei deinem Manne?"

„Bliebst du vielleicht nicht?"

„Ja . . . allerdings . . . aber . . ."

Sie lächelte. Und dieses Lächeln tat mir so weh! „Rege dich nicht auf, Mutter! Es nutzt nichts. Ich habe trotzdem nicht deine Moral, und bleibe trotzdem bei meinem Manne, eben weil ich will! Ich büße anders wie du, aber ich büße schwerer. Und wenn's dich interessiert: wenn Peter stürbe, ich ginge ganz gewiß nicht zu dem andern Mann! Als er mich fortstieß — nicht bildlich —, er tat's mit seiner Hand, da hat er mich nach deinem Maße gemessen. Und so lieblos es klingt, er konnte mir keine tödlichere Beleidigung antun, als daß er mich nach deinem Maße maß! Denn ich habe ihn wirklich geliebt."

Es war eine Nacht, undenkbar, unmöglich, mit eherner Schrift in mein Gedächtnis geschrieben.

Ich ging, weil mir wirklich nichts mehr zu tun übrigblieb.

Als wir uns zum Abschied doch noch küßten — ein Kuß, der scheidet —, da erinnerte sich mein Kind noch einmal seines besseren Selbst. Josefa traten die Tränen in die Augen, und sie sagte leise: „Mutter, ich werde niemals aufhören, dich zu lieben. Ich verstehe dich nicht mehr. Aber bleibe doch, wie du bist, du kannst nicht anders. Und laß mich, wie ich bin, ich kann auch nicht anders. Versuche auch nie, aus Liebe irgend etwas zu ändern, weil nichts zu ändern ist. Und wenn du einmal für mich betest, so bete, worum ich in den letzten Jahren so oft Gott auf Knien gebeten habe, daß ich sei, was ich scheine: hart und kalt. Mir bleibt keine andre Wahl . . ." Und sie sah mich an mit einem so qualvoll unglücklichen Ausdruck. „Mach das tot, Mutter, das!" Sie zeigte auf ihr Herz.

Neunzehntes Kapitel

Das Alter soll doktrinär machen. Mag sein. Aber weit unangenehmer verspüre ich, daß es steifbeinig macht. Doktrinarismus und Steifbeinigkeit stehen ja auch in einem intimen Wechselverhältnis. Ich möchte wissen, ob Robespierre je in seinem Leben jugendlich fidel über einen Staketenzaun gesetzt ist!

Das kleine Angernsche Familien-Tete-a-tete belauschten Suleika und ich selbstverständlich. Ich bewährte mich dabei als echter Weltweiser. Suleika dagegen erklärte in keuscher Entrüstung beide Damen für abscheuliche Geschöpfe. Das ist Frauenart. Ist

eine gut: fromme Heuchlerin; ist eine schlecht: schamlose Dirne. Der bucklige Ueberzwerg, der vielleicht zwischen beiden steht, avanciert dabei ohne jedes Zutun zum Heiligen. Sie kritisieren sich gegenseitig zu liebevoll, die Vertreterinnen des schönen Geschlechtes! Haben Sie je eine objektive Frau gesehen? Ich nicht! Oder, wenn doch, so war sie in der Tat unausstehlich.

Ich habe bei diesem intimen Skandal wieder die hoffnungslose Unzulänglichkeit der menschlichen Verstandeswerkzeuge konstatiert. Die Leute eilen in ihren Wünschen der Tat entweder mit Siebenmeilenstiefeln voraus, oder sie trappen auf Holzpantoffeln hinter ihr her. Das Verständige, in der Mitte Liegende aber tun sie unter keinen Umständen. So macht das menschliche Leben den Eindruck eines Rennens, wobei niemand weiß, wo Start oder Ziel ... Es ist zum Totlachen! Das Unglück liegt aber in ihren Wahnvorstellungen. Sie wollen das Beste, und tun das Schlechteste. Und wenn zwei wie wahnsinnig im Kreise umherlaufen, was noch niemals einen Sinn gehabt hat, so leitet sie doch die felsenfeste Ueberzeugung, daß sie auf diesem Wege unbedingt den Himmel oder die Hölle erreichen müssen. Sie glauben ja auch an das Absolute, während es doch nur das Relative gibt. Der Kreis und die Kugel sind die natürlichsten aber relativsten Formen der Entwicklung, die existieren. Sie aber halten an der Idee der geraden Linie fest, die nicht existiert. Dabei haben sie Begriffe wie: groß und klein, gut und schlecht, sie brauchten sich nur an den eignen Zopf oder an den des lieben Nächsten zu fassen, welches letztere sie viel lieber tun, obgleich er kürzer ist, um zu begreifen, daß auch der Zopf etwas Relatives ist. Aber zur praktischen Vernunft werden sie darum doch nicht bekehrt! Ich will auch den Weisen noch sehen, der den Begriff „groß" definieren könnte, ohne daß ihm ein Nergler erwidert: „Verzeihen Sie, das ist doch klein!" Und das Tugendschaf, das sich gewissenhaft bemüht hat, während eines ganzen Lebens gut zu leben, wird immer einen Lasterhammel finden, der ihm am Lebensende beweist, daß es schlecht gelebt hat. Umgekehrt ist es genau so. Schwarz existiert nicht ohne Weiß, Laster nicht ohne Tugend, und der brave Mephisto hätte gar keine Veranlassung, sich so verführerisch zu geben, wenn der alte Herr im Himmel nicht die Höllenkandidaten immer wieder am Rockschoß zurückzupfte. Warum ist nun eigentlich bei dieser augenscheinlichen Relativität des Weltalls die menschliche Moral so darauf versessen, absolut zu sein und niemand, wer er auch sei, zu gestatten, sich so auszuleben, wie's ihm beliebt? Diese beiden Angernschen Damen können ganz ruhig ihre eignen Wege gehen! Irgendwo werden sie sich doch mal wieder begegnen. Die Guten und die Bösen begegnen sich auf dieser Erde doch auch immer irgendwo! Gute und Böse haben überhaupt einander bitter nötig. Erst wenn man einen lebenden Menschen gesehen hat, kann man sich vorstellen, wie ein toter aussieht. Aber ich weiß auch, wozu das alles gut ist. Denn nur die zentnerschwere Dummheit der Menschen macht es möglich, das Milligramm Weisheit, das darin gemischt ist, nach seinem wahren Wert zu erkennen. Ich möchte auch noch ergebenst fragen, was der Himmel ohne Hölle anfangen sollte. Alles Lebendige ist relativ und alles Absolute tot, und der absolute Tod ist ebenso widersinnig, wie das absolute Leben. Darum glaube ich heutzutage nicht einmal mehr an die mathematischen Wahrheiten, die wahrscheinlich ganz anders ausschauen würden, wenn unser Gehirn anders konstruiert wäre.

*

Ich bin mehrere Tage daheim geblieben. Ich war nicht etwa krank, ich war wie betäubt. So etwas muß man nun erleben, wo man alt ist! Die Liebe, die Sorge eines ganzen Lebens wertlos, nichtig, verfehlt. Hätte ich anders handeln können? Ich frage mich das in jeder Stunde zehnmal. Was hilft's? Nichts, gar nichts! Selbst wenn ich alles beiseite würfe, was mir seit frühester Jugend heilig, wenn ich mich selbst moralisch aufgäbe, mich selbst richtete, ich täte es so gern! aber jeder Schritt, den man im Leben einmal getan, ist getan. Es gibt auf Erden kein Zurück, diese furchtbare Wahrheit begreife ich erst jetzt ganz.

Neben mir stand noch vor einer Stunde meine Tochter und sagte ruhig: „Mutter, versuche nichts zu ändern! Du kannst es nicht. Der andre Mann ist mir tot, und ich bin ihm tot. Peter kann nichts dafür, nichts! Wir passen nur nicht zueinander! Also laß ungestört, was noch geblieben ist. So wie mein Schicksal ist, so mußte es kommen, und so will ich's!"

Und ich werde ganz klein vor diesem großen Kinde.

Ja, es ist ein Schicksal, so schwer, wie's nicht jeder trägt: Zuschauen zu müssen, wie das Beste, was wir im Leben gewollt, in nichts zerrinnt; sich selbst dem Liebsten geopfert zu haben alle Zeit, und zu fühlen am Ende, daß man nur das Liebste sich selbst geopfert hat. Ich grüble nicht etwa, wie weit sie recht hat, wie weit ich. Und wenn ich hundertmal recht hätte, sie ist unglücklich, und ich habe unrecht, hundertmal unrecht! Ja, es gibt ein Schicksal, das uns scheinbar lächelnd sündigen läßt. Wir sündigen nicht mehr, und erst jetzt steht es mit gezücktem Schwerte vor uns. Dieser Mensch steigt wieder empor, den ich hassen möchte, weil ich wittre, daß er, dem ich viel-

leicht Schicksal war, jetzt meines Kindes Schicksal ist. Er konnte so hart sein, und sie ist es! Sein Sohn nicht, aber meine Tochter rächt ihn.

Und wenn ich auch vergebens um mich schaue, den festen Punkt zu suchen, an den sich der Taumelnde klammert, wenn ich tatenlos und mit leeren Händen irre, eins ist mir längst Gewißheit, daß ich handeln werde und handeln muß. Sie muß von ihrem Manne los! Mir, der die Meinung der Welt bis heute so viel bedeutete, ist von heute an die Meinung der Welt ganz gleichgültig. Einst war ich die letzte, zu verstehen, wie eine Mutter für ihr Kind morden kann, aber jetzt bin ich die erste, zu sagen, daß alle Mütter für ihre Kinder morden können müssen. Wer im Wechselspiel des Lebens nur einen einzigen Wert gekannt hat: die Mutterliebe, der hält noch immer den besten Atout in der Hand, wenn dieses Wechselspiel tödlicher Ernst geworden ist.

Aber wer ist jener andre Mann? Rin? Wahn von mir. Sie hat ihn seit fünf Jahren nicht wiedergesehen. Und nur in Romanen dauert die Backfischliebe ewig. Oder dieser Graf Bloome? Ich kann's nicht glauben, obgleich nachträglich vieles dafür spricht. Vielleicht schwebt dieser Unbekannte zwischen beiden Männern, und niemand ahnt seinen Namen auch nur. Verschlossen wie sie ist, kennt sie wohl diesen Mann allein. Oder wenn's mit dem Pferde, der „Josefa" zusammenhinge? Ihre Laune ebbte so merkwürdig schnell ab, als von einem Verkauf die Rede war. Es gibt unscheinbare Beziehungen, wie ja auch das alte Wappen über meinem Schreibtisch so gar nichts scheint, und so viel bedeutet. Aber das sind alles Mutmaßungen, die nur auf Irrwege leiten. Ein Gefühl habe ich, das gar keine Berechtigung besitzt, aber vielleicht darum das berechtigte ist: Jeanette Quedenberg kennt den Mann! Ich möchte schwören, daß zwischen den beiden Frauen das Geheimnis liegt. Sie benehmen sich für alte Freundinnen doch ganz seltsam. Doch ich will erst das Aeußerste versuchen, ehe ich zu dieser Frau gehe. Auch das ist Instinkt. Denn wenn ein Weib ein andres verderben kann, so tut sie es mehr als gern. Aber vielleicht ist ihr Herz besser als ihre Frömmigkeit.

*

Ich hab' dieses Aeußerste bei Josefa selbst versucht. Es war fast eine Woche nach jener schrecklichen Nacht, und mein Kind schien weicher als sonst. Ich habe vor ihr gekniet, buchstäblich vor ihr gekniet, sie angefleht, mir die ganze Wahrheit zu sagen, weil nur die ganze Wahrheit mir und ihr nutzen könne.

Sie aber sah mir nur kopfschüttelnd ins Gesicht: „Diesen Namen erfährst du niemals, niemals! Es hätte auch gar keinen Sinn, denn wir sind uns heut zwei absolut fremde Menschen. Außerdem taxierst du uns beide falsch. Wir nehmen nichts zurück, was wir gesagt oder gedacht haben, nichts! Der Mann ist niemals feige gewesen, und ich bin's auch nicht mehr. Ich bin nicht inkonsequent, Mutter, sei du es auch nicht! Der Mann ist tot, ganz tot. Genügt dir das noch nicht?"

Da halfen auch keine Tränen. Sie ist stärker geworden als ich, viel stärker!

Aber, armes Kind, warum begreifst du nicht wenigstens, daß dein Leid mein Leid ist, und daß ich keinen andern Wunsch auf der Erde habe, als dir das Glück wieder zu schaffen, weil dein Glück mein Glück ist? Doch ich weiß, ich predige tauben Ohren.

Ich habe mich mehrmals nach Jeanette Quedenbergs Befinden erkundigen lassen. Sie ist noch immer wenig wohl und empfängt nicht. Bei der ersten günstigen Gelegenheit werde ich doch zu ihr gehen müssen. Es ist ein schwerer Gang, und jedenfalls auch fruchtlos. Aber ich verkomme in dieser Tatenlosigkeit, die mich vielleicht so merkwürdig jung erhalten hat.

Dabei lächelt noch immer dieser träumerisch weiche Herbst. Er ruht wie ein köstlicher Friedenshauch auf Tal und Wald. Alle freuen sich an ihm, die Kranken wie die Gesunden. Ich möchte für meine Stimmung weit lieber Regenböen und Sturm. Diese goldigen Sonnenlichter, diese sanften Linien, dieses flimmernde Blättermeer — ich liebte das alles einst so sehr! — sie haben mir etwas Trostloseres als der graueste Wolkenhimmel. Wer kann sich des Seins freuen, das nur Schein ist.

*

Um mich geht alles seinen regelmäßigen Gang. Das Uhrwerk schnurrt ab. Es ist ja auch sein Beruf. Aber bin ich nun blind durchs Leben gegangen bis heut, war ich immer eine oberflächliche Egoistin, oder blieb mir alles erspart? Die Dinge gewinnen mir ein so andres, ein so unheimliches Gesicht! Ich sehe mir die Menschen im Sanatorium nicht mehr auf ihre guten oder schlechten Manieren, ihre ernsten oder heiteren Gesichter an. Ich versuche tiefer einzudringen. Vielleicht sind auch diese Hunderte von Leuten, die zumeist gar keinen besonders leidenden Eindruck machen, gerade darum viel schlimmer dran, weil sie gesund scheinen und doch krank sind. Der Invalide am Leierkasten, der mit abgezogenem Hute an der Landstraße sitzt und dreht, den bemitleiden wir gern, möchten ihn glücklich sehen. Aber der arme Nervenkranke, den der Schlaf flieht, den die trüben Vorstellungen wie Erynnien verfolgen, der ist uns ein eingebildeter Kranker, wir belächeln ihn, weil ihn keins der sichtbarlichen Leiden der Menschheit drückt. Wir sind so ungerecht! Wir verstehen auch bei andern immer nur uns, und was

uns selbst quält. Ich bin gewiß in einer schrecklichen Gemütsverfassung, aber ich muß lächeln, schon Josefas wegen. Wenn es mir nun einfiele, dem dicken, unappetitlichen Russen, der mürrisch den Konversationssaal auf- und abwandelt, mein Herz ausschütten zu wollen, er würde gelangweilt abwinken, und schließlich ärgerlich sagen: „Das sollen Leiden sein? Habe erst mal ein todkrankes Herz wie ich, und dann wollen wir uns wieder sprechen!“ Oder die polnische Jüdin, die so wundervoll Klavier spielt, wenn sie allein ist, und mitten im Ton aufhört, wenn jemand den Musiksalon betritt, würde sie mir nicht auf meine Klage antworten: „Sie sind reich gegen mich! Ich spiele, weil ich muß, ich spiele aus Verzweiflung, mein Geist umnachtet sich, und ich fühle es. Was willst du mit deinem kleinen Leide, Weib, das nicht einmal dein Leid ist, sondern nur das deiner Tochter?“ Ich lächle, ich grüße als die vornehme Frau, die ich bin, nach allen Seiten. Die Kurgäste wissen jetzt alle, was ich bin, daß die Prunkvilla mir gehört, daß ich fünf Dienstboten für mich allein habe, daß das Geld in meinem Leben nie eine Rolle spielte, weil ich immer übergenug davon besaß. Sie halten mich alle für übermenschlich glücklich. Und wer nun gar von ihnen Josefas Schicksal kennen würde, die so sichtbar gesundet, ihre Kur so regelmäßig und mit so großem Erfolge gebraucht, ja, wer würde bei dieser jungen, schönen Frau, die sich so eisig abschließt, an eine todkranke Seele glauben? Mich genieren die messeressenden Oesterreicher nicht mehr, ich sage: Das ist doch so nebensächlich! Ich habe nicht einmal Verachtung gegen die soi-disant-Gräfinnen, deren Inkognito ich kenne, und die mich jetzt immer so devot grüßen. Sind sie nicht vielleicht auch unglücklich trotz ihres lasterhaften Müßigganges? Josefa kennt und sieht sie noch immer nicht, höchstens ihre Nasenflügel zucken, wie bei etwas Ekelm. Diese Härte einer Unglücklichen gegen Unglückliche verstehe ich nicht.

Aber die Leute, mit denen wir oberflächlich, aber doch ausschließlich in diesem Sanatorium verkehrt haben, dieser ostpreußische, kaum geadelte Gutsbesitzer, der weiter nichts kann, als mit gesträubtem, grauem Kamm und rollenden Glotzaugen die Parlamentsberichte lesen; seine reizlose Tochter, deren Tugend eben diese Reizlosigkeit ist; der polnische Graf, der nur von seinem Fett kommen will und, wie er mir lachend gestand, doch niemals davon kommt, weil ihm Essen und Trinken zu gut schmeckt, diese Leute sind mir mit einem Male allesamt unsympathisch. Ich glaube, ich könnte gar nicht mehr mit ihnen fühlen, obgleich sie so ganz meinesgleichen sind. Und Josefa ist freundlich liiert mit dem jungen Mädchen, das sie ungeschickt anbetet; sie plaudert gern mit dem dicken Grafen, dessen Korpulenz ihn am Courmachen nicht hindert. Sie läßt niemand in sich hineinsehen! Aber was ich vor allem nicht verstehe, sie hat sich von dieser Ingen ganz zurückgezogen, nicht etwa unfreundlich, sondern mit der Selbstverständlichkeit einer großen Dame, die wohl mit dem ärmsten Fräulein „von“ verkehren kann, aber unmöglich mit der Braut eines einfachen Architekten, der übrigens neulich an den gleichen beiden Tagen wie Peter hier war, ein hübscher, ernster Mensch ohne aristokratische Allüren, aber ohne bürgerliche Plattitüden auch. Josefa will offenbar nichts mehr, was ihr irgend das Herz erheitern oder erwärmen könnte, sie will dahinleben flach, kalt, exklusiv, und Herz und Nerven stärkt sie hier, nur um wieder von Vergnügen zu Vergnügen eilen zu können, die ihr kein Vergnügen sind. Sie will gesund sein! Aber mit welchem Recht und wozu? Körperlich hat das Sanatorium hier wirklich Wunder getan, wie es ja überhaupt viele Wunder tut mit seiner Kur, die bei allen ungefähr die gleiche ist: Den Kranken den ganzen Tag beschäftigen, ihn einfach nähren, einfach kleiden, durch eine natürliche, ausgefüllte Lebensweise ihm in vier Wochen alle die Gifte zu entziehen, die Körper und Geist während eines Jahres einsogen. Der Assistenzarzt, der Josefa hauptsächlich behandelt, sagte mir gestern triumphierend: „Nun, Frau Gräfin, habe ich zuviel versprochen? Frau von Lasowitz wird in weiteren vierzehn Tagen absolut gesund sein.“ Ich habe darauf nur freundlich gelächelt.

Ich weiß es besser, ich kenne ja auch gewisses, graues Haar, was er nicht kennt! Ich weiß, daß Josefa seit dieser schrecklichen Nacht sich innerlich erst recht verschlossen hat, als wenn sie diese eine leidenschaftliche Wallung auf das tiefste bedauerte. Sie gibt kein Vertrauen, und sie will keins. Dabei wird sie mir wieder ganz fremd, unverständlich, alles, was ich über ihr Seelenleben weiß, erscheint mir auf einmal so unwichtig dem gegenüber, was ich nicht weiß.

*

Sie stand dabei, als der Quedenbergsche Diener mir gestern die Nachricht brachte, daß mich die junge Gräfin in der nächsten Woche gern empfangen würde, Josefa zuckte nicht mit der Wimper.

Graf Bloome ließ sich heut bei ihr melden. Sie ließ zurücksagen durch den Diener, daß sie herzlich danke, aber auch für später bedauern müsse, weil die Kur sie ausschließlich in Anspruch nähme. Vielleicht, daß ich sie bei der Gelegenheit etwas zu forschend angesehen habe, denn sie meinte ohne Empfindlichkeit, aber doch scharf: „Kombiniere lieber nicht, Mama! Du kombinierst doch falsch!“ Und sie fuhr fort in der „Sportwelt“ zu lesen, die eben gekommen war. Mich interessiert die „Sportwelt“ nicht mehr, seitdem

ich weiß, wie die Ehe ist. Und leider muß ich sagen, daß mir damit zugleich das Wohl und Wehe meines Schwiegersohnes recht gleichgültig geworden ist. Ja, und ich schäme mich ehrlich dieser schrecklichen Gefühlswandlungen; als ich Josefa so auf das Sportblatt starren sah mit einer kleinen Falte zwischen den Brauen, die sich aber langsam sehr vertiefte, zuckte mir der Gedanke blitzschnell durchs Gehirn: ‚Wenn nun die Vorsehung eine andre Lösung beschlossen hätte. Es ist ja auch ein schöner Tod für einen Reiteroffizier!‘ Und dieser Gedanke war mir keineswegs schrecklich. Das ist Mutterrecht.

Josefa ritt noch ziemlich spät an diesem Tage durch die Heide und kam zurück erst bei Nacht. Die „Josefa“ geht am Freitag über die Bahn. Meine Tochter muß einen Aberglauben haben, der mit diesem Tier zusammenhängt, denn sie will es durchaus noch einmal laufen sehen. Sie fährt zum Rennen nach Berlin. Ich verstehe sie nicht, aber ich hindere sie auch nicht. Ich werde mich hüten, jemals wieder ihre Entschlüsse beeinflussen zu wollen. Aber ich reise mit. Ich will bei ihr sein. Sie wundert sich, daß ich auf einmal den Mut fände, den ich früher nie gefunden hätte, nämlich: ihren Mann den Karlshorster Sprung nehmen zu sehen . . .

Ja, ich kann's sehen — ich kann's sehen!

*

Ich erzähle ohne Schminke. Ich habe mich ja auch nie geschminkt oder gepudert sonst.

Die Eisenbahnfahrt verging sehr schnell. Wir fuhren mit der Prinzessin Wechtenfeld und Klara Gundingen zusammen, die Verwandte in Berlin besuchen wollten und sich trotz alles sächsischen Partikularismus doch sehr freuten, aus dem kleinen Dresden in das große Berlin zu kommen. Dresden ist Kleinstadt — das liegt an Sachsen. Mir war es für Josefa eine angenehme Zerstreuung, die beiden herzensguten, hübschen Damen mit ihr endlich zusammenzubringen. Das Sanatorium deckt alles. Denn sonst hätten sie wohl ein wenig pikiert sein müssen über die scheinbare Vernachlässigung. Wir waren alle sehr bald warm. Die Wechtenfeld ist dunkel und schlank, ein wenig die Augen und die Haarfrisur einer reizenden Japanerin. Sie wirkt dadurch sehr pikant! Der Prinz, der bereits in Berlin, hat sie aber nur des Geldes wegen geheiratet, wie ich leider genau weiß. Kleiner, nicht apanagierter Prinz — die Armen müssen sich nun einmal verkaufen —, die Gundingen ist langweilig und blond. Warum sind eigentlich blonde Leute mit Vorliebe langweilig? . . . Die nur sehr teilweise hübsche Gegend flog vorüber ohne jede Poesie, grau, leblos, wie es der Herbst so mit sich bringt, wenn seine bleiche Sonne hinter Dunstgewölk schlummert. Jedenfalls waren wir in Berlin und wußten eigentlich nicht wie. Dabei hatten wir nur ein Nichtiges geredet — und die Zeit schwand doch wie im Schlaf.

Die Großartigkeit der Reichshauptstadt regt auch mich alte Frau an. Wir logieren im „Windsor“, wo ich immer logiert habe, obgleich es weit hinter der Zeit zurückgeblieben. Das Publikum gut, aber auch etwas hinter der Zeit zurückgeblieben. Das war Josefas ungutmütige Kritik, als eine pommersche Landdame vor uns die Treppen hinabstieg. Noch am selben Nachmittage promenierten wir durch die besseren Straßen. Es zieht da so ein hastiger, endloser Strom die Trottoirs entlang, dem man am besten sich an Schaufenstern entzieht. Berlin und Schaufenster — das erfrischt! Und wenn ich selbst auch immer nur Schwarz trage, für meine schöne Tochter interessiert es mich doch, ob jetzt Lila herrscht oder Hellgrün, ob man mit Spitzen garniert oder mit Pelz. Das sind so die kleinen Nöte weiblicher Eitelkeit, die uns wenigstens für unsre Kinder wohl niemals ganz abhanden kommen. Josefa läßt nur in Wien arbeiten. Ich finde, Wien arbeitet fescher, extravaganter; in ihrem blaugrünen Tuchkleid sah meine Tochter so schick und apart aus! In einem Geschäft ließen wir uns Kostüme zeigen. Der Chef bemerkte sofort: „Gnädige Frau lassen wohl in London arbeiten? Es ist das Allerneueste, was gnädige Frau tragen. Wir haben auch eben die Fassons bekommen.“ Doch erst als Preise genannt wurden, begriff ich ganz, wie luxuriös Josefa auch in diesem Punkte lebt. Ein Herbstkleid achthundert Mark, — das habe ich kaum für Courroben bezahlt!

So verging uns der Nachmittag in Kleinigkeiten. Als die Berliner Lichter aufflammten mit dem bläulichen Hauch, dem unbestimmten Tosen, das eigentlich ihr Glanz weckt, da lockten zwar die Auslagen noch verführerischer, und ich konnte mich von einer kleinen Perlenbrosche gar nicht trennen, aber schließlich trennte ich mich doch! Sobald die Sonne unter, haben Damen auf Berliner Pflaster allein nichts mehr zu suchen. Wir aßen im Hotel zu Nacht. Josefa ging sehr bald auf ihr Zimmer. Ich aber führte, wie um mich zu strafen, dies Tagebuch weiter.

Was bin ich alte Frau doch noch oberflächlich! Es braucht nur ein bißchen Leben auf uns einzuwogen, ein bißchen Leichtsinn, Vergnügungslust in der Luft zu liegen, und wir vergessen unsre Leiden, ja, was schlimmer, auch die Leiden andrer. Ich ging mit mir deswegen ernstlich ins Gericht. Aber auf solche Pause setzt der Schmerz ganz von selbst nur um so beißender ein. In diesem alten, gemütlichen Hotelzimmer bin ich nachträglich so klein geworden, so hoffnungslos! Berlin, dessen Meereslaut hier nur ganz von ferne brandet, schüchterte mich ein, gab mir gerade in diesem

unaufhörlichen, verschwommenen Nachttosen das Vorgefühl von etwas Unentrinnbarem: solche Riesenstadt ist wie das Schicksal.

Am andern Morgen erwachte ich sehr früh. Die Straße unten im Herbstnebel, der Asphalt schmutzig, die Menschen griesgrämig. Es nahm sich aus wie ein Wiener Café, das noch gar nicht Zeit gehabt hat, sich von all den ekelhaften Gerüchen der Nacht zu reinigen, und doch treten die ersten Gäste schon wieder in die abgestandene Atmosphäre. Josefa half mir beim Anziehen, was ich nie ganz allein zuwege bringe. Wir frühstückten zusammen. Draußen hatte sich derweilen der Nebel gelichtet, das Ameisengewimmel des arbeitenden Berlin regte sich. Und dieses Leben reißt doch immer wieder mit fort ... Aber da fiel mir natürlich das Rennen heute nachmittag ein, und daß mein Schwiegersohn, ahnungslos wahrscheinlich, im „Bristol" schräg gegenüber logiert hat! Wir wollen ihn auf dem Rennplatz selbst überraschen: das machen wir uns weis. Es ist eine gefällige Lüge. Aber wir wissen doch sehr genau, daß eine Lüge dadurch nicht besser wird, daß sie hübsch ist ... Josefa wollte eben nicht mit ihrem Mann logieren — das ist die Wahrheit.

Um zwölf Uhr fuhren wir nach Karlshorst, und zwar mit der Bahn.

Ich mache mir aus Rennen nicht viel. Was die Pferde leisten, geht über meinen Horizont. Höchstens daß es ein buntes Bild ist sommertags, daß es zuweilen heiß hergeht zwischen den Flaggen, und daß man wohl daran tut, bei dem irischen Wall wegzusehen, wenn man etwas Liebes im Sattel weiß! Jemand war ein so verwegener Hindernisreiter und verspielte hinterher noch regelmäßig sein Geld. Aber da Josefa und ihr Mann gerade ihre Pferde- und Rennpassionen so leidenschaftlich als Brautleute verfochten, habe ich gern nachgegeben und ein Sportinteresse geheuchelt, das ich niemals besaß. Am heutigen Tage ist es mir höchstens sympathisch, daß es in Berlin intime Bekannte von mir kaum noch gibt.

*

Wir kamen etwas spät. Die Rennen hatten bereits begonnen.

Sonst das herbstliche Bild, das ich so oft gesehen. Ein Stück märkische Kiefernheide, von dem kalten Sprühregen wie mit einem weichen Dunstschleier umhüllt, ein Stück Berlin, das mit Fabrikschornsteinen und Mietskasernen trübselig herüberschaut. Dazwischen die weite, grüne Fläche mit Markierstangen, flatternden Wimpeln. Das bunte Feld tauchte gerade auf, verschwand wieder; der Rasen dröhnte dumpf. Von den schmucklosen Holztribünen her das unbestimmte Menschentosen.

Wir betraten den Sattelplatz in dem Augenblick, als die Dragonermusik wieder einsetzte. Der Brandenburgmarsch mit schmetternden Heroldstrompeten, indessen der schweißbedeckte Sieger, ein kopfhängender Wallach, zur Wage geritten wurde.

„Heute ist Favoritentag!" sagte jemand.

Das Wetter schaute weit mehr nach outsiders aus.

Die Tribünen waren sehr mäßig besetzt. Welt — Halbwelt. Ueberall Regenschirme und Regenmäntel. Auf dem nassen Rasen davor fast nur Herren: Offiziere mit hochgeschlagenem Paletotkragen, Rennhabitués mit Sportpalelot und englischen Gamaschen. Weder Farbe noch Stimmung. Auch die Tourniquets zum Totalisator drehten sich nur mürrisch. Wir wollten Peter aufsuchen, kamen aber nicht weit. Wechtenfelds, die Gundingen, ein Gardereiter. Wir waren im Augenblick lachend umringt.

„Da kommt doch endlich die einzig wirklich Passionierte!" rief die Prinzessin.

„In Dresden wär's doch jetzt viel gemütlicher," klagte die Gundingen.

Josefa drückte nach allen Seiten liebenswürdig die Hand, fragte aber dann sofort den Offizier: „Haben Sie meinen Mann nicht gesehen?"

„Jawohl. Er ist vorhin mit der Mailcoach von den Gardekürassieren gekommen. Zieht sich jetzt, glaube ich, gerade um ... Da ist er übrigens schon!" Und er zeigte nach der Wage, wo mein Schwiegersohn mit seinen Pluderhosen und seiner schlotterigen Rennulanka stand.

Josefa ging sofort hinüber. Ich blieb. Nach einem Wiedersehen unter jetzigen Verhältnissen gelüstete mir nicht. Aber ich ließ Josefa nicht aus den Augen. Sie begrüßten sich mit einem Händedruck. Er schien verwundert. Sie gingen Arm in Arm auf und ab, sprachen lebhaft. Plötzlich blieb Josefa stehen, machte ihren Arm frei. Ich konnte gerade ihr Gesicht sehen. Das eigentümlich rasche Erkalten ihrer hellen Augen war so frappant! Ich hasse Szenen. Und wahrscheinlich hatten sie schon eben eine große Szene gehabt.

Der Prinz Wechtenfeld, der nur beim Anekdotenerzählen nicht langweilig ist, erzählte gerade. Ich schlenderte auf Umwegen zu Josefa hinüber. Sie kam mir schon auf halbem Wege entgegen, die Zähne auf die Unterlippe gebissen. Sie sah mich erst, als ich vor ihr stand.

„Habt ihr euch gezankt?" fragte ich.

„Ja — nein, Mama. Er hat die Stute doch verkauft."

„Das ist aber nicht hübsch von ihm!" rief ich.

„Ja, hübsch ist's nicht von ihm... aber schließlich ist's doch sein Pferd."

„Nein, es ist dein Pferd, Josefa!"

Sie lächelte, als sie mich fast erregt sah. „Hast du's schriftlich? Ich hab's jedenfalls nicht schriftlich."

Wir gingen zu unsrer Gruppe zurück.

Der blonde Gardereiter fragte sofort interessiert: „Haben sich gnädige Frau Bormio noch mal angesehen?"

„Nein."

„Famos in Kondition! Ueberhaupt das bei weitem beste Pferd heute, der Fuchs ... Die andern werden gar nicht gewettet!"

Meine Tochter fragte kurz: „Auch die Stute, die ‚Josefa' nicht?"

Der Leutnant — übrigens ein Hannoveraner und dementsprechend steif — zuckte nur die Achseln. „Können Sie auch nicht verlangen, gnädige Frau! Die Stute hat ihr Lebtag ungefähr alles versprochen und ungefähr nichts gehalten."

„Sie wird schon gewettet werden!" Josefa drehte sich halb weg."

Ein zweites Feld war derweil die Bahn geritten. Jockeis. Ich sah ohne Interesse den Aufgalopp. Diese Leute mit ihren lederharten Spitzbubenphysiognomien mochte ich nie. Die Zuschauer drängten uns langsam nach dem Drahtzaun am Start. Auch unsre Gruppe zerriß. Schließlich standen Josefa und ich allein. Die beiden soit-disant-Gräfinnen aus dem Sanatorium, die mich immer zu grüßen versuchten, flanierten noch in dem Sprühregen. Sie trugen Federhüte und Radmäntel. Ich bemerkte sie erst jetzt und wunderte mich, was sie gerade auf diesem Rennen suchten, das ihresgleichen mit seiner Regenatmosphäre so gar nichts bietet. Verschiedene Herren, die ja solches Wild immer gleich wittern, wurden aufmerksam. Ein paar Offiziere sahen den Mädchen kritisch nach und stießen sich an. Ein alter Geck mit weißem Spitzbart und Boulevardzylinder räusperte sich, machte eine Bewegung nach dem Hut ... Alte Gecken und ihre Passionen sind widerlich! Gerade in dem Moment, als ich mich degoutiert nach der andern Seite wandte, grüßten mich die beiden Mädchen. Ich wollte wieder grüßen. Aber Josefa, die nichts sieht und doch alles, flüsterte mir nur hastig zu: „Nicht, Mama! So was kennt man hier nicht!" Die Kopfbewegung erstarb mir. Ich kam mir auch lächerlich vor, bevormundet. Das mag ich nicht. Darum trat ich zum Prinzen Wechtenfeld mit einer gleichgültigen Frage. Die Pferde kamen das erstemal an den Tribünen vorüber in geschlossener Front. Die Jockeigesichter wild, die Peitschen geschwungen. An der Innenseite beim Biegen drängten sich die Tiere. Eine Flaggenstange krachte. Der Reiter wurde aus dem Sattel geschleudert. Mein erster Gedanke war: ‚Wenn der Mann nur nicht schwer verletzt ist.'

Der Prinz sagte ärgerlich: „Der Kerl reitet miserabel!"

Alle Rennpassion macht mitleidlos. Die Gesichter um mich herum hatten auch so einen stieren, harten Ausdruck. Der Name und das Kleid allein machen's doch nicht! Und Josefa, meine warmherzige Josefa kann mit diesen Menschen empfinden? Für Männer mag ja der rohe Reiz Bedürfnis sein; Frauen sollen bessere Vergnügungen suchen ... Merkwürdig, daß gerade der Salon und der Stall sich so magisch anziehen!

Ich schaute unwillkürlich nach Josefa um. Sie stand ein wenig zurück und starrte auf den Boden, die Augenbrauen zusammengezogen, als kämpfe sie mit einem finsteren Entschluß. Eine Minute später, gerade als das wilde Schreien der Jockeis und das Keuchen der Pferde den Endkampf verkündete, wandte sie sich mit einer kurzen, energischen Bewegung ab und ging hinüber zum Sattelplatz.

Ich eilte ihr nach. „Josefa, wo willst du hin?"

„Ich will mir die Stute noch einmal ansehen..."

„Wer wird sie denn reiten?"

„Bloome."

Wie sie den Namen so kurz aussprach, zuckte mir ein Argwohn durchs Hirn. „Josefa, das wußtest du wohl schon in Dresden?"

Sie sagte nur über die Schulter weg: „Genau was Peter auch gesagt hat. Denkt doch beide, was ihr Lust habt! Ich denke auch, was ich Lust habe..." Und sie schritt unbeirrt weiter zu dem freien Platz, wo sich die Rennreiter im Schritt noch einmal dem Handicaper stellen, ehe der Aufgalopp beginnt.

Der Platz war leer bis auf einige Stalljungen, die Pferde im Kreise führten. Der Regen rieselte wie Tau, und die Haut der Tiere zuckte wie gekitzelt. In den offenen Holzständen dabei ein Herrenreiter — kohlschwarzer Dreß und ein brennendroter Streifen um die Kappe. Graf Bloome. Er ging, nervös mit der Peitsche fuchtelnd, auf und ab, blieb dann wieder stehen, sprach kurz mit einem Manne, der ein Pferd sattelte. Das Pferd war die Josefa, ein hoher, knochiger Brauner! Die Stute stand mit hängendem Kopf und rührte sich kaum, während die Nüstern mit einem Schwamm ausgewaschen wurden.

Josefa zögerte einen Moment, ging aber dann sehr schnell auf den Stand zu: „Guten Tag, Graf!" Sie gab ihm die Hand, kräftig nach englischer Art.

Er machte ein komisch verdutztes Gesicht. „Dachte, ich wäre endgültig in Ungnade gefallen, Baronin! Wußte zwar nicht, warum. Aber da Mister Lasowitz geruht, mir erst Pferde zu verkaufen und mich dann zu schneiden — warum, ahne ich zwar auch nicht —, so konnten gnädige Frau doch gleichfalls geruhen..."

Josefa unterbrach ihn kurz: „Denken Sie überhaupt plaziert einzukommen?“

„Ich möchte wenigstens!“ Er klirrte ärgerlich mit den Sporen. „Die Kerls machen einen ja ganz verrückt! Der Schinder soll nun auf einmal nie das Leder wert gewesen sein nach aller Sachverständigen Ansicht.“

„Es war mein Pferd, lieber Graf.“

„Eben deshalb! Ich hörte vorhin so etwas. Habe mich, ehrlich gesagt, auch gewundert, daß Lasowitz' das Pferd überhaupt verkäuflich ist.“

„Ich habe mich auch gewundert, lieber Graf — aber nur, daß er es so lange behielt, mein Mann.“

(Fortsetzung folgt)

Die Flucht nach Italien

Humoreske

von

Karl v. Heigel

(Alle Rechte vorbehalten)

Im Gasthause nahe dem Bahnhofe von Mori saß eine unzufriedene Gesellschaft deutscher Reisender. Es regnete in Strömen, und der Wind, der bei dem ewigen Auf und Zu der Türen in das Wirtszimmer wehte, war rauh wie ein Münchner Mailüfterl, so weit schon hinter dem Brenner und im holden Junimond! Zu allem Unglück konnte der fällige Zug nach Arco und Riva nicht abgelassen werden, denn irgendwo waren Felsen auf den Schienenweg gestürzt.

„Im Süden ist halt auch nicht alle Tage Sonnenschein,“ sagte ein breitschultriger, bärtiger Herr zu der blonden Dame gegenüber, die in diesem Augenblick kreuzunglücklich aussah. Er war von Bozen ab mit ihr in demselben Wagenabteil gefahren, ohne ein Wort an sie zu richten, denn Franz Kriehuber, ein Münchner Maler, war im allgemeinen nicht gesprächig und besonders „Damen“ gegenüber zurückhaltend. Und die Blonde war eine Dame trotz ihrer nägelbeschlagenen Schuhe und ihres Lodenhütchens mit Federstutz.

„Glauben Sie, daß das Wetter anhält?“ Ihre wasserblauen Augen blickten ängstlich.

„Ich kenn' mich mit Wind und Wetter hier nicht aus, aber man muß immer das Schlimmste fürchten, dann trifft man meistenteils das Richtige.“

„Leider!“

Nach einer Pause machte er eine linkische Verbeugung. „Ich glaube, ich hatte gestern schon die Ehre, die Gnädige im Bozener Batzenhäusel zu sehen?“

Die Dame wurde rot. „Ja, ich war dort — ich hatte von dem Weinhaus so viel gehört und gelesen. Gott sei Dank kann sich eine Frau heutzutage auch ohne Begleitung in der Welt umsehen.“

„Ich finde das ganz in der Ordnung. Wir Maler — am Ende hab' ich das Vergnügen, eine Kollegin — Maler Kriehuber aus München.“

„Nein; weiter als zur Amateurphotographin hab' ich es leider nicht gebracht ... Frau Nora Rüdiger. Mein Mann ist Fabrikbesitzer in Stettin; das Haus ist groß, man hat so viel Verkehr, und die Kleinen —“

Kriehuber atmete auf. Keine Kollegin und nicht Fräulein, sondern Familienmutter.

„Wenn ich in Berlin lebte,“ fuhr die Dame fort, „würde ich jedenfalls das eine oder andre Werk von Ihnen gesehen haben.“

„Möglich, aber nicht wahrscheinlich. Ich male nur Stilleben, und meine Spezialität sind Fisch'.“

Frau Nora war enttäuscht, aber aus Höflichkeit sagte sie: „Ich bin überzeugt, daß auch Fische ihre interessanten Seiten haben.“

„Verzeihen Sie! Was das für interessante Viecherln sind, kann sich nur der vorstellen, der sich jahraus, jahrein mit ihnen beschäftigt.“

„Aber nach Italien ziehen Sie doch nicht bloß Fische?“

„Freilich mach' ich die Reise auch deshalb; und dann bin ich das ewige Spötteln meiner Kameraden müd', daß ich seit zwanzig Jahren jeden Sommer nur am Chiemsee sitz'. Da hab' ich ein Faß Salvator gewettet, daß ich heuer wenigstens bis Venedig geh'. Und jetzt bin ich auf dem besten Weg dahin.“

Nora steifte den Nacken. Der richtige Münchner. Nicht die Sehnsucht nach dem Lande, wo die Zitronen blüh'n, im dunklen Laub die Goldorangen glüh'n — sondern die Aussicht auf ein Faß Salvator treibt ihn nach Italien. Italien! Nora seufzte sehnsüchtig auf.

„Zunächst halt' ich ein paar Wochen in Torbole am Gardasee Rast. Es ist ein Fischerdorf, also jedenfalls mein Fall.“

„Torbole ist vorläufig auch mein Reiseziel,“ versetzte Nora lebhaft. „Wahrscheinlich haben auch Sie in der Gartenlaube —“

„Nein, nein, ich bin kein eifriger Leser! Aber Goethes Italienische Reise hab' ich studiert."

„Auch ich — ich gestehe offen, zu meiner Enttäuschung. Wenn Sie meine Lieblingsschriftstellerin gelesen hätten — Uebrigens soll Torbole auch von Malern häufig verherrlicht werden."

„Ja, sie sitzen dort wie die Fliegen. Mir pfuscht keiner ins Handwerk. Also nach Torbole! Da wollen wir doch —" Er griff nach seinem Glase. „Aber Sie trinken ja nichts?"

„Ich trinke unterwegs nur Wasser."

„Ja, warum sitzen wir denn dann im Wirtshaus? Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Vorhin redete mich ein Kutscher an, er wolle mich für zwei Gulden nach Mori fahren. Wie ich sehe, hält er noch auf dem Platz. Wer weiß, wielang es dauert, bis die Bahn frei wird? Nehmen wir gemeinschaftlich den Wagen. Bis sieben Uhr abends können wir in Torbole sein."

„Geschwind, ehe uns jemand zuvorkommt!" rief Nora in heller Freude. „Andre Luft! Ich finde es hier erstickend."

— — — — — — — — — — — — —

Die Fahrt war nicht schön. Der Gaul war alt, das Fahrzeug noch älter. Wenn sich Nora über das Spritzleder vorwärts beugte, schlug ihr der Regen ins Gesicht. Und was sie sah, war nicht erfreulich. Erst ging es zwischen Mauern hin, dann hatte man zur Linken steile Felsenwände und zur Rechten ein grünes Gewässer, das der Wind in kleine Wellen kräuselte.

„Der Loppiosee," sagte Kriehuber.

„Der Gardasee soll von wunderbarem Blau auch bei trübem Himmel sein."

„Abwarten!"

„Man fährt hoch oben durch ein Festungstor und sieht dann mit eins das herrliche Gewässer unter sich, in himmelhohe Berge eingebettet, im Süden grenzenlos wie ein Meer. Es wäre schändlich, wenn uns das Wetter diesen schönsten Einzug in Italien verdürbe."

„Ja, der Himmel hat halt kein Einsehen."

„Sie, Künstler, Maler, sind darüber nicht empört?"

„Ich bleibe mindestens vierzehn Tage in Torbole."

„Wir haben verschiedenes Temperament, wie mir scheint."

„Scheint mir auch."

Nach einer langen Pause begann Nora: „Sie sprachen mit dem Kutscher Italienisch."

„Ich hatte als junger Mensch einen Klassiker zum Professor und ein italienisches Modell zum Schatz."

‚So sind sie!' dachte Nora. ‚Jeder hat eine Vergangenheit — auch mein Emil, und der war nicht mal Künstler . . .' Da polterte der Wagen über einen Stein. Krach! Der Kutscher sprang fluchend vom Bock.

„Mein Gott, es wird doch kein Rad gebrochen sein?" jammerte Nora, die gegen ihren Nachbar geschleudert wurde.

„Ah bah," sagte der Maler und schob seinen weißen Filzhut wieder zurecht. „Und wenn's so wär', geht man halt zu Fuß nach Torbole."

„Aber sehen Sie doch, welche Steinwüste! Wie trostlos!"

‚Eine nervöse Dame,' dachte der Maler. ‚Das traf ich gut.' Dann sagte er laut:

„Wir Maler sehen das anders an. Und so schlimm ist's nicht. Die Kultur guckt überall durch: Oel- und Maulbeerbäume. Da hat man ein Rebengartel angelegt, und dort wachst Turken."

„Und neues Leben blüht aus den Ruinen!" fiel Nora ein und rollte die Augen aufwärts. „Eigentlich schwärme ich längst nicht mehr für Schiller, doch als geflügeltes Wort —"

Zum Troste Kriehubers, der ein literarisches Gespräch fürchtete, kroch der Kutscher unter dem Wagen hervor. „Niente, nix, nix," sagte er zu den Fahrgästen und war mit einem Satz wieder auf dem Bock.

„Schlagen Sie doch das arme Tier nicht so!" schrie Nora.

Der Kutscher drehte sich um: „In eine 'albe Stund'," versetzte er und trieb aufs neue den Gaul mit der Peitsche an.

— — — — — — — — — — — — —

In zahlreichen Schriftwerken wird der Ausblick gepriesen, den der Reisende vom hochgelegenen Nago auf den See und in das fruchtbare Sarcatal hat. Doch alle diese Beschreibungen setzen sonniges Wetter voraus. Nora sah unter einem grauen Himmel einen grauen Abgrund. Der See ein fahles Gewässer, in das ein Wildbach — die Sarca — weithin seine schmutzige Flut ergoß. Von den schöngefärbten Bergen nichts als düstere Wände. Die Baumwipfel, auf die Nora niedersah, konnten Oelbäume, aber auch gemeine Weiden sein.

„Haben Sie sich Ihren Einzug in Italien so gedacht?" rief Nora verzweifelt.

„Am Chiemsee hat's vorigen Sommer drei Wochen lang hintereinander geregnet."

„Mit Ihrem Chiemsee! Italien ist uns einen blauen Himmel schuldig."

‚Nach achttägiger Bekanntschaft wird sie von mir ein Bildel als meine Schuldigkeit verlangen,' dachte Kriehuber. ‚Mir geschieht recht. Warum bin ich so redselig.'

Der Kutscher legte den Radschuh ein, denn die Straße ging nun steil bergab zur Raststätte Torbole.

„Nago kam mir sehr schmutzig vor."

„Haben Gnädige das Gewölb unter einem der letzten Häuser gesehen? Da wuschen Alte und Junge an einem riesigen Brunnentrog."

„Wie kann man mit kaltem Wasser waschen!"

„Für uns Maler ist nicht das Waschen, sondern die Wäscherin die Hauptsach'."

Nora war in der Theorie modern-realistischer Richtung, aber in der Wirklichkeit war sie Waschfrauen und ähnlichen Persönlichkeiten abhold.

„Sie werden natürlich auch im großen Gasthof bei Maier wohnen?"

„Nein, nein. Bin kein Freund von den großen Herbergen. Gute Küche und schlechter Wein; viel Gesellschaft und keine Unterhaltung. Mir hat man das Gasthäusel ‚Zum Stern' empfohlen. Mein Zimmer ist dort schon bereit. Der Ort ist klein, hoffentlich hab' ich noch oft die Ehr' —"

„Wird mir immer ein Vergnügen sein —"

Dabei waren beide entschlossen, einander nach Möglichkeit zu meiden.

So eilig hatte es Kriehuber, von seiner Gefährtin loszukommen, daß er sich schon bei den ersten Häusern des Dorfes verabschiedete und mit seinem Kofferchen aufs Geratewohl in die nächste Seitenstraße bog.

— — — — — — — — — — — — — — —

Nun war unser Maler glücklich im „Stern" geborgen. Seine Siebensachen waren ausgepackt, und er saß auf einem alten Ledersofa und rauchte sein erstes Pfeifchen heute mit großem Behagen, trotzdem von den zwei Fenstern der Regen rann. Das Reblaub vor dem einen schwankte im Winde. ‚Das ist ein tüchtiger Wind, der wird am Himmel aufräumen!' dachte Kriehuber.

Die Einrichtung seiner Stube und was er sonst im Hause gesehen, bewies ihm, daß die Wirtsleute keine Ahnung vom Komfort moderner Gasthöfe hatten. ‚Hier quartiert sich höchstens ein bedürfnisloser Naturmensch wie der Sohn meines Vaters ein,' sagte sich Kriehuber und schmunzelte vergnügt ... Im offenen Kamin lag Reisig noch vom Winter her. ‚Wenn im Kamin ein Feuerl brennt, muß es in der Stube urgemütlich sein!' — Leider war es zu einem Kaminfeuer trotz der unfreundlichen Witterung noch zu warm. Der italienische Wirt und die Seinen können nicht Deutsch. Wenn Kriehuber nicht will, hat er auch von dieser Seite keine Anfreundung zu gewärtigen.

Zwei vergilbte Kupferstiche in schwarzen Rahmen, Napoleon zu Fuß mit verschränkten Armen im Kreise seiner Generale, und Napoleon zu Pferd mit geschwungenem Säbel unter kampfwütigen Gemeinen, waren der Wandschmuck ... ‚Zum Schlachtenmaler wird mich das nicht machen,' dachte Kriehuber, ‚aber fleißig, ungeheuer fleißig will ich sein. Im Gardasee schwimmt ein Fisch, von schönem Ansehen und schmackhaft zum Essen, der Carpione, Salmo carpio, den werd' ich, wie die Dame sich ausdrückt, verherrlichen! In idyllischer Ruhe.' —

Die Dame Frau Nora Riedinger — er hat den Namen nicht genau gehört —, die Frau Riedinger zieht mich nicht zu Maier!

Es hatte auch für ihn eine Zeit gegeben, da ihn das Weib entzückte. Seit Jahren verhielt er sich gegen das andre Geschlecht nicht feindselig, aber gleichgültig. Aufsätze in Zeitschriften, die von der Frauenfrage handelten, überschlug er. Seine Stammtischgenossen, mit Ausnahme eines einzigen, waren Junggesellen, Hagestolze wie er. Sogar in ihrem Klatsch spielte das „Weibliche" keine Rolle. Der verheiratete Kollege, überhaupt nicht redelustig, sprach niemals über seine Häuslichkeit. Einmal kam er spät und seltsam verstört ins Bräuhaus. Befragt, ob er daheim Verdruß gehabt, antwortete er: „Nix, nix! Aber, Freundeln, folgt meinem Rat und heiratet niemals!" Zuweilen ödete die Junggesellenwirtschaft unsern Maler an, doch dann erinnerte sich Kriehuber an jenen Abend und an das Wort des stillen Mannes und sagte: „Aber heiraten — niemals!"

Er horchte auf. Auf der Treppe, die aus der Tiefe zu Kriehubers Stockwerk führte, wurden Stimmen laut. „Es verdrießt mich sehr," sagte eine männliche, „Sie nicht bei uns aufnehmen zu können, aber alle Zimmer sind besetzt — auch in den Privatwohnungen alles vergeben; doch Sie sind auch hier sehr gut aufgehoben. Nicht wahr, Signora, molto bene?"

„Benissimo!" antwortete eine Frauenstimme, der tiefe Alt der Hauswirtin, mit der Kriehuber verhandelt hatte.

„Aber ich wollte die Aussicht auf den See!" klagte eine dritte, dem Maler ebenfalls bekannte Stimme.

„Die haben Sie hier auch, vom Weinberg, nicht wahr, Signora, la vista — droben — molto bello!"

„Bellissima!"

Die Stimmen verloren sich im Flur, dann wurde es über der Klause Kriehubers laut. Ein Fensterladen wurde geöffnet; man ging hin und her, rückte Möbel — dem Maler schmeckte sein Pfeifchen nicht mehr.

— — — — — — — — — — — — — — —

Droben war es lange still. Kriehuber saß in Hemdärmeln und kramte in seinen Skizzen. Elektrische Beleuchtung hatte man doch. Er überhörte dabei ein Trippeln droben, ein Tapp-tapp auf der Stiege, ein leises Klopfen an seiner Tür ... Man klopfte stärker.

„Darf man eintreten oder stört man?“

‚Herrgott, jetzt kommt sie!‘ sagte sich Kriehuber und schlüpfte in seine Joppe ... „Bitte, bitte!“

Frau Nora sah wieder kreuzunglücklich aus; ja, sie hatte geweint.

„Kismet! Es ist vom Schicksal bestimmt, wir sollen unsre Torbolaner Juniustage unter einem Dache verleben! Aufrichtig gesagt: sehr wider meine Absicht. Ich dacht' es mir so schön: aus meinem Fenster den Blick auf den See; wenn ich will, sofort auf der Terrasse und in großer Gesellschaft —“

„Wird nicht alle Tag' besetzt sein bei Maier.“

„Auf Monate hinaus alles besetzt oder bestellt. Ich komme mir hier wie ausgestoßen vor. Nicht böse sein! Der Geschmack ist eben verschieden! Ich habe das Gefühl, in diesem Hause gibt es Mäuse.“

„Ihr berühmter Maier soll ein alter Kasten sein, da wird's ja an Nagern auch nicht fehlen. Mut! Am End' ist der Gasthof, in dem Deutsch gered't, gekocht und gelebt wird, nicht Italien! Und auf Italien haben Sie's ja abgesehen.“

„Sie haben ein Vorurteil gegen Maier, und ich Unglückskind wollte Sie um Ihre Begleitung dorthin ersuchen. Mir bangt vor meinem dortigen Debüt. Wenn ich dort wohnte, ah, das ist was andres. Da gehört man sofort zur Gesellschaft. Ich trete mit triefendem Schirm und zerzausten Haaren in den Speisesaal. ‚Wer ist das?‘ ‚Weiß nicht,‘ sagt die Kellnerin, ‚sie wohnt im Stern.‘ — ‚Im Ste—r—n!‘ Nicht böse sein, Herr Kriehuber. Ein Maler kann überall wohnen, eine Dame nicht.“

„Der Stern ist ein hochanständiges Haus.“

„Wissen Sie, was mir unsre Wirtin zum Abendbrot vorschlug? Salami mit Polenta!“

„War in meinen Lehrjahren sehr oft unser Mittags- und Abendmahl!“

„In Ihren lustigen Jahren! Eines schickt sich nicht für alle. — Nicht böse sein! Wollen Sie mir das Opfer bringen?“

„Mit Vergnügen, außerdem hab' ich selbst einen Wolfshunger! Aber — Ihnen zu Ehren muß ich meinen Flaus wechseln.“

„Wenn Sie glauben. — Ein Lesezimmer gibt es im Stern natürlich nicht. Ich werde unten in der Küche warten. Wie mir schien, ist sie der Raum für alles.“

„Haben Sie den offenen Herd mit der Bank bemerkt? Das wär' so ein Platzerl für den Winter.“

„Im Winter bin ich hoffentlich in Rom.“

„Da gibt es auch kalte Abende. In fünf Minuten steh' ich zu Diensten. Aber ich sehe den Unterschied nicht ein. Jetzt wird die Kellnerin sagen, wir alle zwei wohnen im Stern.“

„In Ihrer Begleitung fühl' ich mich stark! Sie haben etwas Martialisches, dabei Würdevolles! Ich hätte Sie für einen Rittergutsbesitzer gehalten. Hören Sie: wir lernten uns in München kennen. Wir sprechen über Kunst und Literatur —“

„Reden wir lieber über das Essen. Da kann ich mitreden. Hoffentlich gibt's Forellen!“

„Ach, was sind die Männer doch materialistisch!“

„Wollen Sie Ihr Buch nicht dalassen? Wohl ein Reiseführer?“

„Nein, aber für Sie bestimmt. Kennen Sie die Werke Ibsens?“

„Das eine und andre. Wenn er sich aus uns Deutschen so viel machte, wie wir aus ihm, wär' er mir lieber.“

„Seine ‚Nora‘ ist Ihnen bekannt?“

„Hab' das Stück vor vielen Jahren in unserm Hoftheater gesehen.“

„Sie müssen es lesen! Da wir voraussichtlich oft miteinander verkehren werden, liegt mir daran, daß Sie das Drama lesen.“ Und indem sie das Buch überreichte und die blauen Augen zur Decke rollte, sprach sie feierlich: „Es ist mein Schicksal!“

*

Hinter dem Gasthause zum Stern ragte die Felsenwand, ein Ausläufer des mächtigen Baldogebirges. Auf breiten Stufen waren Reben gepflanzt, höher hinan standen Oliven. Der verregneten Nacht folgte ein schöner Morgen, wenn auch allerlei Gewölk noch über See und Gebirge wanderte und wechselte. Auf einer der erwähnten Terrassen saß Kriehuber und entwarf von der nahen, olivenumhegten Dorfkirche eine Farbenskizze. In seiner eifrigen Morgenarbeit wurde er von Frau Nora überrascht.

„Sie malen also doch auch andres als Fische?“

„Ja, sehen S', am Chiemsee bin ich bockbeinig, aber hier, wo mir kein Kollege über die Schulter schaut, mal' ich, was mir grad' gefallt. Das graue Kircherl droben mit den schleierhaften Oliven und der interessante Bergzipfel im Hintergrund — das ist so fein in der Stimmung. Aber was sagen Sie zu der Aussicht? Ist die nicht schön? Die Berge — großartige Linien! Und der See —“

„Der See ist noch immer nicht blau.“

„Er hat halt Launen wie jede Schönheit.“

„Weil Sie von Schönheit sprechen, finden Sie unsre gestrige Tischnachbarin, die Oberstin, schön?“

„Sie red't mir zu viel.“

„Jedenfalls kleidet sie sich auch für eine Schönheit zu auffällig. Außerdem ist sie eine geschiedene Frau. Wie denken Sie über geschiedene Frauen?“

„Je nachdem. Die Oberstin ist noch jung, er

mag ein alter Brummbär sein. Kinder haben sie nicht. Da war's ganz gut, daß sie sich trennten."

„Da denk' ich anders. Diese Frau ist eine oberflächliche Person. Was sie gestern sprach, war Klatsch über die Hotelgäste. Wenn ich von Kunst und Literatur anfing, fuhr sie mit Schneiderfragen dazwischen. Einer solchen Null gibt nur der Mann von Rang und Titel Wert. Allerdings — als sie von ihrer Scheidung erzählte, redete auch sie von ihren Pflichten gegen sich selbst, vom Recht ihrer Persönlichkeit und so weiter. Aber, meine liebe Frau Oberst, man muß auch eine Persönlichkeit sein! ... Haben Sie ‚Nora' gelesen?"

„Wenn ich die richtige Bettschwere schon hab', les' ich nachts nicht mehr."

Bär! „Es ist auch nicht mehr nötig. Am Ende gelangten Ibsens Nora und meine Wenigkeit doch auf sehr verschiedenen Wegen zu dem gleichen Entschluß. Mein Mann ist zehnmal, hundertmal besser als der süßliche Gatte im Drama. Er ist einfach Kaufmann mit Leib und Seele. Unglücklicherweise ist es Wagenfett und Schmieröl, womit er in seiner Fabrik Glück macht. Wenn ich von Kunst und Literatur spreche, denkt er an Wagenfett, und sitze ich in tiefsinnigen Gedanken an Nietzsche, spricht er von Schmieröl. Geben Sie mir zu, daß solch ein nüchternes Nebeneinanderleben einer schönen Seele endlich unerträglich wird?"

Der Maler, mit den Augen immer bei der Arbeit, sagte nur: „Meinen S'?"

„Unser Hausarzt findet meine Nerven zerrüttet. Mein Mann wollte mich nach London mitnehmen. Er reist häufig hin. In Geschäften. Danke! Auf das Zureden unsers guten Doktors darf ich mich im Süden erholen. Eine nervöse Frau! Ja, ich bin's von dem ewigen Nergeln einer steifleinenen Schwägerin, einer leberleidenden Erbtante. Beide ledig, beide im Hause! O Gott! Die Männer klagen über die Schwiegermutter — sind uns die weiblichen Verwandten des Gatten gnädiger?"

„Drach' ist Drach'."

„Ich kranke am Einerlei, an der Enge einer altbürgerlichen Lebensführung. Was Flügel hat, muß fliegen. Meine Seele hat Flügel. Stettin sieht mich nicht wieder."

„Und Ihre zwei Buben?"

„Ich kann mit der Bitterkeit Noras sagen: sie sind in besseren Händen — denn meine sind ja leer. Kurt ist der Augapfel der Schwägerin. Fritz der Tante Liebling. Je weniger ich mich in ihre Erziehung einmische, desto sicherer ist ihnen der Mammon der Ziehmütter ... Sie speisen doch wieder bei Maier?"

Der Maler hatte diese Wendung des Gesprächs noch nicht erwartet. „Ja — das heißt — eigentlich wollt' ich nur eine Kleinigkeit frühstücken und dann bis zum Abend arbeiten —"

„Aber ich muß mich mit der Oberstin auseinandersetzen, muß ihr klar machen, daß zwischen meiner Befreiung und ihren — ihren Freiheiten ein Unterschied ist. Und Sie sollen mir dabei sekundieren."

„Um Gottes willen, lassen Sie mich aus dem Spiel! Ich bin ein alter Eremit — Modedamen wie der Frau Oberst in keiner Hinsicht gewachsen. In den Speisesaal bei Maier bringen mich keine vier Rösser mehr. Wenn Sie aber auf Maiers Terrasse mit meiner Gesellschaft bei Tisch vorlieb nehmen —"

„Unmöglich. Da würde die Gesellschaft mit Recht allerlei munkeln. Schließen wir einen Vergleich: anstatt mittags zu Maier begleiten Sie mich jetzt. Mein erster Spaziergang auf klassischem Boden."

„Aber wird die Gesellschaft nicht auch —"

Seine Einwände, sein Zaudern waren vergeblich. Er mußte sein Malzeug zusammenpacken.

„Was haben Sie denn für ein Büchel?"

„Die neueste Novelle meiner Lieblingsdichterin: ‚Im Gardasee'!"

„Er ist ein Hecht und sie ein Karpfen?"

„O, Sie prosaischer Mensch! Die Heldin ist ein Weib, das sich in den Wogen des Gardasees gesund badet und den Seelenfreund gewinnt."

„Also feucht-fröhliche Romantik!"

„Mit Ihnen ist von solchen Dingen nicht zu reden."

Sie wanderten auf einem Felsenpfad bergan. Die heiße Luft war voll Würze, denn es sprießte und blühte überall; aus der steilen Steinwand zur Linken der Wanderer wucherte die Binsenpfrieme in dicken Büschen und leuchteten die Blütenballen der roten Spornblume.

Ueppiger, heißer Sommer! Schon auf halbem Wege zur Höhe rastete das Paar. Im Grunde der Talmulde lag eine große, fruchtbare Campagna. Jenseits ihrer Blätterwogen glänzte der See blank wie ein Spiegel, doch von Wolkenschatten und Strömungen köstlich abgetönt. Nora breitete die Arme aus.

„Seid mir gegrüßt, ihr blauen Wogen,
Die oft durch meinen Traum gerauscht!"

„Jetzt sag' ich, blau ist er noch immer nicht. Aber lassen wir uns nieder! Gnädige sind ganz in Schweiß. Da ist's am besten, stillsitzen und ausschnaufen."

Nora wollte widersprechen. Doch der Maler hatte ja recht: der Schweiß drang ihr aus allen Poren, und die Knie zitterten ihr von der ungewohnten Anstrengung. Sie ließ sich auf einen Felsblock fallen.

„Diese Hitze nach der gestrigen Kälte ist unnatürlich."

„Mir scheint im Gegenteil die Kühle das Unnatürliche und die Hitze das Gewöhnliche zu sein. Aber in einem Stündchen haben wir den Südwind."

„Sie sind nicht länger als ich hier und wissen schon so gut Bescheid."

„Mein römischer Schatz kam als ganz junges Ding mit einer deutschen Herrschaft an den Gardasee."

„Warum haben Sie Ihren Schatz nicht geheiratet?"

„Erstens war ich ein armer Schlucker und dann mit Leib und Seel' bei der Malerei. Ich wollte mit G'walt ein großer Künstler werden. Die Rita aber wollte mich ganz für sich, und ihr Wahlspruch war: Alle Tag' lustig! Da bin ich ihr ausgerissen."

„Das war nicht hübsch von Ihnen!"

„Sie wollen's ja auch."

Bajuvarischer Grobian! — Er sah stillvergnügt in die Landschaft: „Es war doch gut, daß ich mich endlich einmal aufgerüttelt. Mir kribbelt's in den Fingern. Ich möcht' was malen, was einen großen Zug hat. Ohne Rücksicht, ob's auch 'kauft wird. Nur mit einem Heidenrespekt vor der Natur!"

„Gerade Sie hätten heiraten sollen. Ein liebes Wesen, das für ein trautes Heim sorgt. Nach einer Aeußerung gestern abend ist Ihnen das ewige Wirtshausleben längst verleidet."

„Wenn man sich Tag für Tag um zwölfe fragt, ob das Rindfleisch wieder zäh sein wird! Und abends der ewige Kalbsbraten!"

„Die gute Küche allein macht das Glück der Ehe nicht aus."

„Auch die Waschfrau ist mein Kummer. Aber, Gnädige, wir müssen aufbrechen. Das lange Rasten —"

„Haben wir noch weit bis zur Höhe?"

„Wenn Sie schon so fragen. Kehren wir um!"

„Niemals! Sempre avanti!"

„Jetzt sag' ich: Gestern angekommen, sprechen Sie heut schon italienisch."

„Ich wollt', es wäre so. Denn nun tritt die Frage an mich heran: Was hat Ibsens Nora ohne Mann und ohne Geld angefangen? Wahrscheinlich ging sie unter die Schriftstellerinnen. Ich werde für irgend eine Zeitschrift italienische Reiseskizzen schreiben."

„Fallt Ihnen nichts Neueres ein?"

„Gibt's mehr Bücher oder mehr Bilder von Italien?"

„Ich hab' den Stich verdient. Je nun, wenn der Stoff nicht mehr zieht, muß der Maler interessieren. Und so wird's auch bei den Schriftstellern sein. Achtung, jetzt heißt's auf den Weg sehn!"

Endlich waren sie droben im Nachbardorf, beide mit roten Köpfen. Sie gingen durch die Dorfstraße. Eine italienische Dorfstraße! Es fiel Kriehuber auf, daß seine schwärmerische Begleiterin nur für das Unwohnliche, nicht für das Malerische der Häuser Augen hatte. Ihn entzückte dieses Gewirr von kläglichen Spelunken und einstigen Herrensitzen, von düsteren Höfen und luftigen Loggien, hölzernen Stiegen und wappengeschmückten Marmortoren!

Vor einer verwitterten Kirche blieb Nora stehen. „Jetzt werde ich Ihnen etwas zeigen, was Sie als Maler besonders schätzen müssen. In dieser Kirche ist ein Altarbild des berühmten Niccolo Giolfino. Ein Werk des Cinquecento!"

„Schauen wir's an!"

Ein schlichter Hallenbau mit einem Hauptaltar und zwei Seitenaltären.

Die Tafeln zwischen den Marmorsäulen über den Altären waren von der Zeit gedunkelt. Nur da und dort hob sich ein Stück blauen Gewandes, ein nackter, wachsgelber Arm, ein derbes Knie aus der Schwärze.

„Eigentlich bin ich eine moderne Heidin," sagte Nora mit gedämpfter Stimme, „doch das mystische Licht in katholischen Kirchen, das durch die bemalten Scheiben bricht, der Weihrauchduft, das Blinken und Knistern geheimnisvollen symbolistischen Gerätes — das alles versetzt mich in eine eigentümliche Stimmung."

„Diese Fenster sind nicht bemalt, sondern nur von Staub und Spinnenweben blind, auch riecht es nicht nach Weihrauch, sondern nach Moder. Und wo ist der Giolfino?"

„Jedenfalls da — die riesige Tafel über dem Hauptaltar."

„Ich seh' nix."

„Ein Niccolo Giolfino!"

„Kann sein, aber ich seh' nix."

Ein Mensch ohne Phantasie. „Aber sehen Sie doch den herrlich modellierten Arm, den schlanken Nacken —"

„Entschuldigen Sie, es ist die Wade eines Engels oder angehenden Heiligen, und was Sie für seinen Nacken halten, ist —"

„Gehen wir!" unterbrach ihn Nora gereizt. „Ihre Kritik verdirbt mir die Stimmung."

„Ich bin nicht kritisch, nur aufrichtig. Wenn alle Reisenden —"

„Gehen wir!"

Ueber der Tür eines Eckhauses stand: Vino e birra. Zwischen ihm und dem nächsten Hause war eine Terrasse in der Höhe des ersten Stockwerks. Ein breitästiger Maulbeerbaum überschattete die Terrasse. Wirtsgärten sind dort zu Lande seltene Kleinode.

„Wie wär's mit einem Frühschoppen? Gnädige trinken zwar am lieben langen Tag nur Wasser, aber nach einem heißen Marsch —"

Nora war zur Ueberraschung Kriehubers mit dem Vorschlag sofort einverstanden. Man trat von der

Straße unmittelbar in die Küche, wo von den vier Wänden Kupfergeschirr in allen Größen blinkte. Eine freundliche Maid mit einem Wald von schwarzen Haaren empfing die Fremden. Uebrigens war das wuchtige Haar mit größter Kunst und Sorgfalt nach der neuesten Mode aufgesteckt, also, um beim Bilde zu bleiben, mehr Park als Wald. Das Mädchen geleitete das Paar eine Treppe hinan in einen geräumigen Saal mit Stuck an der Decke und verblichener Wandmalerei. Allein Kriehuber bestand auf dem Platz unter dem Maulbeerbaum.

„Wie das hier alles wächst," sagte der Maler, während sie an einem gewaltigen Steintisch auf schmächtigen Strohsesseln den Trunk erwarteten. „Vor sechs Wochen war der Baum ohne Zweifel bis aufs letzte Blatt gerupft und splitterfaselnackt. Denn mit den Maulbeerblättern werden die Seidenwürmer gefuttert."

„Die Barbaren!"

„Wer? Die Seidenspinner?"

„Nein, die Menschen, die den armen Baum seines Frühlingskleides berauben!"

„Aber, Gnädige, die Leut' sind arm. Sie verdienen mit harter Arbeit kaum ihre tägliche Polenta. Das Aufpäppeln der Seidenwürmer macht ihnen zwei Monat' lang eine verhältnismäßig geringe Müh', aber verschafft ihnen einen ansehnlichen, den einzigen Nebenverdienst. Da nun der Bombyx mori nichts andres frißt —"

„Sie drücken sich immer so realistisch aus!"

„Ich denke, Sie sind für die naturalistische Richtung —"

„In der Kunst, nicht in der Konversation."

Da wurde der bestellte Weißwein gebracht, ein halber Liter.

„Gott, wer soll das trinken!"

„Dafür lassen die Gnädige mich sorgen. Evviva, was wir lieben!"

„Evviva, die Freiheit!"

Sie stießen an. Beide leerten ihr Glas. „Stark, aber gut!"

„Gut, aber stark. Ich bekomme einen Schwips." Nora lachte auf. „Wenn mich doch Tante und Schwägerin jetzt sehen könnten!"

„Pereant alle Tyrannen!"

„Ja, Tyrannei ist das rechte Wort für die Liebe und Zärtlichkeit der Meinen!" fiel Nora ein, stieß kräftig mit dem Maler an und leerte auch das zweite Glas. „Die verkehrte Welt! Die Vergangenheit kommandiert die Jugend, die Zukunft! Traurig genug, wenn sich einer bei allem Tun und Lassen fragen soll, was die lieben Nächsten dazu sagen. Ich muß mich auch noch vor Gespenstern ducken. Ja, vor Gespenstern! Vor lieben, nichtsdestoweniger sehr lästigen Hausgespenstern; unsre selige Mutter, sagt die Schwägerin mit ihrem Nonnenblick, unsre Mutter hat unzählige, rührend fromme Verse auf die kirchlichen Festtage gedichtet, aber niemals las sie Romane, und sie ging niemals ins Theater! Emils selige Großmama, lispelt die Tante mit einem Basiliskenblick auf meinen neuen Sommerhut, die herrliche Frau trug einen Hut jahrelang! — Gott verzeihe mir, ich lese Romane für mein Leben gern, ich liebe das Theater und schwärme für elegante Kleidung! Warum sehen Sie auf meinen Lodenhut? Er beweist Ihnen, wie man sich nach der Decke strecken muß. Doch wenn ich eine berühmte Schriftstellerin bin —"

„Dem Zukunftsweiberl, dacht' ich, ist das G'wand egal?"

„In einem gewissen Alter, ja. Ich will Schönheit um mich haben, und wenn ich auch selbst keine Schönheit bin —"

Der Klotz entgegnete nichts. „Jedenfalls macht eine nett gekleidete Frau einen angenehmeren Eindruck, als eine geschmacklos oder gar schlumpig gekleidete. Wenn ich gefalle, bin ich noch nicht gefallsüchtig. Aber den Meinen gilt Freude am Schönen, überhaupt Lebensfreude sündhaft. Hausbacken und häuslich — pedantisch und ehrbar ist ihnen eins... Der Kochlöffel, der Strickstrumpf und die Nähmaschine! Damit allein macht ein Mädchen sein Glück. Und kommt es doch nicht unter die Haube, sind sie sein Glück! Ach, Kriehuber, warum haben Sie, der Bayer, der Münchener, nicht lieber Bier bestellt? Der Wein steigt mir zu Kopf."

„Ein italienisches Sprichwort sagt: Paese che voi, usanza che trovi. In freier Uebersetzung: Im Weinland sollst du Wein trinken! Der Wein tut Ihnen nichts. Die Erinnerung an die leidige Tant' und leberleidende Schwägerin regt Sie auf. Reden wir beim zweiten halben Liter von Venedig."

„Ach ja, gondeln wir in einer Mondnacht auf den Lagunen — tausend Kilometer zwischen mir und meinem Heim!"

„So viel sind's nicht."

„Je weiter, je lieber! — Muß ich austrinken? Na denn, prost!... Kriehuber, Sie sind zuweilen — sagen wir schroff, knorrig, aber, ich bin überzeugt, immer aufrichtig, ein Naturmensch. Sie kommen in meinen Roman —"

„Sie werden doch nicht!"

„Heuchelei ist mir verhaßt. Meine zwei Schulmeisterinnen daheim — Schleier drüber! Die Männer haben selbstverständlich alle eine Vergangenheit, aber auch Frauen. Ich nicht, ich bin ein unbeschriebenes Blatt, trotzdem ich Mutter von zwei Knaben bin.

Ach, Herr Kriehuber, weht schon der versprochene Südwind? Die meisten Mädchen heiraten und wissen nicht wen!"

„So gar schlimm scheint mir Ihr Gemahl nicht zu sein."

„Ist er auch nicht, aber Großindustrieller in seinem Geschäft, Kleinkrämer im Häuslichen. Das Echo seiner weiblichen Verwandtschaft! Ich werde acqua fresca bestellen."

„Vin battezzato non vale un fiato. Getaufter Wein ist keinen Schnaufer wert."

„Sehr gut!" Nora schlug wieder ein Gelächter auf. „Ich soll mich mit Gewalt wie der Maler in der ‚Frau vom Meer' ekkla — akklimatisieren."

Die Wirtstochter hatte ihre Gäste auf den ersten Blick als Deutsche erkannt. Mit der zweiten Flasche stellte sie einen Teller mit Ansichtskarten auf den Tisch. Und es dauerte nicht lange, hatte sowohl Kriehuber wie Nora eine Ansichtskarte vor sich und den Bleistift in der Hand.

„Was sagt Ihr jetzt," schrieb Kriehuber an seinen Freund, den Maler Lorenz Lenggrieser, München, Malerstammtisch beim Pschorrbräu. „Heut am Gardasee — bald geht's weiter, von Venedig in die Apeninnen! Im Frühjahr beim Salvator sehen wir uns wieder! Gruß und Handschlag von Eurem Franzel."

Nora schrieb — mit etwas unsichrer Hand, aber ohne den leisesten Gewissensbiß an die leberkranke Tante: „Liebe Tante! Bin viele, viele hundert Meter hoch heraufgeklettert in ein romantisches Bergdorf ‚Nago.' Das Klima am ewig blauen Gardasee bekommt mir ausgezeichnet. Ich grüße und küsse Euch alle, Dich und die gute Schwägerin und die bösen Buben. Hat Emil schon geschrieben? Eure Nora."

*

Das Wetter blieb fortan beständig schön, und Kriehuber war täglich im Freien, war beim Malwerk, bis es dämmerte. Er malte den schwärzlichen Carpione, die schillernde Lachsforelle, aber auch das im Farbenspiel unerschöpfliche Gewässer; er malte Felsgetrümmer und Rebengelände, vom Wind gesträubte, gleißende Oelbäume um ein altertümliches Gehöft und sonnige, von Mohnblumen rotgesprenkelte Wiesen hinter melancholischen Zypressen. Er stand mit der Sonne auf, saß heute am rauschenden See und morgen in einem stillen Seitental, er wanderte mit seinem Malkasten auf staubigen Landstraßen und klomm auf steinigen Saumpfaden. Er litt vor seiner Staffelei vom Sonnenbrand im Tal und vom Wind auf der Höhe, wurde braun und mager wie die Feldarbeiter und Fischer im Dorfe, aber fühlte sich körperlich wohler denn je. Und während er nie mit seinem Werk zufrieden war, wurde er von Tag zu Tag schaffensfreudiger. In den Raststunden machte er mit Leuten vom Lande Bekanntschaft, nahm am unvermeidlichen Bocciaspiel teil, oder ließ sich über Weinbau und die Oelgärten belehren. Abends war er redlich müde.

Er aß mit seinen Wirtsleuten Polenta mit Salat, einen kräftigen Risotto oder ein Fischgericht, trank den leichten Rotwein, den der Wirt selbst gekellert hatte, und ging zeitig zu Bett. Er und Nora trafen sich selten; ihn hielt die Arbeit, sie die Gesellschaft in Banden. Doch sicherlich dachte der Maler öfter an Nora, als diese an den Maler. Kriehuber wachte stets auf, wenn seine Landsmännin nachts nach Hause kam. Sie stieg zwar mit größter Vorsicht leise, leise empor, aber die alte Stiege verriet sie, krachte und knarrte wie in moralischer Entrüstung, und Kriehuber machte schnell Licht und sah auf die Uhr. Zwölf! manchmal war es sogar noch später. In München ging Kriehuber nie vor Mitternacht aus dem Wirtshaus heim, doch in Torbole war er über die Nachtschwärmer im großen Gasthof entrüstet. Da hört doch alles auf, brummte er. Wenn man sich den ganzen Tag abgerackert hat, im besten Schlaf geweckt zu werden! Hält sie mich für ein Murmeltier? Er horchte hinauf, allein Nora ließ ihre Schuhe schon vor der Tür, obwohl sie die nägelbeschlagenen Bergstiefel sehr bald mit leichterem Schuhwerk vertauscht hatte. Kriehuber spitzte vergebens die Ohren. Ein Elfchen konnte droben nicht geräuschloser zu Bette gehen. — Aha, sie schämt sich! Und Kriehuber blies das Licht aus und drehte sich auf die andre Seite.

In Wahrheit dachte Nora keineswegs an den Schläfer unter ihr. Sie tat so leis und sachte aus Instinkt; sie fühlte sozusagen noch immer die Tante und Schwägerin im Nacken. Der Maler war für sie nicht mehr da; andre Persönlichkeiten, wenn auch nicht bedeutendere, aber umgänglichere, beschäftigten Noras Gedanken.

Eines Morgens, als die Hausfrau Kriehuber das übliche Täßchen schwarzen Kaffee in die Rebenlaube brachte, fragte er: „Die Signora über mir steckt wohl die ganze Zeit bei Maier?"

„Es scheint so. Sie hat recht. Die deutsche Gesellschaft im Gasthof ist sehr lustig. Abend für Abend wird getanzt. Sie sollten mittun. Mein Mann und ich wundern uns täglich, daß Sie es in unserer Stille aushalten."

„In meinen Jahren tanzt man nicht mehr."

„Sie belieben zu scherzen, Herr!"

. . . An jenem Tage arbeitete Kriehuber am Laghetto di Tenno, einem hochgelegenen, kleinen See. Das schilffarbene Gewässer ist zwischen grasreichen

Hängen eingebettet. Ueber sie ragen wieder höhere Berge mit schroffen, vielgefurchten Wänden. Auf dem nördlichen Gestade zieht sich ein Wäldchen herrlicher Edelkastanien hin. Ihre üppige Belaubung ist leuchtender als jedes andre Waldesgrün. Aber die ganze Landschaft hatte heute unter wolkenlosem Himmel etwas Freudiges, sogar die schwer arbeitenden Menschen — Wäscherinnen am See und Schnitter auf allen Wiesen — beeinträchtigten nicht die Heiterkeit des Bildes. Man konnte den Eifer der einen wie der andern für Freude nehmen. Auch wehte bei aller Hitze hier oben ein erfrischender Wind.

Kriehuber malte einen grobgepflasterten Weg, der am grünen Abhang hinangeht, und droben das verräucherte Dorfgemäuer über Baumwipfeln. Vor Eifer rauchte er nicht mehr. Dann und wann pfiff er sich eins, oder brummelte in den Bart. — Die Wiesen dort, die struppigen Maisstauden und die Staats-Nußbäumʼ droben — der Steinweg, der andre Steinhaufen, der Dorfzipfel droben — das ist die Hauptsachʼ — — der Himmel — an dem kann eine Frau Nora ihre Freudʼ haben — kornblumenblau, — aber er ist halt so —

„Nur für Natur“ — pfiff er.

„Hol über!“ gröhlte jemand auf deutsch vom jenseitigen Ufer. „Hol über!“ schrien Diskantstimmen nach. Der Maler blickte auf. Eine Gesellschaft Männer und Frauen standen drüben am See. Jedenfalls Sommerfrischler, die übergesetzt sein wollten. Schreit euch heiser! wir — er meinte sich und die Wäscherinnen und Mäher —, wir hören nichts. Er malte mit seiner spielenden Sicherheit weiter. Doch da klirrte in einer verborgenen Bucht unterhalb der Kastanien eine Kette, die Steine knirschten unter einem abgestoßenen Kahn, und bald darauf trieb ein alter Mann, aufrecht stehend, mit langen Rudern sein Boot über den See.

„Sixt (siehst) es, da hast es!“ sagte Kriehuber auf gut münchnerisch. „Ich wettʼ, es sind die Maierschen! Hat man denn nirgends Ruhʼ vor ihnen?!“

Das Boot landete. Kriehuber zählte die Einsteigenden.

„Dreizehn! Einer muß sterben.“

Er sah schärfer hin. „Natürlich! Frau Nora mitten drin und neben ihr zweierlei Tuch. — So, so!“

Er packte seine Sachen zusammen. Unweit von ihm stieg die Gesellschaft ans Land. Unter den Kastanien leuchteten weiße Kleider und rote Sommerhüte. „Auch ein Bild,“ sagte sich Kriehnber. „Aber nichts für mich.“ ...

Die Gesellschaft machte weiblichen Lärm. Die Damen haschten sich zwischen den Stämmen. Die Herren halfen dem Fährmann Eß- und Flaschenkörbe aus dem Kahn tragen. Ein Paar jedoch, Frau Nora mit einem Leutnant Arm in Arm, steuerte auf den Maler los.

„Jetzt heißt es Reißaus nehmen,“ sagte Kriehuber, doch als höflicher Bayer zog er vor seinem Abgang mit einer schwungvollen Armbewegung den Hut und machte den Nahenden eine tiefe Verbeugung. Dann stiefelte er mit Sack und Pack davon.

— — — — — — — — — — — — — —

Am andern Tage war der Maler wieder am Tennosee. „Heut habʼ ich Ruhʼ,“ sagte er schmunzelnd und trocknete sich den Schädel. Sogar die Wäscherinnen fehlten, und die Wiesen waren gemäht, das Heu unter Dach und Fach. „So gefallt's mir!“ meinte Kriehuber.

Da grollte es dumpf hinter den westlichen Bergen.

„Larifari!“ Wie oft hatte Kriehuber an diesen heißen Nachmittagen über der Rocchetta, den Bergen bei Riva, Gewitter aufziehen gesehen, und auf einmal waren sie weggeblasen und weit und breit der Himmel wieder blau. Er legte sich alles zur Arbeit zurecht, doch die Beleuchtung war eine andre als gestern, die Luft nicht so durchsichtig; ein Schleier lag über der Ferne.

Dennoch begann Kriehuber zu malen.

„Deixel!“ fluchte er plötzlich und sah sich um. Im Westen war der Himmel schwarz. Wo sich die Landstraße am Fuß der Berge hinzog, wirbelten Staubwolken, es rauschte in den Kastanien, und der See warf Wellen. Noch einmal brach ein Sonnenstrahl durch die Wolken, und plötzlich erglänzte das alte Bergdorf über dem See in unheimlichem Licht. Alsbald jedoch lag alles im Dämmer, die ersten Tropfen fielen, ein Zickzackblitz und rasch folgender Donnerschlag mahnten Kriehuber zur Flucht.

„Ich habʼ am Tennosee kein Glück.“

— — — — — — — — — — — — — —

Kriehuber kam patschnaß in den Stern. Die ganze Wirtsfamilie war in der Küche versammelt und empfing ihn mit aufrichtigen Freudenrufen. — „Endlich! — Da sind Sie — wie gebadet — armer Herr! — Ein wahrer Wolkenbruch!“ Aber auch Frau Nora war da.

„Wir hatten Angst um Sie. — War das ein Gewitter!“

„Und ich mitten drin.“

„Zur Strafe für Ihr gestriges Benehmen. Warum rissen Sie mir aus?“

„Aus Bescheidenheit. Einen Leutnant zur Seiten und eine Oberstin im Hintergrund —“

„Der Leutnant könnte mein Sohn sein — das heißt, ein Stiefsohn! — Und die Oberstin ist jetzt

meine beste Freundin. Aber rasch in andre Kleider! Inzwischen bereiten wir Ihnen Tee."

„Glühwein wär' mir lieber."

„Den müssen Sie bei der Wirtin bestellen. Ich dachte, eine Tasse von meinem Tee — und hatte alles heruntergebracht."

„Ich nehme unter der Bedingung an, daß Sie mittrinken."

„Das wird sich finden. Jetzt rasch hinauf. Sie triefen —"

„Aber schön war's doch — fürchterlich schön —"

„Das dacht' ich auch und beneidete Sie!"

„Sie brauchten ja nur ohne Schirm auf einen Berg zu krabbeln."

„O Sie unverbesserliches Naturkind —!"

*

Dann saßen die Zwei auf der Herdbank, doch brannte kein Feuer zu ihren Füßen, sondern nur die Spiritusflamme unter Noras Teemaschinchen.

„Wirklich, Herr Kriehuber, ich finde Sie verändert, zu Ihrem Vorteil verändert. Sie sind beinahe schlank geworden."

„Von der äußeren Hitz' und dem inneren Eifer. Ich habe riesig geschanzt."

„Ich weiß, ich weiß. Aber abends hätten Sie wenigstens dann und wann bei Maier erscheinen können."

„Ich bin nicht für große Gesellschaften."

„O, wir sind ganz unter uns, ein Herz und eine Seele. Ich hatte die Oberstin falsch beurteilt. Jetzt, bei näherer Bekanntschaft, find' ich sie reizend. Sie haben sofort richtig geurteilt, ihr Mann, der Oberst, ist der Schuldige. Ein wahrer Othello!"

„Und ist sie eine Desdemona? — Aber wie steht's mit Ihnen? Bleibt's bei Rom? Oder kehren Sie heim und vertragen sich mit den alten Mamsells?"

„Meine Schwägerin ist nicht alt — wäre eine Partie für Sie. — Ich bin fester denn je entschlossen, mit meiner Vergangenheit zu brechen. — Von der Familie versteht doch niemand Deutsch? — Prego, Signora, due Tassen, wie sagt man Tassen auf italienisch? — Ich habe bei Maier mit einem Rechtsanwalt gesprochen — aus Leipzig. Er sagte mir, was ich übrigens schon aus Ibsen wußte: Bösliche Verlassung! — Daraufhin kann mein Mann auf Scheidung klagen. Und er wird's!"

„Haben Sie's auch reiflich überlegt —"

„Bester Kriehuber, es handelt sich um mein Glück. Da entscheidet die Empfindung. Vorläufig nur mit einem Fuß im Bügel, fühl' ich schon die Seligkeit, selbständig, selbstwillig, sich selbsteigen zu sein! Die Oberstin ist schon seit drei Jahren auf Reisen und schwur mir, sie habe noch keinen Augenblick ihr altes Heim vermißt."

„Ist sie reich?"

„Schwer."

„Hm, hm!... Ich glaub', das Wasser kocht."

*

Kriehuber fand zu seiner Verwunderung am Tee Geschmack und an der Spenderin mehr und mehr Gefallen.

Als die Wirtsleute beim Toben der Elemente der erschrockenen Nora mitteilten, daß der deutsche Maler wahrscheinlich und wer weiß wo dem Unwetter preisgegeben sei, hatte sie sich aufrichtig um ihn geängstigt und würde das ihr sonst wenig heimelige Haus vor seiner glücklichen Rückkehr auch um einen Ball bei Maier nicht verlassen haben. Das brachte die beiden näher als alle bisherige Unterhaltung.

„Was malen Sie denn am Tennosee?"

Er erklärte ihr mit dem charakteristischen Fingerspiel des Malers seinen Vorwurf. „Morgen — hoffentlich — bin ich dort fertig, und dann —" Er machte über einem plötzlichen Einfall eine Pause. „Sie könnten mir einen riesigen Gefallen tun —"

„Und?"

„Und mir zu Ihrem Porträt sitzen."

Im ersten Augenblick war Nora mehr verlegen als geschmeichelt. Kriehubers Lieblingsmodelle waren doch nach seinem eignen Bekenntnis ein dicker Karpfen oder ein schlanker Hecht.

„Ich denke, Sie wollten hier andres malen als Porträts?"

„Wie wir Menschen halt sind. Man nimmt sich einen kleinen Ausflug vor und bleibt drei Monate aus. Frau Fortuna reicht uns den kleinen Finger, da wollen wir gleich die ganze Hand. Ich hab' nach langer Zeit wieder Selbstvertrauen — das heißt, eine zweite Jugend! Die Jugend ist waghalsig. Wenn ich mir die Menschen schon immer mit Maleraugen anschau', will ich sie auch malen."

„Sie sind ja heute so beredt! Wirkt das Gewitter nach?"

„Oder der Tee. Ich bin als Bayer an starke Getränke nicht gewöhnt."

„Aha! Sie möchten wohl Rum haben? Den kriegen Sie nicht. — Gut, ich werde Ihnen sitzen. Doch sollten Sie lieber eine glutäugige Italienerin malen. Herr Fegesack bei Maier — Herr Fegesack ist ein Dichter, er sagt, ich habe verträumte Augen."

„So, sagt er das, der Herr Dichter? Ich male Ihre blauen Angerln, wie sie sind. Da ich länger im Lande bleib', bleiben mir auch die glutäugigen Italienerinnen. Aber wir zwei gehen nun bald von-

einander, und wir waren Leidensgefährten — erinnern Sie sich an unsern Eingang in Italien! — Hausgenossen, und heut sind Sie meine Wohltäterin. Wen könnt' ich hier lieber malen?"

Der schlichte Naturmensch war wieder einmal nicht aufrichtig. Nora war weder schön noch „interessant". Doch gerade das, und nur das reizte ihn.

„Hat denn Ihr Zimmer genügend Licht?"

„Ach, ich mal' Sie im Freien, im vollen Taglicht."

„In meinem weißen Wollkleid! Mit langen, schwarzen Handschuhen!"

„Im weißen G'wanderl meinethalben, aber ohne Handschuh."

*

Nora saß dem Maler Tag für Tag ein paar Stunden. Hinter dem Hause die Terrasse mit der schönen Aussicht war die Werkstätte. Ein heißer Platz unter dem immer wolkenlosen Himmel. Doch Nora kam erst, wenn der Südwind wehte, und da sie sich zwanglos bewegen und nach Herzenslust plaudern durfte, und da ihr vor allem des Meisters Eifer schmeichelte, kam sie mit Vergnügen. Zuweilen erschien ihre Freundin, die Frau Oberst, eine schlanke, blasse Dame mit schwarzem Haar und hellgrauen Augen, zum Besuch. Und war die Frau Oberst da, tauchte unfehlbar zehn Minuten später der Leutnant Leopold Baresku auf und war jedesmal ungeheuer überrascht, die Dame da oben zu finden. Kriehuber war der Besuch der Frau Oberst nicht erwünscht und der Leutnant entschieden zuwider. Vielleicht hauptsächlich deshalb, weil der Leutnant in seinen Mußestunden auch malte.

„Nennt Ihre Freundin den Leutnant zuweilen aus Versehen ‚Poldi', oder ist's süße Gewohnheit?"

„Das weiß ich nicht. Außerdem, wenn sich die beiden liebten — kann eine geschiedene Frau ihr Glück nicht in einer zweiten Ehe suchen und finden?"

„Ich hab' nichts dagegen. Uebrigens könnte der Leutnant auch ein Sohn der Oberstin sein und zwar ein richtiger Sohn. Mich ärgern seine kritischen Bemerkungen. Er hat ein Porträt der Frau Oberst in zwei Stunden gemalt. Sie braucht zu ihrer eignen Malerei wenigstens drei. Ich bin kein Geschwindmaler. Und was hat er Sie immer zu bedauern, daß Sie mir bei der Hitze sitzen müssen. Sie müssen ja nicht."

„Nicht brummeln, lieber Meister! Der Platz ist ja sehr sonnig, aber ich liebe die Sonne. Und ich muß nicht, sondern will, will kommen, so oft und so lang Sie's für nötig halten. Denn das Bild gefällt mir schon jetzt, und das Bild bin ich. Geschmeichelt haben Sie mir nicht — nein, nicht im geringsten —, aber ich bin etwas: nicht die Nora in Stettin, sondern die Nora auf der Flucht in die Freiheit, eine selbständige, lebfreudige Nora!"

Nora hatte recht. Der Meister malte mit wachsender Lust und Liebe. Denn so alltäglich, wie er anfangs glaubte, war Erscheinung und Wesen der Frau Nora nicht. Sie hatte eine Seele, und in dieser Seele ging etwas vor.

Ringsum eine Ueppigkeit, der selbst das Gestein nicht widersteht; das Auge schwelgt in Formen und Farben. Eine sonnige Welt, ein sonniges Leben! Anderseits die Erinnerung an ein trübseliges Daheim, an Wesen, die zur Menschenfurcht und Lustverachtung und in der Kunst, jede Pflicht zur Qual zu machen, erzogen sind und erziehen, die Erinnerung an ein Leben nach der Schnur mit ewiger Rücksicht auf den Nachbar und in ewiger Sorge, das innerste Ich vor den andern und vor sich selbst zu verschleiern!

Aus guter Familie, aber arm, wurde Nora an einen Mann verheiratet, der keine Mitgift nötig hatte. Andernfalls würde der kluge Emil sicherlich eine Erbin gekapert haben. Und wenn Nora stürbe, wird ihr Emil ebenso gewiß abermals freien. Ist das die Liebe, die stärker als der Tod?

Und Hans und Kurt ähneln dem Vater. Fleißig, sparsam, ohne Phantasie. Ausgelassen nur, wenn sie sich unbeobachtet glauben, kleine Heuchler; den Tanten ergebener als der Mutter, unbewußt schon Erbschleicher. Sie würden sich ebenso schnell trösten, wie Papa.

Vorläufig war das Beispiel der Frau Oberst Nora nicht gefährlich. Vorläufig sagte sie mit der nötigen Aenderung den Heineschen Vers:

„Bedenk' ich die Sache ganz genau,
So brauchen wir gar keinen Mann."

In der Freiheit war das Leben an sich so schön. —

Aber auch in der Seele des Malers ging etwas vor. Die heißen Tage und Nächte, die neuen Ziele und die Freude am Werk, jedenfalls auch die gänzliche Bierenthaltung brachten ihn um seine Gemütsruhe. Er sah Nora nicht mehr mit Maleraugen an. Wenn sie zur verabredeten Stunde nicht mit dem Glockenschlag erschien, ward er von fieberhafter Ungeduld ergriffen. Er verschmähte alle Beruhigungsmittel, deren ein Maler so viele hat, wie Farbenmischen und dergleichen, lief wie ein gefangener Tiger droben hin und her, zog wieder und wieder die Uhr, sah jetzt nach den verhangenen Fenstern im zweiten Stock, beugte sich jetzt hinunter. „Der Deixel soll mich holen, wenn ich jemals wieder ein Frauenzimmer auffordere, mir zu sitzen!" Da — eine helle Stimme von unten: „Herr Kriehuber! Meister! buon giorno!" Und das finstre Gesicht wurde mit eins strahlend: „Ah, gnädige Frau, grüß Gott! Aber das ist schön, daß Sie so pünktlich sind!"

Nora war nicht schweigsamer als früher, sie sprach nach Kriehubers unmaßgeblicher Meinung zuweilen Unsinn, doch das störte ihn nicht mehr, denn die Stimme tat ihm wohl, und in Kardinalfragen gab er Nora recht.

Alles in allem: Als die Gegenwart Noras für das Gemälde nicht mehr unbedingt nötig war, wurde sie für den Maler ein Bedürfnis.

Simson und Delila! Nur nicht als Tragödie, sondern als Operette bearbeitet.

Eines Tages glaubte Nora bei ihrer Ankunft droben einen Fremden vor ihrem Bilde anzutreffen, aber es war Kriehuber, bis auf den Schnurrbart rasiert, mit kurzgeschnittenem Haupthaar, in einer schlohweißen Jacke und mit einer buntfarbigen Halsbinde. Der neue Kriehuber fand Noras Beifall. „Schneidig! Wenn ich Sie heut zum erstenmal sähe, würd' ich Sie für einen Major in Zivil halten. Wie kamen Sie nur auf den Einfall!"

‚Ein Glück, daß sie Darwin nicht gelesen hat und nichts von den Steindrosseln in Guinea, von Paradiesvögeln und so weiter weiß,' dachte Kriehuber, der sich in diesem Augenblick seiner Häutung schämte.

Kriehuber war vom Chiemsee her im Rudern und Segeln tüchtig. Auf Noras Verlangen unternahmen sie zuweilen eine Bootfahrt. Der See war jetzt täglich blau, aber in allen Abtönungen, vergißmeinnichtblau, veilchenblau, zuweilen erinnerte er — gräßliches Bild! — an blauschwarze Tinte. Bald war das Blau mit Silberfransen, bald mit Goldflittern geschmückt, am Tage sah man lauter Türkisen und Diamanten, abends war des Gewässer rot getupft wie mit Mohnblättern besät. Nora war in den See verliebt, sie dichtete ihn an:

„Wenn sturmgepeitscht die Wogen schäumen,
Die blauen Drachen hoch sich bäumen
Mit Mähnen weiß wie Schnee,
Hinaus, hinaus auf den See!"

In der Wirklichkeit blieb Nora, wenn sich die blauen Drachen bäumten, weislich auf dem festen Lande, und alle Versicherungen Kriehubers lockten sie dann nicht „hinaus, hinaus auf den See."

In einem Punkte blieb auch der Maler für alles Locken und Zureden taub: Zu Maier folgte er Nora nicht. Ueber das Warum war er sich selber nicht klar.

Doch ging er nicht mehr mit den Hühnern schlafen, sondern spielte mit Wirt und Wirtin tressetti, bis Nora heimkam. Da sie Kriehuber seit den Malstunden als guten Kameraden betrachtete, drückte sie ihm vor seiner Tür herzhaft die Hand: „Gute Nacht, es war wieder sehr nett bei Maier! Schade, daß Sie nicht mittun!" Und in ihrem Zimmer nahm sie auf den Schläfer unter ihr keine Rücksicht mehr. Ja, wenn er hätte schlafen können! Er hörte Nora noch lange auf- und niederwandeln.

An wen denkt sie jetzt?!

— — — — — — — — — — — — —

Das Bild war vollendet; ein tüchtiges, ein schönes Werk. Der Meister bat, es in Berlin und München ausstellen zu dürfen, danach möge Nora das Porträt als ein Erinnerungszeichen an ihre erste italienische Reise behalten. Nora war herzlich bewegt, doch als Kriehuber versprach, das Bild längstens in einem Vierteljahr nach Stettin zu schicken, sprühte sie Feuer und Flammen.

„Nach Stettin? Ja, haben Sie mich denn die ganze Zeit her mißverstanden? Ich komme nie mehr nach Stettin, und mein Bild, Ihr Meisterwerk, soll dort nicht in die Rumpelkammer wandern. Nein, nein! Ich begleite die Oberstin nach Spezia ins Seebad, im Winter bin ich in Rom, im Frühjahr in Neapel. Reisen war immer mein Ideal. Jetzt steht mir die Welt offen. Herr Fegesack schwärmt für Tunis, aber Fegesack ist ein Dichter. Was halten Sie von Tunis?"

„Jedenfalls würde ich nach Tunis mein Porträt nicht mitschleppen. Einen Rahmen soll es doch auch haben. Lassen Sie das Bild bei mir, bis Sie das Heimweh kriegen."

„Heimweh? Heimweh? Kriehuber, Sie sind kein moderner Mensch ... Und jetzt — was ich Ihnen sagen wollte: Morgen früh reise ich ab. Denn ich fahre zunächst auf acht Tage nach Venedig. Die Oberstin meint, es sei ein langweiliges Nest. Zuweilen urteilt sie einseitig. Ich muß das Meerwunder sehen. In Mailand treffe ich dann mit meiner Gesellschaft zusammen."

„Nach Venedig? Und ohne die Oberstin. Wissen Sie was, ich reise mit Ihnen!"

„Das geht nicht. Die böse Welt würde sagen: Frau Nora ging mit dem Maler Kriehuber durch."

„Ich denke, über das Gerede der Leute sind Sie erhaben."

„Ich schon, aber mein Mann soll über mein Warum und Wie im klaren sein. Von Venedig aus schreib' ich ihm meinen Abschiedsbrief."

Kriehuber machte große Augen. „Morgen reisen Sie ab? schon morgen? Das ist eine Ueberraschung, eine un—an—ge—nehme Ueberraschung."

Nora lachte. „Wenn Sie Sehnsucht nach mir haben, können Sie mich ja in Venedig besuchen. Ich steige im deutschen Hotel Grünwald ab — muß! — denn im Italienischen —"

„Sind Sie noch hinten!"

„Im Gegenteil ganz vorne, Seite 3: Von der Aussprache der Konsonanten."

„Natürlich, bei Maier lernt man nicht Italienisch. Wenn ich nach Venedig komme, wohne ich im Vapore und halte meine Hauptmahlzeit in der Trattoria zum Marinaro, Fondamenta delle Zattere. Das soll das gemütlichste Wirtshaus in ganz Venedig sein."

„Ausgezeichnet! Dann sind Sie am ersten Tag mein Gast bei Grünwald, und am Tag darauf speisen wir im gemütlichsten Wirtshaus. Aber Sie müssen bald kommen, sonst treffen Sie den Zugvogel nicht mehr an."

„Hoffentlich gefällt Ihnen Venedig so gut, daß Sie lieber in der Adria baden als im Mittelmeer. Und einen Roman können Sie in der Gesellschaft der Oberstin erleben, aber nicht schreiben."

„Immer gemütlich, Herr Kriehuber! — Insofern haben Sie recht, die Oberstin hat keine Ahnung vom Wert der Zeit. Und ich will im Seebad fleißig sein. — Ich muß, denn wenn mein kleines Kapital zu Ende ist — ach, reden wir heute nicht davon! Heute will ich munter sein wie ein Maikäfer. Und nicht wahr, heut an meinem letzten Abend in Torbole kommen auch Sie zu Maier?"

„Heut erst recht nicht, denn ich ginge nur Ihnen zulieb hin und hätte heut sicher gar nichts von Ihnen. Wir zwei feiern unsern Abschied in Venedig."

„Abgemacht und Hand darauf!"

Er drückte ihre Hand und sah ihr fest in die Augen. „Sie gefallen mir jetzt viel besser, als zu Anfang."

„Ende gut, alles gut. Ich hielt Sie sofort für einen — aufrichtigen Menschen."

*

Nach einer schlaflosen Nacht hörte der Maler beim ersten Läuten der Kirchenglocken im oberen Stockwerk die Fensterläden öffnen. Bald darauf knarrte die Stiege. Aha! die Hausmagd schleppt das Badewasser für Nora. — Also doch! Dabei war die lebenslustige Frau erst um eins nach Hause gekommen ... Die Oberstin ist ihr böser Engel, und mit der geht sie auf Reisen! Wenn doch der Herr Gemahl plötzlich in Venedig auftauchte! Das heißt, nicht vor Kriehubers Ankunft, sondern nach ihm.

Als Kriehuber in der Küche einen Schwarzen trank, trat Nora frisch, rosig, in munterster Laune ein.

„Bis eins getanzt! Bin ich nicht bewundernswert?"

„Bis zwölf einen Führer durch Venedig geschrieben, ohne jemals dort gewesen zu sein. Ist das nicht auch eine Leistung!" Er reichte ihr ein dünnes Heftchen. „Für Sie, meine Gnädige! Nach den besten Quellen an meinem Münchener Stammtisch."

„Wie nett von Ihnen. Aber eigentlich hat ein Moderner keinen Führer nötig. Selber suchen — selber finden — selbständig urteilen! Ein Kunstwerk, das mich ergreift, muß nicht notwendig aus dem Cinquecento sein, und der Stern im Bädeker is mir schnuppe."

„Im großen und ganzen haben Sie recht," erwiderte der Maler verstimmt; „doch was ich Ihnen empfohlen habe, kann der Allermodernste ohne Schaden für seine Modernität anschauen."

„Uebel dürfen Sie mir ein offenes Wort nicht nehmen. Ich bin Ihnen ja so dankbar, gewiß werden mir Ihre Winke sehr nützlich sein. — Ah, heute nachmittag in Venedig! Mein erster Gang ist natürlich auf den Markusplatz. Und dann vom Campanile grüß' ich die blaue Adria. Als Stettinerin bin ich ja halbwegs auch eine Frau vom Meer."

„Wie mir scheint, macht Ihnen das Fortgehen hier keinen Kummer."

„Doch! doch! Heut nacht in den Pausen traten wir auf die Terrasse. Der Sternenhimmel — die schwarzen Zypressen — der flüsternde See — wir waren alle begeistert. Der Leutnant sprach mit der Oberstin nur noch böhmisch."

„Der Schlaukopf."

„Plumps, da schlägt die Lucia mit meinem Koffer hin. Ich muß noch in das leidige Zollhäusel."

Die Wirtin meldete den Dampfer in Sicht.

„Ich begleite Sie."

„Nein, lieber nicht! Das Abschiednehmen macht mich nervös. Die ganze Maiersche Gesellschaft will auf der Terrasse sein. Hoffentlich verschlafen sie's. Leben Sie wohl, lieber Freund! Jetzt wird's ernst. Hier war ich noch unter Landsleuten. Heute beginnt das Neue. Leben Sie wohl — und wegen des Bildes sprechen wir in Venedig. Ade! Ade!"

Sie hatte Tränen in den Augen. Kriehuber drückte ihr stumm die Hand. Er drängte ihr seine Begleitung nicht auf. Sie soll nicht sehen, wie schwer ihm der Abschied fällt.

Als die Dampfpfeife das Schiff ankündigte, saß Kriehuber auf der Herdbank. Ein Reisigbündel brannte unter dem Wasserkessel. Draußen war warmer Sonnenschein, doch den Maler herbstelte.

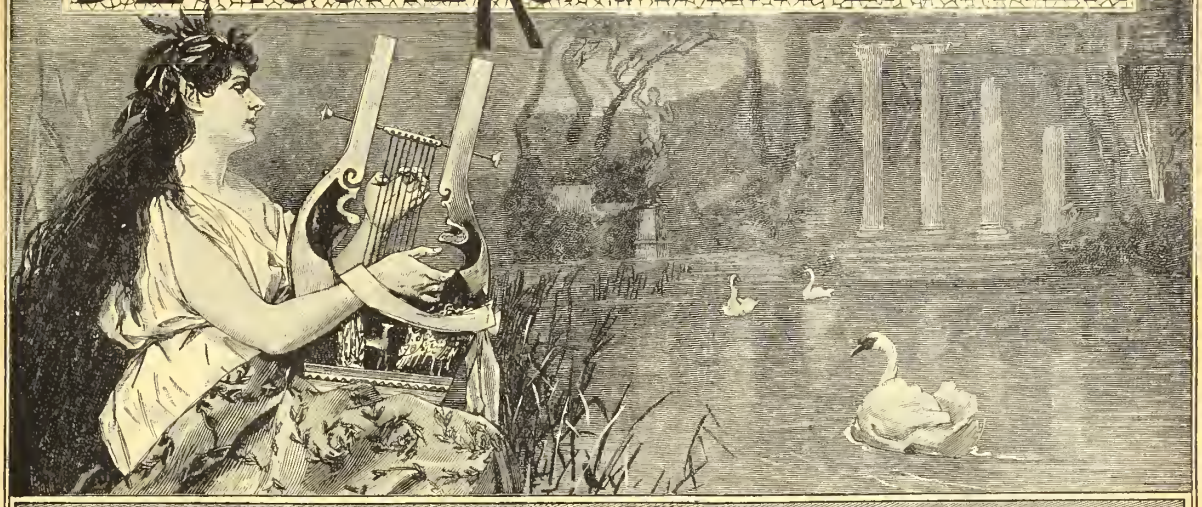
„Eine sehr sympathische Frau," sagte der Wirt, der Maismehl zur Polenta in den Kessel schüttete. „Es tut mir leid, daß sie abreist."

„Mir auch," brummte Kriehuber auf deutsch und blies eine dicke Wolke aus seiner Tabakspfeife.

(Schluß folgt)

Für die Redaktion verantwortlich Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

DEUTSCHE ROMANBIBLIOTHEK



Wöchentlich eine Nummer | № 50 | Alle 14 Tage ein Heft

Der Ueberkater

Von

Johannes Richard zur Megede

(Fortsetzung)

Josefa streifte den Schleier hoch. Beide gingen um den Braunen herum. Meine Tochter fühlte die Fessel lang, strich über den Rücken. Ich sah, wie lieb ihr das Pferd noch immer war.

Der kleine Graf wandelte nachdenklich mit. „Nun sagen Sie doch aber mal ein Wort, Baronin!"

„Was soll ich Ihnen sagen? Ich hatte früher immer gedacht, es sei ein sehr gut gemachtes Pferd, das beste von meines Mannes Steeplern überhaupt."

Er lachte trocken. „Ja, das sage ich auch, gnädige Frau! Die Stute ist immer falsch geritten worden! Ich sah sie noch in Gotha mit Ihrem Gatten im Sattel . . . Ich bin doch auch alter Kavallerist, wenn auch allerdings immer lieber Terrain als Bahn . . . Jedenfalls werde ich auch als Feind versuchen, Ihnen Ehre zu machen, gnädige Frau. Bormio ist bedingungsloser Erster, wenn er nicht stürzt. Das ist seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit! Bestes Pferd — bester Reiter . . . Die Stute muß also gute Zweite werden, sonst hat sie kein Ehrgefühl. Es war doch einmal Ihr Pferd!"

„Ach, lieber Graf . . ."

„Aber, Gnädigste, wenn ich das Pferd wäre, hätte ich das Ehrgefühl unbedingt!" Sie lachten und stritten sich herum — alles scheinbar sehr harmlos. Von Courmachen keine Spur. Mein Argwohn schwand... Da — ich ahne nicht einmal, was vorgegangen ist — wurde plötzlich Josefa mitten im lebhaften Gespräch auf Minuten völlig stumm. Ich merkte deutlich, wie ihr die Lippen zuckten, wie ihr ganzer Körper förmlich wuchs. Die Augen flackerten in einem feindlichen Glanz. ‚Was ist ihr?' dachte ich; sie sah leidenschaftlich erregt aus, aber wunderschön! Und ehe ich mir noch klar werden konnte, warum, sprach sie rasch und mit leicht vibrierender Stimme: „Ich will Ihnen etwas sagen, Graf. Die Stute kann und muß das Rennen gewinnen! An das Pferd hat bis jetzt niemand geglaubt als ich — und einmal wenigstens will ich auch recht haben! Kümmern Sie sich um das ganze Feld nicht. Lassen Sie vor allem Bormio Bormio sein. Aber versuchen Sie vom Fleck den ersten Platz zu belegen und halten Sie ihn, koste es was es wolle, das ganze Rennen durch! Aber Peitsche vom Fleck, daß sie sich auf ihr Vollblut besinnt! Mein Mann glaubt's mir nicht und niemand sonst. Aber ich weiß, daß es ein so treues Pferd ist und nach Hause steht wie nur eines. Aber es muß die Peitsche haben! . . . Wollen Sie ihn nach dem Rezept reiten?"

„Gewiß, Gräfin." Er sagte das wohl unwillkürlich. Mir aber kam die Empfindung, daß sie mit dem Moment auch nicht mehr Frau von Lasowitz sei.

Sie gaben sich die Hand.

„Also Peitsche, Graf!"

„Peitsche, Frau von Lasowitz!" wiederholte er scherzend.

Dann schieden sie.

Ich hatte mich kaum an der Unterhaltung beteiligt, die mir auch mit jedem Moment peinlicher selbst zum Zuhören geworden war.

„Aber Josefa," sagte ich, als wir über den Sattelplatz zu den Tribünen zurückgingen, „aber Josefa, war das auch recht?"

Und sie antwortete mit noch immer bebender Stimme: „Es war nicht recht, und es soll auch nicht recht sein! Aber heute ist mein Tag. Ich will's."

Es muß doch Gespenster geben, die andre nicht sehen. Josefa war wie umgewandelt. Ich sah wohl überall umher, was sie eigentlich so erregt haben könnte. Ich fand nichts.

Uebrigens dieser Herr Rin war auch auf dem Rennen. Er schlenderte mit den beiden soit-disant-Gräfinnen den Sattelplatz entlang. Wir streiften ihn beinahe im Vorbeigehen. Er genierte sich gar nicht, sprach ruhig weiter. Josefa kennt ihn, glaube ich, wirklich nicht mehr.

Im nächsten Rennen wurden Bormio und Josefa gestartet. Es war das Rennen des Tages. Jagd — fünftausend Meter — über die berüchtigten Karlshorster Hindernisse.

Ich war in meine Loge zurückgegangen, nicht nur wegen des Regens, der jetzt träge und gleichmäßig niederfiel; der tiefe, graue Himmel drückte, die wenigen Baumgruppen des großen Plans waren nebelumwoben wie Gespenster. Ich wollte allein sein! Josefa stand unten an der Hecke dicht bei dem Pfosten, neben ihr der Prinz und der blonde Gardereiter. Keine zehn Schritt davon dieser Rin, aber ganz isoliert — Josefa wollte auch allein sein!

Als die Pferde aufkanterten — ich sehe es noch genau: sechs Herren in Uniform und die kohlschwarze Bluse des Grafen Bloome —, war Peter der erste auf einem Schweißfuchs, ganz vornübergebeugt — er ritt mit Monokel, und das scharfe Gesicht bekam dadurch etwas eigentümlich Starres, Verbissenes. Hinter ihm Bloome auf „Josefa". Ehe die braune Stute zum Galopp ansprang, grüßte er noch zu uns hinüber. Josefa dankte flüchtig.

Der Start schien weit — es lag wohl an dem Regenlicht. Ich sah auch ohne Glas nur undeutlich die unruhig tretenden Pferde. Von den Reitern erkannte ich nichts als das verblaßte Rot einer Husarenattila.

Gleich darauf fiel die Flagge. Die Glocke tönte. Die schwarze Bluse galoppierte vorn. Ich wünschte ihr den Sieg nicht! ... Das Feld kam langsam näher. Die alte Geschichte bei allen Hindernisrennen: die Reiter verhalten, bis sich die erste Peitsche hebt.

Die erste Peitsche hob sich. Graf Bloome. Das Feld zerriß. Am ersten Hindernis stürzte der Husar, aber leicht. Er stieg wieder auf und ritt im Schritt nach Hause.

Der große Sprung! Ich sah durch das Glas, wie der Schmutz aufspritzte. Die schwarze Bluse lag noch immer vorn. Hinter ihr Peter. Er rührte nicht die Hand.

„Es ist das Rennen eines Pferdes," sagte ein Herr in der Nebenloge. „Selbstverständlich macht's Bormio."

„Aber die alte Stute hält sich heut famos!" antwortete ein andrer.

Die andern Pferde waren wohl zurückgeblieben, oder ich sah sie in begreiflicher Blindheit nicht mehr. Ich sah nur die beiden — den Fuchs und die Stute —, die immer in dem gleichen Abstande die Hindernisse sprangen: Josefa unter der Peitsche und schwer, Bormio aus der Hand und leicht.

Als sie zum erstenmal zu den Tribünen einbogen, sank der schwarzen Bluse die Peitsche. Ich weiß nicht, ob es Kalkül oder Ermüdung war. Der Schweißfuchs ging in Front — sie kamen heran. Der Schmutz spritzte, die Lungen keuchten. Es war doch ein sehr schnelles Rennen, wie ich jetzt sah. Sie passierten die Tribünen. An dem Pfosten streckte der Schweißfuchs den Kopf vor, die Stute fiel zurück. Da rief eine helle Stimme: „Reiten!" Es war Josefa. Und im Augenblick hob sich auch wieder die Peitsche und ruhte nicht mehr.

Bei dem Ruf war mir's durch und durch gegangen. Ich sah von jetzt nur verworren, wie sich die Peitsche hob und wieder hob. „Bormio muß gewinnen!" sagte ich für mich, ohne eigentlich zu wissen warum.

Auf Minuten verlor ich dann das Rennen ganz aus dem Auge. Vor mir nur noch der öde, tote Regenplan.

Als ich die beiden endlich wiederfand, hatten sie die letzte Hürde bereits hinter sich und galoppierten die „Gerade" hinunter. Auf den Tribünen eine gewisse Erregung. Einzelne Herren beugten sich vor. Unten am Pfosten drängten sich die Leute. „Bormio muß es machen!" sagte der Herr nebenan wieder, und der andre antwortete: „Die Stute liegt unter der Peitsche wie noch nie." Ich wollte nicht hinsehen, weil ich den Ausgang ganz genau wußte. Und ich sah doch hin als echte Frau ... Ich sehe, wie zwei Peitschen wie toll auf- und niederzucken, höre zwei keuchende, schweißbedeckte Pferde ihr Letztes hergeben. Von dem zweiten Platz ein murrender Laut: „Lasowitz macht's! Lasowitz macht's!" Ich bin instinktiv auf-

gestanden wie die andern auch ... Was hat doch dieser Bloome auf einmal für ein wild verzerrtes Gesicht! Und Peter so böse und stier mit seinem Monokel! Sie haben immer so rohe Gesichter beim Ausreiten, die Herren ...

Das Ende weiß ich nicht recht. Einmal noch ein aufgeregtes, vielstimmiges: „Bravo, Bormio, bravo!" Dann eine beklemmende Stille.

Als der Sieger seine braune Stute zur Wage ritt, unheimlich blaß in seinem schwarzen Dreß und schwer atmend wie sein triefendes, ausgekeuchtes Tier, da war mir doch wohl noch nicht ganz klar, was dieser Sieg bedeutete.

*

Eine halbe Stunde später fanden wir uns alle auf dem Sattelplatz wieder zusammen. Es war ein Kopfschütteln, Gestikulieren, niemand hatte es für möglich gehalten ... Der Graf Bloome kam später auch zu uns, übermütig lustig fast durch seinen Sieg. Josefa wieder eisig, aber mit einem harten, entschlossenen Zug um den Mund. Peinlich wurde es erst, als Peter kam und, ohne seinen glücklichen Konkurrenten auch nur zu sehen, mit gesuchter Kavalierhöflichkeit seiner Frau die Hand küßte und sagte: „Ich gratuliere untertänigst!"

Josefa zuckte die Achseln und antwortete nicht.

Es verstand wohl niemand recht, was eigentlich vorgegangen. Der Prinz, der alles, was mit der Rennbahn zusammenhängt, sehr nüchtern und sachlich anzusehen scheint, bemerkte nur: „Herr von Lasowitz, Sie werden die Stute zurückkaufen müssen. Ein Pferd mit soviel spead! ..."

Darauf Josefa: „Für den Lasowitzschen Stall wird die Stute nicht mehr gesattelt!"

Peter kniff leicht die Augen zusammen. Ich merkte wohl, welche Anstrengung es ihn kostete, höflich zu bleiben. „Verzeihung." Er räusperte sich und ging einen Augenblick später zur Wage hinüber. Er steigt noch einmal in den Sattel. Ich sah ihm unwillkürlich nach. ‚Warum mußte das alles so kommen?' dachte ich. ‚Es geht ein Gespenst um auf diesem Platz. Vielleicht sehen's alle, nur ich bin blind.'

Der Dehors halber mußten wir bleiben bis zum Schluß. Peter gewann das letzte Rennen, und zwar im größten Stile. Es war uns allen wohl eine Erleichterung, ihm zu diesem glänzenden Siege gratulieren zu können. Eine Art Feigheitsglückwunsch, wenigstens von mir! Man möchte den Eklat vermeiden! ...

*

Unsre ganze Gesellschaft dinierte zusammen im „Kontinental". Auch nicht zu umgehen. Wir hatten uns gleich zu Beginn verabredet, und es war doch auch ein kleiner froher Kreis, dem man das gewissermaßen schuldig war ... Ich bin zwar Gesellschaftsmensch wie nur einer, und die Moral dieser Gesellschaft war immer meine, selbst wenn sie keine war. Aber die ausgesuchten Hummern würgen sich manchmal schwerer herunter als verschimmeltes Brot. Josefa aß nichts. Ich versuchte wenigstens zu essen. Dabei war es ein so elegantes, duftendes Chambre séparée! So gute Manieren, so gute Toiletten! Es fehlte wirklich nichts zum Gesellschaftsglück ...

Dennoch drückte mich der Raum vom ersten Augenblick. Ich saß absichtlich weitab von meinem Schwiegersohn und meiner Tochter, ich unterhielt mich mit dem wirklich langweiligen Prinzen geflissentlich amüsant. Aber ich sah in dem Empirespiegel doch immer nur die beiden Menschen, die wohl alles daransetzen, ruhig und sicher zu scheinen. Ja, ich habe sie bewundert! Was müssen sie für jahrelange Uebung in der gesellschaftlichen Heuchelei hinter sich haben, daß keine Miene, kein Wort den andern die tiefe Kluft verriet, die doch mit jedem Augenblicke wuchs. Sie wünschen vielleicht beide die Szene, die letzte, äußerste, nach der es kein Zurück mehr gibt, und sie können lächelnd mit den Sektkelchen anstoßen, lächelnd die Knallbonbons zerreißen, lächelnd die blöden Inschriften tauschen! ... Wenn ich nicht die Mutter wäre, das Fleisch und Blut von meinem Kinde, ich würde nichts lesen können aus dem leisen, unaufhörlichen Beben der Nasenflügel Josefas, so wenig wie aus den schwellenden Adern an den Schläfen meines Schwiegersohnes. Aber ich weiß nur zu gut, daß das Ende da ist!... Und im Anblick dieser Gesellschaft, die nichts ahnt, die sich so leicht gibt wie sie ist, wächst auch in mir eine Spannung, die sich bis zum Unerträglichen steigert.

Der kleine, häßliche Graf Bloome ruft über den Tisch weg meiner Tochter in gutmütiger Weinlaune zu: „Gnädige Frau, die Josefa soll leben! Das war doch noch mal ein Ritt! Ich her, was ich hatte, sie her, was sie hatte. Ich küsse die Hand meiner gütigen Protektorin!" Und gleich darauf zu Peter gewandt: „Prosit, Peter von Amiens! Reiten könnt ihr doch nicht! So 'n Tag wie heute tut den unfehlbaren Herren recht gut! Aber darum keine Feindschaft nicht!"

Und Peter, in einem Sportgespräch mit dem langweiligen Prinzen gerade begriffen, nickt, ohne auch nur hinzusehen, trinkt den ganzen Kelch herunter und fährt in dem gleichen Tone fort: „Ja, Durchlaucht, die neuen Elemente, die ihre Pferde laufen lassen auf anständigen Bahnen, werden allerdings immer dunkler."

„Aber, lieber Lasowitz, das meinte ich ja gar nicht!"

„Aber es ist so, Durchlaucht!" Seine Haltung war so mühsam, als er das letztere sprach, und die Anspielung so deutlich, daß mir heiß und kalt wurde

wegen eines Skandals. Noch ein solches ironisches Prosit von diesem Bloome, und Peter steht auf und sagt: „Sie sind ein Schuft, Herr!“

Kurz nach dem Diner ging Graf Bloome. Er wird wohl noch Verabredungen mit gewissen Damen haben. Ich konnte mich nicht entschließen, ihm die Hand zu geben, denn schließlich ist er auch an allem schuld.

Wir waren aufgestanden, es entstand die Bewegung, wo die Herren sich nach einer Zigarre und die Damen sich nach einem Boudoir sehnen. Graf Bloome drückte Josefa zum Abschied dankbar die Hand. „Sie waren sehr gütig, Baronin.“

In demselben Augenblicke zischelte Peter von der andern Seite: „Geh doch lieber gleich mit! Er wohnt im Kaiserhof.“

Josefa zuckte zusammen wie unter einem Hieb und wurde blutrot. Sie antwortete aber nichts.

Ich war empört wie nie in meinem Leben.

Was aus der andern Gesellschaft geworden ist, weiß ich nicht. Ich ließ mir sofort ein Zimmer geben und ersuchte meinen Schwiegersohn um die unumgängliche Unterredung. Er folgte mir die Treppen hinauf, sehr blaß und etwas Tückisches im Auge. Es war das erste beste Fremdenzimmer, und ich verriegelte die Tür hinter uns. Er knipste das elektrische Licht an und schob mir einen Fauteuil hin, ich aber wünschte stehend zu verhandeln. Das „Du“ wollte mir nicht mehr über die Lippen. Ich sagte: „Sie haben sich eben benommen, wie sich kein anständiger Mensch benimmt.“

„Er antwortete finster: „Wegen der Form bitte ich um Verzeihung.“

„Und wegen des Sinnes?“

„Bedaure ich, das nicht tun zu können.“ Er ging auf dem Teppich hin und her. „Weißt du, Mama, was ich in den letzten zwei Jahren durchgemacht habe?“

„Andre werden jedenfalls mehr durchgemacht haben!“ Ich wünschte auch gar keine weiteren Auseinandersetzungen. „Wollt ihr euch sofort trennen?“

„Das weiß ich noch nicht, Mama.“

„Aber ihr werdet euch trennen — und zwar mit Anstand!“

Da lachte er böse und höhnisch auf: „Ja, das paßt euch wohl so! Gegenseitige Abneigung und so weiter. Und zu guter Letzt soll ich wohl so dastehen wie der dumme Aujust bei Renz? Nein, Kinder, mit der Diplomatie fangt ihr mich nicht!“

„Ich bitte mir einen andern Ton aus,“ sagte ich.

Er zuckte leicht zusammen. „Ich werde es um deinetwillen versuchen, Mama.“

„Was haben Sie überhaupt für Gründe?“ fragte ich weiter.

„Den ganzen Tag heute,“ antwortete er mit zusammengebissenen Zähnen. „Einmal fließt jedes Glas über, wenn man immer nachfüllt ... Und wenn ihr euch vielleicht einbildet, daß es der Gaul ist, der mich bis aufs Blut gereizt hat heut — nee! Der Kerl ist's, der drauf saß! Josefa wäre nie gekommen, wenn sie nicht genau gewußt hätte, daß dies mauvais sujet gerade heut die Stute reiten würde.“ Er lachte häßlich auf. „Deine Tochter ist etwas unvorsichtig gewesen, Mama!“ Ich zuckte darauf nur die Achseln. Er schien's nicht zu bemerken und fuhr fort: „Du kannst übrigens deiner Tochter sagen, daß die Karre so nicht mehr lange gegangen wäre, und daß es mir lieb ist, daß sie so aus dem Gleise gekommen ist ... Alle geleimten Töpfe gehen einmal entzwei!“ Er holte schwer Atem. „Daß einem Mann ein andrer Mann die Frau verführt, das kann jedem passieren. Aber daß sie einem ein solcher Kerl verführen muß, das kann nur mir passieren!“

„Du bist entweder betrunken oder verrückt, Peter,“ antwortete ich. Ich hatte auch die Empfindung, daß er eins von beiden war.

Und damit schieden wir.

Im Vestibül empfing mich der Oberkellner mit der Meldung, daß Frau von Lasowitz im Schreibzimmer sei und mich dort erwarte. Sie war allein. Als sie mich kommen hörte, ging sie mir entgegen mit einem noch nassen Brief. „Du kannst ihn lesen, Mama.“

Er war ohne Ueberschrift und lautete:

„Ein weiteres Zusammenleben zwischen uns ist natürlich seit heut unmöglich. Ich bitte Dich, die nötigen Schritte sofort zu tun wegen der definitiven Trennung, und Dich alles dessen zu bedienen, was ich Dir damals in Cannes sagte. Hoffentlich weißt Du es noch Wort für Wort. Sonst bin ich gern zu einer schriftlichen Erklärung erbötig. Der schuldige Teil bin selbstverständlich ich! — Mein heutiges Betragen entschuldige — ich konnte nicht anders; wie ich auch das Deine entschuldigen werde — Du konntest wahrscheinlich auch nicht anders.

Aber bei meiner Seele und bei allem, was mir heilig ist, schwöre ich Dir, daß Du auf ganz falscher Fährte bist! Dieser Graf Bloome hat in meinem Leben nie auch nur die kleinste Rolle gespielt. Wenn Du Dich mit ihm schießt — und er fällt —, so bist Du einfach ein Mörder!

Im übrigen bitte ich Dich wie damals — nicht, daß Du mir verzeihen, aber daß Du mich verstehen mögest.

Leb wohl und werde mit einer andern Frau glücklicher!

Josefa.“

Sie klingelte dem Kellner und siegelte den Brief. „An Herrn von Lasowitz sofort abzugeben!"

Ich war buchstäblich sprachlos. Erst eine ganze Weile, nachdem wir wieder allein waren, konnte ich mühsam sagen: „Josefa, dein Mann weiß also?..."

„Ja, Mama, er weiß alles — bis auf den Namen natürlich, den mir auch keine Folter erpressen würde."

Wir gingen gleich darauf in unser Hotel.

Man kann vielleicht sagen, daß es klein, jämmerlich sei. Es ist ja auch nicht der Bruch, den ich ja selbst gewollt habe, es ist seine Form, die mich so tief trifft. Soll, muß mein gutes, armes, hochherziges Kind nun als die Beschimpfte dastehen zeitlebens? Josefa besudelt vor aller Welt! War denn gar keine andre Lösung möglich...? Als wenn man einem Edelmann sein Wappen unter dem Galgen zerbricht, und er soll doch weiterleben, so war mir zumute.

Ja, die Rache ist da — aber die kleine, gemeine Rache des Schicksals ... Wie ich Josefa jetzt kenne, würden alle Bitten nichts ändern ... O, ich bin nicht rachsüchtig. Aber ich fühle doch einen blinden Haß gegen den Menschen, für den sie fiel!

Noch in der Nacht fuhren wir nach Dresden zurück. Es war eine stumme Fahrt. Auf dem Anhalter Bahnhof trafen wir Gott sei Dank nur die beiden soit-disant-Gräfinnen. Sie sahen mißvergnügt aus. Offenbar warteten sie auf jemand, der aber nicht kam. Wahrscheinlich ist Graf Bloome dieser jemand. Daß er Josefas Geliebter nie war, ist mir bei nüchternen Sinnen vollkommen klar. Leute wie er haben ausschließlich Patschulipassionen. Josefa sah wie immer hochmütig über die Mädchen weg. Mich grüßten sie übrigens auch nicht. Doch gewöhnliche Mädchen, geziert und frech, wie sie so am Eingang standen und jeden Herrn fixierten! Der letzte Gruß des nächtlichen Halbweltberlins.

Als ich rein zufällig noch einmal zurücksah auf die Geschöpfe — nicht mehr mit Mitleid, wohl aber mit Grauen —, sagte Josefa bitter: „Du denkst eben, Mama, wenn deine Tochter geschieden ist und die Welt erst weiß, warum, dann wird sie in den Augen der Welt auch nicht viel mehr wert sein als diese Geschöpfe da? Ich werde es ertragen. Laß du den Leuten auch ihr Vergnügen. Sie kennen mich ja trotzdem nicht und sollen mich auch nicht kennen. Dir aber sage ich: ich bin unglücklich geworden, eben weil ich keine Dirne bin!"

Wir stiegen ins Coupé.

Da kam wieder der alte Kleinmut zum Durchbruch: „Josefa, mußte denn das alles so enden?"

„Ja, Mutter, es mußte so enden! Auch die ehrlichste Buße hat kein Recht mehr, wenn sie keinen Sinn mehr hat. Von heute ab hätte sie keinen Sinn mehr."

Zwanzigstes Kapitel

Suleika, der ich zuweilen ausgewählte Abschnitte meines Tagebuchs vorlese, krankt seit kurzem an dem Ehrgeiz vieler Ungebildeten und Emporgekommenen, gebildet und geistreich zu scheinen. Mein Saharakönigtum a. D. imponiert ihr plötzlich weit weniger als mein kaustischer Witz. Sie liebt auf einmal Geist, wahrscheinlich weil sie keine Spur davon besitzt, was unter den Menschen auch vorkommen soll. Sie schwärmt für Poesie, obgleich sie die prosaischste Katze von der Welt ist, was bei Menschen insofern auch stimmt, als das allerdunkelste Reimgeklingel dem Dummen am meisten imponiert. Daher auch in der Tragödie die unterdrückten Lachsalven, die niemand begreift, der nicht selbst blödsinnig ist. Wenn aber in der Komödie sich eine Kokette zu einem neuen Liebhaber entschließt, weinen sie vor Rührung wenigstens über den guten Jungen, der genau so idiotenhaft wie ihre Tränen. Ueberhaupt wer gute Lustspiele wünscht, stelle sich auf die Bühne und sehe ins Publikum — aber beileibe nicht umgekehrt!... Zwischen dem gravitätischen Theaterlord und dem bemalten Clown schwanken noch heute die Sympathien. Wer den ganzen Tag ehrbar Strümpfe gestopft oder Bogen geschrieben hat, will abends den Clown in irgendeiner Gestalt auf den Brettern haben, und wer den ganzen Tag Modejournale durchblättert oder mit Hummern sich amüsiert hat, wünscht bei einem tragischen Helden seine überschüssigen Gefühle zu lassen, das heißt mit dem Unterschied, daß die vollen Magen jovialer Lebemänner sich lieber das Zwerchfell bis zu Tränen erschüttern lassen, weil das die bekömmlichste Vorbereitung für das nachfolgende Chambre séparée ist, während in den Augen eleganter Weltdamen am besten die Wehmutstränе blinkt, weil die interessant und schlank macht. Ein guter Theaterdirektor schielt darum nach beiden Seiten. Und wer die Dickbäuche belustigt und die Wespentaillen rührt zu gleicher Zeit, dem fällt ganz von selbst das Publikum im Parterre und den zweiten Rängen zu, wo sich gute Bürger und Bürgerfrauen am liebsten mit der Hand die Rührträne aus dem rechten Auge wischen, indes die Lachträne bereits in das linke perlt. Der Phantast, der ein Stück wirklicher Natur auf die Bühne bringt, wird sich an dem kunstsinnigen Parkett verbluten, aber ich habe noch nie gehört, daß Theaterdirektoren Phantasten gewesen seien. Selbst Goethes „Faust" mußte in Weimar einer Farce weichen, worin ein lebendiger Hund ins Publikum hineinbellt. Die Welt ist wohl älter, aber nicht klüger geworden in der Zeit.

Da nun einmal meine Suleika, die auf gut sächsisch Mieze heißt und nicht meine Lieblingssklavin, sondern ein Hausdrache ist, durchaus wünscht, daß ich Liebeslieder dichte — ein Fünfziger mit wackelnden Zähnen Liebeslieder dichten! — oder wissenschaftliche Vorträge halte — zum Professor kann man ja allerdings niemals alt und ledern genug sein —, so habe ich versprochen, die Kritiker und Dichter des Sanatoriums diskret zu interviewen. Die Arme glaubt's auch! Je länger ich ausbleibe, je zärtlicher umarmt sie mich.

Die „Wissenschaft" im Sanatorium ist wirklich interessant, nur daß ich mich mit ihr weniger beschäftige als mit meiner neuen Akquisition. Meine Adoptivtochter ist reizend . . .

*

In voriger Nacht hat es gereift. Auch über meine Seele kommt der Rauhreif.

Fast zwei Tage war ich nicht zu Haus. Was wird Suleika sagen? Ich wünsche die alte Hexe zum Teufel. Wenn sie doch in der Zwischenzeit durchgegangen wäre mit irgendeinem windigen Poeten! Aber sie wird schon nicht . . . Die Treue alter Weiber ist doch das Sinnwidrigste, was existiert.

Und nun muß ich doch auf ein Stündchen ins Sanatorium selbst gehen. Sie verlangt detaillierte Berichte, diese Bananfin . . . Na, wartet, ihr Herren Dichter und Professoren!

*

Es sind nämlich wirklich welche da!

Es sind: ein Alter, ungefähr Mitte Siebzig, ein Mann, dem vor fünfzig Jahren nicht nur Schneiderinnen zujubelten, als er seinen ersten Roman für die „Gartenlaube" schrieb. Und jetzt? Vernachlässigt, schäbig, mit plierigen Augen, aber noch immer gebläht vor Eitelkeit, der ganze Kerl überhaupt anzuschauen wie der verstaubte Grabstein seines eignen Ruhmes. Denn wenn er auch seit Dezennien bei jedem neuen Romanverbrechen naserümpfend sagt: „Wieder mal Kaviar für das Volk," so antwortet ihm auch seit Dezennien schon das Echo: „Aber höchstens Elbkaviar." Das kommt davon, mein Lieber, wenn man sich selbst überlebt. Billigen Mosel soll man nicht zu lange auf der Flasche haben, sonst wird er Essig.

Es sind: noch ein Alter. Aber etwas jünger, klein, fein, geschniegelt, gebügelt, der richtige Ladendiener der Literatur. Aber alte Ladendiener sind gräßlich! Uebrigens beides berühmte Leute. Der Ruhm kommt mir bei ihrem Anblick vor wie ein Esel, der auch Disteln fressen muß zuzeiten. Ich habe beider letzte Werke verschlungen wie die Sanatoriumsdamen auch, ich habe sie aber wieder von mir gegeben wie die Sanatoriumsdamen nicht. Sie werden es noch bereuen! Der kleine Ladendiener mit dem Bratenrock verwässert die deutsche Literatur, und der große Löwe mit den Triefaugen trübt sie. Verständige Arbeitsteilung! Der Ladendiener hat sämtliche ältere Damen auf seiner Seite — ältere Damen kaufen so gern im Ausverkauf und billig! Zu dem Löwen bekennt sich die Jugend, sie liebt nun einmal den König der Tiere, selbst wenn er, wie dieser hier, seit Dezennien nur noch ausgestopft existiert!

Es sind: ein Junger. Die Jugend kann ich nun erst recht nicht leiden. Aber aller Augen zugleich ruhen auf diesem Dichter-Kritiker. Er ist jung, stark, ungeschlacht. Und da er auf Bestellung Dichtergefühle hat — die Zeile fünfundzwanzig Pfennig —, so finden sie ihn mit Recht genial. Er findet das übrigens auch. Und da er außerdem noch Bücher rezensiert — die Zeile aber nur zwanzig Pfennig —, so findet man es natürlich, daß er alle Dichter von dem Pegasus herunterreißt, auf den er selbst nicht hinaufkann. Ich las nur ein Gedicht von ihm. Da zog ein Student beständig mit einem Mensurschläger von einer Wohnung in die andre und besang diesen Mensurschläger. Sehr ritterlich! Allen jungen Damen standen beim Lesen die Tränen in den Augen. „Liebchens letzter Strauß" stand übrigens auch in einem Wasserglase bei jedem Wohnungswechsel in dem neuen Zimmer. Ich hielt es anfangs für eine Parodie auf den Fliegendenblattstudenten, dem die Wirtin den einzigen Papierkragen durchs Fenster nachwirft. Als ich aber den jungen Dichter näher besah, merkte ich, daß er höchst ernsthaft sich selbst parodiert hatte. Ich glaube, die ganze Gedichtsammlung ist eine unfreiwillige Parodie auf das Dichterhandwerk überhaupt . . . Er jedenfalls ist andrer Ansicht und denkt bescheiden, daß im nächsten Jahrhundert Wolfgang (Goethe) nur noch deswegen genannt werden wird, weil er ein Vorläufer von Carl (. . . . .) war. Aber auch der gutmütigste Esel streikt wohl, wenn er immerfort Disteln fressen soll . . . Aber wenn er doch fräße? Ich bin etwas scharf, aber das liegt uns so in den Krallen.

Später setzte ich mich hin und memorierte einen Dichtervortrag für Suleika — und wie ich mir Dichtervorträge bei Menschen ungefähr denke.]

Ich hatte extra die Form der Bierrede gewählt. Sie nähert sich am meisten den dichterischen Formen. Außerdem ärgere ich gern Kluge und Dumme zugleich. Denn das ist der Witz bei jeder zündenden Rede, daß sie so gehalten ist, daß jeder jeden für einen Idioten hält, sich selbst ausgenommen, und eben darum jeder klatscht, weil er kein Idiot sein möchte und doch gerade darum ein Idiot ist. Ich bin neugierig auf ihre Wirkung bei Suleika. Das Ganze ist so poetisch frei und so zusammenhanglos bissig, daß diese bildungswütige Dame ihre Freude daran haben muß.

*

Leider kam es anders. Sie ließ mich gar nicht zu Worte kommen, überhäufte mich mit Vorwürfen, sprach von unerhörter Treulosigkeit und so weiter. Zu guter Letzt ist sie der graue Kater doch gewesen, der immer um uns herumschlich. Meine Augen werden demnach auch schwach. Da ich aber grundsätzlich ungleiche Kämpfe meide — im Schimpfen ist mir meine nicht angetraute Gattin entschieden über —, begnügte ich mich, zu schwören, daß ich niemals ein andres weibliches Wesen geliebt habe als sie. Meiner Adoptivtochter oder Braut werde ich gegebenenfalls den gleichen Schwur leisten. Ich mache gewohnheitsmäßig mit der linken Pfote den litauischen Meineidzirkel, während ich mit der rechten schwöre. Ich hasse überhaupt Halbheiten. Wenn man lügt, soll man ordentlich lügen ... Und schließlich, was kann mir passieren? Wenn zwei Frauen sich in den Haaren liegen um einen Mann, geht der Mann eben mit einer dritten von dannen.

Ich bin schon oft mit der dritten davongegangen.

*

Es wird Winter. Der erste, weiche, weiße flockige Schnee wirbelte heut. Ich stand am Fenster und freute mich an dem Gewimmel. Wohl Nachklänge aus der Kindheit. Man träumt von Wärme, Gemütlichkeit. Wenn ein Bratapfel im Ofen zischte, wer weiß, ich alte Frau würde vielleicht noch einmal zum Kinde. Man muß wohl solche Leichtsinnsintervalle im Leben haben, sonst ertrüge man seine Last nicht ...

Peter ist nicht mehr gekommen, hat auch nicht mehr geschrieben. Ich liebe öffentliche Skandale nicht und beginne zu hoffen, daß die Menschen, die nun einmal nicht zueinander passen, wenigstens friedlich auseinandergehen. Ich habe das so im Gefühl. Er ist zu weit gegangen, Josefa ist zu weit gegangen, sie werden sich erinnern, daß sie vornehme Leute sind und als solche scheiden ... Eigentlich ist es schlecht, aber der Gedanke, mein Kind ganz wieder zu besitzen, hat für mich so etwas Tröstliches, daß ich ernstlich glaube, die Gegensätze in Josefas Gemüt werden sich mit der Zeit von selbst aufheben, sobald der Stein des Anstoßes weggeräumt ist ... Ich bin doch froh, daß ich nicht die entscheidende Rolle gespielt habe, die ich anfangs spielen wollte, zu der ich aber nicht geeignet bin.

Ich sehe jetzt gerade wieder vom Schreiben auf in das Schneegetümmel. Wie wunderlich märchenhaft doch diese Flocken, und wie wunderlich märchenhaft die Lichter, die vom Sanatorium durchschimmern! Es ist das friedliche, freundliche Winterbild, das immer den Gedanken an Kinder weckt und Weihnachten.

An Kinder! Wir haben nämlich einen schweren Fall im Hause. Das Portierkind, das kaum den Keuchhusten losgeworden ist, scheint Diphtherie bekommen zu wollen. Es phantasierte die ganze Nacht. In der Angst ihres Herzens kam die Mutter schon vor Morgengrauen zu mir herauf, und zwar mit der sonderbaren Bitte, ob meine Tochter nicht kommen könne, die Kleine verlange im Fieber immer nach ihr. Ich wollte schon direkt abschlagen, weil Diphtherie so ansteckend ist und Josefa keine dieser sogenannten Kinderkrankheiten durchgemacht hat. Aber Josefa läßt sich so gar nicht mehr bemuttern, und ich habe fast Angst vor dem kurzen, scharfen Wort, mit dem sie wohl auch mich zuweilen abtut. Sie ist nicht etwa weicher geworden nach dem Neuntage traurigen Angedenkens, eher härter! Ich schickte also meine Jungfer mit der Frau sogleich in die Sanatoriumsvilla, innerlich ein wenig verwundert, daß das kleine Mädchen, dem meine Tochter nie besonders freundlich begegnet ist, sich gerade nach ihr sehnt. Aber Kinder haben wohl den richtigen Instinkt für wahre Herzensgüte.

Josefa kam sogleich und blieb Stunden in der abgestandenen Luft dieser Souterrainwohnung. Der Arzt, nach dem sofort geschickt worden war, warnte gleichfalls vor Ansteckung. Sie antwortete einfach: „Ich habe keine Angst vor Krankheit. Wo ich helfen kann, helfe ich gern." Der Arzt verbeugte sich: „Wie Frau Baronin wünschen."

Es soll ein schlimmer Fall sein. Josefa hat freiwillig die Pflichten einer barmherzigen Schwester übernommen. „Laß nur, Mama! Es füllt aus ..." Und das tut es auch scheinbar. Sie ist so gewissenhaft, so geduldig, sie kommt mit froherem Gesicht und besserem Appetit zu Tisch als die letzten Tage. (Die Sanatoriumskur ist in der Hauptsache beendet, und nur wegen der Massage bleibt Josefa noch.)

Die Ingen kommt auch häufig. Sie hat etwas Vernünftiges, Praktisches, und belästigt niemand, wenn sie auf ihre ausdrückliche Bitte meine Tochter zuweilen ablöst. Ich weiß jetzt auch, warum die kurze Spannung zwischen den beiden. Einer Frau, die offenbar so unglücklich verheiratet war, ist eine so glückliche Braut naturgemäß auf die Dauer eine Qual. Aber jetzt findet sie sich zu dem liebenswürdigen und doch tatkräftigen Wesen wieder hingezogen ... Leider hat sich die Wohltätigkeitsgräfin bei der Gelegenheit auch eingestellt und pflegt auch. Mir persönlich ist sie furchtbar lästig mit ihren fortwährenden Anliegen und ihrer Nervosität, die immer treppauf, treppab mit irgendeinem Mittel eilt. Das Singen von geistlichen Liedern habe ich mir verbeten, oder vielmehr Josefa tat es, weil sie alles fromme Getue haßt. Die Wohltätigkeitsgräfin mit ihren Traktätchen macht selbst die Portiersleute ganz wild, nur meine Köchin schwärmt für sie. Kranke verlangen ruhige, feste, zielbewußte Hände.

*

Heut ist Josefa ganz plötzlich nach Hannover gereist. Sie hat einen Brief von mir unbekannter Hand bekommen, über den sie sich nicht weiter ausließ, als daß sie sofort abreisen müsse ... Als Pflegerin bin ich eingetreten, weil es mir doch schmerzlich gewesen wäre, auf dem Stuhl, wo meine Tochter saß, eine bezahlte Krankenpflegerin sehen zu müssen. Unter einer gewissen Rivalität der beiden andern Damen geht es weiter. Es wird schlimmer, immer schlimmer. Das arme Wurm röchelt schwer und sieht sich mit seinen verglasten Augen überall hilfesuchend um, aber wenn die energischen Brillengläser sich über das Bettchen beugen, wird es nur unruhiger, schlägt mit den kleinen Händen wie verzweifelt um sich. Ich tue, was ich kann. Ich war sogar diese Nacht persönlich beim Arzt. Der Mann weigerte sich rundweg, zu kommen, solange die Wohltätigkeitsgräfin in der Nähe sei: „Sie spielt ja doch hinterher den Kurpfuscher, das Frauenzimmer!" Es war zwar hart, aber recht hat er am Ende. Ich bestellte seinen Wunsch natürlich stark verblümt, und die Wohltätigkeitsgräfin antwortete mir energisch: „Ich habe hundert Diphtheritiskranke gepflegt und durchgebracht. Den Doktor kenne ich. Er versteht nichts."

Am Tage darauf wurden die Beängstigungen so schlimm, daß Fränlein von Ingen sagte: „Ich glaube, hier hilft nur noch der Kehlkopfschnitt. Bei meiner kleinen Schwester wurde er leider zu spät gemacht und sie starb. Also — Sie, Frau Gräfin Bären, oder der Arzt?" Da ging die Dame endlich. Der Kehlkopfschnitt wurde auch sofort gemacht.

(Fortsetzung folgt)

Die Flucht nach Italien

Humoreske

von

Karl v. Heigel

(Schluß)

„Evviva Francesco!"

Sie saßen, Nora und der Maler, im glasüberdachten Hofe der Wirtschaft „Zum Seefahrer". Kleine Dattelpalmen und blühende Oleanderbäumchen, allerdings in Kübeln, und ein Inka-Kakadu, allerdings im Käfig, stellten eine tropische Landschaft dar. Durch das Glasdach sah man in den blanken Nachmittagshimmel, durch die Kluft des rotgestreiften Vorhangs am Eingang auf das flimmernde Gewässer des Gindeccakanals.

Auf dem Tischchen vor den deutschen Gästen stand eine Korbflasche mit Chianti. Die gewöhnlichen Kostgänger der Wirtschaft, meist „befahrene" Seemänner, waren nach ihrer Collazione schon aufgebrochen. Die große Hauskatze schlummerte auf einem Strohsessel, und der Kakadu blinzelte auch schon schläfrig.

Kriehuber war gestern in Venedig angekommen, im Vapore abgestiegen und hatte heute Nora in ihrem deutschen Gasthof aufgesucht. Da er nicht zu bewegen war, an der Wirtstafel dort teilzunehmen, begleitete ihn Nora nicht ungern zum Seefahrer. Die Heiterkeit der Dame war mehr nervös als harmlos, aber die Eßlust, die Nora bei den gebratenen Seezungen und den Maccaroni alla napoletana bewies, war echt. Kriehuber stand noch unter dem Zauber seiner Reise und der ersten venezianischen Eindrücke. Er hatte von Padua ab einen andern Weg gewählt als die meisten Reisenden, über Fucina durch die große Lagune nach Venedig. Er hatte alles mit Maleraugen gesehen, Land und Leute, Wasser und Architektur. Doch der sonst so trockene Gesell, der lieber den Handwerker als den Künstler herauskehrte, sprach heute wie ein Poet von klingenden Farben, von Lebenslust und seelischer Heiterkeit in der Natur. Nora hörte ihm mit verträumten Augen zu.

„Evviva Francesco!" sagte sie und stieß mit ihrem Glas an das seine.

„Und was haben Sie die Tage her gemacht?"

„Ach, ich? Die Gesellschaft im Gasthof gefällt mir nicht. Immer neue, fremde Gesichter ... Ich war im Dom und in der einen und andern Kirche; die meiste Zeit verbrachte ich auf dem Markusplatz — der Platz, das wechselnde Publikum, die Tauben — ich langweilte mich nie, aber war immer schwermütig —"

„Sie sind das Alleinsein nicht gewohnt."

„Nein, an meinem Trübsinn war der Campanile schuld, oder — um gegen den alten Riesen nicht ungerecht zu sein — der Rest altdeutscher Empfindsamkeit, der noch in mir steckt. Mein erster Gang hier war natürlich auf den Markusplatz — und dann am Spätnachmittage — stieg ich auf den Turm. Erst schwindelte mir, dann war ich entzückt, begeistert. Ich sah das Meer, zwar nur einen Ausschnitt, doch als Stettinerin, Sie begreifen. Man sieht da oben aber

nicht nur die Adria, sondern auch die Alpen, und da gab es mir einen Stich ins Herz. Dorthin führt der Weg zurück. Und ich dachte an meine Buben. Zwei Tanten sind noch immer keine Mutter!"

„Sie kriegten das Heimweh."

„Sie haben für modernste, differenzierte Empfindungen immer so altmodische Namen, Kriehuber! In Torbole sah ich auch hüben und drüben Berge, allein die ließen mich kühl. Die fernen Berge tun es einem an. — Wie gesagt, Schwäche, unselige Erbschaft unsers jahrtausendelang unterdrückten Geschlechts. Ich habe sie überwunden. Wie ich Ihnen beweisen werde. Denn wir gehen doch auf die Piazza."

„Versteht sich. Wenn Sie wollen, sogleich. Unsre kleine Rechnung ist berichtigt."

„Bleiben wir noch ein Weilchen. Es sitzt sich hier so nett."

Der Maler blickte in das aufgeregte Gesichtchen Noras. „Sie sollten sich die Sache überlegen!"

„Ich habe schon zu viel und zu lang überlegt. Heut abend schreib' ich bestimmt den Absagebrief nach London."

„Den dacht' ich schon unterwegs. Ich meinte jetzt die Reise mit der Oberstin. Wahrscheinlich geht der Leutnant mit?"

„Wenn ihm der Urlaub verlängert wird. Mir ist's gleichgültig, mir ist er nicht gefährlich."

„Die Oberstin will Sie bei sich haben, um den Schein zu wahren. Angenehm denk' ich mir Ihre Stellung nicht. Auf französisch heißt's le chandelier, auf deutsch, wenn mir recht ist, der Elefant."

„Oho!"

„Sie sprachen mal von einem kleinen Kapital —"

„Es ist eine unvermutete Erbschaft — Erbschaft klingt zu großartig —, das bescheidene Vermächtnis einer entfernten Verwandten."

„Die Frau Oberst lebt auf großem Fuß. Sie werden nolens volens mittun müssen. Und Ihre paar Kröten — bitte um Verzeihung — gehen im Handumdrehen futsch. Dann heißt's verdienen. Mit der Schriftstellerei? Ich kenne talentvolle, junge Schriftsteller. Sie schreiben tapfer drauflos, aber verdienen kaum die Butter aufs Brot. Haben Sie den Mut, die Begeisterung oder den Ehrgeiz, haben Sie überhaupt das Zeug zur Proletarierin?"

„Proletarierin!?"

„Sobald Sie von der Hand in den Mund leben, was sind Sie anders? Ihnen paßt der Name schon nicht, die Häuptlinge der Frauenbewegung zählen sich mit Stolz zum Proletariat."

„Ich werde das alles studieren. Bedenken Sie, wie ich in der Ehe gehalten wurde! Uebrigens weiß die Nora Ibsens auch nicht mehr als ich."

„Ja, die! Das Stück spielt schon seit vielen Jahren, und man weiß heut noch nicht, wie's ihr morgen geht .... Ich bin Ihnen gut. Es tät' mir weh, wenn Sie statt auf den erhofften Rosen auf Dornen liegen müßten."

„Francesco, an Ihrer Aufrichtigkeit zweifle ich nicht. Ich bin Ihnen dankbar. Aber zur Umkehr bringen Sie mich nicht."

„Will ich auch nicht. Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Auch ich habe kleine Ersparnisse, und meine Bilder haben nachgerade ihre Käufer. Lassen Sie mich bei Ihren Anfängen Ihnen zur Seite stehen. Die Oberstin reist nach Spezia. Wir bleiben vorläufig in Venedig. Bei Maier war für Sie alle Tag' Kirchweih, jetzt wollen wir Italien ernsthaft nehmen. Lassen Sie mich fürs erste Ihr Cicerone sein, oder sagen wir Ihr Kurier."

Nora lachte unbändig. „Sagen wir Reiseonkel! Francesco, Sie werden gefährlich."

„Ja, wenn ich auch jahraus, jahrein Fische gemalt habe, Fischblut hab' ich nicht! Und — und — Aber das haben Sie ja längst gemerkt — das wissen Sie ja nicht erst seit heut, daß ich — Himmelherrgott! — Wenn Sie einmal frei sind — ganz frei — der Terpentingeruch ist Ihnen ja nicht zuwider — Nora, an Versuchern wird's Ihnen nicht fehlen! Aber ich mein's ehrlich. Ich gäb' mein Gut und Blut für Sie hin. Ich hab' auch ein neues Leben angefangen und spür' wieder den Ehrgeizteufel von ehemals in mir. Aber um Ihnen ein sorgloses, ein gemütliches Heim zu schaffen, will ich bis an mein End' wieder nur Stilleben malen."

Er hatte ihre Hand ergriffen, und Nora entzog sie ihm nicht. Sie glühte über und über. „Mein Gott, ich kann noch immer nicht den schweren Wein vertragen. Jetzt bin ich ganz verwirrt. Sagen Sie mir das, wenn wir droben im Turm — Sie wissen — das Meer vor uns und hüben die Berge sehen — dann weiß ich, wo meine Zukunft —"

Ein donnerähnliches Getöse schnitt Nora das Wort ab. Sie sprang mit einem Schreckensruf vom Stuhl. Auch Kriehuber stutzte. Aus der Küche stürzten Koch und Kellner, Wirtin und Magd in den Hof. Alle redeten durcheinander. „Was war das?" — „Am Himmel keine Wolke!" — „Eine Explosion!" — „Auf Malamocco sprang ein Pulverturm in die Luft!" — „Nein, in der Stadt ist ein Unglück geschehen!" Nora war wieder auf den Stuhl gesunken und faltete die zitternden Hände.

„Ich bin nervös."

„Mir scheint, wir sind es alle. Uns hat es nicht gegolten. Kommen Sie, wir werden ja bald erfahren."

Auf der Zattere hatte das rätselhafte Getöse auch andre auf die Straße getrieben. Alsbald hinter den Gesuati war das Paar in einem Gemisch von eiligen Menschen, von dem es sich durch unbekannte Gassen und Gäßchen forttreiben ließ. Ueber die Brücke bei der Akademie ging die wilde Jagd, und jetzt hatte die Menge Loswort und Richtung:

„Der Campanile! Der Campanile!"

Der Maler hielt die Freundin untergefaßt. Das Gewühl und Geschrei, die Ahnung eines außerordentlichen Ereignisses, das Grausen vor dem nahen Schauspiel und zugleich eine dämonische Neugier versetzten beide in einen Taumel. Stumm eilten sie nebeneinander mit der Menge vorwärts und gelangten, dank dem unvergleichlichen Takt, den das italienische Volk — auch die Masse — in solchen Fällen beweist, ohne bedrängt, gestoßen, getreten zu werden, auf die Piazza.

Der Platz, so einzig in der Welt, im Sonnen- und Mondschein gleich schön, lag verfinstert. Nicht in dem tintorettischen Dämmerlicht eines Gewitterhimmels, sondern im grauen Düster einer ungeheuern Staubwolke! Verschleiert waren die Palastreihen hüben und drüben, verschleiert die Säulen und Kuppeln, Mosaiken und ehernen Rosse von San Marko. Aber Markus, der Wächter, der alte Riese, der Glockenturm — war überhaupt nicht mehr, war in sich zusammengebrochen, zerbröckelt, dahin, nur noch ein wüster Trümmerberg! Und das Volk, das tausendköpfig den Platz füllte und noch immer Zuwachs erhielt, jammerte wie am Leichnam eines unersetzlichen Freundes. Welche Erinnerungen hatten sich an den Alten geheftet! Vom glorreichen Enrico Dandolo bis zum letzten Dogen Lodovico Manin, vom Frieden von Campo Formio bis zum 7. November 1866!

„Ja, ja, am End' packt's auch den Stärksten!" sagte kopfnickend Kriehuber.

Die derbe Lebensweisheit Kriehubers, ja seine süddeutsche Mundart sogar beleidigte in diesem Augenblick seine nervöse Begleiterin. Ihr liefen die Tränen über die Backen.

„Gehen wir!" schluchzte sie. „Der traurige Anblick — das verzweifelte Volk und —" sie hustete — „der schreckliche Staub!"

Er lotste sie glücklich durch die Menge bis an einen stillen Platz hinter den alten Prokuratien. Dort entzog sie ihm den Arm.

„Wenn Sie mich lieb haben," bat sie mit leiser Stimme, „lassen Sie mich jetzt allein. Ich muß mich sammeln. Wenn wir zusammen bleiben, kann ich's nicht."

„Wie Sie wünschen, obwohl — aber, wie Sie wünschen!"

„Sie sind mir nicht böse?"

„Bös? Ihnen? Nein — aber der alte Markus hätt' länger aushalten sollen. — Also morgen, morgen auf Wiedersehen!"

Sie nickte nur. —

Kriehuber kehrte spät in seinen Gasthof zurück. Er war vor Sonnenuntergang nach dem Lido gefahren und hatte sich dort am Meer müde gegangen. Neue herrliche Eindrücke verdrängten ihm das trübe Schauspiel des Nachmittags. ‚Wie's kommen mag,' sagte er sich vor dem Schlafengehen, ‚an den Stammtisch kehr' ich in diesem Jahre nicht zurück.'

— — — — — — — — — — — — — —

Am andern Morgen um zehn trat Kriehuber im deutschen Gasthof an.

„Frau Nora Rüdiger?" erwiderte ihm der Pförtner mit einem Blick in das aufgeschlagene Fremdenbuch. „Die Dame ist gestern mit dem Nachtzug abgereist."

„Abgereist?"

„Ja, vorläufig nach Verona. Sie läßt dem Herrn — Sie sind doch der Herr von gestern? — läßt Ihnen sagen, sie kehre nach — nach —" Er blickte wieder in das Fremdenbuch, „nach Stettin zu ihrer Familie zurück."

Kriehuber stieg alles Blut zu Kopf, doch er nahm sich zusammen.

„Ich dacht' es mir. Das gestrige Ereignis — die Trauer der Stadt ging ihr nahe."

„Es schien mir so."

Draußen vor dem Gasthofe rief ein Gondelführer den Fremden an:

„Gondola, Signore?"

Kriehuber sah zum leuchtenden Himmel auf. „Gut," erwiderte er. „Nach dem Lido!"

Als er über die glitzernde Lagune fuhr, war Kriehuber nur noch Künstler. Alles entzückte ihn. ‚Das — das muß ich, das werd' ich malen,' sagte er sich wieder und wieder. Doch einmal seufzte er auf.

„Nu kommt mein Bild halt doch nach Stettin!"

Die St. Michaelskinder

Eine rheinische Geschichte

von

Julius R. Haarhaus

(Alle Rechte vorbehalten)

Erstes Kapitel

Am letzten Dienstag, als dem St. Margarethentage im 1552. Jahre der Fleischwerdung unsers Herrn und Seligmachers und im dritten Jahre der ruhmreichen und gesegneten Regierung unsers gnädigsten Herrn, Herrn Hermanni von Wachtendonk, Abten des Gotteshauses und Herrn von Siegburg, ist allhier der wohlachtbare Heinz Overstolz, der löblichen Ulnerzunft Meister und Ratsherr unsrer guten Stadt Siegburg, im 92. Jahre seines Alters zur ewigen Ruhe bestattet worden. Requiescat in pace!

Niemalen zuvor ist in hiesiger Stadt ein herrlicheres Leichenbegängnis gesehen worden. Unter denen, so der Totenlade folgten, gewahrte man des Herrn Abten Gnaden in eigner Person mitsamt dem ganzen Konvent, dazu außer der Schützengilde und der löblichen Ulnerzunft*) alle Gewerke der Stadt mit ihren Fähndeln. Voran aber zogen die Buben und Mägdlein mit dem Schulmeister, streueten Blumen nicht anders als bei einem Hochzeitszuge und sangen mit ihren glockenhellen Stimmen, daß es eine Lust und ein rechtes Labsal für die Ohren war. Jammerschade, daß der, dem zu Ehren dies geschah, nichts davon gewahren und hören konnte! Würde ein sonderliches Vergnügen daran gehabt haben. Auch die Stadtpfeifer, die vor den Schützen und den geharnischten Rottleuten der Aulgasse einherzogen, haben sich mit Pfeifen und Trommelrühren wacker dazugehalten und ihr Liebnis von einem Quart Weins wohl verdient.

Worüber aber männiglich erstaunte, und worüber der Leute Mäuler nicht verstummen wollen, das war das Fehlen des Schützenfähndels mit dem gestickten St. Michael. Sonst wird es bei jeder großen Leiche im Zuge einhergetragen, insonderheit bei den Ratsherren und den Meistern der Ulner- und der Wüllenweberzunft. Nun aber ist der alte Overstolz nicht nur Ratsherr und Meister, sondern auch mehr denn siebzig Jahre der besten Stahl- und Büchsenschützen einer gewesen und an die zwanzigmalen König geworden. Auf dem Totenbette, so sagen die Leute, hat er bestimmt, daß die Schützen bei seinem Begräbnis ohne die Fahne ausrücken sollten. Aus Bescheidenheit, so meinen etliche, sei dies geschehen. Aber alsdann hätte er sich auch das Geleit und die Kerzen und die übergüldeten Kränzlein und die Musik und die besteckten Zitronen und das Geläut und was dergleichen solemnitates funeris mehr sind, verbitten müssen. Folget daraus, daß es damit eine andre Bewandtnis gehabt hat. Weiß nicht, ob der eine oder der andre den wahren Grund kennet. Mir aber, als einem auch schon hochbetagten Manne, ist es bewußt, weshalb Heinz Overstolz ohne das Fähndel hat zu Grabe getragen werden wollen.

Und weil die Geschichte mir seltsam genug und des Aufzeichnens wert scheint, so will ich, Johannes Fabricius, der abteilichen Stadt Siegburg und eines hohen Schöffengerichts verordneter und bestalleter Schreiber und von Kaiserl. Röm. Majestät für das Erzstift Köln bestätigter Notarius, die Historie in diesem meinem Chronikbuche zu Nutz und Frommen unsrer Nachfahren und zur Erbauung und Ergötzung günstiger Leser der Wahrheit gemäß berichten.

Anno 1488 am St. Aegidiitage, gerade da es anhub düster zu werden, saß ich, damalen ein vierzehnjährig Bürschlein, daheim in meiner Mutter Kammer und las fleißig in des Laurentii Vallae Buch von den Feinheiten der lateinischen Sprache, das mir der ehrwürdige Pastor Husemann, mein wohlgeneigter Gönner und Sprachmeister, geliehen. Die Mutter hatte gerade bei einer Nachbarin Feuer geholt und wollte mit ihrem Spänlein die Lampe anzünden, da vernahmen wir draußen auf der Gasse ein Rufen und Rennen, nicht anders, als wäre in unsrer guten Stadt ein Aufruhr entstanden. Wurde auch alsbald die Sturmglocke geläutet und die Trommel geschlagen, zum Zeichen, daß ein jeder, so in der Rottleute Liste eingetragen, mit seiner Waffen aus Tor eilen sollte. Meine gute Mutter, da sie solches hörete, nahm des Vaters Ringkoller und Partisane vom Sims und legte beides bereit. Kam denn auch gleich mein Vater nach Hause, der jenerzeit stadtlaufender Bote war, tat den Koller um und wollte die Partisane ergreifen. Da klappte ich mein Buch zu, trat vor und bat ihn bescheidentlich, er möge mir vergönnen, ihm sein Gewaffen bis ans Tor nachzutragen. Er hatte nichts dawider, und so liefen wir beide, so schnell wir's ver-

*) Ulner hießen in Siegburg die Töpfer, deren aus Ton gefertigte Krüge u. s. w. im 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts in ganz Europa berühmt waren.

mochten, die Gasse hinab. Wir fanden das Tor schon geschlossen und sahen, wie Meister Gerhard an die, so lange Rohre und Hackbüchsen hatten, Donnerkraut verteilte und an einem Windlichte Lunten in Brand setzte.

Wir aber, die wir dies sahen, dachten nicht anders, als daß der Türke ins Land gefallen sei. Mir Buben pochte das Herz gar gewaltig, denn ich hielt dergleichen für ein lustig Ding und dachte, daß es mir wohl glücken müßte, auf dem Wehrgang der Mauer meinen Mann zu stellen und mit meiner Armbrust einen türkischen Feldhauptmann oder auch deren zwei zu erlegen. Etliche aber, insonderheit die Alten, die von ihren Eltern oder Großeltern vernommen haben mochten, wie Anno drei Jungherzog Adolf im Lande gewütet, und wie der Abt Pelegrinus, sich seiner zu erwehren, die Stadt in Brand geschossen hatte, und die also Krieg und Kriegszeiten besser zu kennen vermeinten als ich junger, ungewitzter Fant, huben ein jämmerliches Klagen an und schrien, man müsse zur Abwehr der Gefahr die Schreine St. Benigni und St. Annonis aus den Kirchen holen und um die Mauer tragen.

Mein Vater, als ein ruhiger und beherzter Mann, stieg zu Steffen Flach und Jan Nöltgen, die auf dem Tore die Schildwacht hatten, hinauf, um nach der vermeintlichen feindlichen Armada Ausschau zu halten. Alsbald kam er wieder zu uns herunter, lachte und sagte: „Es ist wahr, es rücken wohl an die fünfhundert gegen die Stadt, trägt aber nicht einer ein Seitengewehr, geschweige denn ein Rohr oder einen Spieß, und sind auch nicht größer denn mein Hänslein. Werden wohl junge Wallfahrer sein, die eine Pilgerfahrt zu einem Gnadenorte vollbringen." Währte nicht lange, so standen die Landfahrenden hart unter der Mauer und stimmten den Ambrosianischen Lobgesang an. Da konnte man denn aus den hellen Stimmen wohl merken, daß mein Vater recht gesehen, und daß sie in Wahrheit keine Männer, viel weniger heidnische Türken, sondern christlich getaufte Kinder waren. Nach verklungenem Gesang ward an das Tor geklopft, und einer, der, wie ich nachher erfuhr, aussah wie ein wandernder Prädikant oder wie ein Bacchant, so auf den hohen Schulen ihr Wesen treiben, trat vor, entblößte sein Haupt und sprach: „Im Namen der allerheiligsten Gottesmutter und St. Michaels des Erzengels! Ihr Herren, gewähret diesen unmündigen Kindlein, die zum Berge St. Michaels im Lande Normandie pilgern, Einlaß und Herberge! Gedenket daran, daß diesen Kindlein das Himmelreich gehört, und daß ihre einfältige Fürbitte bei den Heiligen mehr gilt als der gelehrtesten theologorum precationes!"

Worauf denn der Rottmeister an die Brustwehr trat und etwa folgendes entgegnete: „Im Namen des Herrn Abten, unsers gnädigen Herrn, und des Magistrates dieser Stadt! Wir wollen wohl glauben, daß ihr und die, so mit euch sind, den Frieden bringet und nicht den Unfrieden. Aber wir haben hier ein streng Gebot, niemanden nach Sonnenniedergang einzulassen, es sei denn, er weise einen Geleitsbrief vor mit Beglaubigung und Sigill. Geduldet euch also bis morgen früh oder ziehet in Gottes Namen weiter. Sind reiche Dörfer im Land, wo man euch wohl herbergen wird."

Sprach wiederum der Prädikant: „Mit nichten mögen wir heut noch weiter pilgern. Wir sind beizeiten von Blankenberg aufgebrochen, und die Kindlein sterben fast vor Mattigkeit. Tut uns auf, und die Heiligen werden es euch lohnen."

Der Rottmeister beredete sich mit Steffen Flach und Jan Nöltgen, und sodann sagte er zu dem Prädikanten: „Verzeiht, aber wir dürfen und mögen es nicht tun, ohne Konsens des Magistrates und des Herrn Abten, unsers gnädigen Herrn. Wollt ihr warten, bis wir einen Boten auf den Berg geschickt und von Seiner Gnaden Bescheid erhalten haben, so heißet die Kinder sich lagern, wollt ihr nicht, so ziehet mit Gott weiter."

Die, so auf der Mauer standen, konnten sehen, wie der Prädikant etliche der größeren Knaben und Mägdlein zu sich rief und mit ihnen heimlich sprach. Alsdann antwortete er dem Rottmeister und sagte: „Wohlan, tuet, wie euch eurer Stadt Ordnung und Gesetz gebietet. Wir werden uns lagern und des gnädigen Herrn disceptationem abwarten."

Darauf nun begab sich der Rottmeister in Person zu des ersten Herrn Bürgermeisters Behausung und rapportierte selbigem alles, was sich zugetragen, fügte auch hinzu, daß wohl keine Fährnis dabei sein könnte, wenn man den frommen Kindlein das Tor öffnete und sie auf eine Nacht in der Stadt behielte, was doch ein Gott wohlgefälliges Werk wäre. Dawider wußte der Herr Bürgermeister nichts vorzubringen, meinte aber, er dürfe der Sentenz des Herrn Abten nicht vorgreifen, zumal dieser in einer offenbar zu den res sacrae gehörenden Sache allein kompetent sei. Er ging mit dem Rottmeister ans Tor, um die pilgernden Kinder zu sehen, und ließ zuvörderst den Prädikanten fragen, ob sie auch nicht durch Pestgegenden gezogen wären, sintemalen zu jener Zeit die Pest in vielen Ländern, zumal in Brabant, Flandern und im Moskowiterreiche gar grausam und als eine rechte Gottesrute wütete. Da nun Befragter sich wohl auszuweisen wußte und Briefe mit den Kanzleisigillen des Herrn Bischofs von Halberstadt und des Herrn Fürstabten von Corvey vorwies, begab sich der Bürgermeister alsbald auf den Berg, unsers gnädigen Herrn decretum einzuholen.

Etliche aber von den Bürgern, so beim Tore zusammengelaufen waren, erwirkten sich vom Rottmeister die Lizenz, aus der Stadt und vor die Mauer zu gehen und mit den Fremden zu reden. Mein Vater sprach zu mir: „Hänslein, hast du auch wohl Lust, die frommen Kinder, die so weit gereist sind, zu sehen und ihnen Glück auf den Weg zu wünschen, daß sie ihr Gelübde sonder Fährnis erfüllen mögen und nach verrichteter Andacht heil und gesund zu ihren lieben Eltern heimkehren?" Ich sagte: „Vater, das möchte ich wohl. Ich bitte Euch, wenn Ihr zu den Kindern hinausgehet, so erlaubet mir, Euch zu begleiten." Da nahm mich der Vater bei der Hand und hieß mich mit ihm gehen.

Man ließ uns darauf durch das innere Tor in die Hanney — so benennet man hier zu Siegburg den Zwinger —, schloß hinter uns zu und öffnete alsdann das äußere Tor, wie man der Sicherheit wegen an Markttagen mit den Karren und Wagen tut oder mit den Reisezügen großer Herren, die mit einer guardia von Gewappneten durchzupassieren wünschen.

Zum Glück war der Mond aufgegangen, also daß wir die Lagernden wohl zu erkennen und zu unterscheiden vermochten. Mein Vater und die mit uns vors Tor gegangen, entboten zuerst dem Prädikanten ihren Gruß und fragten ihn, an welchem Ort die Wallfahrt ihren Anfang genommen, und wieviele der pilgernden Kinder wohl sein möchten? Gab dieser zurück, das erstliche vermöchte er nicht genau zu sagen, da er selbst erst in Wittenberg zu den Kindern gestoßen sei. Damalen seien ihrer freilich nicht mehr denn sechzig gewesen, darunter die meisten aus Schwiebus, einem festen Städtlein im Herzogtum Schlesien. Wieviele der Kinder jetzt seien, wüßte er auch nicht. Die letzte Schätzung habe er an der Weserfähre vorgenommen. Daselbst sei die Zahl der Knaben und Mägdlein in Summa 481 gewesen. Etliche nun seien inzwischen imbecillitatis causa, will sagen ihrer Gebrechlichkeit halben, am Wege liegen geblieben, ein Büblein, so aus Hunger ein Huhn gehascht, sei von den Bauern zu Tode geschlagen worden, und ein Mägdlein, so vom Adel gewesen und ein güldenes Kettlein getragen, hätten Heiden aus Klein-Aegypterland in der Grafschaft Waldeck geraubt und von dannen geführt. Dafür hätten sie aber auch wiederum brav Sukkurs erhalten, zumal im Siegenschen, allwo Amtleute und Klerisei sich ihrem frommen Beginnen widersetzt und einen jeden, der ihnen Fürschub leisten würde, mit harten Brüchten und Pönen, ja mit Leibesstrafen bedroht.

Fragte darauf mein Vater den Prädikanten, ob er ein theologus oder ein fahrender Schüler wäre, und welche hohen Schulen er besucht hätte? Er sei weder das eine noch das andre, aber doch auch ein wenig von beidem, antwortete Befragter. Er habe zehn Jahre zu Prag das jus Romanum studiert, von dort aber bei Nacht entweichen müssen, weil er einen Magister von der böhmischen Nation mit seinem Raufdegen übel zugerichtet. Und weil nun sein Vater gänzlich die Hand von ihm abgezogen, habe er, seinen Unterhalt zu erwerben, den Bauern auf den Jahrmärkten Theriak und allerlei Tränklein wider die fliegende Hitze und den englischen Schweiß verkauft, welche Tränklein zumeist aus Rübensaft und gepulvertem Gänsemist bestanden, bis er zu Eger einen Bußprediger ordinis S. Francisci gehört. Da sei er denn in sich gegangen, habe der Welt und ihren Lockungen Valet gesagt und bei den Minoriten die Kapuze genommen. In selbiger Stadt hätten aber gerade die Minoriten mit den Observanten in heftigem Streite gelegen, und da der letzteren einer ihn bei einer mildtätigen Wittib angeschwärzt und ihm manches gute Süpplein, nicht weniger etliche Bratwürste und einen kalten Kapaunen gleichsam vor dem Maule hinweggeschnappt, habe er einen Handel mit ihm angefangen und ihm ein Auge ausgeschlagen. Solches sei dem Guardian gemeldet worden, der ihm aufgetragen, sogleich zum Kustoden der Ordensprovinz zu gehen, und von selbigem seine Strafung zu erbitten. Habe sich auch alsbald auf den Weg gemacht, in der Nacht aber sei ihm, da er geschlafen, St. Michael erschienen, der also zu ihm gesprochen: Hebe dich auf und wandre gen Mitternacht, bis du auf eine Schar Küchlein stößest, die ihrer Mutter entlaufen sind und in der Irre gehen, die sammle um dich und bringe sie auf den rechten Weg. Ob dieses Gebotes sei er nicht wenig verwundert gewesen, habe aber gehorsamt und sei über das Gebirg und durch die kursächsischen Lande bis nach Wittenberg gewandert, allwo er die pilgernden Kinder angetroffen, in denen er die Küchlein, von denen der Engel geredet, zu erkennen vermeint.

Da wir dieses alles von dem Prädikanten vernommen, gelüstete uns, die Küchlein näher zu beschauen. Das sagte ihm mein Vater, und er führte uns mitten durch die Lagernden. Da sahen wir Buben und Mäglein von jedem Alter, manche auf städtische Art, andre wiederum nach der Bauern Weise gekleidet. Die mehrsten waren barfuß, die aber noch Schuhwerk besaßen, hatten es mit Heu vollgestopft und mit allerlei Lappen und Riemlein umwickelt, denn es war arg zerrissen und tat sein Maul auf, als wollte es über den weiten Weg Klage führen. Etliche der Buben trugen Pilgerstäbe, etliche Fähnlein aus Linnen nicht größer denn ein Bogen Royalpapiers, darauf war St. Michael abkonterfeit, wie er auf dem Drachen steht und ihm des Schwertes Spitze an die Kehle setzt.

Worüber wir aber am meisten erstaunten, das waren die seltsamen Dinge, so viele der Kinder in den Händen hielten oder an einem Bande um den Hals gehängt hatten. Da sah man ein Büblein, das führte Schreibtafel und Fibel mit sich, nicht anders, als wollte es zur Schule gehen, und nicht weit davon ein andres, das hatte ein weißes Chorröcklein an, als ob es sogleich beim Hochamte das Kyrie anstimmen müßte. War auch ein Knabe darunter, der mochte etwa fünfzehn Jahre seines Alters zählen und eines Tischlers Sohn oder Lehrbube sein, dieweil er noch das Schurzleder fürhatte und einen Hobel in Händen hielt. War gewißlich seinem Vater oder Lehrmeister von der Werkbank entlaufen. Solcherlei konnte man auch bei den Dirnlein bemerken, deren etliche ihre Docken, etliche eine Spindel oder einen Rührlöffel mit sich führten, wie ich denn auch eine junge Bauernmagd gewahrte, die eine Heugabel mit auf die Reise genommen, als ob sie gleich zu ihrer Hantierung heimkehren würde.

Da wir nun also die Kinder betrachteten, deren viele auf der bloßen Erde lagen und schlummerten, ward das Tor wiederum geöffnet. Mein Vater, solches bemerkend, sagte zu denen, die mit uns waren: „Da kommt Botschaft von unserm gnädigen Herrn." Erschien denn auch alsobald der erste Herr Bürgermeister, ließ den Prädikanten vor sich bringen und sagte zu ihm wie folgt: „Lieber, Ehrwürdiger! Des Herrn Abten Gnaden hat sich auf unsre demütige Supplik und Vorstellungen resolviert, Euch und den frommen Kindlein Einlaß und Herberge zu gewähren für diese eine Nacht. Er wünschet und fordert aber, daß ihr euch aller Perturbierung der Bürger gänzlich enthaltet und den Weisungen der Kurmeister in allen Stücken gehorsamt. In seiner väterlichen Barmherzigkeit und Milde hat unser gnädiger Herr den Bäckern den Befehl zukommen lassen, alles, was sie an Brot und Wecken vorrätig haben, binnen einer Stunde auf dem Markte zusammenzutragen, wovon denn ein jegliches Kind sein Teil um Gottes Lohn nehmen und verzehren möge. Soll aber Obacht darauf gegeben werden, daß solches ohne alles Drängen, Lärmen und Zanken geschehe. Soll auch keiner der Bürger gehalten sein, fremde Kinder zu herbergen und ihrer zu warten, es sei denn, er tue es freiwillig und aus christlicher Liebe. Des Herrn Abten Gnaden erwartet des ferneren, daß ihr morgen bei zeitiger Stunde in guter Ordnung wieder aus der Stadt ziehet, zuvor aber auf dem Markte euch versammelt, allwo der Konventualen einer, den unser gnädiger Herr dazu designieret, einen Sermon mit guten Vermahnungen an die Kindlein halten wird. Wenn Ihr nun, lieber Ehrwürdiger, dies alles im Namen derer, die Ihr führet, zu beherzigen versprechen könnt, so seiet in unserer Stadt willkommen." Das gelobte der Prädikant mit Wort und Handschlag, rief etwa zehn seiner Buben zu sich, wiederholte ihnen alles und hieß sie es ihren Mitpilgern weiterverkünden.

So zogen die St. Michaelskinder — denn das war die Benennung, die ihnen die Leute gegeben hatten — in unsre gute Stadt ein.

Mein Vater und ich waren beim Tore stehen geblieben, die Fremden an uns vorbeipassieren zu lassen. Da kam auch ein schöner Knabe, nicht älter denn zehn oder zwölf Jahre, der zog gar höflich sein Barettlein ab. Das gefiel meinem Vater wohl, und da ich solches merkte, sagte ich bescheidentlich: „Lieber Vater, möchtet Ihr mir nicht erlauben, dieses Büblein mit heimzunehmen und in meiner Kammer zu herbergen?" Antwortete mein Vater: „Johannes, das hast du gut und christlich gesprochen. Ich habe nichts dawider. Geh zu dem Knaben und lade ihn ein, mit uns zur Mutter zu kommen." Ich tat nun, wie mich der Vater geheißen, nahm das Büblein bei der Hand und redete mit ihm, daß es in meiner Kammer schlafen möchte. Des war es wohl zufrieden, hielt meine Hand fest und stellte sich zu uns, dieweil wir auch die übrigen kleinen Pilger noch sehen wollten, ehe daß wir nach Hause gingen.

Da die letzten einpassierten, kam auch ein Esel, dem war ein mit Stroh gestopfter Sack aufgebunden, als wenn es ein Sattel wäre, und darauf saß ein wunderliebliches Mägdelein oder vielmehr ein Jüngferlein, das war gar fein gekleidet in ein Gewand aus violenfarbnem Taffet, mit Marderpelz verbrämt. Gedachtes Jüngferlein aber mochte krank oder auch zu Tode ermattet sein, denn es sah erschrecklich bleich aus und hielt die Augen geschlossen, als ob es schliefe. Ging eine andre Dirne zur Seite, die hatte ihren Arm um der Kranken Schulter gelegt, sie zu stützen. Den Esel aber führte ein Knabe, der lahm war und an einer Krücken ging. Fragte mein Vater das Büblein, so ich bei der Hand hielt: „Was ist dem Mägdlein dort widerfahren?" Gab das Büblein zurück: „Sie ist von Sinnen und fastet mehr, denn recht ist. Hat seit fünf Tagen nichts gegessen denn einen Apfel und etliche Pflaumen. Des Nachts, so sagt sie, kommen Engel und bringen ihr himmlische Speise, also daß sie der irdischen nicht bedürfe." Fragte mein Vater wiederum: „Von wannen pilgert das Mägdlein?" Sagte der Knabe: „Die einen vermeinen, sie sei aus dem Lande Schlesien, die andern hingegen, sie sei vom Adel, und ihr Vater wäre der Amtleute einer des Bischofs von Magdeburg."

Nun wurde das Tor geschlossen, die Pilger verliefen sich in die Gassen, zu sehen, wo man ihnen

Unterkunft geben würde, wir aber gingen mit unserm Gästlein nach Hause. Die Mutter, als eine ordnungsliebende und genaue Hausfrau, sah ein wenig sauer drein, als sie vernahm, sie solle das fremde Kind über Nacht behalten, holte aber bald ein Stücklein Brotes und einen Becher Hippenmilch und hieß das Büblein zugreifen. Selbiges dankte zuvor, sprach den Segen darüber und machte sich frohen Mutes an sein Nachtmahl. Da die Mutter sah, wie es mit gutem Anstand dasaß und sich's schmecken ließ, mochte sie mit dem frommen landfahrenden Kinde ein sonderliches Mitleiden verspüren. Sie ging deshalb noch einmal in die Küche hinunter, schlug ein paar Eier in die Pfanne und bereitete dem Gaste also noch eine Extraschüssel. Das rechnete sie sich aber auch hoch an, denn zu jener Zeit, als im Monat September, fingen die Eier an, rar zu werden.

Mein Vater, der ein Liebhaber von allerlei Nachrichten und historiis aus fremden Ländern und auf solcherlei immer begierig war, gedachte das Knäblein nach geendeter Mahlzeit über seine Reise und die Städte, die es dabei gesehen, fleißig auszufragen. Da er nun damit beginnen wollte, fand sich's, daß unser Gast das Haupt auf die Brust hängen ließ und im Sitzen einschlief. Da richtete die Mutter aus einem Strohsack, etlichen Kissen und einer wüllenen Decke ein Lager her, bettete das Kind darauf und ließ es schlafen bis zum Morgen. Dann aber weckte sie das Büblein, reichte ihm Wasser, sich zu waschen, labte es mit Milch und einer Wecken und wünschte ihm Glück auf die Pilgerfahrt. Mir ward der Auftrag, es zum Markte zu führen, wo nach des Herrn Abten Gebot der Konventualen einer eine erbauliche Vermahnung an die Kinder halten sollte. Waren denn auch schon viele der Pilger versammelt, darunter auch der Prädikant. Selbiger war des Abends zuvor von den Weißgerbern auf ihre Gildenstube in der Herberge zum Rosenkranz zu einem Nachttrunke geladen worden. Da hatte er, wie mir des Kranzwirtes Baldis erzählt, brav getrunken und dazu anfänglich einen gar gelehrten Diskurs gehalten und insonderheit von der Erbärmlichkeit und der Eitelkeit aller irdischen Dinge geredet, auch demonstrieret, daß alles Elend vom Antichrist käme, der mit allerlei höllischen Künsten die Menschen zu versuchen und zu verlocken bemüht sei. Wäre denn auch der Wein eine rechte Erfindung des Teufels, bestimmt, die Geister zu verwirren und vom Wege zum ewigen Heile abzubringen. Weil er aber nun in dem Wein nichts andres erkennen wollte, denn venenum diabolicum, trank er dessen ein gut Teil, wie denn ja auch St. Michael nicht vor dem Satan entwichen, sondern wacker mit ihm gekämpfet, bis er ihn endlich überwunden und niedergerungen. Und wie nun bekanntermaßen ein jegliches gutes Werk den, so es vollbringet, froh macht, also war auch der Prädikant certando cum diabolo guten Mutes geworden, hatte seinen traurigen Gedanken den Abschied gegeben und zu seiner Wirte sonderlicher Ergötzung sich mit Erzählung derber Schwänke, nicht weniger mit Absingung trefflicher carmina burana, will sagen Vagantenlieder, wacker hervorgetan.

Von dieser Verlustierung konnte man ihm freilich jetzt, da er inmitten seiner Küchlein auf dem Markte stand, nichts mehr anmerken, denn sein Antlitz war bleich und düster, und er schien mir im hellen Morgenlichte um etliche Jahre älter denn am Abend zuvor.

Da nun die Landfahrenden alle auf dem Markte standen, und über ihren Häusern die Fähnlein mit dem Konterfei des Erzengels gar lustig im Winde flatterten, ward an Jan op dem Lohs, des Faßbinders, Hause ein Fenster aufgetan und aus selbigem ein Teppich mit dem darein gewirkten Wappen unsers gnädigen Herrn herausgehängt. Kam auch alsbald der Konventuale, so die Predigt tun sollte, es war des Stiftes bester Prädikant, der Bruder Cölestinus, mit weltlichem Namen ein Herr von Drimborn, aus altem und hochadligem Geschlechte. Solcher hatte uns des öftern mit seinen sermonibus weidlich erbaut, zumal in den Vigilien und am Tage St. Annonis, da er zumeist die Festpredigt halten mußte und viel Zulaufs der Andächtigen war. Heute aber wollte er mir und andern, die ich darum befragte, nicht recht gefallen, ob er gleich eifrig sprach und seine Stimme gewaltig erschallen ließ. Nachmalen hab' ich's erfahren, weshalb er so erschrecklich zornig war und seine Predigt so rasch zu Ende führte. Es hatte nämlich des Herrn Abten Jägermeister am Abend zuvor rapportiert, daß im Lohmarer Walde die Hirsche hätten mit Schreien begonnen, was für die Herren fratres, so am Weidwerk Gefallen fanden, immer die invitatio zu einer großen Erlustigung war. Da nun besagter Frater Cölestinus mit keinem Heiligen auf besserem Fuße stand denn mit St. Huberto, so mochte es ihm unlieb sein, den Kindlein predigen zu müssen, indes die confratres draußen im Walde mit Spieß und Armbrust hantierten.

Er sagte aber, er erachte es nicht für etwas andres denn arge Vermessenheit und schlimmen Wahnsinn, wenn unmündige Kinder ohne Erlaubnis und Gebot der Kirchen sich zusammenrotteten, eine Wallfahrt zu tun. Stünde auch nirgends geschrieben, weder in den heiligen Büchern der Biblia noch in den Schriften der Kirchenväter. Möge sich auch ein jeder in unsrer abteilichen Stadt bei Vermeidung des Bannes enthalten, seinen Kindern, es seien Buben oder Mägdlein, zu erlauben, mit den verirrten Schäflein

gen St. Michael im Lande Normandie zu pilgern. Selbigen aber, die sich der Wallfahrt vermessen, ihren Eltern und Herren entlaufen und nun dank Gottes unbegreiflicher Gnade und Geduld gesunden Leibes bis hierher gelanget seien, rate und befehle er im Namen des Herrn Abten und der ganzen Christenheit, von ihrem unweisen Unterfangen abzulassen und reuigen Gemütes nach Hause zurückzukehren, allwo die Eltern sie gewißlich mit brünstiger Danksagung und liebreicher Verzeihung wieder aufnehmen würden. Wollten sie aber dieser wohlgemeinten Weisung nicht Folge leisten und in ihrem unverständigen Tun beharren, so würden sie sicherlich ihre verdiente Strafe empfangen. Er hätte nämlich aus alten Chroniken Kunde erhalten, daß solcher Kinderfahrten in früheren Zeiten schon viele gewesen, aber von allen Wohldenkenden für eine wahre Pestilenz und für ein Vorzeichen böser Zeitläufte erachtet worden seien, auch ihre Strafe in sich selbst getragen hätten, da denn niemalen ein Kind wieder heimgekommen wäre. Es sei zum Exempel noch in vieler Leute Erinnerung, daß die mehrsten der St. Michaelskinder, so Anno 62 die Fahrt getan, unterwegs durch Hunger, Frost und Krankheit dahingerafft, andre aber von den Franzosen gefangen genommen und in die Sklaverei, vornehmlich an den Türken, verhandelt worden. Das mochte alles gut und wohl gesagt sein, kam es doch von unserm gnädigen Herrn Abten selbst, der ein frommer Mann war und sich auf die Auslegung der Schrift wohl verstand, aber weil es Cölestinus gar zornig und sonder christliche Milde und Nachsicht vorbrachte, tat es auf die Pilgernden keine Wirkung, bestärkte sie vielmehr in ihrem Unterfangen, also daß sie anhuben zu murren, ihre Fähnlein erhoben und nicht anders denn eine Schafherde, so den Wolf gewittert, die Gasse zum Köllentor hinunterdrängten. Dabei schrien sie: „Vorwärts mit Gott und St. Michael!", etliche aber waren wie außer sich, rollten die Augen und stürzten zu Boden, wo sie dann mit Händen und Füßen um sich schlugen und von den andern aufgerafft und mehr getragen denn von dannen geführt wurden. Der Prädikant oder Vagant, wie man ihn nennen will, ging als der letzten einer aus der Stadt. Da er bei mir vorüberschritt, sah ich ihm ins Antlitz. Da konnte ich wahrnehmen, daß er den Mund zu einem bösen Lächeln verzogen hatte, also daß er dem Lucifer glich, wie ihn ein frommer Glasmaler auf einem der Chorfenster der Abteikirche vor Zeiten abkonterfeit hatte.

Ich aber schaute fleißig um, ob ich das zierliche kranke Mägdlein nicht noch einmal sehen könnte, mit dem ich ein sonderliches Mitleid empfand. War jedoch alles umsonst, und weil ich auf dem Esel ein ander Kind reiten sah, dacht' ich, sie müßte durch Gottes Hilfe genesen und längst aus der Stadt gewandert sein.

Zweites Kapitel

Andern Tags wurde offenbar, daß ich mit meiner Mutmaßung unrecht gehabt. Man fand nämlich besagtes Jüngferlein in einem Holzstalle auf der Kaplaneigassen, wo sie, da keiner die Kranke über Nacht hatte aufnehmen wollen, von denen, die mit ihr gekommen waren, auf einen Heuhaufen gebettet und ihrer Gebrechlichkeit halber bei Fortsetzung der Wallfahrt zurückgelassen worden sein mochte. Sie lag aber wie tot, also daß man sich anschickte, sie aufzuheben und in die Rüstkammer des Bürgerhauses zu tragen, wo die Brandeimer und Feuerleitern bewahret werden, und wo man die Leichen landfremder Leute, so im Bezirk unsrer Stadt und in der Sieg gefunden, desgleichen auch der Selbstmörder Körper bis zur Bestattung liegen läßt. Kam durch Gottes günstige Fügung gerade Peter Radermacher, ein sehr geschickter Bader, des Weges, der sah den Zulauf des Volkes in der Kaplaneigassen, ging hinzu und schaute die vermeintliche Tote an. Nahm darauf ein Federlein von einer Hennen und hielt selbiges dem Mägdlein an den Mund. Da konnte man sehen, daß doch noch ein wenig Leben in ihr war, denn das Federlein bewegete sich, wenn sie atmete. Der Bader aber begab sich eilend in die Kaplanei und holte ein Mäßlein roten Weins, darein hatte er Würzkörner und eine gute Prisen Pfeffers getan, worauf er das Jüngferlein aufrichtete und ihr den Trank in den Hals goß. Das tat er, wie er sagte, um ihr das Herz zu stimulieren, denn dieses sei vonnöten, wenn sie zum Leben erwachen sollte. Die Kranke behielt den Wein bei sich, regte sich auch ein weniges, seufzte und wendete sich auf ihrem Lager um, nicht anders, als wenn sie in einem bösen Traum läge. Die Augen aber hielt sie geschlossen. Das alles habe ich von dem Kurmeister vernommen, der bald danach zu meinem Vater kam, damit dieser als der stadtlaufenden Boten einer die Herren Bürgermeister und Ratspersonen zu einer dringlichen Magistratssitzung berufen sollte. Gar bald fanden sich die wohllöblichen Herren auf der Ratsstuben ein, traten aber sogleich wieder heraus und begaben sich in corpore nach der Kaplaneigassen, gedachte kranke Person zu besichtigen und nach ihrer Herkunft zu befragen. Wollte denn auch der Herr Bürgermeister Sterzinbach ein Verhör mit ihr beginnen, faßte sie bei der Schulter, rüttelte sie ein wenig und fragete, wie sie hieße und wer ihre Eltern wären. Befragete aber erwiderte nichts. Das geschah jedoch, wie leichtlich zu ermessen, nicht aus mangelnder Devotion vor der hohen Obrigkeit, sondern

einzig und allein ihres elenden und schwachen Zustandes halben. Fragete nunmehr der Herr Bürgermeister den Bader, welcher Art ihre Krankheit sei und ob er wohl glaube, daß das Mägdlein mit dem Tode abgehen würde. Antwortete der Bader, er müßte sie, wenn er quaestionem primam nach bestem Wissen und Gewissen beantworten solle, zuvörderst genauer untersuchen, aus welcher Untersuchung sich auch zugleich quaestionis secundae responsio ergeben würde. Bäte aber solches bei sich zu Hause oder im Spital vornehmen zu dürfen. Fragte hinwiederum der Herr Bürgermeister, wieviel er für eine solche Untersuchung verlangen würde. Sagte der Bader, 20 Albus und eine Stärkung aus dem Ratskeller. Meinte der Herr Bürgermeister, diese Forderung sei ungebührlich hoch, zumalen der Stadtsäckel durch die der Röm. Kaiserl. Majestät bei Dero Besuch im verflossenen Sommer dargebotenen Verehrungen gewaltig angegriffen und geschwächet worden. Ob der Bader nicht glaube, daß etwas wie eine Verzauberung dabei sei, was einem hohen Magistrat sehr lieb und erwünscht sein müsse, weilen alsdann der Fall vor des gnädigen Herrn Abten judicium gehöre und die Stadt nicht weiter damit beschweret würde. Antwortete Befragter, solches sei zwar nicht unmöglich, er aber halte dafür, daß die Verzauberung ohne eines Exorzisten Zutun bei einiger Kräftigung des Körpers weichen werde. Wenn einem löblichen Magistrat seine Forderung zu hoch schiene, so wolle er sich verpflichten, die Kranke nach vorgenommener Untersuchung auch noch weiter zu behandeln, ihr beizustehen und sie jeden zweiten Tag zu besuchen, ohne daß hieraus dem Stadtsäckel eine neue Beschwernis erwachsen solle. Des waren Bürgermeister und Ratspersonen wohl zufrieden, belobten den Bader und erteilten ihm aus sonderlicher Vergünstigung die Lizenz, an seinem Hause ein Reis aufzustecken und akziesfrei ein Stücksaß Weins zu zapfen. Tat alsdann der Ratsherren einer, Johann Omian, der löblichen Ulnerzunft Meister, den Vorschlag, die Kranke zu den Nonnen von St. Annen zu tun, wogegen aber der Herr Bürgermeister einwandte, daß man alsdann genötigt sein würde, dem Kloster eine Beihilfe zu des Mägdleins Verköstigung zu gewähren, was nicht wohl anginge. Auch brachte er vor, daß über gedachte Nonnen allerlei schlimme Nachrede im Umlauf sei, wie man denn auch erst vor wenigen Wochen einen Deutschherrn von der Kommende Ramersdorf mit gebrochenem Schenkel unter der Klostermauer aufgegriffen habe. (Nachmalen, da der Wiedertäufer entsetzliche Ketzerei und der Calvinisten oder Lutherischen Lehre gleich einer bösen Pestilenz ins Land gekommen, sind der Nonnen etliche entlaufen und haben auf den Dörfern junge Burschen geheiratet. Wolle uns der Himmel vor solcher Häresie als einer teuflischen Verblendung hinfüro gnädiglich bewahren! †††.)

Proponierete darauf Benignus Harffen, einer löblichen Gewandmacherzunft Siegelmeister, man möchte die Kranke zur Vermeidung aller Perturbierung der Bürger nach dem Zinkelpütz schaffen, wo zu jener Zeit die Leprosen wohnten, und wo man annoch ihre Häuslein mitten in der Feldmark, von einer Dornenhecke wohl verwahret, kann stehen sehen. Davon aber wollte der Herr Bürgermeister nichts wissen. Stünde im Kurbuche geschrieben, daß niemand sollte bei den Leprosen eingesperrt werden, es sei denn, die Professores zu Köln hätten ihn zuvor besehen und dem Magistrat mit Brief und Siegel bestätigt, daß er mit dem Aussatz behaftet wäre. Um eines andern Gebrechens willen dürfe aber keiner aus der Stadt geschafft werden.

Da tat Johann Omian zum andernmale den Mund auf und sagte, alsdann möge man das Mägdlein in den Gassen ausbieten lassen und dem, so am wenigsten für ihre Verköstigung und Pflege verlange, öffentlich zusprechen. Selbiger dürfe sie nach behobener Krankheit so lange als seine Magd bei sich zurückhalten, bis sie ihm durch ihrer Hände Arbeit für alles, was er zu ihrer Wartung aufgewendet, Ersatz geleistet. Dieser Vorschlag gefiel den mehrsten der Ratsherren wohl, und der erste Herr Bürgermeister gebot allsogleich den Kurmeistern, gedachtes decretum auf dem Markte und in den Gassen zu verlesen, auch männiglich kundzutun, daß die, so zu dem Mägdlein Lust hätten, um die sechste Abendstunde auf die Ratsstuben kommen sollten.

War denn auch am Abend ein ziemlicher Zulauf, da man aber mit dem Ausbieten anhub, zeigte sich's, daß viele aus eitler Neubegierde und Müßigkeit sich eingefunden. Der erste, der ein Gebot tat, war Meister Görgen. Der forderte acht Mark. Worauf sich die Herren miteinander berieten und antworteten, das fremde Mägdlein sei, nach seiner Gewandung zu schließen, schöner und ehrlicher Leute Kind, da ginge es nicht wohl an, sie in des Scharfrichters Haus zu tun und dadurch unehrlich zu machen. Weilen aber Meister Görgen sich bescheiden erwiesen, auch seine christliche Barmherzigkeit dokumentieret, so solle ihm vor eines löblichen Rates Trinkstuben ein Quart Weins als sonderliche Verehrung aus dem Fenster gereicht werden, mit der Bedingung, daß er die Kanne nach geschehenem Trunke auf der Gassen zerschlage. Meldete sich sodann Henricus May, der damalen in unserer Stadt die Schule hielt. Der wollte um sieben Mark und vier Schillinge das Mägdlein zu sich nehmen,

monierte zugleich, daß ihm ein hoher Magistrat vor drei Jahren zum Holzfahrtertage einen neuen Rock versprochen, welchen Rockes er heute noch mit schuldiger Demütigkeit und untertänigem Gehorsam gewärtig sei. Besprachen sich die Herren wiederum miteinander und resolvierten, der teuren Zeiten halber möge sich Henricus May wegen des Rockes noch ein Jährchen gedulden, was aber das Mägdlein anlange, so möge er selbiges nehmen, es sei denn, ein anderer täte ein besser Gebot. Ob er sich aber auch wohl getraue, bei seinen mageren fortunae opibus ein fremd Kind nach guter Gebühr zu nähren? Worauf der Schulmeister mit schuldiger Devotion entgegnete, seiner ehelichen Kindlein seien zwölf, und wo zwölf Mäuler satt würden, möchte leichtlich auch ein dreizehntes mit durchgezogen und gestopfet werden. Da man ihm nun das Mägdlein zusprechen wollte, reckte aus dem Volke einer seinen Arm empor und rief überlaut: „Ich will sie nehmen für fünf Mark und zwei Schillinge." Es war aber Isaak Süßkind, des gnädigen Herrn Abten Schutzjuden einer. Da aber der löbliche Magistrat argwöhnete, er möchte sie nach Flandern oder Engelland verkaufen wollen, ward ihm gesagt, man dürfe ihm das Mägdlein, seiner billigen Forderung ungeachtet, nicht geben, einzig und allein weil sie christlich getauft sei und in christlicher Zucht verbleiben müßte. Das sagte man ihm aber, weil man mit den Juden glimpflich verfahren wollte, denn die Stadt hatte bei ihnen Geldes aufgenommen, und überdies waren sie bei des Herrn Abten Gnaden gar wohl angeschrieben und lieferten das, was sie für ihre Geleitsbriefe alljährlich zu zahlen verbunden waren, pünktlich und sonder Widerrede an des Herrn Abten Schultheißen. Da nun kein andrer weiter ein Gebot tat, ward dem Schulmeister gesagt, er solle alsbald die Kranke in sein Haus bringen, könne sich auch das Geld nächstentags auf der Geschoßmeister Schreibstuben holen. Er ging aber hin, lehnete sich bei einem aus seiner Nachbarschaft ein Wägelein, begab sich mit selbigem nach der Kaplaneigassen, lud das Mägdlein auf und brachte es heim zu seiner Hausfrauen. Die war nicht sonderlich froh, da sie ihren Eheherrn mit seiner Fuhre ankommen sah, fragte auch gar eifrig, ob er nichts Besseres wisse, denn ein landfahrend Dirnlein ins Haus bringen und seinen eigenen leiblichen Kindern die schmalen Bißlein Brodes noch mehr verkürzen? Ob er denn an den zwölfen noch nicht genug hätte? Ob ihr Hüttlein etwa ein Spital wäre? Ob er die Krankensüpplein aus dem Brunnen schöpfen wolle? Und was dergleichen Reden, wie sie erzürnte Weiber führen, mehr sind. Henricus, als ein verständiger Mann, tat, als ob er von alledem nichts vernommen hätte, wischte sich den Schweiß von der Stirn und gebot seinem Eheweibe, ein Bett zuzurichten und das Mägdlein ins Haus zu tragen. Und da sie sich, wenn auch mit Murren, anschickte, Henrico zu gehorsamen, sprach er, wie folget. „Elsbeth," so sagte er, „du bist ein einfältig Weib und redest, wie du's verstehst. Ich aber bin ein Schulmeister, und das will etwas bedeuten. Hast vor etlichen Wochen des Römischen Kaisers Majestät geschaut, wie er eingeritten ist in seiner Herrlichkeit und Pracht als der Größten einer der Erde. Denkest du wohl, selbiger wäre zum Kaiser erwählet worden, wenn ihn nicht in seinen jungen Jahren ein Schulmeister in der Kunst des Lesens und Schreibens, als den fundamentis aller Wissenschaft und irdischen Macht, unterwiesen hätte? Folget daraus, daß der Schulmeister höher stehet denn der Kaiser und sämtliche Kurfürsten, denn sie mögen und können seiner nicht entraten. Item schau dir unsers Herrn Abten Gnaden an, und die hochadeligen Stiftsherren, nicht minder unsre löblichen Herren Bürgermeister und Ratspersonen, die sind alle unter eines Schulmeisters Bakel gewesen. Ergo, wenn solche großmächtige Leute und Herren sich in eines Schulmeisters Zucht begeben müssen, so magst du daraus entnehmen, daß man die Schulmeister für gelehrter und verständiger erachtet denn irgendeinen andern. Folget daraus, daß es eines Schulmeisters Eheweibe nicht wohl anstehet, wenn sie vorgibt, gescheiter zu sein denn ihr Eheherr. Dessen magst du dich also künftig enthalten. Nun will ich dir kundtun, warum ich das kranke Mägdlein hieher geführet. Ist ein einfaches Rechenexempel. Zum ersten: Es zahlet uns der Magistrat für ihre Pflege sieben Mark und vier Schillinge in guter und kuranter Münze. Zum andern: Wir gewinnen eine Magd, die dir bei der Kindlein Wartung wie auch in der Küche und im Krautgärtlein wacker zur Hand gehen wird. Zum dritten: Wir gewinnen das Himmelreich mit all seinen Freuden und Erlustigungen, was uns bei unserm jämmerlichen irdischen Wandel vonnöten und gewißlich wohl zu gönnen. In summa: es bringet uns das Mägdlein zeitlichen und ewigen Gewinn."

Da nun Frau Elsbeth einsehen mochte, daß Henricus ihr die Kranke nicht aus Unverstand ins Haus gebracht hatte, fügete sie sich willig seinem Gebot und bettete sie, so gut sie's vermochte, in der Kammer, darinnen sie selbst mit ihren sechs jüngsten Kindlein schlief. Und weil sie vermeinte, die Schlummernde würde auf den Abend oder gegen die Nacht erwachen und eine Labung heischen, rüstete sie aus Milch und Hafermehl ein Süpplein zu. Das stellte sie auf den Herd in die Aschen, auf daß es warm bliebe. Aber das Mägdlein wurde nicht wach, weder

auf den Abend, noch in der Nacht, noch des andern Morgens. Und da nun der Bader kam, um, wie er dem löblichen Magistrat zugesagt, nach der Kranken zu sehen, und selbige immer noch in festem Schlummer fand, richtete er sie ein wenig auf ihrem Lager auf, und hieß Frau Elsbeth ihr fürsichtiglich das Süpplein mit einem Löffel einflößen. Solches gelang wohl, aber das Mägdlein hielt die Augen nach wie vor geschlossen, regete sich nur ein weniges und setzete den Schlaf fort. Worauf der Bader sagte, sie habe nichts andres denn die schlafende Sucht, wie denn auch vor Zeiten sieben Brüder, die sich zum Christentum bekannt und darob von den Heiden verfolget worden, sich in einer Höhle versteckt und darinnen an die zweihundert Jahre geschlafen hätten.

Als aber die Leute in unsrer guten Stadt von dem großen Wunder vernahmen, kamen sie zu des Schulmeisters Hause, die Schlafende zu betrachten. Da zeigte sich denn alsbald, daß Barmherzigkeit bisweilen schon auf Erden ihren Lohn empfänget, denn ein jeglicher, so das Mägdlein gesehen und sich an ihrem wundersamen Anblick erbauet hatte, zog den Beutel herfür und reichete Henrico eine Verehrung nach seinem Vermögen, der eine etliche Albus, der andre einen oder auch zwei Schillinge. Begann auch danach ein großer Zulauf des Landvolkes, das nicht anders glaubte, denn daß eine neue Heilige erschienen sei, und großes Verlangen bezeigete, ein wenig Stroh von ihrem Lager zu empfangen. Selbiges Stroh aber ward für den Schulmeister zu eitel Gold, dieweil ein jeder, der etliche Halme von dannen trug, ein Huhn oder eine Welle Butter oder auch ein Körblein mit Eiern zurückließ. Am siebenten Tage erschien auch der gnädige Herr Abt, Herr Wilhelmus von Lülsdorf, seligen Angedenkens, damalen schon hochbetagt und überdies kränkelnd, in persona, verblieb mehr denn eine volle Stunde in Henrici Haus, belobete selbigen und verehrete ihm einen neuen oberländischen Gulden, wie er denn auch gnädig mit denen, so im Hause waren, redete und sonderlich über alle Umstände von des Mägdleins mutmaßlicher Herkunft und Krankheit befragete. Da wurde denn Henricus noch hochfahrender, denn er sich sonsten schon erwiesen, sagte auch, er würde nicht erstaunen, wenn Röm. Kaiserl. Majestät ein andermal die Stadt Siegburg mit Dero Besuch beehrete und sodann bei ihm, dem Schulmeister, Quartier nähme.

Es waren aber unter den Bürgern viele, die es von Herzen reuete, daß sie selbst, da man auf der Ratsstuben das Mägdlein ausbot, das Maul nicht aufgetan und sich um ein Billiges einen trefflichen spiritum familiarem erhandelt, und die nun Henricum seines Gewinnes halber scheel ansahen. Etliche wollten ihm die Kranke sogar für ein gut Stück Geld abkaufen, darunter auch ein gelehrter Doktor zu Köln, der des Mägdleins Geschichte in ein Buch zu schreiben gedachte, nicht weniger die Herren patres zu Seligental, die daneben Ursache zu haben vermeinten, sich über des Landvolkes negligentiam, sonderlich in Anbetracht des Wachszehnten und der Verehrungen an Korn und Wein, zu beklagen. Hoffeten, durch Erwerbung des wundersamen Mägdleins großen Zulauf zu bekommen. Der Schulmeister aber, der, wie oben gemeldet, ein verständiger Mann war — abgerechnet sein hochfahrend Wesen — mochte von solcherlei Anträgen nichts wissen, sagete vielmehr, daß ihm eine hohe Obrigkeit die Kranke zur Pflege und Wartung überwiesen habe, und daß er sich darum verbunden erachte, selbige in seinem Hause und unter seiner Obhut zu behalten. Nun machten etliche mißgünstige Menschen von der Sache einen großen rumorem, nicht anders, als ob eine arge Verzauberung und teuflische Hexerei dabei wäre. Kam auch ein Mönch von Köln, P. Antonius, Dominikanerordens, ein weitberühmter Exorzist und ein wahrer domini canis, wie er sich auch selbst gerne nannte seiner Bissigkeit und Wachsamkeit halber. Selbiger erklärte, daß das Mägdlein von der Mahr beritten sei, die er sich leichtlich zu besprechen und zu bannen vermaß. Worauf er unter Anrufung Gottes und seiner Heiligen der Mahr gebot, aus dem Hause zu weichen, sodann noch an die drei Stunden unter brünstigem Gebet in der Kammer verharrete und endlich das Schlüsselloch, als des bösen Wesens Durchschlupfspförtlein, mit Wachs von einer geweihten Kerze verklebte, die bei einer Leichen gebrannt hatte. Da aber auch danach die Kranke nicht wach werden wollte, beschloß er, selbige mit sich gen Köln zu nehmen und daheim einem kräftigeren exorcismo zu unterwerfen. Davon mochte aber der Schulmeister noch viel weniger wissen und begab sich aus Furcht, P. Antonius möchte das Mägdlein mit Gewalt von dannen führen, auf den Berg, um von des Herrn Abten Gnaden die Ausweisung des fremden Mönches zu erwirken. Selbiger hat denn auch noch nämlichen Tages aus der Stadt abziehen müssen, im Weggehen aber unter dem Tore einen erschrecklichen Fluch getan, wodurch die Einwohnerschaft in nicht geringe Angst versetzet worden. Man hat darauf zu dreien Malen in der Nacht den Stadthund gesehen, also daß man die Wache an sämtlichen Toren verdoppeln und durch Darreichung etlicher Kümplein Zopp aus Wein und Pfefferbrod zu größerer Vigilanz stimulieren müssen.

Endlich aber, am 8. Tage Octobris, als am 37. ihres wundersamen Schlafes, ist die Kranke plötzlich wach geworden und hat gefragt, wo sie wäre? Sagten

ihr die, so bei ihr in der Kammer waren, sie läge zu Siegburg in des Schulmeisters Hause. Fragte sie wiederum, wie sie hierhergekommen? Ward ihr gesagt: Mit den St. Michaelskindern. Was das für Kinder wären, die man also benennete? Worauf des Schulmeisters Weib sie schier angefahren und gemeint, solches müßte sie doch wohl am besten wissen, da sie lange genug mit den St. Michaelskindern gereiset. Da wurde das Mägdlein still und faltete die Hände über ihrem Antlitz. Frau Elsbeth aber renete ihr Ungestüm, und sie sagte, ob sie denn über ihrem Schlafe vergessen hätte, wie sie hierhergekommen sei? Wo sie denn zu Hause wäre? Wie ihre Eltern hießen? Und welchen Namen sie selbst in der heiligen Taufe empfangen?

Auf diese Fragen vermochte das Mägdlein keine Antwort zu geben, ob man ihr schon anmerkte, daß sie sich mit Nachsinnen viel Mühe gab und die Verwirrung, so der überlange Schlummer in ihrem Haupte angerichtet, zu bemeistern und zu überwinden versuchte. Da aber nun Meister Henricus aus seiner Schulen heimkam und hörete, was sich zugetragen und wie es mit des Mägdleins memoriae gar seltsam stünde, sprach er: „Solches ist kein Wunder, weiß doch auch einer, so aus einem braven Rausche erwacht, niemalen, was er zuvor getan oder gesprochen. So man es ihm aber in guter Ordnung erzählt, fällt es ihm wieder bei. Also müssen auch wir mit dem Mägdlein tun und wie bei einem jungen Kindlein ganz von vorn beginnen." Setzete sich darauf neben der Kranken Lager und hub an zu erzählen, wie Gott im Anfang Himmel und Erde geschaffen und wie er das Licht von der Finsternis geschieden und nachher Himmel und Wasser voneinander getrennet und das Wasser an besondere Oerter versammelt und auf dem Trockenen Gras und Kraut und fruchtbare Bäume habe aufgehen lassen, des weiteren, wie er zwei große Lichter, dazu auch die Sterne gemacht, sodann Walfische und allerlei Tiere des Wassers, auch gefiedertes Gevögel, endlich aber Vieh, Gewürm und Tiere auf Erden geschaffen, bis dann letztlich aus des Schöpfers Händen das erste Menschenpaar hervorgegangen sei. Ob sie nun wohl auch wisse, wie die ersten Menschen geheißen? Befragte schüttelte nur ein weniges das Haupt, gab auch zu verstehen, daß sie müde wäre und wieder schlafen möchte, worauf aber der Schulmeister replizierte, das könnte sie auch noch nach geendeter Disputation, zum wenigsten sollte sie bis zu Abels Ermordung munter bleiben. Wollte auch mit seiner Unterweisung fortfahren, das Mägdlein jedoch schloß wiederum die Augen und wendete sich um, also daß ihr Antlitz nach der Wand schaute. Da ging Henricus hinaus zu seinem Eheweibe und sagte, er wolle im Gärtlein Kappusköpfe in die Erden graben; wenn die Kranke ein andermal erwache, möge man ihn zur Fortsetzung der Lektion rufen. Nun wurde zwar das Mägdlein nach einer guten Stunde wieder wach, verlangte auch zu trinken, schien aber spiritus nutrimenti nicht sonderlich begierig zu sein, entschlummerte vielmehr, bevor Henricus aus dem Gärtlein herzueilen konnte. An den folgenden Tagen vermochte sie sich immer ein weniges länger munter zu erhalten, merkte auch auf das, so die Leute zu ihr redeten, wußte sich aber nicht einmal auf die Sintflut, viel weniger auf ihrer Eltern Namen, Stand und Heimat zu besinnen, also daß der Schulmeister von Grund auf mit ihrer Unterweisung beginnen mußte. Und da sie nicht einmal wußte, wie sie selbst hieß, gab man ihr den Namen Brigitte. Das tat man aber darum, weil sie am 8. Tage Octobris, als am St. Brigittentage, aus ihrem Schlummer erwacht und gleichsam zu einem neuen Leben auferstanden war. (Fortsetzung folgt)

Gedichte von Helene Svoboda

Könnt' ich das Glück wohl sein —*)

Könnt' ich das Glück wohl sein,
Ein Plätzchen wüßt' ich mir —
Am Herd beim Feuerschein
Hielt' ich die Hände dir.

Dein Auge spricht von Qual
Und bitterer Sorgenpein —
Ach, nur ein einzigmal
Möcht' ich das Glück wohl sein!

Ich brächte dir geschwind,
Was, tief im Herzensgrund,
Der kühnste Traum ersinnt
Und scheu verschweigt der Mund.

Könnt' ich das Glück wohl sein!
Ich zög' wie Frühlingsduft
In deine Seele ein,
Die nach Erlösung ruft.

Nachsommer*)

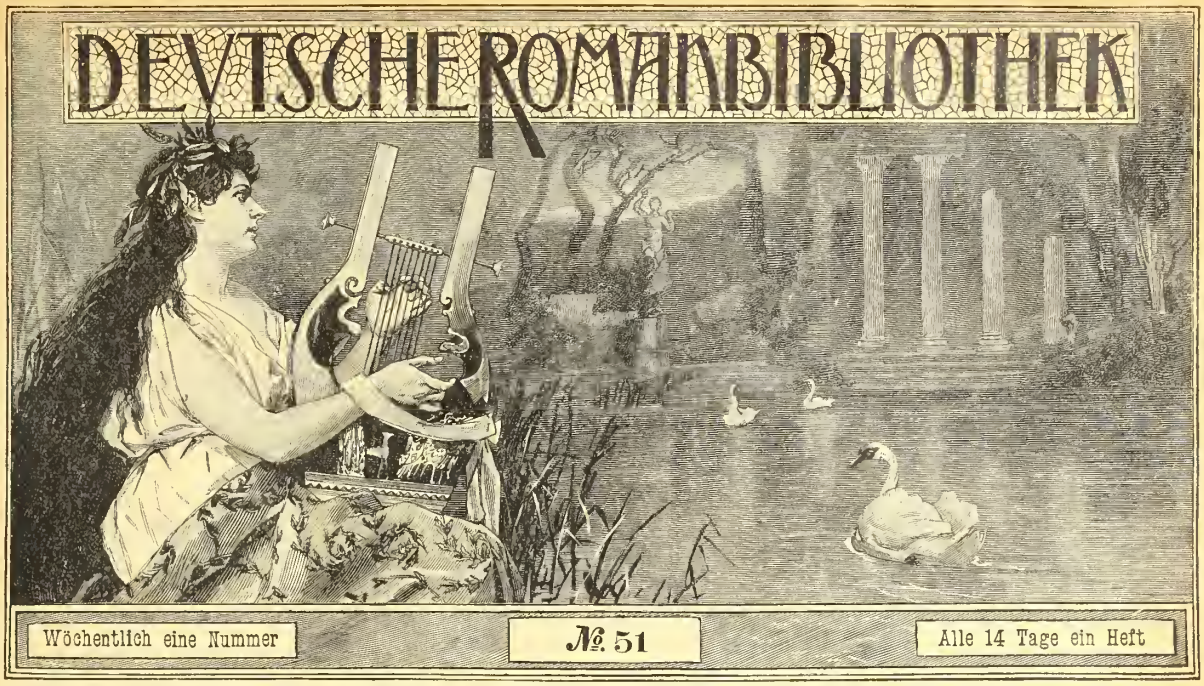
Den Ton des Jubels dämpfen
Will Mutter Erde nicht,
Sie will noch einmal kämpfen
Um Farbe, Duft und Licht.

Am Hügel summt der Schäfer
Halbwach im Sonnenglanz:
„Nun flieg, Marienkäfer,
Zum letzten Hochzeitstanz!"

Es plaudert leis die Quelle
Leis fällt ein Blatt vom Baum ...
Der Tod steht auf der Schwelle
So leis — man hört ihn kaum.

*) Aus: „Pulse des Lebens". Gedichte von Helene Svoboda. Mit Bildnis. (Dresden, Pierson.)

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart



Wöchentlich eine Nummer | № 51 | Alle 14 Tage ein Heft

Der Ueberkater

Von

Johannes Richard zur Megede

(Fortsetzung)

Heute hörte ich von der Komtesse Gundingen, die mich besuchte, daß Peter in Dresden sein soll. Ich glaube es aber nicht. Im übrigen bin ich auf alles gefaßt und möchte eigentlich mit ihm allein verhandeln, da bei Josefas Art und Ansichten eine vernünftige stille Trennung sonst ausgeschlossen wäre. Und das geht sehr gegen meine verständigen mütterlichen Wünsche.

*

Peter kam, während ich gerade schrieb. Er trat, ohne sich anzumelden, ja ohne zu klopfen in mein Zimmer ein und sah aus wie ein Mann, dem alles egal ist. Er sagte auch sofort ohne „guten Tag", ohne Handkuß:

„Um mich nicht bei unnützen Vorreden aufzuhalten, ich habe in Hannover den Brief Josefas gesucht und gefunden, den sie vor ihrer Abreise hierher in der letzten Nacht noch geschrieben hat. Er war nicht an mich. Und du nennst es wahrscheinlich eine Schamlosigkeit, daß ich ihn trotzdem erbrochen und wenigstens teilweise gelesen habe. Er war dreimal gesiegelt wie ein Wertbrief, damit du's weißt. Hier ist er. Lies ihn oder lies ihn auch nicht, ich jedenfalls brauche ihn nicht mehr! ... Ferner: ich bin bei der Gräfin Quedenberg gewesen und habe sie auf Ehre und Gewissen gefragt, was sie von etwaigen Beziehungen meiner Frau auf unsrer Wüstenreise damals wisse. Sie antwortete mir bestimmt, daß sie nichts wisse. Darauf habe ich wieder gesagt: ‚Frau Gräfin, es kann sich nur um zwei Persönlichkeiten handeln, — einer davon ist's! Dessen bin ich sicher. Und diesem einen geht's ans Leben, darauf können Sie sich verlassen. Es sollte mir leid tun, wenn ich den Falschen träfe!' Darauf antwortete sie mir wiederum nach einer Pause, daß sie nichts wisse und daß ich jedenfalls im Irrtum sei. Ich ging. Aber schon im Vestibül ließ sie mich durch den Diener zurückrufen. Sie war ganz blaß und zitterte vor Nervosität. Sie hatte auch ein Recht, Angst zu haben, daß ich den falschen träfe! Jedenfalls bequemte sie sich endlich dazu, daß wenn einer von beiden, es dann nur Graf Bloome gewesen sein könne ... Ich bin schon vorher vergeblich durch ganz Deutschland gereist, um diesen Herrn ausfindig zu machen, der aber in England sein soll. So habe ich ihm denn in seiner Berliner Wohnung einen Brief zurückgelassen des Inhalts, daß er ein Schuft sei, und daß ich ihn überall, wo ich ihn auch fände, als solchen behandeln würde ... Bis jetzt habe ich keine Antwort erhalten. Aber sobald ich ihn treffe, mißhandle ich ihn auf offener Straße."

Ich konnte auf seinen Ton nicht eingehen, hatte ihm demnach überhaupt nichts zu antworten, und deutete ihm nur durch eine Handbewegung an, daß unsre Unterhaltung beendet sei.

Er kehrte sich aber nicht daran, sagte vielmehr,

daß er sich mir näher erklären müsse. Es war übrigens auch ein andrer Ton, mit dem er wenigstens begann: „Mama, ich konnte dir das nicht ersparen! Ich weiß, daß du allein es immer herzensgut mit mir gemeint hast, und da ich voraussichtlich dieses Haus nie wieder betreten werde, möchte ich wenigstens nicht bei dir den Eindruck zurücklassen, ungerecht oder herzlos gegen deine Tochter gewesen zu sein ... Wenn ich sie nicht von Herzen geliebt hätte, so würde ich sie nicht geheiratet haben, denn wie du selbst genau weißt, war ich nie auf eure Millionen angewiesen. Und wenn ich sie nicht geliebt hätte, hätte ich ihr nie verzeihen können, was sie mir damals in Cannes gebeichtet hat. Ich habe es aus dem Gefühl heraus getan, daß man einer Frau wie ihr viel verzeihen muß, was man einer andern nicht verzeihen darf. Daß das Aeußerste nicht geschehen sei; sagte sie mir wenigstens. Ebenso, daß mit dem Tage der Mann tot sei für sie ... Wenn die zwei Jahre trotzdem mir eine Qual gewesen sind, die sich allein durchhalten ließ, weil wir wie getrennt lebten, so darfst du mir das nicht verargen. Denn zu guter Letzt die Frau, die sich einmal vergeht, vergeht sich auch das zweitemal, und ich bin der allerletzte, der mit Hörnern vor aller Welt 'rumlaufen möchte! ... Es wäre alles noch gegangen — und diese Scheinehe war ja auch deiner Tochter fester Wille —, wenn nicht die Geschichte mit dem Gaul gekommen wäre und dem Schuft, der drauf saß. Ich gebe zu, es war nicht hübsch, daß ich die Stute verkaufte. Ich wurde gewissermaßen dazu gedrängt durch den Kerl selbst, der sie durchaus haben wollte und sie denn auch bekommen hat. In bezug auf Josefa und ihn bin ich seit Afrika den Argwohn nie losgeworden. Das übrige weißt du ja ungefähr. Ich habe Josefa noch auf dem Rennplatz auf den Kopf zugesagt, daß sie nur dieses Kerls wegen gekommen sei und daß sie sich schämen sollte, so plump ein Verhältnis fortzusetzen, nachdem sie geschworen, es existiere nicht mehr ... Und eine Frau, die nachher gegen ihren Mann wettet! Das hat sie zwar nicht wörtlich, aber wirklich getan, als sie ihm die Tips gab für die Stute ... Jetzt wo ich und alle Welt weiß, wie es steht, da muß mir auch der Kerl bluten! Und nun lies den Brief oder lies ihn nicht! Meiner Ansicht nach ist es sentimentaler Unsinn. Mich interessierten nur die beiden Daten: Sidi Okba und Col de Sfa..."

Er hatte sich wieder in eine Erregung hineingesteigert, daß ich ihn bat, wenigstens um der Leute willen seine Stimme zu mäßigen. Er versuchte es. Wie ich überhaupt sagen muß, wenn ich nicht wüßte, daß es ganz anders zusammenhängt, obgleich ich's nicht zu beweisen vermag, daß ihm alle äußerlichen Umstände recht geben, freilich kein einziger innerlicher. Das will er nicht begreifen als echter Mann, und ich verschwendete vergeblich meine Worte. Ich ersuchte ihn dringend, wenigstens Josefas Rückkehr abzuwarten. Er wies das schlankweg zurück. Zum Abschied küßte er mir die Hand und ich ließ es geschehen, obgleich mir nachher dieser Handkuß wie ein Treubruch an meinem Kinde vorkam.

*

Erst lange, nachdem er gegangen war, entschloß ich mich, den Brief zu lesen. Mir ist jede Indiskretion etwas Schreckliches, und nun gar solche Indiskretion!...

Später depeschierte ich zugleich an Peter nach Dresden und an Josefa in Hannover. Denn dieser Bloome ist es nun und nimmermehr, an den dieser letzte Brief gerichtet ist! Aber wer ist es?

Er lautet:

„Dieser Brief wird Sie, so Gott will, erreichen mit der Nachricht von meinem Tode einmal. Ich hoffe fest, daß Sie mich überleben ... Ich schreibe an einem Mittwoch. Morgen reise ich in das Sanatorium, um wenigstens meine Nerven zu stärken für ein Leben, das ich vor den Leuten leicht ertrage, vor mir selbst kaum. Daß meine Nerven [illegible] möchten, ist überhaupt mein einziges Gel[illegible]

Ich wünsche Sie nicht [illegible] Erinnerungen zu langweilen. [illegible] Vergangenheit tot, für Sie hoffentlich auch. Trotzdem muß ich Ihnen noch einmal schreiben.

Wissen Sie, daß Sie mich einmal eine Dirne genannt haben? Vielleicht wissen Sie's auch nicht mehr, aber ich weiß es. Bedauern Sie diesen Ausdruck nachträglich nicht! Alles Bedauern hat keinen Sinn, und bei mir müßten Sie es schon an meinem Grabhügel tun, was ich nicht wünsche.

War ich nun damals eine Dirne oder war ich es nicht? Darüber zu rechten, wäre sinnlos. Ich kann nur sagen, daß ich keine mehr bin. Das Wort, so ekel es ist, so tief es mich getroffen, hat doch in meinem Leben den Wendepunkt bedeutet. Zum Guten? Das glaube ich nicht einmal. Jedenfalls zum Konsequenten ... Sie haben mit dem Wort in mir etwas getötet, und mit der Hand, die mich zurückstieß, haben Sie dieses Tote eingesargt ... Grämen Sie sich darum nicht! Naturen wie die meine sind vielleicht wirklich so minderwertig, daß das Schicksal nur recht daran tut, sie zur rechten Zeit zu knicken. Aber es ist dem Betroffenen dennoch ein wehes Gefühl, wenn er spürt, wie die Wärme in seiner Brust langsam erkaltet. Das Schicksal hat es so gewünscht, und ich sträube mich nicht.

Als ich die Beziehungen zu Ihnen wieder suchte, habe ich schwer gesündigt, wie ich wohl weiß. Aber es war eine von den heißen Sünden des Herzens, gegen die man nicht kann und die Gott wohl auch

vergibt. Vergibt er solche Sünden nicht, so kann ich nur sagen, mein Gott ist der Gott der Erbarmung, und er allein weiß, wie ich mit meinen Sünden doch nur mir allein wehe tat.

Eine Dirne ist feige. Nun, ich habe meinem Mann alles gebeichtet ohne Tränen, ohne Sentimentalität, die Sie ja beide so sehr hassen. Und wenn ich Ihren Namen nicht mitbeichtete, so verzeihen Sie diese letzte Schwäche jemand, der Sie einmal von Herzen geliebt hat.

Eine Dirne ist wankelmütig. Nun, ich bin bei meinem Manne geblieben, den ich nicht liebe, nie geliebt habe. Er weiß das und versteht doch nicht, wie Männer wohl überhaupt nie verstehen: daß man nur einmal liebt ... Es war sein Wunsch, daß ich bliebe, und meine Buße, daß ich blieb. Sie haben einmal auf der Fahrt von Sidi Okba nach Biskra gesagt, daß die einzige Buße die Tat sei. In diesem Sinne habe ich mich bemüht, zu büßen. Seine Frau in allem wieder zu werden, habe ich nicht über mich vermocht. Es gibt Frauen, denen dieses volle, reuige Zurückkehren nach einem Fehltritt leicht wird, ja denen es die rechte Buße scheint, ich aber denke, daß eine beschmutzte Ehe auf diese Weise nicht wieder rein werden kann, daß solches Waschen den Fleck nur vergrößert. Auch widerstrebte mir in tiefster Seele, ein großes Gefühl mit einer kleinen Reue gewissermaßen zu verhöhnen.

Aber ich habe wenigstens alles getan, was ich tun konnte, ohne mich selbst aufzugeben. Sie werden ungläubig lächeln. Ich habe in dem raffiniertesten Luxus gelebt und lebe noch darin — nur aus Buße, weil er es liebt! ... Ich habe all die Passionen, die mich mit meinem Manne einst zusammenbrachten, mit der äußersten Ueberwindung weiter gepflegt — nur aus Buße, weil sie ihm nun einmal eine Freude sind!

Nicht wahr, das klingt alles so nichtig? Wirklich Reuige büßen anders. Aber eine wirklich Reuige bin ich eben nicht. Ich kann mir nicht helfen: im letzten Moment kommt mir all diese Buße — und Sie ahnen wohl nicht, wie schwer das Büßen gerade mir wird — albern vor, läppisch. Ich frage mich: was hast du eigentlich damals getan, um heut so schlecht zu sein? Nichts! Ich bin nur wärmer, weicher gewesen als andre, habe nicht Herzen brechen können, wo ich sie brechen mußte. Der eine wird einen Singvogel nie schießen, während er singt, der andre wird ihn nur schießen, während er singt ... Das ist alles wohl Naturanlage. Ich bin ein Kind der Liebe, und die sind immer weich. Und Sie sind ein Kind des Zornes, und die sind immer hart. Sie wissen vielleicht noch, daß Sie mir das einmal sagten, und daß Sie eigentlich selber darunter litten am meisten? Aber glauben Sie mir dennoch, was ein Mensch tun kann, sich selbst noch zu erziehen, das habe ich getan. Kalt außen, ehrlich innen — wenigstens versucht habe ich, das zu sein ...

Ich tue meine Pflicht, indem ich bei meinem Manne bleibe, solange er will, aber auch nicht eine Sekunde länger. Kommt der Moment, wo ich mich überflüssig fühle, dann gehe ich, und haben Sie keine Angst, daß ich jemals wieder einem Manne nachlaufe, wie ich Ihnen einst nachgelaufen bin. Sie haben mir die herbste Lehre gegeben, die ein Mann einem Weibe geben kann, den Schlag ins Gesicht oder eigentlich etwas noch viel Schlimmeres! ... Aber mit diesem Schlag ins Gesicht damals haben Sie sich auch Ihres Rechtes begeben. Auf die Art macht man die Menschen nicht besser, sondern schlechter. Wenn ich es trotzdem nicht geworden bin — wenigstens nicht schlechter —, so seien Sie meinetwegen stolz auf diesen Erfolg, der kein Erfolg ist. Denn was ich auch gebüßt, vielleicht gebessert, der unerträglich bittere Nachgeschmack ist mir in allem geblieben, daß ich mißhandelt wurde, wo ich geliebt, daß ich mit Füßen getreten wurde, wo ich gefleht ... Solch Nachgeschmack wird nur bitterer von Jahr zu Jahr. Darum stehe ich auch heute völlig allein und will allein stehen!

Ich habe mein Herz einem einzigen ganz geöffnet einmal, ich öffne es keinem einzigen, niemals mehr!

Es hat eine Zeit gegeben, wo mein einziger Wunsch war, Sie noch einmal in meinem Leben zu meinen Füßen zu sehen und Sie dann mit den Füßen wegstoßen zu dürfen. Es war ein rachsüchtiger Wunsch, aber vielleicht er allein hat mich bewahrt vor dem feigen Zusammenbrechen und mich über das Schlimmste doch hinweggebracht. Heute denke ich so kühl, wie ich fühle, auch über diesen Wunsch.

Gedenken Sie also meiner wie einer Toten, die ich ja dann auch bin, ich gedenke Ihrer auch nur noch als eines Toten, der Sie mir ja auch sind. Aber um Gottes willen kein sanftes Verzeihen, liebes Gedenken! Das will ich nicht und das steht Ihnen nicht.

Wenn, wovor Gott mich bewahren möge, das Schicksal es noch einmal fügte, daß wir uns gegenüberstehen, so werden wir uns gegenüberstehen als die beiden völlig Unbekannten, die wir ja auch mittlerweile geworden sind.

Was ich Ihnen sagen wollte, habe ich Ihnen, glaube ich, gesagt: ich bin über Sie und mein Gefühl für Sie hinweg. Gott sei Dank! Freut Sie's? Nun, mich freut's!

Ich schicke Ihnen auch die kleine gelbe Blume zurück, die ich damals auf dem Col de Sfa gepflückt habe, und die mir eine Wunderblume schien und war. Jetzt ist es weiter nichts mehr als ein dürres, vergilbtes Kraut — auch mir.

Leben Sie wohl und mögen Sie derweil glücklich

geworden sein, wie Sie es verdienen — aber auch nicht mehr. Josefa Lasowitz.

P. S. Ich siegle den Brief schon jetzt, weil ich einen Strich unter meine Vergangenheit machen will für immer. Und wenn ich auch noch hundert Jahre leben sollte, so werde ich genau so denken wie heut — jedenfalls nicht milder.

Hannover, im September 19 .."

Ich las und las nochmals. Ich konnte immer nur denken: armes, betörtes Kind! Sie liebt ja den Mann doch noch, der ihr das Herz hat töten wollen. Sie möchte ihn hassen und kann ihn nur lieben. Die ganze tiefe Bitterkeit ist ja weiter nichts als unendliche Liebe. In einem hat der Himmel meine Gebete doch erhört — ihre Gefühle sind stärker geworden, besser als meine. So rächt sich's! Sie muß besser sein, um unglücklicher zu sein, und ich stehe mit gebundenen Händen ... Jetzt erst fühle ich klar, wie klein meine Liebe doch war, gemessen an ihrer Liebe. Und wieder die müßige Frage: Wer ist es? Wer kann es sein? — Wenn ich's auch wüßte, ich könnte doch nicht helfen. Meine Liebe war klein, darum lebte ich ruhig weiter; ihre Liebe war groß, darum stirbt sie innerlich daran, aber langsam, qualvoll.

Ich weiß eigentlich nicht, warum ich dem Mann doch nicht böse sein kann, der mein Kind auf dem Gewissen hat. Er wie sie: es sind so andre Menschen. Tragische Naturen? Ich fürchte, ja, und mir graut.

Wenn ich das alles geahnt hätte, als ich ihr die Flügel beschnitt, immer wieder beschnitt, und sie doch hätte wachsen lassen sollen, wachsen, bis der Flug zur Sonne reichte, die ihr doch gehört! Eltern messen an sich und messen darum so oft falsch.

Es ist völlig unmöglich, daß dieser Mann Graf Bloome ist. Er mag ein guter Kerl sein, er mag mehr wissen in der Angelegenheit als wir alle, aber er ist es nicht!

Ich muß bitter lächeln, wenn ich denke, daß gerade Peter diesen Brief finden mußte, der doch der Brief einer Toten ist an einen Toten. Und wenn er aus diesem Brief die Kraft schöpfte zum Haß, zur Empörung, ja allerdings dann ... Aber ich will ihm keine Vorwürfe machen darum. Er tut, was andre auch tun würden, er sieht in seinem hellen Zorn die dumpfe Verzweiflung nicht. Vielleicht sind die meisten Männer überhaupt dazu unfähig. Egoisten, wie sie sind, sehen sie in jedem Spiegel nur ihr eignes Gesicht...

Ich hätte gemeint, ich könnte einmal den Mann hassen oder verachten, der meine Tochter jetzt zum öffentlichen Skandal macht. Aber nicht Peter, auch nicht jener andre, ich allein trage die Schuld. Ich ernte nur, was ich säte.

*

Nachdem ich in stundenlangem Brüten und Warten auf Telegramme, die aber nicht kamen, kostbare Zeit nutzlos vergeudet, schrieb ich das Vorstehende nieder, gewissermaßen um mich selbst loszuwerden. Das eine wurde mir dabei klar, daß Jeanette Quedenberg den Schlüssel zu allem besitzt, und daß ich ihn haben muß, wenn noch irgend etwas zu ändern ist. Es wäre doch eine Ungeheuerlichkeit, wenn dieser Bloome für etwas bluten müßte, für das er nichts kann. Auch Josefa ladet sich damit einen Mord aufs Gewissen — und, darf das sein?

Es war spät abends, als ich mich entschloß, noch zu Quedenbergs zu gehen. Ich ging die Viertelstunde wirklich zu Fuß, weil das zu meiner gedrückten Stimmung am besten paßte. Der Schnee fiel immer dichter. Ueber den Tannenschonungen der Dresdner Heide dehnte er sich wie ein ungeheures Bahrtuch. Er hüllte auch mich gnädig ein bei dem Gange, so daß die Wohltätigkeitsgräfin mit großen Schritten und mit sich selbst sprechend wie gewöhnlich an mir vorüberging, ohne mich zu erkennen, obgleich wir uns fast streiften. Sie geht, Fräulein von Ingen abzulösen. Erst jetzt fiel mir ein, daß ja das Kind auf dem Tode ist.

Bei Quedenbergs schon im Vestibül wieder der feierliche Kirchengeruch, der mich fröstelnd machte. Der Diener schien Order zu haben, niemand vorzulassen, ich aber sagte nur kurz, daß ich die Gräfin unter allen Umständen sprechen müsse. Sie empfing mich denn auch, aber allein und in ihrem Boudoir, das etwas Gruftkühles und Reserviertes hat mit seinen hochlehnigen, steifen Ebenholzmöbeln. Sie wußte im Anfang vielleicht nicht, warum ich kam, aber sie verstand mich sofort, als der Name meines Schwiegersohnes fiel. Das blasse Gesicht bekam Farbe, die Augen einen fast stechenden Glanz.

Ich sagte: „Gnädige Frau, mein Schwiegersohn war eben bei mir, und ich weiß alles."

„Warum kamen Sie dann noch einmal?"

„Weil Sie sich geirrt haben müssen. Dieser Graf Bloome kann unmöglich ..."

Sie unterbrach mich höhnisch: „Hätte ich vielleicht einen andern Namen nennen sollen?"

„Ich verstehe Sie nicht ..." Ich verstand sie wirklich nicht!

„Sie verstehen mich nicht, Frau Gräfin?" Sie lachte dabei kurz auf. „Sind Sie, wenn ich fragen darf, vielleicht eine noch bessere Schauspielerin als Ihre Frau Tochter?"

Ich wiederholte noch einmal: „Ich verstehe Sie nicht, gnädige Frau."

Sie zuckte die Achseln. „Was wünschen Sie überhaupt von mir, Frau Gräfin? Sie wissen doch so gut wie ich, wer der andre war? ... Oder kommen

Sie vielleicht, um mir Vorwürfe zu machen, daß ich mich nicht zu seinem Henker hergab?"

Ich antwortete schroff: „Ich kenne den andern nicht!"

Da machte sie eine Bewegung, als wenn sie mir die Tür weisen wollte. „Sie kennen ihn nicht? Nun, ich habe mich neulich über die Geistesgegenwart gewundert, mit der Sie meinen Mann zu täuschen versuchten und natürlich auch täuschten. Ich habe aber schärfere Augen. Sie haben ein Andenken an diesen Herrn, was er nicht jedem gegeben haben dürfte."

„Ich schwöre Ihnen!" Ich wußte wirklich nicht, was ich noch sagen sollte.

„Schwören Sie lieber nicht, Gräfin Angern! Wenn Sie hier ein Spiel mit mir spielen wollen, so sind Sie nach Ihrer Tochter die erste, die das mit mir wagt."

Ich nahm mich aufs äußerste zusammen, weil ich fühlte, daß nur mit Ruhe hier etwas zu machen war. Ich sagte: „Gnädige Frau, Sie sind in einer Erregung, die ich nicht verstehe, die aber vielleicht mit Ihrem Zustand zusammenhängt. Ich wünsche von Ihnen weiter nichts, als den Namen des Mannes, der mit meiner Tochter und wahrscheinlich dem Grafen Bloome in Sidi Okba oder auf dem Col de Sfa gewesen ist. Es eilt. Und ich habe niemand sonst, der mir darüber Auskunft geben könnte noch heut."

Sie sah mich kopfschüttelnd an, ungefähr wie man eine Wahnsinnige ansieht. „Wollen Sie, Frau Gräfin, mir vielleicht damit sagen, daß ich seine Geliebte gewesen sei? Den Vorzug hatte ich nie — aber Ihre Frau Tochter hatte ihn!"

Es stach mich wie mit Nadeln, und ich hätte dies Weib erwürgen können. Dennoch sagte ich, wenigstens mit äußerlicher Haltung: „Das ist hier gleichgültig, Gräfin Quedenberg, ich will nur den Namen."

Da sah sie mich einen Augenblick durchdringend an, und ein böses Lächeln ging über ihr Gesicht. Sie mochte jetzt wohl einsehen, daß ich die einzige Nichtwissende wirklich war. Sie antwortete: „Ihrem Herrn Schwiegersohn würde ich den Namen natürlich nie genannt haben, aber Ihnen nenne ich ihn gern: Robert Rin ... Und nun, Frau Gräfin, lassen Sie mich mit meinem Gott allein!"

Einundzwanzigstes Kapitel

Ja, es ist Winter geworden! Winter auch in meinem Herzen. Das Rheuma zwickt. Ich trage ein Bein umwickelt wie ein alter Leiermann, und sehe einem afrikanischen Sultan a. D. ungefähr so ähnlich wie ein Derwisch dem Propheten. Suleika, die sich der Köchin wegen auf die fromme Seite gelegt hat, steckt mir mit stechendem Blick Traktätchen zu. Das Herz des Gottlosen! Ja, ja, ich weiß schon, wie es in meiner Seele aussieht ...

Aber daß Suleika derweilen die besten Fleischstücke allein verzehrt und offenbar mit dem besten Appetit, daß sie wütend faucht, wenn ich der Lampretenschüssel auch nur humpelnd zu nahen wage! Es soll eine Buße sein, eine Prüfung. Aber ich halte vom Büßen ungefähr so viel wie ein Strafgefangener, dem man den eingeschmuggelten Tabak abnimmt, während sich der Anstaltsdirektor gerade eine Importe anzündet ... Ich möchte um mich kratzen wie nie, aber ich fühle, daß ich bei einem etwaigen Versuche gegen meinen Hausdrachen der allein Gekratzte sein würde. Und kratzen halte ich darum mit Recht für gemein, weil meine Krallen stumpf sind!

Es ist überhaupt wunderbar, wie unsre Moral wächst, während unsre Kräfte sinken! Ich möchte an ein Wunder glauben ... Denn meine Moral wächst wirklich! Ich bedaure aufs tiefste meinen früheren lasterhaften Lebenswandel, und wenn ich noch einmal anfangen sollte, würde mein Leben absolut sittenrein und beschaulich, wenigstens vor der Welt, sein. Ich habe, glaube ich, eine verdammte Aehnlichkeit mit einem alten Diplomaten, dem, als Vater der Lügen abgedankt, fortan nichts mehr übrigbleibt, als nur noch in seinen Memoiren zu lügen. Ich verdrehe in tugendhafter Zerknirschung derart die Augen, daß ich fürchte, zeitlebens zu schielen. Aber Suleika bleibt hart. Dabei bin ich zu allem bereit. Ich gestehe unter Tränen, daß ich eigentlich nur Carlo heiße, von einer sittenlosen Mutter in die Welt gesetzt bin und auf mein Saharakönigreich ungefähr so viel Anrecht habe wie ein Findelkind auf seinen Vatersnamen, ein Geständnis, was mir furchtbare Qual verursachte, weil es ausnahmsweise keine Lüge war ... Ich gehe mit der Absicht um, Suleika zu heiraten, obgleich ich für die Ehe so viel Neigung habe wie ein Hühnerhund für sein Stachelhalsband. Aber der Jugend die Liebe, dem Alter die Ehe! Wenn Baiser mit Schlagsahne dem Kadetten auch noch so köstlich schmeckt, als Major wird er dahinter kommen, daß man mit Rindfleisch und Meerrettich seine Tage vernünftiger beschließt. Ich bin, wie gesagt, in der Lage dieses älteren Stabsoffiziers, und wäre glücklich, die Liebe mit der Schlagsahne für die Ehe mit der Rinderbrust einzutauschen. Aber Suleika sagt kalt: Buße!

Da ich bei den vollkommen derangierten Verhältnissen dieses Hauses weder bei der alten Gräfin noch bei der jungen Baronin irgendwelche Unterstützung finde — die Menschen vergessen nur zu gern, wenn man ihnen alles geopfert hat —, so bleibt mir in der Tat nichts übrig als die Buße ... Ich schlürfe demütig die blaue Milch, von der Suleika eben die gelbe Sahne abgeschleckt; ich knacke wehmütig an den Knochen, von denen sie das sündige Fleisch aufs

akkurateste entfernt hat; ich kampiere auf der Portiersstrohmatte fröstelnd, während Suleika in meinem Daunenbett behaglich schnarcht. Es fehlt beinahe nichts, und ich schreibe allen Ernstes ein Erbauungsbuch, eine Art Vademekum für sündhafte Katzenjünglinge auf dem Wege zum tugendhaften Alter. Suleika wird immer dicker und ich immer dünner. Mein weißes Fell schlägt Falten wie ein echter königlicher Hermelin. Nächstens bin ich nur noch Seele. (Wie meine Seele wirklich aussieht, würde mich interessieren!) Dazu zwickt das Rheuma immer ärger ...

Darauf habe ich meine Taktik geändert, zog mich in die äußerste Bodenecke zurück, machte mein Testament. Suleika wird meine Universalerbin danach. Enorme Schätze, die ich auf einer Insel der Südsee erworben habe — wo ich, nebenbei gesagt, niemals war —, fallen ihr somit zu. Dann versteckte ich das Kodizill unter meiner Strohmatte, war furchtbar mißtrauisch, duldete keinerlei Annäherung und hatte darum die große Freude, daß Suleika sich auf das Testament in dem Augenblicke stürzte, als ich verstohlen nächtlich einmal den Ort verlassen mußte. Eine selige Hoffnung durchzitterte mich, daß diese Megäre, habsüchtig, wie sie natürlich ist, sich sofort aufmachen würde, um, da der Himmel dort blau und das Meer tief, niemals zurückzukehren. Aber nur in einem zähen Taubenflügel, der ihren Zähnen siegreich widerstanden hatte, dokumentierte sich ihre Dankbarkeit.

Später schrieb ich, womöglich noch geheimnisvoller, eine kleine moralische Erzählung mit Handzeichnungen, wonach ein junges, schamloses Geschöpf (meine Adoptivtochter), das nur durch die verruchtesten Toilettenkünste über seine Seelengemeinheit täuscht, einen würdigen Gentleman mit Sündenlisten umgarnt, bis der Betreffende durch die Erkenntnis seiner wahren Liebe und die glückseligste Ehe mit ihr — das dazugehörige Porträt war dermaßen geschmeichelt, daß Suleika vor Wonne und ich vor Scham erröten muß — dem Himmel und der Tugend wiedergegeben wurde. Sie überreichte mir darauf selbst einen Bücklingskopf, den ich aber wie eine höllische Versuchung ablehnte. Das stimmt insofern, als ich in meinen schlimmsten Träumen von des Teufels Großmutter höchst eigenhändig mit diesem Unrat gefüttert werde und ihn natürlich auch fressen muß. Suleika redete mir trotzdem zu. Ich aber sprach nur von Buße und Tod und benahm mich überhaupt so würdig, daß ich auch ohne Gichtbein ein Heiliger gewesen wäre. Sie wurde weicher, redete mir immer sanfter ins Gewissen. Ich wackelte nur tugendhaft mit dem Kopf wie ein Porzellanchinese: „Suleika, laß mich! Dein Anblick ist mir Qual ... Wenn ich bedenke, daß ich ein solches Wesen beinahe hintergangen hätte ... Ich bin nicht wert ...“ und so weiter. Endlich nahm ich auch die Dichter sehr in Schutz, begeisterte mich für die Professoren und versicherte, daß wahrscheinlich das Universum selbst ein Ausfluß der Kathederweisheit sei ... Kurz, wenn die beiden Berufssorten, die ich in meinem Leben am meisten gehaßt habe, weil die einen nur den Weltgeist, die andern nur sich selbst als Obermimen der Schöpfung anerkennen, mich nicht sofort zum korrespondierenden Mitgliede ihrer Körperschaften ernennen, so liegt das nicht an meinem Geiste, sondern an ihrer Torheit selbst ... Suleika wurde immer weicher, deklamierte ein Gedicht, was nicht zu verstehen der Dichter am Eingang triumphierend selbst verkündete. Sie zitierte einen Geschichtsprofessor, der die Chronik der Stadt Schilda vom 31. Dezember 1403 bis zum 29. Februar 1404 zum Spezialstudium seines Lebens gemacht, und so weiter.

Ich sah mich im Geiste bereits wieder in alle meine Ehren eingesetzt und überlegte, wie ich meinem Hausdrachen am besten die Treue und meiner Adoptivtochter am besten die Liebe beweisen könnte. Jedoch als ich in sanfter Schwärmerei die Augen zu Suleika hob, begegnete ich dem prosaischen Mißtrauen der nüchternen Hausfrau. „Du hast so oft gelogen, Carlo, du hast —“ „Und doch nur dich geliebt, Suleika!“ rief ich.

Darauf murmelte sie noch allerlei, und wie im Leben alles auf die Prüfung ankomme und wie auch ich noch eine große Probe zu bestehen haben würde, ehe mir das Standesamt an ihrer Seite sicher sei. Sie war überhaupt alles andre als ein gläubig anbetendes Ehegespons, was auch der moderne Mann daheim verlangen kann, nachdem er sich draußen genügend amüsiert hat ... Ja, diese modernen Frauen! Wer soll denn an uns glauben, wenn sie es nicht tun? ... Ich selbst habe niemals an mich geglaubt, nicht einmal, wenn ich mich selbst systematisch belog, was bei den Menschen eigne Seelenanalyse genannt wird. Sie haben überhaupt immer so klare Ausdrücke für unklare Vorgänge. Jedenfalls überließ mir Suleika abends ein Hühnerbein, was sie selbst wohl nicht mehr bezwingen konnte.

In mein Herz ziehen wieder Liebe, Glaube, Hoffnung ein.

*

Ich kann nur sagen, daß sich beim Hören dieses Namens etwas krampfhaft in mir zusammenzog. Ich wäre auf jeden Namen vorbereitet gewesen, auf jeden Menschen, warum mußte gerade dieser Name kommen!... Es ist eine Zufälligkeit, dieser Gleichklang Rhyn und Rin, aber es ist doch eine merkwürdige Zufälligkeit. Ich kann nur sagen, daß das Gefühl des Verzeihens, Verstehens, was ich vielleicht jedem Geliebten meiner Tochter doch wohl entgegengebracht hätte, sich gerade

bei diesem Namen in das Gegenteil verkehrte. Ich wurde kalt, nüchtern — ich verstand meine Tochter nicht! ... Es gibt Empfindungen, gegen die man nicht kann. Warum muß es gerade der sein? dachte ich immer ... Sie hat für ihn einmal viel übriggehabt, gewiß! Aber damals war sie ein Kind. Der Reiz der Neuheit, der Zauber einer geschlossenen Persönlichkeit ... Ich gebe mir alle Mühe, ihm gerecht zu werden, und kann's doch nicht! Die instinktive Scheu vor diesem Manne, die ich immer empfand, wird mir zur tiefsten Abneigung. Ich nehme jetzt innerlich Partei für Peter, sehe in dem andern nur den frechen Eindringling, der er doch auch von Anfang an war ... Wenn er sich in eine Braut verliebt, reist der vornehme Mann auf der Stelle ab — und er blieb gerade! Er hatte später auch nicht einmal Achtung vor der verheirateten Frau ... Es mag Hochmut im Spiele sein bei mir, aber warum mußte Josefa, der schon seit ihrer frühesten Mädchenzeit so viele Männer zu Füßen lagen, gerade einem Herrn Rin zum Opfer fallen?

Mir tut Peter leid, mir tut dieser Graf Bloome leid, vor allem aber Josefa selbst! Es muß ein perverser Reiz sein bei uns Gundingens, daß wir unser Herz immer an Männer verschwenden, die dieses Herz nicht verdienen ... Aber was auch in dem Brief steht, wenn Josefa ist wie ich, wird sie trotz allem doch den Weg wieder zu sich selbst finden! Es war eine Leidenschaft, sinnlos, töricht wie die meine, und wie ich ist auch sie beschmutzt worden zuletzt ... Es empört, es erbittert mich, daß gerade dieser Herr Rin ... Ich habe mich doch wenigstens mit meinesgleichen versündigt, bis es mir klar wurde, daß es trotzdem nicht meinesgleichen war!

Ich habe lange hin und her überlegt. Die Sache mit Peter ist natürlich irreparabel. Aber wenn denn einmal geschossen werden muß, so mag die Kugel den Mann treffen, der sie verdient. Ich werde mir diesen Herrn Rin morgen früh hierherkommen lassen, ich werde des Briefes natürlich nicht die geringste Erwähnung tun, aber ich werde ihm sonst die ganzen Angelegenheiten klarlegen. Ist er überhaupt ein Ehrenmann in unserm Sinne — was ich nicht weiß —, so wird er Peter sofort aufsuchen, sich erklären, und ich hoffe zu Gott, daß meinem Schwiegersohn dann einfach die Hände sinken. Und wenn nicht, so mag der Verführer ernten, was der Verführer gesät hat!

Ich lese den Brief Josefas mit Absicht nicht noch einmal auf diese Persönlichkeit hin durch, ich darf nicht sentimental sein in einer Angelegenheit, die nüchterne Sinne verlangt. Unter dem ersten Eindruck dieses Briefes hätte ich Peter wahrscheinlich kniefällig gebeten, einen Menschen zu schonen, der Josefas Herz so ganz besitzt. Das käme mir jetzt lächerlich, deplaziert vor ... Es ist eine große Wandlung in mir vorgegangen, ich weiß eigentlich nicht warum, aber ich weiß, daß diese Wandlung vorgegangen ist. Wir Frauen müssen immer unsre instinktiven Ab- und Zuneigungen zu Hilfe nehmen, wo unser Urteil nicht langt. Ich habe den Schlüssel der Angelegenheit in der Hand, und ich werde ihn gebrauchen!

Ich schickte noch am Abend meinen Diener in das andre Sanatorium mit einem Brief, worin ich Herrn Rin in einer dringenden Angelegenheit morgen früh zehn Uhr um eine Unterredung bei mir ersuchte. Er schrieb zurück, daß er kommen würde, aber hoffe, daß diese Unterredung kurz sei, weil er bereits mittags von Dresden abreisen müsse. — Das wird sich ja finden ... Ich wünsche niemand etwas Böses, auch ihm nicht, aber ich denke an meine eigne verpfuschte Jugend und Josefas trostlose Zukunft und werde hart.

*

Ich schreibe diese Unterredung hier nieder, wie sie geschah. Hinzuzufügen habe ich nichts.

Herr Rin erschien Schlag zehn. Ich hatte das Loggiazimmer oben gewählt, um durchaus ungestört, vielleicht auch um stark zu sein in Josefas Interesse. Ich sah ihn vom Fenster aus, wie er durch den Garten ging, und hatte angesichts dieses sehr entschlossenen Schrittes seiner hohen Gestalt die richtige Empfindung, daß ich einer schweren Unterredung entgegenging.

Es war die schwerste meines Lebens!

„Frau Gräfin haben mich gewünscht ..."

„Herr Rin" — ich machte eine einladende Bewegung nach einem Fauteuil, die er aber absichtlich zu übersehen schien, so daß auch ich stehen blieb — „Herr Rin, ich habe Sie um diese Unterredung ersucht, weil ich mit Ihnen, so schwer es mir auch wird, über meine Tochter sprechen muß. Sie haben mit meiner Tochter ein Liebesverhältnis gehabt, und obgleich ich nicht verstehe —"

Er unterbrach mich eisig: „Sind Sie, Frau Gräfin, von Ihrer Frau Tochter beauftragt?"

„Nein, im Gegenteil."

Darauf sehr pointiert er: „Dann tut es mir leid, Ihnen jede Auskunft verweigern zu müssen."

Ich sah in dieses festverschlossene Gesicht und wußte nicht weiter.

Endlich sagte ich: „Sie erinnern sich unsers gemeinsamen Aufenthaltes am Garda, Herr Rin?"

„Gewiß."

„Sie erinnern sich vielleicht auch, daß meine Tochter damals bereits verlobt war?"

„Dessen erinnere ich mich auch."

„Sie haben, Herr Rin, schon damals versucht, sie mit allen Mitteln ihrem Bräutigam zu entfremden!"

„Dessen erinnere ich mich nicht, Frau Gräfin."

Ich sah ihn wieder an und war wieder am Ende. Aber diese eisige Ruhe machte mich allmählich warm.

Ich sagte: „Sie haben, Herr Rin, später meiner Tochter sich wieder zu nähern versucht, und zwar in einer Weise . . ."

„Ich muß Sie bitten, Frau Gräfin, dieser Unterredung eine andre Richtung zu geben. Ich bin bereit, jede Auskunft zu geben, aber erst, nachdem Sie mich versichert haben, daß Frau von Lasowitz selbst Sie orientiert hat. Ich kann das letztere nicht glauben."

„Das ist ja auch nicht nötig, Herr Rin."

„Dann bitte ich, die Unterredung zu endigen, Frau Gräfin."

Ich wurde rot. „Ich dächte, Herr Rin, das bestimmte sonst die Dame, die diese Unterredung gewünscht hat . . ."

„Nein, Frau Gräfin, das bestimme in diesem Falle nur ich."

Es war so provozierend konsequent gesagt, daß ich auf einen Augenblick die Ruhe und die Ueberlegung ganz verlor.

„Sie wünschen zu markieren, Herr Rin, daß Sie aus einer andern Gesellschaftssphäre sind?"

„Ja, Frau Gräfin, das wünsche ich allerdings!"

„Das zeigen Sie ja auch auf der Straße, indem Sie uns nicht grüßen, und ich kann nur auf das tiefste bedauern, daß ich Sie jemals an unsrer Geselligkeit teilzunehmen bat . . . Ich habe das getan, vielleicht beeinflußt durch den Namen, der meine Erinnerung an einen verschollenen Grafen Rhyn wachrief, mit dem ich seinerzeit auch am Garda gewesen bin. Es war zwar nur eine sehr wenig liebenswerte Persönlichkeit, wie mir erst spät genug klar geworden ist, aber es war immerhin ein Graf Rhyn."

Er sagte darauf nur: „Lassen wir doch diesen Grafen Rhyn aus dem Gespräch! Sie erwähnten ihn schon einmal früher und daß Sie ihn nur ganz oberflächlich gekannt hätten . . . Man soll im Leben kein abschließendes Urteil über Leute abgeben, die man nur ganz oberflächlich gekannt hat." Den letzten Satz sprach er anmaßend, als wenn er mich rektifizieren wollte.

Ich rief: „Ich ihn oberflächlich kennen? Ich kenne diesen Grafen Rhyn nur zu genau!"

Da lächelte er hochmütig: „Dann kannten Sie einen sehr vornehmen Mann, Frau Gräfin — es war mein Vater."

Ich muß in dem Moment sehr fühlbar zusammengezuckt sein, und er muß in dem gleichen Moment mehr erraten haben, als uns beiden lieb, denn er trat auf mich zu und zwar so nah, daß ich instinktiv zurückwich.

„Haben Sie, gnädigste Gräfin, vielleicht mit meinem Vater je korrespondiert?"

„Wozu wollen Sie das wissen?" sagte ich mühsam.

„Weil ich" — er zog ein Portefeuille aus der Tasche mit einem Brief —, „weil ich, Frau Gräfin, für mein Leben gern wissen möchte, wer diese Zeilen an ihn gerichtet hat! Ich trage den Brief seit zwei Jahren immer bei mir, als ein Amulett gegen die Frauen!" Er sprach scharf, aber kaum hörbar: „Kennen Sie diese hübsche, glatte, feige Schrift wirklich nicht? Sie brauchen sie nicht zu kennen, Sie brauchen sie wirklich nicht zu kennen, aber Sie kennen sie, Frau Gräfin!" Und während er, den Brief in der Hand, immer näher auf mich zukam, wich ich immer weiter zurück.

Es war mein Brief, mein letzter Brief, ich erkannte ihn auf der Stelle . . . Und auch den Mann erkannte ich jetzt, wo ihm die grauen Augen so dunkel und böse geworden waren. Er brauchte es mir nicht noch höhnisch zu versichern, daß er der einzige Sohn seines Vaters und der letzte Graf zu Rhyn sei.

Endlich fand ich mich wieder. „Gut, wenn ich auch diesen Brief geschrieben habe, und wenn er Ihnen auch nicht gefällt, — es sind vierzig Jahre her, und auch Sie haben kein Recht, mich hier . . ."

Er ließ mich nicht aussprechen. „Und dennoch habe ich dies Recht! Wer auf meinen Vater Steine wirft, wie Sie vorhin, der hat ihn nie gekannt. Und Sie, Gräfin Angern, sollten die letzte sein, einen Stein zu werfen! . . . Ich will Ihnen etwas sagen, das außer mir niemand weiß. Mein Vater nahm den Abschied und ging gewissermaßen in die Verbannung, weil er sein Ehrenwort gebrochen für Sie!... Denn eines Tages kam Ihr Gatte zu ihm und sagte ungefähr: ‚Graf Rhyn, Sie sollen zu meiner Frau in mehr als freundschaftlichen Beziehungen gestanden haben. Können Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daß dies nicht der Fall war?' Mein Vater gab dieses Ehrenwort, ohne mit der Wimper zu zucken. Er war niemals feige, und er gab's jedenfalls nicht für sich, sondern für Sie. Er beschmutzte sein Wappen, um das Ihre rein zu halten. Er hat daran gekrankt sein Lebenlang, wie er an Ihnen gekrankt hat — das weiß ich! Und wenn ein so leidenschaftlich hochmütiger Mensch, wie es mein Vater im Grunde seines Herzens war, auf seinen gräflichen Namen verzichtete und in die Allgemeinheit zurücktauchte, so tat er damit nur seine Gentlemanpflicht. Denn ein beschmutzter Name ist kein Name mehr . . . Ich habe das erst als erwachsener Mensch und kurz vor seinem Tode von ihm [illegible] erfahren, weil er die Schuld, die ihn drückte, [illegible] dem Sohne beichten wollte. Und auch ich habe [illegible] so wenig wie er entschließen können, unsern beschmutzten alten Namen weiterzuführen, weil es mir ehrenhafter erschien, meinen neuen zu Ehren zu bringen,

und soweit ich konnte, habe ich ihn auch zu Ehren gebracht! Sie, Frau Gräfin, haben nicht die Konsequenz Ihrer Taten gezogen, aber wir Rhyns haben sie gezogen. Und werfen Sie in Zukunft keinen Stein mehr auf Menschen, die adliger empfinden als Sie!"

Das alles sagte er scheinbar ohne Erregung, scharf und kalt, und ich saß, während er sprach, auf dem gleichen Sessel, wo der Schatten seines Vaters mir neulich erschienen war, und er stand auf dem gleichen Platze, wo auch der Schatten seines Vaters gestanden hatte ... Es war wohl eine Stunde und ein Erkennen, die alles über den Haufen warfen. Ich hatte ihn demütigen wollen, und er demütigte mich!

Erst nachdem er gegangen, erinnerte ich mich, daß ich alte Frau doch eigentlich nichts und mein junges Kind doch alles bedeute. Ich ließ ihn zurückrufen. Er kam äußerlich höflich, aber innerlich mit Widerstreben. Ich konnte nur sagen: „Herr Graf, lesen Sie diese Zeilen, ich bitte Sie darum!" Ich gab ihm Josefas Brief. Er schob ihn in die Tasche wie etwas Gleichgültiges und ging. Später fand ich das vergilbte Kraut auf dem Teppich liegen. Ich hob's vorsichtig auf und sah's lange an und wollte weinen: aber ich weinte nicht.

Und der weiße, weiche Schnee rieselt noch immer lautlos und dicht, aber seine Flocken erzählen mir nicht mehr von Weihnachten und Kindern.

(Schluß folgt)

Die St. Michaelskinder

Eine rheinische Geschichte

von

Julius R. Haarhaus

(Fortsetzung)

Wiederum kamen viele Leute, die zuvor das Mägdlein schlafend gesehen hatten und die es nun auch, da es wachte, anschauen wollten. Da ward Henricus herzlich froh, dieweil er vermeinete, es würde abermalen ein güldner Regen auf ihn niedergehen. Darin täuschete er sich aber, sintemalen niemand ein wachendes Mägdlein für etwas so Absonderliches erachtete, daß er darum auch nur einen Heller hätte zahlen mögen. Es geschah sogar, daß etliche Bauersleute, so des Mirakels halber aus weiter Ferne, zum Exempel aus Ruppichteroth und von der Wahner Heide, gen Siegburg gezogen waren, daselbst aber nichts Wundersames fanden, erschrecklich zu zetern anhuben, Henricum der Betrügerei beschuldigten und Lust bezeigeten, übel mit ihm zu verfahren, also, daß er für sein Leben zu fürchten begann, und ihm eine guardia von zwei Rottmännern, davon der eine geharnischt war und der andre ein lang Rohr führte, ins Haus gelegt werden mußte. Besagte guardia dienete aber zu weiter nichts denn zu einer neuen Aureizung seiner Hoffart. Es gebärdete sich der Schulmeister nämlich jetzt nicht anders denn ein großer Herr, nannte sich fortan, weil sein Vater aus Hasbach gebürtigt war, woselbst er die Säue gehütet, Henricus Majus Leporinobacensis und sprach von den Rottleuten, so ihm das Fell heil bewahren sollten, nicht anders denn von seinen Trabanten. Welche Herrlichkeit aber nicht lange währete, weil die Bauern ihre Pilgerfahrten gar bald einstelleten. Dazu kam, daß zu Wolsdorf nicht lange darauf ein Kalb geboren wurde, das zwei Köpfe und acht Beine hatte, ergo ein viel ansehnlicher und wunderbarer Mirakel denn das fremde Mägdlein war, so mit solcherlei rebus memorabilibus, will sagen kuriosen Sachen, nicht aufwarten konnte. Weshalb man die Brigitte über dem Kalb auch bald vergaß, wie es denn auf der Welt zumeist geschieht, daß die Menschen in ihrer Unbeständigkeit dem Neuen nachlaufen und das Alte darum verachten.

Dem Mägdlein mochte das nicht unlieb sein, denn sie war nicht eine solche, die sich gern von den Leuten begaffen ließ, führete sich vielmehr still und bescheidentlich und vollbrachte alles, was ihr zu tun anbefohlen war, ohne viel Geschwätz. Auf der Gassen redete sie mit niemand, am wenigsten mit den jungen Burschen, deren mancher ihr nachschaute, weil sie ein gar zierlich Jüngferlein war. Daheim machte sie sich sonderlich mit den Kindern zu schaffen, wusch und kleidete sie an und aus, trug das jüngste umher, spielete mit den andern und ging alle Morgen mit den größeren zur Schulen. Dort aber saß sie unter den Büblein und Mägdlein wie eine Königstochter unter den Zwergen. Wie schön sie aber war, das ist mir selbst recht bewußt worden, da ich sie in der St. Benigni-Prozession gesehen. Des Schulmeisters Eheweib, das sie nicht anders hielt denn ihre eignen Kindlein, hatte ihr dazu ein Gewand gemacht, das war ganz aus feinem weißen Linnen. In diesem

Kleide schritt Brigitte mit den andern Jungfrauen ihres Alters vor dem Schreine einher, hielt der seidenen Bänder eines, so von der großen Kerzen herniederhingen, und sah unter ihrem Blumenkränzlein gar fromm und andächtig drein, also daß ein jeder, der sie anschaute, eine Heilige des Himmels zu gewahren vermeinete. Unter denen aber, die mit der Prozession gingen, war Heinz Overstolz, damalen einer löblichen Ulnerzunft jüngster Meister, der erst drei Jahre zuvor sein Werkmannsstück geliefert hatte, nun aber schon mit zweien Werkmännern, etlichen Lehrjungen und Eidsleuten arbeitete und so trefflich Ulwerk, sonderlich köstliche Ratskannen, Schnellen und Nürnberger Pötte buk, daß männiglich darüber erstaunte. Er stammete, das will ich noch vermelden, aus einem reichen, adligen Hause zu Köln; sein Vater und Großvater waren jedoch schon Bürger unsrer abteilichen Stadt gewesen. Besagter Overstolz war einer der Schützen, die, wie es bei uns annoch der Brauch ist, im Harnisch dem Schreine St. Benigni zu folgen hatten. Bei gedachter Prozession aber geschah es, daß er schneller marschierete denn die andern von der Ehren-guardia, also daß er anfänglich neben dem Kasten, endlich aber sogar vor selbigem ging und dergestalt, ohne es zu merken, mitten zwischen die Mägdlein geriet, woselbst er zu deren arger Perturbierung das salve Benigne fleißig mitsang, auch dessen gar nicht achtete, daß ihn einer mit der Partisane von hinten anstieß und dadurch gleichsam vermahnete. Weiß nicht, ob er solcherlei aus übergroßer Andacht oder in einer specie von Sinnenverwirrung getan. Er selbst sagete nachmalen, er habe sich nichts Sonderliches, am allerwenigsten etwas Arges dabei gedacht. Ist aber darum unter den Leuten, zumalen unter den Weibern, ein großes Gerede gewesen, wie denn auch viele bezeugeten, er sei wie in einem Traume gegangen und habe von dem fremden Mägdlein kein Auge abgewendet. Ist vielleicht erstunken und erlogen gewesen, sintemalen der Leute Mäuler gemeiniglich böse sind und jederzeit einen haben müssen, den sie begeifern.

Drittes Kapitel

Zu ebendieser Zeit war der Schulmeister Henricus May in übler Laune. Nicht etwa, weil das Mägdlein aufgehört hatte, ihm Geld einzubringen, sondern vielmehr weil er, dessen Name eine Weile in aller Mund gewesen war, nunmehr wieder genau so wenig beachtet wurde wie ehedem. Mochte sich auch niemand daran gewöhnen, ihn Henricum Majum Leporibacensem zu nennen, was er, sogar von einem löblichen Magistrat, ernstlich postulierete. Sann darum fleißig darüber nach, wie er famam suam leviter contritam, will sagen seine erschöpfte Berühmtheit, wieder aufrichten könnte.

Nun liegen, wie männiglich bekannt, nicht weit von unserer Stadt gen Morgen zwei Hügel, die man die Wolsberge heißet. Wohnen daselbst Zwerglein, die sind den Menschen nicht sonderlich hold, weil sie vermeinen, es möchte ihnen einer des Goldes fortnehmen wollen, so sie in den Bergen angesammelt haben und fleißig bewachen. Geht auch niemand gern dort des Weges vorbei, am allerwenigsten des Nachts, wie denn vor Zeiten ein fremder Kesselflicker sich vermessen, am St. Mertensabend aus selbigen Bergen einen Scheffel Goldes zu holen, anderntags aber auf dem Felde für leblos aufgehoben worden und etliche Stunden danach eines unbußfertigen Todes verblichen. Henricus May aber, der die Leute wiederum von sich reden machen wollte, auch sich des öftern seines gewaltigen Mutes rühmete, begab sich eines Tages in der heiligen Osterzeit zum Ersten Herrn Bürgermeister und erklärete selbigem, es litte ihn nicht, daß besagte Zwerglein in ihrer Höhlen ohne alle Instruktion und Unterweisung aufwüchsen. Weilen nämlich die Wolsberge zum Gebiet der abteilichen Stadt und unter des gnädigen Herrn Abten dominationem gehörten, sei es recht und billig, daß selbiger Berge Einwohner auch die Wohltat eines städtischen Schulmeisters genössen, damit sie durch guten Unterricht zur Erkenntnis des wahren Heils gebracht und vornehmlich bewogen würden, von ihrem leichtfertigen Wandel, ihrer Habgierigkeit und ihrem zauberischen Treiben abzulassen. Er sei deshalb gesonnen, kommende Samstagnacht zu den Wolsbergen zu gehen, Einlaß in die Zwerghöhle zu begehren und daselbst in guter Ordnung lectionem primam abzuhalten. Zur Unterstützung vorhabenden Werkes erbitte er von einem hohen Magistrat weiter nichts denn ein Zertifikat mit angehängtem Ratssigill, welches die Zwerglein, ob sie auch des Lesens unkundig wären, ohnfehlbar respektieren, ihn selbst aber, als eine von Magistrats wegen bestellete Person, mit schuldigem Respekt empfangen würden.

Dieses propositum des Schulmeisters wollte dem Herrn Bürgermeister nicht wohl gefallen, fragete deshalb, ob ihm die traurige Geschichte von des Kesselflickers schlimmem Ausgang nicht kund geworden, und ob er seiner unmündigen Kindlein halben nicht lieber von dem Wagnis abstehen wollte. Worauf Henricus erwiderte, der Kesselflicker sei nur aus gemeiner Begierde nach irdischen Schätzen zu den Zwergen gegangen und habe seinen wohlverdienten Lohn, will sagen, seine gerechte Strafe davongetragen, er aber ginge in löblicher Absicht, den zauberischen Geschöpflein, die zwar zur Zeit noch von den himmlischen Freuden ausgeschlossen, aber auch noch nicht zu völliger Verdammnis bestimmt seien und deshalb bei aufrichtiger Bekehrung und Buße leichtlich das ewige Heil gewinnen möchten.

auf den rechten Weg zu verhelfen. Fragete der Herr Bürgermeister wiederum, ob Henricus für diese Verrichtung eine remunerationem extraordinariam aus dem Stadtsäckel verlange. Antwortete Befragter, solches käme ihm nimmermehr in den Sinn, das wolle er um Gottes Lohn tun, zudem wisse man, daß die Zwerge sich gemeiniglich für erwiesene Wohltaten dankbar bezeigeten, weshalb denn auch zu hoffen, daß sie ihm seine Bemühungen durch Verehrung etlicher Klümplein ungemünzten Goldes, wenn nicht gar etlicher köstlicher Demantsteinlein vergelten würden.

Da nun der Herr Bürgermeister sah, daß Henricus von vermeldtem proposito nicht abzubringen war, stellete er ihm ein Zertifikat aus, empfahl ihm, ehe er zu den Wolsbergen ginge, zu kommunizieren, und bat ihn, recht behutsam zu sein, auch etwas Geweihtes, etwan ein Büchslein mit geweihtem Salz oder ein Teufelsgeistchen — so nennet man hier zu Siegburg kleine Päckchen, darein ein gesegnet Bildlein, eine Schaumünze oder einer Reliquie particula eingewickelt und wohl verschnüret worden — mit auf den Weg zu nehmen. Das versprach der Schulmeister denn auch, kaufte sodann ein gut Teil ordinären Konzeptpapiers und fertigte daraus etliche Dutzend Schreibheftlein in octavo, wie er sich auch beim Stadtkoch ein paar Handvoll Flügelfedern von Tauben und Feldhühnern holte und selbige wohl dörrte und zuschnitt. Da nun alles dergestalt gut präpariert und zur Schulhaltung gerüstet war, packte er es am paschhiligen Samstag zusammen, stellte ein Krüglein Tinte dazu und erwartete die Nacht. Alsdann steckte er sich seine Fibel bei, nahm gedachtes Schreibzeug unter den Arm, ließ sich unter Vorzeigung vorerwähnten Zertifikates das Tor aufschließen und wanderte aus der Stadt nach den Wolsbergen.

Der Bürgermeister, der ernstlich besorgte, es möchte Henrico Uebles widerfahren, hatte zweien starken Männern die Weisung erteilet, sich am Tore bereit zu halten und dem Schulmeister, so er die Stadt verließe, in aller Heimlichkeit zu folgen. Sollten auch Seitengewehre umtun und Laternen mit brennenden Lichtlein mit sich führen, selbige aber unter ihren Mänteln wohl verborgen halten. Gedachte Nacht war der Himmel mit Wolken bedeckt, also daß man vom Monde nichts gewahren und, wie vulgariter gesagt wird, keine Hand vor Augen sehen konnte. Henricus ging also über die Aecker weg, indes ihm die beiden Männer als eine heimliche guardia folgten, wobei sie ihre Ohren gewaltig anstrengen mußten, um aus dem Geräusch, so Henrici Schritte machten, [illegible]tung seines Weges zu erkunden. Nun wa[illegible] ein jeder, daß der, so in die Zwerghöhle eintreten will, zuvor zu neun Malen um den Berg wandern muß, wo er alsdann den Eingang geöffnet findet. Der Schulmeister begann deshalb alsobald den Umgang, vollbrachte ihn auch zu sechs oder sieben Malen, dieweil er aber auch zuletzt ein weniges schneller ging oder recte lief, verloren ihn seine Trabanten aus den Ohren, verzweifelten schier, ihn bei der Düsternis wiederzufinden und holten ihre Laternlein herfür, weil sie Weg und Richtung nicht mehr wußten. Da sie nun auf dem Felde umherleuchteten und ihrer eignen Füße Spur suchten, kam Henricus abermalen um den Berg herum, sah die Lichtlein, so über den Boden hüpften, und erschrak. Er glaubte, selbige seien nichts anders, denn zwei arme Seelen, so bei Lebzeiten eines Nachbarn Acker abgepflügt oder heimlich Flursteine versetzet und darum verdammet worden, loco nefarii in den heiligen Nächten umher zu irrlichtelieren. Darob entsetzete er sich arg, ließ seinen Mut gänzlich fahren und verlegete sich aufs Laufen. Die guardia, der vom Bürgermeister zur Pflicht gemacht worden, Henricum auf keinen Fall unbewacht zu lassen, lief mit ihren Laternen hinterdrein, also daß der Schulmeister, vermeinend, er solle von den armen Seelen übel traktieret werden, immer schneller rannte und schier halbtot vor ausgestandener Angst beim Tore wieder anlangte. Andern Tags aber fanden die, so sich draußen mit einem Spaziergang erlustigten, eine lange continuationem, will sagen Reihe oder Kette von Schreibheftlein in octavo, die Henrico im Laufen aus seinem Päcklein nach und nach entglitten waren und die Richtung, so er dabei genommen, gar deutlich auf den Aeckern signifizierten.

Da man nun Henricum befragete, warum er nicht ein weniges länger bei den Zwerglein geblieben, klagete er, es sei ihm übel ergangen. Zwei glühende Männer hätten ihm den Eingang in die Höhle verwehret und ihn hart bedrängt, also, daß er auf seine Salvierung habe bedacht sein müssen, und unverrichteter Sache wieder heimgegangen sei. Zwar fehlte es ihm, wie ein jeder wisse, nicht an Mut, aber es werde auch niemand verlangen, daß ein einzelner es mit zweien, und noch dazu zweien höllischen Wesen, aufnehme, überdies sei ihm in den Sinn kommen, daß nach seinem erfolgten Tode seine Witfrau nebst zwölfen ohnversorgeten Kindlein einem löblichen Magistrat zur Last fallen würden, die Molestierung er der hohen Obrigkeit gerne habe ersparen wollen.

Nun konnten aber die beiden Männer, so den Schulmeister begleitet hatten, ihr Maul nicht halten, erzähleten vielmehr in der ganzen Stadt, welchen Ausgang die Aventüre genommen, und wie Henricus gleich bei erster Wahrnehmung ihrer Laternen Fersengeld gegeben habe. Daran hatte mancher der Bürger ein sonderlich Ergötzen, und so einer dem Schulmeister

begegnete, fragte er ihn, ob die Zwerglein brav ihr Abc lerneten, ob er zuweilen auch den Bakel brauchen müßte und ob er nicht Lust hätte, eines der erhaltenen Goldklümplein an ein gutes Nachtmahl für seine Freunde zu wenden. Befragter machte zu solcherlei Schimpf und Mutwillen ein sauer Gesicht, sagte aber nichts. Desto mehr sann er darüber nach, wie er wohl die empfangene Scharte wieder auswetzen und auctoritatem suam restituieren möchte. Lange wollte ihm nichts beifallen, sintemalen er sich vorgenommen hatte, daß keine Fährnis dabei sein dürfte, da ihn nämlich nicht verlangete, noch einmal eine Aventüre mit glühenden Männern, und was dergleichen zauberische Unholde mehr sind, zu bestehen. Endlich aber, nach etlichen Monaten fleißigen Nachsinnens kam ihm eines Nachts eine fürtreffliche cogitatio, also daß er sein Eheweib weckte und ihr, ob sie schon lieber schlafen wollte und nach Henrici evangelio wenig Verlangen bezeigete, seinen Plan subtiliter explizierete. Nun muß ich einem günstigen Leser zuvörderst vermelden, daß es in unsrer Stadt seit langen Zeiten der Brauch ist, in der paschhiligen Zeit die Martilie unsers Herrn und Heilandes auf öffentlichem Markte zur Erbauung der Bürger zu agieren. Haben von jeher die Pfaffen nicht weniger unsers Gotteshauses Konventualen viel Mühe und Fleiß darauf gewendet, gedachtes Osterspiel auf eine würdige, gottwohlgefällige und fromme Art anzustellen, also daß des Spieles halben immer viel Fremde in die Stadt gekommen sind, woraus denn den Herbergswirten und Weinzapfern ein guter Gewinn erwachsen. Der Schulmeister mochte nun davon gehöret haben, daß man anderwärts angefangen, auch andre geistliche Historien zu agieren, zum Exempel die Geschichte von den klugen und den törichten Jungfrauen oder das schöne Spiel von Frau Jutten. Dachte deshalb, er könne leichtlich auch so etwas machen zu seinem Ruhm, zu der Bürger Ergötzung und zu der Stadt Nutzen und fassete deshalb in vorerwähnter Nacht die ernstliche resolutionem, unter die Poeten zu gehen und ein schön neu Stück zu schreiben. Anfänglich wußte er nicht recht, woher er die materiam zu seinem Stücke nehmen sollte. Wollte gerne die Geschichte von Noah und seiner Archen zurichten, wußte aber nicht recht, wie er es mit den Tieren, so dabei vorkommen, halten sollte. Danach kam ihm in den Sinn, aus der Historie von Simson eine ergötzliche tragoediam zu machen, mußte aber auch Simson wieder fahren lassen, weil es unmöglich war, tausend Männer zu finden, so die tausend Philister hätten vorstellen mögen, die mit eines Esels Kinnbacken erschlagen werden.

Wie aber aller Fleiß endlich belohnet wird, so fiel Henrico zuletzt die schöne Geschichte von Esther in die Hände, welche materia sich sowohl ihres erbaulichen Ausganges halben nicht weniger fürtrefflich zu einem geistlichen Spiele gebrauchen ließ, als in Hinsicht auf die Anzahl der agierenden Personen. Setzte sich also der Schulmeister flugs hin, nahm, was ihm von dem vorerwähnten Konzeptpapier übriggeblieben war, und machete aus dem Buche Esther ordentliche excerpta, um zu sehen, wie sich daraus ein Spiel zurichten ließe. Da merkte er dann zu seinem sonderlichen Vergnügen, daß ihm, die Edelknaben des Königs Ahasveros eingerechnet, nicht mehr denn etwa zwölf Personen vonnöten waren, die er zu finden und in dem, was sie vorstellen sollten, zu unterweisen sich wohl getrauete. Begann also wacker drauflos zu dichten und war gegen den Tag der Heiligen drei Könige mit seiner Arbeit fertig. Selbigen Tags kam er auch schon zu meinem Vater und bat ihn, daß er mir Lizenz geben möchte, in gedachter tragoedia, so zu Fastnachten agiert werden sollte, eine personam zu übernehmen. Ich hätte in seiner Schulen immer brav gelernt und meine Verslein mit guter Diktion und deutlicher Stimme hergesagt, weshalb er mich gerne die Seres, das ist des Hamans Eheweib, agieren lassen wollte. Fragte mein Vater, ob etwa Kosten dabei wären und woher das Gewand, so ich als Seres tragen müßte, zu nehmen sei, worauf Henricus erwiderte, es sei zu dem Gewande nichts weiter vonnöten, denn ein reines Bettlaken. Für Beschaffung des übrigen, insonderheit schöner Locken aus Hobelspänen, würde er selbst schon sorgen. Da unter sotanen Umständen mein Vater nichts dawider hatte, versprach ich dem Schulmeister, auf den Abend zu ihm zu kommen. Ging auch nach geschlossener Schreibstube — ich war damalen Schreiberlehrling in eines löblichen Magistrats Kanzlei — hin und traf nicht nur den Schulmeister, sondern auch die andern, denen selbiger in seinem Stücke Rollen zugedacht hatte. Es waren diese aber Peter Lauffenberg, ein junger Balbierermeister, so als Geselle in der weitberühmten Stadt Nürnberg gewesen und von einem Meister der dasigen Bartputzerzunft, Hausen Folz mit Namen, als dem größten poetischen ingenio unsrer Zeit viel Rühmens machte, des weiteren Steffen Proff, Nachtwächter hiesiger Stadt, Anno Flach, des Daniel Flachen aus der Aulgassen Sohn, und noch etliche mehr, von denen ich die Namen vergessen habe. Was mich aber sonderlich freuete, war die Gegenwart des fremden Mägdleins, das auf der Ofenbank saß und an einem Kinderhemdlein nähete. Ob sie auch kein Wort sprach, so war mir doch immer gar seltsam zumut, wenn ich sie anschaute, glaube auch, daß ich als ein recht läppischer und kindischer Fant des öftern bis über die Ohren rot geworden bin, wenn sie mir einmal ins Gesicht sah.

Henricus, da er nun alle seine Spielgesellen bei-

sammen hatte, hielt einen langen Sermon über die Fürtrefflichkeit seines Stückes und sagte einem jeden an, welche personam er zu agieren habe. Er selbst wollte den König Ahasveros machen, weil es ihm, als dem Schulmeister, zukäme, auch in der tragoedia die vornehmste Figur zu spielen. Peter Lauffenberg sollte den Haman übernehmen, und zwar darum, weil Haman, als ein Erzbösewicht, einen langen Bart tragen müsse, den niemand leichter als ein Balbierer zu beschaffen vermöge. Den Mardachai, als einen alten Juden, sollte Steffen Proff, der Nachtwächter, agieren, der ein wenig bucklig war, was, wie Henricus explizierte, einem alten Juden wohl anstehe. Blieb außer mir selbst und denen, so die Kämmerer, Edelknaben und Türhüter zu machen hatten, noch Anno Flach übrig. Der war ein schöner, schlanker Bursch mit einem Antlitz wie Milch und Blut, redete auch mit einer hellen und lieblichen Stimme, weshalb ihm Henricus sagte, wenn er sich kleinerer Schritte befleißige, auch ein weniges mit den posterioribus hin und wieder schaukele, so würde er eine fürtreffliche Esther abgeben.

Nun gab der Schulmeister einem jeden von uns ein Heftlein, da hinein hatte er säuberlich geschrieben, was er, um die Rolle wohl hersagen zu können, lernen mußte, verordnete auch, daß wir nach drei Wochen zum andern Male in seine Behausung kommen sollten, wo er dann eine tentationem mit dem Agieren anstellen wollte. Nach verstrichener Zeit fanden wir uns wiederum bei ihm ein. Da sagte uns Henricus, daß seine Stube nunmehro die scenam vorstelle, nämlich einen Saal in des Königs Schlosse zu Susan. In selbigem gedachten Saale saß Brigitte wieder auf der Ofenbank, auch spieleten sechs oder sieben von den Kindlein des Schulmeisters auf den Dielen, also daß die Kämmerer des Königs, so ihm die Ankunft der Esther melden mußten, arg perturbieret wurden und sonderlich Obacht geben mußten, daß sie nicht über die Kindlein stolperten. Henricus aber saß in seiner königlichen Pracht auf seinem Throne, will sagen Stuhle, hatte einen Schützenharnisch angetan und um die Schultern eine alte rote Altardecke, so ihm der Offermann aus der Pfarrkirchen gegeben, als Purpurmantel gelegt. Auf dem Haupte trug er einen Türkenbund aus grünem Tuch, damit ein jeder sogleich erkennen konnte, daß er keinen christlichen, sondern vielmehr einen heidnischen König vorstellete. Wir übrigen hatten unser Werktagsgewand an, dieweil uns Henricus noch nicht geboten hatte, unsre jüdischen und heidnischen Kleider mitzubringen oder anzulegen. Alle aber hatten ihre partes fleißig gelernt und wußten ihren Sermon mit guter Betonung herauszubringen, auch mit Schicklichkeit zu agieren, ausgenommen Peter Lauffenberg, der sich als Haman seine eigne Blutdürstigkeit so sehr zu Herzen nahm, daß er gar erbärmlich zu schluchzen anhub und die Verse, die ich hier folgen lassen werde, etliche Male von neuem beginnen mußte:

Es lebt ein Volk in deinem Land zerstreut,
Das deiner lacht und deine Macht nicht scheut.
Gedachtes Volk ist aller Welt bekannt,
Dasselbe wird der Juden Volk benannt.
Gefällt es darum Eurer Majestät
So schreibe ich ein Kabinettsdekret,
Daß dieses Volk, weil böser Tücken voll,
Decreto cognito am Galgen zappeln soll.

Wie aber ein Mensch durch Gewohnheit und öftere Wiederholung auch mit dem Erschrecklichsten vertraut wird, so bemeisterte auch der Balbierer endlich sein Mitleiden mit den Juden, also daß er ohne sonderliche Stockung über diese Stelle hinwegkam. Nach weiteren abgehaltenen vier tentationibus ging das spectaculum auf das beste von statten, worauf Henricus eines löblichen Magistrats Lizenz nachsuchete, seine tragoediam am Fastnachtsmontag auf den Abend in der Herberge zum Rosenkranz agieren lassen zu dürfen. Welchen Permissen er auch erhielt unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er die Hälfte des Geldes, so dabei gelöst werden würde, an das Spital abliefern sollte. Nun trug mir der Schulmeister auf, in seinem Namen an alle Hohen und Vornehmen unsrer Stadt in einer schönen Kanzleischrift invitationes zu schreiben, sonderlich an des Herrn Abten Gnaden, an die hochadligen Herren Konventualen, an Schultheißen und Schöffen eines adligen Gerichts, an die Herren Bürgermeister und Ratspersonen und des weiteren an die geschworenen Meister der löblichen Zünfte. Am Samstag danach, als am Vorabend der Fastnacht, gingen wir auf die Herberge, daselbst in der großen Trinkstube die scenam aus Fässern und darübergelegten Brettern herzurichten und Zettel aufzuhängen, darauf geschrieben stand, was die unterschiedlichen scenae loci vorstellen sollten. Wolleten auch noch eine letzte oder Prinzipal-tentationem abhalten, was uns aber der Kranzwirt des teuern Geleuchts halben weigerte. Henricus gebot uns darum, auf den Montag gleich nach Sonnenaufgang wiederzukommen und alsdann die General-tentationem vorzunehmen. Fanden uns auch zu zeitiger Stunden ein, taten unsre Spielgewänder um und begannen zu agieren. Da aber Esther vor Ahasveros geführet ward und selbiger, da er Wohlgefallen an ihrer Schönheit fand, fragete, ob sie auch wohl einen Reigen treten oder auf eine neue italienische Art tanzen könnte, machte Anno Flach, der, wie oben gemeldet, die Esther agierete, etliche zierliche Sprünge, also daß die Bretter auseinanderwichen und er zwischen die Fässer fiel, wo er ein erbärmliches Lamentieren anhub. Wir

zogen ihn alsbald wieder herfür, da wir ihn aber aufrichten wollten, zeigete es sich, daß er sein Bein gebrochen hatte. Da warf Henricus den Türkenbund von sich, raufte sein Haar und rief: „Nun ist alles umsonst! Nun können wir die ganze tragoediam nicht vollführen! O weh, ich armer, geschlagener Mann! Wie werden die Leute ihren Schimpf mit mir treiben!“ Wurde auch ganz verwirret in seinem Geiste, sagte, es wäre ihm am besten, er läge in der Sieg oder in den Klinkenberger Teichen, wollete deshalb gleich von dannen eilen und sich ein Leids antun. Nahm ihn darum Peter Lauffenberg beim Arm und führete ihn nach Hause zu seinem Eheweib, damit selbige, als eine wackere und mannhafte Person, ihm solcherlei närrische proposita austreiben möchte. Wir aber gingen, den Bader zu holen, der auch flugs mit uns kam und der Esther, will sagen Annonis Flachen Bein beschauete und verband.

Wie aber des öfteren dem Menschen aus dem größesten Unglück das größeste Glück erwächst, so erging es auch dem Schulmeister. Da er nämlich daheim erzählete, was Annoni Flachen zugestoßen, und daß er nun alle Hoffnung fahren lassen müsse, seine tragoediam agieren zu können und dadurch sein Ansehen bei den Leuten, vornehmlich bei einer hohen Obrigkeit, wieder aufzurichten, trat Brigitte vor und sprach: „Wenn es nichts andres ist, das Euch bekümmert, so mag Euch leichtlich aus Eurer Not geholfen werden.“ Fragte Henricus verwundert: „Wie sollte das wohl geschehen?“ Antwortete Brigitte: „Lasset an Annonis Stelle mich die Esther agieren.“ Da entsetzte sich der Schulmeister und sprach: „Was ist das, Brigitte — willst du Schimpf mit mir treiben? Du — ein Mägdlein — wolltest in meiner tragoedia agieren? Wie ginge das wohl zu! Hab' mein Lebtag nicht gehört, daß Plautus oder Terentius oder ein andrer berühmter Poet ihre Verse hätten von Weibsbildern hersagen lassen.“ Meinte Brigitte, es wäre immer noch besser, Heurici Verse würden von einem Mägdlein denn überhaupt nicht hergesagt, auch könne es leichtlich geschehen, daß keiner merke, wer die Esther in Wahrheit sei. Da begann der Schulmeister wieder ein wenig Mut zu fassen, fragete aber, ob sie sich denn getraue, die Verse bis auf den Abend zu lernen. Worauf Brigitte antwortete, sie habe die tragoediam so oft gehört und sonderlich der Esther Reden sich so wohl gemerket, daß sie selbige sogleich oder, wie man zu sagen pfleget, aus dem Stegreif agieren könnte. Fing auch gleich an, die Stelle zu sprechen, so Henricus als den Edelstein und das Hauptstück seines Spieles erachtete und die also anhub:

„O Ahasveros, Herr und Ehemann!
Sieh einmal meines Volkes Jammer an!
All meine Freude ist in Leid verkehrt,
Denn unser warten Galgen, Rad und Schwert.
Wir sind verkauft und werden diese Nacht
Erwürgt, vertilgt und gänzlich umgebracht.
Man will uns morden noch vor Tageslicht
Und schleppet uns alsbald zum Hochgericht.
Der Meister Görgen schleifet schon in Eil'
Vergnügten Sinns sein schweres Henkerbeil.
Schon ist gewißlich mancher Strick gedreht,
Auf daß uns Juden alle Luft ausgeht.
Belieben Majestät nur aufzustehn
Und durch das Fenster auf den Markt zu sehn,
Allwo die Tischler, argen Eifers voll,
Den Galgen zimmern, dran man hangen soll.
Und wer uns diesen Jammer zugericht',
Das ist der Haman, dieser schlimme Wicht,
Derselbe Haman, den du mit Behagen
Allhier an einem Hühnerbein siehst nagen.“

Das alles sagte das Mägdlein mit so edelm Anstande, wußte auch Schmerz und Furcht, so in den Versen ausgedrückt werden, so trefflich herauszubringen, daß Henricus sich vor lauter Ergötzen die Hände rieb und sua parte, zu Petern Lauffenberg als dem Haman gewendet, fortfuhr:

„Was muß ich hören, lieber Erzmarschall,
Du willst die Juden morden allzumal?
Kam dir zu würgen etwan in den Sinn
Auch Ihro Majestät, die Königin,
So hier mit uns beim Mittagsmahle sitzt
Und nun für Angst und Kummer grausam schwitzt?“

Worauf dann Peter Lauffenberg wieder antwortete, also daß die drei ein gut Stück der tragoediae agiereten. Liefen nach also gehaltener tentatione der Schulmeister und der Balbierer durch die Stadt, den übrigen Spielgesellen anzusagen, daß alles beim alten bleiben und auf den Abend das Spiel angestellt werden sollte.

Wir aber konnten kaum erwarten, daß es finster werden möchte, und fanden uns schon am Nachmittag zu guter Stunden auf der Herberge ein. Der Kranzwirt hatte fleißig an der Schmückung der großen Trinkstuben geschafft, auch die Wände mit schönem Gehäng aus Tannengrün und Stechpalmen, daran noch die roten Beerlein hingen, geziert, ingleichen eine gemalte Tafel mit des Herrn Abten Wappen aufgerichtet. Waren auch schon Stühle und Bänke aufgestellt, darauf die, so dem spectaculo anwohnten, sitzen sollten. Ganz vorne aber, dicht bei der scenam, standen etliche schöne Sessel, darüber hatte man Teppiche gebreitet. Die waren für des Herrn Abten Gnaden sowie für seines Gotteshauses Priore und Kellner, auch für eines adligen Gerichts Schultheißen und die Herren Bürgermeister bestimmt. Da man aber Vesper geläutet hatte, zündete des Kranzwirtes Knecht das Geleucht an, das waren Wachskerzen, mehr denn ein Dutzend. Wir, die wir zu agieren hatten, waren köstlich geputzt und mit unsern Spielgewändern angetan. Mir waren mit kleinen Drähtlein schöne lange Hobelspäne, die der Schulmeister

zuvor mit Tinten geschwärzet hatte, in die Haare gebunden worden, dazu trug ich einen Stirnreif aus blankem Kupfer. Am lieblichsten aber sah Brigitte aus, trug das Kleid, so sie bei der St. Benigni-Prozession angehabt, und hatte ihre Haare losgemacht, also daß sie über ihre Schultern herabfielen. Ein Krönlein aus übergüldetem Papier und ein Purpurmantel lagen überdies noch für sie bereit, damit sollte sie geschmückt werden, wenn sie Ahasveros erst zur Königin gemacht hätte.

An der Trinkstuben Tür stand ein Fäßlein, darauf war eine zinnerne Schüssel. In selbige sollte jeder, der das Spiel anzuschauen kam, zwei Albus legen, ausgenommen die, denen invitationes geschickt worden waren. Dabei hatte der Schulmeister seiner Buben ältesten aufgestellt, auf daß keiner passieren möchte, der zu zahlen vergessen hätte. Gab auch ein jeglicher seine zwei Albus ohne Widerrede, nur Isaak Süßkind, des Herrn Abten Schutzjude, wollte nichts zahlen, erklärte vielmehr, er sei von des Mardochai Stamm und Nachkommenschaft und müsse deshalb gratuito zugelassen werden, was man ihm auch verstattete, weil ihm unser gnädiger Herr günstig gesinnt war. Als sich nun die Trinkstube ziemlich mit spectatoribus gefüllt hatte, auch eines hohen Magistrats Stühle schon besetzet waren, erschien des Herrn Abten Gnaden mitsamt seines Gotteshauses Konventualen, legete einen Goldgulden auf den Teller, grüßete gar freundlich und gnädig nach allen Seiten, beehrete auch Christinam Sterzinbach, des Ersten Herrn Bürgermeisters eheliche Tochter, mit einem kurzen Sermon und setzete sich nieder, wobei er zugleich mit der Hand winkete, daß man das Spiel beginnen möchte. Da wir aber nun anfangen wollten, war es uns, als ob wir kleine Bröcklein von einer welschen Nuß im Halse hätten, also daß wir nicht leichtlich reden mochten. Sonderlich die, so als Pagen an des Königs Thron standen und zuerst das Maul auftun sollten, fürchteten sich entsetzlich. Da erhub Henricus sein übergüldetes Zepter und reckete es gegen selbige aus, wie er es in seiner Schulen gemeiniglich mit dem Bakel tat. Unser gnädiger Herr, der der Spielgesellen infirmitatem wohl gemerket, lächelte freundlich und sprach: „Fortiter, juvenes! Wir beißen nicht!“ So geschah es denn, daß einer nach dem andern seine Gleichmütigkeit wiedergewann, und das Spiel einen fürtrefflichen Fortgang nahm. Währete nicht lange, so ward Esther vor den König geführt, auf daß er zusähe, ob sie ihm wohl gefiele. Da konnten wir alsbald wahrnehmen, wie die spectatores verwundert die Köpfe schüttelten und sich miteinander beredeten, hörten auch, wie der Konventualen einer sagte: „Das ist nicht der Anno Flach, das ist ein Mägdlein,“ worauf des Herrn Abten Gnaden sich nach ihm umwendete und sprach: „Recte dixisti, puellam peregrinam agnosco veternosam,“ das heißt verdeutschet: „Wahr gesprochen! Ich erkenne in ihr das landfahrende Mägdlein, so an der schlafenden Sucht gelitten.“ Hinten aber in der letzten Reihe stand einer auf, stieg über die Bank und kam immer ein weniges näher auf die scenam zu. Selbiger war Heinz Overstolz, der Ulnermeister. Da rief ein andrer aus den spectatoribus, der ein loses Maul hatte, ganz laut und vernehmlich: „Salve Benigne!“ Das sollte ein Schimpf für Heinzen sein, dieweil selbiger, wie bekannt, bei der Prozession sich unter die Mägdlein gemenget und brav mitgesungen. Etliche nun, die darob erzürnten, daß Friedrich mit dem Stysenbein — denn so hieß der, so das Salve gerufen — alles schuldigen Respektes ungeachtet in des Herrn Abten praesentia solcherlei Schimpf getrieben, ergriffen ihn und führeten ihn mit einiger Gewalt aus der Trinkstuben, warfen ihn auch, da er sich zur Wehr setzete und sein Messer zog, unsanft auf die Gasse. Unser gnädiger Herr aber in seiner schier unbegreiflichen Mildigkeit gebot, man solle vermeldten turbatorem wieder hereinholen; es sei aller Jahre nur einmal Fastnacht. Das gefiel den Leuten wohl, und sie riefen, gerade da die Esther der tragoediae Prinzipalstück und Edelstein sprach, alle miteinander: „Vivat Wilhelmus, unser gnädiger Abt und Herr!“ Inzwischen hatte sich Heinz Overstolz an der Seiten der scenae aufgestellet, allwo ein Trepplein gebauet war, so von den Brettern in die Stuben hinabführete. Vermeinete wohl, über gedachtes Trepplein würde nach geendetem Spiel auch Brigitte kommen. Denn es war klärlich zu erkennen, daß er das fremde Mägdlein lieber ansah denn irgendein andres, ob es schon damalen an schönen Jungfern in Siegburg nicht mangelte, wie ich der Wahrheit gemäß bezeugen kann. Da aber der Juden Widersacher samt und sonders gehenket worden waren, auch Ahasveros vorgetreten war und mit einer zierlichen Reverenz gegen des Herrn Abten Gnaden gebeten hatte, man möchte, so das Spiel gefallen, mit dem plausu nicht sparen, stiegen wir in unsern Gewändern das Trepplein hinab, ausgenommen Brigitte, die durch ein Pförtlein an der Seiten entwichen und flugs nach Hause geeilet war. Unser gnädiger Herr erhub sich, winkete dem Schulmeister, zu ihm zu kommen, belobete ihn und sagte, er würde ihn gewißlich, wenn Kaiserl. Röm. Majestät ein andermal nach Siegburg käme, selbiger zu einem poetam laureatum rekommandieren. Gebot auch dem Kranzwirte, etliche Kannen guten Weins, auch ein brav Teil Pfefferbrotes aufzutragen, welches wir Spielgesellen als ein gnädiges praemium unsers Fleißes und unsrer Geschicklichkeit verzehren sollten.

Also nahm der Fastnachtsmontag sein Ende. Mir war er ein großer und gar wichtiger Tag, was daraus erhellet, daß ich die mehrsten von Henrici Versen, ob sie mir schon später nicht mehr recht gefallen wollten, in meinem Gedächtnis treulich bewahret habe.

Viertes Kapitel

Um diese Zeit fing Heinz Overstolz an, köstliches Ullwerk, sonderlich feine Schnellen, Ratskannen und bleiche Weinpötte zu backen, so mit zierlichen ausgedruckten Figuren, als Bildern aus den heiligen historiis, auch allerlei lustigen und erbaulichen eventis aus dem Heidentum, zum Exempel Lucretiä erbärmlichem Selbstmord und Penelopä Hantierung am Webstuhl, nicht weniger mit den Wappen großer Herren und schönem Blattwerk geschmückt waren. Unter solche Figuren wollte er nun schöne Reimlein und gute Sprüche setzen, zur Ergötzung und Belehrung der Leute, so die Krüge und Pötte brauchen und daraus trinken möchten. Und weil er vermeinete, es sei in unsrer Stadt kein besserer Poet denn der Schulmeister, bat er selbigen, ihm die Sprüchlein zu machen, ging auch aller Tage hin, mit ihm zu bereden, welche Formen er schneiden lassen wollte und was für eine sententia wohl dazu passen könnte. Worüber denn die Bürger wieder viel Gerede und Geschrei anhuben und sagten, was das für eine seltsame und unerhörte Neuerung sei; seit Menschengedenken wären die Siegburger Pötte ohne alle Reimereien gebacken worden und hätten dennoch männiglich gefallen, seien auch bis nach Engelland und Hispaniam geführet worden, allwo man eine andre Zunge rede und gewißlich die deutschen Sprüchlein verachten oder gar übel vermerken werde. Etliche aber, so sich noch klüger dünketen, sagten, es sei nicht der Verslein halber, daß Heinz Overstolz aller Abende in des Schulmeisters Behausung säße, hätte vielmehr ein Wohlgefallen an dem fremden Jüngferlein gefunden und würde sie wohl nächstens zu seiner Meisterin und Eheliebsten machen. Daraus mag man wieder leichtlich erkennen, wie bös der Leute Mäuler sind!

In selbigem Jahr richtete eine löbliche Schützengilde mit eines hohen Magistrats günstiger Lizenz ein solennes Schießspiel an, das wurde gehalten in unsrer Stadt Tierbongert am Samstag vor St. Johannis Baptistä-Tage. Es hatte aber der Rat drei schöne Kleinode gestiftet aus dem besten kölnischen Zinn für die, so der Papageien Kopf, Flügel und Schwanz abschießen würden, wer jedoch den Rumpf von der Stangen holte und also die Würde eines Königs erlangete, der gewann zugleich auch des gnädigen Herrn Abten Kleinod, das war eine große Schaumünze aus lauterem Silber, darauf war der St. Sebastian zu sehen, der der Schützen Patron ist. Selbiger Kleinode halben kamen denn auch viele von auswärts in die Stadt, sonderlich von Köln, Bonn, Linz, Sinzig und Andernach, wohin eine löbliche Gilde, wie es der Brauch ist, invitationes geschickt hatte. Auf des Tierbongerts Wiese war ein schön Gezelt erbauet worden mit bretternen Dielen, darin sollte über Tags pokulieret, auf den Abend aber getanzt werden. Es war daselbst auch ein besonderes Schießzelt errichtet, darauf hatte Meister Gerhard von Soest, so der Stadt Pulverbereiter und auch sonsten ein rechter Hexenmeister war, mit vieler Kunst ein hölzern Bildnis Fortunä gestellt, das stand auf einer übergüldeten Kugel, hatte auch ein purpurfarben Segel in Händen, welches sich nicht anders denn eine Wetterfahne nach dem Winde drehte. Die Schranken von der Schießstätte bis zu der Papageienstangen waren in der Stadt Farben lieblich gemalt, auch mit grünem Laubwerk behängt, an jede der Säulen aber hatte man eine Wappentafel angenagelt, also daß des Herren Abten Wappen und das der Stadt immer mit dem Wappen einer Stadt, daher Schützen gekommen, abwechselten. War alles wunderherrlich anzuschauen.

Des Morgens nach gehaltenem Hochamt versammelten sich die Schützen auf dem Markt, zogen in guter Ordnung zu Johann Unkelbachs, eines löblichen Pelznerzunftmeisters, Hause, erwiesen selbigem, als ihrem König vom vergangenen Jahr, mit Pfeifen und Trommeln Reverenz und führeten ihn an die Schießstätte, allwo schon viel Volks zusammengelaufen war und sich bei den Buden, da man Zuckerwerk und allerlei Tand verkaufte, verlustierete. Waren auch Heiden daselbst, so mit Messerwerfen und Feuerschlucken ihre Künste zeigeten, einen Bären tanzen ließen und den Leuten aus der Hand weissageten.

Um die zehnte Stunde rücketen die Schützen an, die von Siegburg in ihren neuen Kogeln aus feinem grünem und rotem Wüllentuch, die andern in ihrer Städte Farben. Trugen ihre Armbrüste über der Schulter, die aber Spanner oder Geißfüße hatten, ließen sich selbige von geputzten Knaben nachtragen. Wie es aber gemeinlich geschieht, daß es Zank und Aufruhr gibt, wo ein Linzer und ein Andernacher beieinander sind, so entstand denn auch alsbald unter den Schützen aus gedachten Städten ein hitziger Streit, und nicht viel hätte gefehlet, so wäre das Schießspiel in eine Metzelei und die Freude in Trübsal verkehret worden. Da man nämlich anhub, der Schützen Namen aufzurufen nach den Zetteln, so man in einen Topf getan und wohl vermenget hatte, da fand sich's, daß als erster der Zettel des Bertram Fink von Andernach herauskam. Selbiger mochte nun wohl seinen Namen nicht wohl verstanden haben, trat also nicht vor, also

daß der Kranzmeister ein andermal rufen mußte. Da rief aber Kerstgen Nolden aus Linz, der ein loses Maul hatte: „Nit hier! Wird wohl noch in der Herbergen auf der Streu liegen," was für die Andernacher eine sonderliche injuria war, weil man ihnen nachredet, sie schliefen so lange, daß ihrer noch keiner hätte die Sonnen aufgehen sehen. Worauf denn Bertram Fink mit einer höhnischen Gebärde entgegnete: „Die von Linz neiden uns die Streu, dieweil sie selbst auf dem Mist schlafen," was denn bei den Linzern bös Blut machte, also daß ihrer einer wiederum sagte: „Die von Andernach neiden uns Linzern den Mist, weil sie, ihre zwei magern Geißlein abgerechnet, in ihrer Stadt kein Vieh haben." Nun schrien die Andernacher dagegen: „Die Linzer haben freilich des Viehs zu viel, bei denen sitzen Ochsen und Esel auf der Ratsstuben!" Da aber unter den Linzer Schützen etliche Ratsherren waren, die vermeineten, gedachte Tierlein seien auf sie gemünzet, zogen sie flugs ihre Seitenwehren und schickten sich an, ihren Widersachern zu Leibe zu gehen. Da ward denn gerade zur rechten Zeit des gnädigen Herrn Abten Erscheinen gemeldet, der mit dem Konvent vom Berge herabgestiegen war, um dem Schießen zuzuschauen und das eine oder andre Mal in persona einen Schuß zu versuchen. Wie nun unser gnädiger Herr den Tumult hörete, auch die blanken Gewehre sah, gebot er dem Streite Einhalt, sagte auch, man möchte die Friedensstörer vor ihn führen. Nachdem er aber vernommen, woher sie waren, sagte er mit Lachen: „E cantu dignoscitur avis! Wie könnte es auch anders sein! Wäre wohl das erstemal gewesen, daß die von Linz und von Andernach miteinander Frieden gehalten hätten! Aber das sei ferne von mir, daß ich sie darob schelten sollte! Muß sie vielmehr loben. Denn was sie tun, tun sie pietate commoti. Weilen nämlich schon ihre Väter und Vorfahren in Streit gelegen, vermeinen sie, es sei wider allen Brauch und Sitte, wenn sie Frieden hielten. Nur das eine haben sie dabei vergessen, daß sie anjetzt meiner guten und getreuen Stadt Siegburg Gäste sind, und daß es einem jeden wohl anstehet, da, wo er zu Gaste ist, die Anstiftung von allerlei Tumult und Aufruhr zu vermeiden. Mögen daher nach geendetem Schießen draußen vor den Toren ihre Wehren vom Leder ziehen, hier aber sollen sie als gute Freunde und Gesellen einander die Hand reichen, brav trinken und fleißig nach der Papageien schießen, aber unsern und dieser Stadt Frieden nicht fürder stören."

Danach nun wurde mit dem Schießen begonnen. Dieweil aber Meister Gerhard der Papageien Kopf gar klein gemacht hatte, währete es etliche Stunden, bis daß ihn einer abschoß. Es war selbiger aber Lorenz Nüttes, der Jäger eines adligen Jungfrauenstifts zu Vilich. Empfing also ein zinnern Kleinod, dazu auch zwanzig Albus von der Buße, so man Hermanno Knütgen aufgeleget, weil er aus Ungeschick den linken Flügel abgeschossen. Bis daß man nun den rechten Flügel und den Schwanz herunterholete, ward es um die sechste Stunde des Abends, weshalb denn unterschiedliche der Schützen proponiereten, man möge das Schießspiel abbrechen und andern Tages damit kontinuieren. Da aber die Sonne noch hoch stand, auch etliche neue Fäßlein angezapfet worden waren, zudem sich gerade auf den Abend viele Bürger eingefunden hatten, dem Schießen zuzuschauen, ward beschlossen, auf der Stätten zu bleiben und nunmehr auf den Rumpf schießen zu lassen. Da fügete es sich dann, daß Johann Unkelbach mit seinem Bolzen ein Stücklein von dem Rumpfe abschoß von der Dicke eines Fingers. Hätte also nicht viel gefehlet, so wäre er zweimal hintereinander König geworden. Als der Folgende trat Heinz Overstolz an die Schranken, worauf männiglich sich herbeidrängete, weil man wußte, daß er der besten Stahlschützen einer war. Man konnte auch unter dem Volke ein Gemurmel vernehmen, daß er es gewißlich sein würde, der den Rumpf herunterholete. Er aber kümmerte sich dessen nicht, wählete vielmehr mit Fleiß und Bedachtsamkeit aus seinen Bolzen drei aus, fettete sie wohl ein, spannete und legte das Geschoß in die Schaftrinne. Dann aber hob er blitzschnell die Armbrust an die Backen und drückte los, nicht anders, als ob er des Zielens nicht bedürfte. Traf auch der Papageien Rumpf, aber ganz oben, da das Klötzlein angeleimet war, daran der Kopf gesessen hatte. Beim zweiten Schusse brachte er den Bolzen wiederum in den Rumpf, diesmalen mitten hinein, also daß er darinnen stecken blieb, und die Stange zitterte. Da er sich nun anschickte, den dritten Bolzen aufzulegen, rief eine Dirne, so unter den Zuschauern stand: „Herr König, wißt Ihr schon eine Königin?" Das verwies ihr der Kuhrmeister einer mit ernstlichen Worten, sie aber fuhr in eine helle Lache aus und verlief sich unter dem Volke. Es war aber selbige Dirne Barbara Zeymans, Peter Zeymans', einer löbl. Ulnerzunft Meisters, eheliche Tochter, ein schönes aber unbändiges Weibsbild, das lieber auf den Tanzboden denn zur Kirchen ging, auch die jungen Burschen freundlicher ansah denn die alten ehrsamen Leute, sich überhaupt also betrug, daß männiglich das Haupt darüber schüttelte.

Heinz Overstolz achtete der Worte, die sie ihm zugerufen, nicht, schoß vielmehr ein drittes Mal und traf den Rumpf hart unten an der Stelle, da er

auf die Stange aufgesetzet war, also daß er herunterfiel. Da huben die Stadtpfeifer wacker mit Blasen an, und alles Volk schrie ein über das andre Mal: „Vivat, Heinz Overstolz, der neue König!“ Kam auch alsbald Johann Unkelbach, der anjetzt seiner Kronen verlustig ging, tat die Kette ab, daran die Schildlein und Kleinode hingen, und legte sie seinem Sukzedenten über die Schultern. Danach stund unser gnädiger Herr Abt von seinem Stuhle auf, ließ sich der Papageien Rumpf vorweisen und fügte die Schaumünze mit St. Sebastiani Konterfei manu propria an die Ketten. Worauf dann der neue König ein Fäßlein mit gutem oberländischen Wein herbeischaffen ließ und sämtliche Herren und Schützen zu einem Vespertrunk einlud. Dieweil aber nun der Brauch ist, daß nach getanem Trunk der König eine Königin küret, selbige auch mit einem schönen Kränzlein krönet und mit ihr als erster zum Tanze tritt, so drängeten sich die Mägdlein um das Gezelt nicht anders, denn zur Herbstzeit die Kramtsvögel um eine Ebereschen. Denn oftmalen ist es schon geschehen, daß der König seine Königin nach geendetem Schießspiel zu seinem Eheweibe gemacht hat, wo denn bisweilen sein königlich Regiment ein jämmerliches Ende genommen und das Spiel in grausamen Ernst verkehret worden. Da nun Heinz Overstolz ein ansehnlich Mannsbild, auch ein geschickter und mit allerlei irdischen Gütern ziemlich gesegneter Meister war, so mochte manche Bürgerstochter unsrer Stadt denken, es könnte ihr nichts Besseres und Glücklicheres widerfahren, als eines so beschaffenen Königs Königin zu werden. Darum warteten die Mägdlein mit schier erstaunlicher Geduld und constantia vor dem Gezelt, wobei sich denn eine jegliche an der zuversichtlichen Hoffnung aufrecht erhielt, daß keine andre denn sie selbst zur Königin gekühret werden würde. Insonderheit tat sich die oben vermeldete Barbara Zeymans mit mancherlei hoffärtigen und leichtfertigen Reden hervor, sagete gar, ein König ohne Königin das sei viel schlimmer, als wenn der Papst zu Rom eine eheliche Hausfrauen nehmen täte, und was derlei lästerliche Reden mehr sind.

Nun war aber Heinz Overstolz ein rechter Schalk, den es baß verdroß, daß ihm die Jüngferlein als einem zu hoffenden fetten Hausvater und Eheherrn auf Schritt und Tritt nachliefen und sich ihm gleichsam an den Hals warfen, weshalb er sich denn vornahm, selbige einmal recte zu nasführen und ihnen einen tüchtigen Schabernack zu spielen, daran sie noch etliche Jährlein denken sollten. Beredete sich deshalb heimlicherweise mit seinen Kranzherren und Hauptleuten, desgleichen auch mit den Pfeifern, die sich als ein rechter Hofstaat um ihn versammelt hatten, und ließ auf der andern Seite des Gezelts die Leinwand ein weniges aufheben, also daß man, wenn man sich bückete, wohl hindurchschlüpfen und, von den Mägdlein ungesehen, davoneilen konnte. Nachdem sie auf solche Art einer nach dem andern furtim entwichen waren, auch des Tierbongerts Pforte hinter sich hatten, formiereten sie sich draußen wieder zu einem ansehnlichen conductum und zogen eilends vor des Schulmeisters Haus. Daselbst begannen die Pfeifer gar tapfer zu musizieren, also daß Henricus, so gerade beim Abendbrot saß, sein Restlein Käs in den Mund, das Messer aber ungewischet in den Tisch steckte und vor die Tür trat. Hörete zu, bis die Musika geendet war, und dankete alsdann unter etlichen schicklichen Verneigungen seines Hauptes für die ihm so ohnerwartet erwiesene Reverenz, worauf der Kranzherren einer erwiderte, selbige Musika sei mit nichten ihm zugedacht, sondern vielmehr dem fremden Mägdlein, so er in seiner Behausung herberge, und das anjetzt vom Meister Overstolzen, als dem neuen Schützenkönig, zur Königin gekühret worden. Der Schulmeister antwortete, er und sein Weib hätten das fremde Mägdlein nicht anders denn ihre leibliche Tochter gehalten, wenn aber eine Tochter also geehret würde, so fiele ein weniges davon auch auf die Eltern, weshalb er denn bei seiner Danksagung verharren müßte. Wollte auch sogleich seinen neuen Rock anziehen, so ihm ein hoher Magistrat auf untertänige Supplik zum letzten Holzfahrtertage wirklich verehret, und mit den Schießgesellen nach dem Tierbongert gehen, daselbst einen Nachttrunk zu nehmen. Heinz Overstolz aber sagte ihm, das möge er getrost tun, zuvor aber solle er es Brigitten ansagen, auf daß sie ihr Feiertagsgewand anlege und herauskomme. Da ging denn Henricus wieder in sein Haus. Nach einer guten Weile trat Brigitte heraus, wollte aber, da die Schießgesellen mit Vivatrufen anhuben, gleich wieder davoneilen. Da sprang Heinz Overstolz hinzu, hielt sie, ob sie sich auch ein weniges sträubte, fest und führete sie bei der Hand auf die Gasse. Wollte sie darauf mit seinen Gesellen zum Tanze geleiten, sie aber bat, man möchte noch verweilen, bis daß ihr Pflegevater käme, der es übel vermerken würde, wenn man ohne ihn davonginge. Trat auch der Schulmeister alsbald wieder heraus, der war lieblich geputzet, trug seinen neuen Rock, dazu auch auf dem Haupte ein Kränzlein aus Rosen, also daß er aussah wie ein Hochzeiter. Das Kränzlein aber hatte er dessentwegen aufgesetzet, weil er damalen weder Hut noch Mütze besaß, denn sein Barettlein hatte ihm der Wind in die Sieg gejagt.

Nun gebot Heinz Overstolz den Pfeifern, wacker das Spiel zu rühren und sonderlich beim Einzug in den Tierbongert sich mit Trommeln dazuzuhalten.

Das taten sie auch, und so geschah es denn, daß alle, so auf der Schießstätte waren, zusammenliefen und über den anrückenden conductum in Verwunderung gerieten. Da man aber erkannte, daß es der neue König war, der sich eine Königin geholt hatte, huben manche an zu lachen, etliche aber, vornehmlich die also getäuscheten Mägdlein, murreten und sagten, es sei wider Brauch und Sitte, daß der König die Königin anderswo kürete denn auf der Schießstätte. Ob denn hier nicht genug schöne und ehrbare Dirnen wären, darunter Töchter von angesehenen Meistern? Ob es vonnöten sei, ein landfahrend Mägdlein zur Königin zu machen, von dem man nicht einmal wisse, wer ihr Vater und ihre Mutter gewesen, und ob sie christlich getauft sei? Das alles sprach man aber nur heimlich und hütete sich wohl, daß es Heinz Oberstolz hören möchte, denn er war eifrigen Sinnes, und wenn man ihn zornig machte, so vergaß er seiner selbst und war nicht anders denn ein wild Tier. Dieweil man ihm nun selbst nichts anhaben mochte, hielt man sich an den Schulmeister, hänselte ihn und rief überlaut: „Der König hat sich nicht bloß eine Königin, sondern auch einen Narren mitgebracht!“ Henricus aber gedachte seinen Aerger in oberländischem Wein zu ersäufen und trank mehr, denn gut war.

Inzwischen hatte Heinz Oberstolz seine Königin in das Gezelt geleitet, allwo die Stadtpfeifer mit ihren Fiedeln fleißig zum Tanz aufspielten. Da er nun als erster der Tanzenden mit ihr zum Reigen trat, blieben die andern stehen und schauten Heinzen und Brigitten zu, denn ein jeder vermeinte, niemalen ein so wohlgestaltet Paar gesehen zu haben. Sonderlich auch des Herrn Abten Gnaden, so mitsamt des Gotteshauses Konventualen das Fest noch immer mit seiner praesentia beehrte und dem Tanze zusah, rühmte des Mägdleins elegantiam und urbanitatem, rief sie nach geendetem Reigen zu sich und verehrte ihr eine seidene Schnur, daran ein güldener Mariengroschen hing, sagete auch, es sei billig, daß die Königin nicht leer ausginge, wenn der König ein Kleinod erhalten habe. Das war aber das erste und wohl auch das letzte Mal, daß zu Siegburg eine Schützenkönigin von einem regierenden Herrn Abten also beschenket worden. Die andern Mägdlein aber sahen scheel dazu und gönnten Brigitten weder das güldene Münzlein noch den jungen Meister. Am hoffärtigsten führete sich Barbara Zeymans auf, denn als Heinz Oberstolz vor sie trat und mit gutem Anstand um einen Tanz bat, lachte sie ihm ins Gesicht und sagte, wenn er an landfahrenden Dirnen so großen Gefallen fände, so möchte er sich doch etliche von den braunen Heidenmägdlein holen, die draußen auf der Wiese den Leuten aus der Hand weissageten. Sie sei eines geschworenen Meisters Tochter, und wenn sie auch zur Königin zu schlecht sei, so sei sie doch als Tänzerin für manchen zu gut.

Auf diese injuriam entgegnete Heinz Oberstolz nichts, ging vielmehr aus dem Gezelt und kam alsbald mit dem großen Bären der Heiden wieder. Den führete er an der Ketten vor das Bänklein, darauf Barbara Zeymans mit ihren Freundinnen saß, und rief laut, daß männiglich es verstehen mußte: „Jungfrau Barbara! Dieweil Euch die Siegburger Junggesellen nicht anstehen, so bringe ich Euch allhier einen Kavalier aus Ungerland, der bittet um die hohe Ehre, mit einer Meisterstochter den Reigen treten zu dürfen. Sehet zu, ob Ihr mit ihm tanzen möget, aber tut nicht gar zu süß mit ihm, denn er liebt den Honig und könnte Euch leichtlich fressen.“

Zugleich aber pochte er mit den Fingern auf eine kleine, niedre Trommel, daran Schellen hingen. Da stellete sich der Bär auf die hinteren Branten, brummete und wiegete sein gewaltig Haupt hin und her, schritt auch ein weniges näher auf Barbaram zu, nicht anders, als ob er sie um einen Tanz bitten wollte. Die Mägdlein schrien laut auf und stürzten davon, da das aber des gnädigen Herrn Abten Hatzhund merkete, so unter seines Herrn Sessel geschlafen hatte, fuhr er mit Ungestüm heraus und fiel den Bären an. Selbiger wendete sich gegen den Hund und zerriß die Kette, daran ihn Heinz Oberstolz zurückzuhalten gedachte. Nun huben alle, so noch im Gezelt waren, ein erschreckliches Geschrei an, drängten sich durch die Pforte oder krochen unter der Leinwand davon, ausgenommen die Stadtpfeifer, die sich auf ihrem podio sicher fühleten, und die Königin, so auf ihrem Stuhle sitzen blieb und sich nicht regete, gleichsam als ob es ihre Pflicht wäre, auszuharren, wo ihr König ausharrete. Heinz Oberstolz aber rief den Musikanten zu, sie sollten eine recht lustige musicam machen, er selbst aber ergriff des gnädigen Herrn Abten Hund bei dem Halsband und warf ihn zu den Pfeifern auf das Podium, damit er von dem Bären ablassen müßte. Nun begann der Bär vor dem podio auf- und niederzutanzen, wenn er sich aber allzusehr emporreckete, so fuhr ihm der Hund durch des Geländers Stäbe ins Antlitz, also daß er mit Gebrumm zurückwich. Da aber der Schützenkönig sah, daß der Bär sich um nichts andres kümmerte, denn um den Hund, sprach er zu seiner Königin: „Brigittlein, laßt uns tanzen, der Tanzboden ist unser, und der braune Kavalier wird uns nichts anhaben.“ Und er faßte sie bei der Hand, und sie hüpfeten und schwebeten das Gezelt auf und ab und vergaßen des Bären und der erstaunten Musikanten und all der Leute, die draußen auf der Wiese standen und nicht anders glaubten, als daß die zwei jungen Menschlein gerades-

wegs in des Todes Rachen hineintanzen sollten. Kamen allgemach etliche, die sich beherzter dünkten, herbei, lauerten fürsichtiglich durch die Pforte und eileten wiederum davon, die Heiden zu holen, auf daß selbige den Bären einfangen und wegführen möchten. Worauf dann etliche der heidnischen Männer in das Gezelt traten und dem Bären sich niederzulegen geboten, also daß sie ihm ein neu Kettlein durch den Ring, so er in der Nasen trug, hindurchziehen konnten. Dann führeten sie ihn hinaus zu ihren Wagen, er aber ging gehorsam wie ein Hündlein hinterdrein, gleichsam als sei er froh, wieder an der Ketten zu liegen.

Stelleten sich nun die mehrsten der Entwichenen wieder ein, dabei auch unser gnädiger Herr Abt, welcher um seinen Hund herzlich bekümmert war und nicht anders meinte, als daß ihn der Bär zerrissen habe. Trat deshalb dem noch immer tanzenden Königspaare recht mitten in den Weg und sagte: „Meister, was habt Ihr da angerichtet! Ihr habet leichtfertig unser und dieser guten Leute Leben gefährdet, ja, Ihr habet sogar der heidnischen Bestie meinen braven Weckauf zum Opfer gebracht.“ Da der Hund nun vernahm, wie der Herr seinen Namen aussprach, hub er ein fröhliches Bellen an und zeigete Lust, vom podio hinabzuspringen. Da ward auch unser gnädiger Herr wieder froh und sagte: „Für diesmal sei Euch die Strafe erlassen. Hinfüro aber enthaltet Euch aller Perturbierung friedlicher Leute. Insonderheit lasset die Bären denen, so gewohnt sind selbige anzubinden.“

Da man nun mit dem Tanzen fortfuhr, ließ sich draußen vor dem Gezelt ein erschrecklicher Rumor vernehmen, also daß die Leute vermeineten, der Bär sei ein andermal seiner Kette ledig geworden, und sich baß entsetzeten. Kam auch bald danach der Schulmeister in das Gezelt, der hatte nichts weiter auf dem Leibe, denn seine Hosen und ein zerrissen Hemd. Eilete flugs zu des Herrn Abten Gnaden und führete Klage wider die Heiden, so ihn mit arger List um seinen neuen Rock gebracht. Fragete unser gnädiger Herr, wie das geschehen sei. Da erzählete Henricus unter großem Jammern, er hätte die Heiden ernstlich vermahnet, von ihrem bösen und unchristlichen Wandel abzulassen, auch von ihrem vagierenden Leben abzustehen und lieber eine ehrliche Hantierung zu ergreifen und ihre Kindlein, so anjetzt ohne alle Unterweisung und Zucht aufwüchsen, in eine gute Schulen zu tun. Sonderlich hätte er ihnen aber wider die Zauberei, als eine teuflische Kunst, gepredigt, worauf sie entgegnet, sie wüßten auch ohne den Teufel zu zaubern, ob er von solcher Zauberei wohl einmal ein specimen sehen möchte? Wonach er denn ein großes Verlangen verspüret, vornehmlich, um sie nach aufgedecketem arcano desto gründlicher von ihrem sündhaften Tun bekehren zu können. Hätte deshalb gebeten, ihm ein weniges von ihrer Zauberei zu zeigen, es dürfte aber kleinerlei teuflische Kunst und Hilfe dabei sein. Darauf hätten ihn die Heiden an einen Planwagen geführet und gesagt, wenn er sehen wollte, wie vier kölnische Ellen Siegburger Tuches auf eine simple Art gänzlich verschwänden, so möchte er nur ein weniges die Leinwand aufheben und den Kopf in den Wagen stecken. Da er solches nun getan, habe er der Finsternis halben im Wagen zwar nichts erkennen können, er sei aber von einem, so im Wagen gewesen, ganz schändlich mit Schlägen auf den Kopf traktieret worden, worauf ihm sein Rock abgezogen und genommen worden sei. Dies hätte er anfänglich für einen Schimpf oder lustigen Streich gehalten und deshalb gebeten, man möge ihm seinen Rock nun auch wieder herzaubern, die Heiden aber hätten darauf erwidert, das vermöchten sie nicht ohne Beistand des Teufels, welchen sie aber Henrici christlichen Gemütes halben nicht molestieren dürften. Des weiteren hätten sie ihm noch geraten, flugs von dannen zu gehn und sich alles Lamentierens zu enthalten, es sei denn, er trüge Verlangen nach argen Prügeln. Er richte nun an des Herrn Abten Gnaden die untertänigste Supplik, mit gedachten Heiden eine inquisitionem anzustellen, sonderlich ihm seinen neuen Rock wieder zur Stelle zu schaffen.

Da besprach sich des Herrn Abten Gnaden mit den beiden Herren Bürgermeistern und resolvierete, man solle die Malefizpersonen allesamt ergreifen und zu Turm bringen. Da man aber ihre Wagen durchsuchete, fand man zwar mancherlei Dinge, so ohnfehlbar gestohlen waren, darunter etliche Leuchter und heilige Geräte aus feinem Silber; des Schulmeisters neuer Rock aber war und blieb verschwunden, also daß sich Henricus bekümmerte und argwöhnete, es möchte doch wohl Satanas ein weniges bei der Verzauberung geholfen haben. Andern Tags bei dem peinlichen Verhöre wußten inculpati über den Rock nichts auszusagen, da es aber offenbar war, daß sie schändliche Zauberei getrieben, so wurden sie auf vierzehn Tage in den Schinkenkessel — so benennen wir hier zu Siegburg des Herrn Abten Gefängnis bei der Mühle — gesetzt. Da sie aber mit dem, was man ihnen an Speise aus der Stadtküche lieferte, nicht zufrieden waren, vielmehr jeden Tag gebratene Hühner und Enten, auch wohl ein gut Fischgericht postulierten, so ließ man sie am dritten Tage laufen, damit sie einem hohen Magistrat und andern guten Leuten nicht noch übele Dinge auf den Leib wünschen möchten.

(Schluß folgt)

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Wöchentlich eine Nummer | № 52 | Alle 14 Tage ein Heft

Der Ueberkater

Von

Johannes Richard zur Megede

(Schluß)

Keine zwei Stunden später kam Josefa. Sie sah müde aus, abgespannt, und lächelte wohl nur freundlich der Leute wegen. Sie fragte vor allem, wie es dem Kinde ginge. Ich fragte wie geistesabwesend zurück: „Welchem Kinde?“ So fern liegen mir plötzlich die nächstliegenden Dinge.

Sie wollte hinuntergehen ins Souterrain, ich aber hielt sie zurück. „Du bist da unten nicht unbedingt nötig ... Es geht wohl nicht besonders gut ... Josefa, Peter war hier.“

„Ja, ja,“ antwortete sie nervös. „Ich konnte es mir ungefähr denken. Ich bin in Hannover gewesen, eigentlich nur, um mit ihm über Bloome zu sprechen. Er war nicht mehr da, und ich habe ihn auch in Berlin nicht finden können, wohin er gereist sein sollte. Ich kann auch nicht mehr tun, als ich bereits getan habe ... Peter muß wahnsinnig sein! Und einem Wahnsinnigen gibt man keine Satisfaktion, das habe ich Bloome persönlich jetzt noch in Berlin gesagt ... Er schrieb mir in der Angelegenheit, und darum reiste ich so plötzlich ... Peter hat nicht den geringsten Anhaltspunkt als das Nennen selbst, wo ich allerdings zugeben muß ... Aber das hatte doch ganz andre Gründe! Ich konnte ihm auch nur brieflich wiederholen, was ich ihm schon damals gesagt habe: daß mir dieser Bloome nichts ist, weniger als nichts! Er soll sich doch damit begnügen, daß ich alles tragen will, selbst den Makel des Ehebruchs, obgleich's doch in seinem Sinne wahrhaftig kein Ehebruch war! ... Den wahren Namen erfährt er doch niemals von mir ... Und daß er sich nun durchaus mit dem Bloome schießen will — was weiß er denn überhaupt? Nichts! Es ist alles Vermutung, alles leere Vermutung!“

Ich fragte Josefa darauf, ob sie vielleicht einen versiegelten Brief ohne Aufschrift vermisse?

„Ja, den vermisse ich allerdings. Ich habe Tag und Nacht in Hannover nach ihm herumgesucht; ich muß ihn also in meiner Briefkassette hierher mitgenommen haben. Meine Jungfer hat dir wohl gesagt?“

„Josefa, mache dich auf das Schlimmste gefaßt: Peter hat den Brief erbrochen und gelesen.“

„Erbrochen und gelesen?“ Sie wurde blutrot, und ihre Lippen bebten so, daß sie ein paar Augenblicke sprachlos war. „Nein, das kann nicht sein! Dazu ist er nicht fähig!“

„Er war doch dazu fähig, mein Kind!“

Aber Josefa, die wohl seit Jahren gewöhnt ist, auch die blutigste Träne unter einem kühlen Lächeln zu verschleiern, fand sich doch sehr rasch und sagte mit verhältnismäßiger Ruhe: „Dann war es eben die höchste Zeit, daß wir uns trennten ... Der Brief sagt übrigens nichts, kein Name ist genannt ...“ Sie wurde wieder erregter. „Allerdings, wenn er

kombinierte! Wenn er richtig kombinierte! Aber das wird er nicht tun, das kann er nicht tun. Er hat mich doch nie verstanden im Leben. Und sollte mich hier verstehen? . . ." Die Stimme war ihr bei den letzten Worten ganz hohl geworden. „Ja, ich habe kein Glück, ich habe wirklich kein Glück!"

Sie setzte sich in eine Sofaecke und stierte vor sich hin. Ich ahne wohl, was in ihr vorgeht! Aber ich hatte nicht den Mut, in diesem Augenblick ihr das Schlimmere und das Schlimmste zu sagen. Ich fühlte wohl auch, daß ich hier überflüssig war, ganz überflüssig. Sie wollte allein sein, und ich ließ sie allein.

Nach einer Stunde, während deren ich im Nebenzimmer angstvoll auf jeden Laut von ihr gehorcht hatte, kam ich wieder. Sie war aufgestanden und sagte:

„Mama, ich gehe hinunter zu dem Kinde. Aber ich bitte dich, nimm keinen Menschen an, wer auch kommen möge, und gib mir keinen Brief, was auch drin stehen mag! Ob's nun Peter oder Bloome ist, ich will niemand sprechen, niemand sehen! Und, Mutter" — sie trat ganz nahe zu mir und sagte leise, aber befehlend — „sprich nichts dagegen! Ich weiß, daß ein Mord passieren wird, und daß ich ihn mit einem einzigen Worte hindern könnte. Aber dieser Mord muß passieren! Hörst du, er muß! Und ehe es zu spät ist!" Als ich die Antwort nicht gleich fand, fuhr sie mit vibrierender Stimme fort: „Gut, du sollst es wissen — mein Geliebter war Bloome, wenn du es auch nicht verstehen wirst. Stirbt er, werde ich ihn als solchen vor aller Welt betrauern. Denn er war mein Geliebter, er und kein andrer." Und damit ging sie.

Ich hätte meine Tochter vielleicht vor wenig Stunden nicht verstanden. Jetzt verstehe ich sie. Es muß doch ein Gefühl geben, das stärker ist als das Gewissen, und vor dem der Tod nichts bedeutet. Und wenn ich selbst mich auch nicht durchgekämpft habe bis zu diesem Gefühle, so will ich's doch bei denen ehren, die sich's selbst errangen.

Ich bin auch nicht unten bei dem Kinde mehr gewesen. Ich will Josefa weder mit meiner Gegenwart noch mit der Wahrheit quälen.

*

Es war fast genau um dieselbe Stunde wie gestern. Josefa war gerade bei mir. Mit dem Kinde geht es wahrscheinlich zu Ende . . . Sie war nicht so übernächtig wie ich, sondern ruhig und gefaßt. Es geschah auch etwas Sonderbares. Als ich mechanisch die Morgenpost durchblätterte — ich dachte nicht an Lesen —, fiel mein Blick auf eine Zeitungsnotiz:

„Der bekannte Forschungsreisende Rin, der wegen Tropenfiebers monatelang in einer sächsischen Nervenheilanstalt weilte, hat sich gestern nach Berlin begeben, um Seiner Majestät dem Kaiser über seine projektierte Tibetexpedition, die von Nepal vorstoßen und womöglich über Lhassa, die Hauptstadt des Dalai-Lama, vordringen soll, persönlich Bericht zu erstatten."

Ich legte die Zeitung beiseite, Josefas wegen. Da kam der Diener und meldete, daß ein Herr Frau Gräfin unbedingt zu sprechen wünsche.

„Welcher Herr?"

„Der Herr von gestern."

Ich überlegte nichts, ich sagte sofort: „Ich lasse den Herrn Grafen bitten."

Josefa sah mich von der Seite an: „Mama, du sollst doch nicht . . ."

„Mein Kind, ich weiß. Es ist auch weder Peter noch Bloome. Aber laß uns, bitte, allein!"

Sie ahnte offenbar nichts. Sie ging fort. Aber als sie die Tür öffnete, standen sich die beiden gegenüber. Das hatte ich nicht gewollt! Er sah sie, sie sah ihn. Sie waren beide wie gebannt.

„Frau von Lasowitz . . ."

„Herr Graf . . ."

„Ich bin gekommen . . ."

„Bitte, da ist meine Mutter."

„Ich kam Ihretwegen, Frau von Lasowitz."

„Ich wüßte nichts, was ich mit Ihnen zu sprechen hätte, Herr Graf."

Er aber sagte warm: „Gnädige Frau, sagen Sie das nicht — ich muß mit Ihnen sprechen!"

„Aber ich will nicht."

„Sie werden wollen müssen, gnädige Frau . . . Ich habe den Brief gelesen."

„Welchen Brief?" Sie sah ihn an.

„Den mir gestern Ihre Mutter gab."

„Den Brief von Peter? Du hättest . . ." Sie wandte sich todblaß zu mir. Dann zu ihm. „Ich habe keinen Brief an Sie geschrieben, Herr Graf."

„Sie haben ihn doch geschrieben, gnädige Frau!"

Sie unterbrach ihn mit bebender Stimme. „Ehe Sie weiter sprechen, muß ich Ihnen sagen, daß dieser Brief nur durch eine unglaubliche Indiskretion meiner Mutter in Ihre Hände gelangt sein kann. Mein fester Entschluß jedenfalls war, diesen Brief zu zerreißen."

Ich wollte hinausgehen. Sie duldete es nicht. „Bleib! Ich wünsche keine Unterredung unter vier Augen mit Herrn Rin."

Er trat einen Schritt zurück. „Ich wünsche sie dann schließlich auch nicht. Ich wünsche Ihnen nur zu sagen, daß ich nach Tibet gehe und keine Ahnung habe, wann und ob ich zurückkehre. Und nachdem ich diesen Brief gelesen habe — ob Sie ihn nun zerreißen wollten oder nicht, das tut mir nichts zur

Sache —, möchte ich Sie herzlich bitten, mir zu verzeihen. Mehr kann und will ich Ihnen nicht sagen. Ich wünsche auch keineswegs, daß ein gewisser Moment in meinem und Ihrem Leben ausgelöscht wird — solche Momente lassen sich schlechterdings nicht auslöschen —, aber ich wünsche, daß Sie mich auch verstehen, nachdem ich Sie auch erst jetzt verstanden habe. Ich habe lange gezögert, aber es war mir doch zu schwer und erschien mir innerlich fast ehrlos, im Groll von der einzigen Frau, die ich ehrlich geliebt habe, vielleicht fürs Leben zu scheiden, nachdem auch mir klar geworden ist, daß sie mich ehrlich geliebt hat. Wollen Sie mir Ihre Hand zum Abschied und zur Verzeihung geben?"

Josefa stand unbeweglich. Die Hand hing ihr schlaff. Sie hatte die Zähne aufeinander gebissen.

„Dann also nicht. Mehr kann ich nicht tun." Er wandte sich zur Tür und sagte noch einmal: „Wenn Sie mir den Schlag ins Gesicht, wie Sie ihn nennen, nicht verzeihen können — und das verstehe ich —, so glauben Sie wenigstens einem Manne, der wissentlich noch nie gelogen hat, daß er ihm so weh getan hat wie Ihnen."

Darauf hielt sie ihm die Hand hin, aber sie wandte den Kopf weg.

Er küßte die Hand und wollte nun wirklich gehen.

Ich aber litt es nicht. Wie ich die beiden Menschen so beieinander sah, da fühlte ich, daß die beiden auch zueinander gehören durch ein höheres Gesetz und ein höheres Gefühl, als ich es je gekannt. In solchem Anblick ermannt sich auch der Feige, Schwache, wächst hinaus über die Konvenienz, wächst hinaus über sich selbst ... Und wenn's auch die letzte Stunde eines Sündenglücks wäre — sie sollen sie haben!

Ich sagte: „Graf Rhyn, bleiben Sie! Denken Sie an Ihren Vater, wie ich auch an Ihren Vater denke in dem Augenblick!"

Er ist geblieben, und Josefa hat's gelitten.

Und auf einmal kam mir der ganze Sonnenschein der Hoffnung wieder. Es wird, es muß alles gut enden! Die Geschicke, die die Eltern auseinander geführt, führen die Kinder wieder zusammen ... Ich hatte innerlich wirklich die Ueberzeugung, daß Peter doch inzwischen vor der letzten Konsequenz zurückgeschreckt sein müsse und sich mit der Scheidung begnügen würde ... Es kam dabei die sichere Klarheit über mich, daß die Wintersonne, die heute zum erstenmal seit langem und recht kühl auf das schneeglitzernde Dresden schaute, ja doch dieselbe Sonne ist, die die Knospe weckt und die Frucht reift. Es muß sich alles, alles wenden!

Ich ließ die beiden auch bald allein im Salon und ging hinunter zu den Portiersleuten. Ich sah auch hier, daß das Kind schwer, vielleicht hoffnungslos krank, und dachte doch auch hier hoffnungsfreudig, daß es nur die Krisis sein könne, der Weg zum Gesunden. Die Ingen, die sich nicht von sich selbst betören läßt, dachte anders. Sie glaubte nicht mehr ans Gesunden. Aber sie tat doch so tapfer ihre Pflicht, wenn sie die Kanüle reinigte oder das Fieber maß! Sie ist überhaupt so ein guter, tapferer Kamerad, der nicht viel fragt, sondern handelt ... Ich dachte dann wieder an Josefa und was die beiden jetzt sprechen würden oben.

Zu Mittag aßen wir alle vier zusammen, die Ingen eingerechnet. Es war auch zwischen uns gar keine Befangenheit, wir kannten uns ja alle schon lange vom Garda! ... Ob die Ingen etwas ahnt, ahne ich nicht. Aber selbst wenn sie ahnte — was tut's!

Nach Tisch, wo ich sonst zu schlafen pflege, schrieb ich ins Tagebuch.

Als ich später zu den beiden in den Salon ging, wurde mir wieder recht bange. Josefa sah so furchtbar angegriffen aus. Sie ist wohl froh, aber sie sinniert und sinniert wieder, sie könne an ein Glück noch nicht glauben!

Er weiß übrigens, daß Josefa so gut wie frei ist, aber er ahnt natürlich nicht, wie's kam und wie's noch weiter kommen kann ... Ich saß gerade einen Augenblick dabei, als er von seiner harten Jugend erzählte. Mir tat's wohl und weh zugleich. Daß ich Josefa die ganze Wahrheit einmal sagen muß, das liegt auf der Hand. Ich möchte es nur jetzt nicht tun ... Und dann erzählte er, daß er in seinem Leben nichts so gehaßt habe als die Feigheit, und daß er lieber den qualvollsten Tod erleiden wolle, als jemals innerlich feige sein. Es klang so männlich schön, und Josefa hing an seinem Mund mit leuchtenden Augen. Aber gleich erlosch auch das Licht jäh. Sie sah mit leeren Augen in den Schoß und ihre Hände zitterten.

Sie geriet nachher fast in einen lethargischen Zustand. Ich glaubte, daß es Nervosität sei, der Mangel an Schlaf in den letzten Tagen. Ich konnte unmöglich ahnen, welchen Kampf sie kämpfte. Und sie kämpfte ihn doch, den schwersten Kampf, den vielleicht ein Mensch kämpfen kann!

*

Am Spätnachmittag kam Peter.

Er ließ sich bei Josefa melden wie ein Fremder. Wir drei saßen im Salon zusammen, im Zwielicht, als der Diener kam. Draußen klirrte ein Sporn. Er war wohl in Uniform, aber ich habe ihn nicht mehr gesehen.

Josefa war bei dem Namen ihres Mannes zusammengezuckt. Ich sagte leise: „Nimm ihn nicht an!"

Sie zögerte einen Augenblick, die Augen ganz leer und tot. Aber als wenn sie mich überhaupt nicht gehört hätte, stand sie dann auf und sagte merkwürdig fest: „Führen Sie Herrn von Lasowitz hier herein."

Wir beiden andern gingen ins Nebenzimmer. Ich lehnte die Tür nur an, ich wollte, ich mußte hören! Robert Rhyn sah mich etwas von der Seite an. Er setzte sich möglichst fern der Tür, in die Ampelecke, und begann sofort in einem Buch zu blättern.

Die Unterredung in dem Salon derweilen war nur kurz. Zwei Menschen, die vollkommen miteinander fertig sind und nicht einmal mehr Vorwürfe haben füreinander.

Peter: „Ich habe dir nur noch mitzuteilen, daß ich mich übermorgen mit Graf Bloome schießen werde. Die Satisfaktion seinerseits mußte ich mir etwas brutal erzwingen. Es ging nicht anders. Der Herr wollte durchaus nicht 'ran. Er leugnet durch seinen Zeugen zwar auch jetzt noch, aber er hat mir endlich die Forderung geschickt, die ich haben muß. Einer von uns beiden kommt nicht lebendig vom Platz ... Da du einsehen wirst, daß nun Lügen keinen Sinn mehr hat, ersuche ich dich in aller Ruhe, den Brief herauszugeben, den ich in meiner wohlbegreiflichen Aufregung bei deiner Mutter gelassen habe und der jetzt wahrscheinlich in deinen Händen ist. Fällt Bloome, so muß ich diesen Brief haben, um nicht vor manchem doch als Mörder dazustehen. Bist du bereit, diesen Brief herauszugeben?"

Josefa schwieg.

Ich sah mich unwillkürlich nach Rhyn um, der aber ohne ein Zeichen der Erregung weiterblätterte.

Peter fuhr fort: „Du willst also nicht? Das konnte ich mir ungefähr denken! Du möchtest natürlich, wenn dein ‚Freund', wie ich hoffe und wünsche, nicht mit dem Leben davonkommt, wenigstens die gesellschaftliche Konsequenz des Duells von dir abwenden."

„Das will ich nicht."

„Das willst du doch! ... Du willst mich weiter belügen und die Welt auch, wie du in deiner ganzen Ehe gelogen hast bis auf den heutigen Tag."

„Ich habe dich nicht belogen."

„Das hast du doch getan! Du bist und warst immer feige."

„Ich bin nicht feige ... Ich werde dir jetzt den Namen des Mannes sagen, der zwar nicht in deinem Sinne mein Geliebter gewesen ist — aber in meinem."

Sie hielt inne. Vor mir drehte sich alles.

„Ich lüge nicht, Peter! Der Mann war: Graf Rhyn."

Peter schien das nicht so schnell begreifen zu können, denn er sagte erst nach längerer Pause: „Es tut mir leid ... Es wird ja dann auch wohl so sein. Aber an den habe ich allerdings nie gedacht, weil ich ihn für einen unbedingten Gentleman hielt. Da er es nicht war, hat er natürlich vor Bloome den Vorzug. Das wird sich übrigens schnell ermitteln lassen. Er ist, wie du wohl besser weißt, in einer Nervenheilanstalt hier. Ich sprach mit ihm auf dem letzten Rennen, ehe ihr kamt. Er benahm sich allerdings sehr merkwürdig, wie mir nicht etwa nachträglich einfällt, er gab sich ja immer merkwürdig zugeknöpft und ablehnend, am Garda sowohl, aber noch mehr in Biskra. Ich glaubte, das sei überhaupt so seine Art ... Aber wie gesagt: es tut mir leid."

Josefa sagte nichts darauf, und er ging.

Als sie den Namen Graf Rhyn ausgesprochen hatte, fuhr ich auf, wollte hineinstürzen zu den beiden, aber Rhyn selbst zwang mich, sitzen zu bleiben und zu schweigen. Er hat die schmale, nervige Hand seines Vaters, der unsereiner nicht widersteht ... Ich blieb also sitzen. Als Josefa gleich darauf zu uns ins Zimmer trat, war ich auch tatsächlich imstande, aufzustehen.

Josefa sagte verhältnismäßig ruhig: „Robert, ich habe meinem Mann gesagt, daß du ..." Es war zum erstenmal, daß ich den Vornamen und das Du von ihr hörte.

Er war ihr entgegengegangen und unterbrach sie mit einer weichen, fast vibrierenden Stimme: „Ich hörte alles. Du hast nur getan, was du mußtest, mein Schatz ... Und glaube mir, daß ich dich in keiner Stunde meines Lebens so geliebt habe, wie ich dich jetzt liebe. Ich kann dir nur sagen: Josefa, ich danke dir, ich danke dir."

Er wollte ihr die Hände küssen, sie aber warf sich an seine Brust und schluchzte.

Er beabsichtigte wohl, möglichst bald in sein Sanatorium zurückzukehren, um das Weitere dort zu erwarten. Er tat's in Rücksicht auf mich und meine Menschenfurcht. Aber so klein bin ich denn doch nicht mehr! Ich war die erste, die ihn herzlich bat, bei uns überhaupt zu bleiben, da doch jede Minute seiner Gegenwart Josefa und damit auch mir köstlich sei. Was bedeutet Menschenmoral, wenn der Tod an die Tür klopft? Und wenn ich auch noch so alt sein mag und kleinmütig, es gibt doch Stunden, wo vielleicht wider Willen auch unsereiner von dem Besseren und Größeren getragen wird, was nur schlummert auch in jedem Herzen. Ich weiß es nicht mehr genau, aber wahrscheinlich habe ich um den Ausgang gebetet: daß der andre sterben soll, den sie nicht liebt, und er leben, den sie liebt. Aber gewußt habe ich trotzdem, daß das nicht sein kann, weil das Leben doch in seiner letzten Konsequenz keine Komödie ist, sondern eine Tragödie.

Vor den Leuten im Hause haben wir uns natürlich benommen, wie es der Anstand verlangt. Sie mögen ahnen, aber sie sollen nicht wissen.

Dem Kind soll's besser gehen. Das war uns beiden Frauen eine gewisse Erleichterung.

Ich habe dann in „seinem" Beisein Josefa mit Daten erzählt, daß ich seinen Vater gewissermaßen unglücklich gemacht habe, und daß es nun der Sohn ist, der meine Tochter doch glücklich gemacht hat.

Er bemerkte darauf mit ruhigem und feinem Verstehen: „Ich bitte Sie, Mama, machen wir auch darunter einen Strich! Es lebt sich eben jeder aus, wie er kann. Mir jedenfalls ist das Häßliche der Erinnerung tot, und ich meine, daß für uns alle drei diese Tage zu den besten unsers Lebens gehören müssen."

Ich habe es nicht zu so starkem Gefühl bringen können in meinem Leben, aber angesichts dieses Tages begreife ich wenigstens und begreife es mit andächtigem Schauer, daß die Tat alles auf Erden ist. Wer sein Liebstes opfert wie Josefa, der opfert sich selbst. Und erst wer bis zu diesem Opfermut durchdringt, ist er selbst. Ich habe darum den Wunsch gehabt, daß diese beiden letzten Tage sich die beiden ganz angehören sollen, und dabei das sichere Gefühl, daß sie auch jetzt sich erst ganz angehören durften. Denn erst jetzt waren sie beide ganz sie selbst.

Am andern Morgen kam der blonde, hübsche Gardereiter, der damals beim Rennen war, im Auftrage Peters mit Robert zu verhandeln. Das gleiche Regiment stellte auch ihm einen Zeugen zur Verfügung, weil er hier unbekannt ist, mehr wohl noch auf Bloomes Betreiben, der anfangs darauf bestehen wollte, daß sein Ehrenhandel vorginge. Robert überzeugte ihn, daß er in der Form, aber nicht in der Sache recht habe. Für sein Gefühl müsse er unbedingt der erste sein. Josefa fand das auch, und ich mußte es wenigstens finden.

Diese beiden letzten Tage habe ich meinen Kindern so sonnig zu machen versucht, wie es nur ging. Ich war innerlich ganz sicher, daß es letzte Tage waren. Man hat manchmal solchen Instinkt.

Gerade der letzte Abend war so rein, so ruhig, niemand hätte ahnen können, daß es ein letzter Abend war.

Das Duell findet hier und zwar in der Dresdner Heide statt. Morgens sieben Uhr. Später schießen sich Peter und Graf Bloome, weil natürlich eine tätliche Beleidigung auch beim besten Willen nicht mit einer Abbitte ausgeglichen werden kann.

*

Das Duell hat stattgefunden. Robert Rhyn wurde tödlich verwundet und starb noch auf dem Transport in unser Haus, wo er auch aufgebahrt ist. Peter bekam in dem zweiten Duell einen Schuß in den Unterleib, der nach Bloomes Aussage schwer, aber nicht lebensgefährlich ist. Er wurde in ein Dresdner Krankenhaus gebracht. Josefa hat ihn nicht besucht. Das war nach Lage der Dinge selbstverständlich. Früher hätte ich wohl anders gedacht. Jetzt weiß ich, daß Menschen, die nicht zueinander gehören, auch nicht zueinander kommen sollen. Einen Riß, der durchs Leben geht, heilt am letzten der Tod.

Die eigentliche Leichenfeier fand in der Wohnung bei uns statt. Ob nun der Tote gläubig war oder nicht, haben wir es doch für unsre Pflicht gehalten, die Leiche durch einen Geistlichen einsegnen zu lassen. Wir Frauen glauben beide, wenn auch Josefa anders als ich. Der katholische Priester, an den wir uns wandten, weigerte sich entschieden, weil ihm bekannt geworden sei, daß Graf Rhyn bei Lebzeiten nie Messe oder Beichte besucht habe. Der berühmte Diakonus, auf den die beiden wohltätigen Damen so viel halten, machte Schwierigkeiten wegen des andern Glaubens und des Ehebruchs. So hat denn mein alter, unberühmter protestantischer Pfarrer die Rede gehalten, für mein Gefühl warm und ergreifend. Er hielt sich an den Geist der Bibel, der alles verzeiht, aber nicht an den Buchstaben, der nur die Hoffart verzeiht. Der fast schmucklose Sarg stand im Salon, den wir in einen Palmengarten umgewandelt hatten auf Josefas Wunsch. Es ist die Erinnerung an die Palmen von El-Kantara. Wir beiden waren natürlich in tiefster Trauer. Josefa hat nicht geweint, aber ich weinte, und zwar bitterlich. Es klingt merkwürdig nach dem allen: doch ist es nicht am Ende auch mein Sohn, mein einziger Sohn? . . .

An dem Akt im Hause nahmen teil: Graf Bloome, der mit finsterem Gesicht dabei stand und wohl denken mochte: ‚Warum kann der andre nicht hier liegen?' Er ist nun einmal Mann, aber er war auch sicher ein Freund, ein guter Freund, trotz aller Leichtfertigkeiten. Weiter die Jugen mit ihrem Bräutigam, gute, warmherzige Menschen. Außer seinem Sekundanten aus Dresden niemand. Wäre ich vielleicht gekommen? Es gibt ein ehernes Gesetz innerhalb der Gesellschaft: wen man betrauern muß, wenn man auch im Herzen hohnlacht, und wen man nicht betrauern darf, wenn man auch im Herzen stirbt.

Von Jeanette Quedenberg hätte ich wenigstens einen Kranz erwartet. Sie war doch sonst nicht feige. Und nach unsrer letzten Begegnung steht es mir außer Zweifel, daß der Verstorbene ihr Freund gewesen ist, wenn nicht mehr. Ich habe sie den Sonntag darauf gesehen, wie sie zur Kirche fuhr. Wir machten beide keine Miene, uns zu kennen. An dem Grabe soll sie

gewesen sein, sogar geweint haben. Jetzt erst begreife ich, daß die beiden Frauen sich haßten und sich eigentlich hassen mußten... Jeanette Quedenberg wird durch das Kind den Weg zurückfinden oder hat ihn schon gefunden. Daß Josefa den Weg durch das Kind nicht zurückfinden wollte und nicht zurückfinden konnte, beweist mir ihren tieferen Wert auch in der Sünde... Ja, man ändert sich doch, und es ist gut, daß man sich noch ändern kann!

Lächeln müssen habe ich über die Wohltätigkeitsgräfin. Sie wandte sich kalt ab, als Josefa sie grüßte. Es war auf unserm Wege nach dem Kirchhof.

Es war ein schöner Frosttag, an dem wir ihn begruben. Die herzbeklemmende Kühle, die uns sonst beim Anblick von geöffneten Wintergräbern durchfröstelt, konnte angesichts der vollen roten Sonnenfluten, die den Friedhof vergoldeten, bei uns keinen Eingang finden. Nach stillschweigender Uebereinkunft waren Josefa und ich an dem Grabe fast allein. Wir haben lange gekniet und gebetet und uns dann geküßt in dem Gefühle innerlichsten Verstehens und Verzeihens. Wer Steine werfen will, mag es. Ich fühle mich dem rein Menschlichen zurückgegeben, was wohl immer das reinste Irdische war und ist.

Ob ich Josefa das Leben wünschen soll, weiß ich nicht. Denn wenn sich auch nach Jahren die Lebensfreudigkeit vielleicht wiederfindet, wie ich sie seinerzeit ja auch wiedergefunden habe, so würde es bei ihr doch nur die Lebensfreudigkeit der barmherzigen Schwester sein. Eine Barmherzige-Schwester-Natur ist sie nicht, und gebüßt hat sie, denke ich, genug. Jedoch wie Gott will...

Wenn sich Josefa von dem Grabe trennen kann, werden wir bald nach dem Süden gehen und dort ganz einsam leben.

Das Portierskind ist beinahe außer Gefahr, das freut mich.

Es gehört eigentlich nicht hierher, und nur wegen des merkwürdigen Zusammentreffens notiere ich es: die weiße italienische Katze, die ja eigentlich der beiden Bekanntschaft am Garda vermittelte, ist an dem gleichen Tage, wo Robert starb, von den Terriern im Stall totgebissen worden. Das Tier war schon reichlich alt und griesgrämig, aber ich hätte ihm doch ein sanfteres Ende gewünscht.

*

Das Schwerste war mir noch vorbehalten.

Als wir vom Kirchhof zurückkamen, ging Josefa zu den Portiersleuten und herzte das Kind. Sie tat's mit feuchten Augen. Ich verstehe meine Tochter gar wohl. Es war die Regung jenes mütterlichen Gefühls, das uns alle gerade die kraftlose Kinderhand suchen läßt im tiefsten Kummer. Ich habe diese Kinderhand auch gesucht, freilich ganz anders. Das Portierskind ist übrigens ein liebes Kind, für das zeitlebens zu sorgen ich mir schon damals vornahm. Aber als Josefa zum Abschied es so lange küßte, da ging's mir doch durch und durch. Ich weiß, daß die Ansteckungsgefahr noch nicht vorüber, und ich hätte Josefa am liebsten wegreißen mögen von diesen Lippen. Ich habe es aber nicht getan. Wohl hatte ich einen Augenblick das dunkle Gefühl, als wenn gerade an diesem Kinderbette das Verhängnis stumm und erbarmungslos stehe, seine letzte Konsequenz zu ziehen, aber gerade darum habe ich es nicht getan. Wenn die Vorsehung den Tod will, ist es nutzlos, um das Leben zu flehen.

Josefa ist gestorben, an der gleichen Diphtherie, von der sie das Kind rettete. Und dennoch — es ist gut so...

Was ich dabei empfinde, wird nur ermessen, wem sein einziges Kind im Leben alles war — aber es ist gut so...

Sie hat zwei Tage schwer gelitten, jedoch der Tod selbst war leicht. Ich hielt ihre Hand in meinen Händen bis zuletzt, und erst der Arzt mußte mir sagen, daß es die Hand einer Toten war, die ich hielt. Ihre letzten Worte waren, ehe sie die Besinnung verlor: „Mutter, wir sehen uns wieder." Das hoffe ich zu Gott.

Sie wurde aufgebahrt in dem gleichen Salon wie Robert. Und jetzt, wo vor der Welt auch das letzte gesühnt schien, wollte auch alle Welt kommen zu diesem Sühnegrab. Ich hab's allen abgeschlagen. Die Menschen und ihre äußerliche Teilnahme brauche ich nicht mehr. Die Eitelkeit und Kleinheit dieser Welt habe ich endlich überwunden. Ich habe an Josefas Sarge allein das Abendmahl genommen und mir allein die Leichenpredigt halten lassen. Es wäre mir wie eine Entweihung erschienen, wenn an diesem letzten Gange auch noch andre teilgenommen hätten als der Geistliche und ich. Ich will allein begraben, was ich allein mit ganzer Seele geliebt habe. Und wie Josefa an seinem Grabe, so fehlten mir an ihrem Grabe die Tränen. Der höchste Schmerz ist stumm.

*

Und wieder sitze ich an meinem Schreibtisch wie in jener Nacht. Und wieder will mich das Gefühl unerträglicher Leere umklammern und ersticken. Aber ich lasse mich nicht ersticken! Ja, ich war vielleicht nie in meinem Leben innerlich so ruhig und so klar. Ich weiß, daß ich gefehlt habe durch mein ganzes Leben. Und diese Fehler mußten sich notwendig an dem Liebsten rächen, was mir das Leben war. Am Leben rächt sich nur das Leben. Und wenn es überhaupt eine Moral im Leben gibt — und es gibt eine —, so heißt die: Lebe das Leben wie du mußt, und laß

andre das Leben leben wie sie müssen! Und wer schwach gewesen für sich, der soll sein Kind stärken für sich! Denn unsre Sünde auf Erden ist die Schwäche, nicht die Kraft. Und wer die Tiefen der Sinne und der Leidenschaft sein Lebtag ängstlich gemieden hat, weil er selbst nie tief war, der soll sie doch ehren bei andern als das Große, Unverstandene. Und wer sieht, wie seinem Kinde die Flügel wachsen und es hinausdrängt in den Sturm, der soll nicht die Flügel ihm ängstlich beschneiden und beten, daß der Sturm nie komme, sondern er soll beten, daß der Sturm kommt und daß sein Kind ihn besteht. Denn was ist schließlich der Glaube ohne Kampf, die Unschuld ohne Versuchung! ... Und die, die ihr Lebtag immer nur vorwärts gingen, um zurückzugehen, die Feigen, die Schwachen — ich gehöre zu ihnen —, die müssen am Ende am schwersten büßen, weil sie sich immer wieder beugen müssen vor jedem Windhauch, indes die andern selbst im Sturme aufrecht stehen. Und die Tragik ihres Lebens wird wenigstens für die Besseren darin bestehen, daß sie weiterleben müssen, wo andre sterben dürfen. Ich möchte gewiß gern sterben, da mir die Erde nichts mehr bietet, aber gerade ich darf's nicht! Darin fühle ich konsequent.

Was mir im Leben lieb, das hat doch schließlich seinen Weg gefunden ohne mich, und ich bin ihm nur ein Stein gewesen auf diesem Wege. Sie waren alle tragische Gestalten, weil sie wollten, weil sie mußten! Sie sündigten mit der Tat, sie büßten auch mit der Tat. Ich habe nur mit der Schwäche gesündigt und mit der Schwäche gebüßt. Nun steh' ich allein — in diesem Drama wie zum Hohn die letzte tragische Gestalt.

Die St. Michaelskinder

Eine rheinische Geschichte

von

Julius R. Haarhaus

(Schluß)

Fünftes Kapitel

Etliche Tage nach dem Schießspiele begann Heinz Overstolz sein väterlich Haus in der Aulgassen gänzlich neu machen und auszieren zu lassen. Da wurden die Balken schwarz angemalet, die Lehmwände aber gekälket, und das Dach, so bis anher mit Stroh gedecket gewesen, mit schönen roten, irdenen Pfannen oder Ziegeln belegt. Die große Stube, da der Meister mit seinen Werkleuten und Lehrjungen speisete, wurde auf das schönste mit Holz getäfelt, dazu wurden auch neue Bänke hergerichtet und ein neuer Ofen gebauet, der war mit eisernen Tafeln gezieret, darauf man die Geschichte Josefs und seiner Brüder sehen konnte.

Da wußte denn in unsrer guten Stadt Siegburg ein jeglicher, daß Heinz Overstolz des Junggesellenlebens überdrüssig geworden und nun bald eine Frau Meisterin in sein Haus zu bringen ernstlich gesonnen sei. War darum wiederum allenthalben ein gewaltig Geschwätz unter den Leuten. Und ob es gleich für alle Verständigen offenbar war, daß der Meister keine andre heimführen würde, denn das fremde Mägdlein, ließen dennoch etliche törichte Jungfrauen die Hoffnung nicht fahren, Overstolz möchte doch wohl noch andern Sinnes werden und eine Bürgertochter aus schöner Familie zu seinem Eheweibe nehmen. Vornehmlich hatte Barbara Zeymans es sich in den Kopf gesetzet, Overstolzin zu werden, weshalb sie denn auch zu zweien oder dreien Malen des Tages durch die Aulgassen spazierete und scharf Obacht gab, ob sie Heinzen nicht etwan hinter einem Fenster seines Hauses gewahren könnte. Wußte es auch frühmorgens beim Meßgange so einzurichten, daß sie mit ihm zusammen in die Kirche trat, damit er ihr das Weihwasser reichen müßte.

So aber einer den Meister fragte, warum er sein Haus also fein zugerüstet habe und ob er, wie man vulgariter saget, auf Freiersfüßen ginge, machte er ein pfiffig Gesicht und antwortete, er wolle nichts verschwören, auch seien schon klügere Leute denn er unter die Eheherren gegangen; ob man wohl eine Frau für ihn wisse? Ob es wahr sei, daß Ursula Knütgen die moselländische Kundschaft als Heiratsgut mitbekomme, und ob Sibylla Girlichs vier oder gar sechs Daunenbetten im Brautschatz habe? Mit solcherlei Reden führete er als ein rechter Schalk die Leute irre, also daß männiglich sich heute erzählte, Heinz Overstolz werde gewißlich Ursulam Knütgen, und morgen, er werde Sibyllam Girlichs heimführen.

Zu Anfang des Augustmondes aber, auf einen Abend, kam der Meister zu meinem Vater und fragete selbigen, ob er wohl gegen ein gut Pagament den Hochzeitsbitter für ihn machen möchte, gab ihm auch

einen langen indicem, darauf waren die Namen aller Leute geschrieben, so mein Vater zur Hochzeit einladen sollte. Es fehlete unter den guten und angesehenen Bürgern unsrer Stadt nicht einer. Der Tag aber, da die Hochzeit gehalten werden sollte, war der Samstag nach St. Rochi. Mein Vater versprach, vermeldtes mandatum in guter Ordnung auszurichten, fragete zugleich, wer denn die Braut sei? Da sagte Heinz Overstolz, es sei keine andre denn Brigitte.

Tags darauf, als an einem Sonntag, wurden sie denn auch von der Kanzel verkündiget. Die aber, so das höreten, dachten, sie dürften ihren Ohren nicht trauen. Sonderlich die Bürgerweiber, so daheim Töchter hatten, vermeineten, sie müßten aus der Haut fahren, schalten entsetzlich, sageten, daß es eine Schande für die ganze Stadt, vornehmlich aber für eine löbliche Ulnerzunft wäre, wenn ein Meister eine landfahrende Dirne heimführete, von der man nicht einmal wissen könnte, ob sie von ehrlichen Eltern und christlich getauft sei, und besprachen sich miteinander, daß eine jede ihrem Eheherrn zureden sollte, die invitationem zur Hochzeit nicht anzunehmen.

Da aber mein Vater als Hochzeitsbitter seinen Umgang tat, ward er allenthalben wohl aufgenommen, empfing auch bei den mehrsten eine Verehrung an Wein, und war nicht einer in ganz Siegburg, der die invitationem nicht mit Dank akzeptieret hätte. Das kam daher, weilen Heinz Overstolz bei allen Bürgern, auch bei einem hohen Magistrat wohl gelitten war. Selbiger ordnete an, daß an dem Tage der Hochzeit die Wachen an den Stadttoren sollten verstärket werden, auf daß die Stadt nicht von mißgünstigen und arglistigen Feinden überrumpelt werden möchte, welches leichtlich würde geschehen können, wenn die Rottleute, wie es bei solcherlei festivitatibus zu geschehen pfleget, des Weines voll wären.

Also kam der Hochzeit Vorabend heran. Wie es allhier zu Siegburg Sitte, gedachte eine löbliche Schützengilde der Braut, als ihrer Königin, mit einem solennen Aufzuge und einer Abend-musica eine Reverenz und Ehrung zu erweisen. Zog deshalb in guter Ordnung von ihrer Trinkstuben zu des Schulmeisters Hause, daselbst huben die Stadtpfeifer brav zu blasen an und kontinuiereten mit solchem, bis daß die Jungfrau Braut aus der Tür trat, für die erwiesene Reverenz zu danken. Sie mochte aber vorgemeldter Ehrung nicht gewärtig gewesen sein, denn sie hatte ein schlechtes Werktagsgewand an, trug auch des Schulmeisters jüngstes Büblein, so sie gerade gewartet hatte, auf dem Arme.

Nun hatten die Siegburger Schützen damalen einen Fähndelschwenker, das war der beste von Koblenz bis Köln. Hieß Matthäus Proff und war des alten Proffen, so anno 85 im Lohmarer Wald von einem Baum erschlagen worden, einziger Sohn. Selbiger zeigete seine Kunst niemalen, es sei denn, er hätte sich zum mindesten vierzehn Tage zuvor in einer verlassenen Tongruben auf dem Stallberge wohl geübt. War darum aber auch ein Meister im Fähndelschwenken, wie heutigentags keiner mehr mag gefunden werden. Denn was sie anjetzt Fähndelschwenken nennen, das ist, mit günstigem Verlaub, Dreck und eitel Stümperei.

Besagter Matthäus Proff also trat für, salutierete mit der aufgewickelten Fahnen, tat den Harnisch und die Seitengewehre von sich, desgleichen Kogel und Beinschienen, und hieß die Leute Platz machen, also daß er auf einem freien Flecke vor des Schulmeisters Tür stand. Da nun die Pfeifer mit Pfeifen und Trommeln anhuben, warf er die Fahne hoch in die Luft, spitzte geschwind in seine Hände und fing sie wieder auf. Warf sie darnach zu etlichen Malen immer höher, machte auch, daß sie sich in der Luft gänzlich umdrehete, wußte sie aber immer wieder beim Schafte zu ergreifen, ob sie ihm auch beim Niederfallen ihre vergüldete Spitze zukehrete, und ein jeder vermeinete, sie würde ihn mit selbiger durchbohren. Das Seltsamste aber war, daß sich bei gedachten exercitiis das Fahnentuch, so um die Stange gerollet war, nicht aufwickelte. Ich selbst stand etliche Schritte von des Schulmeisters Tür, ergötzete mich an Matthäi Proffens Kunst und gab dabei wohl Obacht, wie der Jungfrau Braut das Fähndelspiel gefallen möchte. Sie schien auch ein sonderliches Vergnügen daran zu finden, drückete und herzete zugleich das Kindlein auf ihrem Arme und wies ihm mit Lachen das Ding mit der glitzerigen Spitze, so in der Luft auf und nieder hüpfte. Nun rollete der Fähndelschwenker das Tuch auf, ließ die Fahne erstlich um seinen Leib, sodann um seine Schultern, endlich aber um seine Knie kreisen, wirbelte sie unter seinen Armen her, schwenkte sie auch dicht über der Erde, also daß er immer mit einem Fuße eilend darüberspringen mußte, kurzum, vollführete alle die exercitia, auf die ein rechter und geschickter Fähndelschwenker sich wohl verstehen muß, wenn er den Leuten gefallen und mit seiner Kunst Ehre einlegen will. Die Fahne flatterte und knatterte dabei so gewaltig, daß das Kindlein auf Brigittens Arm furchtsam wurde und mit Weinen anhub, weshalb sie denn anfänglich den neuen exercitiis nicht zuschaute, sondern dem Büblein zuredete, still zu sein und das Spiel zu betrachten. Da sie dann aber aufblickte, ließ Matthäus Proff die Fahne gerade wie ein großes Rad langsam vor sich her kreisen, also daß das seidene Tuch ganz glatt und straff gespannt erschien, und

Brigitte die köstliche Stickerei auf das deutlichste erkennen mußte. Wie nun die Jungfrau Braut des heiligen Erzengels Michael Konterfei sah, ward sie bleicher denn eine gekälkte Wand, gleich darnach aber schoß ihr das Blut zum Haupte, und ihre Wangen wurden wie eitel Purpur bis hinauf zu den Schläfen. Schaute immerfort wie in einer Verzauberung oder Verzückung auf das gestickte Bild, ob das Büblein gleich mit Weinen fortfuhr und sich auf ihrem Arme abwendete, auf daß es die Fahne nicht mehr zu sehen brauchte. Dann aber war es, als würden dem Mägdlein die Arme matt und schlaff, ließ das Kindlein an ihrem Leibe hinabgleiten und setzete es auf die Treppen an der Tür, allwo es ein fremd Weib aufhub und der Mutter durch das Fenster in die Stuben reichete. Da solches nun geschah, streckte Brigitte beide Hände nach der Fahnen aus, lächelte auf eine gar seltsame Art und sprach ganz vernehmlich: „Ich komme, ich komme!“ Ich aber und die anderen, so das höreten, dachten nicht anders, als daß der Schulmeister oder sein Weib das Mägdlein gerufen hätten. Ging auch alsbald in das Haus und kam nicht mehr herfür, also daß Henricus an ihrer Statt unter die Tür trat und mit etlichen schicklichen Worten einer löblichen Schützengilde in Brigittens Namen seine gratias aussprach. Selbige, so erklärete er, sei durch die erwiesene Reverenz nicht wenig überraschet und gerühret worden, könnte darum ihrer großen Emotion halber nicht ein Wörtlein hervorbringen. Worauf die Schützen abzogen und sich auf ihres Königs Kosten mit einem guten Nachttrunk erfrischeten.

Anderntags zu guter Stunde begab sich männiglich, so zu der Hochzeit eine invitationem erhalten, vor des Bräutigams Haus, selbigen und darnach auch die Braut zur Kirchen abzuholen. Die ganze Stadt war auf das schönste geschmückt, und in den Gassen, da der Zug vorüberkommen mußte, hatten die Bürger Gehänge aus Laub und Tannengrün von einem Hause zum anderen gespannet. Die Kindlein aber, sonderlich die aus der Schulen, liefen mit Körblein umher, darein sie Blumen getan hatten, selbige vor den Brautleuten auf den Weg zu streuen. Wie es ein hoher Magistrat verordnet, waren die Wachen an den Toren verdoppelt worden, das Holztor aber, dieweil es zwischen der Aulgassen und der Stadt liegt, hatte man schon eine Stunde vor Sonnenaufgang geöffnet, denn die Fleischhauer, Fischer und Bäcker hatten viel zu schaffen und mußten der großen Hitze halben ihre Ware bei guter Zeit in des Bräutigams Haus liefern.

Da sich nun ein gut Teil der Hochzeitsgäste in der Aulgassen versammelt hatte, trat Heinz Overstolz aus seinem Hause. Er trug eine Schaube aus feinem zimtbraunen Tuch, dazu eine Schecke aus violenfarbenem Sammet mit silbernem Knöpflein und Spangen, auf dem Haupte aber ein Kränzlein von Rosmarin, wie es sich für einen Bräutigam schickt. Sagete den Stadtpfeifern, sie sollten vorangehen und brav blasen, selbige aber frageten zuvor, ob sie der entsetzlichen Hitze halben auch wohl eine doppelte Verehrung an Wein erhalten würden, da sie sonsten elend verschmachten müßten und auf den Abend keine musicam zum Tanze machen könnten. Das sagete ihnen der Bräutigam zu, ordnete auch an, daß den Wachen an den Toren ein guter Frühtrunk gereichet würde, darum, weil sie für die Sicherheit unserer guten Stadt sorgen mußten und sich nicht auf der Hochzeit verlustieren konnten. Also zog man vor des Schulmeisters Haus, die Braut zu holen.

Henricus und sein Eheweib waren schon munter und prangeten mit den neuen Kleidern, so ihnen der Bräutigam verehret hatte. Fragete Heinz Overstolz, ob Brigitte bereit sei? Antwortete Frau Elsbeth, sie wäre noch in ihrer Kammer, würde aber gewißlich alsbald herabkommen. Man möchte sich ein weniges gedulden. Währete eine gute Weile, da gebot der Bräutigam den Pfeifern ein andermal zu blasen, vermeinete dadurch das Mägdlein zu größerer Eile zu stimulieren. War aber umsonst, weshalb die Schulmeisterin ihr Töchterlein Apollonia in Brigittens Kammer sandte, selbige zu holen. Das Kind kam die Stiege herunter und sagete, die Kammer wäre leer. Da eilete Frau Elsbeth in den Garten, dieweil sie dachte, es möchte Brigitte darinnen sein, um sich Blumen zu pflücken. War aber auch wieder vergebens. Nun meinte Henricus, sie wäre vielleicht zum Spital gegangen, wo sie des öftern die Alten und Siechen zu besuchen pflegte, oder hinaus vor das Holztor zur Kruchter Kapelle, denn in selbiger verrichtete Brigitte am liebsten ihre Andacht. Wurden darum etliche junge Gesellen ausgeschickt, sie an gemeldten Orten zu suchen. Die, so im Spital nachgefragt hatten, kamen alsbald zurück und sagten, daß man das Mägdlein daselbst seit dreien Tagen nicht gesehen habe, auch nicht wisse, wo sie sein möchte. Die anderen, so nach der Kruchter Probstei hinausgegangen, fanden sie am selbigen Orte auch nicht, höreten aber von einem, der beim Holztor die Wache hatte, Brigitte wäre frühmorgens, gerade da man das Tor geöffnet, durchpassieret. Ob sie auch wieder in die Stadt zurückgekehret sei, wußte Befragter nicht zu sagen, darauf hätte er nicht Obacht gegeben, vielmehr vermeinet, sie würde nach ihrer Gewohnheit nach der Kruchter Kapelle gegangen sein. Nachher

sei so viel Volks aus- und einpassieret, daß man sich nicht jeden einzelnen habe merken können.

Auf diese Nachricht schüttelten die Leute die Köpfe, der Bräutigam biß sich die Lippen blutig, sagete aber nichts, Frau Elsbeth meinte, da würde man wohl noch ein weniges warten müssen, der Schulmeister jedoch erklärte, das Mägdlein wäre von Anbeginn an eines seltsamen ingenii gewesen und hätte immer viel fiuniert, sei auch nicht wie andere, weshalb man von ihrer Seite der absonderlichsten Entschließungen gewärtig sein dürfe. Schickte zugleich einen Buben aus der Schulen nach der Pfarrkirche, dem ehrwürdigen Herrn Pastoren Husemann zu vermelden, welcher Ursache halben die Trauung retardieret würde.

Die Hochzeitsgäste machten saure Gesichter, etliche huben auch an heimlich zu lachen, und war viel Gerede unter ihnen, sonderlich über Heinzen, wie es denn gemeiniglich geschieht, daß der, so den Schaden hat, für den Spott nicht zu sorgen brauchet. Da aber Bernhardus up der Arcken, ein Stellmacher, der damalen des Schulmeisters Nachbar war und das Recht des Weinzapfens hatte, den Zusammenlauf so vieler Leute merkete, die alle in der Gassen verweileten und der Braut harreten, steckte er flugs ein Reis, oder wie man vulgariter saget, den Mey aus, zum Zeichen, daß er ein neu Faß angezapfet habe. Worauf denn beinahe alle in Bernhardi Hof gingen, sich bei fehlenden Stühlen und Bänken auf etliche Bretterhaufen und Wagen setzeten und wacker tranken, welches der vorerwähneten Hitze halben auch nicht verwunderlich war. Der Bräutigam aber saß mitten unter ihnen und ersäufete seinen Zorn im Wein.

Unter dieser Zeit hatte die Schulmeisterin in Brigittens Kammer fleißig Umschau gehalten, ob sie daselbst nicht irgendein Zeichen finden möchte, daraus man etwa erkennen möchte, wohin das Mägdlein sich begeben. Da hatte sie denn alles in guter Ordnung gefunden und jegliches Ding auf seinem Platz, sonderlich die Kleider. Wie sie nun selbiges beschaute, ward sie gewahr, daß keines fehlete, ausgenommen das violenfarbne Gewand mit der Marderverbrämung, so Brigitte getragen, da sie mit den St. Michaelskindern nach Siegburg gekommen, und das Frau Elsbeth erst vor etlichen Wochen weiter gemacht und zu einem Hausgewand für die künftige junge Meisterin hergerichtet hatte. Auf dem Bette lag aber das Hochzeitskleid und darauf das Brautkrönlein aus seidenen Blümlein und Goldflittern, dazu auch das güldne Ringlein, so Heinz Overstolz seiner Braut am Tage nach dem Schießspiele verehret hatte. Wie nun Frau Elsbeth von ungefähr das Krönlein in die Hand nahm, fand sie darunter einen Zettel, darauf stand zu lesen: „Ist mir von Herzen leid, daß ich euch Lieben allesamt betrüben muß. Aber gestern hat der heilige Erzengel zu mir geredet und mich gemahnet, mein Gelübde zu erfüllen. Will mich darum aufmachen und in das Land Normandie pilgern, daselbst auf dem Berge St. Michaels meine Andacht zu verrichten. Gedenket meiner freundlich und betet fleißig für mich, daß ich meine Reise wohl vollbringen möge, und daß sich das Meer vor meinen Füßen teile und mich ohnbeschädigt durch seine Fluten ziehen lasse bis zu der Stätte des Heils. Will auch für euch beten am Gnadenorte und die lieben Heiligen bitten, sie möchten euch die Wohltaten, so ihr mir als einer Landfremden aus christlicher Barmherzigkeit erwiesen, tausendfältig lohnen. Werde wohl nimmer zu euch heimkehren, denn mir ist bewußt, daß es schon eine sonderliche Gnade und Vergünstigung ist, wenn einer bis zum Berge St. Michaels durchdringet. Es sind der Fährnisse viele, und den Heimweg hat noch keiner gefunden. Das Krönlein und den Ring mag eine andere tragen, will's Gott, ist mir ein Krönlein beschieden, das besser und köstlicher ist denn alle Kronen dieser Erden, wie denn auch der heilige Erzengel, als ein himmlischer Bräutigam, sich mir verlobt hat mit einem Ringlein, so kein menschlich Auge sehen und kein menschlicher Finger fühlen kann. Lebet alle wohl! Die, so Brigitte genannt ward."

Da nun des Schulmeisters Weib diesen Zettel gelesen hatte, ging sie flugs zu ihrem Eheherrn hinab, selbigem das scriptum vorzuweisen. Der las es auch, eilete alsbald in Bernhardi Hof und brachte es dem Bräutigam. Heinz Overstolz wurde über dem Lesen vor Zorn und Unwillen krebsrot, brach in eine wilde Lache aus und knitterte das Papier zusammen. Dann schlug er mit dem Weinkrüglein, so er in der Hand hatte, auf ein Wagenrad und rief überlaut: „Günstige Herren, liebe Freunde und Gesellen! Wer das Glück hat, führet die Braut heim. Mir ist ein anderer zuvorkommen, heißet St. Michael und wohnet auf einem Berge im Lande Normandie. Um seinetwillen ist Brigitte heut davongegangen. Müssen die Hochzeit deshalb ohne die Braut halten, denn die Kälber und Hämmel, die Hühner und Enten, die Hechte und Krebse kann keiner wieder zum Leben erwecken, und wäre schade drum, sollten sie eines fahrenden Dirnleins halben verderben. Auf, lasset uns vergessen, was geschehen ist und was niemand zu ändern vermag, und lasset uns guten Muts sein und brav schmausen und trinken, wie es guten Hochzeitsgesellen zukommet!"

Ob sich nun auch männiglich über vermeldte resolutionem des verlassenen Bräutigams verwunderte, so war doch keiner, der ihn darob nicht weidlich belobet hätte, denn die guten Schüsseln, deren man bei

dem Hochzeitsmahle gewärtig sein durfte, stachen den Leuten in die Nasen. Ward ein andermal ein Büblein zum hochwürdigen Herrn Pastor geschickt, das sollte selbigem kundtun, aus der Trauung könnte der entwichenen Braut halber nichts werden, wenn er aber gesonnen sei, mit guten Gesellen, ehrbaren Frauen und schönen Jungfern einen Löffel Suppe zu essen, so möchte er in die Aulgassen kommen und das Bankett mit seiner praesentia beehren.

Worauf Heinz Overstolz die Pfeifer mit Pfeifen und Trommeln vorantreten ließ und mit allen Gästen nach seinem Hause zog. Nur der Schulmeister und sein Weib mochten von einem Hochzeitsmahl bei mangelnder Braut nichts wissen, denn sie waren ob Brigittens heimlichem Fortgang bekümmert, entschuldigten sich deshalb und baten, man möchte ihr Fernbleiben nicht übel deuten, aber es sei gewiß, daß ihnen jeder Bissen im Halse stecken bleiben würde. Da sagete der Bräutigam: „Denket ihr etwan, mir möchten die Bissen leichtlich eingehen? Gottlob aber ist des Weins genug vorhanden, sie hinabzuspülen. Tut aber, was ihr wollt, ich mag niemand nötigen, der lieber daheim bleibt, hab' auch der Gäste genug. Will euch aber das eine sagen: Mit Flennen und Fasten bringt ihr sie nicht wieder her."

Bei diesem Gespräche mit den Schulmeistersleuten war Heinz Overstolz ein weniges hinter den Hochzeitsgästen zurückgeblieben. Da er sie nun wieder einzuholen gedachte und eilend voranschritt, sah er an der Pforten eines Hösleins Barbaram Zeymans stehen. Die regete und rührete sich nicht, sagete auch kein Sterbenswörtlein, schauete aber den verlassenen Bräutigam mit einem hoffärtigen und fast höhnischen Lächeln an, also daß er stehen blieb und fragete, was solches zu bedeuten hätte? Sprach darauf Barbara: „Man wird doch lachen dürfen, wenn einer seine Hochzeit ohne Braut hält." Antwortete Heinz: „Jungfrau Barbara, mich dünkt, Ihr tätet besser, Euer bös Zünglein im Zaume zu halten, sonst könnte Euch wohl geschehen, daß Ihr Eure Hochzeit ohne Bräutigam halten müßtet." Darauf sagte Barbara: „Darum sorget Euch nicht. Ein Mägdlein, das schöner und ehrlicher Leute Kind und kein häßlich Weibsbild ist, kommet nicht leichtlich ins alte Eisen." Dabei trat sie dicht vor ihn hin, sah ihm keck in die Augen und lachte ihm ins Antlitz, daß er gänzlich perturbieret ward und über das Betrachten ihrer weißen Zähnlein und roten Lippen zu antworten vergaß. Sie aber sagete: „Was stehet Ihr noch und gaffet mich an, als ob Ihr in Eurem Leben noch keine ehrbare Jungfer gesehen hättet? Gehet lieber heim und schauet nach, ob die Mägde auch den Braten nicht anbrennen lassen! Seid mir ein Rechter! Da habt Ihr nun ein Haus mit getäfelten Stuben, aber das Beste fehlet Euch darin: eine Hausfrau, die Euch Euer Hab und Gut zusammenhält. Ihr armer Tropf, da vermeintet Ihr Euch ein fremdländisch Vögelein einzufangen, aber da Ihr gerade das Garn zuziehen wolltet, ist's Euch davongeflogen! Werdet fortan wohl im ledigen Stande verbleiben müssen."

Fuhr Heinz Overstolz auf: „Was kümmert's Euch, ob ich ledig bleibe oder freie? Wisset Ihr auch wohl, Jungfrau Barbara, daß ich heute am Tag an jedem Finger eine haben könnte, wenn ich nur wollte?" Da lachte Barbara ein andermal hell auf und fragete: „Denket Ihr Euch etwa eine Hausfrauen von der Gasse aufzulesen? Glaubt wohl, Ihr brauchtet nur zuzugreifen, so hättet Ihr eine?"

Dieweil sie aber nicht aufhörte zu lachen und ihn gar verächtlich traktierete, kam Heinz Overstolz gänzlich von Sinnen, fassete sie so derb beim Arme, daß sie mit Schreien anhub, und sprach: „Sehet Ihr wohl, daß man die Hausfrauen auf der Gassen findet und nichts weiter brauchet, denn zuzugreifen? Jetzt seid Ihr die Meine, und wenn der Dom zu Köln darüber sollte zusammenstürzen." Sagete Barbara: „Ist das eine Art zu freien? Habt Ihr mich etwa zuvor gefraget, ob ich Euch zum Eheherrn mag?"

Da er sie aber nicht losließ, ward sie rot vor Zorn und schickte sich an, ihn in die Hand zu beißen. Worauf er mit der anderen Hand unter das Kinn griff, ihr Haupt gewaltsam zurückbog und mit Lachen sprach: „Das sei ferne, daß Ihr mir als Eurem Verlobten die Hand küsset! Solches möget Ihr wohl bei des Herrn Abten Gnaden tun, nimmer aber bei einem jungen Gesellen. Will Euch lehren, wie Brautleute einander küssen müssen!" Und damit küssete er Barbaram etliche Male auf den Mund, ob sie auch zur hellen Mittagszeit auf der Gasse standen, wo es die Leute sehen konnten. Und er kontinuierete mit selbigem und rief dazwischen überlaut seiner Freunde und Gesellen Namen, bis ein gut Teil der Hochzeitsgäste zurückgekehret war und mit Verwunderung dem absonderlichen spectaculo zuschauete. Zu denen sprach er: „Sehet, es wäre doch ein närrisch Ding, wollten wir die Hochzeit ohne Braut halten. Hier die ehrbare Jungfrau Barbara Zeymans hat sich aus christlichem Mitleiden mit einem verlassenen Bräutigam resolvieret, an Brigittens Platz zu treten. Stoßet Euch nicht daran, günstige Herren und liebe Freunde, daß diesmal die Komplett vor der Vesper kommet und das Hochzeitsmahl vor dem Kirchgang, wir wollen die Trauung über drei Wochen nachholen."

Die Leute aber wußten nicht recht, was sie dazu sagen sollten, ob sie schon bei Heinzen ohnerwartet schneller Entschließungen hätten gewärtig sein können,

weshalb sie denn auch mit ihren gratulationibus nicht gar wohl vom Flecke kamen. Das Seltsamste jedoch war, daß Barbara sich gar nicht mehr wider die aufgezwungene Brautschaft sträubete, vielmehr holdselig und zufrieden dreinschaute und keinerlei Verlangen zu haben schien denn nach Brigittens Ring und Krönlein. Die mußte Heinz ihr alsbald holen. Tat es freilich mit Unlust, dieweil er sich vor den Schulmeistersleuten scheuete. Da er nun nach bestandenem ernstlichen Streit mit Henrici Hausfrauen wieder auf die Gassen trat und seiner neuen Braut das Krönlein aufs Haupt setzte und den güldenen Reif an den Finger steckte, sah sie stolzer und hoffärtiger aus denn je zuvor, also daß manche, so dabei waren, sich entsetzeten und bei sich sprachen: Wenn das nur kein schlimmes Ende nimmt! Besser, es wären dem Meister alle seine zehn Oefen Ulwerk verbrannt, als daß er dies Mägdlein zum Eheweibe genommen hätte! Und da die Brautleute nun Peter Zeymans, welcher Barbarä leiblicher Vater war, aufsuchetен, und selbigen, wie schicklich, um seinen Konsens baten, sagete dieser zu Heinzen nichts anderes denn folgende Worte: „Lieber Meister, wenn Ihr es mit meiner Tochter wagen wollet, so will ich nicht dawider sein, denn Ihr seid kein Kind mehr und müsset wissen, was Ihr tut. Aber als Euer Freund und Zunftgenosse will ich Euch nicht verschweigen, daß es ergötzlicher ist, eine wilde Tigerkatze im Hause zu haben, denn dieses Mägdlein. Ihr seid anjetzo gewarnet, bleibet Ihr aber bei Eurem proposito bestehen, so sehet zu, wie Ihr mit der Rute, so Ihr Euch gebunden, fertig werdet." Worauf der Bräutigam erwiderte: „Lieber Meister, daß Ihr mir Barbaram geben wollet, dafür danke ich Euch. Wie ich mit selbiger auskomme, das lasset *meine* Sorge sein. Wäre wohl nicht das erste Mal, daß eine Tigerkatze gezähmet würde." Das sageten beide so laut, daß männiglich es hören konnte, Barbara aber lachte dazu, als wäre sie über Gebühr belobet worden.

Dann aber gingen alle in des Bräutigams Haus und verlustiereten sich mit Schmausen, Trinken und Tanzen bis an den frühen Morgen.

Sechstes Kapitel

Drei Wochen nach gehaltenem Hochzeitsmahle wurden Heinz und Barbara durch den ehrwürdigen Herrn Pastor Husemann in der Pfarrkirchen allhier kopulieret. Etliche Tage darnach mußte der junge Meister und Eheherr eine Reise gen Köln tun, in selbiger Stadt ein gülden Kettlein, ein Paar Schnabelschuhe, wie sie damalen die Weiber der Hohen und Vornehmen trugen, und ein Töpflein mit gezuckertem Ingwer zu holen, nach welchen raren und köstlichen Dingen seine Hausfrau ein sonderliches Verlangen verspürete. Da er aber heimkehrete und ihr gedachte Kostbarkeiten präsentierete, da fand sich's, daß ihr das Kettlein nicht schwer, die Schnäbel an den Schuhen nicht lang und die Ingwerwürzlein nicht beißend genug waren, weshalb sie denn ernstlich postulierete, er sollte ein andermal auf Köln reisen und die Dinge bei den Kaufherren daselbst umtauschen. Davon wollte Heinz Overstolz nichts wissen, sagete vielmehr, lieber möchte er Kettlein, Schuhe und Ingwertopf in die Sieg werfen, denn ein andermal des eitlen Tandes halben die Reise tun. Worauf Barbara mit Maulen anhub und sagete, wenn sie gewußt hätte, daß er sie also traktieren würde, hätte sie Konraden Schepperdt oder Baldissen Becker genommen, welche sich seit langer Zeit fleißig um sie bemühet und ihr gewißlich keinen billigen Wunsch abgeschlagen haben würden.

Bald darnach geschah es, daß Barbara sich bei der Mittagsmahlzeit, da der Meister samt Werkleuten und Lehrlingen Speck und Erbsenbrei erhielten, ein gutes Stück gebratenes Schöpsenfleisch vorsetzen ließ, welches sie mit gutem Behagen verzehrete. Das verwies ihr Heinz, sagete, es sei billig, daß die Hausfrau nichts anderes speisete, denn ihr Eheliebster und das Gesinde. Da ward die Meisterin zornig, warf das Näpflein, darin das Fleisch gelegen, an die Erde, daß es zerbrach, und sagete, das sei ihr ganz recht geschehen, warum habe sie nicht Diedrichen Rösen geheiratet, welcher sich mehr denn zwei Jahre um sie beworben und ihr, als einer löblichen Fleischhauerzunft Meister, ein Stücklein Schöpsenfleisch wohl nicht möchte mißgönnet haben. Und wieder nach einer Weile begab es sich, daß Don Ottavio da Landriano, ein welscher Musikus, der Harfenschläger der durchlauchtigsten Frauen Herzogin von Jülich, nach Siegburg kam, hierselbst seine Herrin, so eine Reise ins Reich getan hatte, zu erwarten. Selbiger mußte aber eines ohnerwarteten impedimenti halben etliche Wochen allhier verweilen und gab, dieweil es ihm an Gelde gebrach, auch ein löblicher Magistrat ihm nichts vorschießen wollte, denen, so Lust dazu hatten, lectiones im Lautenschlagen. Er war, wie die welschen Musici gemeiniglich, ein feiner und zierlicher Fant, hatte ein schwarzes Schnauzbärtlein und bedienete sich, so oft er sich schnäubete, eines Fazzolettleins aus weißer Seiden, welches ein sonderbarer und fast lächerlicher Anblick war. Trug auch ein wenig Bisam bei sich, also daß man ihn über die Gassen an seinem Ruche erkennen konnte, dazu einen langen Raufdegen, der stak in einer pergamentenen Scheide. Bei dem Mannsvolk war gedachter Don Ottavio nicht gar wohl gelitten, desto mehr aber bei den Weibern, denen er, sonderlich wenn sie wohlgestaltet und jung waren,

trefflich um das Maul zu gehen wußte. Prätendierete also auch Barbara Overstolzin sich von vorgemeldtem Musico im Lautenschlagen unterweisen zu lassen. Wovon denn ihr Eheherr wiederum nicht viel wissen mochte, vielmehr postulierete, sie solle sich mehr um die welschen Hühner denn um die welschen Musici kümmern, lieber die Wirtel denn die Wirbel drehen und statt auf das Griffbrett auf das Hackbrett schlagen. Hub darum Barbara wieder mit Klagen und Schelten an und rief ein über das andere Mal: „Ach, warum bin ich nicht lieber Engelberti Kolben Eheweib geworden, welcher mit seinem Pullachen bis nach Holland fährt und mehr den acht Monat im Jahr fort ist! Alsdann könnte ich tun und lassen, was ich wollte!"

An diesen drei exemplis von Barbarä Torheit wird ein günstiger Leser sich gewißlich gern genügen lassen, woraus folget, daß Heinz Overstolz noch viel weniger nach derselbigen mehr ein Verlangen trug, sondern des öfteren seufzete und bei sich sprach: Wäre ich doch im ledigen Stande geblieben! Es erhellet aber daraus, daß unter allen menschlichen Schwächen keine so offenbarlich ihre Strafe in sich trägt denn die Voreiligkeit, so aus einem zornigen Gemüt entspringet.

Wenn nun auch die junge Hausfrau sich in ihres Eheherrn praesentia unzufrieden stellete und um neue Wünsche niemals verlegen war, so hörete sie deshalb doch nicht auf, stolz und hochfahrend zu sein, suchete vielmehr ihrer Freundinnen Neid auf jegliche Weise zu stimulieren, tat auch, als ob sie von ihrem Eheliebsten nicht anders denn wie eine Prinzessin gehalten würde, und vermaß sich sogar, mit ihren neuen Schnabelschuhen zur heiligen Messe zu gehen. Und auch des öfteren die Weiber und Jungfrauen ihrer Bekanntschaft ein, traktierete solche mit Kuchen und gewürzetem Wein, zeigete ihnen das güldene Kettlein und sprach dabei, selbiges sei bloß für den Werktag, sie würde gewißlich zu ihrem Namenstage ein viel köstlicheres erhalten, wie denn auch ihr Eheherr jeglichen ihrer Wünsche alsbald erfüllete und bei dem trefflichsten Goldschmied zu Köln ein Geschmeide von Perlen und Edelgesteinen für sie bestellet hätte, das mehr als noch einmal so viel kosten sollete, denn der Schmuck, so der Herr Schultheiß eines adligen Gerichts seiner Frau Liebsten nach dem Kindbette verehret. Die Weiber aber, da sie solcherlei vernahmen, zeigeten sich höchlich erstaunet, preiseten Barbarä großes Glück und bezeugeten, daß man heutigentags einen Eheherrn wie den Meister Overstolzen mit ɔ r Laternen suchen müßte. Worauf Barbara mit großer Heimlichkeit erklärete, es sei nicht genug, daß man ihn suchete, man müßte ihn auch zur Liebe zwingen, welches nicht anders denn durch einen Zauber geschehen könnte.

Nun wollten die Weiber, sonderlich aber die Jungfrauen wissen, wie solches angestellet würde, denn es mochte manche einen Gesellen, so ihr gefiel, auch ohne Laterne gefunden haben. Baten darum Frau Barbaram inständig, daß sie ihnen das Tränklein, Pulver oder Kraut, dessen sie sich zu Heinzens Anreizung bedienet, nennen und sie in dessen Zubereitung unterweisen möchte. Die Overstolzin aber antwortete, das könne sie nicht, es sei noch nicht aller Tage Abend, und es dürfte leichtlich geschehen, daß sie ihres arcani ein andermal vonnöten hätte, weshalb sie selbiges nicht aus der Hand geben noch verraten wolle. Wäre schon manche in jungen Jahren Witfrau geworden, sie aber, wenn solches ihr widerfahren sollte, möchte es in selbigem jämmerlichen Stande nicht lange aushalten, vielmehr bei guter Zeit nach einem neuen Eheherrn ausschauen. Ueber welche leichtfertigen Reden sich die Weiber weidlich entsetzeten, wie sie denn auch darüber erzürnet waren, daß Barbara ihnen ihr arcanum verschwieg. Dies alles aber hätten sie der Meisterin wohl noch hingehen lassen, wenn selbige nicht immer ärger mit neuen Kleidern geprunket hätte. Wie denn kein Zank oder Streit, so unter den Weibern entstehet, eine andere Ursache hat, denn daß die eine köstlicher angetan einhergehet als die andere.

Stimulierete also zwei der vorgedachten Weiber ihre Eheherren, daß sie zu den Aulgasser Prinzipalnachbarn gingen und bei selbigen vorbrächten, wie Barbara Overstolz sündhafte Zauberei getrieben und zur Erlangung irdischer Glückseligkeit cum diabolo paktieret. Worauf die Prinzipalnachbarn, wie billig, vermeldte Uebeltat bei den Sendherren wrogbar einbrachten. Da nun die Zeit zwischen Lätare und dem Palmentag herbeikam, wo man allhier zu Siegburg den heiligen Synodus abhält, erschien in Meister Heinzens Hause der Bote, präsentierete den Brief mit des gnädigen Herrn Abten Sigill und Handzeichen und lud die Hausfrauen vor das Sendgericht. Da war denn ein gewaltiges Jammern und Lamentieren und des Fragens, wessen man Barbaram beschuldigen möchte, kein Aufhören. Am Montag nach Judica aber, da man die Glocke zu läuten begann, und alle zu Haus und Hof gesessenen Bürger auf die Herberge zum Isermart gingen, allwo das heilige Gericht gehalten wird, auch die Verklageten sich einfinden mußten, jeglicher aber aus schuldiger veneratione in seiner besten Gewandung erschien, kam die Overstolzin in einem gar erbärmlichen Werktagskleide, gleichsam als ob sie die ehrwürdigen und löblichen Sendherren für nichts erachte. Weigerte sich auch, sich auf das Bänklein zu den anderen Beklageten zu setzen, sagete, das

sei ihr zu hart, man sollte ihr einen Pfühl oder ein Daunenkißlein bringen, wie sie es gewohnt sei. Worauf die Gerichtsknechte erwiderten, alsdann möchte sie stehen bleiben. Den Sendherren nun, da sie eintraten und Barbaram stehen sahen, ward alsbald offenbar, daß dieses aus keinem anderen Grunde denn aus ihrer Widersetzlichkeit und Boshaftigkeit geschehe, weshalb der gnädige Herr Abt, so dem Gerichte in persona präsidierte, gebot, es sollten die Aulgasser Prinzipalnachbarn von allen zuletzt ihre Klagen erheben. Nun wurden bei diesem Synodo mehr Wrogen erhoben, denn je zuvor, also daß die Aulgasser Rotte erst um die Mittagsstunde an die Reihe kam, um welche Zeit Barbara des Stehens überdrüssig wurde und sich mit einigem Seufzen auf das Bänklein setzete, ob es schon hart war und eines Pfühles ermangelte. Saß aber kaum da, so hieß des Sendgerichts Sekretarius sie wieder aufstehen, dieweil anjetzt ihre Sache sollte verhandelt werden.

Traten auch alsbald die Aulgasser Prinzipalnachbarn vor und wrogten, daß nach redlicher Leute Aussage Barbara Zeymans, Heinzen Overstolzens eheliche Hausfrau, höllische Zauberei getrieben und ihren Eheherrn nicht anders denn mit Satanas' Beihilfe gewonnen. Fragete des Herrn Abten Gnaden, ob man dessen einen Beweis hätte? Antwortete der Prinzipalnachbarn einer, es sei schon daraus klärlich erwiesen, daß Barbara Heinzen gleich nach Brigittens, seiner ersten Verlobten, Abzug also bestricket, daß er sie sonder Verzug zu seiner Hochzeiterin gemacht hätte. Fragete der oberste Sendherr nunmehr Barbaram, was sie dazu sagen könnte? Sprach selbige, es müßte wahrlich mit dem Teufel zugegangen sein, daß sie den Meister zum Eheherrn gewonnen, denn wenn solches nicht geschehen wäre, stünde sie jetzt nicht allhier vor dem Send. Fragte der Sendherren einer, wie sie ihre Zauberei angestellet, und welches arcani sie sich bedienet? Gab Beklagte zurück, von Zauberei wisse sie nichts, und das beste arcanum, einen Mann zur Liebe zu stimulieren, sei ein glattes Antlitz und eine liebliche Gestalt. Da verwies ihr des Gerichtes Sekretarius ihre Rede und sagete, wie sie in des gnädigen Herrn Abten praesentia also leichtfertig sprechen könnte. Sollte vielmehr ein offen und freimütig Bekenntnis ablegen. Sie aber blieb verstockt und sagete, sie hätte nichts anderes zu bekennen, denn daß sie ein fein und zierlich Weibsbild sei und mehr denn ein Dutzend Freier gehabt hätte. Da ließ der oberste Sendherr Meister Görgen rufen und fragete alsdann Beklagte, ob sie selbigen wohl kenne? Erwiderte Barbara, sie könnte nicht alle Mannsleute kennen, hätte aber vernommen, des gnädigen Herrn Abten Brudersohn wäre nach Siegburg gekommen, vielleicht möchte der es sein. Ueber welche unerhörete und lästerliche Rede sich männiglich entsetzte. Seine Gnaden aber lächelte ein weniges und sagete bloß, die Fastnachtszeit, da solche joci nachgesehen würden, sei anjetzt vorüber, weshalb Beklagte gehalten sein sollte, ihres ungebührlichen Betragens wegen den Sendherren zu ihrer Erfrischung zwei Viertel guten Weines zu zahlen. Den Mann aber mit dem roten Mantel solle sie alsbald kennen lernen, wenn sie nicht sogleich ein freimütig Bekenntnis ablegen würde. Da aber die Overstolzin darauf nichts erwiderte, sagete der gnädige Herr Abt zu den Herren: „Wollen nunmehr mit dem peinlichen Verhör beginnen," und zu Meister Görgen: „Wohlan in Gottes Namen! Meister, machet Euch bereit, inculpatam zu torquieren."

Nun mochte Barbara leichtlich erkennen, daß das heilige Gericht Ernst zu machen gesonnen sei, weshalb sie unter Seufzen und Weinen erklärete, sie ließe sich nie und nimmer von Meister Görgen anrühren, wollte darum alles, was die Herren verlangen möchten, freiwillig und sonder Weigerung bekennen. Fragete also der Herr Abt, ob es wahr sei, daß sie Zauberei getrieben? Antwortete Beklagte: Ja, das sei geschehen. Ob einmal oder des öfteren? Nur einmal. Ob ihre Zauberei einem Menschen schädlich oder gefährlich gewesen sei? Nein, es sei denn, man müßte das Heiraten für eine schädliche oder gefährliche Sache halten.

Da lächelte des Herrn Abten Gnaden wiederum ein weniges, sagete, darüber möchte er sich keinerlei judicium erlauben, müßte sich darum bei einem der Herren Beisitzer Rates holen. Fragete auch Benignum Franken, unserer Stadt zweiten Herrn Bürgermeister, was von der Schädlichkeit des Heiratens zu halten sei? Nun wußte aber männiglich, daß Befragter ein Eheweib hatte, das ihn nicht zum besten hielt, und daß seine Bürgermeisterschaft auf der Schwellen seiner Haustür ein Ende nahm. Fragete auch alsbald, ob sein testimonium in dieser Sache sollte in das protocollum genommen werden? Sagete Seine Gnaden, das sei nicht vonnöten. Worauf Benignus erklärete, es wäre mit dem Heiraten nicht anders denn mit dem Angeln, man könne vorher nie wissen, was man bekäme, und mancher Fisch hätte der Gräten mehr, denn gut sei. Da bekreuzigete sich der Herr Abt, sprach das gratias agamus Deo und wendete sich wiederum an die Beklagte. Wie sie den Zauber vollführt? Ob mit einer geteileten Hostie, darüber ein Priester fünf Messen gelesen, oder mit einer mixtura aus Taubenblut, Wolfshaaren und Krötenknöchlein oder mit dem Stricke eines Gehenkten? Antwortete Barbara: „Mit einem wächsernen Bildlein." Wie sie solches angestellet? Bekannte inculpata, sie hätte aus Wachs eines Mannes

Bildnis gemacht, selbiges mit Heinzens Namen benannt und zur Mitternacht getaufet, genau wie es die Priester mit den Kindlein täten. Nach vollbrachter Taufe aber hätte sie gedachtes wächsernes Bildnis über einer Kohlenpfanne geschmelzet. Ob sie die caerimoniam unter Anrufung der heiligen Trinität vorgenommen? Auf diese Frage wollte Beklagte keine Antwort geben, wiederholte vielmehr, sie hätte das Bildlein mit Wasser benetzet und dabei Worte gebrauchet, wie sie solche von den Priestern des öftern bei der Taufe vernommen. Da winkete des Herrn Abten Gnaden Meister Görgen, als ob er ihm etwas sagen wollte, fragte auch zugleich inculpatam ein andermal, ob sie das Bildnis in der heiligen Trinität Namen getaufet hätte? Oder etwa im Namen des Teufels? Antwortete Barbara: ja, es sei unter Anrufung des Teufels geschehen, wie sie denn auch seine drei vornehmsten Gehilfen zu Zeugen bestellet hätte. Wie selbige hießen? Mephistophiles, Barbuel und Aniquel. Ob sich die hölliſchen Geister einen Lohn ausbedungen? Sie hätten nichts weiter postulieret, denn daß sie fortan der Ratten und Mäuslein schonen, auch solchen in Küche, Speiskammer und Keller niemalen mit Gift nachstellen sollte. Fragete der oberste Sendherr weiter, welcher Ursachen halben dem Teufel und seinen hölliſchen Gesellen gedachte Tierlein so lieb und wert sein möchten? Sagete inculpata, das wisse sie nicht, man dürfe dieserhalben nur einen gelehrten theologum befragen. Erhob sich auch alsbald der ehrwürdige Herr Pastor Husemann und erklärete, es sei eine ausgemachte Sache, daß Ratten und Mäuslein animalia diabolica seien, wie auch Henricus Krämer und Jacobus Sprenger, Dominikanerordens, im malleo maleficarum bezeugeten, er selbst aber glaube, jene Tierlein seien dem Teufel darum so lieb, weil sie bisweilen eine Hostie fräßen, auch in den bibliothecis gern die Bücher und zwar vornehmlich die heiligen Schriften benageten, sonderlich an den Stellen, wo der Name Gottes geschrieben oder gedrucket stünde. Berieten sich nun die Sendherren untereinander, frageten auch Beklagte, ob sie wohl etwas zu ihres sündhaften Treibens Rechtfertigung vorbringen möchte, und baten, dieweil sie darauf keinerlei Antwort gab, den gnädigen Herrn Abten, er solle gegen inculpatam, die ihres Frevels geständig, nach eines heiligen Gerichtes Brauch und Recht das Urteil sprechen. Worauf der oberste Sendherr sich von seinem Stuhle erhob und also sprach: „Da es klärlich erwiesen, daß Barbara Zeymans, Heinzen Overstolzens eheliche Hausfrau, wider der Kirchen Gebot und unter Anrufung hölliſcher Geister Zauberei getrieben, mit gedachter Zauberei aber niemand an Leib und Seele ernstlichen Schaden zugefüget, so haben wir, als das von Gott eingesetzete heilige Gericht, für Recht erkannt, daß selbige in unser abteiliches Gefängnis bei den Mühlen geführet und daselbst drei Wochen bei Wasser und Brot gehalten werde. Weilen wir nun mit condemnata ihrer jungen Jahre und schönen Familie, nicht weniger ihres redlichen und ehrbaren Eheherrn halben linderlich zu verfahren uns resolvieret haben, so wollen wir sie mit dem Käz" — so nennet man hier zu Siegburg die Schandsäule, daran man die Missetäter zu des Volkes Verwarnung etliche Stunden stellet — „gnädiglich verschonen, legen ihr vielmehr dafür auf, an Brüchten zu zahlen: 20 Goldgulden einem heiligen Send, 10 Goldgulden der Pfarrkirchen allhier, item 10 Goldgulden dem Spital, drei Pfund Wachs der Kirchen unseres Stifts auf dem Berge, endlich ein Quart Weins unseres Gerichtes secretario für gehabte Mühe. So fragen wir nun condemnatam, ob sie sich bei vorgenannter Strafe beruhigen oder auf unseren Spruch einiges entgegnen will?"

Da schüttelte Barbara Overstolzin trotzig ihr Haupt, sagete, zu entgegnen wüßte sie nichts, wollte sich vielmehr bei der erkannten Strafe beruhigen und also ruhig werden, daß männiglich darüber erstaunen sollte. Welche Rede damalen keiner recht verstand, ob sich gleich mancher darüber verwunderte. Führeten auch des Sendgerichts Knechte condemnatam sogleich hinaus, auf daß sie selbige in den Schinkenkessel brächten. Da sie aber auf der Gasse waren, bat Barbara, man möchte sie zuvor nach Hause führen, dieweil sie daselbst noch etliches zu bestellen hätte, ehe daß sie ihre Strafe antreten wollte. Solches mochten ihr die Knechte nicht wohl verweigern, ließen sie auch ein gut Stück Weges vorausgehen, also daß die Leute, so ihr begegneten, nicht sahen, daß sie bewachet wurde. Wie sie nun in der Aulgasse angekommen waren, sagte sie zu ihren Trabanten, sie möchten eine kleine Weile auf sie warten, ging auch in ihres Eheherrn Haus, schickte alsbald einen Lehrling hinaus, der mußte den beiden Sendknechten eine Kanne Weins reichen, auf daß ihnen die Zeit nicht zu lang würde. Nach einer guten Stunde aber, da die Overstolzin immer noch nicht herfürgekommen war, pochten sie an die Tür, frageten auch die Magd, so öffnete, wo denn die Meisterin bleibe? Selbige wollte von ihrer Frauen Verbleib nichts wissen. Wo denn der Meister selber wäre? Der sei des Morgens früh zu des heiligen Sendgerichts Tagung auf die Herberge gegangen, aber noch nicht wieder heimgekehret. Sageten die Gerichtsknechte der Magd, sie möchte gehen, ihre Frauen im ganzen Hause zu suchen. Die Magd tat nach der Männer Geheiß, vermochte aber Barbaram nicht zu finden. Da argwöhnten die Knechte, condemnata möge heimlich davongegangen und ihnen entronnen sein oder sich in einem Gemache verborgen halten. Sucheten

darum selbst mit großem Fleiß, schauten vom Boden bis zum Keller in jeden Winkel, kehreten alles von unterst zu oberst, rüttelten auch an Schränken und Truhen, fanden aber nicht einmal eine Katze, viel weniger die Meisterin. Gingen darum auf den Hof, von da aber in die Werkstatt und zu den Oefen, um nachzuforschen, ob man allda die Overstolzin gesehen habe. Der Lehrling aber, der den Sendknechten ihre Verehrung an Wein auf die Gassen gebracht, bezeugete, die Meisterin sei alsbald in den Garten gegangen, allwo sie gewißlich noch sein werde. Nun waren derzeit die Bäume noch nicht recht grün, weshalb man über den ganzen Garten hinwegschauen konnte. Sahen die Knechte alsbald, daß das Pförtlein nach den Wiesen offen stand, und sprachen einer zum andern: „Da wir in guter Ruhe unsern Wein tranken, und vermeinten, daß sie im Hause wäre, ist sie gewißlich durch dieses Pförtlein entwichen. Vielleicht hat sie sich im Lohmarer Walde versteckt. Laß uns eilen, sie daselbst zu suchen.“ Machten sich auch alsbald auf den Weg, rannten durch den Wald nicht anders denn zwei scharfe Stöberhunde, mußten aber der Dunkelheit halben bald nach Vesperläuten heimkehren, ohne daß sie Barbaram gefunden hätten. In der Stadt hatten die Leute unterdessen schon erfahren, daß die Overstolzin ihres zauberischen Treibens halben zum Schinkenkessel condemnieret worden, in selbigem Gefängnis jedoch nicht eingetroffen sei, vielmehr samt den Gerichtsknechten das Weichbild heimlich verlassen habe. War darum wieder viel Gerede und Geschrei, denn die mehrsten glaubten, es würde wieder eine neue Verzauberung dabei sein. Da nun die Knechte in die Stadt zurückkamen, gingen sie sogleich zu des Herrn Abten Gnaden auf den Berg, daselbst zu rapportieren, was sich mit der Overstolzin zugetragen. Der Herr Abt ward nicht wenig zornig, da er vernahm, wie condemnata des heiligen Sends Knechten mitgespielet, schalt auch gewaltig, daß sie sich also von einer Weibsperson hätten nasführen und betrügen lassen und sagte, es wäre ihnen am besten, sie müßten an der entwichenen Delinquentin Statt miteinander die drei Wochen Schinkenkessel selbst absitzen. Gebot auch, daß andern Tags des Stiftes Jägermeister samt seinen Gehilfen durch den Wald revieren sollte, und daß Boten nach Spich, Lohmar, Hennef und Hangelar geschicket würden, daselbst nachzufragen, ob die Overstolzin durchpassieret sei.

Selbige waren kaum aus der Stadt, so kam ein Bergheimer Fischer, einem löblichen Magistrat zu vermelden, auf dem Wert bei Meindorf liege in den Weiden eine tote Frauensperson, so ohnzweifelhaft in der Sieg ersoffen und an gedachtem Orte geländet sei. Resolvierete darum ein löblicher Magistrat, es sollten sogleich die beiden Kurmeister mit dem Fischer gehen, desgleichen auch der Schinder mit seinem Karren, damit man die Leiche, wenn selbige nach Siegburg gehöre, sonder Verzug einbringen könnte. Den Schinder aber gab man den Kurmeistern deshalb mit, weil man wohl erkannt hatte, daß die Tote keine andere sei denn Barbara, die sich um ihrer Schande willen selbst ersänfet. Da nun Meister Heinzen angesagt ward, seine eheliche Hausfrau möchte wohl eines unchristlichen Todes verblichen sein und läge bei Meindorf in den Weiden, bat er einen löblichen Magistrat, daß er ihm vergönnen wolle, den Kurmeistern zu folgen und die Leiche in seinem eignen Wägelein zu holen, was man ihm aus sonderlicher Gunst und Gnade auch verstattete.

Um die Mittagsstunde ward also die Leiche in die Stadt gebracht und nach des Kurbuchs Verordnung in die Rüstkammer des Bürgerhauses gelegt, allwo ein löblicher Magistrat sie beschaute. In der Nacht aber vergrub man sie in aller Stille und ohne Gefolge, Geläut und Einsegnung hinter der Kirchhofmauer. So nahm Barbara Zeymans, Heinzen Overstolzens eheliche Hausfrau, ein rasches und schier jämmerliches Ende, welches ihr gewißlich niemand an der Wiege gesungen. Woraus klärlich zu erkennen, daß Schönheit der Gestalt und Reichtum für nichts zu achten sind, es sei denn, sie wären mit Demut, Züchtigkeit und was der christlichen Tugenden mehr sind, verknüpfet. Ihres Alters zählte sie einundzwanzig Jahre vier Monate und achtzehn Tage. R. I. P. Mögen Gott und die lieben Heiligen ihrer armen Seele gnädig sein!

Da aber etliche Monate verflossen waren, machte Barbarä hinterlassener Eheherr mit eines löbl. Magistrats Lizenz eine Stiftung, auf daß in der Kaplaneigasser Badstuben einundzwanzig Armen am St. Barbarätag wie an den Quatembertagen eines jeden Jahres ein warm Bad samt einem reinen Zwellentuch, danach aber ein halb Quart hiesigen Weins und ein pfündiges Brot sollten gratuito gewähret werden. Selbiges tat er, um mit vermeldtem Seelbade seiner unbußfertig verblichenen Hausfrauen ein weniges die Glut des Fegfeuers zu kühlen. Ward von da an auch wieder bessern Mutes, ging ein- oder auch zweimal aller Wochen auf der Ullnerzunft Trinkstuben und lebte ohne Sorgen, wie er es vordem, da er noch Junggeselle gewesen, getan hatte. Fassete nun auch einige Hoffnung, es möchte Brigitte, seine erste Braut, doch wohl noch einmal von ihrer Pilgerschaft wiederkehren, fragete deshalb wacker bei den Fährleuten am Rhein nach, ob ihrer einer etwan am Samstag nach St. Rochustag, da die große Hitze gewesen, ein Mägdlein übergesetzet hätte, das ein

gewesen. Fragete auch, ob ich keine neue Zeitung von Siegburg brächte? Worauf ich der Wahrheit gemäß erwiderte, es sei mehr denn ein Jahr her, daß ich nicht zu Siegburg gewesen wäre. Da fragete sie wiederum, ob ich damalen wohl vernommen, daß einem Meister der löblichen Ulnerzunft seine verlobte Braut am Hochzeitstage entwichen sei? Darüber konnte ich ihr nichts sagen, meinete auch, selbiges sei wohl gar nicht möglich, indem unter der Ulnerzunft Meistern kein Junggeselle mehr wäre, seit Meister Overstolz Peter Zeymans Tochter und Meister Anno Flach Johann Feldemers Witfrauen geheiratet hätten. Sie aber fragete ein andermal, ob ich das auch ganz gewißlich wüßte, was ich, dieweil ich mit allen Aulgasser Meistern von altersher genau bekannt bin, wohl bejahen konnte. Alsdann, so sagete das Mägdlein, würde das mit der entwichenen Braut auch wohl für nichts andres zu achten sein, denn für müßiges Geschwätz der Leute. Da ich nun nach etlichen Monden wiederum zu den Beguinen kam und nach dem Jüngferlein forschete, das mir sonderlich gefallen, erzählte mir die Beschließerin, selbiges sei bald nach meinem letzten Besuch als Novize bei den Benediktinerinnen zu St. Gudula eingetreten. Daselbst habe man ihr gesagt, sie möchte niemalen in gedachtem Kloster Profeß tun, es sei denn, sie wäre vom Adel und könnte sich darüber mit guten documentis ausweisen. Worauf sie dann an ihren Vater nach Deutschland geschrieben, welcher seine Tochter seit etlichen Jahren verloren geglaubt, jetzo aber nicht nur mit Brief und Siegel ihre Abkunft bezeuget, sondern auch aus Dankbarkeit gegen Gott dem Kloster eine ansehnliche Summe Geldes verehret hätte. Dies alles ist aber, wie ich Euch schon sagete, mehr denn achtzehn Jahre her, weshalb ich des Mägdleins längst vergessen hatte. Da ich mich nun in diesem Jahre rüstete, meine Reise ins Reich zu tun, geschah es, daß ich in das Kloster der frommen Schwestern Benediktinerinnen gerufen ward, allwo mich die ehrwürdige Frau Aebtissin in persona empfing und fragete, ob ich noch, wie vor Zeiten, um die Frühjahrszeit gen Siegburg zu den Ulnern zöge? Ich antwortete, es sei schon alles zur Reise bereit; in welchen Dingen ich ihr dienlich sein könnte? Da gab sie mir einen Zettel, darauf war geschrieben, was sie von feinem Ulwerk für ihres Klosters Refektorium zu haben begehrete, erklärete mir zugleich auch, daß ich die Ware bei keinem anderen denn bei Euch bestellen sollte, und wie sie mit Bildlein ausgezieret sein müßte. Ich aber hatte sie, während sie also zu mir sprach, wohl wiedererkannt, und da ich beim Fortgehen die Schwester Pförtnerin darum befragte, sagete mir selbige, es wäre Schwester Brigitte nicht allein ihrer vornehmen Herkunft, sondern auch ihres demütigen Wandels halben am Tage Mariä Himmelfahrt vom Kapitel omnium consensu zur Aebtissin erwählet worden."

Während Gerrit van Karken diese historiam erzählete, hatte Meister Heinz am Fenster gestanden, seinen Ellbogen wider die Wand gestützet und das Haupt in seine Hand gelegt. Wie er aber also dastand und über das Gärtlein und die Feldflur weg in die Ferne schaute, schien ihm die Sonne voll in das Antlitz. Da sah ich, daß er nicht mehr der junge und frohgemute Gesell war wie damalen, da er sich beim Schießspiel des Herrn Abten Kleinod holte und nachher das landfahrende Mägdlein zu seiner Königin machte, bemerkete vielmehr in seinem Haupthaar und Bart manches weiße Härlein, und in seinem Antlitz, sonderlich um die Augen, mehr feine Fältlein, denn man Schnörkel auf einem ganzen Folioblatte der schönsten Kanzleischrift findet.

Da nun Gerrit vorgedachte relationem beendet hatte, blieb der Meister noch eine gute Weile am Fenster stehen, dann aber fuhr er sich mit der flachen Hand über Stirn und Augen, trat zum Tische und setzete sich wieder auf seinen Stuhl. Zu dem Kaufmann aber sprach er: „Ich danke Euch, Lieber, für Eure Erzählung nicht minder denn für das schöne mandatum, und werde mit Fleiß darüber wachen, daß alles in lichter und aufrechter Ware bis St. Bartholomäi zu Euren Diensten ist." Fragete ihn auch noch mancherlei über seine Reise und bot ihm, dieweil es schon am späten Nachmittag war, einen Vespertrunk, den aber Gerrit mit schicklichen Worten ausschlug, indem er sagete, er wollte vor Abend noch etliche andre Meister einer löblichen Ulnerzunft besuchen. Da der Kaufmann fortgegangen war, hieß mich der Meister die Feder zu Handen nehmen und den Kaufbrief über die Klinkenberger Tongruben aufsetzen. Was er aber darüber zu mir sprach, das klang nicht anders, als ob er den ganzen Tag nichts weiter getan hätte, denn nachsinnen, wie er die Gruben, da man damalen den feinsten und hellesten Ton stach, auf eine vorteilhafte Art in seinen Besitz bringen möchte. Als ich mit dieser meiner Arbeit fertig war, nahm er mir das Konzept aus der Hand, selbiges noch einmal durchzulesen. Zu Hause aber, allwo ich mich anschickete, die copiam anzufertigen, fand ich, daß an einer Stelle die Schrift von einem Wassertröpflein benetzet und darum verlöschet war. Woraus ich zu erkennen meinete, es müßte den guten Meister doch wohl letztlich ein andrer Gedanke mitten unter den feinen weißen Ton geraten sein.

Nach etlichen Tagen brachte ich ihm das documentum ins Haus. Er empfing mich nach seiner freundlichen Art, legete aber das Papier alsbald beiseite und

fragete mich, ob ich wohl Lust hätte, eine andere Arbeit für ihn zu vollbringen? Da ich mich hierzu sogleich bereit finden ließ, holete er etliche beschriebene Blättlein herfür und sagete, er möchte als ein Witmann, so niemalen wieder zu heiraten gesonnen sei, auch keine leiblichen Erben habe, deshalb auch sein Geld nicht wie sonst wohl ein guter Hausvater gar genau und ängstlich zusammenhalten müßte, eine Stiftung machen zur Erinnerung an eine, die ihm vorzeiten lieb und wert gewesen, die aber, wie er dessen nunmehr Gewißheit erlanget, der Welt seit vielen Jahren gänzlich abgestorben.

Ich fragete Meister Heinzen, wem er wohl gedachter Stiftung beneficia zugedacht habe? Worauf er antwortete, es sollten aus den Zinsen die St. Michaelskinder, so etwan unsere abteiliche Stadt Siegburg passieren möchten, zwei Tage gespeiset und gepfleget und, wenn es not täte, auch neu gekleidet werden. In den Jahren aber, wo sich bis zum St. Aegidiitage keinerlei pilgernde Kinder unter den Mauern gezeiget, sollte der zeitige Schulmeister gehalten sein, am St. Michaelistage bei guter Stunde mit allen Buben und Mägdlein seiner Schulen nach der Kruchter Probstei hinauszuziehen, daselbst eine Andacht zu verrichten und unter Absingung des Ambrosianischen Lobgesanges wieder zur Stadt zurückzukommen. Darauf aber sollte ihnen auf dem Markte ein gut Mahl gereichet werden: Kalbsbraten, Mehlklöße und gedörrte Pflaumen, dazu jeglichem Kinde ein halb Quart hiesigen Weins, dem Schulmeister aber ein ganzes. So aber teuerer Zeiten oder Kriegsläufte halben keine Kälber zu erlangen sein möchten, so sollte man den Kindlein etwas anderes reichen, etwan Fische aus dem Wallgraben oder Eier mit einem Salätlein.

Aus den allhier vermeldten constitutionibus wird man leichtlich erkennen, daß Heinz Overstolz alles reiflich und weislich überdacht hatte. Blieb mir als dem dazu bestelleten notario darum nichts weiter zu tun übrig, denn die statuta in guter Ordnung niederzuschreiben und in des Meisters Namen bei einem hohen Magistrat für die gedachte Stiftung die Lizenz nachzusuchen, die alsbald danach libentissime erteilet wurde.

Da aber niemalen wieder pilgernde Kindlein im Gebiete unserer abteilichen Stadt betroffen worden, so ist vom ersten Jahre an bis auf den heutigen Tag Meister Heinzens beneficium der hiesigen Schulen zugute kommen, das den Buben und Mägdlein, sonderlich aber dem Schulmeister, so gemeiniglich einen Kalbsbraten nur aus Lucä Kapitel 15 kennet, wohl zu vergönnen. Will auch in Kürze vermelden, daß sich Henricus May der Speisung noch zu zehn Malen erfreuet, ehe er Anno 1522 im 75. Jahre seines Alters verblichen. Hat aber Speise und Trank niemalen mit rechter Demut hingenommen, sondern vielmehr als einen Tribut, so man seiner Gelehrsamkeit geschuldet, wie er denn auch in seinen alten Tagen von seiner Hoffart nicht hat ablassen mögen, auch auf dem Totenbette den Leuten gesaget, daß er schon sterben müßte, das käme daher, weilen der liebe Herrgott endlich eingesehen, es dürften die Engelein im Himmel nicht länger ohne alle Unterweisung und instructionem herumlaufen, weshalb er sich resolvieret, einen guten Schulmeister zu verschreiben.

Die Kindlein aber, so man an ihrem Freudentage nicht anders als die St. Michaelskinder nennet, empfangen die lieben Gottesgaben mit Dankbarkeit. So ist denn auch neulich, da man Meister Heinzens Tod angesaget hat, unser Hänslein, das ist meines Sohnes Kaspar Söhnlein, zu mir gelaufen gekommen, hat arg geweinet und gefraget, ob nunmehr auch der Kalbsbraten und die gedörrten Pflaumen ein Ende hätten? Worauf ich ihm dann berichtet, daß der alte Meister auch noch in seinem Grabe für die Schützlein aus der Schulen sorgen würde, wie er auch die richtigen Schützen, deren König er an die zwanzig Malen gewesen, in seinem testamento mit ansehnlichen legatis bedacht hätte. Fragete Hänslein wiederum, warum eine löbliche Schützengilde alsdann bei des Meisters Bestattung ihr Fähndel mit dem St. Michael zu Hause gelassen, welches sie doch sonst bei jeder großen Leiche mitführete? Da habe ich ihm gesaget, das hätte Heinz Overstolz also gewünschet, dieweil er bei aller Reverenz vor dem heiligen Erzengel dem Konterfei auf dem Seidentuche gram gewesen, da ihn als einen gutherzigen Mann der arme Drache, so von St. Michaels Schwerte durchbohret wird, gejammert. Wenn aber mein Enkelein erst größer und verständiger sein wird, und Gott hat mir das Leben gelassen, so will ich dem Hänslein sagen, der Lindwurm sei nichts anderes denn ein symbolum fleischlicher Lust und Begierde. Weilen aber wir Menschen keine Heiligen, sondern Kreaturen von Fleisch und Blut seien, so möchte es manchen unter uns leichtlich bedünken, als ob der heilige Erzengel mit der gänzlichen Abtötung des Drachen doch wohl allzuviel getan hätte. Solcher schwachen Menschlein aber sei auch der selige Meister einer gewesen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

violenfarben Gewand, mit Marderpelz verbrämet, getragen. Welches Mägdleins sich Peter Bürvenich zu Mondorf, eines adligen Damenstifts zu Vilich bestalleter Fährmann, wohl zu erinnern wußte, wie er sich dessen auch entsann, daß gedachte Jungfer auf Befragen davon geredet, sie wolle eines Gelübdes halben nach Frankreich wandern, worauf er gemeinet, das sei ein gar weiter und beschwerlicher Weg, das Mägdlein aber erwidert, desto kürzer und lieblicher möchte alsdann der Weg zur ewigen Seligkeit sein.

Weilen es nun die Gewohnheit der Wallfahrenden ist, daß sie auf demselben Wege von dem Gnadenorte heimkehren, auf dem sie hingepilgert sind, so glaubte der Meister nicht anders, denn daß Brigitte, wenn sie wiederkäme, auch wieder über Hersel und Mondorf kommen würde. Beredete sich deshalb mit den Schiffsleuten, insonderheit mit Petern Bürvenich, daß man es durch einen laufenden oder reitenden Boten melden sollte, wenn das Mägdlein wieder ins Land kommen sei. Ging auch manchen Tag selbst an den Rhein hinunter, dieweil er vermeinete, es möchten die Schiffer sein mandatum etwa vergessen und ihm von Brigittens erfolgter Rückkehr keine Kunde gegeben haben. War aber alles umsonst; es hatte keiner das Mägdlein gesehen, und war auch niemand, der nicht geglaubet hätte, sie sei längst gestorben und verdorben, ausgenommen Heinzen und die Schulmeistersleute. Selbige gaben die Hoffnung, die Pilgerin doch noch wiederzusehen, niemalen auf, ja, es dünkt mich, daß ihre Zuversicht mit den Jahren erstarkete, wie sich ja gemeiniglich ein Glaube, so in der rechten Liebe wurzelt, durch nichts beirren lässet, sondern allen rationibus zum Trotze fröhlich grünet und blühet.

Siebentes Kapitel

Am St. Servatiitage im Jahre unseres Herrn und Heilandes 1512 geschah es, daß Meister Heinz Overstolz mich, den zwei Jahre zuvor Kais. Röm. Majestät Maximilianus ruhmreichen Andenkens zum Notarius bestellet hatte, in sein Haus auf der Aulgassen rufen ließ, auf daß ich ihm etlicher Tongruben halben, so in den Klinkenberger Marken gelegen, einen Kaufbrief aufsetzen möchte. Da ich nun meine Papiere ausgebreitet, auch die Feder wohl geschnitten und das Tintenbüchslein zur Hand genommen hatte und mit meiner Arbeit anfangen wollte, trat die Cilla, Overstolzens alte Magd, in die Stuben und sagete dem Meister, es wäre Gerrit van Karken angekommen, worauf Heinz gebot, es solle der Fremde alsbald zu ihm geführet werden.

Nun war mir bewußt, daß Gerrit van Karken ein trefflicher und angesehener Kaufmann war, welcher sonderlich viel Siegburger Ullwerk gen Brabant, Flandern und über das Meer nach Engelland führete, weshalb ich mich denn bescheidentlich erhob und zu Meister Overstolzen sagete, ich würde andern Tags wiederkommen. Selbiger wollte mich aber nicht gehen lassen, entgegnete vielmehr, es möchte Gerrit wohl nicht allzu lange bleiben, auch würde es mir, als einem allzeit nach merkwürdigen historiis und neuen Zeitungen begierigen Manne, gewißlich lieb sein, den van Karken, so weit in der Welt herumgekommen und sogar bei der jungen Majestät von Engelland Hochzeit zugegen gewesen, kennen zu lernen. Also blieb ich denn in der Stuben.

Da nun Gerrit eintrat, ward mir offenbar, daß ich ihn schon vor Jahren des öftern gesehen hatte. Er war nämlich von einer großen und ansehnlichen Gestalt, und sein Antlitz war so, daß man es nicht leichtlich wieder vergessen konnte. Dazu trug er einen Bart, der ihm bis auf den Gürtel ging, und an den Fingern seiner linken Hand Ringe mit köstlichen Steinen. Er begrüßete Meister Heinzen wie einen guten Freund, aber auch mir reichte er seine Hand, nicht anders, als ob er mich seit langen Jahren gekannt hätte. Und wie denn gemeiniglich die fremden Kaufleute neue Zeitungen mit sich führen, so sprach er davon, es sollte im ganzen Reich wiederum eine Türkensteuer ausgeschrieben werden, auch wollte Röm. Kais. Majestät mit dem Könige von Engelland ein Bündnis wider Königliche Majestät von Frankreich machen. Dieser bösen Zeitläufte halben wünschte er, es möchte sein Vater ihn lieber zu einem Balbierer oder Flickschneider denn zu einem Kaufmanne gemacht haben, welcher der Sorgen niemalen ledig würde und von heute auf morgen sein Geld verlieren könnte. Weshalb er denn jetzt auch kein fein und köstlich Ulwerk kaufen möchte, sondern nur ordinäre Kochduppen, Bierpötte und Schnellen, welche unter dem Landvolk leichtlich abzusetzen wären und auch in schlimmen Zeiten begehret würden. Da er das sagete, nahm Meister Heinz flugs eine Schreibtafel vom Sims und bat ihn, er möchte ihm vermelden, wieviele gedachter ordinärer Duppen er wohl brauchete. Zog also Gerrit ein Büchlein in octavo hervor, blätterte ein weniges darin und sagete Heinzen von jeder Sorten die Anzahl. Fand auch dabei, daß er dem Meister doch noch ein gut mandatum zu geben hätte, indem ein Frauenkloster in Brabant einen ansehnlichen Vorrat an feinen Wasser- und Weinkannen, desgleichen an Essig- und Oelkrüglein, Nürnberger Pötten, schönen Bechern und Würzkännlein bei ihm bestellt habe. Fragete der Meister, ob das alles

geschnitten oder gedruckt Werk sein sollte? Antwortete der Kaufmann, es müsse gedruckt Werk sein, und solle ein jedes Stück drei runde Bildlein aufweisen, zum ersten St. Gudulam als des Klosters Patronin, zum andern den Erzengel St. Michael, zu welchem die ehrwürdige Mutter Aebtissin eine sonderliche andächtige Zuneigung gefasset habe, in der Mitten aber eine Rose von Jericho und darunter die Worte: Expergiscor caeli rigata rore, das heißet verdeutschet: Ich erwache, wenn mich der Tau des Himmels benetzet. Da sich nun der Meister auch dieses aufgeschrieben hatte, sagete der Kaufmann, er möchte aber gut Obacht geben, daß die Formen zu den Bildlein vom allerbesten Formschneider verfertiget würden, auch müßte die Ware schön licht in der Farbe und gut aufrecht Werk sein, weilen er der Frauen Aebtissin ausdrücklich habe versprechen müssen, es solle kein andrer Meister die Kannen und Krüglein liefern denn Heinz Overstolz.

Der Meister verwunderte sich sehr, daß man in einem Brabanter Kloster die Siegburger Ulner also genau kannte, erwiderte aber nur, er würde für gute Arbeit Sorge tragen. Worauf der Kaufmann fragete, ob wohl in hiesiger Stadt noch ein Schulmeister lebete, mit Namen Henricus May, welchem wie auch seiner ehelichen Hausfrauen er von gedachter Aebtissin viele salutationes zu bringen hätte.

Da erstaunete Heinz noch viel mehr, antwortete, selbige seien beide noch bei guter Gesundheit, wenn auch in mageren fortunis, fragete auch zugleich, woher wohl die Aebtissin den Schulmeister kennen möchte?

Darauf vermochte Gerrit keine genaue Antwort zu geben, sagete vielmehr, er habe nicht anders vermeinet, denn daß die ehrwürdige Frau Aebtissin aus einem Siegburger adligen Hause sei, wie sie denn auch das Deutsche fürtrefflich spreche. Fragete der Meister wiederum, in welcher Stadt das Kloster sei, und wie die Frau Aebtissin heiße? Entgegnete der Kaufmann, die Stadt sei Maastricht, die Aebtissin aber sei eine Gräfin von Dohna. Gab Overstolz darauf zurück, dann wäre sie gewißlich nicht aus Siegburg. Allhier hätte man von einem gräflichen Hause des Namens Dohna niemalen gehört, er glaube auch nicht, daß man im ganzen Herzogtum Berg, vielweniger im Erzstift Köln einen Grafen vorerwähnten Namens antreffen möchte.

Sagte der Kaufmann, das wäre verwunderlich; wenn es aber gewiß sei, daß die Aebtissin nicht von Siegburg gebürtig wäre, so würde sie wohl auf einer Reise hiesige Stadt passieret und in selbiger etliche Zeit gewohnet haben. Denn es sei offenbar, daß sie viele gute Bürger hierselbst nach Namen und Hantierung kennete, auch die beiden letztregierenden Herren Aebte seligen Angedenkens nach ihrer staturae und ihres Antlitzes Aussehen wohl zu beschreiben wüßte, wie sie denn auch von den Heiligtumsschreinen unserer Pfarr- und Abteikirchen mit sonderlicher Reverenz gesprochen hätte. Fragete nunmehr Meister Heinz, wie alt gedachte Frau Aebtissin wohl sein möchte? Antwortete Gerrit, sie würde gewißlich noch nicht vierzig Jahre zählen, sei auch erst im letzten Sommer nach ihrer Vorgängerin Tode vom Kapitel zur Aebtissin geküret worden. Wie lange sie denn schon in dem Kloster zu Maastricht sei? Das wußte der Kaufmann nicht genau zu sagen, meinete aber, es möchten an die achtzehn Jahre sein, daß sie daselbst den Schleier genommen. Zuvor sei sie in selbiger Stadt bei den Beguinen gewesen, wo er sie als ein zierliches Jüngferlein gesehen und gesprochen, dieweil er das Beguinenhaus damalen mit billigem Ulwerk versorget hätte. Nun, da er jener Zeiten gedenke, komme ihm ins Gedächtnis zurück, wie er sich einstmals gewundert, unter so vielen hutzligen Weiblein eine so schmucke, junge Dirne zu finden, und wie er von selbiger auf Befragen vernommen, daß sie auf der Heimreise von einem Gnadenorte erkranket und von den Beguinen aus christlicher Barmherzigkeit geherbergt und gesund gepflegt worden sei, weshalb sie sich resolvieret, aus Dankbarkeit im Beguinenhause zu bleiben und daselbst als eine Magd zu dienen.

Ueber vermeldter Erzählung des Kaufmanns war der Meister unruhig geworden, hatte sich von seinem Stuhle erhoben und, gleich als ob es ihm zu warm würde, das Fenster geöffnet, also daß die linde Mailuft hereinwehte und wir hören konnten, wie die Buchfinken im Garten und eine Merle auf dem Dache der Werkstätte zum Preise Mariä, der Maienkönigin, jubilierten.

Da aber Heinz ein weniges in der Stuben auf und nieder gegangen war, blieb er vor Gerrit stehen und sagete: „Ich bitte Euch, Lieber, fahret mit Eurer Erzählung fort. Mich dünket jetzo, ich müßte die Frau Aebtissin doch wohl kennen. Ihr sprachet davon, wie Ihr das Mägdlein bei den Beguinen getroffen. Erzählet also weiter, wenn es Euch gefällig ist."

Sprach der Kaufmann: „Wie nun der Fuhrmann und mein Knecht das Ulwerk vom Wagen luden und in das Beguinenhaus trugen, stand besagtes Mägdlein dabei, betrachtete meine Ware und rief unter Bezeugung großer Freude: ‚Bei den lieben Heiligen, das ist ja Siegburger Ulwerk!' Da ich sie nun fragete, ob sie daran ein sonderliches Gefallen fände, antwortete sie mir, es sei ihr nicht anders, als ob sie gute Freunde und Bekannte wiedergefunden hätte, denn sie sei lange genug in der abteilichen Stadt

BOSTON PUBLIC LIBRARY
3 9999 08576 192 0

MAY 3 1928